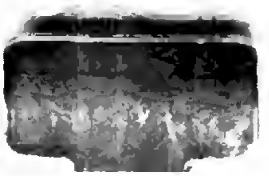

Digitized by Google

A 103

1849

NOTE TO THE READER

FRAGILE

THE PAPER IN THIS VOLUME IS BRITTLE

PLEASE HANDLE WITH CARE

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
APR 1 5 1971
AP 30
M65
V. 43 :1-166
1849: Jan-July.12

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 1. Montag den 1. Januar 1849.

Willſt du den bangen Knäuel entwirren,
Der um der Menſchheit Bruſt ſich ſchlang,
Und löſen irdiſcher Zwietracht Klirren
Auf in harmoniſchen Sphärenklang?
Aufführen aus bewegten Stoffen
Den Bau, der auf ſich ſelbſt kann ruhn?
Kurz, was wir wünſchen, was wir hoffen,
Ja, was wir fordern, willſt du's thun?

Rückert.

Zum Neujahr 1849.

Verſtummt Propheten und Poeten!
In Janus' Tempel heut zu treten
Mit frommem, demuthsvollem Beten
Ziemt prieſterlichen Seelen nur.
Aus haidenkeimten, wieren Saaten
Vergangnee' Kämpfe, Wundee, Thaten
Glit es, der Vorſicht Gang errathen,
Der kommenden Geſchicke Spur.

Sind's Trauer-, ſind es Freudenzüge
Die dichtgedrängt, wie Kranichflüge,
Lautlos, als ob ein Hauch ſie trüge,
Herſchweben zu des Tempels Thor?
Die von dem ſchickſalvollſten Jahre
Die Ernte bringen zum Altare
Auf Siegeswagen, Karren, Bahre,
Mit Feſtesfahnen, Trauerflor!

Vom Purpurſammt entblößte Thronen,
Zerſchlagne und vertauſchte Kronen,
Die Geißeln und die Skorpionen
Entwunden eines Zwingherrn Hand,
Und, das, vor allen Diademen
Einſt leuchtend, jezt ein blaſſes Schemen,
Sie vom geweihten Haupte nehmen —
Des Pontifex dreifaltig Band!

Siegskränze mit duftreicher Blüthe,
Der Freiheit Roſen, friſch entglühte,
Loebeee'n um ſtolzer Bürger Hüte,
Die Wage, die das Recht verbürgt;
Die Schwerter, Keulen und das Feuer,
Womit ein Götterſohn, ein neuer, —
Das Volk, — die Schlangenungeheuer
Argliſt'ger Tyrannei erwürgt!

Dann aber Tauſende von Leichen,
Noch tragend in den ſtarren, bleichen
Geſichtern das Gepräg' und Zeichen
Der Leidenſchaft, gelöſcht mit Blut;
Die hingemäht vom Schlachtengotte,
Die wehrlos ſichrer Schützen Rotte
Ein Ziel, und, untee wildem Spotte,
Jene zerfleiſcht mit Tigerwuth!

Und von Lebend'gen — welch Gedränge!
Endlos dehnt ſich des Zuges Länge,
Der Pilger unharmon'ſche Menge, —
Ein Chaos ohne Maß und Licht!
Doch, ob auch ihre Lippen ſchweigen:
In Aug' und Zügen iesbar zeigen
Sich die Gedanken, welche ſteigen
Zum Kampf, den Ruh nie unteebricht.

Da nah'n, die ſchaffen und die ſcheinen,
Die Glaubenden und die verneinen,
Die da zerreißen und die einen,
Des Dunkels Boten und des Lichts;
Die Frieden pred'gen und die toben,
Die erdwärts, und die ſchau'n nach Oben,
Die ſich der Selbſtſucht Bann enthoben,
Und die ſich, ſtumpf, verkauft dem Nichts;

Digitized by Google

Die kühn, trotz Sturmes Brauſen, bauen
Das Haus, in welchem ſie vertrauen
Friedvoll, geſchirmt das Volk zu ſchauen,
Entworfen nach der Freiheit Plan;
Und die, in ewigem Empören,
Der Meiſter Kreiſe höhniſch ſtören,
Zu Haß und Umſturz ſich verſchwören
Und jede Hoffnung ſchelten — Wahn!

O du, mein Vaterland! was legen
Von deines Jahrs Ertrag und Segen
Die Schatten, die ſo bunt ſich regen,
Hin am Altar in raſcher Flucht?
In lang entwohntem Kampfe glühen,
In ungeheuerm Ringen mühen
Sich deine Söhne! Herrlich blühen
Sahſt du den Mai; wo bleibt die Frucht?

Die Farben, die, ob auch verbogen,
Den Zwingherrn ſchufen tauſend Sorgen,
Schwarz, Roth und Gold — ſie wehn im Morgen
Der Freiheit mit des Frühlings Laub;
Die Leone, die, zur Zeit der Schande,
Wo Deutſchland trug des Fremden Bande,
Verſunken, — zum Verjüngungspfande
Hebt ſie ſich neu halb aus dem Staub!

Doch ungeſtüme Hände taſten
Wild an den Farben, den gehaßten;
Wehn ſoll nur von den Freiheitsmaſten
Unheilverkündend blut'ges Roth;
Den Goldreif alter deutſcher Ehre
Verwirft der Zukunft luſt'ge Lehre,
Ihn brächen gern der Neider Heere,
Ihn treten Buben in den Koth!

Und nach dem Höchſten kühn zu greifen,
Zu langen nach der Frucht, der reifen,
Den Wünſchen, welche ziellos ſchweifen,
Zu ſetzen eine feſte Mark,
Die Fahne Vorwärts zu entfalten,
Daß, wie von eines Pfingſtgeiſts Walten,
Die Scheuen wagen, glüh'n die Kalten —
Ach! — fehlt die Hand, erprobt und ſtark?

Wird Deutſchlands Volk ſich ſelbſt verdammen?
Sinkt jene Loh' der einſten Flammen
In Aſche, trüb und grau, zuſammen,
Die wir, beſchämt, uns ſtreu'n auf's Haupt?
Das Unkraut ſoll das Korn erſticken?
Der Feind die beſten Halme knicken?
Den Adler Schlang' und Wurm umſtricken?
Und ſoll ein Thor ſeyn, wer geglaubt?

Die zum phantaſtiſchen Gedichte
Erheitert ſchien, hat die Geſchichte
Zum ſchreckenvollen Strafgerichte
Verdüſtert ihren ew'gen Gang?
Schlägt uns des Zornes Strahl in Splitter?
Wird uns gereicht die Schaale Bitter?
Sind wir die Ernte, ſtatt die Schnitter?
Wird Wehefluch der Feſtgeſang?

So kämpfen Zuverſicht und Zagen:
Ob uns zum Ziel, aus Kampfestagen,
Gerettet trägt der Siegeswagen,
Ob Schlaf und Tod dieß Chaos zeugt?
Es ſtreiten gährend die Gedanken;
Der Macht, der Weisheit Pfeiler wanken,
Nichts ſteht im unermeßnen Schwanken, —
Der Glaube nur bleibt ungebeugt.

Ob wilder noch die Stürme wüthen,
Entwurzelnd Bäume ſammt den Blüthen,
Gleich Lavaſtrömen, roth entglühten,
Ausbricht die Bosheit und der Wahn:
Der ew'gen Regel doch nicht minder
Getreu, nicht träger noch geſchwinder,
Trotz der Zerrüttung ſeiner Kinder,
Bleibt der Planet in ſeiner Bahn.

Die Weisheit, die in keckern Ringen
Kometen läßt um's Weltherz ſchwingen,
Gewiß, zur Heimkehr ſie zu zwingen,
Nach wilder Irrfahrt Wageſtück:
Lenkt auch die Geiſter, die beſeſſen
Von ihrer Freiheit Wahn, vermeſſen,
Das ew'ge Weltgeſetz vergeſſen,
In ihres Plans Geleis zurück.

Nicht edler Ringer Kampf und Strebung, —
Den Stolz nur ird'ſcher Ueberhebung
Dämpft des geweihten Sinn's Ergebung,
Vor welcher Zeit und Nacht zergeh'n;
Sie reicht im Streit den Kelch dem Matten,
Und läßt, wenn er in Grabes Schatten
Die liebſten Wünſche ſieht beſtatten,
Der ew'gen Hoffnung Fahne weh'n.

Digitized by Google

Der März in der franzöſiſchen Republik.

Reiſetagebuch von Fanny Lewald.

1.

Bremen den 28. Februar 1848.

Heute früh habe ich Oldenburg verlaſſen und es ſcheint, als ob ich mit dem erſten Schritte aus der kleinen, todtenſtillen Reſidenz gleich in eine neue Welt voll Wunder verſetzt werden ſollte. — Die Republik proklamirt in Paris!

In tiefſter Friedensſicherheit war ich am Morgen durch die Straßen von Oldenburg gegangen. Wie ſtill und ruhig gefeſtet ſah die Welt aus. Alle Laden der kleinen, zum Theil aus rothen Backſteinen gebauten Häuſer waren geſchloſſen; ein ſchlaftrunkener, vierſchrötiger Poſtillon zog mit vier ſchwerfälligen Pferden zur Poſt; der Stalljunge ſang ein plattdeutſches Lied. An der Hauptwache, dem Schloſſe gegenüber, ging zwiſchen den beiden Kanonen die Schildwache auf und nieder. In der Baumallee, auf dem räumigen Schloßplatz alles ſtill; das wunderliche Schloß, mit ſeinen Anbauen und Thürmchen wie im Morgenſchlafe träumend. Der Frieden begnügter Einförmigkeit lag über Oldenburg ausgebreitet und ich hatte mich während meines zehnwöchentlichen Aufenthalts ſo heimiſch in dieſer Exiſtenz gefühlt, daß ich mich beinahe fürchtete vor den heftigen Aufregungen, vor den gewaltigen Eindrücken, die in Paris meiner warteten.

Auf dem kleinen Dampfſchiff, das uns die Hunte und Weſer entlang nach Bremen führen ſollte, waren nur wenige Leute. Der Mond ſtand noch hoch am Himmel und beleuchtete den engen Hafen, die holländiſchen Mühlen, die niedrigen aus Wieſenland beſtehenden Ufer der Hunte. Trockenes Schilf, melancholiſch im Morgenwinde ſchwankend, neigte ſich zu den Eisſchollen nieder, welche vereinzelt umher trieben. Wir gingen in die Kajüte hinab, nachdem wir den Zurückbleibenden die letzten Grüße zugewinkt hatten. Während der Fahrt bildete Paris faſt ausſchließlich den Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Das Reformbankett, Guizots ſtarres Verhalten, Louis Philipps trotzige Sicherheit wurden beſprochen und man nahm als gewiß an, daß die Reform durchgehen, die Krone nachgeben werde. Ich erwartete eine bewegte, eine intereſſante Zeit in Paris.

So langten wir in Bremen an. Aber kaum hatten wir den Fuß aus dem Dampfſchiff auf die Erde geſetzt, als uns Doktor Andree mit einem Zeitungsblatte in der Hand entgegentrat. „Louis Philipp iſt geflohen! Die Republik iſt proklamirt in Paris! Und hier, leſen Sie!“ Ich nahm das Zeitungsblatt und las unter den Namen der proviſoriſchen Regierung Albert, ouvrier!

Eine neue Aera beginnt. Was wird ſie den Franzoſen bringen? Neue Kämpfe? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei? — Ich kann's nicht glauben. Mörderiſche Kriege, blutige Kämpfe kommen mir unmöglich, kommen mir undenkbar vor, nachdem man die Ideen des Socialismus, der brüderlichen Menſchheitsvereinigung im Leben zu verwirklichen verſucht hat. Jemand todtſchlagen, weil er nicht unſerer Meinung iſt oder weil er dieſſeits und wir jenſeits des Fluſſes wohnen; weil wir andere Sitten, andere Sprache haben, das Alles wäre doch zu traurig bei dem jetzigen Kulturzuſtande. Der Krieg gebildeter Völker untereinander iſt der letzte Reſt thieriſcher Rohheit und muß verſchwinden von der Erde. Ich glaube an die Menſchheit, an die Zukunft, an die Republik. Schöne Hoffnungen, glorreiche Erinnerungen knüpfen ſich an den männlichen Klang dieſes Wortes. Mehr als je zieht es mich nach Paris. Ich möchte ſehen, wie ein Volk ſich einrichtet, wie es ſich den Staat geſtaltet, nachdem es ſich reif erklärt hat zu freier Selbſtbeſtimmung. Große Eindrücke ſtehen uns in Paris, dieſem ewig klopfenden Herzen Europas, bevor.

2.

Düſſeldorf, Freitag 3. März.

Wir ſind noch hier, weil die Eiſenbahn bei Valenciennes zerſtört iſt und die Paſſage alſo gehemmt. — Düſſeldorf iſt faſt ſo ſchweigend als Venedig. Es kommt mir ſelbſt im Vergleich mit Oldenburg noch auffallend ſtill vor. In Oldenburg hört man in den engen Straßen das Klappern des Handwerkers, das Rollen der Marktwagen, den Schrei ſpielender Kinder; hier aber liegen die langen, baumbeſetzten Straßen lautlos da. Es iſt eine Ruhe, wie ich ſie einſt in Fulda, in Bruchſal, überhaupt in den ehemaligen kleinen Reſidenzen geiſtlicher Herren gefunden habe. Wie ſtill muß es nun erſt in Düſſeldorf geweſen ſeyn, ehe die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe Leben und Bewegung in dieſe Gegenden brachten! Man begreift, daß dieß gerade der Ort war, an dem die Jakobi's, die Stollberge, die Spallizin ſich ſo ſanft mit ihrem myſtiſchen Pietismus in's bläuliche, nebelverſchwommene Jenſeits hinübergeſchwächlicht haben.

Hier in Düſſeldorf iſt mir denn auch das wunderliche Manifeſt des Bundestages in Bezug auf die jetzige Revolution zu Geſicht gekommen. Das iſt eines der ſonderbarſten Dokumente, welches die Neuzeit beſitzt. Es mahnt mich an das Verhalten der alten

Digitized by Google

Frau W., die immer zankte und fluchte; aber sobald ein Gewitter aufzog und es donnerte, die Bibel vornahm, ein Kreuz schlug und sich zu bessern gelobte. Wäre es nicht so komisch, man müßte sich über diese Phrase ärgern. Und es wird doch Deutsche genug geben, die daran glauben und darauf Hoffnungen bauen.

Louis Philipp höre ich täglich von vielen Personen bedauern. Ich kann es zu keinem Mitleid für ihn bringen, so erschütternd ich seinen Sturz finde, so rührend ich mir einzelne Züge seiner Flucht zu denken vermag. Ich gönnte ihm den Tod, weil es schrecklich seyn muß, sich zu überleben, aber er hat sein Schicksal, die Verbannung, nur zu sehr verdient. Wer von Franzosen zum Könige der Franzosen erwählt wird, der muß nicht König von Frankreich seyn wollen, und höhere Interessen haben, als die materielle Bereicherung der eigenen Familie. Louis Philipp hatte den Regenschirm und die bürgerlichen Händedrücke von 1830 so sehr vergessen, daß er durchaus in einer Citadine Paris verlassen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Preußen und Oesterreich. — Constituirende Versammlung.

Voltaire hat Recht: man braucht nur alt zu werden, um Wunder zu erleben. Die französische Republik, die 1794 die christliche Religion abschaffte, um die Vernunft auf den Thron zu setzen, proklamirte sich im December 1848 als getreueste Tochter des Papstes, jubelt über dessen in Aussicht gestellte Ankunft zu Marseille und beordert Truppen nach Civitavecchia, seine Autorität in dem römischen Gebiete herzustellen. Wer ist durch diesen Schritt der Hierarchie willkommener als der zeitige Machthaber Cavaignac; nun ist ihm die Präsidentenstelle der Nation gewiß. Durch diesen politischen Griff hat er die ganze Geistlichkeit Frankreichs auf seine Seite gebracht und der Nationaleitelkeit geschmeichelt. Louis Napoleon ist verloren! — Nun, indem ich dieses schreibe, ist der letztere schon so gut wie Präsident und der friedliebende, ehrliche, starre Republikaner Cavaignac muß dem Neulinge Platz machen! Unsere Zeit hat das Eigenthümliche, daß von alle dem, was man als gewiß erwarten könnte, gerade das Gegentheil eintritt. Meinen vorigen Brief endete ich unter der trüben Stimmung, die Robert Blums Tod hier im Allgemeinen verursachte. Alles, das heißt die Massen, war gegen Oesterreich und fluchte auf Windischgrätz. Oesterreich hat alle Bande zerrissen, die es an Frankfurt, an die Nationalversammlung, an die Centralgewalt, an Deutschland knüpften und nun, da die zweitgrößte Macht Deutschlands berufen scheint, an dessen Spitze zu treten und mit starker Hand die Geschicke des Vaterlandes in Händen zu nehmen, schlägt auf einmal der Wind zu Gunsten Oestereichs um. Alle Intriguen werden in Bewegung gesetzt, Preußen von der Hegemonie zu entfernen. Hat Preußen gegen Deutschland gehandelt? Gott bewahre! Sein König hat seinem Lande eine der liberalsten Constitutionen gegeben, von der manche Paragraphen ein fast wörtlicher Abdruck der in der hiesigen Nationalversammlung bebattirten Grundrechte sind. Seine Armee von 360,000 Mann ist schon seit Monaten der Centralgewalt zur Verfügung gestellt. Bassermann, Gagern, Hergenhahn, Simson sind von Berlin zurückgekehrt, durchdrungen von der Ueberzeugung, der König halte treu zu Frankfurt und Deutschland. Oesterreich erklärt, von den Grundrechten nur das nehmen zu wollen, was ihm für sich als passend erscheint, verbietet die Geldausfuhr, läßt während des ganzen dänischen Kriegs seinen Gesandten zu Kopenhagen, ruft seinen Gesandten vom Zollverein ab, ohne ihm einen Nachfolger zu bestimmen, weigert sich, die deutsche Wechselordnung anzunehmen, setzt seinen Abgeordneten, v. Schmerling, der sich alle Mühe gab, Oesterreich an Deutschland anzukitten, in die Nothwendigkeit, seiner Ministerstelle zu entsagen, und soll trotz alle dem an die Spitze Deutschlands gestellt werden. Sind das keine Wunder?

Um vom Großen auf's Kleine überzugehen, haben wir Frankfurter eine constituirende Nationalversammlung gewählt, um dem kleinen Freistaate eine zeitgemäße Verfassung auszuarbeiten und vorzulegen. Statt nun sobald als möglich eine Geschäftsordnung aufzustellen, die dieses wichtige Werk fördern soll, beschließt die Majorität in einer ihrer ersten Versammlungen, der Berliner Nationalversammlung wegen ihrer (!) Steuerverweigerung eine belobende Adresse zuzusenden! Ein großer und ehrenwerther Theil der hiesigen Bürgerschaft tritt diesem rücksichtslosen Verfahren, das einen indirekten Tadel der hiesigen Reichsversammlung in sich schließt, in einer an dieselbe gerichteten Zuschrift entgegen. Da heißen nun Alle, die diese letztere unterschrieben, Philister, welche die Bedeutung des gemeinsamen Vaterlandes nicht erkennen; der Bürgerverein, in dessen Schooße sie entstand, heißt eine Allerwelts-, Kaffee- und wohlfeile Gesellschaftswirthschaft, die nicht für einen Gran gesunden Menschenverstand in sich beherberge. Was Wunder, ist doch die hiesige constituirende Versammlung nur die Fortsetzung jenes berühmten Montagskränzchen, das mit der deutschkatholischen Richtung begann und nun, den Schafpelz abwerfend, mit der Republik ungescheut hervortritt!

O eitles Wähnen, Feier und Freiheit werde
Einst herrschen auf der tiefdurchwühlten Erde!

Unsere Truppen, die in Schleswig-Holstein durch ihre Haltung das Lob Wrangels verdient haben, sind seit Kurzem wieder in die hiesige Stadt gezogen und mit Freude bewillkommt worden, scheinen aber nicht zu guter Stunde eingetroffen zu seyn. Reibungen, Zänkereien, auch einzelne Faustkämpfe fanden in einigen Bierwirthschaften zwischen ihnen und andern hierliegenden Truppen, besonders Preußen, statt, so daß sich das Gerücht verbreitet, das hiesige Bataillon werde nach Offenbach verlegt und statt dessen ein Bataillon Bayern hierher kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. Dienstag den 2. Januar 1849.

— Hoch in reiner Luft
Haucht auch das Kraut am Felsen süßern Duft
Byron.

Aus den Alpen.

(S. Nr. 273—277 v. J.)

Veredlung auf den Höhen.

Schon Hippokrates macht die Bemerkung, daß auf den Höhen Alles feiner und besser sey als in den Ebenen. Er beweist, daß die Bergbewohner in der Regel kräftigere und edlere Naturen sind und daß auch auf die Luft, auf das Wasser, auf die Pflanzen und alle Gegenstände in der Natur die Höhen eben so einen läuternden und kräftigenden Einfluß üben. Auch in den Alpen hat man vielfache Gelegenheit, die alte hippokratische Behauptung bestätigt zu finden. Die Alpenbewohner besingen in tausend Liedern die vorzüglichen Eigenschaften, welche alle Naturprodukte und Wesen auf den Gipfeln der höhern Berge gewinnen. Da man es bei ihnen mit einem Hirtenvolke zu thun hat, so hat man vor allen Dingen beständig das Lob der in der Höhe wachsenden Gräser und Kräuter zu vernehmen. Diese sind auf den obeen Weiden und Triften so viel vorzüglicher als in den tiefen Thälern, daß z. B. die Güte einer Alpe oder einer Wiese fast nach der Höhe ihrer Lage bemessen wird. Auf den höchsten Alpenwiesen sind die trefflichsten, dem Vieh heilsamsten Kräuter in Fülle zu finden. Dort gibt es keine Giftpflanzen; da allein und nie in den tiefen Thälern wachsen das „Adelgras" und das „Mutnera," die gepriesensten aller Futterkräuter der Alpen, die von den Gebirgshirten fast immer zusammen genannt werden, wie von den Griechen Kastor und Pollux. — Das erste, das die Aelpler seiner Vortrefflichkeit wegen in den Adelstand erhoben, nennen die Botaniker »plantago alpina,« das zweite »ligusticum mutellina.« Wie ihnen, so kann man im Ganzen auch allen andern Pflanzen, Kräutern und Blumen der Höhen, im Vergleich mit denen in den Thälern, vorzügliche Eigenschaften als eigenthümlich vindiciren.

Die kräftigsten Arzneimittel werden nicht in den Thälern, sondern auf den Höhen gefunden, und daß die Milch und die Molken der Alpen in Folge der zu ihrer Bereitung dienenden Kräuter eine in den Thälern nicht erreichbare Heilsamkeit enthalten, ist eine durch den Besuch der Molkenbäder der Alpen allgemein bekannt gewordene Thatsache. — Selbst diejenigen Blumen, die in den Thälern eben so vorkommen wie auf den Bergen, gewinnen auf den Höhen schätzbare Eigenschaften, welche sie in der Tiefe nicht haben. So läßt sich z. B. in die Säfte des geruchlosen Vergißmeinnicht, wenn Alpenlüfte es anfächeln, ein aromatisches Tröpflein herab, es wird wohlriechend wie das Veilchen. Dieses das Veilchen riecht auf den Bergen viel stärker und erfrischender, und auch das Aroma aller andern wohlriechender Kräuter wird gesteigert und verfeinert. Sogar der unholde Wachholderstrauch wird auf den Bergen, wie ein gemeiner Mensch in guter Gesellschaft, ein wenig geadelt, und seine Beeren, die hier wie anderswo zum Räuchern dienen, nimmt man weit lieber von den Höhen als aus der Tiefe, wo sie minder kräftig und minder aromatisch sind.

Dasjenige speisbare Produkt, das in eben dem Grade wie die Milch von der Güte der Kräuter bedingt wird, ich meine den Honig, träufelt in den Alpen eben so wie in Griechenland in vorzüglichster

Qualität von den hohen Bergen herab. Ueberall in den Alpen liefern die kleinen hochgelegenen Bergdörfer einen viel feineren Honig als die tiefen Thäler. Und der Honig von den höchſten Gegenden der Alpen aus dem Wallis und dem Chamounix iſt der geſchäzteſte von allen. Man trifft daher auch überall in den Alpen die Bienen auf der Wanderung aus den Thälern zu den Höhen begriffen. Dieſe an weite Gebirgsflüge gewöhnten Bienen der Alpen ſollen oft im Laufe eines Tages ganz außerordentliche Reiſen in den Bergen machen. Sie ſteigen bei dieſen Wanderungen bis über die Gletſcher hinaus und die Gemsjäger begegnen ihnen oft an den oberſten Hörnern, 9 bis 10,000 Fuß hoch.

Natürlich läßt ſich der Grundſatz, daß alle Pflanzen und Kräuter um ſo edler werden, je höher ſie ſtehen, nicht bis in's Extrem verfolgen. Für jede Pflanze gilt vielmehr dieſer Grundſatz nur bis zu einer gewiſſen Höhenſtufe. Jede nimmt in Farbe, Aroma und Veredlung bis zu dieſer beſtimmten Höhe zu, und über dieſe hinaus verkümmert und verkrüppelt ſie dann wieder, die eine ſchon weiter unten, die andere erſt weiter oben. Auf den höchſten Höhen ſieht es daher am Ende noch trauriger aus als in den Thälern, und es kommen da ſtatt edler Kräutergeſchlechter zulezt nur noch Mooſe und Flechten vor.

Nicht nur die Gräſer und Kräuter, ſondern auch die größern Pflanzen, die Bäume, werden bis zu einer gewiſſen Höhe edler und ſchöner. Die vornehmſte aller Fichtengattungen, die Cypreſſe der Alpen, die prächtige Zirbelnußtanne, in der Schweiz „Arwe" von den Botanikern Pinus Cembra genannt, wächst an der Grenze der Waldregion am liebſten; freiwillig erſcheint ſie an niedrigen Orten gar nicht.

(Fortſezung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſezung.)

Neben den großen Ereigniſſen, der gewaltigen Bewegung in Paris, haben die hieſigen ſtillen Künſtlerateliers etwas Unheimliches und Fremdes. Die Kunſt iſt bei uns, d. h. nicht in Deutſchland ſondern in unſerer Zeit, ſo wenig in das Leben getreten, daß ſie für die Meiſten immer ein abſtralter Begriff bleibt. Sie iſt nicht aufgegangen in unſerem Bewußtſeyn als ein nothwendiges Bedingniß unſeres Daſeyns, wir ſind ſie nicht gewohnt, wie die Harmonie in der Natur, die uns eben, weil wir ſie gewohnt ſind, nicht befremdet. Wäre alles, was von Menſchenhand erzeugt wird, von dem Geiſte des Schönen durchdrungen, ſo würden wir uns auch vertrauter zu den großartigſten Produkten der Kunſt verhalten, die nur ihrer Koſtbarkeit willen nicht in den Beſiz des Einzelnen übergehen können. — Der moderne Monarchismus und die ungleiche Gütervertheilung, ſo wie der Mangel an öffentlichem Leben, haben in den lezten Jahrhunderten noch reichlich dazu beigetragen, die Kunſt aus den Kirchen und von den Märkten, aus den Volkshallen und andern öffentlichen Gebäuden, in verſchloſſene Paläſte und Säle zu verſtecken, und die Völker haben ſicher dadurch verloren. Wir müſſen nun erwarten, ob die neue Republik auch die Kunſt, als allgemeines Bildungsmittel, dem Volke mehr zugänglich, ſo zum Gemeingut auf Straßen und Plätzen machen werde, wie es im Alterthum und in den italieniſchen Republiken der Fall geweſen iſt.

Wenn ich mich hier, wo die transcendentale chriſtliche Kunſt ihre großen Verehrer hat, gegen die Abſtraktion in der Kunſt ausſpreche und es recht finde, daß mein Landsmann und Freund Karl Hübner wenigſtens den Verſuch wagt, den Inhalt der Jezzeit in den Bereich ſeiner Schilderungen zu ziehen und durch die bildliche Darſtellung der herrſchenden Uebelſtände zum Herzen und in das Bewußtſeyn der Menſchen zu bringen, ſo antwortet man mir: „Die Kunſt kann die Zeitfragen nicht löſen." — Aber die bloße chriſtliche Liebe und das Beten haben es auch nicht vermocht bis jezt; und es kommt, ſo ſcheint mir's, nun darauf an, mit allen Kräften, mit allen vereinten Mitteln auf das eine große Ziel zu ſteuern. Daß die Kunſt ein großes Mittel ſey, wird aber Niemand läugnen; ſie muß alſo mitwirken, ſo viel an ihr iſt, für die Sache der Freiheit.

Geſtern beſuchten wir den Maler Scheuern. Er hat ſich in vielfachen, man möchte ſagen in allen Zweigen der Malerei verſucht, und überall mit Erfolg. Ich ſah vortreffliche, dichteriſch componirte Aquarellen, anmuthige Genrebilder und ſehr ſchöne Landſchaften von ihm. Zu den Landſchaften hat man eigentlich das reinſte Verhältniß in Stimmungen wie die jezige. Sie wirken beruhigend, wie die Natur; während das Genre, trotz ſeiner oft rührenden Kindlichkeit, kleinlich, ja wie eine Erbärmlichkeit erſcheint, wenn auf der Erde neue Menſchheitsepochen ſich bereiten. Das große Schickſal des einzelnen großen Menſchen verliert ſich dann ſchon in der Allgemeinheit und erſcheint weniger bedeutend, um wie viel mehr die kleinen Leiden und Freuden, welche das Genre darzuſtellen pflegt! Wer denkt denn jezt an ein pfeifendes Vögelchen, an ein ſpielendes Kind, an einen trommelnden Großpapa und ſein Enkelſöhnchen! Wäre ich ein Genremaler, ich fühlte mich ſehr unglücklich in dieſem Zeitpunkte großer Bewegung.

Digitized by Google

Hier ist eine Ausstellung zum Besten der nothleidenden Schlesier veranstaltet, in der ich Hübners neues Bild „die Auspfändung“ sah. Nach dem Urtheil aller Maler soll es in den Einzelnheiten mit der Vollendung der besten Niederländer gemalt seyn. Mir gefällt es weniger als die vortrefflichen schlesischen Weber, deren ruhige Einfachheit tiefer und entschiedener wirkt. Das Bild hat schon darin eine innere Unwahrheit, daß die Leute noch zu viel entbehrlichen Hausrath besitzen, um sich der Pfändung auszusetzen. — Die Scene geht in einem Küchenraume vor sich, in den mehrere Eingänge führen. Gerichtsdiener schleppen aus einem Keller Kartoffelvorräthe in Körben und aus einer obern Etage Kleider herbei. Kupferner Hausrath, Kessel, Kasserollen, zinnerne Teller und ein aufgerolltes Stück neuer Leinwand liegen in buntem Durcheinander auf dem Boden. In der Mitte des Bildes, jedoch etwas zur Rechten, steht der Vater der Familie, in der Tracht eines Arbeiters, der linke Arm in einer Binde, seine Arbeitsunfähigkeit anzudeuten. Zwei Mädchen von acht bis zwölf Jahren schmiegen sich angstvoll und zärtlich an ihn, da sie den stummen Zorn in seinen Zügen erblicken. Ein Knabe, der sich an sein Knie drängt, hält eine Flasche aus Kürbis gemacht fest umklammert, als wolle er dieß Lieblingsstück vor den Händen der Gerichtsdiener schützen. Ganz zur rechten Seite des Bildes sitzt am erloschenen Herde auf einer Bank die Großmutter, taub und blind, der ein anderer Knabe, seinen Mund fest an ihr Ohr gepreßt, deutlich zu machen strebt, was um sie her geschieht. Diese Gruppe, diese erlöschende Existenz an dem erloschenen Herde, die Frau, welche ohne die Möglichkeit thätiger Betheiligung zum Besten der Ihrigen noch von allen Schrecken des Mangels bedroht wird, hat etwas furchtbar Ergreifendes. Unfern von dem Vater kniet die Hausfrau in tiefster Verzweiflung, die beiden Hände flehend erhoben gegen den auf der linken Seite des Bildes hinausschreitenden Exekutor. Das Wesen der Frau ist sehr charakteristisch und voll einfacher Wahrheit; während das höhnische Lächeln in dem Gesichte des Exekutors ganz verfehlt ist. Ein Mann, der solche Scenen täglich vor Augen sieht, bleibt gleichgültig dabei. Für süßlich spöttisches Lächeln ist kein Grund vorhanden und die kalte Gleichgültigkeit würde viel tragischer wirken. — Das Bild macht im Ganzen mehr einen unbehaglichen, als traurigen Eindruck. Selbst in dem Erscheinen des Mannes, der durch eine Thüre im Hintergrund eintretend einen vollen Beutel und damit Rettung bringt, liegt keine Versöhnung.

In Hübners Atelier fand ich Skizzen und Uebermalungen, welche ich diesem Bilde bei weitem vorziehe. Seine Auswanderer malt er auf Bestellung zum drittenmale, und sie verdienen dieß auch. Ein Paar zusammengehörende Bilder aus dem Leben eines Wilddiebes werden gewiß sehr schön werden. Das erste stellt einen Jüngling dar, der seinen Eltern und einer Schwester ein erlegtes Reh nach Hause bringt, um ihrer Noth damit zu steuern, und der nun bestürzt dasteht, weil ihm statt des gehofften Dankes angstvolle Ermahnungen zu Theil werden. Auf dem zweiten Bilde führen ihn Forstbeamte, unter dem Wehklagen der Seinen, in das Gefängniß. So einfach diese Motive sind, so ergreifend sind sie dargestellt und besonders durch die Beschränkung der Composition bedeutend.

Das ausgezeichnetste Bild, das ich in Düsseldorf gesehen, war von einem Norweger, Tidemand: norwegische Sektirer in einer Bauernstube zum Gottesdienst vereint, in die von oben das Tageslicht hereinfällt. Es sind an zwölf Figuren, Männer und Weiber jeden Alters, in farblosem Nationalcostüm und mit scharf ausgeprägtem Nationaltypus in den Physiognomien; Alle zu gleichem Zweck vereint, Alle abgezogen von jedem irdischen Gedanken, zu tiefster innerer Selbstbetrachtung; und gerade darum jene höchst charakteristische Verschiedenheit in den Individualitäten, die einen großen Meister verkündet. Von dem Ausdruck des durchgeistigten, schwärmerisch schönen Kopfes des aus der Bibel vorlesenden Mannes, der auf einem hölzernen Stuhle mitten im Zimmer steht, bis zu der dumpfen Versunkenheit eines im Hintergrunde sitzenden Jünglings, ist fast die ganze Skala menschlicher Geistesentwicklung in religiöser Beziehung durchlaufen. — Das Bild fesselte mich sehr, rührte mich tief. Aber ich möchte wohl einmal von Tidemand, der ein sehr edles Aeußere hat, glückliche, lebengenießende Menschen gemalt sehen.

Die hiesigen Maler, wie sie sich in kirchliche und weltliche theilen, bilden auch in der Politik zwei Parteien. Die Frommen und die Romantiker halten es mit dem Bestehenden; Lessing, Hübner, Scheuern und viele Andere sind ergriffen vom Geiste des Jahrhunderts und voll freudiger Hoffnung auf eine freie Zukunft. Sie hatten sich bei den Petitionen betheiligt, waren bei den Versammlungen der Liberalen thätig und vor Allen forderte der männliche Lessing zu frischem Fortschritt auf, was ihm von der andern Seite verargt wurde. — Wird sich irgendwo das Erblühen der Freiheit segensreich beweisen, so ist es zuerst in der Kunst, und diejenigen Künstler, welche überhaupt Leben in sich haben, empfinden dieß in freudiger Vorahnung auch hier. — Hübner will nach Paris gehen, um Volkserhebung, Volksbewegung „mit Augen zu schauen“ und sich die Seele daran zu erweitern.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Fortſetzung.)

Preußiſche Einquartierung. — Chriſtfeſt — Theater.

Seit ungefähr acht Tagen ſind wir von der Einquartierung befreit, die in den lezten Tagen doch läſtig zu werden anfing; da ſo viele hieſige Einwohner auf kriegeriſche Gäſte nicht eingerichtet ſind. Ueberhaupt kannte die jüngere Generation die Beſchwerden der Einquartierung nur aus Tradition. Sämmtliche Truppen ſind nun kaſernirt, und bloß bei dem preußiſchen, aus der Umgegend hierher verlegten Bataillon des 35. Regiments ſind bei der Kaſernirung einige Unordnungen vorgefallen, die indeſſen mehr einigen unvorſichtigen Worten der Commandirenden gegolten haben ſollen. Jezt iſt dieſes Bataillon wieder nach Mainz; und das uns ſeit dem 18. September ſo ſehr befreundete Bataillon des 38. Regiments zu ſeiner und unſerer Freude hierher beordert worden. Viele Freundſchaftsbündniſſe haben ſich zwiſchen den hieſigen Einwohnern und den Offizieren angeknüpft. Das Verweilen der Preußen in unſerer Stadt hat viel dazu beigetragen, die vorgefaßte Meinung zu bekämpfen, die man gegen den preußiſchen Soldatenſtand im Allgemeinen hegte. Mehr als alle wohlgeſetzten Reden von der Tribüne wirkt das Ereigniß, die That, und ſo müſſen wir das ſich Durchkreuzen aller deutſchen Truppen in deutſchen Landen als eine Thatſache begrüßen, die erſt künftig in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt wird. Die Stämme ſind einander näher gebracht worden.

Bei uns beginnt ſich ſchon der Geiſt des bevorſtehenden Chriſtfeſts zu regen. Weihnachten iſt für die Frankfurter kleinen und großen Kinder ein gar liebes Feſt, das die trübſte, nebelvollſte Zeit im Jahre freundlich verſchönt, auf das man ſich Wochen vorher freut und das dann noch Wochenlang Stoff zur Unterhaltung darbietet. Da trippeln die Mütter emſig von einem Laden zum andern und bergen die erkauften Schätze ſorglich vor den Augen der Lieblinge unter Mäntel und Mentillen. Es fehlt in den Läden und Magazinen nicht an Käufern; doch will man bemerken, daß Luxusartikel verhältnißmäßig wenig verkauft werden, und daß die höheren Stände zurückhaltender ſind, als der Bürgerſtand, der in ſeinen Einkäufen mehr auf das unmittelbar Nothwendige, auf das Nüzliche und Brauchbare ſieht.

Trotz der ungünſtigen politiſchen Stimmung iſt das Theater ſtärker beſucht, als bisher. Viel mag freilich auch die Anweſenheit ſo vieler Offiziere dazu beitragen. Ich geſtehe, daß es mir Freude macht, wieder einmal volle Häuſer zu ſehen. Es gibt wohl nichts niederſchlagenderes für den Künſtler, als vor leeren Bänken zu ſpielen. Künſtler und Publikum müſſen ſich gegenſeitig heben. C'est le parterre qui fait les acteurs, ſagt ein geiſtreicher Franzoſe mit Recht. Unſere Bühne brachte zwei Neuigkeiten. Laube's „Prinz Friedrich" und „die Macht der Verhältniſſe," Drama in vier Abtheilungen von Eliſabeth Sangolli. Was das erſte Stück betrifft, ſo iſt Laube damit offenbar hinter ſeinen Karlsſchülern zurückgeblieben, obgleich es ſich nicht läugnen läßt, daß manches darin gut iſt und durch das Ganze der Athem ächt deutſcher Geſinnung wohlthuend weht. Nur habe ich bei dieſem Stücke, ſo wie bei Gottſched und Gellert, das auszuſezen, daß er zu offenbar die Geſinnung unſerer Zeit in die der alten hinüberträgt, ſo daß dieſer Fehler im Coſtüm — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — den vorurtheilsfreien Hörer unangenehm berührt. Einen frappanten Beleg hiezu liefert die Phraſe über jene unglückſelige Trennung Straßburgs von Deutſchland im Munde des Kronprinzen Friedrich ſeinem ſtrengen Vater gegenüber, der ihm ſeine Liebe für das Franzoſenthum verwirft.

(Schluß folgt.)

Aus der Weſtſchweiz, December.

Silhouetten aus dem Bundesrath.

Das Gewitter iſt bei Ihnen ſpäter ausgebrochen als bei uns. Nun donnert und blizt, ſtürmt und hagelt es aber noch jenſeits des Rheins, während bei uns ſchon der Regenbogen ſich wölbt. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, mitten unter den Donnerſchlägen, welche die Ohren Ihrer Leſer bald rechts, bald links in nächſter Nähe umbrauſen, deren Aufmerkſamkeit auf das beginnende organiſche Leben zu lenken, das unſerem vom Gewitter des lezten Winters befruchteten Boden entkeimt. Damals waren die Augen von ganz Europa auf die Schweiz geheftet; unſre Zuſtände, unſer Ringen und Streben verdienen auch jezt noch beachtet zu werden, insbeſonderr von den ſtammverwandten Deutſchen, welche in ſo manchen unſerer Verhältniſſe, unſerer Kämpfe, Siege und Niederlagen das eigene Bild im Kleinen erkennen dürften, was ſich mit einigem Aufwand von Phantaſie vielleicht ſogar in's Einzelne verfolgen ließe. Wer denkt da nicht, wenn es ſich um das gelehrte Zürich handelt an Preußen, wenn vom ſtolzen Bern die Rede iſt an Oeſterreich. Als Analagon des katholiſchen Bayerns wäre Luzern nicht gar zu fern gelegen, während ich die Waadtländer, Genfer, Neuchateller, Freiburger, Walliſer und Teſſiner mit den Magyaren, Tſchechen, Galiziern, Croaten, Walachen und Lombarden vergleichen möchte. Baſel und Schaffhauſen ſind unſere Hanſa und St. Gallen, Thurgau und Aargau erinnern an die wortbehenden, renommirenden, confeſſionell zerriſſenen Rheinlande. Sie ſehen, wir haben einen vollſtändigen Mikrokosmus Ihres großen heiligen deutſchen Reichs. Zu unſerem Glücke ſind wir Ihnen aber um einen guten Schritt voraus. Statt Ihres proviſoriſchen Reichsverweſers und Ihres grundrechtsſeligen Parlaments in der proviſoriſchen Reichshauptſtadt Frankfurt ſizt in unſerer definitiven Bundesſtadt bereits wohlbeſtallt unſer definitiver Bundesrath. Die leichthingeworfenen Silhouetten der Mitglieder deſſelben, der nunmehrigen oberſten Lenker unſeres eidgenöſſiſchen Staatsſchiffes, werden Ihren Leſern vielleicht nicht unwillkommen ſeyn. — Erſtgewählter und Präſident der höchſten Exekutivbehörde unſeres Bundesſtaates iſt Furrer, der zugleich mit der Beſorgung des diplomatiſchen Departements betraut iſt. Der Mann mit dem geiſtreichen Mund und Blick und der verſprechenden Stirne iſt aus dem zürcheriſchen Städtchen Winterthur gebürtig, wo er früher den Advokatenberuf mit vielem Glück betrieb. Als in Zürich das conſervative ſogenannte Septemberregiment zuſammenſtürzte, ward er zu den Staatsgeſchäften berufen, und um dem von Haus aus keineswegs mit großen Glücksgütern geſegneten Mann die Annahme der republikaniſch beſoldeten Stelle eines zürcheriſchen Regierungsrathes möglich zu machen, ſezte ihm ſeine Vaterſtadt Winterthur eine Gehaltszulage von 1000 fl. aus. Seine Deviſe heißt: legaler Fortſchritt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. Mittwoch den 3. Januar 1849.

That churchman bears a bounteous mind indeed.
He doubt, he's noble.

Shakespeare.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

3.

Köln.

Montag den 6. März sind wir Nachmittags um vier Uhr von Düsseldorf abgefahren. Um fünf ein halb Uhr waren wir im holländischen Hofe am Rhein. — In den Straßen ein buntes Carnevalsleben, das Volk, leicht beweglich und frei, viel Masken, viel Singen und dadurch italienische Erinnerungen.

Die Unruhen in Köln müssen nicht eben bedeutend gewesen seyn und kaum die Grenzen eines gewöhnlichen Straßenauflaufs überschritten haben, wenn die Erzählungen wahr sind, die man an der Wirthstafel und sonst davon machte. — Am Abende fuhren wir zum Fürst-Bischof von Geißel, für den wir einen Einführungsbrief hatten. Im Dunkeln langten wir vor seiner Wohnung an. Der Platz, auf dem sie liegt, ist räumlich und still. Ein großer, öder aber neugehaltener Palast. Treppen und Hallen mäßig beleuchtet, still und sauber. Ein Diener ohne Livree leuchtete uns mit einem bescheidenen Talglicht voraus. Der Erzbischof befand sich in einem sehr großen, hohen Studirzimmer; ein Tisch voll Papieren und Büchern stand vor dem Sopha, auf dem er bei einer kleinen Arbeitslampe gelesen haben mußte. Ein großes Pult, büreauartig gegen das Fenster gestellt, nahm einen bedeutenden Theil des Zimmers ein; eine reiche Pelzdecke mit Stickereien lag davor und Bücherrepositorien an den Wänden vollendeten den Eindruck des Studirzimmers.

Der Erzbischof von Geißel mag gegen fünfzig Jahre oder wenig darüber alt seyn. Er ist groß und von stattlicher Fülle. Sein volles Gesicht erinnert mit den feinen und scharfen Formen an die Bourbons; der Mund ist klein, bestimmt in der Form und sehr angenehm in der Bewegung; auch die Bewegung der schönen Hände durchaus edel. Er trug den langen Rock der Monsignori, die rothe Sammetkappe, kleine Päffchen, ein Kreuz von Gold an schwerer goldener Kette um den Hals; den Fischerring am Finger. — Nach den ersten Begrüßungen kamen wir auf die Zeitereignisse zu sprechen. Er erzählte von Louis Philipps Flucht, fand es auffallend, daß Niemand in Frankreich Sympathien für ihn habe; glaubte daß die Republik sich für's Erste halten werde, obschon die Organisation der Arbeit ein unlösbares Problem sey. „Sobald die Geldmittel erschöpft sind, muß eine gefährliche Krisis eintreten. Die socialen Elemente sind aufgerüttelt, sind in Gährung; alles Bestehende in Frage gestellt. Die Beruhigung der Zustände, die Lösung der Fragen wird nicht von Einzelnen ausgehen. Ereignisse wie die Völkerwanderung werden eine radikale Umwälzung, eine neue Weltordnung erzeugen."

Die Unterhaltung wendete sich auf Italien. Herr v. Geißel glaubte nicht an die Lombarden. „Napoleon hat gesagt, die Italiener sehen aus wie Männer, sprechen wie Weiber, handeln wie Kinder." — Ich wandte die Vorgänge in Palermo ein. — „Die Sicilianer sind Araber und Griechen; es ist Energie und Race in ihnen." Als darauf des Papstes erwähnt wurde, sagte er: „Die Absichten des Papstes sind gewiß vortrefflich." Auf die Frage, ob man sich in

Deutſchland wohl zur Vertheidigung der Legitimität rüſten werde? entgegnete er: „Ich hoffe, daß es nicht geſchieht; man wird einer fremden Nation die Freiheit laſſen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen. Kämen die Franzoſen als Angreifer wie 1792 über den Rhein, ſo würden ſie Schläge bekommen.“ — Ich hätte gern geſagt „wie 1792.“

Die ganze Unterredung war gehalten, aber ohne jenen Anſtrich von Frömmigkeit und Monarchismus, mit dem unſere proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich zu überfirnißen pflegen. Herr v. Geißel macht den Eindruck eines Kirchenfürſten und iſt, wie die ganze höhere katholiſche Geiſtlichkeit, wohl zu Hauſe auf Erden. Ueberhaupt ſcheint mir, als habe der proteſtantiſche Pietismus, indem er Weltverachtung und ausſchließliches Hingeben an den Geiſt predigte, ſich ſelbſt den Boden unter den Füßen fortgezogen; ſelbſt die Leiter zerſtört, die ihm den Weg in die Zukunft möglich macht. Verachtung des Irdiſchen iſt eine ſolche Lüge, daß ſich darauf nichts Standhaltiges erbauen läßt. — Als wir auf die Straße kamen, umwogte uns im Innern der Stadt das lauteſte, fröhlichſte Faſtnachtstreiben.

Dienſtag den 7. des Morgens. Die Nacht war es ſehr lärmend unter meinen Fenſtern. Ich ſtand auf, zu ſehen, was es gäbe. Dampfſchiffe lagen vor dem kleinen Landungsplatze, auf den meine Fenſter gingen, und Karnevalsgäſte ſangen und jubelten bei ihrer Abreiſe von Köln. Es gab einen hübſchen Anblick, wie ſie ſich im Schneegeſtöber bei der unvollkommenen Erleuchtung von einigen Laternen, in Maskentracht nach dem Schiff drängten. Der ganze Eindruck von Köln war geſtern ein ſüdlicher. Hier ſieht man doch wieder ein geiſtig lebhaftes, ein zur Freude geneigtes Volk. Auch der Anſtrich eines Nationalcoſtüms, wie es noch in der runden, mit Falbeln beſetzten Haube der Kölnerinnen ſich erhalten hat, iſt anmuthend. Masken guckten mit großen Pappkopfgnoms in unſern Wagen, rieſen uns an, neckten uns harmlos. Ganz ungehindert bewegten wir uns nachher durch das wirklich große Volksgewühl, als wir zu Fuße einige Beſuche in Straßen machten, die wegen des Gürzenichfeſtes für Wagen geſperrt blieben. Alle Laden waren offen und erleuchtet, in allen Bier- und Weinhäuſern großes Gedränge und viele Masken, überall tönte Singen und Jauchzen durch die offenen Fenſter auf die Straße hinaus.

Heute nun jubelt das Volk noch fort; dennoch wollen wir am Nachmittag nach Aachen und morgen von Aachen nach Paris gehen. Jeder Tag fern von Paris iſt jezt ein Verluſt, und es wird immer unmöglicher, Bilder oder deutſche Dome zu beſehen. Wer kann denn die feſtgefrorene Starrgläubigkeit, die ſteingewordene Vergangenheit betrachten, wenn die Menſchheit ihre wichtigſten Thaten in der Gegenwart thut und die Welt ſich neu geſtaltet. Zudem habe ich perſönlich nie einen Zuſammenhang, nie eine Sympathie gehabt für das ſpitzbogige, gothiſche Mittelalter; und der Unterſchied zwiſchen dieſem und der Antike tritte mir gerade jezt doppelt lebhaft in das Bewußtſeyn. Man könnte mitten in der Erregung dieſer Tage römiſche und griechiſche Skulptur und Architektur mit Genuß, mit Erhebung betrachten; man würde danach ruhiger und eben darum freier, parteiloſer in die Jetztzeit blicken; denn es liegt in der ſich begrenzenden, maßvollen Schönheit der alten Kunſt die weiſe Lehre, zu innerer und äußerer Abſchließung durch möglichſte Vollendung in ſich. Die gothiſche, emporſtrebende Architektur, die eigentlich nirgend ein Ende hat, da auf dem ſpitzeſten Spitzchen des höchſten Thurmes immer noch ein höheres, ſpitzeres denkbar und möglich iſt, hat gerade dadurch, daß ſie nicht in ſich abſchließt, ſondern in den Himmel, in das Unerreichbare ſtrebt, etwas Unruhiges, und all die Zinken und Zacken, Kreuzchen, Heilige und Thierfratzen ſehen doch zuletzt nur wie feſtgefrorene Einfälle aus.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Die nützlichſte Fichte, die Lärche, iſt in der Höhe größer, von feſterem Wuchſe und brauchbarerem Holze als in der Tiefe. Und die Rothtanne wird nur auf den höhern Bergen in der Struktur und dem Zellgewebe ihres Holzes ſo fein ausgebildet, daß ihre Fibern fähig werden, das Echo der zarteſten Töne zurückzuhallen. Die beſten Reſonanzböden für unſere Claviere kommen nur aus den höhern Berggegenden. — Auch für viele Gattungen von Obſtbäumen muß man eine Veredlung, die durch die Höhe ihres Standpunktes hervorgebracht wird, annehmen. Das kräftigſte Kirſchwaſſer der Schweiz kommt aus hochgelegenen Thälern.

Aehnliche Einwirkungen der Höhe zeigen ſich, wie im Pflanzenreiche ſo auch im Thierreiche. Man kann ſagen, daß faſt alle Thiergattungen der Alpen in zwei Varietäten zerfallen, in eine Berg- und eine Thalvarietät, und daß faſt immer der Berggattung vor der Thalrace der Vorzug gegeben wird. Die Bergpferde und Bergrinder aus den höhern Alpengegenden ſind faſt durchweg feingliedriger, zierlicher gebaut, und obwohl bedeutend kleiner, doch kräftiger, nerviger und flüger als die Pferde und Rinder der Ebenen und tiefen Gegenden.

Digitized by Google

Die Hasen theilt man in „Berghasen“ und „Thalhasen,“ die beide sehr von einander verschieden sind, und bei den Gemsen unterscheidet man die „Gratthiere“ und die „Waldthiere.“ Jene, die Gratthiere, leben beständig auf den höchsten und wildesten Höhen und kommen nie in die Wälder herab. Sie sind etwas kleiner, aber auch muthiger und wilder, und ihr Fleisch schmackhafter als das der Waldthiere, die tiefer hausen und im Winter in die Wälder und sogar zuweilen in tiefe Thäler hinab kommen. — Das stärkste und muthigste und gepriesenste aller dem Ziegengeschlecht verwandten Thiere, der Steinbock, lebt wie die Gemse auf den höchsten Gebirgen, wo auch der König aller Vögel, der Gold- oder Königsadler, haust, während die Thäler nur gemeine Habichte, Kukuks und Eulen beherbergen. — Sogar auf die Fische erstreckt sich der veredelnde Einfluß der Höhen. Obwohl seltener und kleiner, werden sie doch um so zarter und schmackhafter, in je höher gelegenen Gewässern sie leben. Ganz ausgemacht ist dieß in Bezug auf die Forelle, bei der oft ein geringer Unterschied in der Höhe ihres Wohnorts schon einen bedeutenden Unterschied in der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches macht. In dem Hauptthale des Kantons Unterwalden befinden sich drei kleine Seen, die wie übereinander gestellte Becken im Thale aufwärts liegen: in der Tiefe der Alpnachsee, dann in der Mitte der Sarnersee und endlich oben im Thale der kleine Lungernsee. Der leztere liegt 600 Fuß höher als der zweitgenannte und dieser 300 Fuß höher als der erste. In allen drei Seen kommen Forellen vor. Aber die im Sarner sind als viel schmackhafter bekannt, als die im Alpnachersee, und die im hohen Lungernsee sind wiederum mehr geschäzt als jene. Im hintersten Theile von Uri ist ein kleiner, äußerst hochgelegener See (6170 Fuß über dem Meere), der sogenannte Oberalpsee, den auch Saussure beschreibt. Dieser kleine Hochsee ist durch seine Fische ebenso berühmt wie manche Hochalp durch ihr Adelgras und Mutnera. — Es ist eine wunderbare und unerklärliche Erscheinung, daß diejenigen Thiere, die in sich und für sich edler werden, dann auch gewöhnlich in Bezug auf den Menschen und seinen Gaumen sich veredeln. Die Gemse, die in der Luft der Hochgebirge muthiger und munterer wird, gewinnt dadurch sonderbarerweise auch mehr Schmackhaftigkeit, die Forelle, die in den klareren Quellen und Seen der Höhe eine fröhlichere und wohlthuendere Existenz hat, bringt dabei auch nebenher Fleisch hervor, das der Köchin und dem Gourmand mehr Freude macht. — Man hat in diesen lezten Jahren der Kartoffelkrankheit die Bemerkung gemacht, daß sie auf den Berghöhen weit unschädlicher gewesen ist, als in den Thälern; und was noch interessanter ist, man hat auch bei allen Krankheiten der Menschen von jeher dasselbe beobachtet.

Wie die Kartoffeln, wie die Fische, wie die Gemsen, wie alle Kräuter und Pflanzen sind auch die Menschen auf den Bergen gesünder und kräftiger als in den Thälern. Es gibt viele Krankheiten, die eine gewisse Höhe nie erreichen. So z. B. erzeugt sich der Kropf nie auf Bergen, die höher als 3000 Fuß über dem Meere liegen. Der Cretinismus, an dem in den Thälern ganze Geschlechter, Dorfschaften und Communen leiden, kommt nie über eine Höhe von 3500 Fuß hinaus. Von den Wechselfiebern, die in der Tiefe beständig grassiren, bleiben die Höhen und Hochthäler beständig frei. — Allerdings haben auch die Bergbewohner einige ihnen ganz eigenthümliche Krankheiten, wie z. B. den sogenannten Alpenstich; allein das Register ihrer Krankheiten ist doch weit weniger lang, als das der Thalleiden, und dabei sind auch die Uebel selbst viel kürzer als in den Thälern. Es ist das Eigenthümliche der Berge, daß es dort weit weniger lang sich hinschleppende chronische Krankheiten, weit weniger Siechthum gibt, als in den Thälern. Alle Bergkrankheiten sind akute schnell vorübergehende Uebel.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, December.

(Fortsezung.)

Silhouetten aus dem Bundesrath.

Der Zweitgewählte und Minister des Krieges ist Ochsenbein aus dem bernischen Städtchen Nidau, früher ebenfalls praktischer Advokat und dann Obercommandant des unglückseligen Freischaarenzuges gegen Luzern. Ein geistreicher Franzose sagte von ihm, er sey das erste Beispiel eines Anführers, der durch eine Niederlage zu Ehre und Würden gekommen sey. Uebrigens sind diejenigen, welche ihn die ersten Stufen der Macht hinauf heben, nun seine bittersten Gegner und frühere Widersacher seine wärmsten Freunde geworden; nicht eben ein schlimmes Zeichen! Sein Benehmen und sein Aeußeres sind in hohem Grade einnehmend. Seit dem Sturz der alten Aristokratie soll der fremden Diplomatie gegenüber kein Bundespräsident mit so feinem Anstand zu repräsentiren gewußt haben. In seinen großen Augen glüht ein dunkles Feuer und um seinen Mund spielt oft das liebenswürdigste Lächeln. Seine Gesinnung

ist ächt schweizerisch und sein Wille gut. Nur möge er sich hüten, sich von seinem Ehrgeiz, seiner Eitelkeit oder andern in ihm schlummernden ungebändigten Kräften ein zweitesmal zu thörichter That hinreißen zu lassen. — Diesen beiden reiht sich als Dritter der gewesene Staatsrath Druey aus Lausanne an, ein trotz seiner Wohlbeleibtheit dennoch stark in's Rothe schillernder Republikaner. Man erzählt sich merkwürdige Stücklein von dem „Wälschen." So soll er u. a. im verflossenen Sommer bei einem Schützenfeste, durch ungewohnten Widerspruch aufgeregt, in einen förmlichen Anfall momentaner Tollheit verfallen seyn, auf offener Straße Hunde als seine Brüder angeredet und allerlei andern wahnsinnigen Spektakel getrieben haben. Männer, die öfters Gelegenheit hatten an Tagsatzungen und in Ausschüssen neben ihm zu sitzen, reden ihm jedoch nach, daß es trotz seiner Excentricität nicht eben schwierig sey mit ihm auszukommen, wenn man nur erst das ungehörig gährende Element in ihm ein wenig ausbrausen lasse, und rühmen seine alsdann zu Tage tretenden staatsmännischen Kenntnisse und Eigenschaften. Wahrscheinlich als dem Erfinder der Anwendung der Feuerspritzen gegen religiöse Sektiererei wurde ihm das Portefeuille der Justiz und Polizei übertragen. — Das Ministerium der Finanzen erhielt Munzinger aus dem solothurnischen Städtchen Olten, ein Mann, mager wie Cassius, dem es alberne Gegner zum Verbrechen anrechneten, daß er als solothurnischer Landammann oder Tagsatzungsgesandter in einfachem grünem Schützenrock, grüner Mütze und abgelegter Halsbinde heranstieg. Munzinger ist ein Mann von eisernem Willen und eiserner Consequenz, aber auch eiserner Rücksichtslosigkeit gegen politische Gegner, welcher, ein Faktum ohne zweites Beispiel, in der „turbulenten" Schweiz, achtzehn Jahre an der Spitze seines Kantons stand. Munzinger ist kein Mann der Theorie, sondern ächt praktisch, nur das mögliche, ausführbare anstrebend, vielleicht der scharfblickendste Staatsmann unter seinen Collegen. — Frey-Herose, Fabrikbesitzer aus dem Aargau und eidgenössischer Oberst, ist ein kleines Männchen mit klugem Gesicht, auf dessen Oberlippe kein Härchen steht, aber nichtsdestoweniger ein tüchtiger Militär, welcher als Chef des Generalstabs unter Dufour seinen guten Theil zum genauen Ineinandergreifen der Operationen und dem hieraus erfolgten schnellen und wenig blutigen Entscheid des Sonderbundskriegs beigetragen haben mag. — Franscini, ein Tessiner, ist als Verfasser mehrerer werthvoller statistischer Werke über die Schweiz bekannt. Er soll sich vor seinen italienischen Landsleuten insonderheit durch seine angeborne Bescheidenheit auszeichnen. Böse Zungen protestirten gegen dessen Wahl in den Bundesrath: er sey ja der einzige rechte Mann, welchen der Kanton Tessin besitze, und den man dem armen Lande doch ja um's Himmels Willen nicht entziehen solle. — Die heilige Siebenzahl schließt Näff aus St. Gallen, ein großer freundlicher, wohlgenährter Herr, ein Mann der Mäßigung und Versöhnung, welcher nebst Furrer, Munzinger und Kern aus dem Thurgau zu den Hauptwerkmeistern unseres neuen, allem Anschein nach wohlgelungenen Staatsgebäudes zu zählen ist. — Sie sehen, daß keineswegs die schlechtesten Eidgenossen am Steuer unserer Bundesrepublik stehen. Bei Ihnen in der Paulskirche würden sie, mit alleiniger Ausnahme Druey's, im linken Centrum sitzen. Ihrer socialen Stellung nach gehören sie sämmtlich zum Mittelstand, und sind meist aus den kleinern Städten gebürtig, von denen die Bewegung ausging, welche in den dreißiger Jahren unsere Aristokratien stürzte. Sie werden unter ihnen keinen einzigen der patrizischen Namen finden, die meistens ruhmvoll auf jeder Seite unserer frühern Geschichte zu lesen sind. Die gegenwärtigen Träger derselben können sich eben nicht mehr in den veränderten Takt des neuen Welttanzes hineinfinden. Es ist ihren Söhnen und Enkeln vielleicht vorbehalten, die Namen der Erlache, Hallwyle u. s. w. wieder zu Ruhm und Ehren zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., December.

(Schluß.)

Theater.

Sehr gut sind übrigens im Charakter Friedrichs alle Keime angedeutet, die ihn später so groß machten: die Begeisterung, das Feuer, das Zarte, neben dem Starren, Eigensinnigen, ja Despotischen. Historisch getreu ist der Charakter Katte's gehalten, den bekanntlich Julius Mosen in seinem „Sohn des Fürsten" zu einer Art Posa stempeln wollte. Der König ist gut gezeichnet; nur kommen uns die sich in jedem Akte wiederholenden Jeremiaden über des Prinzen Neigung zur calvinistischen Prädestinationslehre etwas langweilig, um nicht zu sagen lächerlich vor. Daß der Prinz nach der Versöhnung mit dem Vater so leicht den Einflüsterungen Katte's Gehör gibt und nicht zum Abendgottesdienst geht, läßt sich nicht aus seinem Charakter erklären, steht im direkten Widerspruche mit den eben erst gefaßten guten Vorsätzen und erscheint durch nichts motivirt, als eben durch Katte's Charakter, den aber der Prinz doch zu gut durchschaut, um sich von ihm bestimmen zu lassen. Der hier weilende Dichter wurde gerufen, hatte aber schon das Haus verlassen. — Das zweite Drama scheint das erste Produkt einer Schriftstellerin zu seyn. Es handelt sich von einer Ehe zwischen einem Christen und einer Jüdin, und von der Macht der Vorurtheile. Die Tochter eines strenggläubigen Israeliten, aber ganz im Geiste der neuern Zeit herangebildet und erzogen, soll einen Rabbi heirathen. Ein junger, einnehmender Theist, Sohn eines Commerzienraths, ist ihr aber lieber geworden. Nur hat sie von einer frühern Verbindung mit einer russischen Gräfin etwas gehört und das macht sie stutzen. Der Geliebte kommt, rechtfertigt sich; er hat der Gräfin abgeschrieben. Ihr Bruder ist da, um die Schwester zu rächen; ein Duell ist unvermeidlich. Der Russe wird erschossen, und die schöne Jüdin wird entführt, von Vater und Mutter verflucht, in England mit dem Manne ihrer Wahl getraut, ohne den Glauben zu ändern. Drei Jahre nachher nöthigen sie pekuniäre Verhältnisse zur Rückkehr in die Heimath. Die junge Frau ahnt die Lage ihres Gatten; ihr Vater — die Mutter ist indessen gestorben — will sie nicht anders aufnehmen, als bis sie, in's väterliche Haus zurückgekehrt, ihrem Manne entsagt. Der Schwiegervater dagegen will nicht eher helfen, als bis sie sich taufen läßt. Kampf, Verzweiflung, Sieg des guten, hier des israelitischen Princips, bis der Tod sich des armen Gekränkten erbarmt und als ein mitleidiger Deus ex machina den verworrenen Knoten löst. Bei unverkennbarem Talente doch ein verfehltes Stück. Der Unterschied des Glaubens ist heutzutage kein tragisches Motiv mehr, wie in Zaire, Alzire und im Nathan. Auch solche starre jüdische Geldwechsler, die erst ihren Kindern eine christliche Bildung geben, dann gegen Söhne von Commerzienräthen die Grausamen spielen, gehören in unserer Zeit zu den Raritäten. Daher bei den rührenden Scenen keine eigentliche Rührung. Das eherne Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt, wird überall vergebens gesucht. Anklänge an Uriel Acosta finden sich besonders im ersten Akte und so ist man denn versucht am Ende mit de Silva auszurufen: „Nicht was wir glauben, sondern wie wir glauben, das macht erst den wahren Glauben."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. Donnerstag den 4. Januar 1849.

Wo Tells und Walters heiliges Gebein
Der unentweihten freundlichen Natur
Im Schooße schläft, und manches Hirten Stand
Des Sennen sorgenfreies Dach umwallt,
Da fühlest du, was groß und göttlich ist.

Hölderlin.

Aus den Alpen.

(Schluß.)

Wie in Indien viele Sieche aus den Ebenen fliehen und in den Höhen des Himalajah Kraft und Gesundheit suchen, so gibt es auch in den Alpen mancherlei Thalübel, zu deren Heilung die Menschen sich auf größere Höhen zurückziehen. Und wie die bergbewohnenden Spartiaten der kraftvollste Schlag des Peloponnesus waren, wie die Stifter der alten persischen Monarchie als ein energisches und munteres Berghirtenvolk geschildert werden, wie die Gebirgsleute Spaniens den Römern viel muthiger widerstanden als die Leute der Ebenen, wie die Bergschotten von jeher und noch jezt die Thalschotten an Kraft und Muth übertreffen, wie die Kaukasier der Höhe den Russen noch jezt widerstreben, da die Kaukasier der Tiefe ihnen längst gewichen sind, so zeigt sich auch in den Alpen fast überall die Ueberlegenheit des Bergbewohners über den der Thäler.

In jedem Theile des von sehr verschiedenen Verfassern herrührenden großen Werkes, „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz," kann man die Versicherung von jedem einzelnen Ländergebiete wiederholt finden, daß die Bewohner der Berge in dem jeweiligen Kanton ein origineller, schöner und kraftvoller gebildetes Geschlecht seyen, als die Bewohner der Thäler. — Die Winkelriede und Telle der Schweiz sind eben so wie der Sandwirth Hofer Tyrols aus den höhern Berggegenden hervorgegangen. Und wenn man in den Thälern und Gebirgen nachforscht, woher die erfinderischen Köpfe, die energischen Reformatoren, die ausgezeichneten Leute einer Gegend kamen, so wird man dabei viel häufiger auf die Berge als auf die Thalgründe verwiesen. Die berühmten Schweizeruhren werden in einer Höhe von 3000 Fuß gemacht. Die meisten andern Hausindustrien, die Spitzenklöppelei, die Holzschneidekunst, die Strohflechtekunst sind nicht in den Ebenen, sondern bei den Gebirgsbewohnern zu Hause. Bei den Bewohnern der Ebenen in den Alpen finden wir weit weniger solche Industriezweige, welche eine große, ganz allgemein talentvolle und fleißige Bevölkerung und viele geschickte Hände voraussetzen, zu Hause; weit mehr nur solche, die durch Maschinen und andere mehr mitteidare Wirksamkeit betrieben werden.

Allerdings sind viele der Eigenschaften, welche die Bergleute vor den Thalleuten auszeichnen, ihnen gewiß nicht bloß in Folge der Höhe, in der sie wohnen, eigen geworden. So z. B. haben sie ihre Frömmigkeit und Sittenreinheit nicht nur weil sie 3000 oder 4000 Fuß über dem Meere hausen, sondern auch weil sie als Bergleute weit von den Städten und Sammelplätzen der Menschen, wo sich viele Sittenverderbniß erzeugt, entfernt sind. Eben so ist ihre Freiheitsliebe nicht bloß der hohen Luftregion, in die sie erhoben sind, sondern auch der durch die Unzugänglichkeit der Berge gegebenen Möglichkeit der Vertheidigung ihres Vaterlandes zuzuschreiben. Sumpfbewohner, Wüstenbewohner werden ihr schwer zugängliches Vaterland, in welchem sie wegen des seltenen Verkehrs mit Fremden einen eigenthümlichen Charakter und eine Liebe zur Ungezwungenheit und Freiheit sich angewöhnen, auch ohne Berge eben so freiheitsliebend und energisch vertheidigen.

Digitized by Google

Die Entſtehung und Verbreitung der Induſtrien, die man ſo häufig in den Gebirgsgegenden findet, mögen in eben ſo hohem Grade aus Armuth der zwiſchen unfruchtbaren Felſen Lebenden als aus einem, durch die reine Bergluft ihnen eingeflößten eigenthümlichen Erfindungsgeiſte erklärt werden, ſo wie an ihrer kräftigen Geſundheit die verminderte Gelegenheit zum ausſchweifenden und luxuriöſen Leben eben ſo viel beitragen mag als die bloße Höhe. Indeß iſt es doch eben ſo zweifellos, daß auch die bloße Höhe bei allen dieſen Erſcheinungen eine Haupturſache iſt, und wahrſcheinlich ſpielt dabei, wie überhaupt bei der ganzen, auch im Pflanzen- und Thierreich von uns nachgewieſenen Veredlung der Organismen, der Zuſtand der Luft auf den Höhen die vornehmſte Rolle. In den tiefen Thälern, die oft den heilſam erquickenden und reinigenden Winden ganz verſchloſſen ſind, eben ſo auch in allen tiefliegenden Flachländern, iſt die Luft dick und zuweilen im höchſten Grade drückend und nervenabſpannend. Die Berge dagegen erheben uns in eine Region der Atmoſphäre, in welcher die Luft leichter und daher angenehmer zu athmen iſt. Da hier erfriſchende Winde faſt immer Zugang haben, ſo erneuert ſich die Luft in jedem Augenblicke, und da dort oben keine Sümpfe und Moräſte vorhanden ſind, ſo kann ſie auch ſo ſchnell nicht wieder verderben.

Die zwei feinſten und zugleich für alle Veredlung der Organismen wichtigſten und effektvollſten Agentien, welche durch das Medium der Luft einwirken, ſind das Licht und die Elektricität, und beide zeigen ſich auf den Höhen unter ganz andern Verhältniſſen und in einer ganz andern Art von Thätigkeit und Wirkſamkeit. Auf den höchſten Bergſpitzen iſt das Licht beſonders energiſch, ſo daß es auch, wenn es vom Schnee zurückprallt, den Augen in ſehr kurzer Zeit viel gefährlicher werden kann als in den Ebenen. Dieſer fortgeſetzte eigenthümliche Lichtreiz wirkt gewiß auf den thieriſchen und menſchlichen Organismus, noch mehr aber auf die Pflanzen eigenthümlich ein. Eben ſo bedeutungsvoll aber ſind gewiß die Verhältniſſe des elektriſchen Fluidums in den obern Regionen.

Die hohen Berge ſind die natürlichen Elektricitätsconduktoren, und bedenkt man nun die große Rolle, welche Elektricität bei der Bildung und Conſervirung der thieriſchen ſowohl als der vegetabiliſchen Organismen ſpielt, und wie im Laufe des Jahres durch jeden Organismus der Höhen weit mehr Elektricität aus- und einſtrömt als in den Thälern, ſo mag man ſich vorſtellen, daß dieß in nicht geringem Grade beitragen mag zur Veredlung dieſer Organismen. Vielleicht iſt gerade Elektricität vorzugsweiſe dasjenige Agens, was den Bergpflanzen ihr beſonderes Aroma, den Bergthieren ihre eigenthümliche Munterkeit gibt, und was in den Gebirgsmenſchen ſo manchen Kraniheitsſtoff vernichtet, ſeine Conſtitution ſtärkt und läutert, und endlich auch auf ſeinen Geiſt einen ſo belebenden, einen ſo elektriſirenden Einfluß übt.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Später. Auf dem Wege zum Dome kam mir der Gedanke, bei dem Bankier Schaafhauſen nachzufragen, ob Frau Sibylle Mertens, jene bekannte deutſche Archäologin, in Köln ſey. „Sie wohnt hier im Hauſe," war die Antwort. Als ich ſie wieder ſah mit ihrem kurz geſchnittenen Haar, ihrem ſtrengen dunkien Negligé, hinter Papieren an einem ſoliden Arbeitstiſche in ihrem kölniſchen Vaterhauſe, hatte ich eine wahre Freude. Sie las uns einen Brief des Grafen Circourt vor und Lamartine's Manifeſt, das eben angelangt war. Ihr kluges, kantiges, charaktervolles Geſicht machte mir das Vorleſen zum Genuß.

Das Manifeſt iſt gemäßigter, als Franzoſen bei ähnlichen Anläſſen je geſchrieben haben; es trägt den Stempel einer neuen Weltordnung, einer Aera des Friedens, wie Idealiſten ſie träumen; dennoch ſpricht ſich die Markloſigkeit des Theoretikers darin aus, der es ſelbſt fühlt, er werde ſeiner Theorie keine Form in der Wirklichkeit zu geben vermögen. Das Gouvernement provisoire ſitzt wie ein heiliger Paradiesvogel auf dem ſchwanken Blatt der Palmbäume des Friedens — und müßte wie ein Sonnenadler horſten auf dem Felsgeſtein, den Blitz des Genius unter ſeinen Füßen. Es iſt eine Kraft- oder Glaubensloſigkeit in dem Manifeſte, die unwillkührlich zu dem Gedanken führt, es werden eiſerne Fäuſte dieſen Männern das Scepter aus den Händen nehmen und vielleicht nehmen müſſen.

Frau Mertens erbat ſich, uns in den Dom zu begleiten. „Ich komme, Ihnen die Honneurs zu machen, denn der Dom iſt mein Vaterhaus und die heiligen Dreikönige ſind meine Vettern, wie Miſtreß Jameſon zu behaupten pflegte." — Hier in Köln begriff ich auch ihren Patrizierſtolz. Gerade am Fuße des Domes liegen vier prachtvolle Häuſer, in denen ſie und ihre Familie ſeit einer Reihe von Jahren gewohnt. Sie iſt hier geboren und erzogen; alle Bettler, alle Beamten und Bauarbeiter im Dome kannten ſie, als ſie die Bauhallen öffnen ließ, uns umherzuführen. Als ſie im ſchwarzen Zobelpelz, einen Kantenſchleier über dem ſchwarzen Hut, die Brille aufgeſetzt, die

Digitized by Google

Handſchuhe in der Hand neben uns herging, erklärend, geiſtvoll das Geringſte auffaſſend, überall Leben bringend in den Stein, war ſie wieder vollkommen die »principessa tedesca,« wie das Volk ſie in Rom nannte. Und ſie iſt wirklich eine fürſtliche Natur, die ungehemmt durch Kleines, durch Fremdes, in ſich gefeſtet, den eigenen, einſamen Weg geht; von Vielen unverſtanden, aber ſehr geliebt von denen, die in ihr reiches Innere zu ſehen vermochten; durchaus wahr und ſich ſelbſt getreu. Um ſo in ſich, ſo auf ernſte Studien gewieſen zu werden wie ſie, muß eine Frau ein großer Charakter ſeyn und ſchwere Prüfungen durchlitten haben.

Wir gingen in ihrer Geſellſchaft durch die Stadt. Auf dem Marktplatze bewegte ſich bei lachendem, blauem Himmel ein wahrhaft italieniſches Maskenleben. Feſtzüge und Gruppen bildeten ſich mit ſüdlichem Ordnertalent und ſüdlichem Takte. Frau Mertens machte uns darauf aufmerkſam, daß dieſer Marktplatz vollkommen die Form der Piazza Navona in Rom habe und ſicher auch eine alte Rennbahn geweſen ſey. Dieß hat ſie bewogen, vom Magiſtrat die Erlaubniß zu Nachgrabungen zu fordern, die ihr ertheilt worden iſt.

Gegen Mittag langten noch telegraphiſche Nachrichten an, welche von der vollſtändigſten Ruhe in Paris ſprachen. Wie würde wohl Deutſchland nach ſolchen Erſchütterungen beben! Es iſt mit den Völkern wie mit den Individuen; je beſſer ihre Erziehung auf der einen, je vollſtändiger und fertiger ihre hiſtoriſche Bildung auf der andern Seite iſt, um ſo leichter wiſſen ſie ſich in allen Lebensverhältniſſen zurecht zu finden. Die Franzoſen, die Italiener ſind mitten in dieſen gewaltſamen Revolutionen ſtets ſie ſelbſt, mit allen Vorzügen ihrer Bildung, ſtets in ſich gefaßt.

4.

Aachen.

Der Weg nach Aachen iſt anmuthig, weil eine Hügelkette Abwechslung in die Gegend bringt. Der Blick von der Höhe herab auf Aachen, das mit ſeinem, aus Thürmen und Kuppeln wunderlich zuſammengeſetzten Dome tief im Thale liegt, iſt ſehr freundlich. Die neuen Stadttheile ſind prächtig. Sie erinnern in den Hauptſtraßen an die ſchöne Rue de la Caraterie in Genf; doch ſcheinen die älteren Partien der Stadt bevölkerter und ſind darum intereſſanter. Auch in Aachen ſah man Masken und wir hörten das Singen und die Freudenſchüſſe des Carnevals, mit rohem Lärme untermiſcht, bis tief in die Nacht.

Unſere Wohnung lag dem Bade gegenüber. Kaum hatten wir den Fuß aus der Thüre geſetzt, als wir von Bettlern umgeben waren, die uns auf unſern Wegen durch die Stadt verfolgten und von allen Seiten Zuwachs erhielten. Das gab denn zu dem ſüdlichen Lichtbilde des Carnevals auch die ſüdliche Schattenſeite der Armuth. Aber die Naivität der Spielbankverordnung übertrifft in ihrer Unbefangenheit ſelbſt die italieniſchen Lottos. Die Spielbank iſt ſtädtiſches Eigenthum, die Stadt alſo Bankier; kein Aachener Bürger darf ſpielen, die Fremden werden geplündert und der Gewinn der Bank zur Verſchönerung der Stadt verwendet.

In Aachen waren ſchon ſeit einigen Tagen lebhafte Unruhen und Straßenaufläufe geweſen, bei denen die Fabrikarbeiter eine weſentliche Rolle geſpielt und der Haß des Volks gegen Preußen grell hervorgetreten war. „Preuß“ ſey noch immer ein Schimpfwort im Volke, behauptete man. Erſt in derſelben Woche hatte ein Angeklagter vor Gericht geſagt: „Alles Andere wäre noch hingegangen, aber daß er mich Preuß geſchimpft, das konnte ich nicht auf mir ſitzen laſſen und da habe ich denn zugeſchlagen.“ — Es war die Rede geweſen von Zuſammenberufung der Landwehr am Rhein, von Aushebung in den Fabriken. „Wir wollen uns lieber von den Franzoſen todtſchlagen laſſen, als für die Preuß gegen die Franzoſen fechten,“ hatten ſie geſagt.

Die Stimmung in Aachen ſchien viel aufgeregter als in Köln; vielleicht täuſchte dort auch die Carnevalslaune über den eigentlichen Grundton.

Den 8. März. Von Aachen nach Verviers führt die Eiſenbahn einen Berg in die Höhe, durch ſehr liebliche Gegenden, die von Verviers nach Lüttich zu noch ſchöner werden. Es ſind lauter kleine Thäler, von mäßig hohen Hügelketten gebildet und durch die Tunnelthore gleichſam abgeſchloſſen. Jedes ſolche Thal hat eine Fabrik an einem Flüßchen. Die Fabrikgebäude, das Haus des Beſitzers, die Arbeiterwohnungen, die Kirche und die Parkanlagen machen ein für ſich beſtehendes, ſehr anmuthiges Ganze. Es iſt ganz die Gegend und die Art und Weiſe, wie George Sand ſie in dem péché de Monsieur Antoine beſchreibt. Ich mußte mir dabei immer denken, daß einmal die ganze Erde mit ſolchen, in ſich ſelbſt die ganze Exiſtenz einer Gemeine umfaſſenden Colonien bebaut ſeyn werde, wenn die ſocialen Umgeſtaltungen zur Ausführung kommen, die uns als Ideal vorſchweben. Es würde dieß auch der einzige, naturgemäße Weg ſeyn, von dem Gipfel induſtrieller Kultur zur urſprünglichen Vergeſellſchaftung der Einzelnen in der Gemeine.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, December.

(Fortſetzung.)

Die Bundeshauptſtadt. — Kunſt.

Keinem der bisherigen Beſchlüſſe unſeres neuen ſchweizeriſchen Parlaments ging eine ſolche Spannung voran, wie der Beſtimmung des künftigen Bundesſitzes. Bisher hatten ſich unſere zwei Dutzend Kantonshauptſtädte als gleichberechtigte Schweſtern gefühlt. Das Privileg der drei Vororte Zürich, Bern, Luzern war weit getheilt nicht von großer Bedeutung. Jetzt ſollte eine der Schweſtern die Krone erhalten, die andern ihr dienen — es ſollte eine ſchweizeriſche Haupt- und Reſidenzſtadt geben. Allererſt erhob ſich eine ganze Schaar von Concurrentinnen. Die eine ſuchte ihre geographiſche Lage, die andere ihre geſunde Luft, die dritte ihre ſchöne Gegend, die vierte, fünfte und ſechste ihre materiellen, geſelligen und wiſſenſchaftlichen Hülfsquellen, die ſiebente ihre Geſinnungstüchtigkeit und viel anders mehr geltend zu machen. Zwei davon können wir füglich unſer Kremſier und Brandenburg nennen, nämlich das aufgehobene Kloſter St. Urban und das Städtchen Zofingen. Bald mußte jedoch eine nach der andern vor den drei mächtigſten, Zürich, Bern und Luzern, zurücktreten. Unſer ſchweizeriſches Charivari ſtellte die Wahl der Hauptſtadt bildlich als das Urtheil des Paris dar; Zürich erhielt wie billig die Rolle der Pallas, die Gänſefeder ſtatt der Lanze in der Fauſt; jene der Juno wurde dem ſtolzen Bern mit den bekannten 40,000 Bajonnetten im Strickbeutel zugetheilt; Luzern war auf die etwas abgetiſſene, den Roſenkranz durch die Finger gleiten laſſende Venus angewieſen, deren Reize aber dießmal wenig Siegeschancen hatten. Und wirklich wäre dieſe Frage auf unſerem neuen Olymp beinahe zu einem Erisapfel geworden. Insbeſondere für Bern war es eine Lebensfrage, deſſen Bedeutung zu allen Zeiten eine bloß politiſche und niemals eine wiſſenſchaftliche oder commerzielle geweſen. Wäre nun Zürich z. B. Sitz der Bundesbehörden geworden, ſo wäre Bern zu dem Rang einer mehr und mehr herunterkommenden Provinzialſtadt herabgeſunken. Zudem war nicht zu läugnen, daß ein voller Fünftheil der Schweiz von Bernern bewohnt wird, daß ein großer Theil der eidgenöſſiſchen Armee aus Bernern beſteht, und daß auch verhältnißmäßig am meiſten berniſches Geld in die eidgenöſſiſchen Kaſſen fließt. Dieſe Umſtände zog ſich auch die bedeutende Mehrzahl der National- und Ständeräthe (des Volks- und Staatenhauſes) zu Gemüthe und entſchied für Bern, welches der Wahl Ehre machen und den damit auferlegten Bedingungen, als da ſind Bau und Einrichtung eines Bundespalaſtes u. a. m., auf noble Weiſe Genüge leiſten zu wollen ſcheint. Daß ihm hierin weder die finanziellen, noch die künſtleriſchen Kräfte mangeln, hat es bereits öfters durch die That bewieſen, unter anderem durch den raſch nach einander erfolgten Bau zweier grandioſen Brücken über die Aare, deren eine zunächſt der Stadt, die andere ein Stündchen abwärts bei der ſogenannten Tiefenau, wozu Millionen verwendet wurden. Ihren Sinn für Kunſt bethätigten die Berner ebenfalls erſt kürzlich wieder durch Aufſtellung zweier monumentalen Statuen. Die eine derſelben, von Tſcharner modellirt und in München gegoſſen, ſtellt den Herzog Berchtold von Zähringen, den Gründer der Stadt dar, und iſt auf der Münſterterraſſe aufgeſtellt. Die andere, eine Reiterſtatue Rudolphs von Erlach, des Siegers bei Laupen, iſt von Vollmar modellirt und wird, wenn wir nicht irren, eben jetzt in Aarau gegoſſen. Auf dem Münſterplatze harrt ihrer ſchon das fertige Piedeſtal. Trotz der Noth der Zeit, wo wie überall ſo auch bei uns ein großer Ueberfluß an Geldmangel herrſcht, wurden die nicht unbedeutenden Koſten auf dem Wege der Subſkription gedeckt. Um ſo mehr liegt in Bern die Pflege eines andern Zweiges der Kunſt darnieder, nämlich des Theaters. Es wird für Ihre Leſer in Deutſchland, wo jedes kleine Reſidenzſtädtchen ſein Hof- und Nationaltheater hat, ſchwer zu begreifen ſeyn, daß das Theater des bisherigen Vororts und der jetzigen Bundeshauptſtadt Bern zwei ganze Jahre geſchloſſen war. Vor einigen Wochen eröffnete es der Direktor des Züricher Theaters mit einer recht anſtändigen Geſellſchaft, ſpielte aber ſehr oft vor leeren Bänken. In Bern fand übrigens ſchon ſeit Jahren keiner der Theaterunternehmer ſein Heil, die in der wohlhabenden, von vielen Fremden beſuchten Stadt von 25,000 Einwohnern goldene Berge zu erhaſchen glaubten. Grund davon mag die angeborne Sparſamkeit der berniſchen Bevölkerung ſeyn; dann auch die zu großen Anſprüche und der von anders woher verdorbene Geſchmack eines Theils des Publikums, welches auf dem artigen, aber keineswegs großartigen Theater nichts als große Opern ſehen möchte, wozu nur berühmte Sänger, großes Orcheſter, Ballethor, Maſchinerien und noch viel anderes mehr mangelt; endlich trägt das ſogenannte, d. h. geweſene Patriziat ebenfalls ſein Scherflein zum Verfall des Theaters bei, welches, ſtatt mit ſeinen reichen Hülfsmitteln ſolche Kunſtanſtalten zu unterſtützen, in ſeinen excluſiven „Societäten" immermehr verſauert und verknöchert. Es iſt nämlich bei dieſer Klaſſe zum bon ton geworden, höchſtens dann in's Theater zu gehen, wenn daſſelbe von einer vagabundirenden franzöſiſchen Truppe in Beſchlag genommen iſt. Ich weiß nicht, ob ich die letzten National- und Ständerathsverhandlungen, welche der Beſtimmung des Bundesſitzes vorhergingen, ebenfalls zu den Urſachen des geringen Theaterbeſuchs zählen ſoll, inſofern dieſelben den Intriguenſtücken des Herrn Direktor Hehl gar zu ſtarke Concurrenz gemacht haben mögen. Sie ſehen, daß Sie auf keinen Fall weitläufige Theaterberichte von mir erwarten dürfen. Auch bei Ihnen in Deutſchland wird dieß Feld in Folge minutiöskritiſcher Budgeterörterungen und allzuweit getriebener mikroſkopiſcher Civilliſtenbeobachtungen bald von ähnlicher Dürre heimgeſucht werden und Sie werden es zu den Märzerrungenſchaften rechnen können, daß manche reichvergoldete Nachtigallenkehle und mehr denn ein Paar anoch brauchbarer Balletſchenkel in unwillkommenen Ruheſtand verſetzt werden müſſen.

(Fortſetzung folgt.

Beilage: Kunſtblatt Nr 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. Freitag den 5. Januar 1849.

Gewiß, die Zeit ist wunderbar gesinnt,
Doch Menschen deuten oft nach ihrer Weise
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn
Shakespeare.

Zum Antritt des Jahres 1849. *

An die Leser.

Seit einer Reihe von Jahren, wenn wir die Leser zu Neujahr begrüßten, kamen wir geradezu oder auf diesem oder jenem Umwege, immer aber mit einer gewissen Nothwendigkeit darauf zu sprechen, wie rathlos und unmächtig Literatur und Kunst sind, wenn das Jahrhundert in Geburtswehen liegt. Wenn wir dann, nachdem wir die literarische Gegenwart unwillkührlich mehr oder weniger schwarz gemalt, auf eine neue Zeit als den Fruchtboden hinwiesen, auf dem endlich einmal das hier vergeilte, dort verkrüppelte Gewächs deutsche Kunst in freier, eigenthümlicher Schöne sich erheben könne, so war dieß ein weit aussehender Trost, doch immer ein Trost.

Was aber bisher die Menschen zu so zerstreuten und lässigen Verehrern und Pflegern der schönen Künste gemacht hatte, das war nur die Befangenheit durch vorübergehende historische Erdstöße, durch hie und da versiegende Quellen, durch Feuer und Rauch aus sich wieder schließenden Erdspalten, kurz durch die Vorzeichen eines großen Ausbruchs, der endlich in diesem Jahr erfolgt ist, großartig und schauerlich, wie ihn die Plutonisten der Geschichte kaum gewünscht und die Neptunisten nie gefürchtet.

Der ganze deutsche Boden ist in schwingender Bewegung, die Lava wälzt sich durch die Rebgelände, die Blitze zucken aus der zum Himmel strebenden Feuersäule, und die Asche, die die Luft verfinstert, stürzt mit dem Platzregen in Kothströmen nieder. In solcher Verwirrung, wo das ganze Gesellschaftsgebäude den Einsturz droht, kann man nicht darnach fragen, was aus den Kunstschnörkeln der Façade und den Wandmalereien im Innern wird, und die Sorge um die Literatur ist die allergeringste, wo in den Augen Vieler die Kultur selbst mit dem Untergang bedroht ist. — Vor einigen Jahren noch glich das Jahrhundert einem Fürsten, der ohne Geschmacksbildung, ohne wahres Verständniß der Kunst, Historiographen, Poeten, Maler, Schauspieler und lustige Räthe hält, weil dergleichen einmal zum Prunke gehört; heute sieht es aus, als wollte der gnädigste Herr, in seiner Civilliste unbillig beschränkt, den Anfang barbarischer Sparsamkeit damit machen, daß er dem gesammten ästhetischen Hofgesinde den Abschied gibt und es einmal versucht, wie man ohne den Schmuck des Lebens lebt und regiert.

Allerdings bot dieses Jahr, auf Markt und Straße, in Kabineten und Parlamenten, Momente und Auftritte genug, die auch den Kenner des Menschen und seiner Geschichte in eine Stimmung versetzen mochten, in der er mit den bisherigen Grundlagen der Gesellschaft alle sauer erworbenen geistigen Güter zu Grunde gehen sah, und erst in den letzten Tagen des verflossenen Jahres haben wir in diesen Blättern einen begeisterten Mann der heutigen Welt ob ihren Gräueln das schlimmste Horoscop stellen sehen. Wir werden uns nicht bedenken, dem Mann auch künftig über denselben Text das Wort zu gönnen, denn nur der gedankenlose Leichtsinn kann in seiner Bußpredigt nichts erblicken als eine geistreiche Kapuzinade. Aber der ascetische Ernst wie der frivole Spott, der eine wie der andere verkennt immer die von ihm ab-

* Durch Krankheit des Verfassers verspätet.

Digitized by Google

gekehrte Seite der gedoppelten Menſchennatur mit ihren Anſprüchen, Rechten und Kräften, und unſere Zeit wird ihren Weg finden mitten durch zwiſchen dem herben Bußprediger, der ihr das Recht auf die Exiſtenz abſprechen möchte, und dem utopiſchen Thoren, der von ihr ein Glück verlangt, das dem menſchlichen Weſen widerſpricht.

Wie unſer ebengenannter Prediger die alte Welt mit der heutigen vergleicht, hat er immerhin Recht in gewiſſen Beziehungen und in gewiſſem Grade, aber ſeinen fatalen Schlußfolgerungen läßt ſich doch wohl, unbeſchadet des Ernſtes der Zeit, eine und die andere heitere Betrachtung entgegenſtellen.

Ja, die Verflüchtigung des religiöſen Gefühls, wie man es nennt, iſt es vorzugsweiſe, was die Wirren unſerer Zeit für das Auge der Verſtändigſten zu einem Labyrinth ohne Ausgang macht. Hat ſich aber dieſes Gefühl auch wirklich verflüchtigt? iſt es nicht bloß latent geworden, wie die Wärme, die ſich jezt verkriecht, um gleich darauf im Spiel der Elementarkräfte deſto kräftiger wieder auszuſtrahlen? Und jener wunderbare Trieb, mit dem der eine Pol der Menſchenſeele den geheimnißvollen Tiefen der Natur zugekehrt iſt, können wir ihn ſtudiren, auch nur wie Elektricität und Magnetismus, von denen wir am Ende auch noch nichts begriffen haben? Macht uns die Spanne Geſchichte, die wir rückwärts überblicken, ſo ganz mit den Geſetzen bekannt, nach denen das uns eingeborene Gottesgefühl und die ihm entgegenſtehende wache Geiſteskraft einander anziehen und abſtoßen, bethätigen und niederhalten, daß gewiſſe Erſcheinungen in ihrem Wechſelſpiel uns unzweifelhaft gewiſſe Geſchicke ganzer Zeitalter verkündigen? Jeder von uns fühlt lebhaft, daß die neue Welt, auf die wir hoffen, nur auf ein neues Verhältniß zu Gott zu gründen iſt, auf einen erneuerten Glauben an das, was nie aufgehört hat zu ſeyn, an eine göttliche Ordnung im Haushalt der Menſchheit, ſo gut wie in dem der Natur. Aber wer beweiſt, daß das lebende oder ein kommendes Geſchlecht ſich nur dadurch zu Gott erheben kann, daß es geiſtig zurückſinkt auf den oder den Grad von Barbarei? daß es nur dann wieder glauben und beten lernt, wenn es auch wieder im Buch des Geiſtes und der Natur ſtammelnd buchſtabirt?

Und dann, war nicht das Alterthum, als es zu Grabe ging, ungleich fertiger, in ſich abgeſchloſſener, als unſere Zeit? Es erfüllte ſeine innere und ſeine äußere Welt mit Gedanken und Begriff, mit Politik und Waffen in einem Grade, von dem die heutige europäiſche Geſellſchaft noch ſehr weit entfernt ſcheint. Als der Römer aufhörte Römer zu ſeyn, um Chriſt zu werden, da lag auf allen ſeinen Zuſtänden und Hervorbringungen, als Vorzeichen des Todes, der Duft der Ueberreife, während das jetzige Geſchlecht durch einen Stoß, der den Faden ſeiner Entwicklung abriſſe, von einer Menge halb vollbrachter Aufgaben und halb gelöster Räthſel abgerufen würde. Und war es auch ſehr begreiflich, wenn einem in der jüngſten Zeit hie und da Weltuntergangsgedanken kamen, ſo brauchte man ſich nur wieder in anderer Laune flüchtig zu vergegenwärtigen, was in unvergeßlichen zehn Monaten in unſerem öffentlichen Leben an Unſchick und Unfertigkeit aller Art zu Tage gekommen, um ſich zu überzeugen, daß unſere Welt noch als eine ſehr jugendliche erſcheint, keineswegs würdig des hiſtoriſchen Todes.

In Volksverſammlungen, Volksvereinen und Volkskammern ſo vieler Länder wurde um die Wette Altes eingeriſſen und Neues erſonnen; aber die wunderlichſten Einfälle ſeiner Nachbarn überbot der Franzoſe, als er gegen das Ende des Jahrs den Schatten eines dreieckigen Hutes und eines grauen Ueberrocks an die Spitze ſeiner Republik ſtellte. Unſere Centralgewalt, wie eingeſezt, um den Beweis zu führen, daß Deutſchland kein Centrum hat noch haben kann, iſt nichts gegen jene hiſtoriſche Vogelſcheuche; aber dieſes Prachtſtück des aus der Urne des allgemeinen Wahlrechts herausſpringenden Staatsverſtandes iſt dennoch von uns weit aufgewogen worden durch eine Maſſe von Thaten und Projekten, in denen ſich kindlicher Glaube und jugendliche Schwindelei auf's ſonderbarſte durchdringen. Dieß mag für die Gegenwart und unſer nächſtes Geſchick noch ſo betrübend ſeyn, jedenfalls gibt es uns die troſtreiche Bürgſchaft, daß unſer Volk noch viele Stufen der Entwicklung vor ſich hat, und ſeit die Schutzpockenimpfung der Kultur dem jugendlichen Dahingerafftwerden der Völker ein Ende gemacht hat, ſterben ja große Nationen nur von Alters wegen.

(Schluß folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Dieſe Fabrikorte haben ihren Arzt, ihre Krankenhäuſer und könnten leicht zu der Selbſtverwaltung herangebildet werden, die ihren gemeinſamen Mittelpunkt in einer Centralverwaltung des Landes hätte. Es liegt ein eigener Zauber darin, dieſe Zuſtände in ihren Einzelnheiten wie in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen durchzudenken, und obſchon Paris uns als feſtes Reiſeziel vor Augen ſtand, war der Reiz der Stille an dieſen ſchnell ſtrömenden Bergwaſſern, die von den erſten Frühlingsblüthen der Bäume überſchattet, goldig ſchäumend im Sonnenlichte hin-

Digitized by Google

rauſchten, ſo mächtig, daß man es ſich ſehnlich wünſchen konnte, hier verweilen, hier ſeinen Wirkungskreis finden zu dürfen. Ein Badeort, Chaudo fontaine, mochte der ſchönſte Punkt dieſer lieblichen Gegend ſeyn. — Aber ganz im Gegenſatz zu dieſer friedlichen Stille war die Unterhaltung in den Waggons nur auf die ſtürmiſchen Ereigniſſe des Tages, auf die franzöſiſche Republik, auf Krieg und Revolutionen gerichtet. An allen Halteplätzen wurden die Journale l'Indépendance und l'Observateur Belge ausgeboten. — Es waeen Fabrikanten, Gutsbeſitzer, Kaufleute in unſerem Coupé; die Unterhaltung franzöſiſch. „Man ſchlägt ſich deeelts auf allen Punkten in Deutſchlaud, die Communiſten haben den Kampf begonnen," ſagte der Eine. — „Der Communismus iſt weder in Frankreich noch in Belgien zu fürchten, er iſt nur in Deutſchland gefährlich. Bei uns hat man zu viel praktiſchen Verſtand, um ſich an dieſen Chimären die Finger zu verbrennen, um an dieſes Utopien zu glauben." — „Was iſt überhaupt für Belgien zu fürchten? Die Republik? Es wäre ein leerer Name für uns! Was thut der Name? Wir ſind freier in unſerer Monarchie, als die Franzoſen es jemals in der Repnblik ſeyn können. Meinetwegen kann das Gouvernement „Deſpotie" heißen, und ich will unter einer Deſpotie leben, wenn ihre Inſtitutionen ſo frei als die unſern, ſo frei als möglich ſind." — Das waren die Aenßerungen, welche wir von allen Seiten hörten. Die größte Zufriedenheit mit der Verfaſſung leuchtete hervor, und der ſichtliche Wohlſtand des vortrefflich angebauten Landes ſchien dieſe Zufriedenheit vollkommen zu rechtfertigen.

Man glaubte nicht an die Dauer der Republik, man belächelte das Gouvernement provisoire, man ſpottete über die Friedensrepublik, wie über eine belle fiction poëtique de Mess. Lamartine et Louis Blanc. Ein Fabrikbeſitzer aus dem Norden Frankreichs ſagte: »chez nous dans le Nord, où l'on est très Henri V.« Er behandelte die Revolution mit vollkommener Geringſchätzung, als »une folie de gamins et de vautriens,« verklärt und geheiligt durch Männer von Genie, welche aber leider nur Dichter und nicht Staatsmänner ſind. Eben ſo leichtfertig und ungläubig ſprach man von der Republik an der Table d'hôte des Hôtel de Hollande, wo wir Abends fünf Uhr das Ende unſerer Tageeeiſe fanden. — Aber was beweiſt dieſer Unglaube? „Die Wenigen, die was davon erkannt, die thöricht guug ihr volles Herz nicht wahrten, hat man von je verketzert und verbrannt." — Es wird auch Nichts gegen die Republik und ihre Schönheit und Gewißheit beweiſen, wenn ſelbſt dieſer neue Verſuch ſie in's Leben zu führen noch an der Ungunſt der jetzigen Zeit und Verhältniſſe ſcheitern ſollte, was ja möglich iſt. Die Albigenſer, die Waldenſer, die Huſſiten, und Savonarola, und tauſend Andere mußten untergehen; hundert Verſuche zue Reformation des Katholicismus ſchelterten, ehe Luthers große That möglich und durch die Reiſe der Zeit ausführbar und nachwirkend werden konnte.

Unſere religiöſe Ueberzeugung, welche den Gott in das Individuum ſezt, muß folgeecht auch die Selbſtbeſtimmung, die Selbſtherrſchaft in das Individuum legen. Sobald man ſich reif erklärt zur Emancipation von dem Begriff des perſönlichen Gottes, muß man ſich auch reif erklären für die Republik; denn das Königthum iſt nur die politiſche Parallele für den peeſönlichen Gott, die Verwandlung des Begriffs in ein Symbol.

Die Belgier wollen ihren König Leopold behalten und ſich gegen jeden Verſuch, ihnen die Republik aufzudringen, mit aller Kraft vertheidigen. Dieß iſt vollkommen in der Ordnung, da ſie auch ſtreng feſthalten am Katholicismus; es ſpricht dieß aber weder für die conſtitutionelle Monarchie, noch gegen die Republik, ſondern es gibt nur den Maßſtab für die Volksbildung in Belgien; denn jede Verwaltung iſt gut, die dem Bildungsgrade der Nation angemeſſen iſt. Die höchſte geiſtige Entwicklung und ſittliche Bildung foedern aber die Republik, und wenn Frankreich jene erlangt hat, wird die Republik beſtehen, trotz aller Spötter und Zweifler.

5.

Brüſſel, 9. März.

Wir machten geſtern noch einen Weg durch die Stadt und kamen in eine der ſogenannten „Paſſagen." Es ſind Durchgänge, Hallen, mit Glas überdeckt, in denen ſich zu beiden Seiten, auf ebener Erde und im Entreſol Laden und Kaffeehäuſee finden. Solcher Paſſagen gibt es auch eine in Hamburg und größere in Mailand und Neapel. Im Ganzen ſind ſie unbehaglich; voll beſtändigen Lärms, ſehr heiß im Sommer, kalt im Winter, und bei naſſem Wetter, wo der Fußboden ſchmutzig und glatt wird, feucht und dumpf. Die rechte Heimath der Paſſagen ſoll aber Paris ſeyn, und ich bin im voraus überzeugt, daß ihr Daſeyn dort durch irgend eine klimatiſche Nothwendigkeit bedingt ſeyn wird; denn ſolche Einrichtungen ſind faſt niemals Erzeugniſſe der Laune, ſondern Nothwendigkeiten. — Geſteen Abend, wo es wie heute unabläſſig regnete, war die Paſſage nicht angenehm, aber doch intereſſant durch die große Menge von Blouſenmännern, die hier nach gethaner Arbeit, die Kalkpfeife im Munde, neben und mitten unter der vornehmen Welt umheeſpazierten. Dieſe Luſt an Erholung

Digitized by Google

haben doch faſt alle Völker mehr als die Norddeutſchen.

Heute Morgen fuhren wir nach der Kathedrale, der église de St. Gudule. Es iſt ein mächtiges Gebäude mit unvollendeten Thürmen; man baut und erneut daran wie an dem Kölner Dome. Wunderbar bleibt es, daß unſere Zeit einen Glaubensenthuſiasmus in ſich zurückrufen und Kirchen zu Ende bauen will, nachdem vor zweihundert Jahren dieſer kirchliche Enthuſiasmus bereits ſo erloſchen war, daß man die Bauten einſtellte, die Kirchen unvollendet ließ. Was unſere Voreltern ehrlich und freiwillig als Irrthum erkannten und aufgaben, das nehmen wir mit einer innern Lüge wieder auf, und dieſe wird doppelt ſtrafbar, da ſo viel wirklicher Noth, ſo drückendem Mangel abzuhelfen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, December.

(Fortſetzung.)

Die künftige ſchweizeriſche Hochſchule

Die Gründung einer eidgenöſſiſchen Hochſchule iſt durch den Art. 22 unſerer neuen Bundesverfaſſung in Ausſicht geſtellt. Ob aber dieſes Projekt je wirklich ins Leben treten wird, ſteht noch ſehr in Frage, da die Meinungen über die Möglichkeit und Wünſchbarkeit einer ſolchen vom Bunde dotirten und von Bundesbehörden abhängigen Anſtalt ſich bis jetzt keineswegs vereinbart haben. Soviel jedoch iſt ausgemacht, obſchon noch nicht offiziell ausgeſprochen, daß die ſchweizeriſche Univerſität, ſammt daran gehängtem Polytechnikum, wenn ſie zu Stande kommen, ihren Sitz in Zürich haben ſollen (als Pflaſterchen für die erlittene Schlappe in der Bundesreſidenzfrage), und hierin liegt zwar ein negativer, aber dennoch keiner der mindeſten Gründe ihrer Wünſchbarkeit, nämlich das hiedurch bedingte Abſterben der Univerſität Bern. Dieſes Kind der Sünde, welches den Kanton jährliche 60,000 Franken koſtet, hätte ſchon längſt verdient vom Leben zum Tode gebracht zu werden, da es ſeit ſeiner Geburt, mit Ausnahme einer Anzahl müßiger Mediziner und Theologen, nichts anderes zu Tage förderte, als eine aus verunglückten Schulmeiſtern und Rechtsagenten, unter den Auſpicien des würdigen Profeſſors Dr. Wilhelm Snell, hervorgegangene ſogenannte „junge Rechtsſchule," welche ſich des Staatsruders bemächtigend, das ſonſt ſo ſolide Bern um ſeinen ſtets bewährten Ruf klüger Haushaltung brachte und es dafür innerhalb zweier Jahre mit einem Defizit von mehr als drei Millionen Schweizer Franken beſchenkte. — Zu Gunſten einer ſchweizeriſchen Univerſität würde ferner die Erwägung ſprechen, daß eine ſolche wiſſenſchaftliche Centralanſtalt ein heilſames Gegengewicht gegen die allzu materielle und praktiſche Richtung des ſchweizeriſchen Nationalcharakters bilden könnte, worin wir merkwürdigerweiſe zu unſern überrheiniſchen „ideologiſchen" Stammverwandten in diametralem Gegenſatze ſtehen. Zürichs Vorgänge, die Männer der Wiſſenſchaft, welche dauernd oder vorübergehend an ſeiner bis jetzt nur durch kantonale Hülfsmittel erhaltenen Hochſchule lehrten und von denen ich bloß Oken, Schönlein, Keller (wir man ſagt, Verfaſſer der neuen preußiſchen Verfaſſung) nennen will, der lebendige Sinn ſeiner Bevölkerung für Kunſt und Wiſſenſchaft geben Zeugniß dafür, daß es wir keine andere Schweizerſtadt zu dieſer ſchönen Aufgabe befähigt und berufen wäre. Dagegen wird andererſeits eingewendet, die ſchweizeriſche Univerſität möchte eben in Folge der praktiſchen Richtung unſeres Volkscharakters zu einer berufsſächlichen Schnellbleiche werden, wo Juriſten, Mediziner und Theologen „Währſchaft und billig" à la minute fabrizirt würden. Als Unicum würde das Inſtitut jedenfalls daſtehen, ſchon wegen der grundgeſetzlich ausgeſprochenen Gleichberechtigung der drei ſchweizeriſchen Nationalſprachen, — ein wahres Babel, wo dicht nebeneinander auf deutſch, franzöſiſch und italieniſch, vielleicht ſogar auf uralbetruskiſch-pumpeluſſiſch Collegien geleſen würden. Manchem geſtimmungstüchtigen Republikaner wird es auch zum Troſte gereichen, ſeine Söhne nicht mehr nach Deutſchland ſchicken zu müſſen, wo ſie in Gefahr ſtanden, Algebra, Pandekten oder materia medica in conſtitutionell-monarchiſchem oder gar ultramontan-abſolutiſtiſchem Sinne vorgetragen hören zu müſſen. — Aengſtliche Rechnungsmatrikel fragen freilich, wo die Geldmittel hernehmen, um eine ſo großartige Anſtalt würdig mit lebendem und lebloſem Material auszuſtatten. Auf die vor Entſcheidung der Bundesſitzfrage von einem ſchlauen bernieſchen Nationalrath in Ausſicht geſtellten 60,000 Franken Beitrag von Bern dürfte denn doch nicht mit allzugroßer Zuverſicht gezählt werden. Auch wird ſich Baſel zweimal beſinnen, ſeinen von einem dortigen Zeitungsſchreiber großmüthigſt anerbetenen Univerſitätsfonds herzugeben, Baſel, dem es rühmlichſt nachzuſagen iſt, daß es ſich trotz ſeiner ſpecifiſch-merkantiliſchen Tendenz zu allen Zeiten angelegen ſeyn ließ, der Kunſt und Wiſſenſchaft einen Ehrenplatz in ſeinen Mauern anzuweiſen, und welches erſt in neueſter Zeit bedeutende Summen darauf verwendete, eine würdige Räumlichkeit zur Aufnahme ſeiner öffentlichen Bibliothek, ſeiner naturhiſtoriſchen und Kunſtſchätze zu erbauen, nämlich das neue Muſeum.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 6. Sonnabend den 6. Januar 1849.

Wie er auch überallhin die glühenden Worte verſende,
Stets nur nach Einem Punkt zielt er, der Kirche Proſit.
Schillers Horen.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

In St. Gudula ſind treffliche alte und neue Glasmalereien, die Kirche iſt ſchön, edel, einfach, die Kanzel ein Meiſterwerk der Schnitzkunſt, faſt ſo trefflich als die Arbeiten in San Severo in Neapel. Adam und Eva mit ſämmtlichem Gethier ſind auf der Frontſeite in höchſter einfältiger Vollkommenheit vor dem Sündenfalle dargeſtellt. Ich hatte aber keine rechte Geduld dafür. Daß es die mühſeligſte Arbeit, und obenein eine nicht ſehr wirkungsreiche iſt, das hatte ich ſchon oft mit Bedauern für die alten Arbeiter geſehen, und die unſchuldige Einfalt, mit der die paradieſiſchen Thiere und Menſchen in gedankenloſer Seligkeit in die Welt gucken, ſteht in zu grellem Contraſte mit den Vorgängen des Augenblicks, als daß man Empfindung dafür haben könnte.

Es überraſchte mich, die Kirche an einem Donnerſtage von drei bis vierhundert Perſonen aller Stände beſucht zu ſehen. Männer und Frauen aus den reichen Volksclaſſen, von gallonirter Dienerſchaft begleitet, bildeten den größern Theil der Verſammlung. Ein Jeſuit, Abbé Delcour, predigte. Er ſagte zum Anfang: „Wir leben in einer Zeit der Entwicklung. Rund um uns her erklingen die ſchönen Worte Brüderlichkeit und Menſchlichkeit. Wir fühlen die Pflicht, dem Mitbruder zu Hülfe zu kommen, ſeinem materiellen Bedürfniß zu genügen. Unſere Zeit, wie ſie die Zeit der Menſchlichkeit iſt, iſt auch die Zeit der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft breitet ſich über die ganze Welt aus; ſie lernt die Kräfte der Natur benutzen, ſie weiß ſich das magnetiſche Fluidum, und Meer und Luft und Feuer dienſtbar zu machen, um dem materiellen Bedürfniß zu genügen. Während wir aber ſtreben, dieſes auf jede mögliche Weiſe zu befriedigen, während wir gut, menſchlich gut zu handeln trachten, unſern Mitbruder erheben wollen, hört man überall, trotz dieſes Ringens nach dem Princip des Guten, die Klage über Principloſigkeit im Handeln. Der Materialismus, dem genügt werden ſoll, entſittlicht durch die Genußſucht und Unerſättlichkeit, welche er in ſeinem Gefolge führt. Niemals ſah man größere Inconſequenz im Fühlen und Handeln, niemals größeres Schwanken zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Menſchlichkeit und Barbarei; niemals hörte man mehr die Klage, daß es an einem Grundprincip, an einem wahren Vereinigungspunkte mangle, um die Ueberzeugungen, die Seelenkräfte zu einem harmoniſchen, einſtimmigen Wirken zu vereinigen. Es fehlt entſchieden an jenem Grundprincip, das die Einſichten des Gebenden und des Empfangenden in Verbindung ſetzt und die Kluft zwiſchen dieſen wie zwiſchem dem geiſtigen und phyſiſchen Bedürfniſſe ausgleicht. Dieſes Grundprincip, das Allem entſpricht, Allem genügt, das in ſich, in einem Gedanken, die Löſung aller Fragen und Zweifel umſchließt, das iſt der Katholicismus, die alleinige, univerſelle Religion.“ Darauf ging er über zu der Hoffnung, daß es ihm vom Himmel vergönnt ſeyn werde, dieſe Wahrheit ſeinee Gemeine einleuchtend zu machen, und forderte die Zuhörer auf, zu beten um Kraft für den Prediger, um Verſtändniß für die Gemeine. Während dieſes ſchweigenden Gebets gingen wir davon, weil es gar zu kalt war in der Kirche. Indeß wäre ich gern

länger geblieben, denn der Abbé ſprach dichteriſch edel, ohne von ſeinem ungünſtigen Dialekt und Organ behindert zu werden.

Meine Theilnahme an dem katholiſchen Klerus iſt durch den Anfang dieſer Predigt wieder lebhaft angeregt worden. Hat irgend ein poſitives Dogma den Anſpruch, in die Zukunft der Menſchheit mit hinübergenommen zu werden, ſo iſt es der Katholicismus, weil er in ſtetem und nahem Zuſammenhange mit dem irdiſchen Bedürfniß geblieben iſt, weil ſeine Symbolik weit genug iſt, auch neue Elemente in die alte Form aufzunehmen, und weil dieſe an und für ſich eine Verklärung des Materialismus iſt. Die Madonna wird immer eine ſchöne Geſtalt, ein ſchönes Bild weiblicher Reinheit und jungfräulicher Liebe bleiben, die in ſüßer Unſchuld Gatten- und Mutterliebe in ſich vereint.

Von St. Gudula gingen wir abermals nach dem Stadthauſe auf der »grande place,« wo wir ſchon am Abend vorher geweſen waren. Haus und Platz ſind in ihrer Art ſo ſchön, als der Palazzo vecchio und die Piazza del Gran'duca in Florenz, und wie dort ragt der auf einer Seite des Stadthauſes ſich erhebende große Thurm über alle Gebäude ſtattlich empor. Auf dieſem Platze wurden im Jahre 1568 auf Alba's Befehl fünf-und-zwanzig edle Niederländer, und ſpäter, am fünften Juni deſſelben Jahres, die Grafen Egmont und Horn enthauptet. Die Nacht vor ihrem Tode brachten ſie in der Maiſon du Roi zu. Das Volk nennt dieſe Maiſon du Roi das Brodhaus. Es liegt dem Stadthauſe gegenüber und iſt in einem eigenthümlichen Style gebaut, der Elemente gothiſcher Bauart mit der Bauart der Zopfzeit in ſich verbindet. Dennoch iſt es von großer, ſchöner Wirkung. Unter dem Standbilde der heiligen Jungfrau, das die Fronte ſchmückt, befindet ſich folgende, von der Infantin Iſabella beſtimmte Inſchrift:

A peste, fame et bello libera nos Maria pacis.
Hoc votum pacis publicae Elisabeth consecravit.

An den Fenſtern dieſes Palaſtes ſoll Alba der Hinrichtung Egmonts beigewohnt haben. — Auf der linken Seite des Platzes ſind die Zunfthäuſer, l'hôtel des brasseurs, l'hôtel des baloliers und andere, mit großen Emblemen geſchmückt; ſchöne, mittelalterliche Gebäude, welche im Verein mit dem Stadthauſe dem Platze etwas ſehr Charakteriſtiſches geben.

Nachdem wir im Rathhauſe noch alte Oudenaarder Gobelins und die ſilbernen, vergoldeten Stadtſchlüſſel auf einer ſchönen Schaale aus gleichem Metalle betrachtet hatten, fuhren wir in das Palais de Juſtice, die Bilder von Gallait und de Bieſve zu ſehen, worüber vielleicht ein andermal. — Unterwegs zeigte man uns den kleinen Springbrunnen an der Eylstraat, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, wie das Volk das Männchen nennt, das einen Beweis für die Naivetät der Zeit liefert, aus der es ſtammt. Einer alten Sitte nach wird es bei Feſten in die Volkstracht gekleidet. Es trug 1789 die trikolore Schärpe, ſpäter das Orangeband und ſeit 1830 die blaue Blouſe. Dieſe Blouſe iſt in ihrer Einfachheit doch ſchon viel maleriſcher und plaſtiſcher als unſere moderne Kleidung, als Ueberrock und Frack. Das ſieht man an dem Denkmal des jungen Grafen Merode in St. Gudula, der bei dem Freiheitskampfe des Jahres 1830 gefallen iſt. Das Denkmal zeigt ihn in der Blouſe, zuſammenbrechend an der Todeswunde und ſich im Fallen auf die Linke ſtützend, während die Rechte noch die Piſtole abzufeuern verſucht. Der Faltenwurf der kurzen Blouſe macht ſich vortrefflich.

(Fortſetzung folgt.)

Zum Antritt des Jahres 1849.

(Schluß.)

So oft in dieſem merkwürdigen Jahr unſere Gedanken des hier bezeichneten Weges kamen, gereichte uns auch zum beſondern Troſt, was uns ſonſt mit bitterem Unmuth erfüllt, der Zuſtand unſerer Sprache und Literatur. Die erſchütternden Ereigniſſe und Verhandlungen des lezten Jahrs ſind von der deutſchen Preſſe gutentheils in einer Sprache erzählt und ausgelegt worden, die von der Glätte, Rundung und Durchſichtigkeit, wie ſie alten, durchgebildeten Literaturen eigenthümlich ſind, Gottlob auch gar nichts entdecken läßt. Ein Volk, das unzählige Schriftſteller erzeugt und erträgt, die es gar nichts koſtet, jeden Augenblick ſich an Grammatik und Logik zu verſündigen, um am Ende ſtatt klar nur platt, ſtatt volksthümlich nur gemein zu ſchreiben — ein ſolches Volk iſt wahrlich noch weit entfernt von der Periode, wo Schönredner als die Leichenprediger ausgelebter Nationen auftreten. Wenn heute das Gefäß unſerer Literatur vom Schickſal zerſchlagen würde, ſo ginge nur ein aus den koſtbarſten und den gemeinſten Stoffen zuſammengebackener Topf zu Grunde, den der zufällige edle Inhalt entſchuldigt, keine Amphora, über deren ſchöner Form man vom Gehalte abſehen mag.

Was der Wirkſamkeit unſerer größten Geiſter von jeher ein ſo unverhältnißmäßig enges Ziel geſteckt hat, der Mangel an einer Nationalkultur, das iſt uns in ſeinen Urſachen und Wirkungen nie klarer geworden, als in dieſem Jahr, wo die gerechten Hoffnungen des Patrioten weit weniger an mächtigen Schickſalsklippen geſcheitert ſind, als an ärmlichen

Digitized by Google

Riffen und Sandbänken der Kleingeisterei. Aber auch dieſe iſt nun einmal ein Stück unſeres Looſes. Wir bewegen uns im ewigen fehlerhaften Zirkel, daß die Ergänzung unſerer Bildung bedingt wird von unſerer nationalen Einheit, und daß dieſe nur zu erreichen wäre durch jene. Wenn trotz dem der Glaube an die deutſche Einheit und der Drang darnach in uns nicht erſtirbt, ſo nehmen wir dieß in guter Laune als ein Zeichen der langen Lebensdauer unſeres Volks: es iſt ein meſſianiſcher Glaube, wobei ein Volk deſto älter wird, je weniger der Meſſias kommt.

Unter dieſen Umſtänden wird trotz der eiſenfreſſeriſchen Miene des verſtoſſenen Jahrs gar Vieles in Deutſchland im Grunde beim Alten bleiben, wenn es ſich auch noch ſo ſehr verwandelt, und zu den Dingen, die man vorläufig wird beſtehen laſſen müſſen, gehören zwei, die man ſeit einiger Zeit ſehr vornehm über die Achſel angeſehen, die deutſchen Kronen und die Inſtitute, die man, ächt deutſch, belletriſtiſche Blätter nennt. Das Bedürfniß, das dieſe Deutſchland eigenthümlichen Zeitſchriften in's Daſeyn gerufen, wird ſie in dieſer oder jener Form noch lange am Leben erhalten. Die Bildungsluſt kommt beim Deutſchen in der Regel als Schreibluſt zum Ausdruck. Er bedarf eines Tanz- und Sprechſaals, wo er die erſten literariſchen Pas einübt, wo er ordentlich denken und ſich vor den Damen mit Anſtand hochdeutſch ausdrücken lernt. Seit jezt mehr als vierzig Jahren haben unſere Blätter unzähligen Deutſchen Gelegenheit geboten, an ſich ſelbſt zu arbeiten, indem ſie für andere ſchrieben. Die meiſten unſerer jezt blühenden und abgeblühten Dichter und Schriftſteller haben hier ihre Erſtlingsblüthen und Früchte niedergelegt, und daneben ganze Generationen ſolcher, welche in den ſchönen Jahren, in denen der Staat ſeine junge Kriegsmannſchaft aushebt, unter die Fahnen der Muſen eilen, aber nur Eine Capitulation eingehen, um ſofort in der Welt andern Göttern zu dienen. Wie mancher hochgeſtellte Beamte oder Gelehrte gedenkt mit Vergnügen der Zeit, wo er ſeine lyriſchen und epiſchen Eier in unſere Spalten legte, und erkennt dankbar den Nutzen an, den er davon gehabt, wenn auch dem Styl, in dem er heute ſeine Bücher oder Referate ſchreibt, oder in der Paulskirche ſpricht, kein Menſch anſieht, daß er in der Jugend den Grazien geopfert.

Hat bei uns früh oder ſpät die Einheit den Gemeingeiſt oder der Gemeingeiſt die Einheit erzeugt, ſo mögen in einem gebildeten Geſchlecht gebildete Kinder zur Welt kommen, und dann kann Deutſchland vielleicht ſeiner Fürſten, noch gewiſſer aber ſeiner belletriſtiſchen Zeitungen entbehren. Bis dahin aber halten wir uns für ſo zeitgemäß als je und werden mit dem fortfahren, was man in der Meſſiasperiode unſerer Literatur „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ nannte, und wofür es heute keinen landesüblichen Ausdruck gibt, der nicht irgend einen widrigen Beigeſchmack hätte. Nur inſofern veranlaßt uns der Lauf der Zeit zu einer veränderten Richtung, als wir die Tagesgeſchichte mehr als ſonſt in unſern Rahmen hineinziehen werden, wie wir ſeit verfloſſenem März bereits unwillkürlich gethan haben. Wir werden uns bemühen in erträglichem Deutſch die Ereigniſſe zu ſchildern, wie ſie auf dieſem oder jenem Punkt der deutſchen Länder im Augenblick die Aufmerkſamkeit in beſondern Anſpruch nehmen, ohne allzu ängſtlich abzuwiegen, ob wir uns damit auf's Gebiet der Politik verlieren. Wir erſuchen unſere zahlreichen Mitarbeiter, uns in dieſem unſerem Vorhaben gefälligſt zu unterſtützen. Wer aber nach dieſer Aeußerung etwa vermuthen ſollte, dieſer Zeitſchrift ſolle ihr bisheriger Charakter ausgezogen und ihr ein politiſches Gewand übergeworfen werden, dem geben wir Folgendes zu bedenken.

Das Morgenblatt iſt und wird keine politiſche Zeitſchrift, ſo lange es ihm nicht beifällt — und es wird ihm nicht beifallen — die Leſer von Staatshändeln zu unterrichten und ihnen zu Beurtheilung derſelben Geſichtspunkte aufzuſtellen. Aber ein Blatt, das es zu ſeinen Aufgaben rechnet, ein Bild der Zeitentwicklung zu geben, indem es Zuſtände und Sitten des Tages ſchildert, kann es natürlich nicht vermeiden, häufig auf das politiſche Gebiet überzuſtreifen. Und vollends ſeit einem Jahre war es uns ja geradezu unmöglich, der Zeitgeſchichte zu folgen, ohne daß zugleich ſo ziemlich Alles beſprochen wurde, was in dieſem Augenblick die Welt im Innerſten bewegt und äußerlich umgeſtaltet. — Ob aber viel oder wenig politiſcher Stoff in unſern Spalten, das macht das Blatt zu keinem politiſchen, ſo lange die Redaktion nicht darauf ausgeht, das haben zu wollen, was man politiſche Farbe nennt. Und ſolches iſt gar nicht unſer Beruf. Wir fragen zunächſt nie, was unſer Mitarbeiter *meint*, ſondern wie er *ſchreibt*; iſt er nur kein Stümper im Zeichnen, ſo mag er bei Schilderung eines Tagesvorfalls ſeinen Geſichtspunkt nehmen wie er will, und ſind wir über ſein Talent im Reinen, ſo iſt uns ſeine Geſinnung gleichgültig, bis zu einem gewiſſen Grad, wie es ſich von ſelbſt verſteht und keiner Ausführung bedarf. — Die Redaktion als ſolche iſt von keiner Partei; aber wie ſollte und könnte ſie ihren Mitarbeitern die Bedingung der Unparteilichkeit ſtellen? Jedermann weiß, was es mit den angeblich unbefangenen Darſtellungen in politiſchen Blättern auf ſich hat, und daß ſehr häufig der Schriftſteller der ſchlechteſte iſt, der in Selbſttäuſchung auf eine unmögliche Unparteilichkeit Anſpruch macht. Aber

Digitized by Google

wir vollends, denen es vor Allem um die Form zu thun iſt, müßten ſehr ſchlecht fahren, wenn wir uns nur nach unparteiiſchen Erzählern und Schilderern der Tagesgeſchichte umſehen wollten, nach Leuten, die ſtatt mit lebendigen Farben wiederzugeben, wie ſie die Sachen ſehen, mit Weiß und Schwarz von gegenſeitigem Recht und Unrecht grau in Grau malen. — Das Morgenblatt hat Leſer unter allen Parteien, und wir dürfen von der großen Mehrzahl vorausſetzen, daß ſie die Richtigkeit des eben Geſagten anerkennen. Hoffentlich erſtreckt ſich die in manchen Dingen eingeriſſene Verwirrung der Begriffe nicht ſo weit, daß Viele auch da, wo es zunächſt auf literariſche Behandlung der Stoffe ankommt, nur ihren eigenen politiſchen Meinungen begegnen wollen, und ſo das Weſen der Literatur völlig verkennen.

In einer niederdrückenden Zeit wie die jetzige ſegnet der Menſch doppelt die wunderbare Eigenſchaft ſeines Gemüths, in wechſelnde, entgegengeſetzte, vom eigenen Willen wie von äußern Umſtänden ſcheinbar unabhängige Stimmungen verſetzt zu werden. Was wäre in dieſem verwierenden Jahr aus uns Allen geworden, wenn nicht auch in unſerer Seele wie in der Natur auf Regen Sonnenſchein folgte, ohne daß wir wiſſen warum? wenn nicht daſſelbe Ding, derſelbe Zuſtand, der uns eben noch troſtlos, ſchwarz wie die Nacht erſchienen, uns unverſehens eine heitere oder doch erträgliche Seite zukehrte? Wir haben, um obige Neujahrsbetrachtungen niederzuſchreiben, einen Moment benützt, wo ein wenig Sonnenſchein im Gemüthe war, und glauben wohl gethan zu haben, auf die Gefahr, daß Mancher, der eben bei anderer Laune iſt, unſere anſpruchsloſen Bemerkungen dem ſchweren Ernſt der Zeit wenig angemeſſen findet.

Allerdings iſt in dieſem Moment der Anblick der moraliſchen Welt ſo froſtig und trübe wie der der äußern Natur; aber doch iſt bereits der kürzeſte Tag dieſes Winters überwunden, und wir wiſſen es, die Tage werden wieder länger, wenn wir es auch noch lange nicht gewahr werden. Wer weiß, vielleicht liegt auch in der neueſten deutſchen Entwicklung bald St. Thomastag hinter uns, mit dem es einem neuen Frühling zugeht, wenn auch der Tag im Kalender als Winters Anfang bezeichnet iſt! H. H.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, December.

(Schluß.)

Ludwig Bonaparte. — Stimmung gegen die Flüchtlinge.

Unſer thurgauiſcher Mitbürger iſt alſo wirklich zum Präſidenten der franzöſiſchen Republik gewählt! Eine große Ehre für uns, den jungen Mann, welcher unter uns aufgewachſen, unſere Schützenfeſte mitmachte und als Artillerieoffizier unter unſern Milizen diente, an der Spitze unſerer mächtigen Schweſterrepublik zu ſehen. Und doch kann ich Sie verſichern, daß, wäre in der Schweiz über ſeine Präſidentſchaft abgeſtimmt worden, er keine tauſend Stimmen erhalten hätte. Ob das Sprüchwort: nemo propheta in patria, hier anwendbar, oder ob ſich der Prinz beſſer aus der Ferne als in der Nähe ausnimmt, will ich hier nicht entſcheiden. Unſer General Dufour, unter welchem der Prinz einen Curs der Thuner Militärſchule durchmachte, gab ſich die Blöße, demſelben, in Form eines vertraulichen Briefes an einen franzöſiſchen Oberoffizier, ein Fähigkeitszeugniß auszuſtellen, welches dann wie begreiflich von den franzöſiſchen Journalen möglichſt ausgebeutet wurde. Das Zeugniß ſtützte ſich hauptſächlich auf eine militärwiſſenſchaftliche Broſchüre, von welcher die Sage geht, daß ſie zwar den Namen des Prinzen trage, daß aber der Inhalt derſelben in nahem verwandtſchaftlichem Verhältniß mit dem Zeugnißſteller ſtehen ſolle. Der General, abſchon bis jetzt der populärſte Mann in der Schweiz, zog ſich durch dieſe Schwäche mehr als Ein hartes, aber gerechtes Urtheil zu. — Wie unſer Schützling von 1839, ſo ſind auch ſämmtliche andern Schützlinge dieſer Sorte, mögen ſie nun Franzoſen, Polen, Deutſche oder Italiener heißen, im öffentlichen Kredit um ein Bedeutendes geſunken. Wir vertheidigten unſer Aſylrecht gegenüber den Zumuthungen Radetzkys und Schmerlings nur als ein Abſtraktum, während im konkreten Falle die Volksſtimmung die Flüchtlinge ſammt und ſonders von ganzem Herzen zum Teufel wünſchte. Wundern Sie ſich nicht darüber, wenn über kurz oder lang die Volksjuſtiz dieſelben einmal vor ihr Forum ladet und auf dem kürzeſten Prozeßweg aus dem Lande jagt, und zwar von Rechtswegen. Insbeſondere iſt man über jene erbittert, welchen in Augenblicken mitleidiger Aufwallung ſchweizeriſche Gemeinde- und Staatsbürgerrechte ertheilt wurden, und die nun, wie die Herren Becker, Schüler u. Comp. ihre Eigenſchaft als Schweizer Bürger dazu benutzen, ihr neues Vaterland in läſtige und gehäſſige Conflikte und Verlegenheiten zu bringen. Die öffentliche Stimmung läßt ſich kurz durch folgende Worte ausſprechen: man unſern neuen Bundesbehörden wird gewünſcht und erwartet, daß ſie dem Treiben der ungebetenen Gäſte ohne weiteres Federleſen ein Ende machen. Aus den Drohungen Ihrer Frankfurter Centralgewalt machte man ſich dagegen ſehr wenig, weil man überzeugt war, daß es dieſelbe nicht zu bewaffneten Feindſeligkeiten kommen laſſen dürfte, andere Maßregeln aber Beeinträchtigung des Handels und Verkehrs bezweckend, von unſerer durch frühere unveranlaßte „Freundnachbarlichkeiten“ ſattſam abgehärteten Induſtrie viel leichter ertragen worden wären, als von der Ihrigen. Auf die angedrohte Fruchtſperre freute ſich unſer Bauernſtand, die große Mehrzahl der Bevölkerung, mit inbrünſtiger Sehnſucht. Ihre verehrten deutſchen Leſer mögen dieſen reinen Wein Ihres ſchweizeriſchen Korreſpondenten zugleich mit ſeinen aufrichtigen Wünſchen für ein freies, einiges und mächtiges Deutſchland als wohlgemeintes Neujahrsgeſchenk entgegen nehmen.

Beilage Literaturblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 7. Montag den 8. Januar 1849.

Zerbrich der Bösen Waffen, gnäd'ger Gott,
Die diese Tage möchten wiederbringen!
Geeitigt ist Zwist, gestreut des Friedens Samen:
Daß er hier lange blühe, Gott, sprich Amen!
Shakespeare.

Berlin um Weihnachten 1848.

Seit langen Jahren kein Weihnachtsfest wie dieses. Ein Himmel, ein Sonnenschein, eine Luft wie im Frühling; sie sagen, weil uns der Völkerfrühling im März und Mai den Naturfrühling geraubt, habe die Natur gütig für die armen geängsteten Menschen zu Winters Anfang noch einmal Frühling gemacht. Und sie genossen ihn. Auch als die Luft kälter ward, schien dieselbe Sonne noch immer auf den „knusprigen" Frost. Es fiel kein Schnee, es blies kein Thauwind; die Weihnachtsleute konnten ihren Markt aufbauen, die Mütter ihre Kleinen hinführen, die Eltern für ihre Kinder einkaufen. Es ist seit undenklichen Zeiten nie so viel auf dem Weihnachtsmarkte gekauft worden. Mehrere Spielzeugwaaren, manche Stoffe, eine berühmte Art Pfefferkuchen, die „französischen" — das Erbgeheimniß zweier Familien aus der französischen Kolonie (durch 160 Jahre hat es sich erhalten, und besser als das der Verfertiger des Eau de Cologne), die sie allein backen — gingen im Verkaufe aus. Und es wird das ganze Jahr durch gebacken, allein für den Weihnachtsmarkt! — Woher das? Man freute sich, daß man sich wieder einmal freuen konnte, man wollte sich erholen für die Schreckniſſe eines fürchterlichen Jahres, die Kinderwelt sollte nicht darunter leiden, daß ihre Eltern solche Aengste ausgestanden. Vielleicht genoß man doppelt die Freude, aus Angst, daß sie wieder könnte verkümmert werden, daß solche Weihnachten nicht wieder kommen möchten. — Bei alledem bliebe die Frage unbeantwortet, da zum Einkaufen Geld gehört, und die Waaren, statt wohlfeiler zu werden, bedeutend aufschlugen, woher das Geld kam? Man sagt uns: die Leute haben vieles baare Geld in den Zeiten des Schreckens aufgespart für den Nothfall, desto williger nun die erste Gelegenheit ergreifend, wo die Schrecken vorüber, um einen Genuß davon zu haben. Den armen Gewerbsleuten ist die Freude zu gönnen.

Grüne frische Weihnachtsbäume auf den Straßen, an allen Ecken! Das ist der Verdienst des armen Mannes, zumeist der Maurergesellen, die im Winter feiern müssen. Sie lösen einen Schein, oder auch keinen, und ziehen mit Beilen in die Kieferwälder hinaus und schlagen von den Kiefern Tannenbäume ab — die forstmännische Contradictio schadet nichts — die sie auf Holzgestelle einpfählen und verkaufen, und an jeder Spitze brennt am heiligen Abend ein Wachslicht, und von den Tannen- oder den Kieferästen hangen Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchen, gebrannte Mandeln herab. Ein vortrefflicher Handelsartikel, weil er sich mit jedem Jahre abnutzt, und eine Poesie im Alltagsleben, die sie noch nicht haben ausreuten können. Mache unsern Norden communistisch, socialistisch, atheistisch, wie es dir gelingt, der Bürger, der Bauer, der kleinste Mann, der Weib und Kind hat, läßt sich seinen Weihnachtsbaum nicht nehmen; und wenn er nicht in die Kirche geht, nicht an Christus glaubt und Gott läugnet, ohne ein Weihnachtsfest, ohne die frohen Gaben des frohen Festes gibt es kein Leben. Das dürfen ihm die Radikalen nicht nehmen. So ist die Tradition doch mächtiger als du glaubst.

Dieses Freudenfest that wirklich noth in dem grau in grauen Gemälde ringsum. Es ist das einzige Frohe. Des Terrorismus sind wir freilich ledig, die Bummler sind verschwunden, die Galgenphysiogno-

mien, die Blicke, die an Zuchthaus und Galeere mahnten, aber eine Aussöhnung iſt nicht eingetreten. Die deſtruktiven Folgen, die Nachwehen der Revolution melden ſich; wer kann ſie jezt ſchon überſchauen? Der Sturz in der Kaufmannswelt iſt kaum ſo furchtbar, als die Noth ſich im Gewerbsſtande, in den Familien der mittlern Claſſen, der Künſtler, Beamten, und wo nicht! herausſtellen wird. Noch war man in der allgemeinen Erſchütterung mit beſangen, jezt iſt man es vielleicht im Freudenrauſch über die glückliche Wendung. Man rechnete während der Kriſis, daß durchſchnittlich jede Familie die Hälfte ihres Vermögens eingebüßt; ich beſorge ſehr, daß dieß eine zu ſanguiniſche Rechnung geweſen.

Die Erbitterung bei denen, die viel oder etwas gehabt und nun wenig oder nichts haben, gegen die, welche das Unglück herbeigeführt, liegt nahe. Man nennt jene die Guten. Das iſt ein ſehr problematiſcher Ausdruck; wenigſtens kann ſich dahinter auch die gemeine Natur verſchanzen. Die edle Entrüſtung über ſo maßloſe Verkennung unſerer Lebensbedingungen, der wahren Freiheit, des edlen Fortſchritts miſcht ſich nur zu häufig mit der Philiſtergeſinnung, die nur haßt, weil ſie verloren hat; jezt iſt ſie „gut," wie ſie ſchlecht geweſen wäre, hätte auf der ſchlechten Seite Gewinn für ſie gelegen. Das iſt nun nicht anders und kann nicht anders ſeyn, es iſt die ewige Menſchennatur; und da es unſern ſocialiſtiſchen Menſchheitsverbeſſerern wieder nicht gelungen, ſie zu corrigiren, ſo muß eben das arme Menſchengeſchlecht auf eine neue Revolution warten, die indeß keiner von uns erleben wird, um zu beurtheilen, ob alle Mühe dann eben ſo vergeblich ſeyn wird, wie ſie geweſen iſt. Die Erbitterung der Andern, die Alles eingeſezt, um Alles zu gewinnen, iſt eben ſo natürlich, jezt wo ſie, ſcheinbar ſo nahe am Ziel, wieder zum Anfange zurückgeſchleudert ſind: Verſtandesſchwärmer, untermiſcht mit einigen Herzensſchwärmern, und dahinter die endloſe Reihe von Betrügern und Betrogenen: radikale Spekulanten, kalte Renommiſten, von Eitelkeit aufgeſchwellte Ehrgeizige, uraltes Unrecht rächen Wollende, bis hinab zu den Bankerotten an Vermögen, Seele, Geiſt, Körper, den wüſten Klopffechtern für jeden Umſturz, und dahinter der Schwarm des Proletariats.

Unter den Lug- und Truggeſpenſtern, womit die deſtruktive Partei die Anhänger der ſittlichen Ordnung erſchreckte, damit ihre eigene Schwäche geſchickt verbergend, war eines der gefährlichſten, weil es am meiſten Naturwahrheit in ſich zu haben ſchien, die Zuflüſterung, daß, wenn dießmal die Revolution gebändigt werde, ſie das nächſtemal deſto furchtbarer, blutiger, verheerender um ſich greifen werde. Es war ein Aviſo an die guten Seelen der Philiſterwelt: nehmt ruhig hin unſere Brutalität und Unverſchämtheit; wo es Noth thut, drückt auch die Augen zu vor etwas Blut und Brand, denn mit den wenigen Opfern, die es jezt koſtet, kauft ihr eine Revolution ab, deren Opfer und Verwüſtungen unüberſehbar ſind. Die guten Seelen glaubten, und zum Theil glauben ſie wohl noch. Wie die künftige Revolution beſchaffen ſeyn werde, wenn nicht auf organiſchem Wege den Uebelſtänden abgeholfen wird, wenn nicht eifrig, eifrig die Regierungen und die Völker ſich die Hand reichen, um die verroſteten und verſchlemmten Kanäle und Adern zu reinigen, den natürlichen Saft- und Blutlauf herzuſtellen; wenn man nicht, ſobald die nothwendige Ordnung hergeſtellt iſt, alle Weisheit, alle Erfahrung zu Hülfe ruft, um dem Proletariat zu ſteuern; wenn man etwa auch dann noch dem ſchlimmen Irrthum ſich hingäbe, daß man die Noth mit frommen Almoſen ſtumm machen könne — der Weg, den die Revolution dann, in dieſem ſchlimmſten Falle nähme, iſt nicht abzuſehen. Wohl aber iſt eines gewiß, daß ſie ſich nicht ſelbſt nachahmen würde. Die Revolution, wie ſie hinter uns liegt, hat ſich ſelbſt gerichtet, ſie iſt abgethan. In dieſer albernen, widerwärtigen, abſchreckenden Geſtalt kann ſie nicht wieder auftreten. Dieſes Uebermaß von Eitelkeit, Unverſchämtheit, dieſer gordiſche Knoten von hohlen Phraſen, wie es uns jezt ſchon verabſcheuungswürdig erſcheint, muß uns bald unbegreiflich lächerlich vorkommen, oder die menſchliche Natur wäre eine andere geworden. Selbſt das von den Mühlern herangezogene verlockte arme Volk iſt darüber ſchon aufgeklärt. Eine neue Revolution, die durchdringen wollte, müßte alſo ein anſtändigeres, rationelleres, geſchmackvolleres Gewand anlegen; ſie müßte, wenn nicht die Traditionen, doch die Gefühle, die Vorliebe, die Bildung der Nation berückſichtigen.

(Schluß folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Durch die regennaſſen Scheiben unſeres Wagens erblickten wir den Park vor dem königlichen Schloſſe, auf deſſen hügeligem Terrain der blutige Freiheitskampf des Jahres 1830 gefochten ward; ferner im untern Stadttheile das große maſſive Entrepot an dem Kanale, der nach Antwerpen und Charlerois geht und ſo breit und fließend iſt, daß ich ihn für einen Strom hielt. — Seitdem bannt ein wahrhafter Platzregen uns in die Zimmer unſeres Hotels, und ich kann euch nun von Brüſſel nichts weiter ſagen, als daß der Regen hier eben ſo auf das Aſphaltpflaſter klatſcht und raſſelt wie in Berlin. Wollte er

Digitized by Google

ſich hier nur genug thun und uns nicht die morgende Fahrt nach Paris und die Ankunft daſelbſt verderben!

6.

Paris, 12. März.
Sonnenſchein nach drei Tagen ſtrömenden Regens

Die Fahrt von Brüſſel nach Paris iſt die langweiligſte von der Welt. — Die Eiſenbahn war ganz in der Ordnung, nur bei Valenciennes, wo man die Brücke verbrannt hatte und die Paſſage dadurch gehemmt war, wurden wir in große Omnibus gepackt und in dieſen durch das Landſtädtchen Reines auf einem kleinen Umwege weiter befördert. Da, wo wir wieder zur Eiſenbahn gelangten, war kein Bahnhof, man hatte alſo Bretterſchuppen und Zelte aufgeſchlagen, welche für die anlangenden Menſchen- und Gepäckmaſſen zu klein und gegen den ſtrömenden Regen kein ausreichender Schutz waren. Indeß die Unbehaglichkeit dieſer Stunde war bald vorüber und noch ſchneller vergeſſen.

Der Charakter der Gegend iſt flachſte, gleichförmigſte Ebene. Douay, Amiens, Arras u. ſ. w. bleiben ſeitwärts liegen, und außer dem prächtigen Bahnhofe in Amiens, in dem man in einem von oben erleuchteten, fürſtlich eingerichteten Speiſeſaale eine vortreffliche Mittagsmahlzeit hält, iſt von der ganzen Fahrt weiter nichts zu bemerken.

Der Bahnhof in Paris iſt überraſchend groß, obſchon man große Maßſtäbe mitbringt und Großes erwartet, die Ordnung muſterhaft. Statt daß man bei uns in wilder Haſt in die Gepäckkammern gedrängt wird und nun Hals über Kopf nach dem Seinigen greifen ſoll, verwirrt gemacht durch das Wühlen, Suchen, Schreien der andern Paſſagiere und der Beamten und Packträger, bleiben hier die ankommenden Fremden ganz ruhig in einer Salle d'attente. Während deſſen ſuchen die Beamten die Packſtücke nach den Nummern aus, ordnen das Zuſammengehörende nebeneinander auf den großen Tiſchen, die längs allen Wänden des Gepäckgebäudes ſtehen, und erſt wenn dieß beſorgt iſt, läßt man die Fremden herein und händigt ihnen gegen den Packſchein ihr Eigenthum aus. Unſere neun Collis, die wir ſonſt überall mit Mühe und Noth zuſammengerafft, hatte man uns hier zierlich wie eine Geburtstagsbeſcherung aufgebaut.

Vor allen Dingen will ich euch nun in Eile den Eindruck beſchreiben, den Paris in dieſen anderthalb Tagen in Bezug der neueſten Vorgänge auf mich gemacht hat. — Von der Größe der Stadt, von ihrer Pracht und Schönheit kann ich noch keine mich überraſchende Vorſtellung haben. Die Boulevards, ſo weit ich ſie geſehen, die innere Stadt, der Börſenplatz, der Vendomeplatz mit dem Standbilde Napoleons auf der Säule, der Concordeplatz ſind ſehr bedeutend, ſehr volkreich, voll glänzender Magazine und prächtiger Gebäude. Indeß Rom und Neapel ſind auch ſo großartig, daß der äußere Eindruck irgend einer Stadt, wie man ihn in den erſten Tagen empfängt, nicht mehr weſentlich überraſchen kann, nachdem man jene Orte geſehen hat. Zudem ſchadete wohl das ſchlechte Wetter der Phyſiognomie der Stadt.

Die Zerſtörungen durch die letzte Revolution ſind überall ſichtbar. An den Straßenecken ſind die Pflaſterſteine erſt loſe hingelegt, nicht eingerammt; zerbrochene Brodwagen und umgeſtürzte Omnibus bezeichnen hie und da die geweſenen Barrikaden. An einer Kirche iſt das aus Eiſenſtäben beſtehende Gitter bis auf einige Fuß abgeriſſen, die allein noch zeigen, daß hier ein Gitter war. Im Palais royal — oder Palais national, wie es jetzt laut der Ueberſchrift heißt — ſind alle Scheiben, viele Fenſterrahmen und Gerüſte zerbrochen; das Wachhaus — Chateau d'eau — gegenüber dem Palais royal, in dem die Garden verbrannten, liegt in rauchgeſchwärzten Trümmern; andere Wachhäuſer in der Nähe der Seine ſind bis auf das Fundament abgebrochen und Nationalgarden halten in ihrer Nähe Wache, vor der erſten beſten Boutike ſitzend, die als Wachſtube dient. Auf den Boulevards ſind die Bäume umgehauen, die Brunnenröhren und Säulen niedergeriſſen. In den Tuilerien flattern zerfetzte weiße Vorhänge aus den ſchelbenloſen Fenſtern; über allen Thüren, an den Mauern des Schloſſes lieſt man mit Kreide oder Kohle angeſchrieben: »Hôpital des Invalides civiles.« An den Theatern, über den Portalen der Kirchen, auf allen öffentlichen Gebäuden flattert die Tricolore lebensmuthig in der Luft über der Inſchrift: liberté, fraternité, égalité. Sie haben die Worte hingeſchrieben, wo ſie Raum fanden, als wollten ſie ſich beſtändig erinnern, daß dieſelben künftig die Grundlage ihrer Staatsgeſetzgebung bilden müſſen, und als fürchteten ſie, man könnte das vergeſſen.

Mehrmals am Tage ſah ich geſtern Haufen von dreißig bis vierzig Männern, faſt lauter Arbeiter, durch die Straßen ziehen, welche die Marſeillaiſe ſangen oder das alte Lied der Girondiſten, das vom Volke wieder aufgenommen iſt. Es lautet:

Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants.
Allons! dit le soldat, aux armes!
C'est ma mère, je la défends.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Nous, amis, qui loin des batailles
Succombons dans l'obscurité,

Vouons au moins nos funérailles
A la France et sa liberté.
Monrir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Die Melodie iſt ſehr ſchön, von faſt eben ſo ergreifendem Rhythmus als die Marſeillaiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, December

Der Sieg der Radikalen

Gegen alle Erwartung, und trotz der über das ganze Land verbreiteten Thätigkeit der gemäßigten Partei in Dresden und Leipzig, ſind die Wahlen zu unſerem nächſten Landtag faſt überall auf radikale Candidaten gefallen. Allerdings hatte dieſe Partei eine feſtere Organiſation, eine weniger bedenkliche Energie in Verfolgung ihrer Zwecke und die blinde Anhänglichkeit der Maſſe voraus. Dennoch konnte man ein anderes Reſultat hoffen, ja man durfte ſogar viele conſervative Wahlen fürchten, da namentlich unſere Landleute ſeither weder Veranlaſſung gehabt, noch Neigung gezeigt hatten, ſich von Demagogen agitiren zu laſſen. Es iſt aber ganz anders gekommen. In den Städten, wo ſich unter der Leitung kecker und redefertiger Demokraten faſt überall radikale Vereine gebildet hatten, wurden die beſonnenen Bürger theils eingeſchüchtert, theils von den Arbeitern, Gewerbsgehülfen und kleinen Grundbeſitzern überſtimmt, und die glänzenden Verheißungen der Führer der radikalen Partei, die überall Volksverſammlungen veranſtalteten, haben auch die Landleute gewonnen. Endlich hat auch die genügend ausgebeutete Hinrichtung Blums dem Radikalismus ebenſoviel und mehr genützt, als Lichnowskys Ermordung demſelben geſchadet hatte. Auch in Dresden, wo mit der dazu gehörigen Landſchaft zehn Mitglieder der beiden Kammern zu wählen waren, hat der deutſche Verein nur einen, aber auch den Candidaten durchgeſetzt, der wegen ſeiner Talente und Kenntniſſe von der Gegenpartei am meiſten gefürchtet und daher am meiſten verfolgt wurde. Man muß dieſe Wahlagitation mit durchgemacht haben, um zu begreifen, wie die in der That raſtloſen Bemühungen des deutſchen Vereins hier ſo wenig fruchten konnten. Ueberall hatten gewandte Emiſſäre bereits vorgearbeitet, und in manchen Diſtrikten wurden das Programm und Karten mit dem gedruckten Namen des radikalen Candidaten von Haus zu Haus vertheilt. In den Volksverſammlungen erläuterten dieſe Candidaten, unterſtützt von redefertigen Sekundanten, das demokratiſche Programm der „entſchieden freiſinnigen" Partei, wobei es hie und da auch an Lügen und Verdächtigungen nicht fehlte, und die Gegenrede des Candidaten der andern Partei wurde mit abgenutzten Phraſen, die bei dieſem „mündigen Volke" ein gläubiges Publikum fanden, und oft auch durch Geſchrei und Drohung der Trabanten jener Demagogen zurückgewieſen. Ja es iſt ſogar vorgekommen, daß dem obenerwähnten Candidaten des deutſchen Vereins, Spitzner aus Dresden, in einer öffentlichen Verſammlung von einem Zuhörer mit der Guillotine gedroht wurde, und die Plakate dieſes Vereins, deſſen Mitglieder von den Radikalen die Schwarz-gelben genannt werden, waren jedes Morgen theils abgeriſſen, theils mit Koth beſtrichen und mit Galgen bemalt. Als unſere Miniſter von dieſem Treiben hörten, erklärten ſie ſich ſämmtlich in einer öffentlichen Anſprache gegen die Grundſätze der vereinten republikaniſchen und Vaterlandsvereine, welche bis dahin auch in Volksverſammlungen mit den Sympathien der Regierung, namentlich des Miniſters Oberländer, für ihre Grundſätze kokettirt hatten. Aber theils kam dieſe Erklärung zu ſpät, theils wurde ſie von den Radikalen zu weiterer Aufregung benützt und hatte demnach auf die Wahlen nur geringen Einfluß. Wie ſich die Verhältniſſe weiter geſtalten werden, iſt nicht ſchwer vorauszuſehen. Die radikalen Kammern, vor denen unſere freiſinnigen Miniſter glücklicherweiſe nicht ſofort zurückweichen zu wollen ſcheinen, werden, wenn ſie ihren Grundſätzen nicht untreu werden wollen, ſich ſehr bald unfähig zeigen, unſere politiſchen Verhältniſſe auf eine gedeihliche Weiſe umzugeſtalten, und es werden dann leider bei uns ähnliche Verhältniſſe eintreten, wie in den Nachbarländern, durch welche erſt der feſte Boden zu weiterer Entwicklung wieder gewonnen werden muß, von dem uns die Radikalen in thörichter Verblendung weggedrängt haben. Doch da bei unſerer bisherigen politiſchen Entwickelung keine Reaktion zu fürchten iſt, wie in jenen Ländern, ſo wird, wenn nicht ganz unvorhergeſehene Ereigniſſe anderswo eintreten, die Kriſis bei uns nicht ſo gefährlich ſeyn. Mit ſolchen Hoffnungen wurde bei uns das Chriſtfeſt heiterer gefeiert, als man nach jenen Ereigniſſen hätte erwarten ſollen. Auf dem Chriſtmarkte war es immer noch lebhaft genug, und nach der Aufregung der letzten Wochen war das ſchöne Kinderfeſt Allen eine wahre Erquickung. Bemerkenswerth iſt, daß die ſeitherige Bewegung noch ſo wenig tief in das Volk gedrungen iſt, daß ſich faſt gar keine Spur davon unter den ausgeſtellten Sachen des Chriſtmarktes fand. Welchen reichen Stoff müßte der Ernſt und der Humor der jüngſten Zeit den Zuckerbäckern, den Spielwaarenfabrikanten bieten, wenn ſie die Zeit nur einigermaßen begriffen hätten! Aber außer Barrikaden, die hie und da ausgeboten werden, und einigen Witzen aus den fliegenden Blättern ſieht man ſich vergebens darnach um. Auch die deutſchen Farben, die früher ſo hoffnungsvoll überall zu ſchauen waren, ſind faſt ganz verſchwunden. Man könnte ſchon die Symbole miſſen, wenn nur das volksthümliche Bewußtſeyn in den Herzen feſtgewurzelt wäre. Aber was ſich davon im Volke regte, als im März der Jubel von einem deutſchen Vaterlande alle deutſchen Lande durchhallte, das wird von unſern Radikalen gründlich wieder unterdrückt, welche in Schrift und Wort auf Frankfurt und die dort erſtrebte Einheit ſchimpfen. Der Geiſt läßt ſich aber nicht dämpfen: wir müſſen, wir werden einig werden, und wollen wir es nicht gutwillig werden, ſo wird uns die Noth zuſammentreiben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 8. Dienſtag den 9. Januar 1849.

Reges consuesti tollere!
Horat.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Die Arbeiter haben noch ein anderes Lied, deſſen Refrain: »vive la république!« geſtern in der Nacht mich oft aus dem Schlafe weckte. Und dieſe Melodien werden ſo unabläſſig geſungen, daß man ſie zu hören glaubt, auch wenn Alles ſtill iſt. — Rieſige Anſchlagzettel kleben an allen Ecken, Brunnen und Gebäuden; die Ordonnanzen und Plakate der Regierung ſind auf weißem, alle andern auf farbigem Papiere gedruckt. Geſtern war ein Dekret angeſchlagen, das die Arbeitszeit auf zehn Stunden beſtimmt, ein anderes, das die Brodpreiſe regelt, mir aber unverſtändlich war, weil ich das Maaß nicht kenne. Indeß ſo viel habe ich erfragt, daß die Lebensmittel unverhältnißmäßig theurer ſind als bei uns.

Man ſagt mir, Paris ſey todt, die Straßen ſehr öde in dieſem Augenblick, und allerdings iſt die Zahl der Equipagen verhältnißmäßig wohl gering, aber das Leben in den Straßen, auf den Boulevards iſt doch überraſchend. Das ganze Volk iſt darauf eingerichtet, ſich kund zu geben, ſeine Meinungsäußerungen nicht zurückzuhalten. Vive la république! ſchreien ſchon achtjährige Knaben mit derſelben Energie wie die Erwachſenen, und dieſer Ruf hat förmlich eine beſtimmte Tonſcala. Bei den drei erſten Sylben des Wortes République ſteigt der Ton wachſend und ſinkt dann herab bei der lezten Sylbe. Manchmal wenn man ein ſchallendes, kräftiges »vive la république« ertönen hört und dann fünf, ſechs kleine Jungen erſcheinen, die es ausgerufen haben, traut man ſeinen Sinnen nicht, lernt aber begreifen, wie ſehr das politiſche Element das Volk durchdrungen haben muß, wenn es ſich bis in die Spiele der Kinder gedrängt hat.

So wie man ſich auf der Straße befindet, wird man von Zeitungsausrufern, Männer, Weibern und Kindern, umdrängt. »La Presse! la Presse! Journal du soir! seconde édition! — Le Moniteur du soir. Monsieur! achetez le moniteur du soir. Monsieur! — Voilà quelque chose qui vous regarde. Mesdames! la voix des femmes! achetez la voix des femmes. Mesdames! — Achetez la Presse. Messieurs! — La Liberté! La Liberté pour un sou. Monsieur! — La République! la vraie République! — Les scélératesses du scélérat Louis Philippe et de ces scélérats de ministres! — Le Chant de la liberté! — La voix du Peuple!« — ſo ruft, ſchwirrt, lärmt es durcheinander. Zeitungsblätter, Veilchenbouquets, Phosphorhölzer, Statuetten werden dem Vorübergehenden faſt in die Hand gedrückt, aber eigentlich beläſtigt wird man nicht. Sie wiſſen die rechte Linie zu treffen und ſcheinen ſie nicht zu überſchreiten.

Karrikaturen auf Louis Philipp ſieht man an allen Ecken. Eine in Terracotta zeigt ihn als blinden Bettler. Er ſizt an der Erde, den Regenſchirm neben ſich, von einem Hunde bewacht und die Hand mit dem runde Hute den Vorübergehenden entgegenſtreckend. Darunter ſtehen die Worte: »Faitez moi l'aumône d'un petit trône, s'il vous plait, Messieurs!« — Eine andere ſtellt ihn dar, wie er ſich, mit einem Päckchen unter dem Arm, in die Thüre eines ſehr engen Fiakers drängt, mit der Unterſchrift: »A l'heure, cocher, et non à la course, car j'irai loin!«

Digitized by Google

Wir haben in dieſen Tagen eine Menge Leute geſprochen, aber nirgends eine ſympathiſche Aeußerung für Louis Philipp gehört. Sein Geiz — dieſe niedrigſte, dieſe elendeſte Leidenſchaft — hat ihn allgemein verächtlich gemacht; und wahr iſt es, wie einſt die geſchlechtliche Sittenloſigkeit der Bourbons das Volk demoraliſirte duech ſchiechtes Beiſpiel, ſo hat der Geiz Louis Philipps die Franzoſen habſüchtig gemacht, und ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsgefühi untergrabend, ſie bis zur Käuflichkeit herabſinken laſſen. Teotz der Verdammung Louis Philipps, wird jedoch ſtets ein lebhaftes Bedauern für die Prinzen Joinville, Montpenſier und Aumale, beſonders aber für Joinville ausgeſprochen, der ſehr beliebt zu ſeyn ſcheint.

In Bezug auf Joinville haben wir geſtern Abend intereſſante Papiere in Händen gehabt, die Korreſpondenz ſeines Lehrers mit dem Könige, damaligen Herzog von Orleans, als es ſich darum handelte, den eilfjährigen Knaben einem Collège zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Mit ächt pädagogiſchem Unverſtande verkennt der Gouverneur die Harmloſigkeit und Freimüthigkeit dieſes Knabencharakters. Er ſchildert ihn als einen trägen, zum Lernen gar nicht zu bewegenden Knaben. „Sein Hang zum Niedrigen," heißt es in den Originalbriefen, „ſeine Luſt an dummen Streichen werden ihn gleich zum Mittelpunkt für alle Taugenichtſe der Klaſſe machen; er wird dieſe mit dem Inſtinkt ſeiner Anlagen augenblicklich herausfinden, ſich ihnen anſchließen und von ihnen alle Fehler annehmen, die ihm noch abgehen. Was für einen andern Prinzen rathſam wäre, was ſich für die Herzoge von Chartres und Nemours als vortrefflich bewährt, ſie mit andern Jünglingen gemeinſam zu erziehen, das würde bei dem maßloſen Leichtſinn, bei den übeln Anlagen und dem Trotze dieſes Knaben die übelſten Folgen haben und Ew. königlichen Hoheit den bitterſten Verdruß zuziehen, den der Herzog von Joinville Ihnen auch ohnedieß nicht erſparen wird."

In dieſem Tone, der mitunter an eine ſo rohe Frechheit ſtreift, wie kein Dorfſchulmeiſter ſie gegen ſeinen Amtmann ſich erlauben würde, gehen dieſer und ein paar andere Briefe gleichen Inhalts fort, ſo daß man das tiefſte Mitleid mit dem unglücklichen Fürſtenkinde empfindet, deſſen fröhliche Jugend in die Hände eines ſo liebloſen, ſo unverſtändigen und rohen Mannes gegeben war. Glücklicherweiſe iſt die geſunde Menſchennatur ſchwer zu verderben, wie man an Joinville ſieht.

Dieſe Briefe, nebſt noch vierzig oder fünfzig andern vom König und der königlichen Familie befanden ſich im Beſitze eines unſerer Bekannten, der ſie am Tage des Sturmes der Tuilerien auf dem Hofe zuſammengerafft hatte. Das Volk war in ein Kabinet gedrungen, wo die Privatkorreſpondenz der königlichen Familie in lederne Koffer verpackt ſtand. Alle dieſe Koffer wurden aufgeriſſen, die Papiere auf den Fußboden und durch die Fenſter auf die Straße geworfen, wo Jeder davon nahm, was ihm gerade in die Hände fiel.

Unter den Blättern, die ich geſehen habe, befand ſich manches Intereſſante; ſo z. B. ein Entwurf des Königs zu einer Einladung Guizots. Das Billet war mit höchſter Ueberlegung geſchrieben und immerfort geändert, um die rechte Form für die Aufforderung zu finden, bei der es ſich um eine Verſtändigung nach einer Spannung zu handeln ſchien. Die Worte: je vous prie, je vous invite, waren ausgeſtrichen und endlich die Redensart: je vous engage de vous rendre chez moi ſtehen geblieben. — Ferner ſah ich einige ſehr bedeutende Briefe des Königs Leopold von Belgien in Betreff der griechiſchen Frage; dann aus neuerer Zeit dringende Bitten Joinvilles und der beiden jüngeren Prinzen an den Herzog von Nemours und an die Königin, den König zum Nachgeben bei einer freiſinnigen Maßregel zu bewegen. In einem Blatte ſchreibt Nemoues: »le roi devient de plus en pius entêté; impossible de le faire fléchir!« Ferner fanden ſich Briefe der Königin der Belgier, welche im Auftrage ihres Mannes, der zur Jagd gefahren war, dem Könige Mittheilungen über Verhandlungen in London macht.

Sehr ausführlich war ein Tagebuch des Herzogs und dee Herzogin von Nemours, geführt bei ihrer erſten Reiſe durch Frankreich. Die junge Fürſtin erſcheint darin als höchlich erfreut über all die Ehrenbezeugungen, die ihr zu Theil werden, und troß der Ermüdung, über welche ihr Mann für ſie klagt, wird jedes Blumenſtraußes, jeder Rede mit Wohlgefallen erwähnt, und alle dieſe Gewohnheitsſachen als Zeichen urſprünglicher, beſonderer Theilnahme hingeſtellt und genoſſen.

Das Familienleben der Orleaniden muß nach dieſen Beiefen eines der innigſten und edelſten geweſen ſeyn. Durchweg, ſelbſt da, wo die Söhne den Vater in Briefen aneinander tadeln, ſpricht ſich die höchſte Anhänglichkeit aus. Aus der Zeit einer Entbindung der Königin der Belgier finden ſich faſt von jedem Tage Zettelchen des Königs, in denen er nach der Tochter fragt, und der Königin, in denen ſie gute Rathſchläge gibt. Die Anrede in den Briefen der Prinzen iſt ſehr oft ein ſcherzendes: »chère et bonne Majesté!« — oder auch »dites à la chère Majesté.«

Sehr komiſch waren ein paar Briefe der Königin von Portugal an die Prinzeſſin Clementine, für welche die Erſtere ſehr große Liebe an den Tag legt. Die Hauptgegenſtände bilden Zahnkrankheiten der Kindee, Toilettenangelegenheiten, Beſprechungen Dümasſcher Romane, und mitten darin die Frage: »demande

Digitized by Google

à ton père ce qu'il pense des arrangements à Londres et ce qu'il faut faire?« Und gleich darauf wird ein Hofmann oder ein Künſtler empfohlen, mit den Worten: »un homme parfaitement honnête, mais une énorme bête!«

Es wäre lebhaft zu wünſchen, daß dieſe Papiere in den Beſitz ihrer Eigenthümer zurückgelangten, weil es ſo traurig iſt, ſich von derartigen Erinnerungen zu trennen. Die königliche Familie hat nichts gerettet; alle Familienporträts, all die tauſend Kleinigkeiten, die uns werth ſind als Andenken oder werth geworden durch längeren Gebrauch, hat man bei der ganz unerwarteten Flucht zurückgelaſſen, und man fühlt das tiefſte Bedauern über das Loos dieſer jungen Männer und Frauen, welche der Ehrgeiz und die Starrheit ihres Vaters von dem höchſten Gipfel der Macht hinabgeſtürzt haben in alle Schmerzen der Verbannung und Entbehrung. Ich beklage ihr menſchliches Leid, verſteht mich recht, nicht die entthronten Fürſten.

Und damit ſey denn der erſte Brief aus Paris beendet. Zum Schluſſe nur die Verſicherung, daß hier für die Ruhe der Fremden nicht das Geringſte zu fürchten iſt, und daß wir ſehr zufrieden ſind, hergegangen zu ſeyn, um das größte Ereigniß der Zeit an dem Orte kennen zu lernen, wo es zum Ausbruche kam, wo es begann; denn dieß kann nur der Anfang ſeyn jener ſocialen Revolution, die uns ſeit Jahren als unabweisliche Nothwendigkeit vor dem innern Auge ſtand, und die wir herbeiſehnten, wie man das Frühjahr erſehnt, mit Bangen vor den Stürmen und Nöthen des wahrſcheinlichen Eisganges. Mögen wir bewahrt bleiben, wenn er über uns kommt!

Berlin um Weihnachten 1848.

(Schluß.)

Ein zweites, damit verwandtes Schreckgeſpenſt ſind jezt die neuen Wahlen. Es iſt, wie es ſteht, allerdings ein Würfelſpiel, aber ich hege nicht die Beſorgniß, daß ſie ähnlich den erſten ausfallen werden. Die deſtruktive Partei wird zwar Alles anſtrengen, ihre Männer durchzubringen, aber dafür iſt auf dee andern Seite die Erkenntniß gewachſen, was es gilt, wenn jene ſiegen. Die Furcht der Beſitzenden wird ſich mit der Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde vereinigen. Es iſt traurig, wenn ſich, wie hier, Wahlcomités mit namhaften Juriſten und ſonſtigen Ehrenmännern an der Spitze bilden, die es ſich zum Ziel ſetzen, die Partei der aufgelöſten Nationalverſammlung zu unterſtützen. Es iſt ein großer Irrthum, daß ſie in dieſer Kriſis unſeres Gemeinweſens das formelle Recht jener Verſammlung für höher achten als das göttliche Recht der Nothwendigkeit, das die Krone zu jenem Schritte antrieb, zur Rettung des Staates.

Weit trauriger iſt die innere Zerrüttung im Vertrauen und Kredit, im Geſchäftsverkehr und in den Familienbanden. Jezt erſt fängt man an zu erkennen, was es heißt, eine politiſche Nation zu ſeyn. Gewonnen hat man noch wenig, oder nichts, und was verloren! In politiſchen Völkern alten Styls exiſtiren freilich dieſelben Klüfte, aber im Familien- und Geſchäftsleben hat man Nothbrücken darüber zu bauen gewußt. Wir ſind noch Neulinge, die Klüfte ſind Wunden, blutende Wunden. Weich traurige Myſterien würde ein hinkender Teufel ſehen, der die Dächer abdeckte! Vater und Söhne, Eltern und Kinder, das ſind jezt die natürlichen Gegenſätze; uralte Freundſchaften gingen aus in bitter ſchmerzliche Zerwürfniſſe. Daß der Frieden hier wieder hergeſtellt werden könne, ſcheint in vielen Fällen unmöglich. Jene kleinen Kaufleute, bei denen beim Kauf eine Converſation ſich von ſelbſt verſteht, müſſen ſich in ihren Scherzen, Aeußerungen, Anpreiſungen ſehr vorſehen, um nicht zu verletzen, um guten Humor zu erhalten. Sie theilen kurzweg ihre Kunden in Demokraten und Reaktionäre.

Daß die alte Geſelligkeit geſtört iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Es wirken da viele Rückſichten mit. Man beſucht die Theater (Concerte wagen ſich noch kaum hervor), um ſich zu zerſtreuen, ohne ſich mit ſeinem Nachbar unterhalten zu dürfen. Wie könnten die früheren Geſellſchaften zuſammen kommen, wo die, welche mit einander in Scherz und Ernſt Arm in Arm gingen, jezt notoriſche Gegner ſind! Und dieß wäre noch nicht das Schlimmſte; aber man kennt ſich nicht mehr, man weicht einander aus, aus Beſorgniß, einen Gegner zu finden, wo vielleicht ein Bundesgenoſſe ſteht. Die wiſſenſchaftlichen Vorleſungen in der Singakademie fallen im nächſten Jahre aus. Welchen Reiz hat jezt die Wiſſenſchaft! wer mag Vorleſungen hören! und die Singakademie hat inzwiſchen genug andere Vorträge gehört. Auch war es eine zu ariſtokratiſche Verſammlung, ſagt man, und darum muß ſie mit Recht aufhören. — Die königlichen Prinzen kehren mit Neujahr zurück. Sie wollen ihre Salons öffnen, fortan ohne Standes- und Geburtsunterſchied. Möchten das Verſammlungen werden, die zur Verſöhnung führen!

Für dieſe iſt ſonſt nichts geſchehen. Noch iſt die Erhitzung der Gemüther bei ſonſt leidenſchaftsloſen Perſonen ſo groß, daß ſie ſich gar keine unabhängige

Digitized by Google

Meinung in der Mitte denken können. Wenn ich in diesen Kreisen für einen Radikalen gelte, so kann ich in jenen schon als Reaktionär verschrieen seyn. Der Belagerungsstand wird mit Milde geübt, die Verfolgungen, alle öffentlichen Schritte der Regierung athmen bisher denselben Geist; man darf also nicht sagen, daß sie der Versöhnung entgegen sey. Aber eine Maßregel, die seitlich nicht von ihr ausgeht, doch, wenn sie ausgeführt wird, als von ihr zugelassen, wenigstens nicht verhindert betrachtet werden muß, könnte von unseligen Folgen seyn. Der Staatsanwalt präparirt eine Klage gegen die Mitglieder der Nationalversammlung, welche die Steuerverweigerung ausgesprochen, oder wenigstens gegen die, welche durch Plakate den Beschluß in den Provinzen verbreitet haben. Viele Stimmen fordern dieß mit Ungestüm als einen Akt der Gerechtigkeit. Sey er dieß, so ist es doch kein Akt der Klugheit. Er reißt Wunden auf, die man verbluten lassen müßte, und macht Märtyrer, denen falscher Heiligenschein die Unwissenden blenden kann. Man könnte auch in dieser Beziehung den Sieg so würdig nutzen, als man würdig gesiegt hat, und, was vielleicht vor dem Criminalcodex als Verbrechen erscheint, als Symptome und Ausbrüche einer großen Krankheit ansehen, die geheilt zu haben eine heilsamere Errungenschaft ist, als so und so viele Personen, die im hitzigen Fieber mitgerast haben, zu jahrelangem Festungsarrest zu verurtheilen, um später doch genöthigt zu seyn eine Begnadigung auszusprechen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holstein, December.

Reaktionäre Stimmung.

Man braucht sich nicht eben erst zu den Ultrademokraten zu zählen oder den socialistischen Schwindlern anzugehören, um von den hiesigen Zuständen und Vorfällen nicht sonderlich erbaut zu seyn. Der eheliche und aufrichtige Freund einer wahren gesetzlichen Volksfreiheit muß sich hier zu Lande nachgerade fragen, was uns von den Märzerrungenschaften und Märzhoffnungen eigentlich übrig bleiben werde, wenn die Haltung und Stimmung des einflußreichsten Theils unserer hiesigen Bevölkerung den reaktionären Gelüsten der Gewalthaber so trefflich in die Hände arbeitet? Sie werden mir vielleicht darauf entgegnen, wir hätten doch jedenfalls unser Staatsgrundgesetz, welches bei manchen fehlerhaften Partien doch im Großen und Ganzen lobenswerth erscheine, und ich gebe Ihnen in dieser letzteren Behauptung Recht. Aber dieses Staatsgrundgesetz besitzen wir zur Zeit im Grunde nur so, wie ein guter Christ alle Güter dieser Erde besitzen soll, nämlich, als hätte er sie nicht, und es ist wohl noch sehr die Frage, ob dieses Staatsgrundgesetz jemals eine allseitige Wahrheit für uns wird. Vorläufig ist es uns bekanntlich nur von der derzeitigen „gemeinsamen Regierung" bis zum Frieden gewährleistet, und noch dazu nur insoweit, als es in seinen einzelnen Bestimmungen ausführbar seyn sollte. Strenge genommen haben wir zudem auf dieses Staatsgrundgesetz gar kein juristisches Recht mehr, weil unsere Landesversammlung für dasselben Anerkennung und Aufrechthaltung sich ja keine Bürgschaft von der neuen Regierung hat geben lassen, sondern nur ein dießfälliges Vertrauen zu der Regierung ausgesprochen hat. Daß die „gemeinsame Regierung," und ganz vorzüglich ihr Präsident eine reaktionäre und der Volksfreiheit eben nicht sonderlich gewogene ist, habe ich schon früher hier ausgesprochen, als ich ihr die Nativität stellte; allein dieser Umstand würde zu keinen besondern Befürchtungen für die Freiheit Veranlassung geben können, wenn nicht die Stimmung eines sehr großen Theils der hiesigen Bevölkerung, sowie namentlich der Landesversammlung, alle reaktionären Bestrebungen der gemeinsamen Regierung offenbar begünstigte. Wir haben eine zahlreiche und weitverzweigte Aristokratie, die sich selbst bis in den Bauernstand hinabzieht und die der Gleichberechtigung der Staatsbürger und demokratischen Grundsätzen nichts weniger als hold ist. Bei einem großen Theil des Bürger- und Bauernstandes, der an und für sich durchaus nicht aristokratisch ist, herrschen Besorgnisse vor bürgerlichen Unruhen, vor Verletzungen des Eigenthums, Anarchie, Proletariatsherrschaft und sogenannter rother Republik vor, Besorgnisse, die von gewissen Seiten auf's Sorgfältigste genährt und ausgebeutet werden und diesen Theil der Bevölkerung demnächst zu allem willig machen, was die volksfeindliche Partei für gut erachten sollte. Hiezu kommt dann noch der Umstand, daß wir hier zu Lande von der jungen Freiheit noch keine materiellen Früchte gekostet haben, vielmehr nur Lasten und neue Steuern und Abgaben, weil der Krieg mit Dänemark große Opfer erheischte und noch immer erheischt. Aus allen diesen Dingen geht denn klar genug hervor, daß die Reaktion einen sehr ergiebigen Boden für ihre Pläne und Absichten unter uns finden muß, und daß wir daher nicht wissen können, was eigentlich von den Märzerrungenschaften und Märzhoffnungen uns sonderlich übrig bleiben wird. Gott gebe uns bald den Frieden, man möchte fast sagen, Frieden um jeden Preis, denn der jetzige Zustand ist fast unerträglich. — Sie werden durch die Zeitungen wissen, daß man zwei hiesige patriotische Wehrmänner, vulgo Soldaten genannt, wegen eines Verstoßes gegen die ihrem Oberbefehlshaber schuldige Achtung auf mehrere Jahre zum Zuchthause verurtheilt und auch schon dahin abgeführt hat. Es gehören in der That starke Nerven und eine gute geistige Verdauungskraft dazu, um dieses Urtheil als ein gerechtes zu finden und dann ein militärisches Verbrechen der beiden Männer zu glauben. Ein Standesvergehen liegt vielleicht vor, aber gewiß kein Dienstvergehen, und wenn man die beiden jungen Männer vermahnt und sie mit einer einfachen Disciplinarstrafe belegt hätte, so wäre eine solche Strafe gewiß hinreichend gewesen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 9. Mittwoch den 10. Januar 1849.

— The prattling tongue of garrulous age
Delighted to recount the of told tale
Or anecdote domestic. Wise she was,
And wondrous skilled in genealogies
Ch. Lamb.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

Wer hätte nicht ſeine Familiengalerie? Hoch oder niedrig, arm oder reich, in jedem Geſchlecht werden einige Bilder aus der guten alten Zeit aufbewahrt, die ſich durch Tradition von dem Ahn auf die Enkel vererben und ſo in lebendigem Gedächtniß ſtehen, wenn auch das Conterfey des Malers auf dem Dachboden modert. Es ſey mir geſtattet, ein paar ſolcher Bilder, wie es ähnliche wohl in jeder Familie gibt, aufzufriſchen, ehe die Wellen der Zeit über alles Alte vollends hingegangen ſind und ein neues Geſchlecht aus der verlaufenen Sündfluth erſteht.

I.

Der Schmuck der Urahne.

So ſchön iſt mir in meinem Leben nichts wieder vorgekommen, wie mir als Kind die ſogenannte Gaſtſtube meiner Großmutter erſchien. Dieſes Prunkzimmer, noch etwas feierlicher als heutzutage ein Salon, war nicht zu Beherbergung von Gäſten beſtimmt, ſondern wurde nur geöffnet, um die höchſten Familienfeſte darin zu begehen, und ſo lag noch ein ganz beſonders feſtlicher Hauch auf ſeiner Herrlichkeit. Es war nicht eben im Rococoſtyle möblirt, die Einrichtung war aus den Stylen verſchiedener Zeitalter zuſammengeſetzt. Da war eine künſtlich eingelegte Kommode, die noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammte, reich beladen mit bemalten Taſſen aus neuerer Zeit, die rührende Inſchriften trugen, als: „zum Angedenken aus treuem Herzen," „aus Liebe und Dankbarkeit" u. ſ. w. Da waren allerlei Stickereien von der Hand dankbarer Nichten und junger Enkeltöchter, ein Fußſchemel mit einem höchſt mißlungenen Stück, das zwiſchen Lamm und Hund in der Mitte ſtand, ein rieſiger Ofenſchirm, worauf ein winziger Pfau geſtickt war, prächtige Spiegel in alterthümlichen Goldrahmen, moderne Stühle mit geſtickten Blumenbouquets, und noch mehr ſolcher Prachtſtücke.

Das Schönſte aber, deſſen Beſchauung mir und meiner Couſine ſelbſt noch in reifern Jahren die meiſte Freude machte, waren die zahlreichen Familienbilder, mit denen die Wände geſchmückt waren, von der Zopfperiode und noch weiter zurück bis auf die neueſte Zeit: alte Herrn mit Haarbeuteln und Buckeln, denen aus jedem Zug der behagliche Wohlſtand eines Bürgers der guten alten Zeit blickte, jüngere Herrn à la Werther in blauen Fräcken und gelben Weſten. Viel vollſtändiger noch war die Frauengalerie, nur ſchien, wenn die Bilder getreu waren, Schönheit leider nicht zu den erblichen Vorrechten unſeres Stammes zu gehören. Das reizendſte Bild war immer noch das der Großmutter ſelbſt, ein zierliches Lockenköpfchen, mit einem ſchalkhaften Strohhütchen bedeckt.

Die Großmutter pflegte auch unſere laute Bewunderung ihrer ehemaligen Schönheit äußerſt wohlgefällig aufzunehmen, wurde auch nicht böſe über unſere ungläubige Verwunderung darüber, daß ſie jemals ſo ſchlank geweſen. Sie war noch in hohem Alter eine ſchöne, ſtattliche Frau, aber von enormem Umfang.

Neben dem ihrigen hing das Bild der Urgroßmutter, ſchon in höherem Alter gemalt, aus deren Zügen der ungebeugt kräftige Geiſt ſprach, der ſie zur

Digitized by Google

Heldin der Familie machte. Von dieſer ihrer Mutter wußte die Großmutter gar viel zu erzählen, welch ſtarke, reichbegabte Frau ſie geweſen, die mit eigenem feſtem Sinn ſich eine vielſeitige geiſtige, ſogar politiſche Bildung errungen habe, den Grundſätzen ihrer Zeit zum Trotz, welche die Frauen ausſchließlich auf Küche und Kinderſtube verwies. Und neben all dieſen geiſtigen Vorzügen ſey ſie doch eine einſichtsvolle Hausfrau geweſen, wie es weit und breit keine gegeben; als junge Wittwe von kaum zwanzig Jahren habe ſie ein großes Gut allein mit Kraft und Umſicht geleitet und mit Vortheil bewirthſchaftet. Auf eben dieſem Gute, wo ſie allein ein einſames hochgelegenes Schlößchen bewohnte, hat ſie die Heidenthat vollbracht, einem Räuber, der nächtlicher Weile zum Fenſter hereinſtieg, eigenhändig die Hand abzuhauen, über welche That ſich die kräftige Frau ihr Leben lang nicht den mindeſten Skrupel machte.

Nach oder vielmehr vor zwei Ahnfrauen, von denen wenig zu ſagen war, kam das Bild einer ſtattlichen Frau Pfarrerin, ſo ziemlich in der Jugendblüthe gemalt, mit überaus ſchlanker, ſpitz zugeſchnürter Taille, ſehr rothen Wangen, lächelnder Miene und einer anſehnlichen Habichtsnaſe; ihr Ehehert in geiſtlichem Ornat, der ausſah wie ein Oſterlamm, ſchaute mit ziemlich einfältigem Geſicht nach ſeiner Ehehälfte hinüber.

„Aber, Großmutter, wer iſt denn die alte häßliche Frau im ſchwarzen Kleid, die über dem Ofen hängt?“ fragten wir eines Tags, nachdem wir die vorſtehenden Bilder beſichtigt. „Wenn die auch zur Familie gehört, ſo iſt das Geſchlecht, wie es ſcheint, erſt ſpäter in die Schöne gewachſen. Schade für den ſchönen Schmuck, den ſie trägt! Und was ſie für einen romantiſchen Namen hat!“ Neben dem Bild ſtand mit ſehr deutlichen Buchſtaben geſchrieben: „Fraw Anna Barbara Rumpelin, geborene Krummbeinin.“

„Häßlich?“ rief die Großmutter; „o ihr einfältigen Dinger, da ſieht man den Unverſtand der Jugend! Sie war ja ſchon eine Frau bei Jahren, als ſie gemalt wurde.“ — „Aber, Großmutter, du biſt ja auch alt, und biſt doch viel ſchöner.“ — „Ei was,“ fuhr ſie etwas beſänftigt fort, „es kann nicht alle Welt ſchön ſeyn, und mein Mann ſeliger hat mich auch nicht wegen der Schöne genommen. Wenn ihr nur Beide zuſammen halb ſo viel Verſtand hättet als eure Urahne, die Frau Rumpelin, geborene Krummbeinin. Seht ihr denn nicht, daß das ein grundgeſcheidtes Geſicht iſt? Wenn ihr wüßtet, was dieſe Frau alles erlebt und durchgemacht hat, ihr wäret nicht ſo vorſchnell. Und was ihren Namen betrifft, der euch nicht gefällt, ſo war das ein rechtſchaffener und ehrbarer Name, und noch dazu ein recht angeſehener. Wißt ihr, daß ihr Mann Vogt war, was dazumal noch mehr hieß, als heutzutage ein Oberamtmann? (man bedenke, daß das die einfältige alte Frau vor zwanzig Jahren ſagte). Ich zweifle, ob es eine von euch ſo weit bringt. Doch wartet, ich will euch etwas zeigen von der Frau Ahne, die euch ſo häßlich vorkommt.“

Die Großmutter ging und kam bald zurück mit einem uralten Holzkäſtchen von abſonderlicher Form, das die Jahrszahl 1558 trug. Auf dem Deckel war der König David abgebildet, der die Bathſeba belauſcht, aber mit dem allerhöchſten Anſtand. Die Bathſeba war ſehr ſittſam in die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts gekleidet, welche auch die zahlreiche Dienerſchaft trug, die auf dem Bild zu ſehen war, und tauchte bloß die Spitzen ihrer Füßchen in's Waſſer; auch der König David, mit der Krone und der obligaten Harfe verſehen, trug unter dem Königsmantel ein geſchliztes Wamms und Pluderhoſen. Daneben war die Inſchrift angebracht:

David, ſust ein heilig Mann,
Böſen Luſt nit zehmen kann,
Drumb begeht er ohne Scheu
Ehbruch, Mord, Verrätherei.

Dieſes Kiſtchen öffnete die Großmutter und zog aus einem ſeiner verborgenen Schiebfächer ein Schmuckſtück, daſſelbe, das auf dem Porträt der Frau Rumpelin abgebildet war. Es war ein ſogenannter Anhänger, einen Vogel darſtellend, in überaus ſchöner, kunſtreicher Arbeit, aus weißem Schmelz mit feinen Goldadern durchzogen und mit Rubinen geſchmückt. Dieſes Kleinod hing an einem feinen, ſchweren Goldkettlein, deſſen außerordentlich feſt ineinandergefügte Glieder mit der äußerſten Gewalt auseinandergezerrt ſchienen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(ſ. Nr. 309—313 v. J.)

II.

Die Hauptſtützen der ungariſchen Inſurrektion ſind die zahlloſen, größtentheils wenig bemittelten magyariſchen Edelleute, die im ganzen Lande zerſtreut wohnen. Dieſe Leute, die man zu 20,000 Köpfen anſchlagen kann, und die ſich früher als kleine Gutsbeſitzer, als Juraten, oder auch als Offiziere in den ungariſchen Regimentern ernährten, ſind voll übermäßigen Nationalſtolzes, ſtets zu Kriegszügen und Abenteuern aufgelegt, und haben großentheils wenig zu verlieren. Dabei ſind es tüchtige Reiter und gute Soldaten, die ſich kühn in den Kampf ſtürzen; aber Ausdauer iſt nicht ihre Sache. Es zeigt ſich hierin noch das orientaliſche Blut des Ungarn; ſo wild und kühn er angreift, ſo leicht wird er entmuthigt, und von lang-

Digitized by Google

wierigen Unternehmungen, die Geduld und Zähigkeit erfordern, iſt er gar kein Freund und wird hierin weit vom Slaven übertroffen.

Von den eigentlichen großen Magnatenfamilien des Landes nehmen nur ſehr wenige am gegenwärtigen Kampfe Theil, ja ſie ſtehen großentheils auf Seite des Kaiſerhauſes, während die meiſten ihrer Verwalter, Jäger u. ſ. w. auf ihren großen Herrſchaften zu den Inſurgenten übergegangen ſind. Von dieſen Leuten angefeuert, zum Theil wohl auch gezwungen, ſind etwa 30,000 junge und alte Bauern aus den magyariſchen Diſtrikten zu den Fahnen Koſſuths geſtoßen, und ihrer 10 bis 12,000 bilden zu Hauſe eine Art Landſturm. Unter den erſtern befinden ſich viele Roßhirten, Rinderhirten, Schäfer, die als die verwegenſten Burſche in Ungarn bekannt ſind. Zudem hat man alle Gefängniſſe und Zuchthäuſer geleert, um das aufſtändiſche Heer zu verſtärken. Aus jenen Hirten hat man eine ſehr gute leichte Reiterei gebildet, wie denn der Ungar überhaupt der beſte Reiter der Welt iſt.

Außer dieſen neu Aufgebotenen ſtehen gegen 10,000 Mann reguläre kaiſerliche Truppen bei den Inſurgenten, und dieß iſt betrübter als alles andere zuſammen. Größtentheils ſind es die Magyaren, die in der ungariſchen Infanterie und mehr noch in den Huſarenregimentern dienten. Vielen der Leute hat man anfangs weiß gemacht, Jellachich wolle den Palatinus Stephan abſetzen; die meiſten aber hat der Nationalſtolz dazu getrieben. Manche ungariſche Regimenter ſind ganz zerriſſen, die Slaven darin ſtehen bei uns, die Magyaren bei Koſſuth. Uebrigens ſind viele Offiziere und auch Soldaten nur gezwungen dort und benutzen jede Gelegenheit, zu uns zu kommen. Mehrere hundert Offiziere und Soldaten haben wir auf dieſe Weiſe bereits bei uns aufgenommen. Die Nationalgarde der Städte iſt außer der Peſther nicht viel werth und ficht größtentheils nur verdroſſen. Im Ganzen kann man die ungariſche Inſurrektionsarmee auf 60 bis 70,000 gute, ſichere, und 20 bis 30,000 unzuverläſſige, wenig brauchbare Streiter anſchlagen. Die ungariſchen Regimenter, die in Italien unter Radetzky ſtehen, ſind durchgängig treu geblieben und man kann ſich vollkommen auf dieſelben verlaſſen.

Die verſchiedenen Stimmungen im Lande lernten wir am beſten durch die Aufnahme in den Dörfern kennen. In den Ortſchaften, wo viele Slowaken, Raizen und Serben wohnen, empfing man uns mit Jubel, hegte und pflegte uns auf alle Weiſe, gab uns Lebensmittel und Wein in Hülle und Fülle. Ja viele junge Burſche folgten uns freiwillig und ließen ſich im Heere des Banus für dieſen Feldzug anwerben. In den ganz magyariſchen Dörfern und auf den kleinen Edelhöfen war man unfreundlich, gab alles nur mit Widerwillen, ja oft nur gezwungen. Die Bauern rotteten ſich, wo ſie nur konnten, zuſammen, und man mußte ſehr auf der Hut ſeyn, um nicht überfallen zu werden. Mehr als einmal haben wir Gefechte gegen ſolche Bauernhaufen beſtanden, wobei wir Leute verloren. Nicht weit von Szabad-Szallas ſchlugen wir uns einen ganzen Tag mit einem Bauernhaufen von 3 bis 400 Mann herum, der von einem früheren Comitatshuſaren geführt wurde, wobei uns vier Mann getödtet und neun verwundet wurden. Mir wurde bei dieſer Gelegenheit das Portepée vom Säbel geſchoſſen. Indeſſen blieben wir am Ende Sieger und zerſtreuten die Rebellen.

Wir waren einmal nicht weit von Topolza den ganzen Tag herumgeritten, und der uns als Führer dienende Zigeuner hatte bei einbrechender Dunkelheit den Weg verloren, ſo daß wir ſo ziemlich auf gut Glück vorrückten. Endlich, es mochte gegen zehn Uhr ſeyn, und ich wollte ſchon bivouakiren laſſen, meldeten die als Spähpatrouille vorausreitenden vier Sereſſaner, ein großes Schloß liege rechts vor uns und nicht weit davon ein Dorf. Ich ließ nun zehn Sereſſaner und Huſaren abſitzen; ſie ſollten ſich ans Schloß ſchleichen, erforſchen, ob keine ungariſchen Freiſchaaren um den Weg ſeyen, und wo möglich einen Gefangenen zurückbringen. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſchleppten ſie ein Bauermädchen herbei, dem ſie wahrſcheinlich beim Gang zum Liebſten aufgepaßt hatten, und das zum Tod erſchrocken war, als es plötzlich ſtatt von den Armen des Bräutigams von einem Rothmantel umfaßt wurde. Ich beruhigte die zitternde und weinende Kleine und fragte ſie, ob Soldaten oder bewaffnete Bauern im Schloſſe oder im Dorfe ſeyen. Als ſie nun unter vielen Schwüren betheuerte, ſchon ſeit acht Tagen ſeyen die lezten abgezogen, ritt ich, immer noch mit Vor- und Seitenpatrouillen, auf das Schloß zu, und von der kleinen Führerin, die jezt ganz unbefangen plauderte, geleitet, in den weitläufigen Schloßhof ein. Beim Pferdegetrappel und Säbelklirren öffnete ſich das Portal und ein alter Mann, ein Art Verwalter, kam, von zwei Dienern mit großen Laternen gefolgt, auf uns zu, fragend, wer wir ſeyen und was wir wollten. Ich antwortete, ich ſey ein kaiſerlich-königlicher Offizier von der Armee des Banus und verlange vor Allem zur Herrſchaft geführt zu werden. Der Mann gehorchte, wenn auch unwillig, und führte mich in eine weite Halle, die ſich beim matten Licht einer Lampe als eine Art Ahnenſaal darſtellte. Große Bilder hingen an den Wänden, dazwiſchen Säbel, Flinten, alte Harniſche, Rüſtungen und Waffen aller Art.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, December.

(Schluß.)

Die zwei militäriſchen Züchtlinge. — Die deutſche Kriegsflotte.

Dieſe beiden jungen Leute wegen ihres in jugendlicher Uebereilung gethanen Schrittes ins Zuchthaus unter die Räuber, Diebe, Fälſcher, ja Mörder zu ſtecken und ſie dadurch Zeitlebens unglücklich zu machen, iſt ein ſo grauſames Urtheil, daß man ſich tief davon erſchüttert fühlen muß. Der Eine der Verurtheilten, der Mosketier Luttermerck, der den Zuruf an das preußiſche Militär entwarf, iſt ein Altonaer, ſtudirte zu Heidelberg, als der Unabhängigkeitskrieg gegen Dänemark ausbrach, und eilte ſogleich in die Heimath zurück, um an dem Kampfe des Landes gegen die Dänen als Freiſchärler Antheil zu nehmen. Nach Entlaſſung der Freiſchaaren trat er, um ſeiner Militärpflicht zu genügen, als Freiwilliger in's ſiebte hieſige Linienbataillon, von wo er jezt in's Zuchthaus abgeführt iſt. Luttermerck ſoll ein ſehr talentvoller, geiſtreicher junger Mann ſeyn und zu den ſchönſten Erwartungen berechtigen, die aber jezt durch's Zuchthaus geknickt ſind. Was den Pionier Rohwer betrifft, ſo gehört er einer angeſehenen und durch ihren Patriotismus ſich auszeichnenden Bauernfamilie an. Sein Oheim iſt Mitglied der Landesverſammlung, und da der Neffe glückliche Anlagen verrieth, ſo ſchickte er ihn auf die höhere Volksſchule zu Rendsburg. Sein Vergehen beſtand bekanntlich darin, daß er ſich eine ungünſtige Kritik des Boninſchen Heerbefehls in der Schleswig-Holſteiniſchen Zeitung erlaubte und ſich darin beifällig über den von Luttermerck verfaßten Zuruf an das preußiſche Militär ausließ. Er ſoll das Kriegsgericht um die Gnade gebeten haben, erſchoſſen zu werden, worauf daſſelbe natürlich nicht eingehen konnte. Da man wahrſcheinlich den hieſigen Truppen nicht traute, ſo mußte eine Abtheilung Württembergeer die beiden Verurtheilten ins Zuchthaus geleiten. — Was den Heerbefehl des Generals Bonin angeht — denn ich darf mir hier doch wohl eine kleine Kritik dieſes unter uns zu einer ſo traurigen Berühmtheit gelangten Aktenſtücks erlauben, obgleich oestigia terrent — ſo muß doch wohl der beſte Freund dieſes Generals eingeſtehen, daß er beſſer gethan hätte, ſein politiſches Glaubensbekenntniß für ſich zu behalten, und daß es keine größere Unbeſonnenheit geben konnte, als eben dieſen Erlaß, worin der General blinden und allſeitigen Gehorſam des Militärs gegen den Landesfürſten predigte und ein Militär, welches andere Geſinnungen hegte, ein verbrecheriſches nannte. Die Nutzanwendung aufs hieſige Land und namentlich auf's hieſige Militär lag in der That ſo nahe, daß jeder hieſige Patriot ſich dadurch verletzt fühlen mußte, denn es lag darin eine indirekte Aufforderung der hieſigen Soldaten, die Sache ihres Landes zu verlaſſen und zu ihrem Landesfürſten überzugehen, ſo wenig auch wohl General Bonin dieß beabſichtigen mochte. Die Dänen haben denn auch dieſen Erlaß des Generals Bonin auf's beſte ausgebeutet. Sie bedanken ſich beim General wegen ſeiner loyalen Geſinnungen, fordern ihn höhniſch auf, den Oberbefehl über ein aufrühreriſches Militär demnach niederzulegen und nicht ferner gegen ſeine eigenen öffentlich ausgeſprochenen Grundſätze zu verſtoßen u. ſ. w., was denn alles höchſt erbaulich für's hieſige Land und Militär ſeyn muß. Um ſo mehr verdienen diejenigen Leute zurechtgewieſen zu werden, die zur Beſchönigung jenes harten Urtheilsſpruches zu der Unterſtellung ihre Zuflucht nehmen, als ob der Zuruf des ſiebten Bataillons und die Erklärung der Pioniere den Dänen in die Hände arbeiteten, denn jener Zuruf und dieſe Erklärung hätten dann gerade umgekehrt lauten müſſen, während ſie jezt nur ein reges patriotiſches Gefühl an den Tag legten und deßhalb gegen die politiſchen Grundſätze des Generals Bonin proteſtirten. Es leidet auch wohl keinen Zweifel, daß ein großer Theil der hieſigen Bevölkerung ſich ganz anders bei dieſer Gelegenheit benommen hätte, als er ſich benommen hat, wenn nicht die Furcht vor den Dänen, und die Beſorgniß, den Beiſtand Preußens und der preußiſchen Offiziere zu verlieren, ſie gelähmt und im Schach gehalten hätte, indem man nicht ſowohl auf Deutſchlands, als auf Preußens Hülfe baut, ein Umſtand, der die Zuſtände Deutſchlands treffend bezeichnet. — Sie werden wahrſcheinlich der Meinung geweſen ſeyn, daß auf der künftigen Kriegsflotte Deutſchlands auch nothwendig deutſch geſprochen werden müſſe. Dieß iſt aber inſofern ein Irrthum, als neulich ein Artikel im Kieler Korreſpondenzblatt in allem Ernſte zu beweiſen ſuchte, daß davon gar keine Rede ſeyn könnte, daß nicht etwa Deutſch, ſondern Holländiſch auf der künftigen Kriegsflotte die offizielle Sprache ſeyn müſſe, weil die deutſche Sprache dazu nicht tauge, dazu gar nicht zu gebrauchen ſey. Der Artikel ſcheint von einem Seemann herzurühren und tritt ſehr ſicher und beſtimmt auf. Was nun dieſe ſeltſame Behauptung betrifft, ſo muß man freilich einerſeits einräumen daß die deutſche (hochdeutſche) Sprache, ungeachtet ihres anderweitigen großen Reichthums, eben als Binnenſprache von Haus aus keine Seeſprache iſt und nicht den geringſten Geruch von Salzwaſſer an ſich trägt. Allein andernſeits iſt es ebenſo bekannt, daß die hochdeutſche Sprache ſich bereits mit vielen Seemannsausdrücken aus dem Niederdeutſchen im Laufe der Zeit verſehen hat, wovon nicht allein die deutſchen Seeromane, ſondern auch die Schiffsnachrichten und Seeberichte in unſern Zeitungen ein genügendes Zeugniß ablegen. Wenn nun aber auch die deutſche Seeſprache nichts deſtoweniger noch ſehr mangelhaft und ungenügend erſcheinen muß, ſo ſteht doch nichts im Wege, ſie durch Entlehnungen und Uebertragungen aus dem Niederdeutſchen ſo lange zu vervollſtändigen und zu bereichern, bis ſie für alle Seemannsausdrücke vollſtändige Bezeichnungen beſizt. Wenn die deutſche Sprache ſich aus dem Niederdeutſchen bereits eine große Zahl von Seemannsausdrücken glücklich angeeignet hat, ſo kann ſie auch noch mehrere von dorther entnehmen, um ſich ſo in dieſer Beziehung zu vervollſtändigen. Die Seekadettenſchule zu Kiel iſt übrigens bereits eröffnet und dieſe Anſtalt ſoll ſchon gegen dreißig Zöglinge zählen. Die Unterrichtsſprache in derſelben iſt, ſo viel wir wiſſen, deutſch und nicht etwa holländiſch.

Druck und Verlag der J. G. Cotta ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 10. Donnerſtag den 11. Januar 1849.

— Invitum servare laborat.
Horat:

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Reaktion.

Weiſ' ich eine arme Mücke,
Die das Feuer noch nicht kennt,
Von dem Lichte lind zurücke,
Eh' die Flügei ſie verbeennt,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!"

Wenn ein Knab' auf dünnem Eiſe
Turnt und mit dem Prügei ficht,
Und ich ihm dieß Spiei verweiſe,
Weil das Eis ganz ſichee bricht,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!"

Ja, Reaktion, ihr Herren!
Ueberſtürzt ſich wo ein Kopf,
Scheint's mir Chriſtenpflicht, zu zerren
Freundlich ihn an Bart und Schopf,
Schreit er auch mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!"

2.

Des Teufels Stolz.

Auf ſeinem Käppiein von Leder
Trug der Teufei eine Hahnenfeder.
Doch ſeit jedes Knäbiein die trägt,
Hat der Teufel ſie abgeiegt.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Der Kaſtellan hieß mich einen Augenblick warten, um mich bei der Herrſchaft zu melden, und ich benutzte dieß, um den Mantei abzuiegen, das Haar etwas zu ordnen, den Dollman feſt zu ſchließen, die Schärpe ordentlich zu binden, kurz mich ſo gut wie möglich herauszuputzen. Bald darauf erſchien der Alte wieder, führte mich einen Corridor entiang und öffnete dann die Flügelthür eines Gemachs, aus dem heller Kerzenſchein beang. Etwas gebiendet trat ich in ein ſehr eiegant ausgeſtattetes Gemach, wo eine ſchöne hohe Dame mich mit einer artigen, aber ſtolzen Verbeugung empfing. Eben wollte ich mich vorſtellen und meinen ungebetenen Beſuch entſchuldigen, ais ſie mit dem iauten Freudenruf: „Ah, Baron W." mir die Hand reichte. Jezt erkannte ich auch ſie; es war die Gräfin St., die ſchönſte Mailänderin, die Frau meines alten Kameraden St., bei deren Hochzeit ich vor drei Jahren in Mailand Bräutigamsführer geweſen war. St., der mir in Boiogna einſt das Leben gerettet, hatte nach ſeiner Verheirathung mit der ſchönen Marcheſa B. ſeinen Abſchied genommen und war auf ſeine Hereſchaft nach Ungarn gezogen, und jezt befand ich mich, ohne es geahnt zu haben, auf ſeinem Schioſſe.

Von der Frau herbeigerufen, erſchien er alsbaid, und herziich war unſere Umarmung. Zwar war er, wie von jeher, Magyar mit Leib und Seeie, ſagte mir auch offen, er wäre ſchon längſt zu Koſſuth gegangen,

Digitized by Google

wenn nicht der häßliche Gedanke, gegen ſeine früheren Kameraden fechten zu müſſen, ihn zurückgehalten hätte, verſicherte aber, er werde es jezt dennoch thun. Ich meinte, wir ſollten über politiſche Dinge gar nicht ſprechen, ſondern lieber der alten Zeiten gedenken, und ſeine ſchöne Frau gab mir Recht. Später kam auch ſeine Schweſter, die junge Gräfin Helene, die ſchönſte Ungarin, die ich je geſehen, und das will viel ſagen.

Da St. mir ſein Ehrenwort gab, daß wir vor einem feindlichen Ueberfall ganz ſicher ſeyen, und meine Leute Wein und Fleiſch in Fülle bekamen, ſo machten es ſich dieſe draußen bequem, während ich mich wie im Paradieſe befand, zwiſchen zwei ſchönen, liebenswürdigen Frauen, einem lange nicht geſehenen treuen Freund gegenüber und edlen Tokaieraudruch im Glaſe. So verging alle Müdigkeit und wir ſcherzten und lachten die halbe Nacht und vergaßen Krieg und Koſſuth und Nationalhaß.

Zwei Tage hielt ich auf St's. Bitten Raſt in ſeinem Schloſſe, da meinen Leuten und Pferden eine kleine Erholung ſehr zu gönnen war. Die Augen der Gräfin Helene begannen mir gefährlich zu werden; doch „der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier, kann treue Lieb nicht bewahren.“ Am dritten Morgen drückte ich St., dem eine Thräne im Auge ſtand, an die Bruſt, küßte ſeine Frau und Schweſter auf die Wange, leztere brach mir noch eine Roſenknoſpe zum Andenken ab, mein Trompeter blies die Fanfare, und fort ging's in die Weite.

Wenige Tage darauf hatten wir jezt, an tauſend Mann ſtark, nicht weit von der Puſta Montony ein ziemlich ernſthaftes Reitergefecht mit einem ſtarken ungariſchen Inſurgentenhaufen. Es war ſchön, wie wir auf der grünen Heide gegen einander jagten, die Trompeten ſchmetterten, die Säbel klirrten. Leider ſtanden faſt nur frühere Huſaren uns gegenüber, und dieß ſchnitt mir durch das Herz. Dieſe ſchönen ungariſchen Huſarenregimenter, wo ſind ſie jezt? wird das alte Band ſich jemals wieder um uns Alle ſchlingen? Ich mag gar nicht daran denken. Zu meiner großen Freude traf mich ſelbſt nicht das Loos, gegen frühere Huſaren fechten zu müſſen; wir hieben auf Peſther beritttene Nationalgarde ein, und dieſen Herren, ſo wacker ſie auch ihre ſchönen Roſſe zu tummeln wußten, haben wir es tüchtig eingetränkt. Ich ſelbſt habe zwei bis drei derſelben vom Pferde herabgehauen und nur einen ganz unbedeutenden Streifhieb in den Arm davongetragen. Hier war es auch, wo die Seſſanerin, von der ich früher erzählte, ihren Schimmel ſich erbeutete. Ihr Bruder, als er den feindlichen Reiter auf das Mädchen, das keck in den erſten Reihen ſprengte, zukommen ſah, wollte ihr zur Hülfe eilen, ſie rief ihm aber lachend zu: »jo jedan, brate, ne boisse« (es iſt ja nur Einer, Bruder, fürchte dich nicht), und blieb auch Siegerin. Obgleich wir zu Anfang die Inſurgenten tüchtig warfen, mußten wir uns endlich doch langſam zurückziehen, da dieſe ſtarken Sueeurs von Infanterie erhielten; uns zu verfolgen wagten ſie aber nicht.

(Schluß folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortſetzung.)

„Davon gäbe es es nun wohl eine Geſchichte,“ ſagte die Großmutter, nachdem wir das Kleinod gehörig angeſtaunt hatten, „und wenn ihr mich nicht ärgern wollt mit euern naſeweiſen Bemerkungen, ſo dürft ihr die Schrift leſen, welche der Herr Pfarrer Schneck, ihr Tochtermann, nach Angabe der Frau Rumpelin über die Geſchichte des Schmucks aufgeſchrieben hat.“ — „Ei, warum hat ſie die Frau Rumpelin nicht ſelbſt aufgeſchrieben?“ — „Weil ſie, wie dazumal die meiſten Frauen, nur nothdürftig ſchreiben konnte.“ — „Aber, Großmutter, in den Rittergeſchichten haben es alle die Fräulein in einem Kloſter gelernt.“ — „Eure Urahne iſt kein Romanfräulein und in keinem Kloſter geweſen, ſie war gut evangeliſchen Glaubens.“ — „Aber die Geſchichte, Großmutter — nicht wahr, es iſt gewiß eine Liebesgeſchichte?“

„Was Liebesgeſchichte! Meint ihr, die Mädchen ſeyen dazumal ſchon geweſen wie jezt, wo ſie im vierzehnten Jahr ſchon groß in Verlegenheit ſind, was ſie mit ihrem vollen unverſtandenen — ja unverſtändigen — Herzen anfangen ſollen? wo ſie an ihrem ſechzehnten Geburtstag ſchon gebrochene Herzen haben und deklamiren: fahret wohl, ihr goldgewebten Träume! und dann im vierundzwanzigſten doch' recht froh ſind, wenn ſich ein Angeſtellter um ſie bewirbt? Sie verſichern dann ſich ſelbſt, der ſey eigentlich ihre erſte und einzige Liebe, und ſie haben ſich vorher nur in der Perſon geirrt. Nein, Kinder, die Geſchichte von dem Schmuck unſerer Urahne iſt aus einer ernſthaften, betrübten Zeit, wo man nicht an ſolche Narrentheidungen dachte, wo man Noth hatte ſein Leben durchzudringen, und keine Zeit zu Liebesgeſchichten.“

Endlich verſtand ſich die Großmutter dazu, uns das Dokument mitzutheilen, deſſen Inhalt ich hier ſo treu als möglich wiedergebe.

Es war im Jahr 1658, als ſich Herr Balthaſar Rumpel, Vogt zu S. mit der ehrbaren Jungfrau Anna Maria, Tochter des Herrn Pfarrers Krummbein

Digitized by Google

zu W. ehelich verlobte. Das Land war nach dem schrecklichen Krieg von Hunger, Seuchen und bitterlicher Armuth übel verheert, und vielfältig durch Marodeurs heimgesucht, die in Stadt und Land ungestört ihr Wesen trieben. Obgleich Herr Krummbein selbst schwer gelitten hatte durch solch böse Zeiten, so thaten doch er und seine Tochtee, was in ihren Kräften stand, den Bedürftigen aus ihrer Gemeinde mit Trost und Hülfe beizuspringen. Bei solcher Gelegenheit sah der Herr Vogt Rumpel, der von Amts wegen die zumeist heimgesuchten Oerter besuchte, die Jungfer Anna, und da er bald erkannte, wie tugendsam und verständig sie sey, so freite er in aller Form um sie bei ihrem Vater.

Herr Pastor Krummbein, dee sich solcher Ehre nicht versehen hatte, willigte gar gern ein, da er sein liebes Kind in so bedrängten Zeiten gern in der Obhut eines angesehenen Mannes wußte. Nicht also Frau Kunigunde Rumpelin, die Mutter des Vogts, eine stolze, hoffärtige Frau, aus adeligem Geschlecht geboren, die längst bei sich beschlossen hatte, daß ihr Sohn wieder ein adlig Fräulein heimführen solle. Sie war sehr aufgebracht, daß derselbe eine arme Pfarrerstochter ehelichen wollte, und verweigerte beharrlich ihre Einwilligung zu dieser Heirath. So sehr dieß den Herrn Rumpel betrübte, der sein Lebenlang ein gehorsamer Sohn gewesen, so wollte er doch nicht von seiner Liebsten ablassen, und hoffte, ihr Verstand und ihre Tugenden werden noch das Herz der Mutter gewinnen. Solche Hoffnung erfüllte sich aber nicht, denn am 14. November des Jahrs 1658 starb Frau Rumpelin, ohne vorher ihren Sohn duech ihre mütterliche Einwilligung erfreut zu haben. Auf das Andringen seiner Braut schloß Herr Rumpel sein Ehebündniß mit ihr erst im Frühjahr des Jahrs 1659, nachdem er seine Mutter gehörig betrauert hatte.

Als nun Jungfrau Anna am Morgen ihres Hochzeittags ihre Feierkleider zueichtete, überbrachte ihe der Bräutigam ein gae zierlich und köstlich gearbeitetes Kleinod, ein weißes Vögelein mit goldenem Gefieder von zierlichee Schmelzarbeit, das an einem schweren Goldkettlein hing, welches dicht am Halse schloß. Das Kettlein war ja künstlich und fest geschmiedet, daß es durch keine Kraft und Geschicklichkeit der Welt eröffnet werden lonnte, außer mit einer besonders dazu gearbeiteten Zitternadel, die dem Schmuck beigefügt war. Dieses Kleinod übergab ee ihr mit den Worten: „Liebwertheste Jungfer Beaut, lasset dieß köstliche Kleinod, so ein Ahnherr meiner Mutter aus Welschland gebracht zum Geschmuck seiner Braut, und das derweile jedwede Braut unseres Hauses getragen, ein Symbolum seyn der Liebe, die unsere Herzen also fest umschlingt, daß sie alleiniz gelöst werden kann durch ein Werkzeug derselbigen Hand, die sie zusammengefügt — durch den Tod, den uns dereinst der Herr sendet."

Jungfrau Anna nahm ihres Liebsten Geschenk mit freundlichem Dank, aber dennoch machte ihr der Anblick des Geschmeides das Herz schwer, und sie entschloß sich nur ihm zu Liebe es anzulegen. — Herr Rumpel hatte Juliane, die ehemalige Leibmagd seiner verstorbenen Mutter gedingt. Als nun diese der Braut behülflich war bei ihrem Anzug und eben das feine Kettlein festschloß um den Hals, sagte sie mit einem Seufzer: „Gebe Gott, daß dieses Geschmeide mehr Segen bringe, als die gesteenge Frau seligee hinein gewünscht." Als die erschrockene Beaut sie um den Grund solcher Rede befragte, vertraute ihr die Magd, daß die verstorbene Frau noch in ihrer lezten Stunde versucht habe, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Sie habe ihm aus ihrem Schmuck das Kettlein gereicht und ihn mit glatten Worten gebeten, dasselbe derjenigen Jungfrau zu übergeben, welche sie als Tochter erwählen wolle. Der Sohn aber habe ihr mit fester Stimme erwidert: „Frau Mutter, ich werde das Geschmeide um den Hals der tugendsamen Jungfrau legen, die ich mie erwählet und die Eurer Liebe und Eures Segens würdig ist." Als ihn die Mutter so standhaft gesehen, habe sie ihn in großem Zorn entlassen, und nachdem er sich entfernt, mit zorniger Stimme gerufen: „So er das kostbare Geschmeid der Pfarrerstochter anhenket, so soll es ihr auch zum Fluch werden. Möge sie erwürget und erstickt werden mit dem Kettlein!" Und auf solch gottlose Rede sey sie unversöhnt verschieden.

Diese Mittheilung bekümmerte die Braut schwer; sie wollte ihren Herrn nicht betrüben durch Verschmähung seiner Gabe, und doch hatte sie ein entsetzliches Grauen befallen vor dem verwünschten Geschmeide, so daß sie nicht wagte es anzulegeu. Da hörte sie das einzige Glöcklein, das der Kirche aus dem Kriege geblieben war, wie es sie an den Altar rief, wo ihr Vater harrte, um ihr Ehebündniß einzusegnen. Und sie gedachte des allmächtigen Gottes, dessen Gnade höher stände denn aller Menschen Zorn, sie befahl ihm ihren Leib und ihre Seele und hieß die Magd das Kettlein schließen in Gottes Namen.

In Betracht der schweren Zeiten, unter denen ihr Ehestand begann, getröstete sie der Vatee mit den Worten des Psalms: „Der Herr ist deine Inversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Uebles begegnen und keine Plage wird zu beiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen." —

Digitized by Google

In der bräutlichen Kammer aber vertraute Anna ihrem Herrn die grauſige Geſchichte, die ihr Juliane berichtet, und ſie bat ihn inſtändig, er wolle mit ihr beten, daß durch Gottes Gnade der Fluch der harten Mutter von ihnen gewendet werde.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle, December.

Umſchlag der öffentlichen Stimmung

Der Umſchwung, den die öffentliche Meinung ſeit wenigen Wochen in Halle und der ganzen Provinz genommen hat, iſt ein kaum glaublicher. Der hieſige Deputirte für Berlin, Dr. Riemeyer, war von ſeinen Wählern gezwungen worden, ſein Mandat niederzulegen, weil er nicht mit der Fraction Unruhe geblieben war, und einige Tage ſpäter, als der in Berlin fortlagende Theil der Nationalverſammlung die Stellvertreter der ausgeſchiedenen Mitglieder einberief, beſchloſſen dieſelben Wähler, daß ihr Vertreter auf dieſe Einladung nicht einmal antworten ſolle. Noch eine Woche ſpäter hatte der König eigenmächtig eine Verfaſſung gegeben, und wir mußten erleben, daß daſſelbe Halle, das ſich wie zoll geberdete bei der Verlegung und Vertagung der Nationalverſammlung, zu Ehren der octroyirten Verfaſſung Feſteſſen, Illuminationen, Paraden anſtillte. Derſelbe Magiſtrat, der in einer Adreſſe an den König jenen Schritt als einen unheilvollen beklagt hatte, hatte jetzt nur ſchöne Worte für die Maßregeln der Regierung und Schmähungen für die Nationalverſammlung, auf deren Haupt er die Schuld des in Halle vergoſſenen Blutes wälzte. Die Zeitungen mit ihrem ganzen geſinnungsloſen, ſervilen Publikum jauchzten auf einmal der Regierung zu, gegen die ſie noch vor wenigen Tagen wütheten. Und doch lagen ſchon da die Verhältniſſe eben ſo klar und unzweideutig vor Augen. Aber als ob ihre Meinung von dem Wehen des Oſt- oder Weſt-, des Nord- oder Südwindes abhänge, ſo ſchlugen ſie plötzlich in die entgegengeſetzte Richtung um. Noch nie habe ich einen ſolchen Ekel vor der Geſinnungsloſigkeit unſerer Lokalpreſſe und dem Serviliſmus, mit welchem der größte Theil des Publikums ihr nachbetet, empfunden, als in dieſen Tagen. Ich ſchämte mich ordentlich, meine Ueberzeugung, mit der ich in dieſer Frage gleich anfangs auf Seiten der Regierung geſtanden hatte, hinterher zu wiederholen, aus Furcht zu dieſer wetterwendiſchen Menge gerechnet zu werden. — Ich fühlte mich mehr als einmal verſucht, die Unruhſtifter gegen Angriffe zu vertheidigen, die wenigſtens von der Seite her, von der ſie kamen, alles Grundes entbehrten; denn ſie kamen von denſelben Leuten, durch deren Adreſſen, durch deren Weihrauch berauſcht, dieſe Partei ſich zu den Schritten hatte hinreißen laſſen, die ihr nun den Hals gebrochen. Wie auf einen todten Hund ſchlugen ſie nun auf die zu Grabe getragene los und bürdeten ihr Dinge auf, die höchſtens in einigen Mitgliedern, nicht aber in der ganzen Partei Vertreter fanden. Dieſer klägliche Zuſtand unſerer Lokalpreſſe wird aber auch ſo allgemein gefühlt, daß man damit umgeht, auf Neujahr mehrere neue Blätter für die Provinz zu gründen. In Halle ſoll eine neue halliſche Zeitung erſcheinen und in Magdeburg will man die bisher dort erſchienene Zeitung, die ſich trotz ihrer widerlichen Charakterloſigkeit eines großen Abonnentenkreiſes erfreut, durch eine neue Magdeburgiſche Zeitung zu ſtürzen ſuchen, nachdem man davon abgeſtanden, ſie für die geforderte Summe von 80,000 Thalern käuflich an ſich zu bringen, in der Ueberzeugung, daß der jetzige Beſitzer doch ſofort ein neues, eben ſo käufliches Blatt gründen würde. Das einzige Blatt, das in dieſer bewegten Zeit Farbe gehalten hat, aber eine der großen Mehrheit nicht zuſagende, weil entſchiedene Farbe, nämlich ſchwarz-weiße, iſt das ſeit einigen Monaten von Halle nach Naumburg übergeſiedelte und von Herrn v. Florencourt redigirte Volksblatt für Stadt und Land. Florencourt führt freilich eine ſcharfe Feder gegen alle revolutionären, den Boden des Geſetzes und der Ordnung verlaſſenden Gelüſte und Beſtrebungen, und ich möchte ſeiner Feder nur die Rede des Herrn v. Vinke in Frankfurt zur Seite ſtellen; aber einem alten Beekämpfer der conſtitutionellen Freiheit, wie er, der mehr als einmal von der alten Regierung als einer ihrer gefährlichſten Feinde verfolgt worden iſt, ſollte man das am allerwenigſten verargen. — Die jungen Ritter der Freiheit, die, obgleich ſie noch nichts für ihre Dame gethan haben, jetzt ſich plötzlich überall nicht neben, ſondern über die alten bewährten Kämpfer ſtellen, ſind meiſt nicht werth, dieſen nur die Waffen nachzutragen. So auch in dieſem Falle. Nur in Einem Punkte geht Florencourt zu weit, nämlich in ſeiner Oppoſition gegen Frankfurt, das er rein als eine revolutionäre Macht behandelt, indem er, bei dem erſten Entſtehen der Nationalverſammlung ſtehen bleibend, ganz überſieht, daß ſie anfangs ſtillſchweigend, nachher ausdrücklich von den rechtmäßigen Gewalten anerkannt worden iſt. Ein Gedicht in einer der letzten Nummern des Volksblattes, „Preußen vor,“ ſchließt mit dem Verſe:

Und am Ziel der Siegespfade
Steigt der letzte Wall empor,
Frankfurt heißt die Barrikade,
Hurrah Preußen! Preußen vor!

In einem andern Gedicht, das ſo anhebt: „Es geht nicht, Hans, du kannſt es nicht,“ heißt es unter anderem:

Und zu den Schweizern ſcharf nur ſrih
Embaſſadirſt du Raveaux,
Des Kölnſchen Reichsadvokaten Witz
Erweckt dir dort lein Bravo
Als ex, mein Hans, ſich glaub', du ſchlefſt)
Den Katzenmuſikus dereſt,
Das war Centralblamage!

Trotz ſeiner reaktionären Haltung zählt dennoch das Blatt ſehr viele Abonnenten, und auch ſeine Gegner müſſen ihm zugeſtehen, daß der Mann nicht mit ſtumpfen Waffen und dabei ſtets mit offenem Viſir ficht

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 2

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 11. Freitag den 12. Januar 1849.

Forti animo esto; Dominus coeli det tibi gaudium pro taedio, quod perpessa es.
Tobias.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Sie erhoben ihre Herzen in brünstigem Gebet zu dem allmächtigen und allbarmherzigen Gott, der dereinst den Fluch gewendet von dem unschuldigen Weibe des Tobias, der den Fluch in Bileams Munde in Segen verwandelt hatte, daß er auch von ihrem Ehebund, der begonnen hatte in seiner Furcht und Liebe, den Unsegen abwenden wolle, den die Mutter in verblendetem Herzen über sie verhängt, daß er sich ihnen so gnädig erweisen wolle, daß ihnen dereinst vergönnt sey, der Mutter, die sie verflucht, den Segen in die Ewigkeit zu bringen. — Als sie nun so recht von Herzen gebetet hatten, da sahen sie einen ganz besonders hellen und klaren Stern, der gerade in ihre Kammer herein schien. Da ward es ihnen leicht und getrost um's Herz und sie sahen fröhlichen Muthes ihrem Ehestand entgegen.

Es waren wohl zwölf Jahre nachdem vergangen und ihr einzig Töchterlein Barbara stand schon im eilften Jahre, als Herr Rumpel und seine Frau von der Kindtaufe bei einem befreundeten Schöppen zurückkehrten. Da erscholl urplötzlich das Geschrei: „die Rothmäntel, die Rothmäntel!“ Herr Rumpel war kaum fortgeeilt, um Mannschaft aufzubieten gegen dieses wilde und grausame Kriegsvolk, von dem nur noch versprengte Horden im Land herum sengten und plünderten, als ein Haufe derselben in's Haus einfiel, die zwei Knechte niederstieß und anfing zu plündern. Frau Anna nahm ihr Töchterlein auf den Arm, konnte aber nicht entkommen; sie ward mit den Mägden in eine Kammer gestoßen, bis das übrige Haus geplündert wäre.

Da saß sie nun mit ihrem Kind und den heulenden Mägden in tiefer Nacht und in großen Aengsten. Es wäre nicht schwer gewesen in den Hof zu steigen, aber da stand einer der Rothmäntel, um Wache zu halten. Plötzlich rief Barbara, die ihre Arme um der Mutter Hals geschlungen hatte: „Mutter, deine Kette! thu' deine Kette herunter! man nimmt sie dir sonst.“ Nun gewahrte Frau Anna, daß sie noch in ihren Feierkleidern war und das Kettlein mit dem Kleinod am Halse trug. Die Nadel aber, die es allein öffnen konnte, lag fern in ihrem Schmuckkästchen. Da gedachte sie mit Grausen und Entsetzen des Fluches ihrer Schwiegermutter, der sich nun erfüllen mußte; denn bei der Art und Weise dieser räuberischen Horden war nicht anders zu denken, als daß sie ihr den Schmuck vom Halse reißen und sie, da sie das Kettlein nicht aufbringen konnten, elend erwürgen würden.

Während draußen der wüste Lärm tobte und sie nicht wußte, wo ihr Gemahl sey, während sie jeden Augenblick erwartete, die Rothmäntel werden in ihr Gemach eindringen, versuchten sie und die Mägde auf alle Weise, das Kettlein zu öffnen, aber es ging nicht. In dieser höchsten Todesangst hob sie ihre Augen gen Himmel, und ihr däuchte, sie sehe denselben Stern, der vor zwölf Jahren in ihre Hochzeitkammer geschienen. Da faßte sie wieder Muth und unter Anrufung des göttlichen Beistandes riß sie an dem Kettlein mit aller Macht. Und siehe, die eisenfesten Fugen desselben gaben nach, und wunderbarerweise zog sich die Kette dergestalt, daß sie diese über

Digitized by Google

den Kopf ſtreifen konnte. So war ſie von der größten Angſt erlöst und begann zu hoffen. Da ſie die andern Geſellen ſeene im Hauſe herumtoben hörte und den Hof leee ſah bis auf ihren Hüter, verſuchte ſie dieſen mit dem Kleinod, dem die Mägde noch ihre Halsſchnüre beifügten, zu beſtechen, daß er ſie ziehen laſſe. Der Kerl, ohnehin grimmig, daß er an der Beute verlürzt werden ſollte, ließ ſich durch den Schmuck bewegen, die Frau mit Kind und Mägden durch das Fenſter in den Hof entrinnen zu laſſen. Freilich half ihm dieſe Beute nichts, denn er wurde noch in ſelbiger Nacht in einem Streit darüber von einem Geſellen erſchlagen.

Frau Anna veebarg ſich mit dem Kind in einem Kellee, wo ſie in beſtändiger Todesangſt verharrten. Da auf einmal hörten ſie freudiges Geſchrei und vernahmen Herrn Rumpels Stimme, der nach ihnen rief. Sie eilten aus ihrem Verſteck in ſeine Arme. Es war ihm gelungen, ordentliche Militärmannſchaft aufzutreiben, bei deren Anblick das Geſindel mit den eilig zuſammengerafften Bündeln jählings die Flucht ergriff. Als nun einer der Rothmäntel mit ſeinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief, ſah ſie der Mutter Kettlein daraus hervorhängen. Das lecke Kind riß daran und erhaſchte mit Einem Ruck die Kette mitſammt dem nun ſo wunderbaren Kleinod.

Groß war der Schaden, den die freche Streifbande der ganzen Stadt und beſonders dem Herrn Rumpel an Haus und Eigenthum zugefügt hatte. Durch den Fleiß und die Sparſamkeit ſeiner Frau und einen faſt wunderbaren Segen wurde ihm aber Alles wieder reichlich erſetzt, und er und Frau Anna erfreuten ſich in Frieden eines hohen Alters.

Das Kleinod, das ſie in ſo große Gefahr gebracht hatte und hernach doch das Mittel zu ihrer Rettung geworden war, hat Frau Anna nie mehr getragen, nur auf ihrem Bilde ließ ſie es zum Andenken noch ſchildern und hat es ſorgfältig aufbewahrt. Vor ihrem Tode übergab ſie es ihrer Tochter mit dem feierlichen Beding, daß es für alle Zeiten als Eigenthum der älteſten Tochter in der Familie verbleiben und heilig verwahrt werden ſolle. Und wie die Mutter ihres Mannes einen Fluch gelegt hatte auf das Geſchmeide, alſo legte ſie nun den Segen darauf: ſo lange das Kleinod im Beſitz der Familie iſt, ſoll häuslicher Friede und Segen nicht von ihr weichen.

So lautete die Geſchichte vom Schmuck der Urahne. Sie iſt freilich nicht ſehr romantiſch, aber wahr. Die Großmutter entließ uns ziemlich ernſt geſtimmt; beim Abſchied aber wandte ich noch einmal den Kopf: „Aber, Großmutter, es iſt doch eine Liebesgeſchichte dabei; wenn der Herr Rumpel nicht in die Jungfee Krummbeinin verliebt geweſen wäre, ſo hätte es keinen Schmuck und keinen Fluch und keinen Segen gegeben.“ — „Ihr naſeweiſes Volk, ihr könnt warten, bis ich euch wieder einmal eine Geſchichte erzähle!

2.

Der Croatenhauptmann.

In des Vaters Familie wurde ein Bild aufbewahrt, das den Kindern immer Gegenſtand einer geheimen Scheu und reſpektvoller Bewunderung war. Es ſtach freilich gar auffallend von den zahmen Bildniſſen von Papa und Mama ab. Es ſtellte einen Kriegsmann dae aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs in der abenteuerlichen Tracht der Croaten. Unter dem breitkrempigen, herabgeſchlagenen Hut blizte ein feuriges paar Augen mit einem trotzigen und doch wieder treuherzigen Blick hervor; ein ſonneverbranntes Geſicht mit einem gewaltigen Schnurrbart paßte vollkommen zu der frembartigen Soldatentracht. Das Bild ward immer als der „Croatenähni“ bezeichnet und ſelbſt von den Dienſtboten mit einiger Scheu betrachtet.

Lang erfuhren wir Kindee nicht, welche Bewandtniß es mit dieſem Ahnherrn habe, bis eines Tags der Chriſtian heulend aus der Schule kam: „Mutter, ich habe mit des Schreiners Gottlieb Händel gehabt, da ſagte er: es ſey kein Wunder, daß wir ſo wild ſeyen, unſer Urgroßvater ſey ja auch ein Croat und ein Menſchenfreſſer und halb wild geweſen.“

Die Mutter nahm dieſe Beleidigung nicht hoch auf und des Chriſtians Thränen waren bald getrocknet, als ſie ihn veeſicherte: „Was aber den Croaten betrifft, ſo iſt dein Urahnherr allerdings ein croatiſcher Hauptmann geweſen, aber kein Menſchenfreſſer; er iſt als ein gutee evangeliſchee Chriſt hier auf ſeinem ſchönen Hofgut geſtorben; man heißt den Platz heute noch den Croatenhof. Ruf einmal den Friz und den Heinrich und den Conrad und die drei großen Mädchen — die Kleinen brauchen's noch nicht zu wiſſen — ſo will ich euch erzählen, wie ſich's mit dem Croatenähni verhalten hat.“

Das Auditorium war bald verſammelt, höchſt begierig, den langerwünſchten Aufſchluß zu erhalten, den die Mutter nun endlich folgendeemaßen ertheilte.

Ihr wißt es, Kinder, von dem Vater und vom Herrn Schulmeiſter, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unſere Stadt beſonders hart mitgenommen wurde. Obſchon man eine gute Obrigkeit hatte, die es verſtand mit den feindlichen Kriegsführern ein Wort zu reden, ſo hörten doch die Einquartierungen nicht auf, und man war beſonders vor der wilden Mannſchaft, die im Dienſte der Kaiſerlichen kam, niemals ſeines Lebens und Eigenthums ſicher; dazu

Digitized by Google

wurden die Lebensmittel entsetzlich theuer. Regierender Bürgermeister hier war damals Heer Brenner; der hatte eine einzige Tochter, Magdalene, das schönste Mädchen in der ganzen Stadt. Dazu war sie von hohem Geiste und sehr verständig, der Liebling des Herrn Pastors, der sie von Jugend an unterrichtet und sich an ihrem frühzeitigen Verständniß der heiligen Schrift ergözt hatte. Man sagt, sie habe eine so schöne zarte weiße Haut gehabt, daß man den rothen Wein habe durch ihren Hals fließen sehen, und so klare blaue Augen, daß sie einen Schein von sich gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Eigenthümlich waren oft unsere Bivouaks auf den weiten Ebenen unter dem Zelt des Himmels. Bei eindrechender Dunkelheit wurde Halt gemacht, Seitenpatrouillen nach allen Richtungen ausgeschickt, und wenn diese meldeten, daß Alles sicher sey, die nöthigen Vorposten, die sich alle drei Stunden ablösten, ausgestellt. Nun begann das regste Leben, um für die Bedürfnisse der Nacht zu sorgen; die Pferde wurden getränkt, denn wir wählten unser Nachtlager stets in der Nähe eines Baches oder eines Brunnens, wie die Hirten sie für ihre Heerden graben, sodann zur Hälfte abgesattelt und abgezäumt, und ihnen die Futterbeutel mit Mais vorgehängt. Die Husaren und Sereſſaner, welche hiebei nicht beschäftigt waren, suchten Material für die großen Feuer, das oft schwer aufzutreiben war. Andere packten die Vorräthe von Fleisch, Wein, Maismehl von dem großen, mit sechs kleinen, raschen ungarischen Pferden bespannten Leiterwagen ab, der uns als wandelndes Proviantmagazin, Montirungskammer, Feldschmiede und Hospital diente. Du siehst, große Ansprüche auf Gepäck durften wir nicht machen. Bald loderten die Feuer und von unsern Kochkünstlern wurde wo möglich das in Ungarn so beliebte „Gulyas-hus" bereitet, das denn auch nach den Anstrengungen des Marsches trefflich mundete. Es ist auch eine köstliche Speise und besteht aus kleinen, würfelförmigen Stücken Rindfleisch, aus Zwiebeln, Kümmel und der bei keiner Speise hier zu Land fehlenden Paprika (rother spanischer Pfeffer). Hatten wir Wein auftreiben können, so kreiste die „Tschuttowa" fleißig unter den Leuten, sonst mußte der Sliwowitz, oft auch Wasser dieselben Dienste thun. Ich als Offizier und Befehlshaber hatte einen eigenen Teller und Becher, aß und trank aber sonst Alles mit den Soldaten und befand mich sehr wohl dabei. Ueberhaupt hatte ich alle Ursache mit meinen Leuten vollkommen zufrieden zu seyn, sie waren muthig, ausdauernd und gehorsam.

Wenn gegessen war, besserten die Leute an Sätteln, Zäumen, Kleidern, sahen den Beschlag der Pferde nach, und sangen, um die Wachtfeuer gelagert, oft noch stundenlang ihre schwermüthigen Volkslieder in nicht unangenehmem Chor. Ich streckte mich dann auf eine Pferdedecke, hüllte mich in den Mantel, lehnte den Kopf an den Sattel und beschaute, den Dampf meiner Cigarre vor mich hinblasend, das bunte Treiben, bis es stiller und immer stiller wurde und der Schlaf uns Alle für die Anstrengungen des neuen Tages stärkte. Oft aber habe ich stundenlang wachend dagelegen und geträumt, über mir der weite dunkle Himmel mit dem Gefunkel seiner unzähligen Sterne, rings um mich die ungeheure Fläche, aus der fernher manchmal der Ruf unserer Vorposten und Patrouillen erscholl, neben mir die hochflammenden Feuer, an denen die schlafenden Gestalten der Sereſſaner und Husaren in ihren rothen nnd weißen Mänteln lagen, daneben unsere Rosse, mit dem Schleifzügel befestigt, theils gelagert, theils mit gesenkten Köpfen im Stehen ruhend, theils wiehernd und scharrend. War der Marsch nicht gar zu anstrengend gewesen oder hatten wir einen Ruhetag, so spielten ein Paar Husaren die Maultrommel, Andere sangen und die Uebrigen tanzten ihre hübschen Nationaltänze und klirrten dabei mit den breiten Sporen und schlugen mit den Säbeln aneinander, daß es weit über die Haide scholl.

So zogen wir manchen Tag in Ungarn umher, stets zu Roß, stets von nahen oder fernen Feinden verfolgt, oft in Gefechte verwickelt, manchen tüchtigen Burschen und guten Kameraden an tödtlicher Wunde verlierend, aber fröhlichen Muthes und voll Vertrauen auf den Banus. Nicht weit von Raab hatte dieser sein ganzes Heer zusammengezogen nnd wir wollten in den nächsten Tagen Kossuth eine Schlacht liefern, worauf wir uns Alle freuten; da brachte am 9. Oktober Abends ein Offizier, der Tag und Nacht geritten war, die Kunde vom Wiener Aufstand und der schändlichen Ermordung Latours. Sogleich ward zum Aufbruch geblasen, fort ging es in dunkler Nacht, es ward so wenig als möglich gerastet, und am 11. Oktober Abends stieg in weiter Ferne der Thurm von St. Stephan vor uns ersten Vortruppen empor.

Digitized by Google

Ein andermal vom Lager vor Wien, vom Sturm auf die Stadt und meinen Aufenthalt im Spital, drei Dinge, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, December.

(Schluß.)

Loyale Regungen.

Außer diesem Blatte gebührt nur noch unserer Universität der Ruhm, daß sie in den Tagen des Sturms, in denen selbst der hiesige Preußenverein vom Schauplatze abtrat, ihre feste Haltung nicht verloren hat. Prorector und Senat erklärten gleich anfangs in einem hiesigen Blatte, gegenüber der Adresse des Magistrats und der Stadtverordneten, daß der Krone nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zustehe, die ergriffenen Maßregeln auszuführen. Bald darauf entsandte auch die hiesige Studentenschaft fünf Deputirte an den König, um ihm, als dem Rektor der hiesigen Universität, zu seiner silbernen Hochzeit eine Gratulationsadresse zu überbringen, worin sie ihr Vertrauen zu ihrem königlichen Rektor aussprach. „Die deutsche Jugend," heißt es darin, „—und wir sind uns bewußt, hier das Wort für ihre Majorität zu führen — sehnt sich nicht nach dem Umsturz aller der großen Institutionen, die der fromme und große Geist entschlafener Zeiten deutscher Herrlichkeit erschaffen hat; sie denkt noch mit Entzücken der erhabenen Thaten ihrer Väter, sie ist nicht gewillt, diese großen Erinnerungen von sich stoßen zu lassen, sie will nicht, daß jene Tugenden, die den deutschen Namen zum Sprüchwort der Völker machen, verlöschen, sie will deutsche Sitte und deutsche Treue immer und ewiglich wahren. Frei und offen legen wir unserer Herzen Bewegung Ew. Majestät dar. Wir können es, denn wir dursten es aus den feueigen, mächtigen Worten unseres Königs so oft erfahren, daß Ew. Majestät unser Leben, unsere Begeisterung verstehen. Aus jenen Worten klang der deutschen Jugend die Botschaft, daß unter Preußens Purpur ein Jünglingsherz schlage, und sie begann an eine neue, schöne Aera unserer Geschichte zu glauben. Die Stürme der jüngsten Vergangenheit haben uns diesen Glauben nicht erschüttert, sie haben ihn befestigt; — wem die Jugend ihre Liebe einmal schenkt, den läßt sie nicht." — Als die Deputation im alten Studentencostüm, mit Sammtrock und Barett, mit Schläger und Schärpen, früh Morgens in Potsdam anlangte, wurde sie anfangs auf dem Bahnhofe wegen dieses bewaffneten Aufzuges von der Polizeimannschaft gar unsanft angefahren, aber ein nach zweistündigem Warten aus den Federn herbeigeholter Polizeibeamter nahm, als er den Zweck ihrer Sendung erfuhr, sofort eine freundlichere Miene an. Der König selbst sprach mit ihnen länger, als mit irgend einer andern Deputation, und versicherte unter andern freundlichen Worten, daß auch er den Glauben an die deutsche Jugend nicht verloren habe und alle augenblickliche Verirrungen ihr gern nachsehe. Nur da, wo das Laster in seiner grauen Farbe auftritt, sey er von unerbittlicher Strenge. Besonders ergötzt soll es ihn haben, als ein Student auf die Frage seines königlichen Rektors, was er studire, die freimüthige Antwort gab: eigentlich Jura, aber bis jetzt sey noch nicht viel daraus geworden, und dann begütigend hinzusetzte, indeß hoffe er noch ein guter Diener des Staates zu werden. Der König ließ darauf die Deputation in seinem Wagen zurückführen, ihr alle königlichen Gebäude, Sammlungen und Gärten zeigen und ihr zu Ehren die großen Fontänen in Sanssouci springen. — Auch die Hallischen Frauen sind im Patriotismus hinter den Studenten nicht zurückgeblieben. Sie haben dem königlichen Paare zu seiner silbernen Hochzeit ein kostbares, in Sammt gebundenes Album übersandt. — In den Tagen des Hallischen Crawalls war es besonders Professor Leo, gegen den sich die Wuth unserer Radikalen richtete, so daß er sogar, wie man allgemein glaubte, deßwegen auf einige Zeit die Stadt verließ und selbst dann noch sein Haus beständig von Studenten bewacht wurde. Die Zeitungen und namentlich die deutsche Zeitung trugen sich damals mit allerlei Vermuthungen, als ob Leo, der nie mit dem Könige bekannt war, besondern Einfluß in Potsdam gewonnen habe. So viel ist gewiß, daß Professor Leo sich zu wiederholtenmalen in Potsdam aufhielt und das letztemal nicht in Halle den Dampfwagen bestieg, um hinüberzufahren, sondern in einer Kutsche nach der nächsten Station vorausfuhr, weil ihm auf dem hiesigen Bahnhofe von den Republikanern aufgelauert wurde. Jetzt stellt es sich aber heraus, daß der Grund seiner Reise weder Flucht vor diesen, noch Einladung zum Könige gewesen ist. Vielmehr war der Zweck der Reise, das Material zu einer 60 Seiten starken Schrift zu sammeln, die so eben anonym unter dem einfachen Titel »Signatura temporis« in Berlin erschienen ist und als deren Verfasser man auf den ersten Blick Leo erkennen würde, wenn auch nicht schon die eigenthümliche Schreibweise, z. B. Eräugniß statt Ereigniß, mit Sicherheit auf ihn schließen ließe. Es enthält dieses bemerkenswerthe Schriftchen eine sehr ruhige, objektive Darstellung des Ganges der politischen Ereignisse seit diesem Frühjahr, mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Regierung, und gibt so viele Aufschlüsse aus diesem Kabinette selbst, daß man sie wohl eine Staatsschrift nennen darf. So z. B. erfährt man, daß der König am 18. März einen Befehl zum Rückzug der Truppen **nicht** gegeben, und daß er keinen Augenblick, wie so allgemein geglaubt wird, seine ruhige königliche Haltung verloren habe. Ja er soll einen Deputirten, der sich durch maßlose Keckheit auszeichnete, so kräftig zurecht gewiesen haben, daß derselbe von Schrecken übermannt auf der Stelle in Ohnmacht fiel.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. Sonnabend den 13. Januar 1849.

Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt, es erscheint in diesem Jahr vielleicht ungehöriger als je

Goethe.

Der März in der französischen Republik.

7.

Paris, 13. März 1848.

Man hat rechte Noth, seinen Gedanken einen festen Halt zu geben, sich ein Bild von den obwaltenden Zuständen zu schaffen, wenn man sie an jedem Tage zehnmal von verschiedenen Standpunkten beurtheilen hört. — Darin sind alle Personen, welche wir gesehen haben, einig, daß die Regierung Louis Philipps mit dem Ministerium Guizot und seinen Doktrinen eine Unmöglichkeit geworden war. Man glaubt auch an die Dauer der Republik und an die Reife des Volkes zur Selbstherrschaft; nur die communistische Richtung fürchtet man, welche der Revolution gegeben worden, und die in Louis Blancs Versprechen, die Arbeit zu organisiren, ihren Ausdruck gefunden hat. Man hält diese Organisation der Arbeit für unausführbar, namentlich im Herzen einer Civilisation, in der alle Nachbarstaaten bei den alten Grundsätzen verharren, und sieht schweren Verwickelungen und Krisen entgegen. Dennoch macht sich selbst bei Vielen, welche durch die Revolution Hab und Gut, oder Amt und Stellung eingebüßt haben, eine freudige Erhebung, ein Glaube an den Fortschritt geltend, die gewiß ein gutes Zeichen sind in diesen Zeiten Besorgniß erregender Auflösung.

Wunderlich ist es, wie Jeder aus den allgemein festgestellten Thatsachen Belege für seine Meinung zu ziehen weiß, wie der große Mantel geschichtlicher Nothwendigkeit für jede Partei ein Zipfelchen hat, in das sie sich verkriecht, das sie beansprucht, an dem sie gewoben haben will, und wie es zuletzt doch nur eben der umhüllende Mantel des Alls ist, in dem die Kreuz- und Querfäden der Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft aus Nothwendigkeit erschaffen.

Seit Jahren mag der Druck des herrschenden Systems schwer auf Vielen gelegen haben; es scheint auch, als sey eine Partei von fünf- bis sechstausend Menschen vorhanden gewesen, welche sich in einzelnen Cluds versammelte und nur durch ihre Häupter in Verbindung stand. Diese Partei hat die Republik gewollt und den Tod Louis Philipps als den rechten Zeitpunkt dafür im Auge gehabt. Als nun nach dem Verbot des Reformbanketts sich die Blousenmänner zu Hunderttausenden in den Straßen zeigten, gleichsam nur, um die Regierung an die materielle Macht der arbeitenden Stände zu erinnern, und vor dem Hotel Guizots auf dem Boulevard ihnen eine Flintensalve auf ihr »à bas Guizot!« antwortete, welche eine Masse Menschen, darunter spazierengehende Frauen am Arme ihrer Männer, tödtete oder verwundete, da brach der Kampf los, und jene Männer der Republik fanden es gerathen, sich der Bewegung zu bemächtigen.

Dennoch, behauptet man, sey in jenem Augenblick mehr Wahrscheinlichkeit für die Regentschaft der Herzogin von Orleans als für die Republik gewesen. Nicht die Republik, sondern nur die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, welches die übrigen Reformen von selbst nach sich gezogen hätte, wäre eine Nothwendigkeit gewesen. Eine Stimme, die sich zur rechten Zeit entschieden für die Regentschaft ausgesprochen, würde die Einführung der Republik gehindert haben; und da unterfängt man sich, auch in Frankreich an den Zufall in der Weltgeschichte zu glauben, der allem Christen- und Heidenthum und aller Mög-

Digitized by Google

lichkrit und Vernunft widerſpricht. Als ob der Zuſammenſtoß gewitterſchwerer Wolken, welche von den Urkräften erzeugt, ſich innerhalb nothwendiger Kreiſe bewegen und in dieſen ſich eben ſo nothwendig begegnen und den zerſchmetternden Blitz entzünden müſſen, ein Zufall wäre! — Zufall iſt ein Wort, hinter dem ſich die Einſichtsloſigkeit verſteckt, welche ſelbſt die kleine Mühe des Denkens zu ſchwer findet. — Zufall! in einer Welt, die ſich in den Angeln der ſtrengſten geſetzlichen Regelmäßigkeit bewegt, in der jedes Untergehen mit einem Werden zuſammenhängt! Man ſchämt ſich, wenn man die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts von Zufällen in der Weltgeſchichte ſprechen hört. Als ob etwas anders werden könnte, als es werden muß! Wo nimmt man nur die Reſignation her, ſich über das Unglück zu tröſten, das aus dem blinden Zufall für den Einzelnen entſpringt? In eine Nothwendigkeit fügt man ſich, aber in die dumme Laune eines blinden Zufalls, von irgend einem einſältigen Menſchen herbeigeführt, nimmermehr.

Die Republik war für Frankreich nothwendig, weil ſie entſtand; und ſollte ſie auch nur von kurzer Dauer ſeyn in dieſem Augenblick, ſo wird ſie auch dann das für dieſen Augenblick Nöthige geleiſtet und den nöthigen Samen für weitere Entwicklung erzeugt haben. Daran halte ich mich und bin ruhig. — An eine Schreckenszeit denkt Niemand, aber die Geldkriſis ſoll ſehr ſchwer ſeyn. Die Jouenaie, namentlich die Reform, klagen die Kapitaliſten an. Sie ſagen: „Wie euch 1789 die Ariſtokratie durch ihre Flucht verrathen hat, ſo thun es jezt die Kapitaliſten. Die Bankiers verſtecken ihre Kapitalien, ſie machen keine Geſchäfte, ſie halten ihre Fonds zurück, um euch zu ängſtigen durch Stockung des Verkehrs. Sie wollen euch zwingen, in die Werkſtätten zurückzukehren und für die früheren Preiſe zu arbeiten. Aber glaubt ihnen nicht und arbeitet nicht.“ — Thatſache iſt, daß viele der erſten Häuſer ihre Zahlungen eingeſtellt haben, und daß kein Bankier auf die Anweiſungen und circulating letters aus Deutſchland und Rußland zahlt, wenn ſie auch von den Häuptern, von den Grundpfeilern der Börſen ausgeſtellt worden ſind. — Dieß hat die Folgen, daß die Fremden fortgehen, daß ein große Zahl Gewerbtreibender brodlos wird, daß viele Wohnungen leer ſtehen und die Zuſtände für die arbeitenden Klaſſen ſich ſo verſchlimmern, daß keine Unterſtützung der Regierung Abhülfe zu bringen vermag.

(Fortſezung folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortſezung.)

Die Magdalene, obwohl recht brav und ſittſam, war doch ein keckes, unerſchrockenes Mädchen. Als einſt die Nachricht kam, daß ein Regiment Croaten im Anzug ſey und in der Stadt werde einquartiert werden, da ſchloſſen die meiſten Bürger ihre Weiber und Töchter in die Kellee ein, damit ihnen nichts geſchehen ſolle von den wüſten Soldaten. Aber die Magdalene wollte ſich das nicht gefallen laſſen: ſie laſſe ſich nicht einſperren wie ein Thierlein, ſie wolle ſelbſt ſehen, wie es ihrem Vater ergehe; und ſo iſt ſie im Hauſe geblieben.

Beim Bürgermeiſter wurden ein Hauptmann und zwei Gemeine einquartiert, die ſich ordentlich aufführten. Der Hauptmann iſt ein ſchöner ſtattlicher Mann geweſen, obgleich er etwas wild ausſah und einen ſchrecklichen Bart hatte. Er hat von der erſten Stunde an, da er im Hauſe war, kein Auge von der Magdalene verwendet. Als ſie das bemerkt, hat ſie ſich von ihm abgezogen und ihm immer kurzen Beſcheid gegeben. Nur als ſie am zweiten Tag von des Vaters Knecht hörte, daß einer der Soldaten ſich gegen das Kriegsgeſetz verſehlt habe und eine grauſame Strafe erhalten ſolle, da faßte ſie ein Herz und ſprach den Hauptmann beweglich an, dem armen Burſchen die Strafe zu ſchenken, was er ihr im Augenblick bewilligte.

Am Abend des dritten Tages, eh der Hauptmann abziehen mußte, ſprach er mit der Magdalene und fragte ſie, ob ſie als ſein Weib mit ihm ziehen wolle? Er ſey jezt auf dem Heimweg begriffen; er ſey von gutem Geſchlecht und habe daheim ein ſchönes Beſitzthum. Magdalene ſagte ihm mit kurzen Worten, daß ſie keine Luſt habe ihr Vaterland zu verlaſſen, und daß ſie nimmermehr einen Croaten und einen Katholiken heirathen werde. Mit dem Zuſprechen konnte der Croat wenig umgehen; als er fand, daß es verſchmäht ſey, ſtieß er in heftigem Zorn ſeinen ſchweren Pallaſch auf den Boden und ſprach kein einziges Wort mehr.

Am andern Morgen früh mußten die Croaten abziehen; der Hauptmann hatte ſich mit ſeinem Gaul im Stillen auf den Sammelplatz begeben und von keiner Seele Abſchied genommen. Eine Viertelſtunde darauf ritten die Croaten in hellem Galopp hinaus; man hat ſie gern gehen ſehen. Warum aber die Magdalene Brenner gemeint hat, ſie müſſe die Soldaten abziehen ſehen, das kann ich ſelbſt nicht ſagen. Als des Hauptmanns Trupp vorbeiritt, war des Bürgermeiſter Brenners Hausthür offen, und drinnen auf dem unterſten Tritt der Treppe ſtand die Jungfer Magdalene und ſchaute zu. Der Hauptmann hatte ſchon von weitem nach dem Hauſe hingeſchielt, und als er die Magdalene im Hauſe ſah, ſprang er wie der Blitz vom Gaul, hinein in das Haus, faßte ſie bei der Hand und wollte ſie fortziehen.

Digitized by Google

Magdalene weigerte ſich und umſchlang mit ihrem Arm, um ſich zu halten, den großen hölzernen Knopf am Treppengeländer. Der Hauptmann, ſchnell wie das Wetter, reißt ſeinen Säbel heraus, haut den Knopf damit ab, ohne der Jungfer ein Leid zu thun, nimmt ſie mitſammt dem Treppenknopf auf den Arm wie ein Kind, ſpringt auf ſeinen Gaul, und reitet mit ihr in geſtrecktem Galopp ſeinen Kameraden nach. Die Treppe mit dem abgehauenen Knopf ſteht heute noch im Haus, wo jetzt der Färber Zoller wohnt, da könnt ihr ſie ſehen.

Der Bürgermeiſter ſah eben zum Fenſter hinaus und ſchrie jämmerlich auf, als er ſein Kind wie im Sturmwind davon fliegen ſah. Es waren eine Menge Leute auf den Straßen und an den Fenſtern, und da gab es ein entſetzliches Schreien, Laufen und Rennen. Man wollte nach, aber wie? Nachreiten war eine Kunſt, die guten Gäule hatten ſie mit fort und ihre ſchlechten dafür dagelaſſen. Alles was Füße hatte, ſprang ihnen nach, und guckte, ſo weit man den Staub noch ſehen konnte, dann kehrten ſie um und wußten nicht was. Der Bürgermeiſter aber war wie gelähmt an Seel und Leib und mußte bald ſein Amt abgeben; er ſey nur noch wie ein Schatten herumgegangen.

Wie es der Magdalene ergangen iſt, die ſeither ihres Vaters Liebling und die vornehmſte Jungfer der Stadt geweſen, allein unter einem Haufen Croaten, auf einem wilden Pferd, durch Dick und Dünn, das kann man ſich wohl nicht arg genug vorſtellen. Das kann ich euch aber ſagen, weil man es nachher von ihr ſelbſt erfahren hat, daß es den Hauptmann ſelbſt erbarmte und gereute. Er hat ſie in Ehren gehalten wie ſeine Schweſter, ſie gehütet wie ſeinen Augapfel und für ſie geſorgt, ſo gut er nur konnte. Zurückbringen konnte er ſie nicht mehr, oder wollte er nicht, und ſo hat er ſie denn unverletzt in das Croatenland gebracht. Dort hat ſie eingewilligt, ſeine Hausfrau zu werden, und weil er ein gutes Herz hatte und die Magdalene ihm unbeſcheidlich lieb war, ſo hat ſie zufrieden mit ihm gelebt, obwohl ſie das Heimweh faſt umgebracht hat in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten mit dem fremden Glauben. Es war dort alles katholiſch, und nur in der größten Heimlichkeit durfte ſie in der Bibel und in dem ſchönen geiſtlichen Liederbuch leſen, die ſie unter ihres Mannes Kriegsbeute gefunden hatte.

Es war ihr oft, als werde ihr Mann mit jedem Tage milder und freundlicher, und ſie gewann ihn recht von Herzen lieb. — Sie gewahrte, daß er ſich oftmals in ein Kämmerlein ſchleiche, wo ſie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Einmal ging ſie ihm leiſe nach und fand ihn, wie er in ihrer Bibel las und die hellen Thränen über ſein rauhes Geſicht liefen. Er ſchaute auf, blickte ſie freundlich an und ſagte: „Magdalene, ich glaube, wie es da drinnen ſteht, ſo iſt's recht.“ Da erzählte er ihr zu ihrer herzlichen Freude, wie er einmal zufällig in ihre Bibel geſchaut und ſeitdem fleißig darin geleſen, wie er daraus anders beten gelernt als an ſeinem Roſenkranz, und wie er nun von Herzen wünſche, ſeinem Gott hinfort in ihrer Weiſe zu dienen. Mit Freudenthränen dankte ſie Gott, daß er ſie darum in die Hand eines wilden Croaten hatte fallen laſſen, daß ſie ihm an ihrer Hand einen frommen, lebendig glaubenden Gatten zuführe. Als er einmal ſo weit war, fand er bald, daß er mit dem neuen Glauben in dem alten Lande nicht bleiben könne; da iſt es der Magdalene nicht mehr ſchwer geworden ihn zu bewegen, daß er mit ihr in ihre liebe Heimath ziehe.

Das geſchah etwa zehn Jahre nachdem die Magdalene war von dem Croaten fortgeführt worden. Ihr könnt euch denken, wie die Leute aufgeſchaut haben, als es einsmals hieß, die Magdalene Brenner ſey da mit dem Croaten. Es ſoll ein Laufen und Rennen der Leute geweſen ſeyn, faſt ſo arg, als an dem Tage, da er mit ihr fortgeritten war. Sie ſoll dazumal noch eine recht ſchöne Frau geweſen ſeyn, und es iſt Schade, daß von ihr kein Bildniß mehr da iſt. — Der alte Bürgermeiſter lebte noch, er ſoll aber faſt vor Freude geſtorben ſeyn, als er ſein einziges Kind wieder ſah, geſund und wohlbehalten, und er hat gar nichts dagegen gehabt, daß ſie Frau Hauptmännin geheißen wurde.

Der Croat hatte auch ein ſchönes Vermögen mitgebracht. Das Geld war damals rar im Lande, Güter bekam man ſpottwohlfeil, nur die Häuſer darauf waren verbrannt. Da kaufte er ſich den ſchönen Hof draußen vor der Stadt, wo es B. zugeht, und baute ein Wohnhaus darauf. Dort hat der Croat mit ſeiner Frau in Stille und Frieden noch viele Jahre gelebt. Der alte Bürgermeiſter iſt auch zu ihnen hinausgezogen.

Der Hauptmann ſoll ein ſtiller und gottesfürchtiger Mann geweſen ſeyn, der recht fleißig zur Kirche ging. Die Leute haben aber doch noch eine gewiſſe Scheu vor ihm behalten, und wenn er Abends durch ſeine Felder ging, behaupteten ſie, er mache allerhand ſeltſame Zeichen in die Luft, womit er die Wetter bannen könne. Unrechtes hat man nichts von ihm gehört, mag aber wohl ſeyn, daß er hier zu Lande nie ſo recht daheim wurde und oft umgetrieben ward vom Heimweh nach ſeinem entfernten Vaterlande. Die Kinder ſoll er unausſprechlich lieb gehabt haben, und die haben auch bald ſeinen großen Schnauzbart nicht mehr gefürchtet.

Sein einziger Sohn, der ihm erſt hier geboren wurde, iſt der Vater eures Urgroßvaters geweſen. Soldatenblut iſt aber, ſcheint's, keines von dem Croaten

Digitized by Google

übrig geblieben, denn wir haben ſeither keine Militärperſon mehr in der Familie gehabt. — Auf der Seite ſeines Bildes ſetzt ihr unſer Familienwappen, das von ihm ſtammt; den flammenden Stern darin hat er ſeiner Frau zu Ehren aufgenommen, ſowohl wegen ihres Namens, als auch um anzudeuten, daß ſie für ihn dem Sterne Bethlehems gleich war und ihn zu ſeinem rechten Heile geführt hat. — Und ſo verhält es ſich mit unſerem Urahn dem Croaten, der ein Menſchenfreſſer und halb wild geweſen iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

La science du diable. — Communiſtiſche Thaten und Gedanken

Die Preſſe bringt gegenwärtig gar ſonderbare Dinge zu Tage. So fällt mir eben ein Almanach auf 1849, betitelt la science du diable, in die Hände, worin unter anderem ein Aufſatz ſteht mit der Ueberſchrift: Prophezeihungen, welche zeigen ſollen, welchen magiſchen Einfluß die Zahl 9 auf das Schickſal Frankreichs ausübt. Die letzte Revolution fiel vor am 54ſten Tage (6 × 9) des Jahres 1848: die Nationalverſammlung beſteht aus 900 Mitgliedern; die proviſoriſche Regierung hat 72 Tage (8 × 9) gedauert; die erſte von dieſer Regierung ausgeſchriebene Steuer beſtand in den verrufenen 45 (5 × 9) centimes additionnels. Acht Staaten folgten dem Beiſpiele des revolutionären Frankreichs, mithin beträgt die Geſammtzahl 9. Am 14. Mai, das heißt am 81ſten Tage der Republik (9 × 9) fand das große republikaniſche Feſt in Paris ſtatt. Jedes der drei Worte aſſemblée nationale beſteht aus 9 Buchſtaben, eben ſo die Namen der beiden Hauptkandidaten zur Präſidentſchaft, Cavaignac und Bonaparte. Dieſelbe Anzahl von Buchſtaben enthält der Name Lamartines, des erſten Mitglieds der proviſoriſchen Regierung. Die Nationalverſammlung iſt in 18 Büreaux getheilt (2 × 9), eben ſo beſtand die Kommiſſion, welche die neue Verfaſſung zu entwerfen hatte, aus 18 Mitgliedern, und ſie wurde am 18. Mai gewählt. Soll nun die Zahl 9 auch ferner ihre Zauberkraft üben, ſo wird wir der Verfaſſer, Namens Alph. Cahagnet, ſchließt, die Republik 9 Jahre dauern, mithin im Jahr 1857 aufhören. Was ſie weiter für Unfug treiben oder Gutes ſtiften wird, darüber ſchweigt der Mann; jedoch läßt er verlauten, daß irgend ein anderer Zahlengrübler hat berechnet, daß Paris alsdann zerſtört werden ſoll. Wie und von wem? über dieſe Fragen läßt man uns im Dunkeln, und la science du diable reicht vor der Hand nicht weiter. Andere, die zwar nicht die science du diable ſtudirt haben, aber ſich ein wenig auf Politik verſtehen, trauen der neuen Republik nicht einmal ſo lange Dauer zu; aber beide Theile können ſich irren, und wie die Sachen jetzt ſtehen, kann Niemand ſagen, wie lange die jetzige Verfaſſung dauern wird. — Wie ſonderbar das gemeine Volk die Bedeutung der dießjährigen Revolution auffaßt, ſah man in dieſen Tagen bei einem Kriminalprozeſſe. Ein Weib, das eine Kammer für 40 Francs jährlichen Zinſes bewohnte, wollte ihre Miethe nicht mehr bezahlen, weil die Republik die Miethsleute dieſer Verpflichtung enthoben habe. Demnach hatte der Eigenthümer ihr durch den Portier des Hauſes die Miethe aufkündigen laſſen und das Zimmer an einen andern vermiethet. Als dieſer am Termin erſchien, wollte das Weib nicht weichen, und da er zufällig durch's Fenſter ſchaute, ergriff ſie ihn von hinten bei den Beinen und warf ihn kopfüber durch's Fenſter; zum Glücke war dieſes nicht ſehr hoch über dem Pflaſter, aber der Mann wurde doch ſtark verletzt. Das Gericht verurtheilte das Weib zu ſechsmonatlicher Haft. Die Hauseigenthümer, beſonders die, welche Zimmer für Unbemittelte vermiethen, ſind ſeit der Revolution in großer Noth. Die Miether ſind nur allzugeneigt, jeden Eigenthümer nach Proudhons Lehre für einen Dieb zu halten, der ihnen das Geld aus der Taſche ſtiehlt. Sie ſelbſt ließen freilich keinen Heller von ihrem kleinen Eigenthum fahren, und wer es ihnen entzöge, wäre ihr Feind; aber großes Vermögen oder Grundeigenthum dünkt ihnen nicht von derſelben Gattung wie das, was ſie ſelbſt im Seckel haben oder ſonſt wo beſitzen. Die Socialiſten haben redlich dazu beigetragen, dergleichen Verwirrung in den Begriffen zu nähren, und noch immer predigen einige demagogiſche Blätter in dieſem Ton fort. Eines derſelben fragt, ob in folgendem Fall, der jetzt oft vorkommen ſoll, das Eigenthum nicht ein wahrer Diebſtahl ſey. Ein Hauseigenthümer in Paris oder auf dem Lande, deſſen Gut vor der Revolution 100,000 Francs werth geweſen, habe 50,000 Francs aufnehmen müſſen, und eine Hypothek von dieſem Betrage auf ſein Gut legen laſſen. Später macht er noch weitere Schulden und in allem werden 90,000 Francs in's Hypothekenbuch eingeſchrieben. Da er die Intereſſen der aufgenommenen Kapitalien nicht zahlen kann, zwingen ihn die Gläubiger ſein Eigenthum verſteigern zu laſſen. Da nun aber der Werth des Grundbeſitzes ſeit der Revolution bedeutend geſunken iſt, ſo werden für jenes vor einem oder mehreren Jahren zu 100,000 Francs geſchätzte Gut nur 40,000 Francs geboten, und da niemand ein höheres Gebot thut, wird es zu dieſem Preiſe zugeſchlagen. Nun erfährt man, daß der Käufer gerade der Kapitaliſt iſt, der die erſte Hypothek hatte. Er bekommt alſo für 40,000 Francs ein Eigenthum, deſſen eigentlicher Werth über das Doppelte beträgt, und die andern Gläubiger gehen leer aus. So fragt denn das demagogiſche Journal, ob dieſer Kapitaliſt und Grundbeſitzer nicht einen Diebſtahl an dem erſten Grundbeſitzer und an den übrigen Gläubigern begehe, und ob eine Geſellſchaft, in der ſo etwas vorgehen könne, nicht einer gründlichen Umwandlung bedürfe? Solche Fälle können freilich jetzt häufig vorkommen; bei jeder ſtarken Erſchütterung des Staates ſinkt alles liegende Gut, und das bewegliche, beſonders das Geld, ſteigt im Werthe; wer jetzt genöthigt iſt, Staatspapiere oder Luxuswaaren zu verkaufen, verliert ebenfalls bedeutend daran, und dennoch fällt es niemand ein, die Aufkäufer Diebe zu ſchelten; denn ſo lange die Lage der Dinge ſich nicht ändert, bekommt auch in ihren Händen das angekaufte Gut keinen höhern Werth und ſie laufen Gefahr, daß das Gut immer weiter im Werthe ſinkt, ſie alſo, ſtatt zu gewinnen, durch ihren Kauf Verluſt erleiden, wenn ſie das Gut wieder veräußern wollen. Dieß bedenken die Socialiſten keineswegs, und nach Proudhon und Andern beſteht jetzt ein Krieg zwiſchen Arbeit und Kapital, was im Grunde nichts anderes ſagen will, als Krieg zwiſchen Beſitzer und Nichtbeſitzer.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 13. Montag den 15. Januar 1849.

Et non est in tempore hoc princeps, et dux, et propheta, neque sacrificium, neque oblatio.

Daniel.

Armuth und Chriſtenthum.

(ſ. Nr. 306—313 v. J.)

Wir haben am Schluſſe des vorigen Briefs, nach einer Parallele der Jetztzeit mit dem Alterthum, gefragt, ob und wie für die tiefen Wunden der Menſchheit Heilung zu finden, worauf die Hoffnung beſſerer Zukunft zu gründen wäre?

Wirkliches Vertrauen zu ſich, und damit die Kraft des Sieges über Noth und Tod durch den Sieg über ſich ſelbſt findet ein Volk nur im Vertrauen und Glauben an ſeinen Gott. Dieſen ſeinen Gott hat aber das Volk nicht unvermittelt, ſey er ihm auch noch ſo tief in's Herz gewachſen. Es bedarf dazu einer fortgehenden menſchlichen Vermittlung, es muß denſelben gegenſtändlich vor ſich haben, muſterbildlich anſchauen in ſichtbar und perſönlich ihm menſchlich nahe und entgegenkommender That; nur die That iſt ihm Wahrheit. Die Bethätigung des Glaubens ſtellt ſich lediglich dar in der That der Liebe und Hingebung, im Opfer. Lebendige, perſönliche Opfer will das Volk vor ſich ſehen, ſein Gott und ſein Glaube muß ſich ihm augenſcheinlich und handgreiflich ausweiſen als einer, der ſo hoch und feſt ſteht, daß er ſich dem Kleinſten und in das Tiefſte hingeben kann, ohne ſich aufzugeben. Das iſt die Bedeutung der Helden und Propheten. Ein Volk, das keine Helden, eine Religion oder Kirche, die keine Propheten mehr erleben kann, hat ausgelebt. Das iſt zugleich die Bedeutung der höhern Stände überhaupt, welche als Hirten der Heerde, als Vorbilder der Maſſe des Volks daſtehen ſollen. Wenn letzteres ſeine Tugenden, ſeinen Glauben zumal nicht mehr in jenen verwirklicht und vorgebildet ſchauen kann, ſo verliert es den Glauben an ſich ſelbſt, verzweifelt, zerfleiſcht ſich und ſtirbt.

In der iſraelitiſchen Volksgeſchichte zeigt ſich das in großartiger Weiſe beim Untergange des davidiſchen und herodianiſchen Reiches, bei der erſten Wegführung nach Babylon und bei der letzten Zerſtreuung in alle Winde. Ganz gleichermaßen war es in Rom. Als das Volk zu ſeinen obern Klaſſen kein Vertrauen mehr faſſen konnte, weil die einen wie die andern, baar alles Göttlichen, unfähig waren zu ſelbſtaufopfernder That, da gab es ſich ſelbſt auf und fiel und zerfiel. Alle Spenden und Schenkungen von Brod und Geld und Spielen machten das Sieb nur größer; ein Curtius aber konnte den Abgrund füllen. Der bezahlte mit dem, was er war, das ausgeartete Geſchlecht mit dem, was ſie hatten. Wer ſich ſelbſt aufopfert, zeigt den Betrachtenden den Gott im Menſchen, ſpornt, ſtählt, beiſeet ſie zu gleichem Siege über ſich ſelbſt, daß ſie ſich zuſammenraffen, Vertrauen, Muth, Glauben und damit Kraft zu jedem Opfer, jedee Entbehrung, jeder Selbſtverleugnung gewinnen. Gebe aber Einer Alles und ſich nicht, ſo mag er alle Mägen füllen und alle Hände, aber kein einziges Herz, und aus dem Herzen kommen die argen Gedanken und Werke.

Um die Zeit der Reformation war ein gleicher ſadducäiſcher Unglaube und phariſäiſcher Uebermuth wie einſt in Rom und in Jeruſalem durch die chriſtliche, d. h. kirchliche Welt verbreitet. Der reiche Adel und die überreiche Kirche kannten vor Ueppigkeit ſich ſelbſt nicht mehr, geſchweige das arme Volk. Von Selbſthingabe war keine Spur mehr in dieſem vergeilten Leben. Leiblich und geiſtig verſank die Maſſe

Digitized by Google

in grenzenloſe Noth, bis ſie allen Glauben an Recht und Liebe, an Gott und Menſchheit einbüßte, Alles und ſich ſelbſt vergaß und verzweifelnd im Bauernkrieg losbrach. Die Vornehmen hatten Stiftungen und Begabungen in allen Ecken und Winkeln angelegt, die Klöſter und Spitäler ſchütteten die Almoſen mit Scheffeln aus; die Mägen wurden nur um ſo leerer, die Arme träger, die Herzen öder, die Maſſen verzweifelter. Alle verſchwenderiſchen Vergabungen und Verſprechungen ſättigen kein Herz. Geben und nachgeben erſchlafft, fordern rafft zuſammen, aber fordern, freilich nicht bloß von Andern und von ſich ſelbſt nichts, ſondern fordern von ſich ſelbſt Alles, d. h. die Hingabe ſeiner ſelbſt. Und dieſe That, dieſe Wunderthat der Selbſterniedrigung, Selbſtverleugnung und Selbſtaufopferung, die Andern zum Glauben an die gleiche Gotteskraft in ihrer Schwachheit bringen, zur gleichen Selbſt- und Weltüberwindung ſittlich zwingen — das iſt das Geheimniß der Völkerrettung, der Menſchenerlöſung.

Wir haben früher geſehen, auf welchem Wege die Bethätigung der Liebe, welche der Glaube zu wirken hat, an den Staat kam, als den allein rechnungs- und verwaltungskundigen, den allein werkthätigen und thatkräftigen. Das Reich der chriſtlichen Liebe verlor ſich in wohlbezahlte Armenverwalter, Spitalpfleger, Krankenhausmeiſter, Waiſenhausinſpektoren, in wohlbegründete Armenanſtalten und übel verwendete, durch heilloſe Armengeſetze aufgebrachte Armenſteuern. Die Selbſthingabe unnöthig und damit unmöglich zu machen, ward der hohe Zweck des aufgeklärten Deſpotismus und Polizeiſtaates. Noch viel weniger als in der alten Kirche konnte darin die rettende Chriſtusliebe ſich verwurzeln und veräſten bis in die äußerſten Gliedmaßen des Volkskörpers. Die Alles regieren, beſorgen, beglücken wollende Kronpolizei machte Herzen und Hände faul und ließ Staat und Kirche ſo verfaulen, daß die obern nicht den unteen helfen mögen, die untern von den obeen ſich nicht mehr helfen laſſen wollen. — „Es iſt kein Vertrauen mehr da; wann wird das Vertrauen wiederkehren?“

Welches Vertrauen, wenn man fragen darf? Ei freilich, jenes Börſenvertrauen auf den blauen Himmel, dieſes Leben von einem Tag in den andern, da man den lieben Gott ſchalten und die löbliche Polizei walten ließ, wenn man nur Wechſel ziehen, Notirungen machen, gut eſſen und trinken, bequem wohnen und ſpazierenfahren konnte! Dieſes blinde Vertrauen auf nichts als auf den Zufall und das Glück der Spekulation wäre freilich ſehr willkommen, wenn es immerfort von geſtern bis morgen wiederhergeſtellt werden möchte. Da gäbe es wieder Kredit, der Handel blühte auf, die Gewerbe hätten Nahrung, Armenſteuern ließen ſich ausſchreiben und die Armen hätten doch wieder — wenigſtens Thränenbrod zu eſſen. Es lebe die gute alte Zeit vor 1848!

Aber der Menſch lebt nicht vom Brod allein, und Staaten beſtehen durch Reichsbanknoten ſo wenig als durch Reichsbajonette. Euer Kredit kann nicht ſo bald wiederkehren; er iſt gründlich verloren. Das Volk will keine Almoſen mehr, an die ihr es gewöhnt habt, es will euer Herz. Verderbt, verblendet, verfault und verthiert, wie es vielfach iſt, geht es darauf aus, in der Wuth des Tigers den höhern Klaſſen das Herz aus dem Leibe zu reißen; Bravorufe und Hohnlachen der Hölle begleiten jeden ſchaudervollen Mord, der unſere Tage ſchändet. Faſt alles Vertrauen, alle Liebe, alle Hochſchätzung gegen die über ihm Stehenden iſt aus dem Volke geſchwunden, deſſen Magen man zu füllen, deſſen Kopf man zu verfeinern ſuchte, um das Herz zu entleeren und das Gemüth zu verwildern. Wer dieſes Vertrauen wieder herſtellt, die untern Klaſſen durch das Vorbild treuer Hingebung und Selbſtverleugnung wieder ſittigt, zum Sieg über ſich ſelbſt willig, zum Sieg durch Kampf und Entbehrung fähig macht, der ſtellt ſich in die Schaar der Retter und Helden, und wäre ſein Wirkungskreis noch ſo klein und ſtill.

(Fortſetzung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Die Nacht des Revolutionskampfes muß ſchrecklich geweſen ſeyn. Man führte die blutenden Leichname derer, welche vor dem Hotel Guizots gefallen waren, auf Wagen durch die Straßen. Männer mit brennenden Fackeln, deren glührothes Licht die klaffenden Wunden beleuchtete, umgaben dieſe Wagen, und der Schrei: »aux armes! vengeance! on nous assassine!« durchzitterte die Nacht hindurch die Luft, den Trommelwirbel und das Läuten der Sturmglocken übertönend. Wie durch einen Zauberſchlag entſtanden die Barrikaden und verbreiteten ſich durch die ganze Stadt. Unaufhörlich rief man: »éclairez, éclairez ou l'on vous cassera les vitres! Des lampions à la fenêtre!« Da es aber ſehr windig war, brannten die Lichter nicht, und man improviſirte Papierlaternen. Auf dem Balkon vor unſern Fenſtern fanden wir noch halbe Kartoffeln, die man ausgehöhlt hatte, um Lichter darin zu befeſtigen.

Digitized by Google

Im Faubourg St. Martin, wo wie in einer der engſten Steaßen, der Rue St. Lazare, eine liebenswürdige, hieher verſchlagene Deutſche beſuchten, ſoll der Kampf furchtbar gewüthet haben. Tag und Nacht kamen die Männer nicht von den Barrikaden; in den Häuſern machte man nach Recepten Schießbaumwolle; auf den Straßen ſchmolzen Frauen und Kindee Zinngeräth und goſſen Kugeln; Alles wae auf den Füßen, Alles in der fieberhaften Aufregung der Wuth. So wie ein Trupp Soldaten anrückte, fielen von den Barrikaden die Schüſſe, dann sprang man hinab, ſich hinter den Bruſtwehrern zu bergen. Jedee Angriff hat Todte und Verwundete von beiden Theilen zurückgelaſſen, die man ſchnell in die einen Augenblick geöffneten Häuſer ſchleppte, woeauf ſich die Thüren wiedee ſchloſſen. Solch ein Kampf mitten in einer Stadt! mitten im Herzen der ſogenannten Civiliſation! „Ich habe ſchaudernd Achtung bekommen vor dieſen Kämpfern," ſagte die Dame, welche uns dieſe Scenen ſchilderte.

Das Volk hat ſich bewunderungswürdig benommen, darin kommen Alle überein. Niegends hat man geraubt, nirgends Etwas entwendet, außer in den Tuilerien, und auch da hat man ſich elgentiich nue auf Zeeſtöeung der königlichen Inſignien beſchenkt. Auf dem Tuilerienplaze veebeannte man den Thron, den Gamins und Männer umtanzten, eingewickeit in die koſtbaeen Shawls dee Prinzeſſinnen und in abgeriſſene Sammetportièren und Gardinen. Von der Wundeebarkeit dee Coſtüme, welche in dieſen Tagen des Kampfes aus Eile, aus Laune, aus Uebermuth und Nothwendigkeit entſtanden, hat mir ein aitee Bekanntee, dee geniale Maiee Karl Rahl aus Wien, die originellſten Schilderungen entworfen.

Madame Cornu, eine geiſtreiche Schriftſtellerin, mit der mich Bettina in Veebindung gebracht, erzählte uns heute ſehe hübſch von ihren Erlebniſſen während der Revolution. Sie iſt eine noch junge und angenehme Frau, die lange Jahre in Deutſchland und Italien gelebt hat und jezt für eine Encyklopädie die Artikel über deutſche und italieniſche Kunſt und Liteeatue ſchreibt. Ihe Mann iſt Hiſtoeienmaler; ſie haben im Faubourg St. Germain, in der Rue de Varennes, die obere Etage des Hotels inne, das die Mutter des Heezogs von Praslin bewohnt. — Herr Coenu iſt Nationalgaedift und hatte am Moegen auf den eeſten Appel ſein Haus verlaſſen. Als die Unruhe des Kampfes und der Lärm der Sturmglocken wuchſen, hielt ſeine Frau die Qual dee Ungewißheit in den einſamen Zimmern nicht aus und beſchloß auf die Straße zu gehen, um ſich wenigſtens zu überzeugen, wohin ſich die Compagnie ihres Mannes gewendet habe.

„Aber wohin ich kam," erzählte ſie, „fand ich Barrikaden, iudeß auch überall Männer auf denſelben, die mie Beiſtand anboten, mir hinübeehalfen. »Poaez le pied sur ma main! on vous assistera! on vous aidera, Madame!« rief es von allen Seiten. Einmal, dicht vor einer Barrikade, ſtürmte ein Haufen Gamins heean, laut die Carmagnole ſingend und ſich wild durcheinandee drängend, ſo daß ich gezwungen war mich in die Vertiefung eines Hausthores zu ſtellen. Sogleich ſprangen ein paae Männer von der Barrikade herab, breiteten ſchützend ihre von Arbeit und Pulver geſchwäezten Arme vor mir aus und rieſen: »Respect aux femmes! faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«

Am nächſten Tage ging ſie in Begleitung ihres Mannes an einer Boutique de comestibles vorübee, aus dee ſie ihren Bedarf kommen läßt. Der Laden war von Männern umringt und Herr Cornu, in der Meinung, man wolle dort rauben, teat heran, um dieß wo möglich zu verhindern, als die Leute mit dem freundlichſten »merci Madame! bien obligés!« davongingen. Ganz ruhig waren ſie mit der Bitte herangeteeten: „Wir ſind vierundzwanzig Stunden auf der Baeeikade, wie ſteeben voe Hunger; laites nous l'aumône d'un morceau de pain!« — Dabei hing dee ganze Laden voll Würſten und Schinken; Paſteten, gebratene Hühner und Käſe ſtanden umher, aber niemand rührte etwas an, Niemand verlangte davon; und als die Beſitzerin zu dem erbetenen Brode einen Käſe und ein paae Fiaſchen Wein heegab, theilte man es redlich und dankte ihr vieiſach.

Indeſſen das glauben die Reichen nicht. Sie wollen ſich fürchten vor ihren aemen Mitbürgern, ſie wollen ſie für Diebe halten, und machen ſie dazu. Ich habe Bankiechäuſer geſehen, in denen man die koſtbaren Gardinen und Poetièeen abgenommeu, das Silber- und Goldſervice verſchloſſen und Alles fortgeräumt hatte, was man an Koſtbaekeiten beſaß. Ein Goldarbeiter erzählte, daß Viele ihee Silberſeevice einſchmelzen ließen, einmal um ſie der gefürchteten Plünderung zu entziehen, und dann um ſich baares Geld zu ſchaffen. Für deu leztern Fall iſt es ſehr vernünftig; ſie verlieeen dabei nur den Weeth der Arbeit, und jedenfalls weniger als beim Verkauf dee ganz entwertheten Staatspapiere und Actien. — Daß bei ſolchen Verhältniſſen die Stimmung in Paris keine heitere iſt, begeeift ſich leicht; dennoch glaubt man an die Dauer der Republik, und einer der erſten Bankiers ſagte mie heute: „Sie iſt künftig die einzig mögliche Staatsform füe Feankreich, und man muß ſie um jeden Peeis zu erhalten ſuchen."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Rückblicke. — Theater. — Muſik.

Seit der Präſidentenwahl iſt der communiſtiſchen Partei ziemlich der Muth geſunken. Sie ſehen ein, daß die Revolution, wie ſie ſagen, einen Halt macht, und daß vor der Hand an die Ausführung ihrer weit ausſehenden Plane gar nicht zu denken iſt; ſie hoffen jedoch auf Wechſelfälle, welche das vorläufig geſtrandete Revolutionsſchiff wieder flott machen und auf die weite See treiben, nachdem ſein bisheriger Lauf nur eine Küſtenfahrt geweſen. Daß ſie den beſten Willen haben, alle ſich darbietenden Umſtände zu benutzen, um ihre Theilungsplane in's Werk zu ſetzen, daran läßt ſich's nicht zweifeln. Es ſcheint aber nicht, daß die Nation Luſt hat, neue Experimente in der Art wie die im lezten Frühjahr angeſtellten vornehmen zu laſſen. Dieſe Experimente ſind dem Lande theuer zu ſtehen gekommen, und es wird ungeheure Anſtrengungen koſten, um das Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben des Staats wieder herzuſtellen. Mit der Kaſſe der Stadtbehörde iſt gewirthſchaftet worden wie mit den Staatsfinanzen; auch jene iſt genöthigt zu außerordentlichen Mitteln zu greifen, das heißt die Abgaben zu erhöhen und Millionen aufzunehmen, um wenigſtens die dringendſten Ausgaben beſtreiten zu können, und leider ſind die Einnahmen in dem Maße geſunken, als die Ausgaben zugenommen haben. Die demokratiſche Partei hat ungeheure Summen verſchwendet, unter dem Vorwande, dem armen Volke aufzuhelfen, und doch iſt die Noth immer noch die alte, wenn nicht noch größer als zuvor.

Spottbilder erſcheinen ſeit dem Jahreswechſel noch mehr als ſonſt, und die kleinen Theater haben um Weihnachten, wie gewöhnlich, ſogenannte Revuen gegeben, worin die Thorheiten des abgelaufenen, ſo beweglen Jahres witzig durchgehechelt werden. Und ſicher iſt lange kein Jahr ſo reich an Thorheiten geweſen als das lezte. Es fing monarchiſch an, ward auf einmal anarchiſch und mörderiſch, wurde dann etwas vernünftig republikaniſch, und am Schluß hatte es wieder den ſonderbarſten monarchiſchen Anſtrich. Im März hofften die Arbeiter in die Nationalverſammlung berufen zu werden, und man gab ihnen täglich zwei Francs, damit ſie die Gefälligkeit hätten, die Erde mit einer ihnen in die Hand gegebenen Schaufel ein wenig umzukehern, wenn's ihnen alſo beliebte; wo nicht, ſo konnten ſie ihren Lohn gemächlich in der Schenke durchbringen. Im Juni ging ihre Anmaßung ſo weit, daß ſie unter ſich Miniſter wählten und alles Ernſtes daran dachten, ſich einen großen Theil des Staats- und Privatvermögens zuzueignen. Aber das Blatt hat ſich gewendet. Der Lohn von zwei Francs hat ſchon lange wieder aufgehört, es iſt keine Rede mehr von der Ernennung von Taglöhnern zu Mitgliedern der Nationalverſammlung, noch viel weniger zu Miniſtern, und ſtatt Handwerkern ſteht wieder ein Prinz an der Spitze der Regierung. Zwar führt er den Prinzentitel nicht mehr; aber weil er eben ein Prinz hieß, haben ihn gar viele gewählt. Dieß iſt eine arge Enttäuſchung; ſo etwas hätte man im März, als Gleichheit der allgemeine Wahlſpruch war, nicht erwartet, und was das Schlimmſte iſt, kein Zufall, keine äußere Macht hat den Dingen dieſe unerwartete Wendung gegeben, das Volk ſelbſt hat es durch ſeinen beſtimmt ausgeſprochenen Willen alſo geordnet.

Die Schauſpiele werden wieder ziemlich ſtark beſucht. Man betrachtet dieß als ein Zeichen des wieder auflebenden Verkehrs und des rückkehrenden Wohlſtandes. Zum Theil rührt es jedoch daher, daß jezt, da ſo manche Familie abweſend, und noch viel mehr zu relativer Dürftigkeit herabgeſunken ſind, weit weniger Soiréen gegeben werden, als in frühern Wintern, ſo daß, wer ſich zerſtreuen oder beluſtigen will, die öffentlichen Vergnügungsorte beſuchen muß. Die jetzigen Machthaber ſehen ein, daß ſie dazu beitragen müſſen, der Pariſer Welt ihre gewöhnlichen Luſtbarkeiten wieder zu verſchaffen, und ſie werden es daher im Laufe dieſes Winters nicht an Bällen und Konzerten fehlen laſſen. Manche reiche Familien blieben fern von der Hauptſtadt, weil ſie bei der Präſidentenwahl einen Aufſtand befürchteten; allein dieſe Handlung iſt ſehr ſtill vorübergegangen und es hat den Anſchein, als ob der Winter überhaupt keine Unruhen bringen wollte.

Der eigentliche Buchhandel gibt noch immer kein Lebenszeichen, aber die leidige Belletriſtik in den Journalen ſcheint von ihrem tiefen Fall ſich nach und nach wieder erheben zu wollen. Die Leſer in der Provinz, wo die Langeweile bleiſchwer auf den Menſchen laſtet, haben ſich von den Empörungsſchrecken etwas erholt, und das erſte, was ſie bei ruhigerem Gemüth wieder vermiſſen, ſind die Romane der Feuilletons. So können ſich denn Dumas, Sue und andere Fadeikanten früher, als ſie hoffen durften, wieder an die Arbeit begeben, und mehrere große Journale, wie die Preſſe und der Conſtitutionell, haben bereits neue Romane angekündigt oder ſchon angefangen. — Die Muſik iſt nicht ſo glücklich. Tauſende von Tonkünſtlern, welche ſich früher durch ihr Spiel, durch ihre Compoſitionnel oder durch Unterricht ernährten, ſind ohne Brod, oder zehren ihre Erſparniſſe auf, oder ſind aus der zerrütteten Weltſtadt geflohen. Wenn ſich die Erſten und Beſten hier kaum mehr halten können, was mag aus den andern werden! Unſer Landsmann Stephen Heller, der ſich hier befindet, iſt einer der beliebteſten Compoſiteurs für das Pianoforte. Die elegante Welt in allen Hauptſtädten Europas kennt und ſchäzt ſeine Sonaten, Phantaſien, Tarantellen, Canzonetten, und wie ſeine geiſtreichen, launigten Stücke alle heißen. Und ſelbſt dieſer Mann ſtand auf dem Punkt, der alten Welt den Rücken zu kehren. Es gibt keine Verleger mehr, und ſo wollte Heller nach Rio de Janeiro gehen und den braſilianiſchen Damen Clavierunterricht geben. Indeſſen machte der Glanz ſeiner neueſten Compoſitionen einem Muſikalienhändler, Brandus mit Namen, einigen Muth, ſo daß er ihm eine annehmbare Summe dafür bot. Man bemerkte überdem dem entmuthigten Künſtler, wenn er ſich zum Clavierunterricht entſchließen könnte, brauche er die Schüler nicht in einer andern Welt zu ſuchen; er könne welche ſogar zu Paris finden. Daran iſt wohl nicht zu zweifeln; aber welch ein Gewerbe für einen ſolchen Meiſter, ob er es nun zu Paris oder zu Rio treibt! Dieſes Beiſpiel zeigt auf's Augenfälligſte, wie tief Alles darniederliegt, was beſtimmt iſt das Leben zu ſchmücken.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 14. Dienſtag den 16. Januar 1849.

— Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag geſtellt!
Goethe.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

8.

Paris, 14. März 1848.

Die beiden Perſonen, welche ich am lebhafteſten in Paris zu ſehen gewünſcht, waren Georg Sand und Heine. — Die Sand iſt nicht in Paris, ſondern in Berry auf ihrem Gute, von wo aus ſie einzeine »lettres au peuple« ſchreibt, deren jezt zwei erſchienen ſind, und hoch und ſchön, wie Alles, was dieſe große Seele ſchafft. Dieſe Briefe und ein anderer Brief von ihr im Courrier français machten mir ſolch lebhaften Eindruck, daß mich der Gedanke faßte, ſie zu überſetzen und ſchnell nach Deutſchland zu ſenden. Es wäre aber nichts damit erreicht. Die Zuſtände hier und bei uns ſind ſo vollkommen verſchieden, daß die Briefe für die Maſſe unſeres Volkes wirkungslos bleiben würden. Den Handwerkervereinen würden ſie verſtändlich ſeyn; aber die wiſſen zum großen Theile, was die Sand hier ſagt, und der gewaltige, hinreißende Eindruck ihres prophetiſchen, ſibylliniſchen Wortes würde in der Ueberſetzung verloren gehen. Die politiſche Bildung Frankreichs hat der Sprache allmählig einen Charakter aufgeprägt, ſie für die Kürze republikaniſcher Zurufe — wenn man ſo ſagen darf — fähig gemacht. Es iſt eine heroiſche Energie, eine beſtimmte Concentration in der Sprache entſtanden, wie ſich ein beſtimmter Tonfall für den Ruf »vive la république« gebildet hat. Das öffentliche Leben, die Kammerreden, die Redner in der Revolution des vorigen Jahrhunderts haben die Sprache von aller Abſtraktion, von allem Schulſtaub befreit und wenigſtens die Sprache zum Gemeingut gemacht, eine geiſtige Volksbewaffnung durch die Sprache herbeigeführt. So weit iſt es aber bei uns noch lange nicht. Der Unterſchied zwiſchen der Sprache der Gebildeten und der Ausdrucksweiſe des Volkes iſt noch ſehr groß, und wenn wir volksthümlich ſprechen wollen, verfallen die Meiſten in den Fehler derer, die zur Sprache der Kinder hinabſteigend, lallen, ſtatt die Kinder zum deutlichen Nachſprechen zu bewegen. Ich traute mir die Kunſt nicht zu, dieſe Briefe deutſch wiederzugeben, und unterließ es deßhalb.

Da ich die Sand nicht kennen lernen konnte, wollte ich wenigſtens ſo bald als möglich dem Wunſche, Heine zu ſehen, genügen. Er hatte ſeine Wohnung in der Stadt verlaſſen, um geſunde Luft zu haben, und eine Maison de santé in der Rue de l'Ourſine bezogen, noch über den ſehr entlegenen Jardin des Plantes hinaus. Ich hatte ihm erſt ſchreiben und bei ihm anfragen wollen, ob er erlaube, daß ich ihn beſuche; was man aber in ſolchen Anmeldungsbilletten ſagt, iſt doch gewöhnlich nur ein albernes Gemiſch von Schmeichelei und erlogener Beſcheidenheit, und ich zog es alſo vor, ganz ohne weiteres hinzugehen, die Karte hinaufzuſenden und es ſeiner Neigung zu überlaſſen, ob er uns annehmen wolle, uns, das heißt Frau von Bacheracht und mich.

In dem weiten ſtillen Hofe des Krankenhauſes ſagte der Concierge: »au second, numero vingt trois.« Wir ſtiegen hinauf. Oben aus der Thüre von Heine's Zimmer trat gerade ein junges Hausmädchen heraus; dem gaben wir die Karten, und ſogleich erſcholl von innen ein Entrez! entrez!

Digitized by Google

Mitten in einem großen Schlafzimmer mit großem franzöſiſchem Himmelbett und blauen Möbeln ſtand ſich auf einen Tiſch ſtützend Heine, der uns mit den Worten empfing: „Mein Gott, Sie kommen ſo weit heraus zu mir! wie haben Sie mich nur gefunden? Und wie ich vor Ihnen erſcheine! Ich habe in den lezten Tagen ſo viel gelitten, daß ich nicht daran denken konnte, meine Toilette zu machen; meine Nerven ertrugen keine Berührung." — „So ſchicken Sie uns fort, wenn Sie leiden." — „Nein, nein! bleiben Sie, es freut mich, es erheitert mich, es wird mich geſund machen." — „Ich wollte bei Ihnen nicht ſchriftlich um die Erlaubniß Sie zu beſuchen anfragen, um Ihnen die Mühe der Antwort zu erſparen, und war ganz darauf gefaßt abgewieſen zu werden, und wenn Sie wollten, wieder zu kommen."

Sein Arzt, ein deutſch ſprechender Ungar, meinte: „Sie wollten ihm die Mühe eines Billets erſparen, und er hat geſtern und heute ſtundenlang für die Allgemeine Zeitung geſchrieben." — „Geſchrieben!" rief Heine, „ach! ich kann nicht mehr ſchreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Cenſur! Wie ſoll ein Menſch ohne Cenſur ſchreiben, der immer unter Cenſur gelebt hat? Aller Styl wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas dummes, ſo dachte ich: nun, die Cenſur wird es ſtreichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Cenſur. — Aber jezt — ich fühle mich ſehr unglücklich, ſehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es iſt gar nicht wahr und die Cenſur dauert fort."

Er lachte hell und hübſch, und man ſah, trotz ſeines tief leidenden Zuſtandes, daß er ſehr angenehm geweſen ſeyn muß. Das Profil, die ganze Geſichtsbildung iſt fein, das ſchlicht herabfallende reiche Haar hellbraun. Ein voller Bart, leicht mit Grau gemiſcht, umgibt das Kinn. Die Bewegung der wohlgeformten magern Hände iſt ſehr edel, und vor Allem muß der Mund ſchön geweſen ſeyn, denn der Ausdruck iſt, trotz der Krankheit, die ihn lähmt, ſo angenehm, daß man ihm all die Dichterworte, all den ſprudelnden Uebermuth, all die ariſtophaniſchen Witze zutraut.

Ich fühlte recht, welch wahres Intereſſe ich an ihm nehme, wie dankbar ich ihm bin für all den reichen Genuß, den ich ihm ſchulde, weil ich ſo gern irgend etwas gewußt oder gethan hätte, ihm Erleichterung, Zerſtreuung oder Freude zu bereiten. Weil ich ihn immer nur in ſeiner geiſtigen Schönheit ſah, mag ich euch auch kein Bild ſeines körperlichen Leidens geben. Er iſt zum Theil gelähmt und klagte ſehr über ſeinen Zuſtand, welchee ihm den Gebrauch der Augen in ſo weit raubt, daß er nur wenig ſchreiben und gar nicht leſen kann.

Seine Frau, eine große ſchöne Franzöſin, recht was man belle femme nennt, ſagte: »Mais tu vas mieux, mon ami, depuis que tu es ici!« und der Arzt bekräftigte das, weitere Beſſerung für das Frühjahr verſprechend. Mit Rückſicht auf die Frau war die Unterhaltung abwechſelnd deutſch und franzöſiſch. — „Herr Heine hat den Frühling ſo ſchön gefeiert, daß der Frühling wohl etwas für ihn thun müßte," ſagte ich ſcherzend. — „Ich habe das Meer auch ſehr ſchön beſungen und bin immer ſeekrank geweſen. Und die Frauen erſt! quel mal elles m'ont fait!« Er lachte herzlich.

Wir ſprachen von Deutſchland, von der franzöſiſchen Revolution. Er war gerade in die Stadtwohnung gefahren, um dort bei ſeiner Frau mit ſeinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die erſten Stürme des Kampfes ſich hören ließen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und er hatte Noth, wieder dorthin zu gelangen. — Er fragte viel nach Deutſchland, ließ ſich einen Brief über die Revolution in Bremen vorleſen, den ich eben erhalten und noch in der Taſche hatte, wollte Auskunft über ſeine Bekannten in Deutſchland und kam immer wieder auf die ſchmerzliche Klage zurück: „Sie wiſſen es nicht, was es heißt, ſolche Revolutionen in meinem Zuſtande zu erleben. Ich hätte müſſen todt oder geſund ſeyn!" Aber trotz dieſer Klagen ſprach er die wärmſten Hoffnungen für Deutſchland aus und ſcherzte zugleich über die Verwunderung und den Schreck der Deutſchen, wenn ſie jemals frei werden ſollten.

(Fortſezung folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſezung.)

Die Armen und Geringen ſind durch die Selbſtſucht der Großen um ihren Gott und ihren Menſchen gekommen. Die Verhöhnung und Verachtung göttlicher und menſchlicher Geſetze von oben erträgt das untere Volk nicht mit kaltem, lächelndem Achſelzucken; es fragt, ob das Menſchen ſeyen, es fragt, ob noch ein Gott ſey oder nicht? Wenn die, welche ihm „Götter" ſeyn ſollen, wie dem Volke Iſrael Moſes und Aaron, d. h. Statthalter, Haushalter Gottes, Ebenbilder ſeiner Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, das ſind, was ſie ſind, ſo hat das Volk mit dem Vorbilde die Tugendkraft und mit dem Glauben an die Menſchheit den an Gott verloren. Ein Funke, und im Orkan bricht das Feuer des Zorns, der Rache, der Verzweiflung los. Alle Centralgewalten in der Welt löſchen ſolchen Weltbrand nicht, und wenn ſie

Digitized by Google

ganze Himmel voll Regen darauf herabbeschwören könnten. — Das Feuer des Zorns und des Hasses wird bloß durch das Feuer der Liebe gelöscht. Laßt leuchten euer Licht vor den armen Leuten, laßt brennen euer Feuer, ihr Helden und Propheten, es ist Zeit!

Aber wo sind die großen Männer, die ein ganzes Volk auf ihrem Herzen tragen und versöhnen können? Alle Tage fragen alle Zungen darnach. Aber umsonst ist Fragen und Sehnen: sie müssen erst geboren und gezogen werden. Aber kommen müssen sie, denn das Volk muß Helden und Propheten, Männer Gottes haben, in denen es sich wieder fasse, erfrische, zu sich selber komme, die ihm allen Glauben wiedergeben durch die Wunder der Liebe in Beweisen des Geistes und der Kraft. Diesen wird es wieder folgen lernen, diesen wird es wieder voll Dank und Ehrfurcht gehören, weil sie in ihnen ihre Retter, ihre Neugebärer, die Abbilder ihres Gottes finden, nicht bloße Maulhelden, Verführer, Götzen und Verräther. Weil das Volk dieselben haben muß, muß ein Hecker, ein Blum einstweilen der Messias seyn; diesen Männern trauen sie es nun einmal wohl oder übel zu, daß sie es „gut mit dem Volke meinen," weil sie Gut und Leben „für dasselbe" opfern.

Ich will kein Urtheil über diese Männer fällen; aber der Weg der Gewalt ist nicht der Weg zum Herzen; die auf den Barrikaden und Freischaarenzügen eroberten Gemüther gehen so schnell verloren als die also eroberten Kronen. Der Heldengang, den ich meine und im Grunde auch allein das Volk verlangt, geht sich langsamer, schwerer, undankbarer, unberufener von Menschen, berufener und belohnter von Gott. Und diesen Gang können wir alle gehen, wenn wir nur wollen und den Heldenmuth haben, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut, und also uns zu bescheiden, ja nicht Helden spielen zu wollen. Nicht Messiasse, aber Vorläufer des Messias, Anbahner und Wegebereiter für den, welchem der große Meister die Meisterschaft über das Jahrhundert und die Zukunft geben wird, können wir alle seyn. Je mehr wir unsere Pflichten im Kleinen thun, desto schneller mag dann die Zeit des Großen erfüllet werden.

Wo sind die großen Männer? fragte ich so eben mit aller Welt. Ich sollte vielmehr fragen, wo sind auch nur die kleinen Männer, welche ihr Herz so weit bemeistern können, daß sie im kleinsten Kreise über Noth und Elend Meister werden? Allein der Staat hat seine Bürger verdorben, die Staatskirche hat sie todtgepredigt. Jene Spener, Franke, Zinzendorf, Bengel und ihre Jünger und Meister evangelischen thatkräftigen Christenthums konnten in bessern Zeiten und Orten nur kleine Häuflein sammeln, nur geringe „Kirchlein" gründen. Jener Liebesstrom, der die alte Christenheit durchfluthete, ist bei uns zu kleinen Gräben zersplittert oder gar versandet und vertrocknet. Wie zäh das Blut, wie eisig der Hauch, wie kalt das Herz, wie lieblos der Sinn, wie karg die Hand, wie hart das Wort, wie steinern die Miene, wie steif der Rücken, wo es gilt zu Armen, Kranken, Verlassenen, Verwahrlosten sich niederzubeugen! Der deutsche Mann kennt diese Pflicht nicht mit ihrer Last und Lust. Kindisches, knabenhaftes, weibisches Wesen trifft man übergenug, aber der Gründung jener Weiblichkeit, die einer edeln Mannhaftigkeit so schön steht, und eben durch das Christenthum ihr eingeimpft werden will, ist fast verloren gegangen.

Ich würde wohl schön ankommen, wenn ich im Namen der Menschheit und des Evangeliums unsern Politikern und Nichtpolitikern, den Rothen, den Blauen und den Weißen, den noch Grünen und den schon Grauen die Zumuthung machen wollte, sie sollten vom Lehr- und Webstuhle, von der Studir- und Schreibstube, vom Exercir- und Turnplatz, von der Werkstätte und dem Felde weg, statt in die Wirthshäuser, in Krankenhäuser und Armenhäuser, in Spitäler und Rettungsanstalten sich begeben, sie sollten in der Nähe und Ferne dem Elende, dem Leiden in's Haus gehen, liebend in's Auge blicken, hülfreich die Hand drücken, mit leiden und mit weinen, selber die Hand anlegen, mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Munde trösten und rathen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., um Neujahr 1849.

Rückblick.

Das Jahr ist zu Ende, die kurzen Ferien waren schnell vorüber, die österreichische Frage mit ihrer ganzen Folgenschwere kommt demnächst in Angriff und das Verfassungswerk eilt seinen letzten Verhandlungen entgegen. Es mahnt uns allüberall, wie das rothe Laub im Spätherbst, aber der dicker wirbelnde Rauch aus dem Schlot eines Dampfschiffs, daß wir an einem Ende

Digitized by Google

und Wendepunkte stehen, und doch sind wir dem Ende, das wir in unsern schönen Frühlingshoffnungen uns ausmalten, vielleicht ferner als je. All die Gewißheit, die man auf der einen Seite zur Schau trägt, die Zuversicht, das Vertrauen, mit denen man noch hie und da, wir mit künstlich aufgelegter Schminke, prahlt, um die verblaßten Wangen zu bedecken, die Posaunenstöße einzelner Journale, Alles das will nicht mehr helfen und ausreichen: die Herzen sind herabgestimmt im Glauben, Hoffen und Lieben, und die zweifelnden und forschenden Blicke, die Selbstironie, denen man so vielfach begegnet, sprechen lauter als die zuversichtlichsten Zeitungsartikel. Es war eine glückliche Zeit, da von Posaunenstößen noch die Mauern von Jericho einstürzten! Verzeihen Sie mir, wenn ich im Verfolge dieses Aufsatzes etwas poetisch abschweife. Sonst drängte sich in jüngster Zeit die Politik etwas ungebührlich und über's Maß in die Poesie, jetzt scheint es uns wieder aus der Politik in die Poesie zu träumen; denn fürwahr, es mangelt nicht an Stoff zu tragisch-poetischen Betrachtungen und tragisch-poetischen Stimmungen, wie sie uns sonst unwillkürlich beim Lesen der Geschichte und ihren ironischen Zusammenstellungen von Mühe und Erfolg, von Traum und Wirklichkeit erfaßten. Und nun sollten uns ähnliche Stimmungen nicht überkommen, wo wir Alle mehr oder minder mitspielend und mitleidend an dem Schauspiele Theil nehmen? Es ist Winter geworden — auch in der politischen Welt. Unsere Frühlingsbegeisterung ist eingefroren, man will vor Allem eine warme Stube und einen heimlichen Herd, und unterdessen hat es über unsere Hoffnungen weiße Flocken geschneit. Niemand läugnet, daß viel anders geworden, in uns, außer uns, Weltlage, Köpfe und Herzen der Menschen, die vierzig Millionen, die wir hinter der Nationalversammlung glaubten, und die gedemüthigten Fürsten, die man fast vergessen; ja selbst an das Alpha und Omega unseres Glaubens, an den Endzweck unseres Zusammenseyns und Tagens in Frankfurt, an den deutschen Bundesstaat, den wir gründen sollten, ist das verhängnißvolle Fragezeichen gerückt und schwere Zweifel sind aufgeworfen, ob sich am Ende mit etwas anderem als einem frisch übertünchten Bundestag die ganze Herrlichkeit schließen werde. Volkssouveränetät — eine abgenützte Phrase, die man kaum mehr als unschuldiges Schlagwort von der Rednerbühne hört. Wir dachten an keine Kaiserkrone, da uns der Mai zusammenführte; nun da wir uns vielleicht dem Grundsatz der Einigkeit zu lieb dazu bequemten, will sie *von uns* Niemand. Die freundliche Begrüßung des deutschen Bundestags am 18. Mai ward keiner Antwort gewürdigt; wie hat sich das Blatt gewendet! Heute wie, morgen dir! „Das ganze Deutschland sollt' es seyn —" und wir sind bereits so blasirt geworden, daß wir kaum die Zeit erwarten können, um ganz gemüthlich ein edles Glied aus dem gesunden Körper abzulösen! Fast scheint es, als ob wir für den Schmerz eines Verlustes, dessen Nothwendigkeit noch kein berufener Arzt ausgesprochen, kaum mehr ein Gefühl übrig hätten. — Wer aber die Schuld suchen wollte an aller dieser Lauheit und Flauheit, an allen Versäumnissen, an den geänderten Stimmungen, an der kläglichen Unmacht, der suche sie vor Allem mit gesunden Augen im menschlichen Herzen überhaupt; die Geschichte wird ihm auf ihren Blättern reichlichen Aufschluß geben; er suche sie beim Volk wie bei den Fürsten, bei denen, die verloren, wie bei denen, die gewannen, oben wie unten in der Gesellschaft, rechts und links in der Nationalversammlung. *Hier* Ueberstürzung, Hast, muthwillige Verzögerung, Redeschwall, die Taktik höher angeschlagen als die Ueberzeugung, und häufig innere Unwahrheit, sträfliche Nachsicht gegen das unwürdige oder taktlose Verhalten einzelner Mitglieder und dadurch verdiente Verkümmerung in der öffentlichen Meinung, *dort* Doktrinarismus, Mangel an Selbstvertrauen und innerer Wärme, manche abgestandenen Elemente, ein scheues, fast ängstliches Verläugnen der Revolution, auf der wir Alle fußen, und die es unsere Aufgabe war ebensowohl mit Weisheit zu benützen als mit Muth zu dämmen.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Die Polizei.

Die italienische Oper bleibt geschlossen, und dieß deutet an, daß die üppige Welt nicht zahlreich genug ist, um einen neuen Unternehmer zur Wiedereröffnung dieser Bühne zu veranlassen; es heißt jedoch, daß nächstens ein Versuch gewagt werden soll. Was aber ungestört seinen Fortgang hat, das sind die Diebstähle. Massen von entlassenen Sträflingen haben die Revolutionsunruhen benützt, um sich in Paris einzuschleichen und ihr schändliches Handwerk wieder zu beginnen. Manche Kostbarkeiten sind durch diese Schelme aus den Tuilerien und andern königlichen Schlössern entwendet worden. Einiger dieser Gegenstände ist man wieder habhaft geworden, andere sind nach fremden Ländern geschleppt worden, und bekanntlich hat vor Kurzem Ludwig Philipp auf einige kostbare Geschmeide, die sich in den Händen von Privatpersonen in London befanden, Beschlag legen lassen. Gauffidière rühmt sich in seinen so eben erschienenen Memoiren, daß während er Polizeipräfekt gewesen, fast gar nicht gestohlen worden; dafür mochten sich Gauffidières Freunde und Partei über die Staatskasse her und plünderten dieselbe im Großen mit und ohne Dekrete der Nationalversammlung. Die Montagnards, zu denen Gauffidière gehört, hatten in der ersten Zeit der Republik die Polizei gänzlich in Unordnung gebracht, und es ist ein mühseliges Geschäft, sie wieder zu organisiren. Ein Fall hat jedoch kürzlich gezeigt, daß die hiesige Polizei noch immer ihren alten Ruf bewährt. Zu Lyon war ein Diebstahl begangen worden; der Dieb wurde verhaftet, aber seine Geliebte war mit dem Raube bereits nach Paris geflohen. Dieß wurde der hiesigen Polizei durch den Telegraphen berichtet und sogleich wurden Polizeiagenten zur Diligencenanstalt gesandt. Das Mädchen, das beim Absteigen Unrath witterte, machte sich eilends aus dem Staube und die Polizeiagenten fanden nur noch einen kleinen, der Dame zugehörenden Hund. Auf diesen legten sie alsbald Beschlag und faßten den Entschluß, vermittelst desselben die Diebin aufzuspüren. Zu dem Ende ließen sie das Hündchen frei laufen und folgten ihm durch eine Menge Straßen und durch ganze Stadtreviere. Es hielt endlich vor einem Hause in der Straße l'Ouest, in der Vorstadt St. Germain. Sie traten hinter demselben in das Haus und ertappten die Diebin oder Hehlerin. Ist diese Geschichte wahr, so liefert sie einen auffallenden Beweis von der Spürkraft des Hundes; vielleicht aber hat die Polizei den Aufenthalt der Thäterin durch einen ihrer vielen heimlichen Kundschafter erfahren, und läßt das Mährchen vom Hunde verbreiten, um die wahre Quelle ihres Wissens zu verbergen.

Beilage. Literaturblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 15. Mittwoch den 17. Januar 1849.

Wer hilft den tauſend Armen,
Die blind am Abgrund ſtehn?
Wer hat ſo viel Erbarmen,
Verlornen nachzugehn?
Iſt's Einer von den Weiſen,
Die kunſtreich immerdar
Sich und ihr Wiſſen preiſen?
Wo nimmt man Solche wahr?

A. Knapp.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

So als reicher Menſch, als geſunder Menſch, als wohlverſorgter Menſch zum armen Menſchen, zum kranken Menſchen, zum verwahrloſten Menſchen liebreich gehen als ein Engel des Troſtes, ſich herniederneigen in demüthiger Erbarmung und freundlicher Theilnahme, die Höhlen des Laſters und die Dach- und Kellerwohnungen des Jammers, die Siechbetten der Schmerzen, die Kerker der Verbrecher als Bote des Friedens und Segens beſuchen, und nicht etwa ſo einmal und ein andermal im Namen der Statiſtik es thun als Stoffſammlung zu Kammer- und Volksreden, zu Nutz und Frommen ſchnöder Neugierde oder zum Aufputz loſer Romane — das wäre freilich mehr als wohlfeile Humanitäts-Redewendungen drechſeln und von papiernen Menſchenrechten ſchwatzen und erlogene Bruderthümer auf die Fahnen ſticken. So als Menſch zum Menſchen treten, das hieße für's Volk etwas *thun*, das hieße verſöhnen, heraufziehen, bilden, ein einig Volk von Beüdern ſtiften, ein goldenes Gefäß der Freiheit gießen. Solche Bruderliebe wäre ein Kitt anderer Art als das Blut, womit ihr eure Freiheiten leimen wollt. Sie allein, welche den Höhern zum Niedern und den Untern zum Obern *von Herzen* bringt, ſchafft Zutrauen, Lebensmuth, Gemeinſinn, Opferfreudigkeit.

Wie aber leider gegenwärtig die Herzen zu einander ſtehen, geht leichter als ſolche thätige Bruderliebe der politiſche Brudermord „in das gebildete Bewußtſeyn des neunzehnten Jahrhunderts ein," welches in Paris wie in Frankfurt, in Mailand wie in Wien, in Peſth wie in Rom nun nachgerade nur noch einen Kopf zum Nachdenken über die Möglichkeit und Nützlichkeit, nur eine Achſel zum brutal gleichgültigen Zucken, nur einen Mund zum Ausdruck der Schadenfreude, nur ein Wort zum Beklagen der Unklugheit ſey's der Opfer, ſey's der Mörder hat. Geduld und Liebe, Selbſtbeherrſchung und Weltüberwindung, wie wollte man ſie ſuchen in einem Geſchlechte des Egoismus?

Wie will man aber mit dieſem ein einiges, ja nur ein zollfreies Deutſchland gründen? Das war bisher der Fluch der Regierungen, daß ſie die materiellen Intereſſen glaubten begründen zu können, ohne den ſittlichen Grund zu vertiefen und zu feſtigen. Nur die ſittlichen Kräfte ſind der Halt für die körperlichen. Die Lehre unſeres Fr. *Liſt* iſt im innerſten Grunde eine ſittliche Forderung; daß er dazu keine Gewiſſen und Herzen fand, das brach ihm ſein Herz. Dieſe ganze Lehre drängt ſich in den Satz zuſammen: beſchränke dich, ſo wirſt du Meiſter, lerne entbehren und du wirſt die Fülle haben, „werde arm, ſo wirſt du reich." Aber den verwöhnten Mägen zumuthen, etwas weniger fremde Weine zu trinken, und den vollen Börſen, einige Jahre dieſe oder jene Waare etwas theurer zu bezahlen und ſich etwas wohlfeiler zahlen zu laſſen, den geizigen Müller warten heißen, bis der angeſtaute Bach zum mühletreibenden See geworden, dieſe wohlgemeinte Liſt der ſittlichen Vernunft iſt ein Kriminalverbrechen gegen den Mammon, der heute lebt und ißt und trinkt, denn morgen iſt er vielleicht todt. Man werfe den Engländern vieles vor, aber ſie wußten ſich zu beſchränken und wurden

Digitized by Google

Meiſter der Welt, ſie wußten ſich zu behrrrſchen und brherrſchen dir Meerr. Und nicht bloß groß zu werden wußten ſie durch ſolche ſtaatlichr und grwrrbliche Kraft drr Srlbſtverlrugnung, ſondern die Beſten des großrn Volkes behirlten in ihr drn Zauderſtab, wrlcher dir böſen Geiſter der Empörung wrniger durch Krirgslnechte als durch Boten des Frirdens und Wrrle des Segens zu bannen vrrmochtr.

England trägt die ſchärfſten Gegenſätze von Arm und Rrich in ſeinem Schooßr. Wärr rtwa derrn gewaltſamrs Auſeinanderplatzen bloß durch dir prächtige politiſche Maſchinrrie vrrhindert worden, worin allrrdings dir verſchiedenen Kräftr ſo trefflich abgewogrn und zu glrichmäßiger Wirkung und Gegrnwirkung, Beſchränlung und Entbindung ſo weiſe geordnrt ſind, daß das Glrichgewicht der widrrſtrebndrn Gewaltrn auf eine ebrn ſo natürlichr als künſtiiche Weiſr erhalten wird, wo rs an Schrauben nicht frhlt und nicht an Ventilrn zu rechter Zeit und an rrchtem Orte? Mögrn unſere Staats-, Rechen- und Maſchinenlünſtlrr das glauben! möchte ihnen die Nachahmung gelingrn! Aber nicht Vrrfaſſungrn haltrn ein Volk, ſondern umgrkehrt. Trotz allrn ſchrrcklichen Sünden und Schäden hat das rnglifchr Voll einrn ſittlich religiöſrn Geiſt erhaltrn, wrlcher ſich am glänzendſtrn darin bewährt, daß dir brſſern Stände voll Hingebung in dir untrrn mit Rath und That, mit leiblicher und geiſtlicher Gabe nirderſteigrn, wir wir es in Drutſchland laum denkrn lönnrn. Chalmers in Glasgow wurde bei ſeiner großartigrn Armenwirkſamkrit, wir wir frührr geſehen habrn, durch dir ſchottiſchr Presbyterialvrrfaſſung begüuſtigt, wrlche ihm die nöthigen Diakonrn, d. h. Armrnväter und Kranlenbrſuchrr, von Seitr der Kirche liefertr. Man hofft in Drutſchiand auch ſolche Rrichsheere der chriſtlichen Liebe zu erhaltrn, ſobald nur nrue Kirchenverfaſſungen, ſey's oltroyirt, ſey's ſturmprtitionirt, ſey's drutſch ordentlich delretirt wärrn. Prrsbyterien wrrdrn wir wohl grnug bekommrn, aber wenigr Presbyter haben. Das übrige England hat aber Presbyter auch ohne Presbytrrien grſundrn, ſowohl im Krriſe der Diſſenter als in der übrl verſchrieenen Staatskirchr, dir allrrdings altr döſr Schädru dir Menge, abrr unter der Kruſte rin körnigrs und in Lirbe thätigrs Glaubenslrben durch den Einfluß des wirdrrerweckten Evangeliums grwonnen hat.

Da waren drnn dir Howard, Wilderforcr, Burton, Gurney, da ſind die Lord Aſhley nur dir Spitzen einrr lebendigen Pyramide, wrlche „auf breiteſter Grundlagr der Vollsrechtr" ſich durch das grſrgnetr Britannien im Griſte Chriſti erbaut. Da ſind wiſſenſchaftliche und politiſchr Größrn, wie drr ſelige Thomas Arnold, der berühmte Reltor von Rugby und Profeſſor in Orſord, drſſen Worten alle Parteien im Parlamente als drnrn rinrs Gewährsmannes erſten Ranges lauſchen. Sir ſprachrn den Grundſatz lrbendiger Erfahrung und Ueberzeugung aus, wir rs zur griſtigrn Grſundhrit, zum vir integer grhörr, namentlich wrnn rinrr es mit Büchrrn und Rrgiſtern, oder mit der lebensübermüthigrn Jugrnd zu thun habe, daß das Grmüth in drn Hüttrn drr Armrn, an den Lagrrn der Kranken, in drn Wohnſtättrn drs Elrnds ſich erfriſche, indem es, Andrrn Balſam bringrnd, ſich ſelber fördrrr durch unerſchrocknrs Eintauchen drr Seelr in den heiligen Quell des Mitleidrns und Mitweinens, in dir von Hoffart, Ueppigleit und rgoiſtiſchrr Unzufriedenheit rrinigendr und zu Selbſtvrrleugnung, Entſagung, Hingrdung ſtählende Meerfluth drr Nächſtrnliebe.

Virllricht grradr drr Anblick drr täglich wachſrndrn Gefahr, daß die niedern Klaſſen dirſrs rieſenhaften Fabrilgrdäudes, das wir England nrnnrn, völlig in die Maſchine aufgehen müßten, wrnn nicht ſtracks ein andrrrr Hebel eingrſezt würde, hat drn Grundſatz in's Lrben gerufen, dem jener rdlr Lord drn Ausdruck gab: „es iſt nicht Geld, rs ſind nicht alte Klrider, es ſind lebendige Arbeitrr nöthig," — „Männrr, dir unter das Voll gehen, dir rin thrilnehmrndes Wort ſprechen, rinrn guten Rath grbrn, die mit den Wrinenden wrinen, mit den Fröhlichen ſich freurn könnrn, die in dir lleinſten Angrlegenhriten drr Leutr eingrhen, dir über das Wichtigſtr reden könnrn, dir rs abrr auch nicht vrrſchmährn, ſich um dir lleinen häuslichen Angeiegrnheiten zu bekümmern." Seht da den praktiſchrn Engländer und den praktiſchen Chriſtrn in Einrm, wir er zum Glück für Britannirn in höhern und nirdern Kreiſen ſich findrt.

Von einem ganz einfachrn Mannr, John Naſmith hieß er, ging vor zwölf Jahren drr Gedankr aus, der Londoner Armuth nicht mit den Polizeidirnrn der Frirdensrichter, ſondrrn mit den Dienern eines höhern Frirdrns auf den Leib zu rückrn und an dir Srrle zu gehen. Wohl wiſſrnd, daß allr Lribrspflrge und Unterſtützung in ein Sirb fällt, wrnn nicht rine rechte Srrlenpflrge, rinr Rettung aus Sündr und Laſter, aus Vrrſchwrndung, Trunkrnheit, Faulheit, Gehäſſigleit und Unzucht den feſtrn Boden, drn fruchtbaren Ackergrund berritrt, wird denn auch zuerſt und vornehmlich der Unterpflug der Buße und des Glaubrns in Bewegung geſezt und dann rrſt die Saatlörnrr drr grbenden Liebr ausgeſtreut. Erſt ein durch ſittliche Forderung wirdrr zuſammengeraffter Menſch wird durch das Geben nicht vollrnds vrrderbt. Er ſoll rrſt ſrlber, und zwar das Höchſte, ſich ſelbſt geben leenen, ehr er nrhmen ſoll. Und dirſes Nehmen ſoll in der Regel nur ſo writ grhen, um das Erarbeitrn

Digitized by Google

und Verdienen des eigenen Brodes wieder möglich zu machen. Dieß heißt vernünftige und chriſtliche Armenpflege.

(Fortſetzung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Wir waren beinahe eine Stunde bei Heine und gingen fort, um ihn nicht zu ermüden, obſchon er lebhaft zum Dableiben nöthigte. Beim Abſchied verhieß er, ſich zu uns bringen zu laſſen, ſobald er einen guten Tag haben würde. — Später am Tage ſprach ich Deutſche, welche ihn verdächtigten, ihm vorwerfend, er habe als Penſionär auf den Liſten Guizots geſtanden und viertauſend Franken von der Regierung bezogen; er habe ſich alſo verkauft. Dieß Geſchwätz iſt wirklich widerwärtig. Ich will es glauben, daß Heine ſo gut als andere politiſche Flüchtlinge eine Unterſtützung von der Regierung erhalten hat, aber was beweiſt das gegen ihn? Und wenn viele andere deutſche Verbannte dieſe Penſion nicht erhalten haben, ſo iſt auch das erklärlich, ohne daß Heine ſich deßhalb verkauft haben muß. Es iſt wohl anzunehmen, daß Frankreich die ſtolze Großmuth zeigen wollte, einem Dichter wie Heine beizuſtehen, als ſein Vaterland ihn verbannte.

Es iſt Heine mit Deutſchland gegangen, wie es edlen Naturen mit einer Jugendliebe geht, von der ſie verrathen worden ſind. Man kann ſich zuletzt an den Gedanken dieſes Verraths gewöhnen, man kann ruhig darüber werden; aber man vergißt weder die Liebe noch den Schmerz. Man kann dahin kommen, das, was man einſt geliebt, mit ſtrenger Objektivität zu betrachten, alle ſeine Fehler zu erkennen, verleumden wird man es nie. — Sie ſagen, Heine habe Frankreich auf Deutſchlands Koſten gelobt, Deutſchland verſpottet im Vergleich zu Frankreich. Das mußte Jeder, der geſunde Vernunft hatte; denn mochten die franzöſiſchen Zuſtände noch ſo mangelhaft ſeyn, ſie waren golden im Vergleich zu den unſern. Hätte Heine Rußland gelobt, jemals der Hierarchie oder irgend einer Knechtſchaft geſchmeichelt, man könnte ihn des Abfalls von ſich ſelbſt beſchuldigen, aber wo hat er das gethan? Weder das Wintermährchen, noch der Atta Troll, noch irgend eine ſeiner Arbeiten iſt unfrei, und diejenigen, welche ſo eifrig an ihm nach Mängeln ſuchen, ſollten ſich erinnern, daß es Heinrich Heine war, der die Freiheit ſang, deſſen Lieder wie morgenfriſcher Lerchenjubel emporſchmetterten, als Deutſchland in den Jahren von 1826—1830 wie in bleiernen Todesbanden gefangen lag. Sie behaupten ferner, ſeine Verehrung Napoleons ſey undeutſch, und mäkeln mit dem kleinen Maß des beſchränkten Patriotismus, wo ein Dichter dem größten Genius des Jahrhunderts freudig huldigt in Allem, was er Großes geſchaffen und geweſen, ohne ſich an die Mängel zu halten, die ein Jeder kennt. Gerade daſſelbe aber ſollten Heine's Tadler für Heine thun und nie vergeſſen, daß er trotz ſeiner Fehler einer unſerer größten Dichter iſt, und daß unſere Sprache, daß wir Alle ihm unendlich viel verdanken. Heine iſt es, der dem Styl die goldenen Feſſeln der Goethe'ſchen Zwangsherrſchaft abgenommen und dem Deutſchen das Recht erkämpft hat, die Sprache als freies Eigenthum des Individuums mit Individualität zu behandeln; damit iſt aber für die geiſtige Entwicklung der Sprache und des Volkes ein Weſentliches geſchehen.

Meine alte Vorliebe für Heine, die aus meiner erſten Jugend ſtammt, reißt mich hin, eine lange Abhandlung zu ſchreiben; aber viele der Heine'ſchen Lieder haben mich als Lieblinge durch das ganze Leben begleitet, ihr Rhythmus hat mich erquickt in Tagen ſchwerer Leiden, ich habe mich erfriſcht an ihrer Lebensfülle, und ſo kann die Begegnung mit Heine mir kein gewöhnliches Ereigniß ſeyn.

Den Weg nach der Rue de l'Ourſine hatten wir im Omnibus gemacht. Es war von unſerer Wohnung aus eine förmliche Reiſe und wir wurden dreimal „debarkirt.“ Damit bezeichnet man das Umladen der Paſſagiere in andere Omnibus, an beſtimmten Straßenecken, wo die verſchiedenen Wagen ſich treffen. Ich vermuthe, daß man bei dieſer Einrichtung gerade nicht auf die ſchnellſte Art an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, da jede dieſer Omnibuslinien gewiß eine möglichſt große Strecke umſchließt; aber man kommt doch zuletzt an das Ziel, und für mich hatten die Umwege den Vortheil, daß ich einen großen Theil der Stadt, und zwar auch die kleinen, entlegenen Straßen zu ſehen bekam.

Des Intereſſanten gibt es denn auf ſolchen Wegen auch viel und überall. Geſtern ſahen wir viertauſend Schweizer, welche die Republik beglückwünſchen wollten, in's Hôtel de Ville ziehen. Sie hatten rothe Binden mit einem weißen Kreuze um den Arm. — Dann trug man, gefolgt von einer zahlreichen Menge, die Büſte der Freiheit auf das Stadthaus, welche ein Bildhauer dieſem zum Geſchenke machte. »C'est le buste de Madame Roland qu'on porte à l'hôtel de ville; vive Madame Roland!« erſcholl es in unſerer Nähe. Nachher kam ein Corps von vielleicht fünfzehnhundert Gamins. Sie hatten alle weiße Papierſtreifen an den Mützen, auf welche die Nummer ihres Arrondiſſements geſchrieben war,

Digitized by Google

und man führete ſie auf das Stadthaus, um aus ihnen die Garde mobile zu bilden. Damit iſt es ein eigenes Ding. Alle dieſe Gamins hatten Waffen in den Revolutionstagen, die man ihnen nicht füglich nehmen zu können glaubt, ohne Unruhen zu erregen. Man hat ſich alſo ſehr klug entſchloſſen, die zu Bewachenden zu Wächtern, die Böcke zu Gärtnern, die Gamins zu einem regulären Corps zu machen. Sie ſollen, mit der Nationalgarde untermiſcht, für den Augenblick den Dienſt der abgeſchafften Munizipalgarde verſehen. Abends im Théâtre des variétés, wo wir Bouffé in le pouvoir d'une femme ſahen, führte die Garde mobile bereits die Aufſicht an der File vor dem Theater und auf allen Treppen und Eingängen. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatten aber rothe Binden um den Arm. Ihre Gewehre ſtellten ſie in einen großen Schrank auf dem Veſtibule und vernagelten ihn dann. Sie ſagen hier: »Louis Philippe a été chassé par un Italien, deux Polonais et trois gamins.« Welche Rolle dieſe letztern hier ſpielen, läßt ſich durch eine Anekdote bezeichnen. Als in den erſten Unruhen der Februartage die Gräfin d'Agoult einen alten Diener ausgeſendet, um zu erfahren, wie die Sachen ſtehen, kehrte dieſer mit der Antwort zurück: »Madame, l'affaire sera serieuse, car les gamins s'en mêlent.«

An allen öffentlichen Gebäuden ſteht außer dem liberté, fraternité, égalité noch immer ein: »Respect à la propriété nationale;« an der Eingangsthüre des Jardin des Plantes und der Sorbonne: »Respect aux sciences et arts;« vor dem Hôtel Elysée Bourbon im Faubourg St. Honoré: »Réfuge pour les blessés, Ambulance.« Auf jedem Scheitte wird man an die Ereigniſſe erinnert. Vor einer Artilleriekaſerne ſtanden zwei Gamins Wache — und die Welt geht nicht unter, obſchon das Militär fortgezogen, die Munizipalgarde abgeſchafft und der König vertrieben iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., am Neujahr 1849.

(Schluß.)

Ausſichten.

Die Stimmen von Annäherung, welche aus den Organen der Preſſe in Oeſterreich wiedertönen, finden nicht mehr den lauten Anklang, die freudigen Herzen wie ſonſt. Man iſt gegenſeitig zweifelnd geworden; zu viel Schwanken, zu viel Unbeſtimmtheit liegt dazwiſchen; mancher Hohn iſt nicht vergeſſen. Eines aber iſt es, was unſer aller Beſorgniß erweckt, die wir es aufrichtig und ehrlich mit einem einigen, ſtarken, freien Deutſchland meinen: es iſt der Anſchein, als ob jenes Oeſterreich, das ſeinen entſcheidenden Schritt gegen den Anſchluß gethan, aber eben ſo wenig ſeinen Willen dafür in irgend einer Weiſe thatſächlich bekundet hat, ſeinen alten Einfluß in Deutſchland um jeden Preis wahren wolle, ohne darum in eine neue Phaſe innigerer Verbindung zu treten. Das alte Oeſterreich am Bundestage iſt eine freundliche, herzerwärmende Erinnerung. Dieſe Befürchtung, hie und da übertrieben, hie und da zu Parteizwecken ausgebeutet, wandelt wie ein Geſpenſt durch die Zeitungen, und gleich dem Geſpenſt der Reaktion, das gegenwärtig auch der Starkgläubigſte nicht mehr hinwegläugnet, tritt es uns aus den blumenreichen Phraſen der offiziellen Wiener Blätter, die auf einmal wieder mit dem verbrüderten Deutſchland kokettiren, oft hohläugig und ſchreckend entgegen. Alle unſere Anſichten und Pläne ſind wieder mehr wie je von dem nächſten Windſtoß der Ereigniſſe abhängig. Die Macht der Ereigniſſe ſchwingt ihren Scepter wie in der Blüthezeit unſerer neueſten Revolution, in den Tagen des März, nur jetzt im umgekehrten, mehr oder minder lähmenden Sinne. Wir bauen redlich fort, der Ueberzeugung folgend, aber nicht mehr mit dem gläubigen, begeiſterten Vertrauen, ſondern nur dem innern Drang und Gebot gehorchend, ohne zu wiſſen, ob nicht über Nacht Teufelsſpuk das Werk unſerer Hände wieder abträgt oder unſere Mühe ungeahnt zu fremdem Zwecke benützt. O dieſe unſichtbaren Baumeiſter, die da mitbauen, und deren mitwirkende Hand nicht hinwegzuläugnen! Die Entſchloſſenſten fangen an ſich zu fügen, und berechnen ſchon, wie weit ſie mit gutem Gewiſſen von ihrem Feld aufgeben können. Wir ſtehen bei der Anwendung der Frage, ob es beſſer ſey, den Ereigniſſen nachzugeben oder beim Grundſatz zu beharren. Hier iſt die ſtarre Grenzſcheide der prinzipiellen und der ſogenannten praktiſchen Politiker, welch letztere, nebenbei geſagt, alle Weisheit für ſich in Anſpruch nehmen, aber zuletzt, immer nachgebend, am Ende zum alten Bundestag in unveränderter Form gelangen, und wenn's ſchlimm geht, noch darüber hinaus. Die erſtiren, häufig verhöhnt und hinter den andern zurückgeſetzt, retten ſich wenigſtens ein Heiligthum für die Zukunft, die ſie nicht mehr erleben, der ſie aber Grund- und Bauſteine zurücklaſſen. Wer iſt im Recht? — „Wir, wir leben, unſer ſind die Stunden, und der Lebende hat Recht!“ Ganz gut, aber ich bin ſo duldſam, das Recht nach beiden Seiten in Anſpruch zu nehmen. Ohne die Nachgiebigkeit unſerer praktiſchen Staatskünſtler würde am Ende gar nichts geſchehen, und ohne die grundſätzliche Halsſtarrigkeit der andern bliebe kein Saatkorn für die beſſere Zukunft. — Ich bin nicht mit übertriebenen ſanguiniſchen Hoffnungen gekommen und die Begeiſterung ließ mich nicht die Hinderniſſe überſehen. Die Schwierigkeiten ſind für den nüchternen Verſtand, der Welt und Menſchen kennt, nicht neu erſtanden, ſondern nur näher gerückt. „Alles wiederholt ſich nur im Leben, ewig jung iſt nur die Phantaſie,“ und es iſt am Ende nur umgekehrt als in dem orientaliſchen Märchen, wo ein heiliger Prophet die Hinderniſſe in der Ferne als blaue Felſen ſah, als er ſich aber mit Ernſt daran machte auf ſie loszugehen, verwandelten ſie ſich in ſüße Kirſchen, die er mit Wohlbehagen verſpeiſete. In unſerem Falle waren die Hinderniſſe auch blaue Felſen, vielleicht maleriſch ſchöne blaue Felſen, aber in der Nähe wurden ſie nicht zu ſüßen Kirſchen, ſondern blieben Felſen, ſtarre Felſen, an denen ſich die feſteſten und gläubigſten Zähne umſonſt verſuchten, um die ſüßen Kirſchenerfahrungen des Propheten zu machen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 16. Donnerſtag den 18. Januar 1849.

Sweet scenes of youthful bliss, unknown to pain!
I come to trace your soothing haunts again,
To mark each grace that pleas'd my stripling prime,
By absence hallow'd, and endear'd by time.

Leyden

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(ſ. Nr. 9—12.)

3.

Das Schlöſschen in S

Wir mögen es uns geſtehen oder nicht, wir alle haben ein ariſtokratiſches Element in uns, wie freiſinnig wir auch „von jeher“ geweſen oder durch die neue Zeit geworden ſeyn mögen. Nicht allein eine Art von Rangſtolz, der ſich auch in den allerunterſten Schichten der Geſellſchaft nicht verliert, und der durch kein Vor- und kein Nachparlament abgeſchafft werden kann, ein Rangſtolz, der den Schuſter, der neue Stiefeln macht, mit der ſouveränſten Verachtung auf den Flickſchuſter, die Stubenmagd mit gnädigſter Herablaſſung auf eine Stallmagd blicken läßt, nein, eine gewiſſe Bewunderung und Vorliebe für das Hohe und Vornehme zeigt ſich ſelbſt bei Kindern ſo frühe, daß ſie unmöglich nur eingeleent ſeyn kann. So hat mich als Kind das Bewußtſeyn ganz glücklich und ſtolz gemacht, daß ich einen Großonkel habe, der in einem Schlöſschen wohne, und alſo, was ich mir unzertrennlich daran dachte, eine Art von Ritter oder Baron ſey.

Später erfuhr ich nun freilich, daß der Großonkel nur ein bürgerlicher Hofrath und Beamter der adeligen Herrſchaft war, der das Schlöſschen, das er bewohnte, zugehörte. Das Schloß ſelbſt, das mir als ein Inbegriff ritterlicher Herrlichkeit erſchienen war, ſtellte ſich mir ſpäter als ein verrauchtes altes Gebäude dar mit engen winklichen Zimmern. Dieſe Enttäuſchung hatte jedoch wenig zu bedeuten, denn auf dem alten Schlöſschen und ſeinen Erinnerungen ruht ein Zauber, den keine Zeit zerſtören kann. Was bedeutet es, ob der Großonkel ein Ritter oder Graf war, oder bürgerlich? Hatte er doch einen fürſtlichen Sinn, wo es galt Fröhliche zu machen, und kein königliches Schloß wird ſich rühmen können, ſo viel frohe und glückliche Menſchen beherbergt zu haben, wie das unſcheinbare Schlöſschen in S.

Dieſes Schlöſschen ſelbſt, obgleich alt und verwahrloſt und durchaus in gar keinem Styl gebaut, hat doch ſeine eigenthümlichen Reize. Gleich der plätſcherende Brunnen in dem ſtillen Hof, in dem immer zahlreiche Fiſche luſtig herumſchwammen, hat etwas höchſt Anziehendes; das mannigfaltige Geſträuch zu den Seiten des Eingangs, der Durchblick durch den Hof in einen grünen behaglichen Obſtgarten, die offene alterthümliche Treppe und der Dorfbrunnen im Vordergrund, um den ſich immer zahlreiche Ortsbewohner gruppiren, geſtalten es zu einem anſprechenden Bild niederländiſcher Schule. Die Zimmer, obſchon unregelmäßig und durchaus nicht elegant, hatten ſo trauliche Ecken und verborgene Treppen, daß man immer neue Entdeckungen darin machen konnte.

Das Leben und die Seele des Hauſes war aber der Großonkel ſelbſt. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, denen es vergönnt iſt, jung zu bleiben bis an's äußerſte Lebensziel; nicht auf die für andere ſo peinliche Weiſe, wo man das äußere Schattenbild der Jugend feſthalten will noch in grauen Haaren, und durch jugendliche Geberden, Theilnahme an jugendlichen Beluſtigungen u. ſ. w. zur lächerlichen Karikatur wird. Nein, es war die rechte, unverwüſtliche Herzensjugend, die Licht und Wärme ausgoß

auf ihre ganze Umgebung. Ich sehe ihn noch, den alten freundlichen Mann, wie er oben in der Erkerstube saß, dem gewöhnlichen Wohnzimmer, zu dem der Weg durch eine ungeheure Küche führte, die nicht im Gebrauch stand und wohl vormals als Prunkküche gedient hatte; wie er für jeden Besucher einen herzlichen Willkomm und einen fröhlichen Scherz hatte. Er war ein feiner Mann, der Großonkel, und hatte noch die zierlichen Formen altfränkischer Höflichkeit, das schönste Erbtheil der Rococozeit. Aber diese Höflichkeit kam vom Herzen, aus einem Gemüthe, das keiner Seele wehe thun konnte; darum war es Jedermann wohl um's Herz dabei, man fühlte sich in einer heitern Atmosphäre, in die kein unfreundliches Element eindringen konnte.

Willkommen war im Schlößchen Jedermann und zu jeder Zeit. Es war das Paradies der Kinder, die in dem alten Haus, in den obstreichen Gärten einen unverkümmerten Tummelplatz fanden und für die Tante Hanne jederzeit noch Süßigkeiten in Bereitschaft hatte. Wo hätte der Osterhase reichlicher gelegt, das Christkind schöner bescheert als in S.? In jeder der zahlreichen Familien, die im Schlößchen ihren Mittelpunkt hatten, bewahrt man noch etwas von den Herrlichkeiten, mit denen die Kinderwelt in S. erfreut worden war, als Reliquien aus der guten alten Zeit des Schlößchens.

Es war das erste Reiseziel jedes neuen Brautpaares in der Familie, da man stolz war, dem neu aufgenommenen Glied die Freuden einer Familienheimath zu zeigen, wie wohl wenige Geschlechter sich einer rühmen konnten. Es war die Heimath der Jugend, wo die Studenten der Familie sicher waren, fröhliche Ferien zu erleben, wo die jungen Mädchen sich erholen durften von Waschen, Gartenarbeiten und all den Geschäften, die man dazumal noch von einer erwachsenen Tochter verlangte; es war der angenehmste Ausflug für alte und junge Frauen, für die alten Herrn und die geplagten Geschäftsmänner, die dem Onkel verwandt oder befreundet waren, und die um den runden Tisch bei dem vortrefflichen Wein und guten Kaffee alle Lebenslasten vergaßen im Gespräch mit dem immer heitern Mann, dessen ganze Vergangenheit nur ein unerschöpflicher Schacht ergötzlicher Bilder schien.

In den Zeiten seiner allerbesten Laune stieg er immer zurück in die Erinnerung an die unschuldigen Schelmenstreiche seiner Kindheit. Er ermüdete andere nie mit diesen Reminiscenzen, wie es wohl sonst bei alten Leuten der Fall ist, denen man nur aus Gefälligkeit zuhört; er wuchs so hinein in jene Zeit, daß man selbst mit ihm zum Kinde wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Aus jenem Senfkorn gestaltete sich nun bereits ein Baum, darunter viele Tausende Schirm und Nährung finden, welche außerdem als Raub- und Sturmvögel durch die Gassen Londons schwirren müßten. Es ist eine förmliche Stadtmissionsgesellschaft begründet, welche jezt 201 Missionäre durch die Weltstadt sendet in die Hütten der Armuth und in die Höhlen der Sünde. Ihre Einnahme beträgt an 250,000 Gulden jährlich, womit jene Sendboten und die damit in Verbindung stehenden 12 Aerzte, 28 Wundärzte, ein Zahn- und ein Augenarzt und 6 Apotheker belohnt werden. Nur entschieden christlich Gesinnte dürfen beitragend oder wirkend Theil nehmen. Fünf staatskirchliche und fünf Dissentergeistliche haben die Missionäre zu prüfen. In dem wöchentlich sich versammelnden Ausschuß sitzen 46 weltliche Mitglieder. Und nicht als ob die höhern Klassen wieder nur schnödes Geld gäben und Andere dafür arbeiten ließen. Geistliche haben um dieses Berufes willen ihre bisherigen Kirchenämter niedergelegt, Doktoren der Theologie, Akademiker und Parlamentsglieder sind selbstthätig bei der Sache. In den 186 Distrikten der Mission führen ehrenwerthe Männer, Geistliche, Marineoffiziere, Parlamentsglieder, Grafen und Barone, die Oberaufsicht. Die Gesellschaft wird durch 88 Hülfsvereine unterstüzt. Den Segen des Christenthums bis auf 12 Meilen von der Paulskirche in eine Bevölkerung, die 1841 schon 2,103,179 Seelen zählte, zu bringen, ist der ausgesprochene Zweck. Diese Sendboten des Glaubens und der Liebe, hoch und nieder, machten im lezten Jahre 764,151 Besuche, darunter 72,532 bei Kranken und Sterbenden, und hielten 14,448 Erbauungsstunden. Unter 2997 erwachsenen Sterbenden wären 1025 von keinem Menschen in ihrer lezten Krankheit nur gesehen worden, geschweige getröstet und gepflegt. 6387 schutlose Kinder wurden in Schulen untergebracht; tausende von völlig verwahrlosten Arbeitern wurden mit Gott und Menschheit wieder ausgesöhnt. Für die Italiener in London, für die Droschkenkutscher, für die Spitäler in Greenwich wirkt ein eigener Missionär, zwei wirken für die 5 bis 6000 Polizeibeamten, die durch ihren Beruf von allem öffentlichen Gottesdienste ausgeschlossen sind; in dem lezten Jahre erhielten sie 16,825 Besuche, darunter waren 1574 bei Kranken und Sterbenden. „So ist doch wenigstens Einer da, der für unsere Seelen sorgt," sagen die armen Bursche. „Hätte ich solche Besuche vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren erhalten, wie anders würde es mit mir und

meiner Familie aussehen!“ rufen hundertmal die Armen in und außer den Arbeits- (Armen)häusern aus.

Wer da weiß, was einem wunden Gewissen und zerstoßenen Herzen, einem verlassenen Kranken und verachteten Armen ein Wort des Friedens, ein Blick der Liebe ist, der kann ermessen, welche sittigende, befriedende Kraft durch die Thätigkeit einer solchen Gesellschaft ausgeübt wird, auch wenn tausende von Bibeln, hunderttausende von Traktaten, Millionen Worte vergeblich angebracht und die Besuche Monate und Jahre lang umsonst gemacht werden. Wie armselig ist der Gedankenkreis, das Geistesleben dieser niedrigen und dienenden Klassen! und wenn diese Leute Jahr aus Jahr ein nichts von einem höheren Leben erfahren und höchstens durch Tageblätter, Wirthshäuser und Leihbibliotheken von den ihnen so glänzend vorkommenden Dingen jenseits ihres Gesichtskreises umnebelt werden, wie unsäglich trostlos, verbittert, verzweifelt muß solch ein Leben werden! „Ein Hund möchte nicht länger so leben!“ hören wir die Armen, nicht mit dem gedruckten Goethe'schen, sondern mit der schwielenvollen oder abgezehrten Faust in der Tasche, und bald dann auch am Beile und der mörderischen Eisenstange knirschen.

Was meinen meine werthen deutschen Leser, hat wohl Lord Ashley mit Recht oder Unrecht jüngst behauptet, es sey dem Einflusse der zweihundert Londoner Stadtmissionäre, an welchen viele Tausende aus den untersten Klassen mit innigster Liebe hängen, vornehmlich zu danken, daß London in diesem Jahre den Stürmen der Revolution hat trotzen können?

An diese grundpflügende, Seelen rettende Anstalt schließt sich nämlich zugleich ein ganzes Netz christlicher Liebesthätigkeit in London wie durch ganz England an. Den Gefängnissen, Arbeitshäusern, Fabriken, den Irrenhäusern, den Schulen, den Dürftigen aller Klassen und Alter und Geschlechter widmen sich Hunderte von wohlthätigen Vereinen, Tausende von Männern, Frauen und Jungfrauen mit Gut und Blut. Welchen Samen des persönlichen, selbstthätigen Wohlthuns hat ein Thomas Arnold ausgestreut in die tausend jungen Herzen, die er nicht bloß zu Gelehrten, sondern zu Menschen und thätigen Christen zu bilden und mit der übermenschlichen Gewalt der Liebe sich auf's ganze Leben zu Rath und That und Musterbild zu verbinden wußte! Dieses heranwachsende Männergeschlecht versteht einen Lord Ashley und hilft ihm Waschhäuser, Badhäuser, warme Stuben im Winter, Nahrung und Kleidung für die Armen und Kranken beschaffen. Diese Jugend hilft Sonntagsschulen halten und Werktags die Leidenden besuchen. Vor solchen Männern findet er Gehör, wenn er im Parlamente, wie erst am 7. Juni dieses Jahres, der Kinder und Halberwachsenen in London bis zum siebzehnten Jahre gedenkt, welche nackt, schmutzig, verlassen sich herumtreibend, eine wahre Lasterschule bilden. Ihre Zahl soll sich auf 30,000 belaufen und sie begehen neunzehn Zwanzigstel der in der Hauptstadt verübten Verbrechen. Von 1600 im Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren sind durchschnittlich 162 bereits im Gefängnisse gewesen, 116 ihrem Hause entlaufen, 253 als von Bettelei lebend bekannt, 279 haben nie in einem Bett geschlafen, 125 haben Stiefmütter, 170 leben in Logirhäusern. Lord Ashley hat seit Jahren versucht, durch die ragged schools (wörtlich: Lumpenschulen) dem Uebel zu steuern. Allein es ist so schwer, für die Kinder, wenn sie aus der Schule entlassen sind, ein Unterkommen zu finden. So trägt er darauf an, daß jährlich 500 Knaben und 500 Mädchen zur Belohnung für gute Aufführung auf öffentliche Kosten nach Australien gesendet werden, wo so großer Mangel an Arbeitern ist. Parlament und Minister stimmen dankend und lobend bei und überlegen die wichtige Sache. Sie leihen zugleich dem Bischof von Oxford das Ohr, wenn er die „Bill zum Schutze der Frauenzimmer“ damit unterstützt, daß er anführt, 80,000 Mädchen leben in London von der Unzucht und ein Viertel davon komme durch die Verführer und Auflaurer dazu, welche die Dienstsuchenden berücken, berauschen, vergewaltigen. Welches Meer von Schuld und Unglück häuft sich da alljährlich an! Es wird nicht mit Gewalt, auch nicht auf einmal ausgetrocknet, und am wenigsten von denen, die ihre Hand nicht umkehren, wo es gelten soll, vor Allem sittliche Schäden zu heilen. Aber Jünger Christi wissen muthig und geduldig, männlich stark und weiblich zart des Volkes Wohlfahrt zu gründen oder zu fördern durch eine Thätigkeit, die nie ermattet und getrost im Glauben ein Sandkorn, besser ein Saatkorn der Liebe zu dem andern reiht.

Auch in Paris und im übrigen Frankreich arbeitet die thätige Liebe an einem Netze, das dieses arme Volk aus dem Meere des Lasters und der Leiden ziehen soll. Die Evangelischen und die Katholischen wetteifern miteinander, nur daß sie auf diesem rauchenden Vulkane weder den tief gründenden noch den zäh nachhaltenden Ackerboden des christlichen Englands finden. Den Einen fehlt das Evangelium, den andern selbst die Kirche, und ich weiß nicht, bildet diese oder jene „die Mehrzahl der Franzosen.“ Dennoch blüht mitten im Sturme und Brande der Glaube wieder auf, und mit ihm die Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Der Umſchwung der Dinge.

Wenn ich Ihnen auch dießmal von hier nichts zu berichten habe, was der Hauptſtadt eines herrlichen, ſich verjüngenden Staates würdig wäre, ſo liegt die Schuld nicht an mir, ſondern an der Fortdauer des Belagerungszuſtandes, der ihr den Glanz der jetzt heller als zuvor leuchtenden Kaiſerkrone entzieht und ſogar die Reden der öſterreichiſchen Volksvertreter im Lande der Hanaken ungehört verhallen läßt. Wer boshaft wäre, könnte das Wort König Philipps von Spanien, welcher einer Kammerfrau nicht weniger als ſieben Jahre Zeit geben will, über ein Vergehen in der Einſamkeit nachzudenken, auf die militäriſchen Machthaber und die im vergangenen Jahre etwas übermüthig gewordene öſterreichiſche Geſchichte anwenden. Wien ſteht faſt iſolirt da inmitten einer großartigen Bewegung, und immer weiter und weiter ziehen ſich die in dieſem Augenblicke hiſtoriſch wichtigen Volkselemente von der Hauptſtadt zurück. Noch nicht lange iſt es her, daß in Preßburg bewaffnete Magyaren mit ihren Sporenſtiefeln auf den Divans der zahlreichen Kaffehäuſer umherlagen und Nachts auf den grünen Billards ſchliefen. Sie wurden aus Preßburg weiter zurückgedrängt nach Leopoldſtadt, Komorn, Peſth; jetzt gehen ſie zahm und unbewaffnet auf den breiten, puſztenartigen Straßen dieſer Stadt umher, aber ſie ſind auch dort verſchwunden, und ihnen folgen die Croaten, dieſer ſo unerwartet für die Geſchichte des Geſammtſtaats bedeutend gewordene Volksſtamm, nach langen Irrfahrten ihrer Heimath ſich wieder nähernd, auf die Haiden von Ketskemet und Debrezin, welche denn doch vom Mittelpunkte der Monarchie zu weit entfernt ſind, als daß dort noch etwas über deren Geſchick entſchieden werden könnte. Wichtig dagegen iſt vor der Hand noch das kleine Kremſier, von dem man, als zuerſt die Nachricht von der beabſichtigten Verlegung des Reichstags dahin nach Wien gelangte, hier ſcherzend ſagte: die engliſchen Zeitungen werden Korreſpondenten ausſchicken, um es zu entdecken. Aber wie ohnmächtig iſt doch im Grunde dieſer Reichstag! Wenn eine Auflöſung deſſelben, von der man jetzt ſehr ernſthaft reden hört, nicht halbſoviel Eindruck machen würde als die der preußiſchen Verſammlung, ſo wäre die geographiſche Lage von Kremſier gewiß nicht die geringſte Urſache. An den Abgeordneten, welche ihre Weihnachtsferien hier verlebten, ſelbſt denen der Linken, will man bemerkt haben, daß ſie ſehr ſtill und melancholiſch geweſen und nicht mehr mit demſelben kecken Muthe wie früher in die Zukunft ſchauten, ſondern die Grenzen des politiſch Möglichen ſehr wohl erkannten, wenn gleich ihnen noch die Fähigkeit abgehen mag, innerhalb derſelben ein organiſches Gebäude aufzuführen. Dieſer Umſchwung der Meinungen, wie er ſich auch in den zu Kremſier gehaltenen Reden zeigt, iſt in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdig: die Männer, welche, als Fürſt Windiſchgrätz ſeine Kanonenreihen enger und enger um Wien zuſammenzog, in der belagerten Stadt die Schritte des Gewaltigen feierlich für ungeſetzlich erklärten, ſie ſind, nachdem die Kanonen geſprochen und die Gefahr für ſie vorüber iſt, in ihren Grundanſichten erſchüttert, und träge und müreiſch, aber ſicher und mit innerer Nothwendigkeit folgen ihre Meinungen und Anſichten dem durch die „Brutalität der Kanonen," wie Ruge ſagt, beſtimmten Laufe der Dinge. — Ueberhaupt iſt in der öffentlichen Meinung hier ein bedeutender Umſchwung eingetreten: nicht ſowohl als ob man jetzt ein geringeres Maß von Freiheit dem Kaiſerſtaate für zuträglich hielte (ob eine oder zwei Kammern, das iſt z. B. auch immer eine ſehr offene Frage, ja eine Frage, die noch gar nicht an der Tagesordnung iſt), ſondern mehr in Betreff der Stellung zu Deutſchland. — Die wirklich Schwarzgelben nennen ſich jetzt hier Conſervative, während man im Oktober die Conſervativen Schwarzgelbe nannte, unbekümmert um ihre Anſichten über Deutſchland. Aber man kann es den Schwarzgelben von damals nicht verargen, wenn ſie zwiſchen ſich und den Conſervativen von heute, wie in der Uhlandſchen Balladengeſchichte, das Tafeltuch entzwei ſchneiden. Freilich iſt die ſchwarzgelbe Geſinnung in vielen Fällen ſehr natürlich. Einem ältlichen Offizier z. B., der ſein Leben bei der Armee in Italien und Ungarn zugebracht, können wir es weiter nicht übel nehmen, wenn er uns ganz naiv und zutraulich ſagt: er wiſſe gar nicht, was man jetzt in Wien ſo viel von Deutſchland rede, das ſey doch früher nicht ſo geweſen, und er müſſe offen ſagen, daß er ſich von dieſem Lande gar keine rechte Vorſtellung machen könne. Was ſoll einem ſolchen das Frankfurter Parlament ſeyn mit ſeinen Paragraphen zwei und drei! Fürwahr, es iſt ihm noch weniger als dem Schauſpieler im Hamlet die Hekuba. Dieſen Leuten iſt freilich auch die conſtitutionelle Freiheit ſehr gleichgültig und ihr politiſcher Standpunkt beſchränkt ſich auf den Einen Begriff: Subordination — ein Wort, das überhaupt während des Belagerungszuſtandes außerordentlich viel gilt.

Mit der Geſellſchaft, wenigſtens mit der ſogenannten hohen, kann es natürlich nicht zum Beſten ſtehen. Auch kann keine Rede ſeyn von glänzenden Schlittenfahrten, wie ſie ſonſt hier der Winter bringt, und wenn uns zuweilen ein beſcheidenes Schellengeläute an's Fenſter lockt, ſo ſehen wie einen Schlitten, den man nach der hier beliebten Unterſcheidung einen „bürgerlichen" nennen muß, auf der Straße ſich Bahn machen. Diſte lauter iſt es vielleicht auf den Straßen von Ollmütz, und es wird jetzt ohne Zweifel auf den beſchneiten Feldern um dieſe Stadt, wo nach dem Thronwechſel ohne Zweifel das Hofleben eine längſt vermißte Friſche erhalten haben wird, der Jagdhund von der Koppel losgelaſſen und das Wild verfolgt. Man ſagt, es werde dort in jeder Woche zweimal von Mitgliedern des hieſigen Burgtheaters geſpielt; dieß müßte freilich ſtets ſo geſchickt arrangirt ſeyn, daß hier die Vorſtellungen dadurch keinen merklichen Nachtheil erleiden. Kommen vielleicht auch Virtuoſen nach Ollmütz? Uns haben ſie in dieſem Winter nicht minder ſtolz als das Kaiſerthum den Rücken gekehrt. Auch fehlen die durchreiſenden Schriftſteller und Künſtler, an denen Wien ſonſt immer Ueberfluß hatte. Bemerkenswerth iſt, daß mehrere in Deutſchland bekannte Schriftſteller, die während der Oktoberrevolution geduldig hier ausgehalten, ſich noch dem Einzuge der kaiſerlichen Truppen ſo raſch als möglich entfernt haben. So Auerbach, Wuttke und Moriz Wagner.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 17. Freitag den 19. Januar 1849.

Curam omnem adhibentes ministrate in fide vestra virtutem, in virtute autem scientiam, in scientia autem abstinentiam, in abstinentia autem patientiam, in patientia autem pietatem, in pietate autem amorem fraternitatis, in amore autem fraternitatis charitatem. Haec enim si vobiscum adsint et superent, non vacuos nec sine fructu vos constituent.

Epist. Petri II.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Neue Gesellschaften für Evangelisirung und Veredlichung, katholische Bruderschaften und Schwesterschaften und protestantische Vereine in großer Zahl pflanzen sich neu und alte nehmen frischen Anfang; so zum Beispiel die schon vor 21 Jahren gegründete Gesellschaft St. Regis, deren Zweck ist, den armen Klassen des Volks die Ehe zu erleichtern und zu sorgen für Wiederherstellung der Familie, die in Paris und Frankreich überhaupt so darniederr liegt, daß, wie schon angeführet, in Paris vor achtzig Jahren ein uneheliches Kind unter 6, vor achtzehn Jahren eines unter 1⅓ sich ergab und in Folge der letzten Revolution eine so völlige Entsittlichung eindrang, daß förmliche Feldzüge gegen die Lasterhöhlen durch die Gassen und Höhlen von Paris gemacht werden mußten. — Durch Vereinigung von Eltern und Kindern, Legitimirung von Ehen, Vermindrung des Umherschweifens, durch Zurückgabe der bürgerlichen Ehre und Abnahme der Gewissensschuld der Kirche und dem Staate treuere Glieder zurückzuführen, den Armen den häuslichen Herd wieder lieb zu machen durch geistliche und leibliche Hülfe, das ist der Zweck der über 75 Städte Frankreichs verbreiteten Gesellschaft, welche zugleich Schwache und Alte in den Hospitälern unterzubringen und Armenkinder taufen zu lassen sucht. Bis 1846 wurden so 13,798 Ehen und in geschlechtlicher Unordnung lebende Hausstände von Armen in Paris wieder hergestellt und die Legitimirung von 11,000 Kindern veranlaßt. Im Jahre 1845 wurden 1309 Armenheirathen (249 mehr als das Jahr zuvor) geordnet. In Lyon wurden in demselben Jahre 864 Personen verheirathet und 153 Kinder legitimirt. Wie wenig ist das freilich noch unter so Vielen! Dennoch ist's schon ein Trost, und wer freut sich nicht, der nur den Einen Zug hört, wie eine arme Familie, die lange in wüster Unordnung gelebt, durch die Gesellschaft mittelst Einsegnung der Ehe wieder in den Besitz bürgerlicher Ehre kam. Einige Zeit darauf findet die Frau auf der Straße eine Summe von 3000 Franken in Banknoten. Sie bringt sie ihrem Mann. Die Leute waren sehr arm und die Versuchung noch größer. „Das Geld könnte uns reich machen," sagte sie auf einmal, „aber jetzt, da wir wieder zu Ehren gekommen sind, dürfen wir es nicht behalten." Das Geld wurde dem Pfarrer der Gemeinde gebracht, der Eigenthümer fand sich und schenkte 500 Franken als Belohnung an die „wieder zu Ehren gekommene" Familie.

Durch solche Wirksamkeit könnte das ganze französische wie alles Volk wieder zu Ehren und Frieden kommen, anders als durch den Unfug der Clubs und den Aufruhr der Arbeiter. Freilich aber ist ein Louis Blanc und Raspail und Proudhon kein Lord Ashley; leider ist Frankreich zu öde an Glauben und Liebe, als daß diese Himmelskräfte die Gräuel der Verwüstung in den höhern und niedern Klassen hätten vermindern oder verhindern können. Aber das darf man hoffen: wo sich solche Himmelskräfte abwärts in's verderbte und verwahrloste Volk noch neigen, wo die rettende Liebe noch und mit neuer Kraft das Werk der Versöhnung durch Leiden und Streiten vollführt, wie es, obwohl verborgen und unscheinbar, in Frankreich geschieht, da vermag ein Volk aus dem

tiefſten Verfalle ſich wieder zu erheben, in den es alle erlogrnen conſtitutionellen und demokratiſchen und ſocialen Volksrechte und Volkscharten auf Eſelshaut und Elephantenpapier, wrnn nichts Feſteres darunter und nichts Höheres darüber iſt, nur tiefer verſenkrn müſſrn.

Selbſt Italien blieb nicht zurück auf der Bahn zu einem vernünftigen, weil chriſtlichen Socialismus. Nirgends können die eigentlichrn Volkszuſtände verderbter ſeyn als in dem politiſch ſo zerriſſenen Lande. Die Armuth herrſcht dort auf dem Lande wie in den Städten. Wohlhabende Bauern gibt es faſt gar nicht. Nachläſſig unter einer weißen Pappel liegend antwortete einem Reiſenden ein Bauer an der Brenta: „Warum ſoll ich mir das Bein müde treten? das Jahr geht doch wie es will, ohne Rückſicht auf mich und die Mrinigen. Ich habe alle Jahre gleich viel; das Uebrige fällt in den Sack eines Andrrn.“ Der greiſe Delegat von Verona, drr rinen Bauer amtlich zur Nachgiebigkeit gegrn ſeinen klagenden Hrrrn ermahnte, erhielt die Antwort: „Lieber deutſcher Herr, Euer gutes Herz weiß nicht, was wir leiden müſſen. Zwanzig Jahre ſitze ich auf dem magern Gute und habe mit aller Sparſamkeit nie ſo viel erarbeitet, daß ich meine armen Würmer ſogleich hätte taufen laſſen können. Die gute kleine Maus Marirtta hat noch dieſes Jahr vier Tage ungetauft liegen müſſen, bis ſich eine alte Baſe erbarmte und mir das Taufgeld ſchenkte. Weil man ſo ſchwrr bei uns zum Sakrament kommt, kann auch die Geduld nicht writ her ſeyn.“

Während die blutſaugrnden und blutlechzenden, aber feigen Nobili das Volk dem Feinde an's Meſſer hetzen, um für ſich eine unmögliche Freiheit erobrrn zu laſſen, vergißt die itnlieniſchr Kirche unter einem Pius IX. nicht, was ihres Amtes iſt. Lezterer ſelbſt beſchließt die Errichtung von Armenkolonien und grht milden Herzens jedem guten Wrrke voran. Außerordentlich rührig ſind, getreu ihrer werkthätigen Muttrr, der Kirche, einzelne Prieſter und ganze Genoſſenſchaften im friedlichen Kriege gegen Armuth und Elend jeder Art. Durch dieſe aufopfernde Thätigkrit hattr die Geiſtlichkeit in ihren edleen Gliedern den Ausbruch der finſterſten Mächte zwar bisher zurückgehalten, aber mit Roſſi's ſcheußlicher Erdolchung und der Brlagerung und Flucht des armen Papſtrs ſcheint Italien doch nun allen lang genährten Gräueln die Schleußen öffnen zu wollen. Iſt der Zauber der Kirche gebrochen, „wer will den Tiger in ſeiner ungezügelten Blutgier aufhalten?“

Die alte Kirche mit ihren alten Formen und Orden mag allrrdings eine Wiedergeburt des Volkes nicht vollbringen könurn, weil ſie ſelbſt derſelben zu ſehr bedarf. Die freie Thätigkeit chriſtlicher Volksliebe konnte im gelobten Lande der Orangen leider nicht Wurzel faſſen wie in England. Doch läßt das, was bereits begonnen, deßhalb nicht an Italiens Zukunft verzweifeln. Denn wrnn der Egoismus der nagende Wurm im Hrrzrn der Menſchen und Völker iſt, und um ſo furchtbarer, weil er „nicht ſtirbt,“ ſo iſt die Liebe, die thätige, ein Auferſtehungskeim, auch wenn ſie nur dem glimmenden Dochte gleicht.

Im vorigen Jahre bewegte Nicolo Mazza, ein freiwilliger armer Prieſter, welcher ſogar ſeinen geringen Profeſſorgehalt freudig den Armrn und Verlaſſenen opferte, durch den Ruf: Misericordia per amor di dio! ganz Verona, wie ſonſt kaum rine Furore machende Primadonna dieſes heißblütige Volk errrgen kann. Der darmherzige Prieſter hatte Rettungsanſtalten gegründet und bedurfte nachdrücklichrr Hülfe. Sänger, Muſiker, Schauſpieler, Reiche und Arme wetteiferten, auf den Hülferuf zu hören, und in wenigen Tagen war das augenblickliche Bedürfniß mehr als hinreichend befriedigt. — Die edlen Grafen Antonio Angelo und Marcantonio Cabanis zu Venrdig widmrten ihr ganzes Vermögen drr von ihnen gegründeten Anſtalt der „frommen Schulen,“ durch die ſie faſt fünfzig Jahre lang für die verwahrloſte Jugend wirkten. Erſt 1838 von der Obrigkeit anerkannt, traten die Grafrn mit befreundeten Prieſtern zum unentgeldlichen Untrrricht der Jugrnd zuſammen, die ſie nicht bloß belehrrn, ſondern erziehrn und in beſtimmten Lebensberufen unterbringen. — So ließe ſich noch Manches anführen. Es ſey nur noch erwähnt, daß bereits 186 Kleinkinderwartanſtalten auf dem Boden Italiens zerſtreut ſind, in denen 19,000 Kinder Unterkunft und Erziehung finden unter 319 Lehrerinnen und 800 die Schulen regrlmäßig beſuchenden edlen Frauen. — Wenn dieſe freilich erſt geringrn Anfänge zu einem italieniſchen Kreuzheere heranwachſen können, dann wird durch ſolche Crociati Italien noch frei und glücklich werden.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortſetzung.)

Die Mutter wollte ihn einmal nicht auf die Straße gehrn laſſen, bis er das Schweſterchen in Schlaf gewiegt. „Ja, wann ſchläft es denn?“ — „Wann es die Augen zu hat.“ Als nun dieſes erſehnte Reſultat nicht alsbald erzielt wurde, klebte er dem Schweſterlein mit Gummi die Aeuglein zu und ſprang mit

Digitized by Google

dem beſten Gewiſſen hinunter. „Jezt ſchläft's.“ — Ein andermal hieß ihn die Mutter daheim bleiben, um auf den Schneider, der im Hauſe damit beſchäftigt war die aufblühende Generation herauszuflicken, Acht zu haben, damit er nicht Seide ſtehle. Aber der Jubel der Kameraden drang gar zu verführeriſch herauf; da nahte er endlich dem Schneider mit der höflichen Bitte: „Nicht wahr, Herr Schneider, Er iſt ſo gütig und ſtiehlt meiner Mama keine Seide? Ich möchte ſo gern in den Hof.“ — Als das ebengenannte Schweſterlein geſtorben war, hatte er ſich unter's Haus geſezt und ſeinen Kameraden gegen ein Honorar von ſechs Schuſſern die Erlaubniß ertheilt, das Schweſterlein auf den Kirchhof tragen zu helfen; ſeinem beſten Freund aber gab er die Erlaubniß gratis, und dieſer verhieß ihm gutmüthig: „ſey zufrieden, Gottfried, mein Luisle huſtet ſchon lang; wann die ſtirbt, darfſt du ſie auch umſonſt tragen.“ — Einmal war in ſeinem elterlichen Haus ein hochangeſehener Herr Vetter auf Beſuch, den man zu beerben hoffte und mit aller nur denkbaren Ehrerbietung behandelte. Die Kinder betrachteten natürlich den gefeierten Gaſt höchſt aufmerkſam. Als die Familie ſich ſezte nach dem Tiſchgebet, das von allen ſtehend verrichtet wurde, fing der kleine Gottfried an: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter ſo krumme Füß'?“ In tödtlichſter Verlegenheit nahm ihn die Mutter bei Seite, um ihm auf höchſt fühlbare Weiſe begreiflich zu machen, wie unmanierlich er ſich gegen den Herrn Vetter benommen. Mit den beſten Vorſätzen kehrte er zurück und erwog während der Mahlzeit, wie er dem Herrn Vetter glänzende Satisfaktion geben könne. Als nach Tiſche wieder alle zum Dankgebet aufgeſtanden waren, erhob er ſeine Stimme und ſagte: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter ſo gerade Füß'?“

In ſeiner Eltern Haus lebte die uralte kindiſche Großmutter, der, wenn die Eltern ausgegangen waren, eines der Kinder Geſellſchaft leiſten mußte. Als das Loos ihn traf, fiel ihm ein, wie oft ſich die Großmutter nach einem Beſuch ihrer Juliane, einer weit entfernt wohnenden Jugendfreundin, geſehnt hatte. Um ſich nun die Langeweile zu kürzen, die ihm das Hüten der Großmutter machte, puzte er ſich mit einigen Kleidungsſtücken von ihr und der Mutter heraus und ſtellte ſich der halbblinden Frau als die Juliane vor. Die Großmutter war überglücklich und bewirthete den Schalk mit dem Beſten, was ihr Vorrathskämmerchen aufzuweiſen hatte. Als ihre Tochter nach Hauſe kam, konnte die Alte nicht genug erzählen von der großen Freude, die ihr geworden. Nur die rührende Glückſeligkeit, die der Spaß der alten Frau gemacht, rettete den leichtfertigen Burſchen von der väterlichen Züchtigung.

Der Glanzpunkt ſeiner ſpätern Jugenderinnerungen aber war ſeine Reiſe nach England. „So habe ich es in England geſehen,“ war das große Zauberwort, mit dem jeder Gebrauch geheiligt wurde. An den Tagen der frohеſten Familienfeſte, für die allerwertheſten Gäſte wurde auf die Tafel ein Roaſt-beef befohlen. Wenn dieſer höchſte Triumph der Bewirthung kam, ſo durfte man gewiß ſeyn, daß des Onkels Laune die allerglücklichſte war; beim Roaſtbeef hat er gewiß nie eine Bitte abgeſchlagen.

Seinen königlichen Spaß hatte der Onkel mit dem Herrn Wenz, ſeinem Amtsgehülfen, einem braven und geſcheidten jungen Mann, der ganz zur Familie gehörte und nur durch ſeine Eitelkeit und ſein empfindſames Herz manche Gelegenheit zu gutmüthigen Scherzen gab. Noch mehr Stoff zu dergleichen gab aber Herr Reutter, der Leibchirurg. Der Herr Hofrath war die höchſte Autorität, das eigentliche Centrum des Herrn Reutter; die Stunde, in der er ihm den Bart abnahm, war das Ziel, auf das ſich alle Gedanken und Beſtrebungen ſeines übrigen Lebens bezogen. — Er verwendete ſeine Exiſtenz auf das Einſammeln von Neuigkeiten, aus denen er die merkwürdigſten zur Mittheilung für den Herrn Hofrath ausſichtete, die der Onkel mit dem anſcheinend größten Intereſſe anhörte. Als Napoleon unſer Ländchen beſuchte, reiste Herr Reutter ſchnurſtracks nach der nicht allzufernen Hauptſtadt, nicht ſowohl um ſeine eigene Neugierde zu befriedigen, als um dem Herrn Hofrath am folgenden Morgen, während er den Seifenſchaum ſchlug und der anweſende Herr Wenz ein Geſchäftsreferat beendigte, nur ſo en passant ſagen zu können: „Ei, Herr Hofrath, geſtern habe ich auch den Napoleon geſehen.“ — „Ei ſo? Herr Reutter, das iſt mir höchſt intereſſant; was iſt es denn für ein Mann?“ — „Was ſoll ich ſagen? Es iſt ein kleines Männchen, ein geringes Männchen, ein unanſehnliches Männchen, ein Männchen wie der Herr Wenz.“

Der indignirte Herr Wenz lernte von Stund an mit Lebensgefahr ſich ſelbſt raſiren, um den unverſchämten Chirurgen entbehren zu können, der Onkel aber war höchlich ergözt und nahm es dem Herrn Reutter nicht übel, als er einige Tage darauf, gekränkt über einen eintägigen Aufſchub des Raſirens, bemerkte: „Der Herr Hofrath haben einen Bart wie der Schultheiß von Wetterſpach.“ — „So? was hat denn der für einen Bart?“ — „Einen Bart wie lauter Schweinsborſten, Herr Hofrath.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Fortſetzung.)

Der juridiſch-politiſche Leſeverein. — Journaliſtik

Es herrſcht in dieſem Augenblick hier viel Häuslichkeit. Nicht allein die Jahreszeit lockt die Geſellſchaft an den Herd der Familie, ſondern auch die politiſchen Verhältniſſe treiben die Männerwelt in die Nähe harmlos plaudernder Weiber und Kinder, wo kein Lauſcher in der Nähe iſt und das alte bekannte „Naderer da!“ von roſigen Lippen, auch wenn ſie es noch ſo gut meinen, niemals erſchallt. — Eine Zufluchtsſtätte für die langen Winterabende bietet indeſſen auch der juridiſch-politiſche Leſeverein, von deſſen Wiedereröffnung ich Ihnen in meinem letzten Berichte geſchrieben. Derſelbe zeichnet ſich durch eine gewiſſe ſolide, einigermaßen an die Großartigkeit der engliſchen Clubs erinnernde Einrichtung aus, wie man ſie von einer Corporation erwarten konnte, welcher Metternich für gut fand das Privilegium zu ertheilen, ſo viel verbotene Bücher und Zeitungen zu leſen als ſie wollte. Ein bedeutender Fonds muß dem Inſtitute zu Gebote ſtehen, denn Klagen, wie man ſie über das Muſeum in Leipzig und die Zeitungshalle in Berlin ſo häufig hört, hat man hier noch nie vernommen. Während namentlich die Ausgaben des Leipziger Muſeums zum größten Theile durch die Einnahme von den Tageskarten der Durchreiſenden und den Wochenkarten der Meßfremden beſtritten werden, werden hier nur Monats- und Jahreskarten ausgegeben, und wer nicht mindeſtens auf vier Wochen ſich in Wien häuslich niederzulaſſen gedenkt, kann nicht Mitglied des juridiſch-politiſchen Vereins werden. Dagegen zeigt man ſich gegen Fremde ſehr gaſtlich und läßt ſie gern auf Wochen und Monate von Mitgliedern einführen. Für dieſe iſt freilich die Leipziger Einrichtung bequemer, nach der auch ein in Leipzig ganz Unbekannter auf ſo kurze Zeit als ihm beliebt für ſein Geld wirkliches Mitglied des Inſtituts werden kann, nicht zu gedenken der gaſtlichen Einrichtung in dem kleinen Weimar, wo jeder Reiſende, ſo lange er ſich in dieſer Stadt befindet, gleichſam von ſelbſt Mitglied des dortigen Zeitungsmuſeums iſt, indem er, ohne zu zahlen und ohne irgend Jemand ein gutes Wort zu geben, ſchon durch das Eintragen ſeines Namens in das aufliegende Fremdenbuch das Eintrittsrecht erwirbt. Doch wir gedachten den Leſer einmal in die hieſige Leſeanſtalt einzuführen, von deſſen ſolider Einrichtung wir bereits ein Vorgefühl empfinden, wenn wir durch das geheizte Garderobezimmer ſchreiten, das zugleich als Vorſaal dient und in dem mehrere Diener von ihren Sitzen aufſpringen, um uns Hut und Mantel abzunehmen. Wir treten in den erſten Leſeſaal. Dort lodert den ganzen Tag über, von tüchtigen Holzſcheiten unterhalten, ein prächtiges Feuer in dem offenen hohen Kaminofen. Zur Linken dieſes Hauptſaales befinden ſich vier geräumige Leſezimmer, von denen namentlich die letzten beiden ſo ſtill und ruhig ſind, daß man hier den ganzen Tag über Gelehrte in dem vorhandenen Büchervorrathe des Vereins ihre Studien machen ſieht. Rechts vom Hauptzimmer befindet ſich eine Reihe von Zimmern, die mehr zu geſellſchaftlichen Zwecken dienen, und von denen eines ein vortreffliches Billard enthält. Aus dieſen Zimmern hörte man ſonſt fortwährend politiſche Debatten ſchallen; während der Zeit des Belagerungszuſtandes hat dieß freilich aufgehört. Nur wenn Abends die Wiener Zeitung ankommt, dann rollen eiligſt die Anweſenden, in der Regel zum großen Theil alte Büreaubeamte, denen man es nicht anſieht, daß ſie unter Metternich als Liberale gefürchtet wurden, in den grün ausgeſchlagenen, weichgepolſterten Lehnſtühlen herbei und gruppiren ſich um den runden Tiſch des Hauptzimmers, um das officielle Organ der Militärherrſchaft vorleſen zu hören. Daß das Intereſſe an den politiſchen Nachrichten hier ſehr groß iſt, erklärt ſich leicht, wenn man die gegenwärtige Lage Oeſterreichs bedenkt und ſich vergegenwärtigt, wie ſehr die Frage nach dem Beſtehen der Geſammtmonarchie welche jetzt freilich bereits entſchieden iſt, hier in Wien ſelbſt den Einzelnen und namentlich den Beamten berühren muß. Dazu kommt, daß die Augen des gebildeten Oeſterreichers, dem bisher die vaterländiſche Politik ſo wenig Erquickliches bieten konnte, noch immer mehr die politiſchen Verhältniſſe des geſammten Europa verfolgen, als dieß in Norddeutſchland der Fall zu ſeyn pflegt. Es hängt dieß auch mit der großen Verbreitung von Kenntniß der lebenden Sprachen zuſammen. Noch immer leſen die Gebildeten hier mehr engliſche, franzöſiſche und italieniſche als deutſche Zeitungen.

Die hieſige Zeitungsliteratur hat ſeit dem November einen ganz andern Charakter angenommen als früher. Wenn bis dahin öſterreichiſche Theaterrecenſenten und Novelliſten in ihr die Hauptrolle ſpielten, ſo herrſcht jetzt darin auf eine auffallende Weiſe ein gewiſſes norddeutſches Weſen vor und die Leiter derſelben ſind ſämmtlich Männer, deren literariſcher Charakter keineswegs ein ſpecifiſch öſterreichiſcher iſt. Bedenken kann die Haltung des Journals „Preſſe“ erregen, wenn auch nicht durch den politiſchen, ſondern nur durch den belletriſtiſchen Theil. Mit einer zu Neujahr begonnenen, als ſehr lang angekündigten Novelle unter einem ſchaudererregenden Titel, hat dieſes Blatt eine vollſtändige Nachahmung der franzöſiſchen Feuilletons begonnen, während dieſelbe von den deutſchen Blättern bisher nur ſchüchtern verſucht war. Es kommt darauf an, ob unſer Publikum Geſchmack an dieſem Ueberemaß findet. In dieſem Falle freilich wird eine zahlreiche Nachfolge nicht ausbleiben, obgleich wir die Sache auch dann nicht gut heißen können. Zum Vorwurf aber muß es der „Preſſe“ jedenfalls gemacht werden, daß ſie mit den in dieſem Punkte gewiß nur ſchwachen Kräften, die ihr hier zu Gebote ſtehen, das verſucht, was gewiß nur durch das Talent eines Eugen Sue erträglich werden kann. Dieſe Zeitung iſt es auch, welche im vorigen Jahre mit der Formatsvergrößerung der öſterreichiſchen Blätter den Anfang gemacht hat, und ſie hat erſt vor Kurzem darin wieder etwas Erkleckliches geleiſtet. Sie hat nämlich das neue Jahr mit einer „neuen außerordentlichen Formatsvergrößerung“ begrüßt und ihre Leſer mit „30,000 Buchſtaben Text mehr überraſcht.“ Sie blickt, wie ſie ſagt, nicht ohne Stolz zurück auf das, was ſie in dem Zeitraume von ſechs Monaten geleiſtet, „handgroße Blättchen ohne Inhalt“ ſeyen vor ihrem Erſcheinen in Wien herausgekommen. Sie rühmt ſich jetzt das größte und billigſte deutſche Journal zu ſeyn. Ihre Anordnung iſt, damit die 30,000 Buchſtaben untergebracht werden konnten, mit denen ſie ihre Leſer zum neuen Jahre beſchenkt hat, von der Art, daß jetzt ihr Titel kaum noch ſo gut zu ſehen iſt wie die Fühlhörner einer Schnecke, wenn ſie dieſelben ganz einzuziehen im Begriffe iſt. Das mag ſehr haushälteriſch ſeyn, aber ſchön und dem Auge des Leſers wohlthuend iſt es wahrlich nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 18. Sonnabend den 20. Januar 1849.

Ihr Greise, die gesunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spanne Raume
Ein Eden euch gehegt

Annette v. Droste.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Es schien eine beständige Feiertagssonne über dem Schlößchen zu leuchten. Selbst die Geschäfte, deren es viele gab bei der ausgedehnten Oekonomie und den stets zahlreichen Besuchen, wurden gemeinschaftlich in so heiterer, geräuschloser Weise abgemacht, daß auch sie das Ansehen einer neuen Ergötzlichkeit gewannen. — Das Wort Sparen war nicht in das Wörterbuch des Onkels aufgenommen, obwohl er für sich kein üppiges, wenn gleich behagliches Leben führte, und keine kostbaren Liebhabereien hatte, außer der kostbarsten und edelsten von allen, der sich schon der gute Vikar von Wakefield rühmte — die Liebhaberei, glückliche Gesichter und frohe Herzen um sich zu haben. Ueberall war eine behagliche Fülle, ein reichliches, fröhliches Geben, es wurde Jedermann wohl im Hause. Die Kutscher fuhren noch einmal so gern, wenn es nach dem Schlößchen in S. ging, wo sie einer warmen Stube, eines guten Trunks und eines Stücks Braten gewiß waren; man sagt sogar, die Pferde seyen schneller gelaufen und die Hunde haben mit dem Schwanz gewedelt in der Nähe des Schlößchens, im Vorgeschmack der guten Verpflegung, die sie dort erwartete.

Es waren freilich auch einmal Tage des Leids über dem Schlößchen hingegangen, damals als der Onkel seine geliebte Hausfrau in blühendem Jugendalter zu Grab geleiten mußte. Die Geschichte seiner Heirath trägt dasselbe heitere Gepräge, das sein ganzes Leben auszeichnet. Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit seinen Genossen über den Marktplatz der alten Reichsstadt ***, als eben ein stattlicher Taufzug vorüber kam. In jugendlichem Uebermuth trat er hinzu und lüftete das grünseidene Tuch, darunter ein zierliches Kindlein schlummerte. „Was ist's?" fragte er die Trägerin desselben. „Ein Mägdlein." — „Ei, das gäbe gerade eine Frau für mich!" rief er lustig und zog lachend mit seinen Kameraden weiter. Und es fügte sich, daß nach achtzehn Jahren dasselbe Mägdlein, nun eine schöne Jungfrau und reiche Erbin, ihre Hand gerne und freudig in die des vierzigjährigen Mannes legte, zu einer Zeit, wo solche Altersverschiedenheit bei Eheleuten noch viel seltener war als jetzt. Sie hat auch niemals den Entschluß bereut; unter den Vielen, die des Onkels Güte froh und glücklich machte, war seine geliebte Gattin gewiß nicht die am wenigsten Glückliche. Und so wie er sie mit Liebe und Treue durch schwere lange Krankheit bis zum Tod verpflegte, so hat er auch ihr Andenken in Liebe und Treue bewahrt. Keine andere Gattin hat er gewählt, obwohl gewiß dem reichen, überall geliebten und geachteten Mann die Wahl unter den Töchtern des Landes offen gestanden hätte. Aber in seiner unzerstörbar heitern Seele hat auch das Andenken an Leid und Tod eine milde, versöhnende Gestalt angenommen, und wenn er der geschiedenen Gattin dachte, so dachte er nicht an ihre Leiden, nicht an ihr frühes Sterben, sondern an ihre Liebe, an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebt, an das selige Wiedersehen, das seiner wartete. So warf der Tod der Gattin keinen Schatten, wohl aber ein Licht aus einer höhern Welt auf sein Erdenleben.

Digitized by Google

Nach dem Tode ſeiner Gattin nahm Tante Hanne, ſeine unverheirathete Schweſter, ſeine ächte Schweſter an Herzensgüte und Freundlichkeit, ſich des Haushaltes an, deſſen Laſten ſpäter die Nichte Julie mit ihr theilte. Tante Hanne war eine ſtille Seele, ſie hatte ihr eigenes Eckchen im Wohnzimmer, wo ſie mit unveränderlicher Ruhe ſaß, mit ſtiller Herzlichkeit die Gäſte willkommen hieß und geräuſchlos ihre Anordnungen für den Haushalt traf, die von der Nichte Julie eben ſo geräuſchlos, wenn gleich raſch und eifrig vollzogen wurden. Julie war eine Art verborgener Genius im Hauſe, überall und nirgends; ſie hatte ein fabelhaftes Gedächtniß für Jedermanns Leibgericht und Jedermanns Geburtstag, ſie war überall am Platz und kam immer zur rechten Zeit, ſie arbeitete wie eine Magd und wurde vom Geſinde geehrt wie eine Königin. Ohne Baſe Julie wäre das Schlößchen in S. in dieſer Vollkommenheit gar nicht möglich geweſen.

Dem Oheim hatte ſeine Gattin einen einzigen Sohn geſchenkt, ſeines Herzens Stolz und Freude, der unter der mütterlichen Pflege der herzguten Tante Hanne, in der freundlichen Geſellſchaft der Baſe Julie zu äußerſt ſtattlichem Gedeihen heranwuchs. Mit welcher Freude ſah er ſeinen Karl als flotten Studenten die Univerſität beziehen, wie herzlich waren deſſen Studiengenoſſen zur Ferienzeit im Schlößchen aufgenommen! Der Onkel hätte für die ganze Univerſität Raum zu ſchaffen gewußt. Nur Eine Klage hatte der Vater über ihn, eine Klage, wie ſie noch wenige Väter zu führen hatten: „Der Burſch braucht mir zu wenig Geld. Julie, ſchreib ihm nur wieder, er ſoll ſich nichts abgehen und ſich überall recht honorich finden laſſen.“

Zur Freude der Familie war dem guten Onkel ein hohes Alter beſtimmt, und er ſtarb ohne die Leiden, die Gebrechen, die geiſtige Abnahme ſpäterer Jahre zu erfahren. Hell und ungebrochen blieb ſein Geiſt bis zum Tode. Ich will ſein helleres Lebensbild nicht trüben mit Schilderung des Leides, das ſein Tod gebracht. Heute wird nur in Frieden und Freude ſeiner gedacht; wo frohe Herzen ſich zuſammen finden, um die Bande des Blutes noch zu ehren, da erſteht ſein Bild in ſeiner ganzen lichten Freundlichkeit.

Noch ſteht das alte Schlößchen, noch plätſchert der Brunnen im Hof; aber keine Fiſche ſchwimmen mehr darin, zur fröhlichen Mahlzeit beſtimmt, keine leichten jungen Tritte fliegen mehr die alte Treppe herauf, kein freundlicher Willkomm ertönt mehr aus der Erkerſtube, die mit den andern Gemächern leer ſteht und nur ſelten zur Aufnahme der entfernt wohnenden Herrſchaft geöffnet wird. So iſt wohl heute manches Haus entleert, auch wo die Bewohner geblieben ſind. Der Kampf um die Exiſtenz, die Anſprüche des öffentlichen Lebens haben jene Blüthen der Familienfreude wie ein rauher Märzwind verweht.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Und nur du, geliebtes Vaterland, das bald zum Himmel erhöhte, bald in die Hölle verdammte, für das unſere Herzen in dieſer dunkeln Zeit auf's neue klopfen, und von den ſchönſten Frühlingshoffnungen herabgeſtoßen, bang erzittern — ſollteſt du allein unter den gebildeten Völkern im Reigen der ſich ſelbſt verläugnenden Liebe fehlen? Dreißigfach getrennt, erſt in Religionshaß zerfleiſcht, dann in Stammeshaß entzweit, in Parteihader zerriſſen und nun mit Bürgerblut beſprizt, von rechts und links her im Aufſchwung verrätheriſch und meuchelmörderiſch gelähmt — deutſcher Adler, wie ſteht es mit deinem Herzen? Blick' ich in die Zeitungen und in die Kammern, in die Volksvereine und Wirthshäuſer, auf die Barrikaden und die Freiſchaarenzüge, in die Beamtungen und Kirchen, in die Schulen und Werkſtätten, überblick' ich den ganzen lauten Markt des Tages, ſo weiß ich, daß ich mich nicht täuſche, wenn ich auf dieſem Felde große Hoffnungen anzupflanzen andern überlaſſe. Aber als einen göttlichen Plan erkenne ich es und möchte es erkennen laſſen, daß Anſtalten der Rettung wie über die Nachbarländer, ſchon vor der Revolution, auch über Deutſchland hin verbreitet ſind. Sie ſind die Archen Noä, welche durch die Sündfluth retten ſollen.

Trotz unſerer Schulen, trotz unſerer proteſtantiſchen Bildung — viele wollen wiſſen, gerade durch ſie — iſt auf dem platten Lande wie in den großen Städten die geiſtliche und leibliche Noth ſo groß wie irgendwo. Das kleine Württemberg, dieſer „Augapfel Gottes,“ zählt unter ſtark anderthalb Millionen Seelen an 18,000 verwahrloſte Kinder. In Wien wurden im Jahr 1846 kirchlich eingeſegnet 3645 Paare, im Jahr 1847 nur 2730, alſo 915 weniger, ſo daß in gleichem Fortſchritte das eheliche Inſtitut nach vier Jahren in der Hauptſtadt Oeſterreichs erloſchen ſeyn würde. Noch ungünſtiger iſt das Verhältniß in München, nur wenig beſſer in Augsburg und Leipzig. Allenthalben eine erſchreckliche Zertrümmerung der Ehe, ein wachſendes Verſchwinden ehelicher Geburten. Kein Wunder, wenn über den zerrütteten Familien die Staaten wanken und ſtürzen. In Hamburg werden ſechzehnjährige Knaben entdeckt, die niemals das Innere einer Schule oder Kirche geſehen zu haben bekennen; 26jährige Mädchen, die unconfirmirt

Digitized by Google

und ohne alle Kenntniß, ſelbſt der einfachen Ziffern ſind. Was mögen dieſe für Republikaner werden und zeugen! Wie es in Berlin ausſieht, der Metropolis der Intelligenz, in ſeiner Hausvogtei wie in ſeinem Voigtlande, davon wiſſen die Steine zu ſchreien. Wenn aber das am grünen Holze, was ſoll am dürren werden? Nach einem Blicke in die öffentlichen Geheimniſſe Berlins müſſen wir es natürlich finden, wenn wir in ein von der Hungerpeſt unſern Augen geöffnetes Bauernhaus in Oberſchleſien tretend, die Frau ſich nicht genug wundern ſehen, daß ein barmherziger Bruder mit ihrem vierjährigen Kinde ſpielt und tändelt, ja es ſogar auf ſeine Arme nimmt und mit ihm umherſpringt: „das habe ſie mit ihrem Kinde nie gethan.“ — Einen Vorhang über alle die trüben Bilder geiſtiger, ſittlicher und leiblicher Vernachläſſigung und Verderbung unſeres armen Volks, das fortwährend durch Brandſtifter und Höllenprediger, namentlich in ſeiner wandernden Jugend vergiftet wird!

Es ſchreitet denn doch Einer auch durch Deutſchland ſeit Jahren mit verdoppelten Schritten, der die Kleinen zu ihm kommen heißt, und alle Mühſeligen und Beladenen getröſtet und erquickt wiſſen, die Kranken heilen, die Einſamen und Gefangenen beſuchen, die im Elend ſind, in's Haus führen, die Hungernden ſpeiſen, die Durſtigen tränken, die Gefallenen aufrichten, die Verlorenen ſuchen und den Armen das Evangelium predigen laſſen, keinen, gar keinen verloren geben will.

Eben jenes Württemberg zählt über ſiebzig Anſtalten chriſtlicher Liebe und doch einſtweilen zweiundzwanzig Rettungshäuſer für die verwahrloſte Jugend, womit ſich zwei Pflanzſchulen für Armenſchullehrer, die um Gottes, nicht um Geldes willen wirken wollen, verbinden. In demſelben Hamburg beſteht ein Verein für confirmirte Sonntagsſchüler, ein weiblicher für Armen- und Krankenpflege, das Amalienſtift nimmt zweiundſiebzig Familien in Leibes- und Seelenpflege, nach den genannten engliſchen Vorbildern. In Kaiſerswerth am Rhein hat der einzige Pfarrer Fliedner, ein zweiter A. Hermann Franke, eine Diakoniſſenanſtalt zur Bildung chriſtlicher Krankenpflegerinnen, ein Diakoniſſenkrankenhaus, ein evangeliſches Lehrerinnenſeminar für Kleinkinder-, Elementar- und Induſtrieſchulen, eine evangeliſche Kleinkinderſchule, ein Waiſenhaus und ein Aſyl für entlaſſene weibliche Gefangene mit kleinem Anfang und geringen Mitteln nach und nach neben einander gegründet. Ein gleicher Bienenſtock chriſtlicher Liebesthätigkeit, und zugleich eine wahre Hochſchule derſelben, hat der Kandidat Wichern im rauhen Hauſe zu Horn bei Hamburg angelegt. Seine „fliegenden Blätter“ geben uns die trefflichſten Aufſchlüſſe, Berichte und Winke, und treten den franzöſiſchen Annales de la Charité zur Seite, zu welchen eine Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter, viele hochgeſtellte Staatsmänner die gediegenſten Beiträge liefern. Die zwei Hauptzwecke im rauhen Hauſe ſind die Rettung und Erziehung verwahrloſter Kinder und die Bildung von „Brüdern,“ d. h. jungen Männern, welche innerhalb der Chriſtenheit Miſſionsdienſte thun ſollen in Kinderrettungsanſtalten, in Gefängniſſen, auf Auswandererſchiffen, in Zuflucht herbergen und überall, wo die Noth an den Mann geht (ſo wurde eine Anzahl ſolcher jungen Männer nach Oberſchleſien geſendet). Ganz beſonders ſollen dieſe aus dem Handwerkerſtande genommenen und darin bleibenden Brüder in Geſellenſtuben und Werkſtätten, zu Hauſe und auf der Reiſe durch ihre chriſtliche Bildung der Verpeſtung unſeres deutſchen Handwerksburſchenlebens durch die ſocialiſtiſchen Bücher und Genoſſenſchaften entgegenwirken. Denn allerdings, was werden wir für einen mittlern Bürgerſtand bekommen, wenn dieſer Krebs des erklärten Atheismus und Communismus ſo weiter durch die jungen Arbeiter frißt, wie in den letzten Jahren!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Paris**, Januar.

Zuſtand der Kunſt — Theater.

Was auch immer die Pariſer Journale von einer Wiederbelebung der Künſte, der Theater, der muſikaliſchen und anderer Soiréen berichten mögen, es gehört dieß bis jetzt noch in das Reich gemüthlicher Träume. Einige wenige theatraliſche Aufführungen ausgenommen, hat das übrige Kunſtleben, ſo wie das geſellige noch nicht den Schatten ſeines früheren Glanzes wieder erreichen können, und ganz beſonders gilt dieß von der Muſik. Alle die Salons, in welchen man die bedeutendſten Talente Europas in Frankreichs Hauptſtadt zu hören bekam, ſind und bleiben vorerſt und wohl noch auf lange Zeit geſchloſſen, und die Soiréen bei dem Kammerpräſidenten Marraſt waren, was auch einige Journale von deren Pracht, muſikaliſchen Executionen ꝛc. faſeln mochten, ſelbſt im Vergleich mit denen bemittelter Privatperſonen und mancher Wechſelmäckler unter Ludwig

Philipp, beſonders in künſtleriſcher Hinſicht, höchſt armſelig. Auch die Toiletten der Damen waren oft geſchmacklos und dürftig, nur an Erfriſchungen ließ es der Republikaner par excellence nicht fehlen; dabei hielt er ſehr ſtreng auf eine kleinliche Etiquette und ein mehr als höfiſches Ceremoniel, beſonders hinſichtlich ſeiner eigenen Perſon. Der vortreffliche muſikaliſche Verein des Fürſten de la Moscowa, der ſeinesgleichen nicht in Europa hatte, iſt längſt eingegangen und ſeine Mitglieder ſind in alle Welt zerſtreut. Viele derſelben haben jedoch einſtweilen in dem benachbarten Verſailles ihren Sitz aufgeſchlagen, das von ehemaligen Prinzeſſinnen, Herzoginnen, Marquiſinnen, Gräfinnen u. ſ. w. wimmelt, und man ſagt, daß daſelbſt ganz in der Stille die unterhaltendſten Abendrenniones ſtattfinden. Die Bevölkerung dieſer Stadt hat ſich ſeit der Februarrevolution verdoppelt, die ſonſt ſo öden Straßen ſind mit glänzenden Equipagen angefüllt, und es ſcheint als habe die Pariſer ſchöne und elegante Welt dort ihre Winterquartier aufgeſchlagen. — Wenn die meiſten Pariſer Theater ſchlechte Geſchäfte machen, ſo iſt wahrhaftig nicht der Mangel an neuen Stücken ſchuld, denn alle Direktionen der ſekundären Bühnen und der Vaudevilletheater werden damit ſo reichlich verſehen, daß ſie auf Jahre hinaus Ueberfluß daran haben; aber die Stücke wollen, mit Ausnahme einiger wenigen, das Publikum nicht anziehen, obgleich die meiſten auf die Tagesbegebenheiten anſpielen, und die beſſern Theater müſſen ältere Produkte wieder hervorſuchen, um nur ein kleines Publikum zu erhalten. Im Theater der Republik (Théâtre français) hatte „Richelieus Alter," ein Luſtſpiel in fünf Akten, einigen Erfolg. Octave Feuillet und Paul Berage ſind die Verfaſſer. Lange wird ſich jedoch das ſeichte Produkt, trotz dem ziemlich anziehenden Stoff, nicht halten. Daſſelbe Theater hat Molière's Don Juan wieder hervorgeſucht und der alte Wüſtling fand weit mehr Beifall als die modernen, ſtark nach rothem Republikonismus ſchmeckenden aufgeblaſenen Produkte; ebenſo die »Précieuses ridicules.« Das Odeon hat ſeinem Publikum durchaus nichts gebracht, was der Erwähnung werth wäre; ein ſchon vor ſiebzehn Jahren angegyſſenes Drama, „die Königin von Spanien," von de Latouche, hat die Direktion gewagt neu in Scene zu ſetzen, und was man 1831 »aux français« abſcheulich fand, wurde jezt nicht ohne Beifall aufgenommen; ſiebzehn Jahre haben, wie es ſcheint, den Geſchmack der Pariſer ſehr verändert, und was ſie damals unter Erröthen auszuziſchen, hörten ſie jezt unter Beifallklatſchen mit Vergnügen an. — Im Vaudevilletheater machte eine ſocialiſtiſche Theorie in drei Akten, welche den Titel »la propriété c'est le vol!« führt, viel Glück und zieht fortwährend Zuſchauer an. Das Stück iſt übrigens ein ſehr ſeichtes Produkt, hat wenig Geiſt und Witz, ja es iſt faſt eben ſo albern als Proudhons Worte, die ihm als Titel dienen. Was das Volk anzieht, iſt hauptſächlich Adam und Eva und die Schlange im Paradies, womit der ganze erſte Akt ausgefüllt iſt. Im Gymnaſe gibt man ein ähnliches Produkt unter dem Titel »à bas la famille,« das gehaltvoller und geiſtreicher iſt, die Familie in Schutz nimmt und den Socialismus lächerlich macht, aber trotz dem oder eben deßhalb bei weitem nicht ſo viel Theilnahme findet als das andere Machwerk.

(Fortſetzung folgt.)

Wien, Januar.

(Fortſetzung.)

Die Wiener Boten. — Schriften über die Oktoberrevolution

Aus Leipzig kamen dieſer Tage die Probenummern einer neuen Zeitſchrift, die „Wiener Boten" hieher, welche ſich mit eiſerner Stirne in Titel und Ausſtattung als eine möglichſt handgreifliche Nachahmung der bekanntlich noch beſtehenden, wenn gleich für Oeſterreich nicht mehr bedeutenden Grenzboten ankündigt. Wahrſcheinlich war Breslau den Wienern, welche ſich jezt von Wien dahin zurückzogen, zu ſtill, und ſo kommt es denn, daß ſich allmählig ein „öſterreichiſches Corps der Rache von fünfzig Mann" in Leipzig zuſammengefunden hat, unter denen ſich auch die Herausgeber des neuen Journals befinden. Mögen aber dieſe Heeren ſich nicht täuſchen! Wenn ihre Wiener Boten uns an die Zeit erinnerten, wo jeder freiſinnige, gebildete Oeſterreicher den Grenzboten ſein Intereſſe zuwandte, ſo ſagt man ſich doch zugleich, daß zum Glück die Zeit vorüber iſt, wo man nach Leipzig ging, um für Oeſterreich zu ſchreiben. Die Männer jenes für Oeſterreich einſt ſo wichtigen Blattes befinden ſich jezt mit der viel verſprechenden, „entſchieden deutſchgeſinnten" oſtdeutſchen Poſt beſchäftigt wieder in Wien, und bei der Preßfreiheit, welche Oeſterreich jezt genießt, wenn auch der Glanz derſelben für den Augenblick getrübt iſt, bedarf der öſterreichiſche Liberalismus keineswegs noch ſo ſehr der Vermittlung des ſächſiſchen, daß es nicht als ein eitles Kokettiren erſcheine, wenn man drei noch jezt ſpezifiſch öſterreichiſche Journale begründet, die doch jedenfalls eine längere Dauer anſtreben als die Zeit des Belagerungszuſtandes in Wien.

Ueber die Oktoberrevolution ſind uns nach und nach ziemlich viele Schriften zugekommen, welche theils in Leipzig, theils in Prag, Gratz und hier am Orte erſchienen. Erwähnung verdient davon wohl nur die von Schütte, die mit einer für die Stellung, welche der Verfaſſer hier einnahm, wahrhaft merkwürdigen Objektivität geſchrieben iſt, mit der freilich der etwas frivole Titel: „die Oktoberrevolution aus dem Tagebuche des Dr. Schütte" eingermaßen in Widerſpruch ſteht. Die Schrift, von der mir freilich nur das erſte Heft bis jezt zu Geſicht gekommen, iſt nichts weniger als pikant, ja, ſie wird ſchon durch die faſt vollſtändig mitgetheilten zahlreichen Aktenſtücke zu einer ſehr trockenen Lektüre. Aber eben deßwegen darf Einer, der die Oktoberrevolution hier ſelbſt mit erlebt hat, allen denen, die ſich damals mit ihm in gleicher Lage befanden, empfehlen, dieſe Schrift wie ein Kleinod aufzubewahren. Die Meſſenhauſerſchen Proklamationen, welche wir damals jeden Morgen an den Straßenecken aufſuchten, müſſen, ſpäter in ſtillen Stunden einmal wieder geleſen, einen ſeltſamen Eindruck machen, und mit großer Behaglichkeit wird man ſich bei dieſer Lektüre ſagen: auch über mich durfte einſt der wunderliche Mann, der dieſen confuſen Styl ſchrieb, Standrecht halten laſſen. — Auch von Auerbach iſt hier eine Schrift über die Oktoberrevolution angekündigt, welche demnächſt in Breslau erſcheint. Seine zahlreichen hieſigen Freunde wünſchen, daß der Verfaſſer in derſelben mehr geſchildert als politiſirt haben möge. — Von dem hier lebenden Schriftſteller Kompert erſchienen Erzählungen unter dem Titel „Aus dem Ghetto." Wir hören ſie ſehr loben, müſſen aber freilich bedauern, daß der Verfaſſer damit die Geſchichten von dem Oſterlämpchen, dem Judengäßchen u. ſ. w. wieder aufführt, die man nachgerade, da die Juden nun doch — trotz Kremſier — durch die Zeit emancipirt ſind, wohl könnte ruhen laſſen. — Von Tauber, welcher ebenfalls hier lebt, ſowie ſchon etwas früher von Hebbel, erſchienen in Leipzig Gedichtſammlungen. Von lezterem wird nächſtens die Judith auf dem Burgtheater zur Aufführung kommen, jedoch nicht wie ſie dem Publikum gedruckt vorliegt, ſondern wie man ſie in Berlin gegeben hat.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 19. Montag den 22. Januar 1849.

Wenn du wirkſt, o Liebe, wählen
Wie der Trauer ſtilles Haus
Und des Elends düſtre Höhlen
Zu des Wohlthuns Tempeln aus
Keiner ſchäme ſich der Thränen,
Ihm entlockt von Jammerſcenen!

J. H. v. Weſſenberg

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

In Berlin iſt jetzt auf dem Köpeniker Felde ein Muſterkrankenhaus mit chriſtlicher Krankenpflege durch Diakoniſſinnen unter Fräulein von Rantzau begründet. Der fromme Sinn des Königs und der Königin ſchützt und fördert in und außer Preußen die vielen, allenthalben ſich Bahn brechenden Anſtalten rettender Liebe. Nach ſolchem Vorbilde beeifern ſich namentlich die höhern und höchſten Stände im Hinabſteigen zu dem Elend und der Armuth. Da iſt unter Andern eine Stiftsdame zu Heiligengrabe in der Mark Brandenburg, Fräulein Stach von Golsheim, die durch die Schreckensnachrichten aus Oberſchleſien ergriffen, ganz allein und unbekannt mit Sprache und Sitten des Landes, nach Pleß eilte. Mitten in ſtrengſter Winterkälte und der traurigſten allgemeinſten Noth muß ſie ſich die Stätte ihrer Wirkſamkeit erkämpfen. Es werden ihr die in den Oberräumen eines Hauſes geſammelten Waiſenkinder zur Fürſorge übergeben. Faſt durchgehends auf ſich ſelbſt angewieſen, da die polniſchen Mägde nichts taugen und eben ſo wenig alle männlichen Dienſtleute, hat dieſe Dame 54 Waiſenkinder verpflegt, mit eigener Hand ſie vom ſcheußlichſten Schmutz gereinigt, gekleidet, beſorgt und unterrichtet; ſie hat mit wunderbarer Kraft in dieſem rohen, wüſten Kinderhaufen Zucht aufrecht gehalten und in den überfüllten Räumen unter Geſunden und Kranken mit reichem Segen gearbeitet. — Sind das nicht Sterne der Hoffnung?

Aber freilich, wie viel tauſend Städte und Stadtbezirke, Dörfer und Flecken gibt es in Deutſchland, wo ſich noch keine Hand regt, kein Herz ſchlägt, kein Auge ſelbſt ſich öffnet für das grauſe Elend um und um! Wie ſehen nur die Armen- und Siechenhäuſer in unſern kleinen Städtchen und Dörfern aus! Wo ſind die Männer, die perſönliche Hülfe bringen? Nur auf den Schultern weniger Männer und Jünglinge ruht die Sorge und Laſt der zahlreichen Anſtalten, die allerdings mit wunderbarem Segen gekrönt ſind, ſchon darin, daß gerade in dieſer bedrängten Zeit nicht nur keine eingehen mußte, ſondern ihre Mehrzahl bedeutendere Summen denn je zur Zahlung ihrer Schulden und Förderung ihrer Zwecke hat einnehmen dürfen.

Am Ruf zu allgemeiner Hülfe fehlt es nicht, aber an Ohren zu hören, an Augen zu ſehen, weil an Herzen zum Mitleiden und Mitweinen. Und an dieſen fehlt es, weil der Born der Religion, aus der allein das Herz ſich mit wahrhaft ſelbſtverleugnender, nachhaltiger Bruderliebe füllt, vertrocknet iſt. Keine ächte Liebe ohne tiefen Glauben. Nur weil das engliſche Volk noch ſo durchdrungen iſt von alter, ungebrochener, unverbiaßter Religioſität, finden ſich dort ſolche Kämpfer und Sieger auf dem Felde der Barmherzigkeit, wo die Schlachten ſchwerer zu ſchlagen ſind als auf dem Blachfelde unter Trommelwirbel und Kanonendonner.

Jede Anklage wäre thöricht; wie ſchon geſagt, es iſt eine Geſammtſchuld. Wir wollen hoffen, der gegenwärtige Zuſtand ſey ein Uebergang zu freierer, kräftigerer, thätigerer Religioſität, als die bisherige Religion des Herkommens, der Gewohnheit und des Scheins war. — Aber die Gelehrten fallen nicht

Digitized by Google

vom Himmel und die Jünger Chriſti fiſcht man nicht aus dem Brunnen. Ein Geſchlecht der Liebe, wie wir's brauchen für unſere werdenden freien Staaten und ſelbſtthätigen Gemeinden, für ein einiges, in Selbſtbeſchränkung, nicht in Selbſtüberhebung großes Deutſchland, für ein friedenreiches Europa, muß erſt geboren und erzogen werden. Wir Alle, wie wir ſind, finden in der Wüſte unſer Grab, und wohl der Menſchheit, wenn unſer Egoismus völlig mit uns begraben würde! Wer wollte nicht am Ende für ſich Entſagung lernen im Blick auf glücklichere Kinder, auf freiere und einigere Enkel?

Und wenn dennoch jezt ſchon Arbeiter für die reiſe Ernte des Elends nöthig ſind und die Schnitter finden ſich nicht, wohlan denn, ihr Schnitterinnen, an das Werk! Das Frauenherz, zur Liebe geſchaffen und vom Glauben lebend, hat ſeiner Religion nicht ſo des Gedankens Bläſſe ankränkeln laſſen, wie ſie der Religion des männlichen Geſchlechtes angeflogen iſt. Die deutſche Frau kann, ohne zu erröthen, das Lob noch hören, das vor einigen Jahren ein Engländer ausgeſprochen: die Deutſchen ſeyen ein frommes und gottinniges Volk wie kein anderes. Und geübte Siegerinnen auf dem Felde der Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen werden dann auch Söhne gebären und heranziehen in ſolcher Liebesübung zum Mitthaten und Mitrathen, wie in die Hütten des Volkes, in die Rathsſäle der Gemeinden und in das Ober- und Unterhaus der Nation das Vaterland ſie bedarf und erſehnt zu Heilung ſeiner Wunden.

„Schafft aus dem weiblichen Theile der demittelten Bevölkerung eine Nationalgarde des Armenweſens; die wohlthätigen Folgen für den Wohlſtand und die ſittliche Kräftigung der ärmern Volksklaſſen werden nicht lang auf ſich warten laſſen. Vertheilt unter dieſe Garde noble (und mobile) eure Bedürftigen und gebt ihr Sitz und Stimme im Armenpflegſchaftsrath. Dieß halte ich für den erſten wichtigen Schritt zur wirkſamen Beſſerung des Looſes unſerer Bedürftigen.“ So ruft mit mir ein anderer Rufer in dem Streit der Liebe gegen die Selbſtſucht und das Elend.* Ein anderer (in den „fliegenden Blättern“ Wicherns) ſezt hinzu: „Wo es gilt, das blutende menſchliche Herz zu verbinden und ſeine unſagbaren Schmerzen zu lindern, wo es darauf ankommt, in ſtiller, hingebender Selbſtverleugnung jedem Athemzuge der kranken Seele nachzugehen mit dem Blicke der Erbarmung, mit dem Wort der Liebe, da iſt die prieſterliche Stätte, an der das Weib zu wirken hat. Das hat die chriſtliche Gemeinde und Kirche immer erkannt, und der große Vincentius zumal hat den Beruf des Weibes in ſeiner Pflanzſchule chriſtlicher Barmherzigkeit gewürdigt.“ — Gerade auch der Auflöſung des Familienlebens, an der das moderne Leben ſo furchtbar krankt, wird nur durch die Trägerinnen der Familie, wenn ſie ſolche Bringerinnen des Friedens und Thäterinnen der Liebe ſind, geſteuert werden.

(Schluß folgt)

* Canſtatt, über die Organiſation der Arbeit und des Armenweſens. Erlangen 1848.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

4.

Ein Stadtſchreiber.

Auch das war eine glorioſe Zeit, als der Herr Döte (Pathe) Stadtſchreiber noch regierte. Seit die Stadtſchreibereien eingegangen ſind, iſt kein reſpektables Haus mehr im Städtchen zu finden. Jezt gibt es Gerichtsnotare und Amtsnotare, Stadtſchultheißen und Rathsſchreiber, Verwaltungsaktuare und Pfandkommiſſäre, die alleſammt Mühe haben, ſich nebſt Familie des Hungerſterbens zu erwehren. Alle dieſe Aemter waren dereinſt vereinigt unter dem Dache der Stadtſchreiberei, alle dieſe Würden ruhten auf dem Haupte des Herrn Stadtſchreibers, und die zahlreichen Schreiber, die ſich in die Aemter theilten, waren nur Glieder im Dienſte dieſes ehrwürdigen Hauptes.

Die Stadtſchreiberei war kein modernes Haus, es verſprach nicht viel von außen, aber von innen waren die Räume bequem und ſtattlich. Vorn heraus auf die Straße lag das Wohnzimmer, in dem geſpeist wurde und wo ſich die Familie des Tags über aufhielt, um am Fenſter bequem beobachten zu können, was alles im Städtchen aus und einging. Die Schreibſtube hatte nur die Ausſicht auf benachbarte Winkel und Höfe, damit das Dienſtperſonal nicht im Geſchäft geſtört würde. Auf ein eigenes Arbeitszimmer wagte keiner der Subſtituten und Schreiber Anſpruch zu machen; ſogar der Herr Principal hatte in der allgemeinen Schreibſtube nur einen beſonders umzäunten Platz, wo ein bequem gepolſterter Lehnſtuhl ſtand, den er geruhte des Tags eine bis zwei Stunden lang zu beſetzen.

Das Wohnzimmer war bequem, aber durchaus nicht elegant möblirt; ein gepolſtertes Sopha mit geſchnörkelten Füßen, hochlehnige weich gepolſterte Seſſel, nach denen ſich manchmal ſehnſüchtig die Blicke der jüngern Schreiber und des Incipienten richteten, die mit hölzernen Stühlen vorlieb nehmen mußten, eine „Driſſur,“ auf deren Gipfel blaue Meißner Taſſen und rührende Gypsfiguren prangten, eine hohe Kommode

Digitized by Google

mit weitgeſchweiſtem, inhaltsſchwerem Bauche, ein Nähſtock, an dem die Frau Stadtſchreiberin und ihre Töchter ihr Tagewerk vollbrachten, das bildete die ganze Zimmereinrichtung. Daneben aber war noch ein Staatszimmer, das bei außerordentlichen Gelegenheiten geheizt wurde, und Gaſtzimmer von der verſchiedenartigſten Größe und Einrichtung, je nach dem Rang der etwaigen Gäſte. Eine Stadtſchreiberei war ein gaſtfreies Haus, das ganze Jahr offen für Verwandte und Freunde, zu welch erſteen nach gut ſchwäbiſchem Brauche das halbe Vaterland gehörte. Die unheizbaeen Zellen des Schreibereiperſonals lagen im obern Stock und unter dem Dach. Es ging die Sage, des Herrn Amtsſubſtituten Zimmer könne geheizt werden, ſeit Menſchengedenken hatte abee keiner von einem ſolchen Vorrechte Gebrauch gemacht.

Ein Stadtſchreiber hatte ein wahrhaft fürſtliches Einkommen, was ſich denken läßt, da in ſeine Kaſſe all die Einkünfte der zahlreichen Aemter und Aemtlein floſſen, die jezt in ſo viele Kanäle und Bächlein vertheilt ſind, und da zudem noch das „Schmieren" und Geſchenkenehmen in jeder Art bei Beamten eine ganz hergebrachte Sache war, die mit einer gewiſſen Würde betrieben wurde und dem amtlichen Anſehen durchaus keinen Eintrag that.

Das fürſtliche Einkommen theilte denn auch dem Heern Stadtſchreiber eine Art fürſtlichen Bewußtſeyns mit, und kaum wird ein regierendes Haupt in unſern Tagen in ſeinem Staatsrath mit der Ehrfurcht empfangen, mit der die lautloſe Schaar der Schreiber ſich erhob, wenn der Herr Prinzipal geruhte Morgens gegen zehn Uhr ſeinen Polſterſtuhl in der Schreibſtube einzunehmen; die meiſte Zeit regierte er übrigens unſichtbar wie der Kaiſer von China.

Womit der Herr Stadtſchreiber ſeine übrige Zeit ausfüllte, da er mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſich nicht anzuſtrengen pflegte und den Genuß der ſchönen Literatur ſeinen Töchtern überließ, dürfte faſt räthſelhaft erſcheinen; wenn man aber erwägt, wie viel Zeit die Verwaltung ſeiner Peivateinkünfte und der Einzug der Geſchenke in Anſpruch nahm, wovon er wenigſtens die klingenden ſelbſt in Empfang nahm, während die Frau ſich mit Annahme der Zuckerhüte und Kaffeedüten, mit den Gänſen, Hühnern und ſonſtigen Viktualien befaßte, ſo dürfte man ſich nicht mehe wundern. Rechnet man dazu, daß er ſich nicht voe acht Uhr aus dem Bett eehob, und mindeſtens eine Stunde brauchte, um ſeine Morgenpfeife zu eauchen, daß er nach Tiſch eine hineeichende Sieſta hielt und ſodann wieder unter dem Fenſter lag, um ſein ehrwürdiges Haupt den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit gehöriger Ruhe der Verdauung oblag, die Tagesneuigkeiten anhörte und die Zeitung ſtudirte, ſo iſt das Räthſel vollends gelöst.

Die rechte Ueberſicht über ſämmtliches untergedenes Perſonal konnte man bei Tiſch bekommen, wo ſich auf den Schall einer Glocke oder auf den Ruf der Hausjungfee alles zu Tiſche einfand und nach abgehaltenem Tiſchgebet und einer Skala von „geſegnrte Mahlzeit" in der gehörigen Rangordnung Platz nahm. Zuoberſt natürlich thronte dee Heer Stadtſchreiber, eine ſtattliche, wohlgenährte Geſtalt, zu ſeiner Rechten die Frau Stadtſchreiberin, eine äußerſt höfliche kleine Frau, dann die jeweiligen Gäſte, von denen das Haus ſelten leer war, ſodann die Töchter des Hauſes.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Fortſetzung.)

Theater.

Claſſiſche Stücke haben wir in dieſer Zeit auf dem Burgtheater faſt gar nicht geſehen, mit Ausnahme zweier Shakeſpeareſchen Stücke, worunter Macbeth in der Schillerſchen Bearbeitung. In dieſem Stücke wird namentlich Lady Macbeth von Frau Meltich mit einer Meiſterſchaft gegeben, welche wir nach ihren ſonſtigen Leiſtungen niemals von ihr erwartet hätten. Vielleicht fehlt es manchem unſerer Schauſpieler nur an großartigen Rollen, um ſich als Künſtler groß zu zeigen. Anſchütz, der freilich nie ſchlecht ſpielt, iſt als Lear eine grandioſe, wir möchten ſagen weit über die Wirkungen der gewöhnlichen theatraliſchen Darſtellung hinausgreifende Erſcheinung. Früher ſahen wir „Ludovica," Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Philipp Maſſinger, mit Benützung der Bearbeitung des Grafen Baudiſſin, von Deinhardſtein, ein Stück, welches hier zuerſt aufgeführt wurde. Wie wir hören, iſt die deutſche Bearbeitung und die Aufführung von Tieck veranlaßt. Beſtände unſer Wiener Publikum aus Dramaturgen, ſo würde ſich dieſes Trauerſpiel gewiß auf dem Repertoire erhalten. Aber immerhin können wir für die nun einmal ſtattgehabte Aufführung dankbar ſeyn. Wie durch die engliſchen Stücke überhaupt, bei denen der noch friſche Einfluß des Shakeſpeareſchen Genius ſichtbar iſt aber die von Zeitgenoſſen Shakeſpeares herrühren und daher aus derſelben Quelle eines großartigen Volksbewußtſeyns ſchöpften, ſo wehl auch durch dieſes Stück ein gar ſtolzer Geiſt, aber leider fehlt auch hier das Forcirte nicht, wenn gleich es hier keineswgs ſo ekelhaft wird als in der vor einigen Jahren von Dr. Wiener in Berlin bearbeiteten und öffentlich vorgeleſenen Tragödie von Ford. Der Inhalt des Ludovico iſt kurz folgender. Ludovico Sforza geräth in

die Gefangenſchaft Kaiſer Karls V., nachdem wir ihn zu Anfang der Tragödie für dieſen Fall Francesco, welcher mit ſeiner Schweſter vermählt iſt, haben das Verſprechen abnehmen hören, ſein, Sforza's Weib, Marcelia, zu ermorden. Von geringem Intereſſe, jedoch untadelhaft iſt die Handlung in den erſten beiden Akten, welche in Sforza's herzoglichem Schloſſe vorgeht. Den Glanzpunkt des Stücks bilden jedoch die dann folgenden Scenen im kaiſerlichen Lager zu Pavia, wo die Großmuth Karls V. den kühn und freimüthig zu ihm redenden und den Tod erwartenden Gefangenen freigibt, und ſodann diejenigen in der Reſidenz des Herzogs, wo Francesco, von der Freilaſſung des Herzogs noch nicht, wohl aber von ſeiner Gefangenſchaft unterrichtet, gegen Marcelia die Künſte der Verführung anwendet, und da dieſe fruchtlos ſind, ihr Sforza's geheimen Auftrag entdeckt, in Folge deſſen ſie plötzlich die Liebe zum Gemahl erkalten fühlt und dem eben Heimkehrenden nur einen auffallend froſtigen Empfang zu bereiten vermag. Der Glaube an ein Verhältniß zwiſchen Francesco und Marcelia, welcher von ſeiner Schweſter, Francesco's Gattin, genährt wird, gewinnt daher bei ihm mehr und mehr Raum, und er ſelbſt ermordet Marcelia, welcher Francesco einen Eid abgenommen hatte, der ſie bis kurz vor ihrem Tode hindert, ihrem Gatten die Urſache ihrer Abneigung gegen ihn zu entdecken. Am Schluſſe des vierten Aktes liegt Marcelia ermordet am Boden und Ludovico, bewußtlos nach der furchtbaren That, an ihrer Seite. Der ganze fünfte Akt gehört daher den Rachegeiſtern. Wenn der Vorhang wieder in die Höhe geht, hat ſich Sforza wieder erhoben. Zu ihm tritt ein fremder Arzt und verſpricht ihm einen Trank zu geben, durch den ſeine Augen fähig werden ſollten, Marcelia lebendig zu ſehen. Er trinkt, und zwar Gift. Nach einer Verwandlung wird denn auch wirklich eine verſchleierte Geſtalt ſichtbar, die Ludovico für ſein Weib hält und der er begeiſtert ſich nahl. Da reißt der Arzt, der plötzlich als Francesco daſteht, den Schleier herunter und vor uns ſteht — ein ganz fremdes Weſen. Dieſes, ſagt Francesco, ſey ſeine Schweſter, Sforza's frühere Geliebte, welche dieſer um Marcelias willen verlaſſen, und ſie habe er rächen wollen. So ſteht alſo Sforza mit einer neuen Schuld beladen da, die aber, weil ſie ſich nicht aus dem Stücke ſelbſt ergibt, auf den Zuſchauer nicht den geringſten Eindruck macht. Und was ſoll uns überhaupt dieſe fremde Erſcheinung? Wiſſen wir doch nicht einmal, ob ſie wenigſtens auf Sforza einen Eindruck macht, denn dieſer kann doch nicht mehr thun, als am Gifte ſterben.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Theater

In der Porte Saint-Martin wurde „die Inſel Tohü-Bohü,“ ein Spektakelſtück in drei Akten gegeben, aber die Zeiten des Theaterſpektakels ſind, wie es ſcheint, auch in Paris vorüber, ſeitdem der in den Straßen ſo beliebt geworden; trotz der ſatiriſchen Beziehungen auf die neueſten Tagesereigniſſe gefiel es nicht. — In den Variétés ziehen die »Divinités sérieuses,« ein mythologiſches Spektakelſtück, das ſchauluſtige Publikum ziemlich an. Das Flugwerk und die Maſchinerie haben dabei die ſchwierigſte, oft ſehr gefährliche Rolle. Man ſieht hier alle möglichen Poſitionen und Schwebungen, die man nur an den gemalten Salondecken zu Verſailles für möglich hielt, wirklich in der Luft ausgeführt. Der Gegenſtand dieſer in der That mit großer Geſchicklichkeit dargeſtellten lebendigen Luftgemälde iſt der Maſchiniſt Clavier, derſelbe, der den Sonnenwagen im Hippodrom verfertigt hat. Das hiſtoriſche Theater des Alexander Dumas, an dem außer der Geſchichte ſeines Entſtehens wenig hiſtoriſches mehr zu finden iſt, ſcheint in den letzten Zügen zu liegen, dagegen wurde der Cirque national mit der »Poule aux oeufs d'or,« einem Feenſtück mit vierundzwanzig Veränderungen, wieder eröffnet und hatte ungewöhnlichen Zulauf. Die Pracht und der Aufwand an Dekorationen, Coſtüme u. ſ. w. iſt unbeſchreiblich. — Die große Oper, die trotz der anſehnlichen Unterſtützung, welche ihr auch die republikaniſche Regierung zukommen läßt, große Mühe hat ſich zu halten, zehrt fortwährend an einem äußerſt beſchränkten, ſich ewig wiederholenden Repertoire, das jetzt um ſo weniger Zuhörer anzieht, da Fremde, beſonders bemittelte Fremde jetzt in Paris ganz fremd geworden ſind, auch beſitzt ſie in dieſem Augenblick faſt gar keinen ausgezeichneten Künſtler. Duprez iſt völlig ausgeſungen, nicht weit beſſer iſt es mit den übrigen männlichen Talenten beſtellt, und von den Damen ſind Madame Widmann und Demoiſelle Grimm allerdings ausgezeichnete Sängerinnen, aber nur die ſeit Kurzem eingetretene Dlle. la Grange iſt eine von jenen Erſcheinungen, welche wirklich Bewunderung erregen und verdienen. Die nicht unintereſſante Laufbahn dieſer Sängerin verdient den Leſern in wenig Worten mitgetheilt zu werden. Mademoiſelle de la Grange, eine Schülerin Bordogni's, ſang vor mehreren Jahren als Dilettantin in den erſten Salons der Pariſer ſchönen Welt. Damals veranſtaltete man im Theater der Renaiſſance eine Beneſizvorſtellung zum Beſten der ſich in Paris aufhaltenden polniſchen Flüchtlinge. Man gab zu dieſem Zweck eine ebenfalls von einem Dilettanten componirte Oper. Alle Rollen waren mit den ausgezeichnetſten Talenten der Pariſer muſikaliſchen Dilettantenwelt beſetzt und Mademoiſelle la Grange, die derſelben angehörte, erhielt die ſchwierigſte und glänzendſte Geſangspartie und hatte ſich in derſelben des ungetheilteſten Beifalls zu erfreuen, und zwar nicht von Bekannten, Freunden oder Claqueurs, ſondern von einem ganz fremden Publikum, welches das Recht, die großen Damen von Paris ſingen zu hören, drei und viermal ſo theuer bezahlt hatte, als es bezahlte, um die Griſi und die Perſiani in der italieniſchen Oper zu hören. Dieſer Erfolg beſtimmte Mademoiſelle la Grange ſich als Opernſängerin ganz der Kunſt zu widmen, um ſo mehr, da man ihr von allen Seiten zuredete und ihr ſagte, daß es Thorheit ſey, nicht die hunderttauſend Francs Renten zu nehmen, die in ihrer Kehle ſteckten. Dieſe hunderttauſend Francs jährlich ſind ein Pendant zum Marſchallsſtab, den jeder Soldat in ſeiner Patronntaſche mit ſich führt, und jede angehende Sängerin in Frankreich träumt davon. Unterdeſſen reiſete Mademoiſelle la Grange, die nebſt ihrer herrlichen Stimme auch bedeutende Anlage zum Spiel verrieth, nach Italien, wo ſie erſt in den Theatern zweiten Ranges und dann bald auf den erſten Bühnen des Landes auftrat; ſie feierte bald außerordentliche Triumphe und fand, wenn auch noch nicht die hunderttauſend Francs vollzählig, doch einen Mann und endlich ein Engagement bei der großen Oper zu Paris, wo ſie in der Rolle des Desdemona debutirte, eine ſchwere Aufgabe nach der abgetretenen Madame Stolz, die noch mehr durch ihr hochdramatiſches Spiel als durch ihren Geſang in derſelben ſo ſehr gefallen hatte. Nichts deſto weniger erhielt ſie auch hier ungetheilten Beifall und Jedermann war über den Wohlklang, die Schönheit, Biegſamkeit und den großen Umfang ihrer Stimme erſtaunt; doch mag das Intereſſe, welches die Künſtlerin durch ihre bisherigen Schickſale erregte, von denen man ſich außerdem noch viel Fabelhaftes erzählte, zum Theil die allgemeine Theilnahme erklären.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Houff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 20. Dienſtag den 23. Januar 1849.

Non eadem vobis ponuntur vina!
Juvenal.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortſetzung.)

Darauf begann der Reigen der Schreiber mit dem erſten, dem Amtsſubſtituten, der noch zweier Teller, ja ſogar einer Servlette mit perlengeſticktem Band gewürdigt war. (Es waltete ſtarker Verdacht ob, daß lezteres ein Geſchenk der Jungfer Karoline, zweiten Tochter des Hauſes ſey, nach deren Beſitz er ſtrebte und Erhörung hoffen durfte, wenn erſt Mine, die älteſte, ziemlich unſchöne Tochter anderweitig verſorgt war, denn die Frau Stadtſchreiberin war entſchieden der Meinung, „man dürfe den Haber nicht vor dem Dinkel ſchneiden.“) Folgte ſodann der Subſtitut, der auch noch zwei Teller, aber keine Serviette mehr hatte, nach dieſem die übrigen Schreiber, die in Ermanglung eines Extratitels mit ihren Namen angeredet wurden, und zuunterſt auf einem ordinari Küchenſtuhl der Incipient, der allezeit zu etwaigen Handreichungen bereit ſeyn mußte.

Mehr noch als an Platz und Stühlen war der abſteigende Rang an den Weinflaſchen zu erkennen, mit denen jedes Couvert verſehen war. Zuoberſt vor des Herrn Platze ſtand bloß das geſchliffene Glas, die Flaſchen mit auserleſenen Weinen, mit denen er ſich und die Gäſte bediente, ſtanden etwas im Hintergrund, damit nicht ſo leicht bemerkt werden konnte, was und wie viel dem Herrn Principal zu ſich zu nehmen beliebte. — Der Herr Amtsſubſtitut ſo wie der Subſtitut waren noch je mit einer Flaſche rothen Tiſchweins verſehen, ſodann kam eine Stufenleiter immer kleinerer Bouteillen von immer zweifelhafterer ſchillernder Farbe und ſäuerlicherem Geruch, bis ſich die Reihe beim Incipienten mit einem halben Schöppchen Apfelmoſt ſchloß.

Während des Eſſens wagte ſelten einer des untern Perſonals den Mund zu öffnen, außer zu einer Antwort; nur die beiden Subſtituten führten mit Herr und Frau vom Hauſe ein Geſpräch über Stadtneuigkeiten, wagten auch hie und da einen Scherz mit den Jungfer Töchtern (von Fräulein wußte man noch nichts) und mit den Gäſten, die ſehr häufig aus jungen Damen beſtanden. Nachdem Suppe, Fleiſch und Gemüſe abgetragen waren, erhob ſich der Amtsſubſtitut mit gefülltem Glas: „Herr Stadtſchreiber, ich habe die Ehre auf Ihre Geſundheit zu trinken;“ mit gnädiger Verbeugung antwortete das gebietende Haupt: „Ich danke Ihnen, Herr Amtsſubſtitut, wünſche gleichfalls.“ — Sodann erhob der Subſtitut den gleichen Spruch und erhielt die Antwort: „Ich danke, Herr Subſtitut.“ Wie ein Echo klang ſofort der Spruch aus einem Mund nach dem andern. Die Schreiber wurden mit einem: „danke, Herr Beutenmüller, Herr Maier u. ſ. w.“ abgefertigt; der Incipient mit ſeinem Moſtglas erhielt noch ein: „iſt recht,“ ohne weitere Zuthat. Sodann trat das Corps den Rückzug an, wenn nicht etwa noch der Amtsſubſtitut einer beſondern Einladung dazubleiben gewürdigt wurde.

Während die Schreiber in der Amtsſtube ſich mit allerlei Witzen und lautem Geplauder für das lange Schweigen entſchädigten, wurden auf der Stadtſchreibertafel erſt noch Extraleckerbiſſen aufgetragen, Krebſe,

Braten, ſüße Speiſen und Nachtiſch. Trotz der ſtreng eingehaltenen Hausordnung und der Flaſchen in abſteigender Linie durfte aber gewiß Niemand im Hauſe Mangel leiden. In der Stadtſchreiberei war vollauf das ganze Jahr, die Frau Stadtſchreiberin ſezte ihres Herzens Stolz, nicht wie eine Dame heutzutage, in einen offenen Schreibtiſch mit eleganten Albums, welche die Herzen der Beſucher mit geheimem Schreck erfüllen, weil ſie dieſelben mit einem erzwungenen poetiſchen, oder theuer erkauften künſtleriſchen Beitrag bereichern müſſen, auch nicht in eine Etagère mit zierlichen Kleinigkeiten, wohl aber in eine wohlgefüllte Speiſekammer, deren Anblick jedwedes Herz erfreuen mußte. Da hingen Schinken, Speckſeiten, Würſte und geräuchertes Fleiſch jeder Größe und Geſtalt; umher ſtanden Schmalzhäfen von koloſſalen Dimenſionen, Butterballen und Eier in ungezählter Menge, alles in geeigneten Gefäßen. Daher iſt in den alten Häuſern noch ſolche Rückſicht auf den Umfang der Küche und Speiſekammer genommen, während in unſern Tagen eine Küche von drei Schritten Länge und ein Speiſekaſten genügen müſſen für eine Wohnung, die Salons, Speiſe-, Muſik- und Beſuchzimmer in Menge zählt.

An einzelnen Tagen wurden wohl auch die Schranken des Standesunterſchieds etwas bei Seite geſchoben. Auf Bällen zum Beiſpiel durfte jedweder der Schreiber auf einen Walzer, eine Ecoſſaiſe oder Mennet mit einer Tochter des Hauſes Anſpruch machen. Solche Attention wurde ſogar erwartet, nur mußte auch in der gebührenden Ordnung engagirt werden, alſo daß eines der titelloſen Subjekte niemals wagen durfte, vor dem Herrn Amtsſubſtituten ſich zu melden.

Eines der ſchönſten häuslichen Feſte war aber die alljährliche Metzelſuppe, die Winters abgehalten wurde. Um den Genuß des Feſtes zu erhöhen, durfte faſt das ganze Perſonal der Schreiber thätigen Antheil an der vorhergehenden Arbeit nehmen, mit Speckſchneiden u. dgl., welche Mühe aber durch die Anweſenheit und Mithülfe der Töchter und weiblichen Gäſte verſüßt wurde, mit denen bei dieſer Gelegenheit auch den Subjekten, dem Herrn Beutenmüller u. ſ. w. ein Spaß erlaubt war. Der Incipient durfte ſich noch mehr beim Geſchäft betheiligen, indem er das Schüſſelchen zum Blut unterhielt und dem Metzger durchgängig hülfreiche Hand leiſtete. Dafür aber wurde ſchon den Tag über Keſſelfleiſch in reichlichen Portionen vertheilt und Abends die Metzelſuppe mit größter Heiterkeit verſpeist, bei welcher Gelegenheit auch die feierliche Würde des Herrn Principals in gemüthlichem Humor unterging. Ganz war freilich der Standesunterſchied nicht gehoben; die Würſte des untern Perſonals zeigten mehr und mehr eine Armuth an Speck, die bloß durch reichliches Gewürz ergänzt war, die Flaſchen dagegen, mit Ausnahme der des gebietenden Herrn, waren von gleichem Inhalt und nicht gemeſſen oder gezählt, ſo daß ſämmtliche Geſellſchaft höchſt befriedigt das Mahl verließ.

(Schluß folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Schluß.)

Das iſt die jezt zur Geltung gekommene, zur dringenden Nothwendigkeit gewordene neue Weltſtellung des Weibes, von der ich in einem frühern Briefe geſprochen. Das Chriſtenthum, die Religion der Liebe, der Freiheit in und der Gleichheit vor Gott hat ſie begründet. In der erſten, noch mitten im Heidenthum und Judenthum wohnenden Chriſtenkirche war das Hervortreten dieſer Stellung zum Leben, wie wir ſie im Auge haben, weder möglich noch nöthig. Die Liebe zu den Brüdern ſchuf die Diakonen, ſie halfen dem Bedürfniſſe ab; das Weib bei aller vollchriſtlichen Berechtigung und Verpflichtung ſollte nur ihre Kinder erziehen, mit ſanftem, ſtillem Geiſte im Hauſe walten, unterthan dem Manne, wie die Gemeinde unterthan iſt dem Herrn, der ſich für ſie hingegeben; im Uebrigen, nach orientaliſcher und heidniſcher Weiſe, heißt Paulus ſie ſchweigen: »taceat mulier in ecclesia.« Im Katholicismus kam, wie ſchon bemerkt, die Ehe, als dem heiligen Stande verboten, nicht ganz zu ihrer Würde. Jenſeits des Hauſes tretend in öffentlichen Werken der Liebe und Opfern des Glaubens, mußte das Weib als Heilige, als Ordensſchweſter der Kirche und nicht dem Leben gehören. Die Stellung, welche Luther einerſeits dem Staate, andererſeits der Ehe und damit dem Weibe errang, hat lezteres bis jezt als unveräußerlichen Beſitz im Hausſchranke verſchließen dürfen und müſſen. Der Staat, der, ſelbſtherrlich geworden, allmächtig und allwiſſend und allgütig ſeyn wollte, hat den Männern wie den Frauen indeſſen nichts zu thun gegeben, als die Dinge des häuslichen Herdes und der Kinderſtube, und auch dahin hat er Leben tödtend, Selbſtthätigkeit lähmend, ſo weit als nur immer möglich gegriffen. Die Männer ſind daran erlahmt und vertrocknet. Auf das Selbſt beſchränkt mit aller Gewalt, können ſie ja nun nicht anders als ſelbſtſüchtig und gewaltthätig ſeyn. — Des Weibes Natur iſt unver-

Digitized by Google

wüſtlich, im tiefſten Herzen bewahrt es durch tauſend Stürme das heilige Feuer der aufopferungsvollen Liebe, das ſie ſich in langen Nächten und trüben Tagen an der Fackel des Glaubens anzuzünden weiß, auch mitten in der fluchvollſten Umgebung.

Jezt wo die Stunde der Geburt eines neuen Völkerdaſeyns gekommen iſt im allgemeinen Völkerweh, haben dieſe Prieſterinnen der Liebe das enge und verſchloſſene Frauengemach und Kinderzimmer zu überſchreiten und öffentlich, obwohl im Stillen und Verborgenen, ohne die Linke wiſſen zu laſſen was die Rechte thut, wirkend, an den Webſtuhl der Zeiten zu treten und vor allem die Blößen des Jahrhunderts zu decken, die Schäden des Volks zu beſſern, ehe die Dome der Freiheit und Wohlfahrt, an deren Quaderen die Männer halb im Traume, ganz im Zorn und Hader hauen, ſteigen können in des Himmels Saum.

Es iſt alſo ein Heraustreten des Weibes aus dem Hauſe allerdings geboten, und bloß durch das Weib kann uns gegründet werden, was als Unterlage des politiſchen Lebens vor Allem Noth thut: eine wirklich bürgerliche Geſellſchaft. Wir hatten bisher bloß Familie und Staat. Die Vergeſellſchaftung der ſtreitenden Intereſſen, Parteien, Berufsarten gelingt dem leztern niemals, wenn ſich nicht auf dem Grunde der Liebesgemeinſchaft durch thätiges auf und nieder und in und miteinander eine Gleichung vollzieht im Leben, durch welche die politiſche Gleichheit erſt Boden und Vernunft, weil Chriſtenthum und Menſchlichkeit gewinnt. — Was die franzöſiſchen Socialiſten und Emancipiſten in Wahn und Aberwiz verlangen, hat ſeinen wahren Kern, der nun an's Leben muß.

Dieſes Heraustreten des Weibes aus dem engſten Kreiſe muß nun freilich, damit es beſtehen und wirken kann, ſeine beſtimmten Formen und Gliederungen ſich geben. Es muß in feſten Vereinen auftreten, ſonſt zerſplittert es ſich in zufälliger Vielgeſchäftigkeit und verliert Keen und Spoen. Dieſe Vereine können des religiöſen Geiſtes und der praktiſch handſamen Geſtaltung gleich wenig entrathen. Und ſolchergeſtalt ſind ſie denn auch in England, Frankreich und Deutſchland hervorgetreten, und es thut nur Noth, daß ſich allenthalben ſolche Frauenvereine „für Armenſorge," „für Krankenpflege," „für Kinderrettung," „für Irrenhäuſer und Zuchthäuſer" bilden und dann zu einem geſchloſſenen Ganzen, zu einem lebendigen Leibe der thätigen Liebe zuſammenſchließen.

Aber, ſo hat ſchon Immermann ſein ernſtes Bedenken eingelegt, wäre ſolches Heraustreten der Frau aus dem eigenen und einzelnen Hauſe nicht vom Uebel, wäre daſſelbe nicht ein leidiger Beweis, daß die Familie ihr fremd geworden und verödet wäre und ihr Herz und Weſen nicht mehr auszufüllen vermöchte? Die Antwort iſt mir leicht. Die Frau, welche durch ſolche gemeinſame Thätigkeit der Liebe zu den Dürftigen dem eigenen Hauſe und ihren Kindern entfremdet werden könnte, die iſt zu ſolchem Dienſt der Liebe zum voraus ungeſchickt; die aber draußen wahrhaft liebend wirken, werden ſich zehnfach ihren Liebſten opfern. Doch — Worte lehren, Beiſpiele ziehen. Ich lege die Feder nieder und nehme den Griffel zur Hand, um den Leſerinnen im nächſten Stücke ein Muſterbild der Weiblichkeit mit ſchnellen Umrißlinien nachzuzeichnen, wie wir's brauchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Muſik — Die franzöſiſchen Nationalgarden in England

Eine andere junge Sängerin, die viel zu verſprechen ſcheint, iſt Demoiſelle Couriet. Auch Roger, bisher die Zierde der komiſchen Oper, iſt für die große Oper gewonnen, er will aber zuerſt in dem längſt und ſehnſüchtigſt erwarteten Propheten Meyerbeers auftreten. — Die beſten Geſchäfte unter allen Pariſer Theatern macht dieſen Winter unſtreitig die komiſche Oper, wozu die neue Oper von Halevy, „das Thal von Andorre," wohl das meiſte beiträgt. Dieſe äußerſt liebliche und melodiereiche Compoſition iſt vielleicht das beſte, was Halevy bis jezt geſchaffen. Die herrlichſte Harmonie iſt auf das bewundernswürdigſte inſtrumentirt, und der Reichthum an Melodie ſteht im ſchönſten Verhältniß mit der Harmonie. Von der Ouverture bis zum lezten

Finale ſind alle Muſikſtücke von bezaubernder Originalität, dabei zeugen ſie, auch die munterſten, vom feinſten Geſchmack, und obgleich ſich die Leidenſchaften bis zum höchſten Grad ſteigern, iſt dennoch der Styl der Compoſition durchgängig der edelſte. Auch die Fabel dieſer Oper, die noch lange das Haus überfüllen wird, iſt anziehend und harmonirt mit der Compoſition. — Daß die italieniſche Oper aus Mangel an Zuhörern geſchloſſen werden mußte, war vorauszuſehen, da deren ſämmtliches Logenpublikum Paris längſt verlaſſen hat. — Von den wenigen Konzerten, die bis jezt ſtattfanden, erwähne ich nur deſſen, welches Mademoiſelle Thereſe Milanollo, deren Schweſter leider in der Blüthe ihrer Jahre und ihres ausgezeichneten Talentes hingerafft wurde, zum Beſten der durch die Februar-Revolution in Dürftigkeit verſezten Tonkünſtler gab, und in welchem Mademoiſelle Maſſon, eine Künſtlerin erſten Ranges, glänzte. Sie ſpielte das erſte Konzert von Weber mit Orcheſterbegleitung. Schon in ihrem zwölften Jahre hatte dieſes Mädchen den erſten Preis auf dem Pianoforte im Conſervatorium erhalten.

Die franzöſiſchen Nationalgarden, welche England und ſeiner Hauptſtadt einen Beſuch in Maiſerm abgeſtattet, ſcheinen eben nicht ſehr erbaut von dort zurückgekommen zu ſeyn. Man ſagt, ſie hätten mehr das Bedauern als die Bewunderung der merkantiliſchen Söhne Albions erregt; doch meinten die Engländer, ſie haben einen viel zu ſoldatiſchen Anſtand, als daß man ſie für verkleidete Boutiquiers halten ſollte. Es iſt gewiß, daß ſie immer noch militäriſcher ausſehen, als ein engliſcher Veteran in ſeiner rothen Uniform; auch hört man ſie nicht ſelten in den Pariſer Straßen den Vers ableiern:

Les Anglais sur leurs tectoirs
Font des promenades,
Mais ils font mieux les rasoirs
Que les barricades.

Wahr iſt es, daß das lezte Ding, woran der radikalſte Reformer in London denkt, eine Revolution iſt, während man in Paris immer mit einer ſolchen beginnt, und ſich am allerlezten darum bekümmert, was ſie für Folgen haben kann. Man denkt nur an's Niederreißen und überläßt das Wiederaufbauen dem Schickſal. Der Engländer hat einen Abſcheu davor, ſich in Soldatenröcke zu ſtecken und Bataillone zu formiren. Er gleicht darin, wie das Morning-Chronicle ſelbſt ſagt, jenem Mandarin, der, als man ihn fragte, was er von der Quadrille halte, welche eine Geſellſchaft von Herrn und Damen in ſeiner Gegenwart tanze, erwiderte: „Es iſt recht ſchön, ſehr ſchön, nur begreife ich nicht, warum die Herrn und Damen nicht ihrer Dienerſchaft befehlen, dieſe Arbeit für ſie zu thun.“

Wien, Januar.

(Fortſetzung.)

Theater — Muſik.

Ein ſehr fades Produkt iſt C. A. Schreiners (?) Luſtſpiel, „die Briefta ſche.“ Das Publikum weiß ſich die Aufführung deſſelben ſo wenig zu erklären, daß es die Autorſchaft irgend einer hohen Perſon zuſchreibt. Andere ſchreiben das Stück Bauernfeld zu, von dem freilich Beſſeres zu erwarten wäre; auch widerſprechen dem ſeine Freunde auf das allerentſchiedenſte. Man denke ſich drei oder vier junge Herren, welche einen langen Sommertag hindurch (das iſt nämlich die „Zeit der Handlung“) eſſen, trinken, ſpazierengehen und miteinander kokettiren. Einmal geht der Vorhang auf und einer der Helden verzehrt vor dem Publikum ein Butterbrod; ein andermal ſitzen zwei der Helden da und kehren ſich den Rücken zu. Herren und Damen verloben ſich bald ſo, bald ſo miteinander und verbreiten noch außerdem gegenſeitig falſche Gerüchte über ihre Verlobungen. Einer der jungen Männer hat ziemlich viel Schulden und erklärt den für ehrlos, der von einer Frau ſeine Schulden bezahlen läßt. Er ahnt nicht, daß die Schönſte, die zugleich ſehr reich iſt, in ihn verliebt iſt, und als er es erfährt, erklärt er, da er ein Mann von Wort ſey, das einzige Gute an ihm, ſo könne er die Angebetete nicht heirathen. Schon wird ein ältlicher Mann, der ſich zum Glück unter den Perſonen des Stückes befindet, als ihr Auserwählter betrachtet. Als die Confuſionen ganz auf die Spitze getrieben iſt, ſchließt der vorletzte Akt. Noch iſt die Briefta ſche nicht zum Vorſchein gekommen. Welche Aufgabe hat ſie zu löſen? Das Publikum hofft, daß ſie doch wenigſtens Eine vernünftige Idee, daß ſie doch einigen Sinn in das ſinnloſe Stück bringen werde. Der alte Herr tritt auf und hält ſie hoch empor. Was hab' ich hier? ſagt er mit ſchlauer Miene, und die Spannung erreicht den höchſten Grad. Jener junge Mann von Wort hatte dem alten Herrn dieſe Briefta ſche verehrt, ohne daran zu denken, daß ſich ein Lotterieloos in derſelben befand. Dieſes hat natürlich inzwiſchen das große Loos gewonnen, und der eigenſinnige Herr kann ſeine Schulden ſelbſt bezahlen. Das Pärchen iſt nun ſteinreich geworden; das übrige junge Volk aber hat ſich inzwiſchen auch ohne Geld zuſammengefunden. Das Stück ſpielt in Wien, und wer ſich damit über die Undedeutenheit tröſten kann, daß die Helden von ihrem Fenſtern aus die Ausſicht auf den Kohlmarkt haben, der mag es thun.

Um Ihnen dießmal auch etwas über Muſik mitzutheilen, bemerke ich, daß das frühere Conſervatorium, welches von der Geſellſchaft der Muſikfreunde gegründet und von ihr abhängig war, in eine neue Phaſe getreten iſt. Wegen der ungünſtigen Zeitverhältniſſe von der Geſellſchaft aufgegeben, hat es in dieſen Tagen ſich ſelbſtſtändig conſtituirt. Von der Regierung iſt ihm eine vortreffliche Lokalität, welche urſprünglich für das Preßgericht beſtimmt war, in der Nähe der Staatskanzlei angewieſen worden. Alle früheren Profeſſoren, von denen die Herren Böhm, Baſadonna, Fiſchhof, Merk und Preyer in Deutſchland am bekannteſten ſind, haben um der guten Sache willen ſich anheiſchig gemacht, unter der Leitung des letztgenannten unentgeltlich ein Jahr lang den Lehrkurſus zu halten. Wie man überhaupt von einer ruhigen Entwicklung des öſterreichiſchen Staates für die Zukunft ſo manches hofft, ſo erwartet man auch in Kürze die Uebernahme des Inſtituts von Seite des Staats, der demſelben namentlich durch den früheren Unterſtaatsſekretär Baron Feuchtersleben zu einer Zeit, wo er freilich für die Kunſt nichts thun konnte, ſo freundlich entgegen gekommen. Wenige Bühnen, Kapellen und Orcheſter dürften ſich in Deutſchland finden, die nicht ehemalige Zöglinge aus der gediegenen Schule des Conſervatoriums aufzuweiſen hätten. Wir glauben daher auch vor den Leſern es verantworten zu können, wenn wir in einem Augenblicke, wo eine neue Epoche dieſes für das muſikaliſche Wien ſo wichtigen Inſtitutes beginnt, in kurzen Umriſſen hier die Geſchichte des Conſervatoriums geben, wie wir dieſe ſelbſt erzählen gehört.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 21. Mittwoch den 24. Januar 1849.

Wenn wir den Eindruck beschreiben sollten, welchen die Wohnungen in Paris im Allgemeinen machen, so würden wir sagen, daß uns zuerst ein mäßiger Wohlstand mit der Begierde sich zu zieren, und ein noch nicht ganz klar gewordenes Bedürfniß nach englischer Wohnlichkeit entgegentrete

Fr. Kölle

Der März in der französischen Republik.

(s. Nr. 11—15.)

9.

Paris, 15. März.

Gestern habe ich denn ein Paar der berühmtesten Gebäude gesehen, die Kirche St. Madelaine und die Börse, beide im schönsten Style der Antike gebaut und darum so wunderbar fesselnd. An den langen, schöngestreckten Linien des Gebälkes der Madelaine, an den schlank und in sich gefestet aufsteigenden Säulen ruht das Auge unbeschreiblich süß aus. Schon die schönen, wagrechten Linien der Stufen, die zur Kirche hinanführen, haben etwas Wohlthuendes, indem sie den Blick allmählig emporlenken und das Gebäude, das eigentliche Kunstwerk, über die Erde erhöhen und mit ihr vermitteln. Durch drei Kuppeln fällt das Licht in die Kirche, deren Inneres im freundlichen, aber nicht eigentlich schönen Style der modernen italienischen Kirchen ausgeschmückt ist. Reiche Goldverzierungen, sehr bunte Bilder, vielfarbiger Marmor machen einen Eindruck von heiterer Pracht, der nur durch schlechte Marmorstatuen gestört wird. Auch die Statuen, welche am Aeußern der Kirche die Nischen füllen — Apostel und Heilige, wie mich dünkt — sind nichts weniger als schön. Die Gestalten haben durchgehends etwas Manierirtes und sehen aus, als ob sie alle im Rumpfe zu kurz wären. Es muß an der Behandlung des Faltenwurfes der Gewänder liegen, wie mir scheint.

Die Kirche war geheizt, die Wärme strömte aus dem Fußboden. An allen Eingangsthüren befanden sich Wohlthätigkeitsaufforderungen, von drei adligen Damen unterzeichnet. Eine Kapelle mit einem Beichtstuhle trug die Ueberschrift: »Propriété des dames de la bienfaisance.« Es saßen viele Damen vor derselben, alle den reichen Classen angehörend. Eine Mutter sprach lange mit dem Beichtiger, ehe die Tochter zur Beichte vor ihm niederkniete, während welcher die Mutter ihr, ebenfalls knieend, zur Seite blieb. Nicht weit davon saßen ein paar Blousenmänner und lasen die Réforme und den Courrier Satan. — So mischen sich hier Aristokratie und Volk, Hierarchie, Religion, Luxus, Comfort und socialistische Volkszustände zu einem Ganzen.

An der Börse war mir, außer der schönen Architektur, das auffallendste, daß man hier Briefkasten eingerichtet hatte, in die man noch später als in den andern Stadtposten Briefe, aber nur unfrankirte, hineinwerfen und befördern lassen kann. Das ist ein sehr gutes Institut, da sich Jedermann desselben bedienen kann, nicht nur die Kaufleute.

Nach dem Besehen der Börse machten wir mehrere Besuche in der Stadt, und dabei ist mir besonders die Enge und Zierlichkeit der Wohnungen aufgefallen. Freilich bewohnen die Reichen, die Bankfürsten und die Aristokratie, große Hotels, die sich um viereckige Höfe ziehen, und im Faubourg St. Germain auf schöne stille Gärten die Aussicht haben; aber selbst sehr begüterte Leute wohnen nach deutschen Begriffen beschränkt, nicht sowohl der Zimmerzahl nach, als nach dem Flächenraume derselben. Ein Appartement besteht aus einem Salon, einem Eßzimmer, einer Schlafstube für Madame, in der man gewöhnlich empfangen wird, einer zweiten für Monsieur und

irgend einem Arbeitsſtübchen oder Boudoir für den Einen oder den Andern,

Dieſe Enge der Räume hat zur Erfindung von zweckmäßigen Möbeln Anlaß gegeben, und ſolch ein Schlafzimmer von Madame iſt wie die Kajüte eines Dampfſchiffes benuzt. Ueberall ſteht ein großes Bett auf einer Eſtrade. Es hat Ueberhänge und Decke von gleichem Zeug und iſt nach Art antiker Thronbetten zurecht gemacht, ſo daß über der Bettdecke, zu Kopf und Füßen, große runde Gallapolſter liegen. Dieſe Bettſtellen, die nach deutſchen Begriffen ſchon ſehr breit ſind, werden Abends noch in die Breite ausgezogen und bilden ein vortreffliches Lager, da die franzöſiſchen Matrazen, Decken und Plumeaux nichts zu wünſchen übrig laſſen. — Vor dem Kamin ſtehen kleine Sophas und ein paar Lehnſtühle. Ueber dem Kamin iſt der Spiegel in die Wand gefügt. Den Sims zieren eine elegante Uhr, Bronzeleuchter, Statuen, ein paar Feuerfächer und einige Nippes. Ein ſeidener Vorhang, der nach erloſchenem Feuer niedergelaſſen wird, fehlt nirgends. So entſteht ein warmes, behagliches Plätzchen, auf dem es jedem Fremden wohler werden muß als bei uns im Norden, wo wir, wenn wir nicht ſehr reich ſind, in eiskalten Zimmern ſchlafen, um in einem halbwarmen großen Empfangzimmer den Tag über ſelbſt zu frieren und unſere Gäſte frieren zu laſſen. Jene Einrichtung der Zimmer fand ich ſelbſt bei einer Schneiderin, die in entlegener Straße au quatrième in ſehr niedrigen Stuben, aber doch ungemein behaglich und zierlich wohnte.

Als wir von Heine kamen, beſuchten wir noch verſchiedene Perſonen, die zum Theil den gewerbtreibenden Klaſſen angehörten, unter andern einen ſehr geſchickten Optiker, membre de l'académie, chevalier de la legion d'honneur, und dann die Beſitzerin einer Modehandlung im Faubourg St. Honoré. Dieſe Perſonen hatten denn natürlich ihre eigenen Anſichten über die Revolution, welche ſie in ihrem Gewerbe benachtheiligt. Der Optiker, von dem ich eine ſchnelle Lieferung der gemachten Beſtellung erbat, verſicherte mich, daß dieß außer ſeiner Macht läge. Er und ſein Sohn ſeyen ſo ſehr durch Wachdienſt und Patrouillen in Anſpruch genommen, daß ſie die Zeit und die Ruhe für eine ſo ſaubere Arbeit, wie die ihrige, nicht fänden. Die Modehändlerin bedauerte beſonders ihre Arbeiterinnen nicht beſchäftigen zu können; aber alle Perſonen, welche wir ſprachen, ſtimmten darin überein, daß der Geiſt des Volkes nichts zu wünſchen übrig laſſe, daß die Arbeiter aller Grade le plus grand dévouement, la plus profonde résignation, le plus noble désinteressement bewieſen hätten.

Die Arbeiter ſeyen verſtändig, mäßig, verlangen nichts Unſinniges, ſondern nur Aufhebung der Sklaverei, die auf ihnen gelaſtet. Sie wollen freier athmen, Luft ſchöpfen nach der Arbeit und dieſe lohnender gemacht haben. Das ſey billig, da viele Arbeiter unverhältnißmäßig ſchlecht bezahlt worden ſeyen und ihr Erwerb außer allem Verhältniß mit den Preiſen der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe geſtanden habe. An Aufhebung der Standesunterſchiede denke Niemand weniger als die Ouvriers; eben ſo wenig an Aufhebung des Luxus, von deſſen Befriedigung ſie ihren Erwerb ziehen. Die anſäſſigen Ouvriers und der petit commerce verabſcheuen den Communismus, und haben die Abſchaffung der Adelstitel ſehr mißbilligt, welche die Ariſtokratie und die Engländer von Paris fortgetrieben und ſie in ihrem Erwerbe benachtheiligt habe.

Andere Perſonen ſahen das Heil Frankreichs allein in der Auflöſung des ſtehenden Heeres. Vom Communismus, der ein Unſinn ſey, fürchteten ſie nichts, aber um ſo mehr vom Staatsbankerott, der nicht ausbleiben könne und den Louis Philipp Frankreich hinterlaſſen habe. Dieſe Geldnoth und die Furcht des Auslandes vor kriegeriſchen Angriffen von Seiten Frankreichs, würden beide durch Abſchaffung des Heeres beſeitigt werden; man würde täglich eine Million Franken ſparen, die Abgaben alſo verringern, dem Arbeiter die erſten Lebensmittel billiger liefern können. Für den Fall eines Krieges ſey aber von der Abſchaffung des Heeres bei einem ſo kriegeriſchen Volke wie die Franzoſen gar nichts zu beſorgen, deſſen Gamins erſt jezt wieder ein Heer von achtzigtauſend Mann beſiegt und eine Revolution in wenig Tagen beendet hätten.

(Fortſezung folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Schluß.)

Nicht minder feſtlich wurde der Herbſt (die Weinleſe) in dem Weinberg des Herrn Stadtſchreibers abgehalten, der mit einem äußerſt geſchmackvollen Gartenhaus geziert war. Außer dem Hausperſonal und den zahlreichen Gäſten nahm ſämmtliche Honoratiorenſchaft des Städtchens an der Feſtivität Antheil. Die Schreiber verſahen ſich je nach Maßgabe ihrer baaren Mittel mit Pulver und Feuerwerk, die Herrn Subſtituten brachten ſogar Raketen und Feuerräder auf den Platz, welch leztere jedoch jedesmal verunglückten, trotz dem daß der Stadtknecht (der Amtsdiener des Stadtſchreibers) und der Incipient

Digitized by Google

mit Stöcken dazu geſtellt wurden, um die widerſpenſtigen zu treiben. — Nach einer äußerſt reichlichen Bewirthung, bei welcher die Tauben, die köſtlichſten Gaben des Herbſtes, nur Nebenſache waren, kam der Abend, an dem ſich die zunehmende Heiterkeit durch Schießen und Feuerwerk Luft machte, bis ein glorreicher Rückzug mit Fackeln erfolgte. Oft durfte der Jubel ſogar noch mit einem Tanz im großen Zimmer der Stadtſchreiberei beſchloſſen werden, wo ein etwas heiſeres Clavier ſtand, auf dem Jungfer Mine mit großem Applaus eine Ecoſſaiſe und zweierlei Walzer ſpielte, bis ſie ſelbſt vom galanten Subſtituten engagirt wurde, welcher nach der Maultrommel des Herrn Maier, wozu Herr Rüßler den Takt trat, einen Hopswalzer mühſelig mit ihr vollendete.

Noch glorreicher entfaltete ſich das Perſonal der Stadtſchreiberei während der Schlittenfahrten, die dort vom erſten befahrbaren Schnee an arrangirt wurden. Der Herr Stadtſchreiber mit ſeiner Frau Liebſten fuhr mit ſtattlichem Geſpann in einem grün und roth bemalten Schlitten voraus. Sämmtliche Schreiber theilten ſich in die Ehre, die Töchter, Nichten und Bäschen der Familie führen zu dürfen, welche ſich freilich meiſt auf „Reihen" behelfen mußten; nur der Amtsſubſtitut führte Jungfer Karoline im Triumph in dem glücklich erbeuteten Schlitten des Müllers, der die Geſtalt einer Tulipane hatte und vorne mit einer Meerfrau geſchmückt war. Der klingelnde Zug, in deſſen Nachtrab aus Mangel eines Rollengeſchirrs auch Kuhglocken ertönten, fuhr ſodann auf einen benachbarten Hof, wo die Zeit mit Tanz und Spiel bis tief in die Nacht hinein verjubelt wurde und bei der fröhlichen Heimfahrt im Dunkel der Nacht manch ſchüchterner, bis dahin verſiegelter Schreibermund ſich öffnete und ſogar wagte die Einziehung des Schlittenrechts zu verſuchen.

Wie ſchön aber iſt vollends die letzte und glänzendſte Feſtlichkeit in der Stadtſchreiberei ausgefallen, als der galante Subſtitut, der durch die Verwendung des Stadtſchreibers eine Exreaprobatorſtelle erhalten, ſich entſchloß, um die Hand der gereiften Jungfer Mine zu werben, ſomit auch die ſtillen Wünſche des Amtsſubſtituten laut werden durften, der mit der Hand ſeiner Karoline die Ausſicht auf Amtsnachfolge erhielt, und als nun dieſe erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde. Die nähere Beſchreibung des Feſtmahls bei dieſer Veranlaſſung iſt in unſern Zeiten faſt unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Kochbuch einer Frau Stadtſchreiberin zu den Chimären gehört. — Gut aber war es, daß die Jungfer Töchter noch in den Glanzzeiten des Hauſes verſorgt wurden, denn die Hinterlaſſenſchaft zeigte ſich, wie häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermuthet hatte, da ſelbſt ein fürſtliches Einkommen zu Beſtreitung des enormen Aufwandes nicht immer hinreichen wollte.

Nun iſt all dieſe Herrlichkeit faſt ſpurlos untergegangen, vergebens ſuchen wir in groß und kleinen Städten nach einem ſo gaſtlichen Hauſe, wie einſt die Stadtſchreiberei war, nach einem ähnlichen Verhältniß zwiſchen Prinzipal und Untergebenen, das neben aller ſteifen Förmlichkeit doch wieder etwas Patriarchaliſches hatte. Der nivellirende Geiſt der Zeit duldet keine ſo erhabenen Häupter mehr, und obſchon das Inſtitut der Stadtſchreibereien noch keiner genauen Vergangenheit gehört, ſo klingt es doch ſchon wie uralte Tradition im Munde des Volkes: „er hat einen Hochmuth wie ein Stadtſchreiber."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Volksſtimmung — Theater.

Wenn ich meinen letzten Brief mit der Bemerkung Voltaire's begonnen hatte: il faut vivre pour voir des miracles, ſo könnte ich auch dieſem denſelben Ausſpruch als paſſendes Motto an die Stirne ſetzen. Doch will ich lieber mit unſerm Dichter ausrufen: „Alles wiederholt ſich nur im Leben." Wer mit mir 1815 noch der Schlacht von Waterloo Paris geſehen hat, konnte der es damals für möglich halten, je einen Napoleon wieder an der Spitze Frankreichs zu erblicken? — Was in meinem letzten Briefe als ſehr wahrſcheinlich angegeben war, hat ſich in den letzten Tagen als Wahrheit herausgeſtellt. Louis Napoleon iſt wirklich Präſident von Frankreich geworden und ſein Oheim Jérome, den ich 1811 an der Seite ſeiner ihm in Unglück und Verbannung treuen Gemahlin in Glanz und Pracht zu Kaſſel als König von Weſtphalen geſehen habe, iſt jetzt Gouverneur der Invaliden geworden, beſtimmt die Aſche ſeines großen Bruders zu hüten, deſſen Name allein die Mittelmäßigkeit der übrigen Familie mit einer Glorie umgibt. Und wahrlich, es bedarf keiner Reihe von Jahren, um im Geiſte der Völker merkwürdige Umſtimmungen und Veränderungen hervorzubringen. Monate, Wochen, Tage, Stunden vermögen dieß ſchon. Heute wird in den Staub getreten, was geſtern vergöttert wurde, und umgekehrt. Was, ſo frage ich mich, bleibt denn auf dieſer ewig beweglichen Welle anders hoffen, als eben dieſe Beweglichkeit?

Digitized by Google

„Alles wiederholt sich nur im Leben," und das ebenso bekannte, als verwerfliche: vae victis! hallte in unseren Tagen noch ebenso vernehmlich, als zu Brennus Zeiten. Was mich zu solchen wenig trostreichen Bemerkungen zunächst veranlaßte, war nicht unser Völkerleben, das zu diesem Thema so schlagende Beweise liefert, sondern nur die Aufführung Egmonts auf unserer Bühne. So oft ich den niederländischen Helden auf unserem und andern Theatern schon sah, immer zieht es mich wieder von Neuem zu dem Meisterwerke hin, doppelt einladend durch Beethovens herrliche Musik. Albas Zwiegespräch mit Egmont, erscheint es nicht als der frischeste, lebendigste, kräftigste Ausdruck der Gegensätze, wir sie noch heutigen Tags feindlich einander gegenüberstehen? — Wenn der greise Held ausruft: „der König will seinen Willen; glaube mir, das Volk wird nie mündig und bleibt immer Kind," fällt da nicht der jugendliche Held mit der kühnen Erwiederung ein: „und wie selten kommt ein König zu Verstand!" Einen König sah ich heute nun nicht im Theater, aber doch das souveräne Volk. Und wie war dieses umgestimmt! Alle jene Anspielungen auf Freiheit, Vaterland, Menschenrechte und Despotismus, die ich im verflossenen März wüthend beklatschen hörte, zogen heute spurlos vorüber; eine Kälte, die sich mir selbst mittheilte und fröstelnd und entmuthigend bis in mein Innerstes drang. — Weil ich nun gerade beim Theater bin, so will ich nur noch in Kürze melden, daß uns das neue Jahr Shakespeares nie veraltenden Sommernachtstraum mit Felix Mendelssohns feenartiger ewig junger Musik brachte. Leider haben wir hier kein Ballet, vorzüglich kein Kinderballet, das in Berlin so außerordentliche Wirkung hervorgebracht haben soll. Dennoch war der Erfolg ein überraschender, denn bei mehreren, schnell aufeinander folgenden Vorstellungen war das Haus übervoll. Es war die erste Darstellung des phantastischen Gemäldes, das ich zu sehen Gelegenheit hatte, und ich muß gestehen, daß dieser einen weit bessern Eindruck auf mich machte, als der Vortrag einzelner Scenen, der vor einigen Jahren im hiesigen Museum stattgefunden. Auf die Gefahr hin, von allen Shakespearomanen gekreuzigt zu werden, erkläre ich indessen bestimmt, daß gar Vieles, besonders in den Scenen der Rüpel, auf mich höchst widrig wirkt. Die Liebkosungen Titanias, die sie an den verwandelten Zettel verschwendet, berühren mich ebenso unangenehm, wie Gloriens Zärtlichkeit gegen den in den Mantel seines Herrn gehüllten Leporello. Ich bitte tausendmal alle Kunstrichter um Verzeihung, aber wer kann für sein Gefühl, für seine Nerven, oder, wenn man lieber will, für seine Idiosynkrasie? — Eine weniger bedeutende Neuigkeit war „Familienzwist und Frieden," Lustspiel in einem Akt von H. zu Putlitz. Ich würde dieser Kleinigkeit gar nicht erwähnen, behandelte sie nicht ziemlich glücklich die politische Zerrissenheit unserer Tage im Schooße einer einfachen Försterfamilie. Freilich halten Dialog und Anlage keinen Vergleich mit Bauernfelds „Großjährig" aus, das sich in ähnlicher Sphäre bewegt, doch sind manche Scenen von drastischer Wirkung. Ein alter Jäger, der kaum lesen kann und von einem wühlerischen Gastwirthe ein demokratisches Büchlein zur Belehrung erhält, dessen revolutionäre Grundsätze er nun gegen seinen Herrn, einen fürstlichen Forstmeister in's Werk setzen will, aber doch immer mit dem angeborenen Respekt zu kämpfen hat; der Forstmeister selbst, vollendeter Typus der alten Zeit; seine liebliche Tochter erster Ehe, erklärte Anhängerin der constitutionellen Monarchie; ein jugendlicher Schwager, Bruder seiner zweiten Frau, der, aus Amerika zurückkehrend, die Republik über Alles setzt; eine junge Frau, Concordia mit Namen, die am Ende alle Dissonanzen so freundlich löst, daß Republik und constitutionelle Monarchie sich herzlichen und dem rebellischen Jäger, dem Volkssouverän, Gnade und Verzeihung vom fürstlichen Forstmeister erwirkt wird — was will man mehr? Alle lassen am Ende die Frau Concordia hoch leben, und als der alte Jäger um die Uebersetzung dieses fremden Namens bittet, und man ihm Eintracht zuruft, gesteht er naiv, diesen Namen in seinem wühlerischen Büchlein nicht gefunden zu haben. Die gute Wirkung des kleinen Lustspiels ward erhöht durch die Maske des jungen Republikaners, in der man die bekannte Physiognomie eines Abgeordneten, der zugleich Dichter und Mitglied der Linken ist — eines linkischen Deputirten, wie der alte Jahn sagt — deutlich zu erkennen glaubte, und die mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde.

(Schluß folgt.)

Wien, Januar.

(Schluß.)

Das Musikconservatorium

Aus dem in Wien sehr verbreiteten musikalischen Dilettantismus ging im Jahr 1812 ein Verein hervor, welcher zusammentrat, um sich durch Aufführung größerer Werke zu vergnügen, und den Namen Gesellschaft der Musikfreunde annahm. Die große Theilnahme, welche die veranstalteten Aufführungen fanden, so wie die imposante Masse musikalisch zusammenwirkender Kräfte, welche dem Verein zu Gebote standen, ließen während des Wiener Congresses, wo man sich in allen möglichen Festen so erschöpfte, daß endlich ein kranker Generalfeldmarschall erklärte: nur ein Generalfeldmarschallleichenzug fehle noch und er werde dazu die Gelegenheit bieten (was er auch that), den Gedanken auftauchen, auch in musikalischer Hinsicht ein in seiner Art einziges Fest zu veranstalten. Der Verein entschloß sich daher, Händels Alexanderfest mit siebenhundert Individuen aufzuführen. Der Beifall war ungeheuer und der Ruf der Gesellschaft, die sich im Jahre 1814 förmlich organisirte, wuchs dermaßen, daß in der Folge die Zahl der bei den Aufführungen Mitwirkenden bis auf 1100 Personen stieg. So erwarb der Verein einen bedeutenden Fonds, und er gründete im Jahr 1818 das Conservatorium, schon um durch Heranbildung von Zöglingen die Ersatze seiner Concerte zu sichern. Vor sechs bis acht Jahren gerieth die Gesellschaft durch einen unzweckmäßig kostspieligen Bau und mancherlei Zufälle in Geldverlegenheit, welche durch eine bedeutende, vom Hofe bewilligte jährliche Beisteuer theilweise gehoben wurde. Nach und nach aber sank die Theilnahme der Wiener an dem Verein, so daß man bereits vor ungefähr fünf Jahren das kostspielige Conservatorium aufgeben wollte. Dieß ist denn auch, wie bereits erwähnt, jetzt geschehen. Glücklicherweise hat die Einigkeit des Lehrkörpers die Folge gehabt, daß dem neugebildeten Institute mit Recht der in der musikalischen Welt accreditirte Name Conservatorium der Musik erhalten werden konnte. Es würde sonst nicht an Spekulanten gefehlt haben, welche unbedeutenden Anstalten diesen Namen beigelegt hätten, wodurch manchem musikalischen Talente, das getäuscht in ihre Hände gefallen wäre, ein großer Nachtheil hätte erwachsen können. Unter dem alten Systeme sah man bei Ertheilung ähnlicher Concessionen mehr auf Religiosität und Protektion, als auf wirklich bedeutende musikalische Befähigung, und die Männer vom Fach erwarten von der Gesetzgebung, daß auch in diesem Punkte für die Zukunft Mißbräuchen vorgebeugt werde. Möge das Conservatorium von jetzt an aus einer immerhin durch die Verhältnisse mannigfach beschränkten Schule zu einer großartigen Anstalt werden, welche allen Meisterwerken der Kunst, sollten sie sich auch von der süddeutschen Färbung entfernter halten, eine gleichmäßige Theilnahme schenkt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. Donnerstag den 25. Januar 1849.

Stat magni nominis umbra.
Lucan.

Literarische Erinnerungen.

Friedrich de la Motte Fouqué.

Dem Dichter des Zauberrings und der ewig schönen Undine, des Sigurd und des Sintram ist ein sonderbares Loos geworden vor vielen Sterblichen. Ein Knabe noch trat Fouqué in das preußische Kürassierregiment Herzog von Weimar, das Offizierspatent hatte ihm sein großer Pathe, der alte Fritz, auf die Wiege gelegt, ein Knabe noch focht er am Rhein und in den Niederlanden gegen die französischen Republikaner, und der Jüngling schon zog sich aus der Welt zurück in die Einsamkeit eines märkischen Landgutes, um dort ganz einer geliebten Frau zu leben. Noch ist die Zeit nicht, Fouqués Herzensgeschichte zu veröffentlichen, noch lebt jene edle Frau, die seine Jugendliebe war und die später von ihm geschieden wurde. Fouqué wurde von jenem märkischen Landgute aus der Genosse der A. W. v. Schlegel, Chamisso, Theremin, Varnhagen und Arnim, dann schnell einer der beliebtesten Schriftsteller Deutschlands, gefeiert vom Rhein bis zur Weichsel, und durch Uebersetzungen in Schweden und Dänemark, in England und Frankreich heimisch. Die ersten Geister unserer Nation erkannten ihn an, Fichte und Jean Paul flochten ihm den Lorbeerkranz, Gneisenau nannte ihn Bruder und Ludwig Uhland widmete ihm seine ersten Gedichte. Großes hat Fouqué beigetragen zur Belebung vaterländischen Sinnes in jenen Jahren, da Deutschland unter dem Druck der Fremdherrschaft lag, und noch Jahre lang nach dem Befreiungskriege war er der Liebling des größeren Publikums. Nach und nach wurde er vergessen, nur die Literaturgeschichte nannte seinen Namen und seine Werke, und man wunderte sich beinahe, daß Fouqué noch lebe, als er sich 1840 an der Redaktion der deutschen Adelszeitung betheiligte. — Diese entsetzliche Vergessenheit, in die der einst so hochgefeierte Dichter verfallen war, würde viele Andere vernichtet haben, Fouqué fühlte sie nicht; als er 1843 zu Berlin starb, glaubte er steif und fest, er sey noch immer eben so sehr der Liebling der lesenden Welt wie 1816, als er das Frauentaschenbuch in Gemeinschaft mit Friedrich Rückert herausgab.

Es sey mir vergönnt Einiges mitzutheilen über einen Dichter, dessen Talent unstreitig ein sehr bedeutendes war, dem nur eines fehlte, um den ersten Geistern gleich zu stehen — die formale Bildung.

Es war um Pfingsten im Jahr 1840, wenige Tage nach dem Tode Friedrich Wilhelms III., als ich mit v. Soltau, dem bekannten Sammler altdeutscher Lieder, zu Halle über die Promenade ging. Da kam uns ein kleiner Mann entgegen im Civilkleid, aber mit jenem steifen Schritt, der den alten Militär verräth. Wunderschöne blaue Augen und ein schneeweißer buschiger Schnurrbart gaben dem feinen, hübschen Gesichte Ausdruck. Das war Friedrich Baron de la Motte Fouqué, königlich preußischer Major von der Kavallerie. Soltau stellte mich dem Dichter als Dichterling vor. Fouqué besaß eine herzgewinnende Freundlichkeit im Umgange und hatte von den französischen Refugiés, seinen Ahnherrn, jene liebenswürdige Kunst des Schwatzens geerbt, jenes causer, das nie ein Deutscher lernt und das die modernen Franzosen auch verlernt zu haben scheinen. Auf dem

Digitized by Google

kurzen Wege bis zu Rawalds Weinhaus am Theater erfuhren wir, daß er aus der Hospitalkirche komme, daß er jenes schmucke Kirchlein am liebsten besuche, weil er ein Ritter sey vom Spital des heil. Johannes in Jerusalem. Dabei deutete er nicht ohne Stolz auf das achtspitzige Johanniterkreuz, das er am Halse trug.

Der alte Herr sprach wirklich wunderhübsch; in kurzer Rede zeigte er sich eitel, stolz, launisch, aber ohne unangenehm zu berühren, ganz wie ein liebenswürdiges, etwas verzogenes Kind. „Sehen Sie, mein junger Freund," sprach er, „ich habe im Kirchlein gebetet für meinen hochseligen König und Herrn. Frieden, süßen Frieden habe ich mir hineingebetet in's zage Herz und der Herr hat mir seinen Engel gesendet mit einem schönen Trostliede."

Diese wenigen Worte charakterisiren Fouqué trefflich; der romantische Dichter, der gläubige Christ, der feurige Royalist sind nicht zu verkennen, nur fehlte noch der adelstolze Offizier, und der ganze Inhalt von Fouqués Wesen war ausgesprochen. Fouqués Gehaben in der ersten Stunde meiner Bekanntschaft mit ihm verrieth mir den Grund seiner frühern Beliebtheit, seiner spätern Vergessenheit. Wie sich Fouqué als Mensch gab, ganz auf einmal, ohne den geringsten Rückhalt, so hatte er sich auch als Dichter gegeben, ganz und auf einmal; später konnte er nichts Neues geben, sondern immer nur wieder sich, seine liebenswürdige Persönlichkeit. Sobald diese im Publikum hinlänglich bekannt war, wurde er vergessen, und in dieser Beziehung wird Wahrheit das schneidende Urtheil Chamissos: „Fouqués spätere Dichtungen sind nichts als etwas Zauberringertrakt mit vielem warmem Wasser." Hätte Chamisso gewußt, wie schmerzlich tief dieses Urtheil seinen alten Freund verletzen würde, er hätte es nicht geschrieben.

Jezt saßen wir in Rawalds Weinhause am Halleschen Theater, Fouqués liebster Aufenthalt. Mit sichtlichem Behagen schlürfte er den edlen Rheinwein, mit der feinsten, schönsten Hand, die ich je bei einem Manne gesehen, schälte er die Mandeln, erzählte vom Professor Tholuck und vom Fest der weißen Rose in Potsdam, von seinem hochseligen Herrn und Könige, mit dem er als Knabe so oft gespielt in dem reizenden Sacro an der Havel, und plötzlich war er wieder in der Spitalkirche zu Halle und theilte uns das Lied mit, das ihm ein „Engel zum Trost gebracht." Das Lied war eine wirklich schöne Elegie auf Friedrich Wilhelms Tod, ein Klang aus vollem Dichterherzen, der wieder zum Herzen bringen mußte; nur war's nothwendig, daß die Hörer sich über manche Eigenthümlichkeiten hinwegsezten. Am störendsten war mir das Weglassen des Artikels vor den Substantiven. Als wir schieden, lud mich Fouqué ein, die Vorlesungen über deutsche Literatur zu besuchen, die er wöchentlich zweimal, wenn ich nicht irre, in seinem Hause hielt. — Das war meine erste Begegnung mit dem Dichter des Zauberrings.

Am bestimmten Tage ging ich, die Vorlesung zu besuchen. Die ehrwürdige Universitätsstadt Halle ist reich an finstern und engen Gassen; zu den finstersten aber gehört die Rathhausgasse, die man vom Markt aus durch ein düsteres Thor betritt. Hohe Gebäude, dicht an einander gerückt, lassen selten einen Sonnenstrahl auf das von feuchtem Schmutz überzogene Pflaster fallen. Das Fräuleinstift und die Blindenanstalt liegen dem Hause gegenüber, das Fouqué damals bewohnte. Wüster Lärm schallte uns entgegen, als wir die Flurhalle betraten; die Studentenverbindung Borussia hatte ihre „Kneipe" im Erbgeschoß des Hauses. Auf einer dunkeln Treppe gelangte man zu dem kleinen Salon im ersten Stock, in welchem Fouqué seine Vorlesungen hielt. Als ich eintrat, war die Versammlung schon ziemlich zahlreich; ältere Herren, darunter der Geheimerath v. Schmieden, als fürer Uebersetzer aus dem Französischen bekannt, einige Offiziere, Studenten und mehrere Damen bildeten das Auditorium. Schöne Büsten der königlichen Familie, Kupferstiche deutscher Dichter schmückten den sonst mehr als bescheiden möblirten Salon.

(Schluß folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Oft ward ein großer Widerwillen gegen die républicains par profession an den Tag gelegt. „Wir Alle sind Republikaner, wir wollen die Republik, um unser Gewerbe, unser Eigenthum gesichert zu sehen, und Institutionen herbeizuführen, die Jedem die Erwerbung von Eigenthum möglich machen: »mais il-y-a des républicains étrangers, des hommes sans patrie, qui ne sont rien, qui n'ont aucun état, et qui espèrent trouver un tel dans le désordre de la révolution.« Während man Lamartine und andern Mitgliedern der provisorischen Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, fürchtete man den Idealismus Louis Blancs; man schalt auf Lebru Rollin, dem man Geldunterschlagungen nachsagte, und behauptete, er habe das Gesetz gegen die Verhaftung der Schuldner nur gegeben, um sich selbst sicher zu stellen, da er von Schulden erdrückt werde. „Lamartine ist Dichter," hieß es, „Louis Blanc Historiker, Cremieux ein geschickter Advokat; diese Leute können bestehen auch ohne Mi-

Digitized by Google

glieder der Regierung zu seyn; aber Ledru Rollin, Caussidière, Flocon müssen Republikaner seyn und davon leben; das ist gefährlich!"

So gibt es denn auch hier gleich wieder Verdächtigungen und Zwiespalt, und die provisorische Regierung ist innerlich nichts weniger als einig. Ledru Rollin möchte Lamartine stürzen, die gemäßigte Partei ihn halten, und er selbst kämpft mit fast übermenschlicher Anstrengung, die Ordnung herzustellen.

10.

Paris, 15. März. Abends.

Herwegh und seine Frau habe ich schon oft gesehen. Beide sind in einer fieberhaften Aufregung. Diese erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, mit welcher Sehnsucht, mit welch glühendem Verlangen Herwegh einer republikanischen Zukunft entgegen gelebt hat; aber man muß doch wünschen, daß er ruhiger werde, klarer, in sich gefaßter. Je lebhafter ich an ihm Theil nehme, seit ich ihn vor drei Jahren kennen und schätzen lernte, um so ängstlicher sehe ich sein jetziges Treiben. Er steht an der Spitze eines Comité von deutschen Republikanern, welche der Regierung in diesen Tagen ihren Glückwunsch zur errungenen Freiheit darbrachten. Das ist in der Ordnung; aber nun soll die Republik jezt gleich auch in Deutschland proklamirt werden!

Sie verlangen Waffen vom Gouvernement, das ausdrücklich erklärt hat, sich nicht in die Angelegenheiten anderer Staaten mischen zu wollen; sie machen wunderliche Anschläge an den Straßenecken, in denen sie von den Franzosen Waffen, Kleidung und Geld fordern, um ihren deutschen Brüdern jenseits des Rheins zu Hülfe zu ziehen; es werden Sammlungen für die deutschen Republikaner in den Kirchen gemacht; die Deutschen exerciren auf dem Marsfeld; ich höre immer von „nach Deutschland ziehen in Masse," und frage immer wozu? ohne eine vernünftige Antwort zu bekommen. Ein paar der deutschen republikanischen Arbeiter, die ich zufällig sah, da sie als Abgeordnete zu Herwegh kamen, waren durchaus nichtig. Sie sagten Ja und Nein zu allem, wie er es ihnen in den Mund legte. — Auch die Polen und Russen, die als Verbannte hier sind, regen sich — sie wollen auch „hinziehen" — und neulich habe ich schon welche sitzen sehen, die eifrig über die Grenzen des polnischen Reiches zankten. Man hat einen Club der détenus politiques gegründet, zu dem auch diese Polen und Herwegh gehören.

Jemehr man nun die wahre Freiheit liebt, je zuversichtlicher man darauf hofft, sie in der sich allmählig über die Erde verbreitenden republikanischen Verfassung verwirklicht zu sehen, um so ängstlicher betrachtet man jede Unklarheit in den Köpfen derjenigen, welche das Ideal der Republik im Herzen hegen, und die man selbst als Träger, als Stützen seines eigenen Idealismus hoch hält. Herweghs Verworrenheit macht mir Angst. Sie rührt offenbar davon her, daß er, der ein abstrakter Geist, ein Dichter (im schönsten Sinne des Wortes) ist, nun plötzlich den Geschichte schaffenden Reformator machen will. Seine Phantasie reißt ihn fort zu glauben, Deutschland stehe auch schon auf dem Entwicklungspunkte, den Frankreich eben jezt erreicht hat. Der Irrthum ist verzeihlich, denn Herwegh ist seit Jahren vom Vaterlande fern. Aber er will nicht glauben, daß er sich irrt. Ich besorge, er wird ein furchtbares Nachtstück dichten, wenn er die muthigen Träume seines Geistes im Leben verwirklichen sollte.

Die Freiheit ist seine Religion, er würde mit Wonne zum Märtyrer werden für die Wiedergeburt der Menschheit. Er hält diese in den höhern Klassen für verderbt, für entartet und keiner Erhebung durch das sittliche Ideal fähig. Darum würde er ruhig den Untergang derselben ansehen und mit ihnen untergehen, damit nachher die gereinigte Menschheit aus den gesunden Volksklassen sich zur Freiheit entwickeln könnte. Dieß ist der Grund, warum er die Anarchie, die Auflösung wünscht, die sonst in so grellem Widerspruch mit dem Schönheitssinne seiner Natur zu stehen schiene. Daß er vollkommen uneigennützig sich opfern könnte für das Allgemeine, und daß seine Frau den Muth und die Liebe hat, ihn sich opfern zu lassen für seine Idee, das glaube ich fest. Man kann dieß Schwärmerei nennen, man kann, wie ich selbst, fürchten, daß diese Schwärmerei sie blind macht gegen die Möglichkeiten des Augenblicks, aber daß Beide edle Naturen sind, das muß man ihnen zugestehen, wenn man nur das geringste Verständniß für Charaktere hat. Emma Herwegh besizt außerdem eine solche Tiefe der Liebe, eine so unbedingte Hingebung in derselben, daß sie schon dadurch schön und bedeutend wird.

Manchmal, wenn ich hier so gegen die Männer eifern höre, welche im Umsturz des Bestehenden allein die Möglichkeit einer bessern Zukunft sehen, oder wenn man die Personen tadelt und verdammt, die mit der Vergangenheit, ihren Sitten, ihren Ansichten aus Ueberzeugung gebrochen haben, so kommen mir eigene Gedanken. Am unverständigsten aber finde ich es, wenn man als Beweis für die Unrichtigkeit einer Theorie ihr augenblickliches Scheitern in der Wirklichkeit anführen will. Es ist, als ob die Leute nie ein Wort von der Vergangenheit, von der Weltgeschichte gehört hätten.

Keine regenerirende Idee iſt gleich fertig, gewappnet aus dem Schooße der Zeit entſprungen; alle Reformatoren haben für Aufrührer, für Unſittliche, für Empörer gegolten, alle neuen Sekten ſind verſpottet, mißachtet und wo möglich gekreuzigt worden. Geſchieht dieß jezt nicht, ſo iſt es wahrhaftig nicht die Schuld der Einzelnen, deren beſtehende Rechte von den Reformatoren angetaſtet werden.

Die Waldenſer, die Albigenſer, die Huſſiten, Savonarola und Willeff mußten mit ihren Anhängern untergehen, ehe Luther das Werk der Reformation vollbringen konnte. Als er die päpſtliche Bulle abriß von der Kirchenthüre zu Wittenberg, um ſie unter dem Zujauchzen der Studenten auf offenem Markte zu verbrennen; als er, der Auguſtiner Mönch, dem Eheloſigkeit Gebot war, die Nonne Catharina von Bora aus dem Kloſter führte und ſie ſich von einem ſeiner Freunde als Gattin antrauen ließ, da haben ſehr viele dieſen Empörer gegen Religion und Staat gewiß auch für einen höchſt ſittenloſen Menſchen gehalten, und ihm ſicher eben ſolche Gräuel angedichtet, als den Socialiſten jezt aufgebürdet werden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Schluß.)

Das Parlament wieder in der Paulskirche

Doch was ſchreibe ich von ſolchen Kleinigkeiten, da Scenen ſo ernſter Art ſich vor unſern Blicken eröffnen! Die Bretter, die die Welt bedeuten, treten vor der Weltgeſchichte zurück, deren Keime hier im Schooße unſerer Vaterſtadt gelegt werden. „Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.“ Hoffen wir mit allen für das Vaterland ſchlagenden Herzen, daß das erſtere der Fall ſeyn möge. Das ſcheidende und das junge Jahr hatten uns aus dem Schooße der Reichsverſammlung zwei werthvolle Geſchenke gebracht, die Grundrechte des deutſchen Volks und die Aufhebung der Spielbanken. Wenn die erſten einmal im Geſammtvaterlande angenommen, wenn ſo manche Schwierigkeiten überwunden ſeyn werden, die lokale und partikulare Intereſſen ihnen entgegenthürmen, dann werden wir weder England noch Frankreich um ihre Freiheiten zu beneiden haben. Wenn mit dem 1. Mai dieſes Jahrs, nach Mohls Vorſchlag, wirklich die Spielbanken fallen ſollen, ſo wird auch dadurch manches Privatintereſſe feindlich berührt werden und mancher Badeort, der nur dem Reize des Spiels ſeine ephemere Berühmtheit verdankt, wird öde und verlaſſen daſtehen. Aber die Zeit fordert von Hohen und Niedern noch ganz andere Opfer. — Die Nationalverſammlung hat die beengten Räume der deutſchreformirten Kirche wieder mit der Paulskirche vertauſcht, nicht ohne Spuren ihrer Wirkſamkeit in der erſtern zu hinterlaſſen. Man bewundert höchſt gelungene Bleiſtiftzeichnungen, die während ermüdender Vorträge auf den Pulten entworfen und ausgeführt, von der Meiſterſchaft ihrer Schöpfer unverkennbar Zeugniß ablegen und es nur bedauern laſſen, daß ſo geniale Compoſitionen unter dem Schwamme profaiſcher Putzweiber unwiederbringlich verſchwinden ſollen. Wer an ſolchen Produktionen einen Anſtoß nehmen wollte, dem geben wir billig zu bedenken,

„wie es ſchon lange beigebracht,
daß in der großen Welt man kleine Welten mache.“

und um wie viel höher die Mitglieder unſeres Parlaments, als die des engliſchen ſtehen, die während langer und langweiliger Reden nichts beſſeres zu thun wiſſen, als ſchwatzen oder ſchlafen. Am 11. Januar hielt die Reichsverſammlung ihre erſte Sitzung in der Paulskirche. Der Architekt Weber von Cöln hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſet. In der prächtigen Rotunde herrſcht eine behagliche Wärme. Zwei mächtige unterirdiſche Oefen heizen die Waſſermaſſen, die durch Röhren vertheilt und in ſechs Condenſatoren geſammelt, aus vergitterten Oeffnungen im Fußboden den belebenden Wärmeſtoff ausſtrömen laſſen. Alle Pulte der Abgeordneten haben Dintenfaß und Streuſandbüchſe erhalten. Von der nun ganz geſchloſſenen Decke hängt der große bronzene Kronleuchter herunter, deſſen Gasflammen die abendlichen Sitzungen erhellen ſollen. Kleinere Lüſtres ſind im ganzen Umkreiſe der Kirche vertheilt, ſo daß gegen Wärme- und Lichtſpendung auch der eigenſinnigſte Kritiker nichts anzuſetzen vermag. Und wahrlich, ein Aufenthalt, dem täglich ſo viele Stunden angeſtrengteſter Arbeit und Aufmerkſamkeit geweiht werden, muß des Comforts viel bieten. Am 13. war der merkwürdige Tag, wo die Reichsverſammlung ihre Sitzung nur anderthalb Stunden ausſetzte, um die ſo wichtige öſterreichiſche Frage zum Abſchluß zu bringen. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, die Neuheit der Beleuchtung hatten eine außerordentliche Menſchenmenge herbeigezogen, und ſelbſt die Berichterſtatter konnten nur mit Mühe zu ihren Plätzen gelangen. Beſonders ſtark war der Zudrang gegen Abend, wo das Ende der parlamentariſchen Schlacht nahte. Gegern ging bekanntlich als Sieger aus ihr hervor. Von den öſterreichiſchen Deputirten ſprach der Berichterſtatter der Majorität, Giskra, mit hinreißendem patriotiſchem Feuer. Wäre ſeine Regierung von ſeiner deutſchen Vaterlandsliebe durchdrungen, Deutſchland ſtünde jezt nicht in dieſer traurigen Alternative, ſich von Oeſterreich loszuſagen, um Oeſterreich als Bundesgenoſſen zu erhalten. Aber was vermag die hinreißendſte Beredſamkeit gegen die Logik, wie ſie ſich ungezwungen aus der ganzen Sachlage von ſelbſt entwickelt? Heiße Kämpfe ſtehen uns noch bevor. Möge der Genius des Vaterlandes Alles zum Beſten lenken!

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 23. Freitag den 26. Januar 1849.

Ja, treibt der Geiſt euch, laßt Standarten wogen!
Ihr ward die Zeugen wildbewegter Zeiten.
Doch ſeht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen!
Annette v. Droſte.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Hat doch ſelbſt Chriſtus, der ſich mit Handwerkern umgab, der durch ununterrichtete Männer des Volks die Schriftgelehrten und Phariſäer belehren wollte, der mit eigener Hand die Geißel ſchwang gegen die Krämer im Gotteshauſe, für einen Aufwiegler, für einen Empörer gegolten und iſt als ſolcher gekreuzigt worden! Wie mag man ſich denn noch immer wundern, daß man auch jetzt die Menſchen verläumdet, welche die Irrthümer, die furchtbaren Widerſprüche unſerer Zuſtände aufdecken und danach ſtreben, ſie zu verbeſſern? Wie gibt es immer noch Menſchen, die ſich durch fremdes Urtheil irren laſſen und davor erſchrecken, daß man ſie revolutionär und ſittenlos nennt, weil ſie den Muth haben, den Schlendrian der zur Sitte gewordenen Unſitte, den Schein des zum Recht erhobenen Mißbrauchs dreiſt und frei von ſich zu werfen! Das hat Jeder thun, Jeder erdulden müſſen, der die Wahrheit gegen die Lüge, und ſich ſelbſt gegen das Beugen unter die Lüge vertheidigte, und als Chriſtus den Tempel ſäuberte, Luther die Bannbulle verbrannte, da iſt für den Verſtändigen, für den innerlich freien Menſchen auch die Furcht vor dem Götzen »qu'en dira-t-on?« verbrannt, der noch immer als erſter Gott die Erde beherrſcht und für die Schwachen die Stelle ſittlicher Ueberzeugung vertritt. — Ob die Socialiſten ihr Ziel ſchon jetzt erreichen, das läßt ſich nicht beſtimmen; die Zukunft aber wird ihnen oder ihren Nachfolgern gehören.

Es hat mich überraſcht, neulich vor einem Bücherladen auf dem Quai d'Orſay die Worte »Imprimerie du Phalanstère« und an dem Schaufenſter deſſelben nur ſocialiſtiſche Werke ausgeſtellt zu finden. Man iſt in Deutſchland noch nicht gewohnt, den Socialismus als Wirklichkeit in das Leben treten zu ſehen; auch die Form, in der er auftritt, iſt uns befremdlich.

In dieſen Tagen erhielt ich einen Brief von der Herausgeberin des Journals »Les voix des femmes. Journal socialiste et politique, organe des intérêts de Toutes.« Madame Eugenie Niboyet. Eine ruſſiſche in Paris lebende Ariſtokratin vom reinſten Waſſer, mit Madame Niboyet befreundet, hat uns mit einander bekannt zu machen gewünſcht. Der Brief lautet:

»Mademoiselle! L'amie selon mon coeur, celle que j'appelle mon bon ange, a désiré en partant, que je lisse votre connaissance. Je serais allée, sans retard, vous porter sa lettre, si je pouvais sortir, mais je rédige et dirige un journal quotidien, la voix des femmes, et je suis esclave de mon oeuvre. Vous qui êtes libre, venez à moi et, femme de lettres, pardonnez-moi de vous appeler soeur. Nous avons toutes besoin de nous parler, de nous entendre, notre mission de paix commence; si nous sommes fortes, l'humanité sera grande; venez à nous! — Je vous adresse un numéro de notre, de votre journal. Veuillez le lire, veuillez le faire connaître; il faut qu'il ait des appuis. Toutes ensemble nous devons concourir à sa rédaction, sans distinction de patrie. Il n'y-a que des soeurs dans l'humanité.«

Die Anzeige des Journals ſelbſt lautet: »La voix des femmes est la première et seule tribune sérieuse, qui leur soit ouverte. Leurs intérêts

Digitized by Google

moraux, intellectuels et matériels y seroot franchement soutenus et, dans ce but, nous faisons appel aux sympathies de toutes.« — Der erſte Artikel des Blattes, das ich vor mir habe, heißt: »L'union fait la force,« und beginnt: »Les élections approchent; l'action des femmes peut être puissante; qu'elles exercent cette action, le règne de la République est leur règne. Les temps sont venus, à l'oeuvre et sans relâche! Unissez-vous, agissez dans la famille, agissez dans la cité, désignez à vos frères électeurs les candidats que vous croyez assez purs pour être éligibles. Pas de puériles considérations! soyez franchement citoyennes et dignes de ce nom« u. ſ. w.

Dann folgt ein vortrefflich geſchriebenes Artikel, »Le Pape,« ferner ein ſchöner Brief von George Sand — »Aux riches« — der aber hier nur abgedruckt, nicht für das Journal geſchrieben zu ſeyn ſcheint, da die Sand anderswo erklärt hat, nicht zu den Mitarbeitern der Voix des femmes zu gehören. Es folgen ein Aufſatz über die Crise financière et commerciale, die actes officiels du gouvernement provisoire, la misère en Allemagne par Mad. Bettina d'Arnim, eine Ueberſetzung des Berichts über die Voigtländer, aus „dieß Buch gehört dem Könige," ein Kapitel sur le sort actuel des femmes, die gewöhnliche, aber ſehr kurze Revue des Journaux politiques de la France et de l'étranger, verſchiedene Stadtneuigkeiten, einige Annoncen, das Programme des spectacles, und das Blatt, gedruckt in der Imprimerie de Madame Delacombe, iſt fertig.

Ich ſchreibe ſo ausführlich darüber, um euch eine Vorſtellung davon zu geben, wie ſolche Dinge hier gehandhabt werden. Der Styl des Blattes iſt etwas übertrieben, aber es iſt doch viel Vernünftiges darin, und es iſt jedenfalls als eine Lebensäußerung der Jetztzeit und ihrer Beſtrebungen intereſſant. Daß Madame Aboyet keine unedle, keine gewöhnliche Frau ſey, dafür bürgt mir der Name der Freundin, welche ſie mir zugeführt.

tt.

Paris, 16. März Abends.

Das war ein merkwürdiger Abend. Den ganzen Tag und ſchon die Tage vorher war es unruhig geweſen, weil die Maſſe der Nationalgarde die Auflöſung der einzelnen Corps d'élite in derſelben verlangte, welche ſich nicht auflöſen laſſen wollten. Es ſind die Grenadiere und Jäger. Die erſtern haben Bärenmützen wie die einſtige Kaiſergarde, die andern gelbe Federbüſche. Die Corps beſtehen aus den Bewohnern des erſten und zweiten Arrondiſſement, der Vorſtädte St. Honoré, Chauſſée d'Antin u. ſ. w., repräſentiren alſo die Ariſtokratie und die ſogenannte haute finance.

Um ſechs Uhr ſuhren wir zu Madame de K. zu Mittag, welche mit uns zugleich in ihr Haus trat, athemlos den Hut abwarf und ausrief: „Man waffnet ſich in den Faubourgs St. Antoine und St. Denis, wir haben einen Kampf dieſe Nacht. Ich komme vom Hôtel de ville, der Platz iſt voll von Menſchen, man hat das erſte und zweite Bataillon der Nationalgarde mit Steinwürfen und Schimpfreden überhäuft. Weiber ſind herangedrungen mit Schürzen voll Steinen, Jungen haben dem General Courtais den Degen aus der Hand geriſſen und zerbrochen. Der Kampf bricht gewiß los." — Ein Pole und ein junger ſpaniſcher Herzog, beide anſäßig in Paris, beide Nationalgardiſten, verſicherten, daß für den Augenblick, trotz der großen Aufregung, nichts zu fürchten ſey, und wir ſetzten uns zur Mahlzeit, um gleich nach derſelben in eine Verſammlung des Club central des républicains zu fahren, wo, wie die Männer wußten, dieſer Gegenſtand verhandelt werden ſollte.

Der Club verſammelte ſich im Conservatoire de Musique, nahe bei unſerer Wohnung. Man ließ unſere Wagen in einiger Entfernung halten. Zwei Polen, von denen der eine ſeit Jahren Profeſſor der Staatswiſſenſchaften hier iſt, begleitete uns. — In der großen, etwas wüſten Halle des Conſervatoire, wo die Statuen der Muſen ſtehen, hielten ſehr wild ausſehende Männer in Blouſen und Hemdeermeln Wache. Sie hatten dreifarbige Bänder um den rechten Arm. — „Ihre Billette?" Die Polen zeigten ihre Eintrittskarten vor. — „Aber die Frauen?" — Wir hatten keine, und einer unſerer Begleiter ging, einen Marſeiller herbeizuholen, ein Mitglied des Clubs, das er kannte. Es war ein ſchöner, ſehr dunkler Mann. Er ließ uns die Loge Louis Philipps im Centrum öffnen; mit uns traten andere Perſonen ein. Ich ſaß in der erſten Reihe und konnte alſo vortrefflich ſehen.

Der Saal iſt nicht eigentlich ſchön, hat außer dem Parket drei offene Logenreihen und oben noch kleine vergitterte Logen. Dieſes ganze Lokal war voll von Männern, unter denen ſich zwanzig bis dreißig Frauen der arbeitenden Klaſſen befanden. Auf der Orcheſtertribüne ſaßen vor einem Tiſche mit brennenden Lichtern der Vorſtand und mehrere Commissaires d'ordre; ſie hatten Alle ebenfalls die dreifarbige Binde um den rechten Arm. Der große Kronleuchter in der Mitte des Saales war angezündet, doch brannte nur immer die vierte Lampe und es blieb ziemlich dunkel im Saale.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarische Erinnerungen.

(Schluß.)

Fouqué erschien bald; das weiße Haar zierlich geordnet, den rothen Adlerorden im Knopfloch des schwarzen Fracks, das Johanniterkreuz um den Hals, so trat er ein und nahm an einem kleinen Tische Platz. Gegenstand der Vorlesung: Goethe — Werthers Leiden. Ich war im höchsten Grade gespannt. An eine Vorlesung im akademischen Sinne war nicht zu denken: es war eine Unterhaltung. Herr Baron Fouqué sah Gesellschaft bei sich und unterhielt diese höchst anmuthig von seinen persönlichen Beziehungen zu Goethe. Da erfuhr man, daß Fouqué gleich nach der Leipziger Schlacht durch Weimar gekommen und in zerrissener Uniform den großen Dichter besucht habe, daß ihn Goethe freundlich empfangen, aber seinen kriegerischen Enthusiasmus nicht ganz getheilt, sondern eine gewisse Vorliebe für Napoleon habe blicken lassen. Dann schilderte er ergreifend seinen Schmerz über Goethe's Tod, den er auf einer Reise in einer Dorfschenke erfahren, und machte endlich auf sein Büchlein: „Goethe und einer seiner Bewunderer" aufmerksam. Jezt kam er auf Werthers Leiden. Zuerst reicht er sein Exemplar herum; er hat's von Goethe selbst zum Geschenk erhalten und das Autographon des großen Mannes prangt auf dem weißen Blatte vor dem Titel; dann zeigt er das schöne Bild, das den Wolfgang Goethe im neunundzwanzigsten Jahre darstellt — die Cotta'sche Buchhandlung hat es vor einigen Jahren neu auflegen lassen — und nun begibt er sich an eine poetische Beschreibung des Eindrucks, den Werthers Leiden in frühern und spätern Jahren auf ihn gemacht haben. Er liest einzelne Stellen vor, sein strenges Christenthum geräth oft in bedenklichen Conflikt mit seiner Vorliebe für Goethe und Werther; doch, was er nicht zu vermitteln vermag, läßt er ohne alle Verlegenheit unvermittelt und schilt auf den alten Jahn, der einmal bei Professor Zeune in Berlin gesagt, dieses „ewig junge" Buch (Werthers Leiden) wäre nie jung gewesen. Von Jahn kommt er auf Zeune, den Puristen, der die Friedrichsd'or „Goldfritzen" nenne und deßhalb spöttisch von Jahn, statt August, Erntemond Zeune genannt worden sey. An Zeune reiht sich sein „großer Freund" Fichte, an diesen Gneisenau; der führt ihn auf Schill, den edlen Ritter, und Fouqué wird jung in diesen Erinnerungen; bald blitzen ihm die Augen, bald rollt eine helle Thräne nieder in den schneeweißen Schnurrbart. So vergehen zwei und mehr Stunden, er spricht eigentlich nur von sich, aber er spricht so gut, daß er immer ein befriedigtes Publikum entläßt.

Ich wurde nach und nach genauer bekannt mit dem ritterlichen Sänger der Corona; er las einige italienische Dichter mit mir und steckte mich auch eine Zeitlang an mit seiner großen Vorliebe für die künstlich edeln Formen romanischer Reimpoesie. Wie manche Mitteenachtsstunde habe ich mit Fouqué durchwacht, in dem mit alten Waffen reich geschmückten Speisesaal! Da ließ ich mir erzählen von den großen Menschen, die er gekannt, mit denen er gelebt, und er war unerschöpflich in solchen Stunden, wenn er das unbeschreiblich reiche Buch seiner Erinnerungen aufschlug. Jener Saal in Fouqués Wohnung war übrigens ein schon vorher den Musen geheiligter Platz. Das Haus gehörte einst dem Staatsrath v. Jacob, und dessen Tochter Therese Adelgunde Luise v. Jacob (Talvj) verfaßte hier ihre berühmten Nachdichtungen serbischer Volkslieder. — Fouqué liegt begraben, die Talvj heißt Madame Robinson und lebt jenseits des Weltmeers in Nordamerika.

Damals aber, im Jahr 1840, war oft Gesellschaft in jenem Saal, denn war auch der Dichter Fouqué vergessen von dem großen Publikum, so war's doch der Mensch nicht von seinen zahlreichen Freunden, und es kam in jener Zeit wohl Niemand von Bedeutung nach Halle, ohne einen Brief an Fouqué. In jenem Saal sah ich heute die Crelinger mit ihren lieblichen Töchtern, Künstlerinnen vom ersten Range gleich der Mutter, und morgen vielleicht erschien der ultramontane Publicist Herr v. Schütz, Dichter des Lacrymas und Uebersetzer der Casanova'schen Memoiren. Heute ward einer jener innigen, himmlisch guten Briefe der edeln Prinzessin Maria Anna, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, deren Ritter sich Fouqué mit hohem Stolze nannte, vorgelesen, und morgen erschien eines jener kokett schön geschriebenen Billets von Varnhagen. Der nordische Geigerkönig Ole Bull unterhielt sich hier mit dem berühmten Kanzelredner Dräseke, der französische Staatsmann Thiers sprach durchreisend bei Fouqué ein und der düstere Speisesaal vernahm mehrmals das fröhliche Lachen Charlottens von Hagn. So könnte ich noch viele Namen nennen.

Fouqué hat die neue Zeit nicht erlebt, und ich preise ihn glücklich darum, denn sie hätte ihn nur schmerzlich berühren können. Und warum ich diese harmlosen Erinnerungen an einen Dichter, der unserer Zeit so fern steht, gerade jezt veröffentliche? Ich denke, es ist wohl manch Einem wüst im Kopf vom Parteilärmen der Gegenwart, von dem Schmerzensschrei der gebärenden Zeit, und es thut ihm wohl,

einzukehren mit mir bei dem Dichter des Zauberrings in dem Hauſe auf der ſtillen Rathshausgaſſe in Halle. Hab' ich's getroffen damit und lieſt man's gern, ſo kann ich noch viel Aehnliches erzählen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Die Landtagswahlen. — Der Gewerbſtand. — Theater. — Chriſtmarkt. — Enslen.

Die geiſtige Regſamkeit nicht nur in Dresden, ſondern überall in Stadt und Land des Königreichs Sachſens iſt vielleicht noch nie ſo bedeutend geweſen, als ſie während der letzten Wochen ſich kund gab. Die Wahlen zum nächſten Landtage drängten beinahe jeden andern Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, wie z. B. die künftige Form der deutſchen Centralgewalt und die octroyirte preußiſche Verfaſſung, aus unſerem Geſichtskreiſe. Die größte Thätigkeit entwickelten dabei beſonders zwei der zahlreichſten politiſchen Verbindungen, „der deutſche" und der „Vaterlandsverein," deren letzterem man häufig nachſagt, ſeine Mehrheit huldige offenbar der Republik, während der erſte ſich unbedingt für die conſtitutionelle Monarchie ausſpricht. Jetzt da die Wahlhandlung geſchloſſen iſt, werfen beide Parteien einander Parteilichkeit vor, obgleich ſolche in der Natur der Sache liegt und jeder in ſeinem Rechte iſt, der nicht aus unlautern Gründen die angenommene Meinung verficht. Daß die große Mehrzahl der Bewohner Sachſens dem Conſtitutionalismus und dem behutſamen Fortſchritt zugethan iſt, verkennen übrigens ſelbſt die meiſten entſchiedenen Anhänger republikaniſcher Inſtitutionen nicht. Großen und wahrhaft heilſamen Eindruck machte das unlängſt in öffentlichen Blättern publicirte „offene Wort" unſerer Staatsminiſter, in denen Redlichkeit und hohe Geſinnung ſich kaum überzeugender hätten ausprägen können. — Durch die immer mehr anwachſende Zahl wohlhabender Fremder wird dem hieſigen Gewerbeſtande ſichtbar aufgeholfen. Während der Hof und die Einheimiſchen, beſonders in Folge der eingetretenen nothwendigen Belaſtung mit neuen Abgaben, ſich die größten Einſchränkungen auferlegen, erſetzen die Salons der bemittelten Ausländer, die ſich hier theils vorübergehend, theils für immer niedergelaſſen, an Glanz und Feſtlichkeit, was den einheimiſchen Cirkeln abgeht. — Der Hof und die einheimiſchen vornehmen Häuſer meiden faſt alles Feſtgeräuſch, das auch in der That der betrübten Zeit wenig angemeſſen wäre. So ſehen wir denn einem Carneval von ſehr geringem Belange entgegen. Am meiſten fangen die muſikaliſchen und dramatiſchen öffentlichen Ergötzlichkeiten an wieder zu gedeihen. Große Triumphe feiert ſo eben die Tanzkunſt auf hieſigem Theater durch Lucile Grahn mit ihren Gaſtvorſtellungen. Seit ſie auch die gewagteſten Sprünge und Stellungen mit einer ſo glücklichen Decenz auszuführen weiß, daß die echte Schamhaftigkeit in eigener Perſon außer Stande ſeyn würde es ihr darin gleichzuthun, werden die rabuliſtiſchen Gegner des Tanzes wohl endlich einſehen, daß ſie ihren Prozeß durch alle Inſtanzen verloren haben. So viel iſt gewiß, dieſe Tänzerin ſteht ſchon darum hoch über allen ihren berühmten Vorgängerinnen, weil dieſe insgeſammt von der Natur durch körperliche Schönheit unterſtützt wurden, während ſie in dieſer Hinſicht ſehr ſtiefmütterlich behandelt worden iſt. Niemand konnte läugnen, daß an ihrer Figur ein offenbares Mißverhältniß zwiſchen dem regelloſen Antlitz und dem übrigen allerdings wohlproportionirten Gliederbau beſteht. Aber daran dachte man beim erſten Auftreten der engliſchen Tanzvirtuoſin nur wenige Augenblicke. — Seitdem der Abſolutismus der Politik eine Art von Verbot auf die Romane gelegt, haben ſich die Ueberläufer von dieſem zum dramatiſchen Felde anſehnlich vermehrt. Kann man auch von den meiſten nicht behaupten, daß ſie dabei erhebliches Glück gemacht haben, ſo findet doch dann und wann ein neues Stück erträgliches Fortkommen auf hieſiger Bühne. Namentlich erlebt der unermüdliche Benedix manche Freude an ſeinen lebensluſtigen Kindern. — Der Chriſtmarkt war dießmal im Verhältniß zu den Zeitbedrängniſſen äußerſt lebhaft. Beſonders ſollen die Kinderſpielwaaren aller Art ſehr geſucht geweſen ſeyn, ein Nahrungszweig, der für ſehr viele Familien, vorzüglich der Wilsdruffer Vorſtadt und der Friedrichſtadt von großer Bedeutung iſt. Gewährt der ſtarke Abſatz dieſes Artikels vielen dort Wohnenden große Beruhigung für die nächſten Monate, ſo klagt deſto mehr ein großer Theil der wohlhabenden fremden Gäſte, welche in der hieſigen Ruhe einen Schutz gegen die Unruhe in ihrer Heimath geſunden. Was könnte ſie bei ihrem Geſchäftsmangel beſſer tröſten, als mitunter eine hübſche Schlittenfahrt? Iſt doch ein Winter ohne Schnee nur ein halber Winter, beſonders für reiche Leute, die jede Jahreszeit vollſtändig genießen wollen. Aber das jetzige Jahr bringt kaum zuweilen ein Flöckchen Schnee zuwege, geſchweige eine ganze Schlittenbahn. Und nicht nur die bekannte Menſchenfreundlichkeit unſerer Pfandverleiher ſtimmt in die Klagelieder der wohlhabenderen Gäſte ein, ſondern auch der Ackerbau würde ſeine Felder unter der weißen Schneedecke weit lieber vor dem Froſte geborgen, als manche Kornähre blühen ſehen, wie ſolches noch kurz vor Weihnachten wirklich der Fall war. — Seit einer langen Reihe von Jahren war der für Wiſſenſchaft und Kunſt nützlich wirkende Profeſſer Johann Karl Enslen aus Stuttgart in Dresdens Straßen alle Tage eine ſo freundliche Stereotype geweſen, daß darüber ſein ſeltenes hohes Alter ganz in Vergeſſenheit gerieth. Um ſo ſchmerzlicher ergriff alle, die ſeine Gemüthlichkeit und ſeinen guten Humor gekannt hatten, ſein im neunzigſten Lebensjahre erfolgter Hintritt. Seine effektvollen Rundgemälde ſind in ganz Europa rühmlich bekannt. Schon in der Jugend aber hatte er ſich durch die Verbreitung der nach vielen mißlungenen Verſuchen vom Franzoſen Montgolfier erfundenen Luftſchifffahrt in Deutſchland einen Namen erworben. Seine ſchickſalsvolle Lebensbahn gäbe gewiß ein treffliches Thema zu einer intereſſanten Biographie, wenn ſich unter ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe genügender Stoff dazu vorfinden ſollte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. Sonnabend den 27. Januar 1849.

Transferentur montes in cor maris.
Psalmi.

Aus den Alpen.

I.

Das Bild der Zertrümmerung des Berggebäudes.

Schon bei der ersten Errichtung dieser mächtigen Himmelsaltäre, die wir Alpen nennen, mögen eine Menge Bausplitter und Steintrümmer, welche nicht in das ganze Gemäuer verarbeitet wurden, abgefallen seyn, und man könnte demnach sagen, die allmählige Zertrümmerung dieses Berggebäudes habe bereits beim Aufbau selber begonnen. In einem Urmeere zwar mögen sich diese steinigten Bodensätze in langen, zusammenhängenden, ununterbrochenen Schichten niedergeschlagen haben. Als aber die vulkanischen Gewalten von unten die Erdrinde wühlend durchbrachen, zerstückelten sie jene Schichten, wie ein Strom die Eisrinde in viele mächtige Schollen zerbricht. Aus den gewaltigen Erdspalten, die sich bildeten, quollen flüssige Stoffe hervor, jene Schollen bäumten sich darin auf, stellten sich in der weichen, allmählig erhärtenden Grundsuppe in schiefer oder senkrechter Richtung fest, gleich den Eisplatten, die das Meer zusammen und gegen einander und über einander hinausschiebt. — Bei den Sprengungen der festen Rinde, dem heftigen Zusammenstoßen der großen Schollen haben sich Brocken und Abfall von allen Größen bilden müssen. Auch die vielen vulkanischen Explosionen haben sicher eine Menge Geröll und Gebröckel geschaffen und die Abhänge der Gebirge und Thäler damit bedeckt.

Als Vulkan in den Bergen seine Essen auslöschte und sie dem Volke der Wasser- und Luftgötter zur weitern Bearbeitung übergab, bröckelten diese dann an den Urzacken und Urkanten weiter fort, und so bildeten sich neue Trümmer, die sich mit den frühern mischten. — Wie zwischen Urgebirgen und sekundären Erhebungsmassen, so können wir demnach auch zwischen Urtrümmern und späterem Schutt unterscheiden. Wir vermögen aber nicht immer die einen von den andern zu sondern. Auch können wir uns keine richtige Vorstellung von den Vorgängen bei jenen anfänglichen Zertrümmerungen machen, wogegen alle, welche die noch jetzt thätigen Naturkräfte bewirkt haben, noch heute vor unsern Augen vor sich gehen.

So sind denn die Alpenmauern gleich als eine Reihe gewaltiger Ruinen aus dem Schooße der Erde emporgestiegen. Die Gewässer, die sich über sie ergossen, und die atmosphärischen Gewalten, welche seit Jahrtausenden sie bearbeiten, schaffen an ihrer Zertrümmerung weiter fort, und wenn man diesem Schaffen zusieht und dann den Ocean vor Augen hat, dem die Ströme, mit dem Raube der Berge beladen, zueilen, so ist die Frage, wohin es endlich mit der Zertrümmerung hinauswolle, leicht beantwortet: alle diese Gebirge werden einst ausgeglichen seyn und als geebnete Länder daliegen.

Schon jetzt haben jene scheinbar so schwachen Kräfte Außerordentliches geleistet, und fast erschrickt man vor der Wahrheit, daß dieß oder jenes ihr Werk sey. Dennoch aber drängt die Ueberzeugung sich unabweislich auf. — Man sieht tiefe Furchen in die härtesten Felsen geschnitten; ja ganze Thäler sind offenbar von den Luft- und Wasserströmen ausgeschwemmt. Vergebens aber müht sich unser Geist, sich eine Vorstellung von den Millionen Jahren zu machen, die zu dieser Arbeit nöthig gewesen. — Wie greifen in die gewaltigen Lufträume, die nun leer sind und die einst

Digitized by Google

mit Stein und Feis gefüllt waeen. Wir müſſen das Faktum zugeben, ſo ſehe wie uns ſträuben: Luft und Waſſer, dieſe ſcheinbar leiſeſten aller wirkenden Kräfte, haben dieſe Maſſen allmählig verſchwinden laſſen. Ganz gemach werden überall kleine, kaum ſichtbare Theilchen von den Felſen hinweggenommen. Hie und da, wenn du durch die Berge wandeiſt, hörſt du einen Stein herabſchlagen; es klingt wie der Schall einer Art. Das iſt einer von jenen zahlloſen Artſchlägen, unter deren Gehämmer die Beege zuſammenſinken. Welche Gefühie weckt in uns ein ſolcher polteendee Stein, wenn er einen Weg heeabſteigt, den er ſicher nie wieder aufwäets wandern wied! Sein Schall iſt gleichſam ein Knarren im Räderweeke der Natur, ein Ruck des geoßen, uneemeßlichen Zeigers, der auf dem Zifferdiatte der Weltuhe iäuft, oder vielmehe ſchleicht; und da ſteht der lauſchende Menſch in der Mitte zwiſchen dem Anfangspunkte dieſer Aebeit, weicher nach dem, was bereits geſchehen iſt, unendlich hoch in die Woiken dee Beegangenheit hinaufragt, und dem Endpunkte, der nach dem, was noch ausgeebnet werden muß, unendlich fern in dem Nebel der Zukunft liegt. In der Mitte zwiſchen dieſen Ertremen höet er nun von Minute zu Minute die Steine niederſchlagen, die ihm den unſäglich langſamen Foetgang dieſes unermeßlichen Werks begeeiflich machen. — Nue von Jahrhundert zu Jahehundert vernimmt er von einem geoßen Beegſtuez, den man bedeutend nennt, weil er eines unſeeer Döeſer zerſchmetteet hat, der ſich aber zum Ganzen verhäit wie ein kleiner abgebröckelter Zieget zum babyloniſchen Thurmbau.

Wenn man das, was man mit einem ſehr allgemeinen und poetiſchen Ausdrucke den nagenden Zahn der Zeit nennt, ſpezieller betrachtet und ſich einen deutlichen Begriff von allen Gewalten machen will, welche an der Zerteümmerung und Planirung dee Rieſengebäude der Gebiege arbeiten, ſo kann man ſie bequem in zwei Klaſſen bringen, und die, welche von innen und unten her an dem Fundamente eütteln, unterſcheiden von denen, die von außen hee die Spitzen und die Obeefläche angeeifen. Und man hat ſie, glaube ich, alle der Reihe nach genannt, wenn man die Erdbeben und die unterirdiſchen Feuer — die chemiſchen und mechaniſchen Wiekungen dee Luft und der Gewäſſee — die elektriſchen Entladungen oder Blitze — Licht und Temperaturwechſel — die Gletſchee — die Vegetation — und endiich auch die Arbeiten der Menſchen als ſoiche Gewalten bezeichnet.

Das Fundament der Alpen ſcheint in jetziger Zeit bis zu einer ſehe großen Tiefe hinreichend erkaltet und conſoiidiet, und wenn früher hiee groſe unteeiediſche Höhlen einſtürzten, oder ausbrechende Dämpfe und Gaſe Berggipfei hinwegſchleuderten, ſo iſt jezt eine weitherrſchende Ruhe in der Tiefe eingeteeten und die das Fundament unteeminirenden Kräfte ſind kaum in Anſchlag zu bringen. Eebbeben in den Alpen ſoll man allerdings ſeit der Zeit, da man anfing ſie zu verzeichnen, ſchon über vierhundeet beobachtet haben. Allein ſie ſcheinen nue ſelten ſo ſtarke Schwankungen und Erſchütteeungen veranlaßt zu haben, daß dabei Berge geſpalten und Felsgipfel aus dem Gleichgewicht gebracht worden wären. Man höet häufigee bloß von eingeſtürzten Kirchthürmen, geſpaltenen Gaetenmauern und zuſammenfallenden Schloßruinen. Doch ſind allerdings im Lande Glaeus ſowohl als in mehreeen andeen beſondees häufig erſchütterten Alpengegenden zuweilen Felſen heradgerollt und Berge geſtürzt in Foige von Eebbeben. — Vulkaniſche Erploſionen finden niegends mehr in den Alpen ſtatt, und ereignen ſich iegendwo Senkungen durch zuſammenbrechende Höhiungen, ſo geben dazu mehe die von der Oberfläche eindeingenden Gewäſſee als die aus der Tiefe herauſkommenden Bewegungen Veranlaſſung.

(Fortſetzung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Die großen Fragen, um welche es ſich handelte, waren die Entfernung der beſoldeten Truppen aus Paeis, die Aufhebung dee Corps in dee Nationalgarde und eine Eheeneeklärung, ein Veeteauensvotum füe den Miniſter des Innern, Ledru Rollin, der bei der alten Nationaigarde eben ſo in Ungunſt ſteht, als die neu eingetretene und die Garde mobile ihn verehet. — Alle Redner und faſt das ganze Publikum trugen Civilkleider, einige Wenige die Uniform der Nationalgarde, noch kleiner war die Zahl der Blouſenmänner. — Dee Peäſident, ein aiter, ganz kahlköpfiger Mann, ſpeach ieiſe, aber ſehe ruhig und deutlich. Er ſagte gieich Anfangs: „Es iſt voegekommen, daß man diejenigen Büeger, weiche ſich zum allgemeinen Beſten hier vernehmen ließen, mit einem „lauter“ unterbrochen und beläſtigt hat. Meine Hereen, Sie haben hier keine bezahiten Schauſpieler vor ſich, welche Sie zwingen können, ſich nach Ihrem Willen zu fügen. Es liegt in dem Intereſſe jedes Speechenden, ſich veeſtändlich zu machen, und ſicher wied Jeder ſo laut ſprechen, als ſeine Mittel es ihm geſtatten. Wenn dieſe abee ſchwach ſind, ſo zwingt es uns zu veedoppeltem Schweigen und doppelter Aufmerkſamkeit, aber man kann Niemand zwingen, ſich wehe zu thun, um ſich im Läem veeſtändlich zu machen.“

Digitized by Google

Die Verſammlung war außerordentlich bewegt; zuiezt als ein Mann gegen Ledru Rollin und für Lamartine auftrat, wurde ſie ſo leidenſchaftlich und ſo ſtürmiſch, daß nach deutſchen Begriffen ein Weituntergang zu fürchten ſtand. Alles ſchrie: „Nieder mit dem Ariſtokraten!“ man wollte ihn nicht ſprechen laſſen. Vergebens hob er mehrmals die Hand empor, zum Zeichen, daß er fortfahren wolle zu reden, man ziſchte, ſchrie, trampelte, ſtampfte mit den Stöcken, eine Pfeife ließ ſich hören. — Da trat wieder der Präſident dazwiſchen: „Meine Herrn, wir ſind Alle Franzoſen, wir ſind Republikaner und vernünftige Männer. Wir haben eine Gewalt niedergeworfen, weil ſie unſerer perſönlichen Freiheit Feſſeln aniegte; ſollen wir daſſelbe Verbrechen begehen und den Gedanken, das freie Wort in Feſſeln ſchlagen mitten in einer Verſammlung von Republikanern? Sprechen Sie, mein Herr! erzeigen Sie uns die Ehre, uns Ihre Meinung mitzutheilen.“ Jedes dieſer Worte wurde mit ſchallendem Bravo begrüßt; aber die Reden zu Gunſten des braven Miniſters des Innern, des vortrefflichen Ledru Rollin wurden immer lebhafter, die Anklagen gegen Lamartine und die ariſtokratiſche Nationalgarde immer heftiger.

Endlich trat der Marſeiller auf. „Es handelt ſich hier nicht um die Bärenmützen oder um die gelben Federbüſche der Jäger,“ rief er, „es iſt eine Frage der Gleichheit. Dieſe Herren der erſten und zweiten Legion möchten nicht gern mit der Maſſe des Volkes verwechſelt werden; ſie möchten ſich um die Herrſchaft ſchaaren, gleichviel um welche, als Barrière zwiſchen dieſer und dem Volke, und ſie möchten ſo viel an ihnen iſt dazu thun, die Barrière bald wieder recht hoch zu machen. Wir wollen ſie hindern, die erſten Steine herbeizutragen. Es handelt ſich nicht um die Bärenfelle, aus denen die Eſelshaut hervorſieht“ — jubelndes Gelächter — „ſondern um unſere Freiheit und Gleichheit. Dieſen Brief habe ich geſtern erhalten“ — er las ihn vor — „in dieſem Briefe fordert eine reaktionäre Partei aus der Provinz auf, gegen die Auflöſung der Corps zu proteſtiren. Hier ſind die Namensunterſchriften.“

„Leſen Sie! die Namen! die Namen!“ rief es von allen Seiten. — Der Marſeiller wollte ſie mittheilen, der Präſident litt es nicht. „Der Name thut hiebei nichts, es kommt nur auf die Thatſache an. Die Namen nennen, wäre eine niedrige Denunciation und gefährlich, denn es würde Zwietracht ſäen in einem Augenblick, wo wir der höchſten Einigkeit bedürfen. Was wollte man thun, wenn man die Namen wüßte? Man hat diejenigen, welche die Hand an unſere Freiheit gelegt haben, weder getödtet, noch geſtraft; man hat ſich begnügt, ſie unſchädlich zu machen und ihre ſtrafbaren Handlungen der Verachtung und dem Spotte preis zu geben. Das Volk, welches das Vaudeville erfunden, kann ſich mit dieſer Züchtigung begnügen, wenn es, wie jezt, ſtark iſt durch die Gewalt ſeines Rechtes.“ Die Leſung der Namen unterblieb.

Darauf beſtieg ein großer, ſehr energiſch ausſehender Mann, im Paletot, die Rednerbühne. Er hatte einen ſtarken Bart um Mund und Kinn und ſein ſchwarzes Haar flatterte los und wild über ſeine düſtere Stirne. Er ſprach unſtreitig am beſten, reſumirte alles, am Schluſſe die Frage aufſtellend und beantwortend, was man zu thun habe? Das Volk müſſe ſich unbewaffnet, aber ganz unbewaffnet — er betonte dieſes Wort ſtark und wiederholte es mehrmals — verſammeln, ſich der proviſoriſchen Regierung vorſtellen, und eben nur zeigen, wie groß die Zahl derjenigen ſey, welche die Auflöſung der Corps verlangen. Zugleich aber ſolle man ſich gegen die »laibiesse déplorable du gouvernement provisoire et surtout de Mr. de Lamartine« erklären.

Großes Geſchrei von mehreren Seiten: „Reſpekt vor Lamartine! Mäßigen Sie ihre Ausdrücke!“ — „Ich weiß und erwäge was ich ſage. Die Regierung iſt ohne Thatkraft und unentſchieden. Sie hat dem Volke ſchon jezt jede Controle entzogen, indem ſie alle Miniſterien unter ſich vertheilte, wie Louis Philipp alle Aemter und Würden für ſeine Familie in Beſchlag nahm. Die proviſoriſche Regierung hatte nur das Amt, die Miniſter, den Staat zu überwachen bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung. Es wäre beſſer geweſen, die alten Miniſter beizubehalten, als die Miniſterien ſelbſt zu verwalten und gleich in der proviſoriſchen Regierung eine neue Büreaukratie zu errichten. Wir müſſen uns alſo morgen verſammeln.“ — „Um was zu thun?“ fragte ſpöttiſch eine Stimme aus einer Loge. — „Meine Freunde!“ donnerte der Redner, „wir ſind alle Republikaner — aber wir haben falſche Brüder unter uns!“ — „Ja! ja!“ erſcholl es von allen Ecken. Eine Pfeife, die ſchon vorher erklungen war, ließ ſich wieder vernehmen. „Nieder mit den Pfeifenden! Nieder mit ihnen! Werft ſie zur Thüre hinaus!“ rief man. — Der Präſident: „Das ſind Kinderſtreiche! Gaſſenjungenart! Ich erſuche diejenigen, welche in der Nähe des Pfeifenden ſind, ihm gerecht zu werden, indem ſie ihn hinauswerfen.“ — Ein Commiſſaire d'ordre ſprang von der Tribüne in das Parket. „Der Pfeifer iſt hier! nein dort!“ — Man ſuchte, fand ihn, und er ward entfernt.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrspoſſen. — Bankette.

Zu den Neujahrspoſſen, wie ſie hier auf den Bühnen der kleinen Theater üblich ſind, hat das vorige Jahr ſehr reichen Stoff geliefert. Die Dichter haben jedoch denſelben nicht zu benützen verſtanden oder es hat ſich nicht der rechte Mann dazu gefunden. Das Publikum mußte ſich mit den ſehr unpoetiſchen Farcen eines Clairville und anderer Dichter der Art begnügen. Für das kleine Palaisroyaltheater, das jetzt wieder ſeinen alten Titel Theater Montanſier trägt, iſt ein großes oder wenigſtens aus fünf Aufzügen beſtehendes Stück geſchrieben worden, welches heißt, „die Lampen des vorigen, die Laternen des folgenden Tages;“ ein alberner Einfall: die Lampen ſollen die vorige Regierung, das heißt die monarchiſche, die Laternen die jetzige republikaniſche vorſtellen, ohne daß man einſieht, was Ludwig Philipps Haf oder ſeine Regierung mit den Lampen, und was Laternen mit den Republikanern zu ſchaffen haben. Eher könnte man die Lampen mit den Republikanern in Verbindung bringen, da in den erſten Zeiten der jetzigen Republik das Volk, ſo oft es Freiheitsbäume gepflanzt hatte, von den benachbarten Hausbeſitzern mit Ungeſtüm die Häuſerbeleuchtung verlangte. Es iſt damals aus Enthuſiasmus und aus Furcht ſehr viel illuminirt worden, und dieß hat natürlich niemanden genützt als den Lampenhändlern. In der Poſſe des Theaters Montanſier erſcheinen die Laternenperſonen alle mit einer Laterne auf dem Kopfe, vielleicht, um ihre Anmaßung, Licht zu verbreiten, anzudeuten; übrigens dienen die Lampen und Laternen im Stücke nur als Einkleidung, um allerlei Verfälle und Perſonen durchzuhecheln. Catilina, aus dem Dumasſchen Stücke dieſes Namens, erſcheint mit einer Pfeife im Munde, vermuthlich als Anſpielung auf den durchtriebenen Charakter, den der Dichter Montechriſtos dem römiſchen Aufrührer beilegt. Das Théâtre français wird als ein Mann dargeſtellt, der ſich immer ſprüchwörtlich ausdrückt, eine ſatiriſche Anſpielung auf die dramatiſirten Sprüchwörter Alfr. de Muſſets, die jenes Theater ſeit einem Jahre häufig gibt, und die dem Publikum zu behagen ſcheinen: es ſind witzige Kleinigkeiten, an welchen man ſich eine Stunde lang ergötzen kann, beſonders zu einer Zeit, wo man nicht aufgelegt iſt ſich mit ernſterer Dramatik zu befaſſen. Zu den verſpotteten Tagesereigniſſen gehört auch die Commiſſionspoſt, und da ich derſelben noch keine Erwähnung gethan habe, ſo mag es hier geſchehen. Es ſind ſchon mehrere Verſuche gemacht worden, den Pariſern den Verkehr in ihrer ungeheuren Stadt zu erleichtern. Zu dieſem Zwecke hat man Anſtalten gegründet, welche Aufträge von Pariſern an Pariſer beſorgen. Eine ſolche iſt denn auch die ſeit einem Jahre errichtete ſogenannte Commiſſionspoſt. Es wurden in den verſchiedenen Revieren der Stadt Läden bezeichnet, in welchen man Aufträge abgeben kann; die Beſtellung läuft dann von einem Laden der Anſtalt bis zum andern, nach der Richtung des Hauſes, in welchem der Auftrag ausgerichtet werden ſoll, und von dort kommt die Antwort oder das ſonſt Verlangte durch all die Läden oder Büreaus an den Ort der Aufgabe zurück. Für jeden ſo ausgerichteten Auftrag werden zehn Sous entrichtet, aber, wenn keine Antwort gebracht wird, acht Sous. Zu einer Einrichtung der Art gehören natürlich eine Menge Büreaux und Angeſtellte, mithin ein großes Kapital. Die Unternehmer wollten ſich nun die Sache dadurch erleichtern, daß ſie die Bedienten zu Theilnehmern am künftigen Gewinne machten und daher von jedem Träger oder Läufer eine Einlage von 25 Francs forderten. Gelingt nun das Unternehmen nicht, ſo verlieren die armen Leute ihre Zeit und ihre Einlage, und ſie ſind ſchlimmer daran als zuvor. Die Publiziſten, welche mit ſo großem Eifer das Aſſociationsweſen empfehlen, bedenken nicht, daß das Nichtgelingen der Unternehmungen die Verbündeten unglücklicher machen kann, als ſie vor ihrer Verbindung geweſen. In der erwähnten Poſſe wird die Commiſſionspoſt in voller Thätigkeit dargeſtellt. Einer der Träger überbringt einem Ehemann einen Brief und verlangt Antwort darauf; dieſer Brief iſt aber an ſeine Frau adreſſirt. Der Mann wird böſe und gibt dem Träger einen Fußtritt. Dieſer thut deßgleichen am nächſten Träger, und ſo läuft der Tritt fort bis zu dem Orte, von wo der Brief abgegangen iſt. Der Commis aber, der den letzten Tritt erhält, gibt dem Träger dafür eine Ohrfeige, und dieſe Ohrfeige läuft nun wiederum die ganze Reihe von Trägern durch. Und dieſe Scene iſt noch das luſtigſte im ganzen Stück. Auch die Bankette werden in demſelben verſpottet, aber bei weitem nicht ſo derb, als ſie es verdienen. Aus dieſen Banketten, beſonders den ſogenannten ſocialiſtiſchen, werden gewiſſermaßen Klubs, und da es den Weibern nicht mehr geſtattet iſt, ſich in Klubs aufnehmen zu laſſen, ſo finden ſie bei dieſen Banketten Gelegenheit zu politiſiren und ihre communiſtiſchen Grundſätze zu entwickeln. Kürzlich fand ein ſolches in dem großen Valentinoſaale ſtatt, in dem ſonſt Bälle und Conzerte gegeben werden. Das Publikum wurde am Ende der Mahlzeit gegen Entrée auf die Galerie eingelaſſen, damit es die Damen Toaſte ausbringen und Reden halten hören konnte. Da ſind denn über ein Dutzend Toaſte auf „die Emancipation des Weibes“ und „die Wiedereinſetzung deſſelben in ſeine Rechte“ getrunken worden. Man ſieht bereits Karrikaturen daraus. Seit der letzten Revolution erſcheint ein Blatt mit Sportbildern, Journal pour rire, in welchem die gegenwärtigen Zuſtände mehr oder minder luſtig von Künſtlern und Schriftſtellern ſatiriſirt werden. In dieſem Journal ſpottet man denn auch der Damen, welche mit dem Glaſe in der Hand die Emancipation des Weibes predigen. Beſonders hat ihnen eine der redenden Damen Stoff gegeben, welche bei jenem Bankett einen Toaſt „auf das Mißtrauen“ ausbrachte. Dieſe Frau hat ohne Zweifel den Menſchen zu viel getraut, iſt übel dafür belohnt worden und ſtreut jetzt der Göttin des Mißtrauens Weihrauch. Neulich wurde in einem der demokratiſchen Blätter ein banquet fraternel des démocrates socialistes français et allemands angekündigt. Seit dem Abzuge der deutſchen Demokraten war von keiner deutſchen Verbindung, von keinem deutſchen Klub mehr die Rede. Unter den Juniinſurgenten, welche zur Deportation verurtheilt wurden, befanden ſich Deutſche, aber nur in geringer Zahl. Seitdem ließen die Deutſchen nichts von ſich hören, und jenes Bankett iſt wieder ihr erſtes Lebenszeichen; indeſſen ſcheint ſich kein einziger Mann von Bedeutung unter ihnen zu befinden.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 25. Montag den 29. Januar 1849.

— Sic turba per urbem
Praecipiti lymphata gradu ruit
Lucan.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Endlich kam Monſieur Blanqui, einer der Führer der Revolution im Februar, der lange wegen politiſcher Verhältniſſe im Gefängniß geweſen iſt; ein kleiner, ſcharfblickender Mann mit graugeſprengtem, glatt anliegendem ſchwarzem Haar, à la mécontent geſchnitten. Er gleicht den Bildern Lucian Bonapartes. Sein Anzug war ſorglich; ein bräunlicher Paletot über dunkler Kleidung und dunkle Handſchuhe, die er nicht ablegte während des Sprechens.

Er ſtützte ſich auf den Tiſch und ſagte ſehr ruhig: „Meine Herrn, ich habe ſo eben der Reihe nach die republikaniſchen Clubs von Paris beſucht. Die Arbeiter werden ſich morgen um zehn Uhr früh auf dem Platz de la Concorde verſammeln, ohne Waffen, die Hände in den Taſchen — ohne Waffen, meine Herrn! denn wir bedürfen ihrer nicht. Dann werden wir zuſammen nach dem Hôtel de ville gehen, um folgende Forderungen zu ſtellen: erſtens die Auflöſung der Corps in der Nationalgarde, zweitens allgemeine Volksbewaffnung, endlich die Entfernung der Linientruppen, und man wird uns das bewilligen, wenn man ſieht, daß das Volk einſtimmig derſelben Meinung iſt. Schließlich wollen wir Herrn Ledru Rollin danken für Alles, was er für die Nation gethan hat. Alſo um zehn Uhr, ohne Waffen, meine Herrn, auf der Place de la Concorde!“

Damit hatte die Sitzung ein Ende, obſchon ſich Lärm erhob und fortdauerte. Einzelne Gruppen traten zuſammen, aber die Mehrzahl verließ den Ort. Neben dem Ernſt dieſer bedeutungsvollen Scene gab es dann aber auch einzelne komiſche Figuren; ſo ein ſehr kleines, wüthend republikaniſches Männchen, hoch bei Jahren, das wie ein Telegraph um ſich focht, und ein paar Andere, die, wie der Ventru von Beranger für und gegen applaudirten und mit Fug und Recht von ſich ſagen konnten: „j'ai voté dans un jour dix fois contre et dix fois pour.“ — Morgen alſo gibt es eine große Demonſtration!

12.

Paris, 17. März, Abends.

Schon ganz früh zogen einzelne Haufen mit Fahnen durch unſere Straße, in ſo ernſter, ſchweigender Haltung, daß die Menge auch ſtill wurde und ihnen Raum machte, wo ſie vorüberzogen. — Wir waren in großer Spannung. Es litt uns nicht in den Zimmern, wir kleideten uns an, gingen ſchon um zehn auf die Straße und trafen auf dem Boulevard de la Madelaine Emma Herwegh, die gleich uns von der Aufregung aus dem Hauſe getrieben worden war.

Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens, de la Madelaine herrſchte Ruhe. Wagen und Omnibus fuhren ihrer Wege, Tabuletkrämer, Zeitungsausrufer und der ganze Kleinhandel der Straße trieben ungehindert und ungeſtört ihr tägliches Weſen. Wir durchwanderten die Straße de la Paix, deren Ende die Statue Napoleons auf der Säule ſchmückt, kehrten um, gingen nochmals die Boulevards entlang bis zur Madelaine, durch die prächtige Rue royale nach dem Platz de la Concorde. Aber auch hier war es ruhig. Kinder ſpielten um den Obelisken von Luxor

Digitized by Google

und ſprangen übee den Steick im Tuileriengaeten, deſſen Bäume ſich mit dem erſten Grün belaudten.

Einzelne Corps von Arbeitern, veeſpätete Nachzügler, kamen über Pont royal, dem Quai entlang, um ſich nach dem Stadthauſe zu begeben. Wir blieben flanieend auf den Steaßen, bis uns gegen drei Uhe eine lebhafte Vollsbewegung zurück nach den Boulevards lockte.

Wie mochten etwa in die Gegend der Paſſage Jouffroi gelangt ſeyn, als ſie kamen: hunderttauſend Mann! Sie kehrten vom Hôtel de ville zurück und hatten die Boulevards von der Poete St. Denis an paſſirt. Ihr könnt euch den Eindruck dieſer Vollsmaſſe nicht überwältigend genug denken. Hunderttauſend Männer, größtentheils Arbeiter; vor jedem Gewerk die dreifarbige Fahne mit dee Inſchrift: Message de la nation! — Zu zehn gingen ſie, mit den Armen ineinander greifend. Die Meiſten trugen Blouſen, einzelne Gewerke bürgeeliche Kleidung. Väter hatten ihre Knaben an den Händen oder auf den Armen; einzelne Frauen gingen mit den Männern Arm in Arm. An vielen Blouſen ſchimmerten militäriſche Ehrenzeichen. Schülee der polytechniſchen Schule, Marineſoldaten und Offiziere, zahleeiche Prieſter, beſonders iriſche, befanden ſich in dem Zug unter dem Volke. Sie ſangen die Marſeillaiſe, die Eaemagnole, die Pariſienne, die neuen Vollshymnen durcheinander. Die Refrains: maechons, ça ira! — les aristoceates à la lanteene! — mourir pour la patrie! — und vive la république! tönten abwechſelnd an unſer Ohr. Ueberall wurden die Schüler dee polytechniſchen Schule mit einem: vive l'école polytechnique! empfangen. Wo ſich die Prieſtee zeigten, eeſcholl es: »Vivent les peêtees! ah les beaves prêtees! Vive le clergé! il fraternise avec le peuple!« — Dazwiſchen erſcholl dann ein wildes: à bas les aristocrates! à bas les corps d'élite! à bas les fracs noirs! Vivent les blouses!« Einmal teaten ein paae Köche vor einem dee Kaffeehäuſee voe die Thüre; ſogleich lachte Alles und ein lautes »à bas les bonnets blancs! vive la république!« zitterte durch die Luft.

Alle Fenſter waeen voll Menſchen; aus vielen ſchwenkte man begrüßend die dreifarbige Fahne, oder band rothe, blaue und weiße Taſchentücher zuſammen, die man hinausflatteen ließ. Auf den Balkons dee Reſtaurants ſtanden die Männer zuſammengedeängt, die Hüte ſchwenkend, mit den Händen grüßend, zuwinkend, und den Anruf vive la république! mit einem Gegeneuf erwidernd. Ein nicht zu ſchildernder, kaum erfaßbaeer Eindruck.

Sie hatten die Veeſpeechung eelangt, daß man ihre Foederungen bewilligen weede. Wie wollte man auch dieſer Maſſe widerſtehen? Der Jubel war grenzenlos. »A ce soir des lampions! des lampions à forcel« rieſen die Blouſenmännee und Gamins in der Feeude des Sieges. — Unter den uns zunächſt ſtehenden Gruppen wurden jedoch ſorgenvolle Stimmen laut. Man fürchtet eine Diktatue Ledru Rollins, den Rücktritt Lamaetines. Zwei heutige Plakate des Gouvernements, wegen der Zwiſtigkeiten in dee Nationalgarde und wegen der bevorſtehenden Wahlen, waeen energiſcher als die früheren Erklärungen deſſelben; dennoch erſchienen auch dieſe bleich und farblos gegen die Gewalt der Verhältniſſe, und vor Allem machen Lamartines Erlaſſe, trotz der edlen Geſinnung und Sprache, keinen Eindruck. Sie ſind matt, man mag gegen dieſe Behauptung ſagen was man will. Im Kampfe macht ſich nur die Kraft geltend, nue Trompetenſchmetteen und Kanonendonner; die ſchönſte Beethovenſche Symphonie eeſcheint wirkungslos gegen das Angriffsſignal der Keiegstrompeten. Lamaetines edle lyriſche Sprache iſt nicht an ihrem Platze. Es fehlen Napoleons kurze epiſche Schlagworte, um die Menge zu beherrſchen. Sie haben keinen Glauben an ſich in der Regierung, und glaubenlos iſt man machtlos, wie man allmächtig wird mit dem Glauben an die eigene Kraft. — Man veelangt heute Aufſchub der Wahlen, bis in den Provinzen die alten Beamten abgeſezt und neue ernannt ſeyn werden, weil man fürchtet, jene könnten Lamartines Partei verſtärken, von der die Gegner behaupten, daß ſie die Regentſchaft dee Herzogin von Orleans wünſche.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Die abſchleifende, nagende, feilende, ſplitternde Thätigkeit der obeeflächlichen Kräfte kann man kaum einzeln und geteennt betrachten, weil ſie faſt alle zugleich wielſam ſind und ſich gegenſeitig helfen und unterſtützen. Doch müſſen wie unſeeer Entwicklung wegen dieſe Trennung uns erlauben.

Am mindeſten auffallend, um mit dem unbedeutendſten zu beginnen, ſind die Einwirkungen des Lichts. Doch zeigte uns das Daguerrotyp, wenn es nicht ſchon die Veränderungen thäten, welche die bleichenden, färbenden, vielfach die Säfte zerſetzenden Sonnenſtrahlen in den thieriſchen und vegetabiliſchen Organismen erzeugen, daß das Licht auch auf der Oberfläche feſter Körpee Zerſetzungen hervorbeingt. Es gibt bekanntlich einen Stein, der ſich im Licht aufzehrt, den die Sonnenſtrahlen gleichſam auffaugen.

Digitized by Google

Wenn wir nur Zeit genug zugeben, wären wohl die Lichtſtrahlen auch ohne alle Beihülfe anderer Kräfte ganz allein im Stande, dieſe Alpengipfel, dieſe Sonnenſäulen, wie die Alten ſie nannten, zu zerſetzen und aufzuzehren.

Nicht viel mehr als die Einwirkungen des Lichts fallen in's Gewicht die Einwirkungen der Donnerkeile Jupiters, von deren Gewalt die alten Griechen ſo poetiſch übertriebene Schilderungen machten, deren Schlägen aber die Berge ſpotten. Der Donnerer hätte mit ſeiner Waffe wohl ſo lange wie Helios mit ſeinen Strahlen zu arbeiten, wenn er mit dieſem ſchwachen Inſtrumente die Bauten ſeines erderſchütternden Bruders allmählig zu zerſtören gedächte. — In die tiefen ausgehöhlten Alpenthäler kommen die Blitze faſt nie herab. Die hohen Berge ſind die Ableiter derſelben, und unter ihnen gibt es vermuthlich wieder einige, an denen die Elektricität vorzugsweiſe gern aus- und einſtrömt. — Wir finden daher an manchen Felsgipfeln wirklich die Spuren elektriſcher Bearbeitung. Wir entdecken Kuppen, die von Blitzen allmählig gegättet, abgerundet und übergiaſt zu ſeyn ſcheinen. Hie und da mögen auch Felſenzacken gleich Bäumen vom Blitze geſpalten und niedergeworfen werden.

Auch der bloße Wechſel der Temperaturverhältniſſe mag wohl mechaniſche Veränderungen in den Bergen zu erzeugen im Stande ſeyn. Im Sommer, wo ſo viel Wärmeſtoff frei wird, wo die Felſen ſich erhitzen und die Thäler erglühen, ſind gewiß die Spannungsverhältniſſe der feſten Maſſen ganz anders, als im Winter, wo alles von Kälte ſtarrt und zuſammengezogen wird. Die ſchroffen Uebergänge von Hitze zu Kälte, und umgekehrt, lockern die Cohäſion der Felſen allmählig, wenn auch nur auf der Oberfläche, und befördern ſo die Zerſtörung.

Was die mechaniſchen Wirkungen der Luft betrifft, ſo ſind ſie an und für ſich, d. h. inſofern ſie nicht die chemiſchen unterſtützen, ebenfalls vermuthlich nicht ſehr zerſtörungskräftig. Aeolus iſt tapferer im Umſtürzen der Bäume und in ſeinen Angriffen auf die kleinen Menſchenwerke, als da, wo es ſich vom Niederreißen von Gebirgen handelt. Vielleicht haben nur wenige ſolide Blöcke in Folge eines Sturmes ihr Gleichgewicht verloren. Mittelbar aber trägt er dadurch, daß er Lawinen oder Waldbrüche und in Folge deſſen auch Stein- und Erdfälle veranlaßt, allerdings viel zur Zerſtörung der Berge bei. Und eben ſo iſt er mittelbar thätig dadurch, daß er die Felſen fortwährend abſtäubt und die vom Zahn der Zeit zernagte und zermalmte Oberflächenkruſte derſelben in die Thäler und Flüſſe entführt und ſo jenem neue Schichten darbietet. Ohne abſtäubenden Wind und ohne abſpülendes Waſſer würden die Berggipfel bald vor allem Fortſchritt der Zerſtörung ſicher ſeyn, da der Schutt ihnen dann ſelbſt als Schutzpanzer gegen neue Angriffe diente.

Viel wirkſamer ſind nun aber die chemiſchen Kräfte der Luft. Könnte man die Berge einbalſamiren und wie Mumien hermetiſch verpacken, ſo würden ſie, wie die alten egyptiſchen Könige, ſich noch den ſpäteſten Erdgeſchlechtern mit derſelben Phyſiognomie zeigen, wie uns Frühgebornen. So aber, allen Winden und Luftzügen ausgeſetzt, verwittern ſie allmählig, wie die Pfeiler unſerer Brücken und Häuſer. Die Luft, als das elaſtiſchſte und feinſte aller Elemente, das überall eindringt und die geringſten Poren benützt, iſt dabei wohl ſo thätig wie das Waſſer. Sie ſtrömt und wirkt in allen Höhlen, Riſſen und Fugen und übt ihren Einfluß bis in das innerſte Mark der Berge.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Zeitungsweſen.

Der Conflikt, der ſich in unſerer Conſtituante noch vor dem eigentlichen Zuſammentritt derſelben herausgeſtellt hat, iſt ſchon aus den Tagesblättern bekannt. Außerdem beſteht aber in dieſer conſtituirenden Verſammlung noch ein anderer, ſchlimmerer Riß, und zwar zwiſchen ſolchen Mitgliedern, die man ſeither als einer Partei angehörig zu betrachten gewohnt war, von denen aber ein groſſer Theil, den Präſidenten Baumeiſter an der Spitze, jezt im Centrum ſizt. Dieſer leztere Theil wird von der Linken beſchuldigt, daß er, ſein Mandat übertretend, nicht nur als conſtituirende, ſondern zugleich auch als geſetzgebende Verſammlung auftreten wolle, und zu dem Ende bereits eine Menge organiſcher Geſetze in Bereitſchaft habe, die er dem Staate aufdringen möchte, was man ſich natürlich nicht gefallen laſſen dürfe. Uns ſcheint die Linke mit ihrer Anſicht im vollen Rechte zu ſeyn, wenn anders die von ihr gehegte Befürchtung begründet iſt. — Die ſo höchſt unbeliebte Stempelabgabe, welche

bisher auch die nicht privilegirten hiesigen Zeitschriften traf, sofern sie nur eine Uebersicht der neuesten politischen Ereignisse oder Stadtneuigkeiten brachten, ist gegen das Ende des vorigen Jahrs aufgehoben worden. Allein da der Annoncenzwang noch fortbesteht, hat sich ihre Lage nur sehr wenig verbessert; denn wenn auch die privilegirten Blätter jetzt den Stempel entrichten müssen, so steht diese Abgabe doch durchaus nicht im Verhältniß zu dem enormen Gewinn, den sie vermöge ihres ausschließlichen Rechtes, Anzeigen bringen zu dürfen, machen, zumal da ihnen freisteht, sich unerhörte Preise für die Inserate zahlen zu lassen, und das Publikum eben zahlen muß, wenn es etwas angezeigt haben will. Ferner werden nur in diesen privilegirten Blättern die Proklame, Edikteilladungen, kurz alle gerichtlichen Anzeigen vom Staate gegeben und gleichfalls gut bezahlt, so daß man den jährlichen reinen Gewinn unserer „Nachrichten," und wohl nicht zu hoch, auf 60 bis 70,000 Mark oder über 25,000 Thaler jährlich anschlägt. Auch wurde früher der Besitz eines solchen Blattes als ein reiches Erbgut, gleichsam als ein Fideicommiß, betrachtet; denn obgleich das Privilegium immer nur auf eine Reihe von Jahren verliehen wurde, so liegt doch kein Beispiel vor, daß es einem andern als den seitherigen Besitzern oder deren Abkömmlingen verliehen worden wäre. Hätte man es nach Ablauf des Termins jedesmal öffentlich ausgeboten, so wäre Concurrenz entstanden und Staat und Publikum hätten sich besser dabei gestanden. Allein man machte, wahrscheinlich aus guten Gründen, die Sache immer unter der Hand ab, und so wie das Privilegium abgelaufen war, hatte man es den seitherigen Besitzern auch schon wieder zugeschlagen. Bei diesen muß also auch die Kunst erblich gewesen seyn, sich bei den Behörden beliebt zu machen. Diese weniger aber bekümmerten sie sich um die Gunst des Publikums, das ihnen sein Geld zubringen mußte. Namentlich in der letzten Zeit haben sich die privilegirten „Nachrichten" dadurch großen Tadel, selbst Haß zugezogen, daß sie der Reaktion mit übertriebener Bereitwilligkeit ihre Spalten öffneten, während es den Liberalen nur schwer gelang, einen ihnen wichtigen Artikel durchzubringen, und seltsamerweise folgte einem solchen gleich ein anderer nach, der jenen entkräftete und vernichten sollte, woraus sich deutlich ergab, welchen Sympathien man huldigte. Diese „Nachrichten" bringen auch politische Artikel, aber dieser Theil des Blattes ist unter aller Kritik schlecht redigirt, und namentlich erregt der gegenwärtige Frankfurter Berichterstatter Unwillen, da er, statt wichtige Thatsachen mitzutheilen, in jeder Zeile wohlgefällig sein liebes Ich herausstellt und ganze Spalten hindurch entweder seine individuellen Ansichten auftischt oder uns wohl gar mit Prophezeihungen beglückt, und dann später wohlgefällig ausruft: „Habe ich's nicht gesagt?" Wer aus diesem Blatte ein Bild der Zeit zu entnehmen hoffte, würde sich bitter getäuscht sehen, da das Interessanteste unberührt bleibt, während das Unwichtigste sich ekelhaft breit macht.

(Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Bankette. — Socialismus und Gheisternehum. — Theater

Nach dem Journal la République brachte Eberdeck einen Toast aus „auf die geistige und moralische Verbindung Frankreichs und Deutschlands;" Heiß „auf die Revolution;" Kowalski „auf die Vereinigung aller Völker;" Albert Maurin „auf die Amnestie;" Kapp „auf die französischen und deutschen Kämpfer" (unter welchen Fahnen wurde nicht gesagt); Marel „auf die Ruhe, auf die Propaganda" (zwei Dinge, welche sich nicht wohl vereinigen lassen) und Paul Justus (wohl derselbe, der von der neuen Republik so großartige Kunstarbeiten erwartete, aus denen natürlich nichts geworden) „auf den Universal-Völkercongreß," welcher aber wahrscheinlich eben so wenig ins Leben treten wird, als die von Paul Justus erwarteten republikanischen Kalyseen und andern ungeheuren Bauten mit Gemälden und Statuen. Nach den Toasten wurden von Lachambeaudie einige politische Fabeln und von Wamez einige Strophen zu Ehren Robert Blums vorgetragen. Ohne die Zeitungsnotiz wäre dieses bald deutsche, bald französische Bankett ganz unbemerkt vorüber gegangen. Das obenerwähnte der socialistischen Damen war viel interessanter, weil man nicht oft das Vergnügen hat, Frauen politische Gesundheiten trinken zu sehen, und weil einige Tagblätter bei demselben eine mystische Tendenz bemerkt zu haben glauben. In mehreren Reden hatte man nämlich den Stifter der christlichen Religion mit dem Communismus in Verbindung zu bringen gesucht, und auf die barockste Art Christus und Robespierre und Saint Just zusammengepaart. Von der Mystik ist jedoch heutzutage in Frankreich wenig zu befürchten. Die Parteien sind allzusehr mit materiellen Interessen beschäftigt, und in der That ist vor der Hand die dringendste Frage diese: was haben wir zu thun, um uns aus der übeln Lage zu ziehen, in die wir gerathen sind, und um nicht noch tiefer zu versinken? Religiöse Anspielungen hört man nur dann, wenn die Parteien gern zeigen möchten, daß sie nicht irreligiös sind und die christliche Moral hoch achten. Darin unterscheidet sich die zweite Republik zu ihrem Vortheil von der ersten. Aber eben weil sich die frühern Republikaner durch Verläugnung aller religiösen Gefühle die Gemüther der Menge abwendig gemacht haben, zeigen die jetzigen gern, daß sie nicht so denken; nur Mystiker werden sie sicher nicht werden, und nicht einmal eine église française wird aus der jetzigen Revolution hervorgehen, wie aus der Julirevolution. Abbé Chatel hat im vorigen Jahre sich vergebens bemüht, seine église française wieder in Gang zu bringen, und schwerlich wird je wieder in einem Chatelschen Bethause die Messe französisch, unter Begleitung des Fortepiano, gelesen werden.

Es wird noch lange währen, bis Paris sein früheres Ansehen wieder bekommt. Man thut indessen, als ob man in völliger Ruhe und Sicherheit lebte. Die Opernbälle haben begonnen; die Schauspiele, mit Ausnahme der eingestellten italienischen Oper, sind außerordentlich thätig, und mehrere werden in der That stark besucht. Das Théâtre français hat zwar seine Rachel noch nicht wieder bekommen, es ist aber wahrscheinlich, daß sich die Sache ausgleichen wird. In ihrer jetzigen Zurückgezogenheit verdient die Dame kein Geld und hat zudem einen kostspieligen Prozeß mit dem Theater zu befürchten, wogegen alles Gewinn und Ehre wird, wenn sie ihre frühere Stellung wieder einnimmt. Wie ließe sich da lange zaudern? Vermuthlich wird sie bald das Théâtre français in Stand setzen, die classischen Tragödien wieder aufzunehmen, welche seit ihrem Verschwinden von der Bühne ruhen müssen. Indessen hat das classische Trauerspiel jetzt einen Feind, welchen es sonst nicht kannte. Als Wilhelm Schlegel eine französische Abhandlung gegen das classische Theater der Franzosen erscheinen ließ, erregte dieselbe allgemeinen Unwillen in ganz Frankreich, und niemand würde es damals gewagt haben, die Ansichten des deutschen Kritikers gegen die allgemeine Denkungsart in Schutz zu nehmen. Dieß hat sich sehr geändert. Heutzutage ziehen mehrere Kritiker in den Pariser Feuilletons, wie Theophile Gautier und Aug. Vacquérie, weit heftiger als je W. Schlegel wider die classische Tragödie der Franzosen zu Felde.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 26. Dienſtag den 30. Januar 1849.

Das Waſſer iſt das mächtigſte Element.
Thales.

Nihil est tam violentum et incontinens sui, tam contumax infestumque retinentibus, quam vis undae.
Seneca.

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Elektriſche Wärme und Dunſtausſtrömungen vermitteln die Luft überall, und da ſie ſelbſt beſtändig ihre Zuſammenſetzung verändert und von den Steinen bald dieſes, bald jenes verlangt, bald dieſes, bald jenes ihnen zurückgibt, ſo ermüdet ſie ſozuſagen dadurch ihre Cohäſionskräfte und läßt ſie ſich löſen. Oft findet der Reiſende auf den Berggipfeln große Felsblöcke, die er ihrem Aeußern nach für feſtes Geſtein hält; aber unter den Stößen des Alpenſtocks zerfallen ſie in Staub wie Leichname, welche nur noch ihre ehemalige Form beibehalten haben. — Manche Felsarten und Berge werden leichter von der Luft zerſetzt, z. B. Thonſchiefer, und man findet daher Gipfel, welche in einem raſcheren Zuſammenſinken und Verfall begriffen ſind als andere. — Solche ſchnell ſich auflöſende und gleichſam verfaulende Berge haben die Alpenbewohner dann wohl mit dem Namen Faulhörner bezeichnet. Im Grunde aber iſt die ganze Alpenkette eine Reihe von Faulhörnern.

Kräftiger, thätiger und energiſcher als alle andern ſteinabſchleifenden und felſenzertrümmernden Naturgewalten zeigt ſich das Waſſer, das ſowohl auf chemiſchem als mechaniſchem Wege zerſtöend einwirkt. — Ganze Oceane von Fluthen, in kleinere gewichtig niederſchlagende Maſſen, in heftig auffallende Tropfen, in gleichförmig ſchießende Strahlen, in brauſende Ergüſſe aller Art zerſpalten, ſind im Laufe der Zeiten auf die Alpengipfel herabgeſunken und haben in nie raſtender Geſchäftigkeit ihr Gebäu unterwaſchen. — Durch Höhlungen aller Größen eindringend, ſammeln ſie ſich in der Tiefe, und die Soutrrains durchfluthend, nagen ſie überall an dem Fundamente, das hie und da weicht und deſſen Einſturz dann die Oberfläche folgt. Indem ſie ganze poröſe Erdſchichten tränken, verwandeln ſie ſie in eine weiche, ſchlüpfrige Subſtanz, die dann der Schwere nachgibt und in den ſogenannten „Erdſchlipfen“ oder „Schlammlawinen,“ „Lothlänen“ in die Tiefe fällt. Zahlloſe Felsblöcke, ganze Wieſenſtriche und Berggelände werden dabei mit fortgeführt.

Es gibt Höhen, die von ſehr lockerem Material gebaut ſind und die nur ſo lange ihre Lage behalten, als der ſchwache Kitt, welcher ſie zuſammenhält, trocken bleibt. Erfüllen nun lange anhaltende Regen die Eingeweide ſolcher Höhen mit Feuchtigkeit, ſo löst ſich der Kitt, die Wildbäche ſchlriſen einzelne Stützen, welche bisher noch das Zuſammenbrechen hemmten, hinweg, und es entſtehen dann, indem der ganze Berg ſozuſagen auseinander ſchmilzt, die furchtbaren Bergſtürze, die zuweilen viele Millionen Kubikklafter Material herabbringen und ganze Erdſtriche in eine traurige Wüſtenei verwandeln.

Dieſe Wirkungen des Waſſers ſind oft heftig und plötzlich; aber auch durch ſeine leiſen und allmähligen Abſchleifungen bringt es im Lauf der Jahrhunderte großartige und ſtaunenerregende Effekte hervoe. Alle Felskuppen rundet der Regen nach und nach ab. Große Niſchen, Löcher, Höhlen und Wölbungen von mannigfaltiger Geſtalt waſchen die Bäche im härteſten Geſtein aus. Tiefe Kanäle und Schluchten bohren ſie durch entgegenſtehende Dämme; ja ganze Thäler haben ſie ausgeſchwemmt und die Flankrn ganzer Bergkoloſſe bearbeitet.

Digitized by Google

Auch in ſeiner ſtarren Geſtalt als Schnee und Eis iſt das Waſſer den Bergen verderblich. Die zahlloſen Gletſcher, indem ſie ſich mit unermeßlich laſtendem Gewichte in ihren Betten hinabbewegen, arbeiten gleich eben ſo vielen gewaltigen Reiben in den Schluchten der Gebirge, ſtoßen Felſenſpitzen ab, zerbröckeln die Steine, auf denen ſie rollen, feilen die Thäler aus und übergeben alljährlich eine große Maſſe Bergmateeials den Strömen, die aus ihnen hervorſprudeln.

Aehnlich wirken die donnernden Lawinen. In ihrem oft wiederholten Anlaufe gegen die Felſen machen ſie ſie endlich wacklich und bringen ſie zum Sturze, ſie reißen die Wieſengründe auf, fegen alles Geröll aus den Schluchten, die ſie durchſtreifen, theilen Blöcken, welche Jahrhunderte lang ſtill ſchlummernd da gelegen, die geflügelte Eile der Pfeile mit, und oft kommen einzelne Lawinen mit ſo viel Bauſchutt, Schmuz und Trümmern beladen unten an, daß eine Stadt genug hätte, ihre Wälle und Mauern daraus zu erbauen.

Wie indeß im Staate und überall im Natur- und Menſchenleben die Summe der kleinen, oft unbemerkten Kräfte wichtiger iſt als diejenigen, welche laut und übermüthig in die Erſcheinung treten, ſo iſt es auch hier. Alle jene koloſſalen Gletſcherfeilen und Reiben, und alle dieſe gleich rieſenhaften Meißeln ſtoßenden Lawinen bringen nicht ſo viel Mateeial herab als die zahlloſen kleinen Eiskelle, welche ſich jeden Winter in die Ritzen und Fugen der Felſen ſezen und dieſelben vergrößern und ſprengen, indem ſie ſich leiſe, aber unwiderſtehlich dehnen. — Die Herbſtregen füllen jeden Riß und jede kleine Höhlung mit Waſſer, der Winter läßt es frieren, die ſo entſtandenen Kelle weiten den Riß, halten aber zugleich den Stein zuſammen. Im Frühling nun, der alles kittende Eis löst, fällt der geſpaltene Stein auseinander.

Und in dieſer Jahreszeit entladen ſich denn die Berge vorzugsweiſe des im Winter losgebrochenen Materials. Es rollt und ſplittert dann von allen Abhängen; alle Wege werden gefährlich, denn gleich den Kugeln des verſteckten Banditen ſauſen die Steinſplitter auf den Wanderer herab. Wer im erſten Frühjahr beim Beginn der Schneeſchmelze einige Alpenthäler durchwandert hat, wird das Bild nicht übertrieben finden, wenn ich ſage, daß um dieſe Zeit alle Thäler von allen Bergen aus bombardirt werden und ſich gleichſam im Belagerungszuſtande befinden.

Das auf den Bergen allverbreitete und energiſche Element bringt ſo nicht bloß was es ſelber losgearbeitet, ſondern auch alles andere Mateeial, das ſonſt irgendwie gelockert worden, in die Tiefe hinab. — Was die Blize an einigen Gipfeln zerſchmettert, was die Lüfte zerſezt und an Ort und Stelle liegen laſſen, was ſonſt der Temperaturwechſel gelockert, das ergreift das geſchäftige Waſſer und fördert es nach unten. Den Strömen übergeben die Lawinen, was ſie heruntergeriſſen, die Gletſcher, was ſie herabgetragen, und die Fluthen ſchieben es weiter. Die Flußbetten werden auf dieſe Weiſe die Abzugskanäle für alle Gattungen des Bergkehrichts, auch für den, welchen die Pflanzen erzeugen und dem wir jezt unſere Aufmerkſamkeit zuwenden wollen.

(Fortſezung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſezung.)

In den Champs elyſées hatte man während des Morgens eine weiße Fahne aufgepflanzt, vive Henri cinq gerufen, den Ruſer geprügelt, und es war ein kleiner Auflauf entſtanden. Man nahm es für ein Regierungskunſtſtück. Es ward wenig beachtet.

Mittags wollte ich zur Fürſtin G. gehen, um ihr, da ſie in dieſen Tagen Paris verläßt, lebewohl zu ſagen. Ich mußte dazu zweimal den Zug der Ouveiers durchkreuzen, aber das hatte gar keine Schwierigkeit, und obgleich ich im hellen Geſellſchaftsanzuge war, that mir Niemand ein Leid. Im Gegentheil, ſie machten ſehr gutwillig Platz. Was man von Anfällen der Proletarier erzählt, muß man glauben, weil es von glaubwürdigen Perſonen berichtet wird; aber warum begegnet uns gar nichts der Art? Die Fürſtin klagte, daß eine Aufwärterein des Hotels, mit der ſie geſprochen, ſich niedergeſezt und auf ihren Verweis geantwortet habe: »Madame, je suis votre égale.« der Fürſt, daß man ſeine Equipage angehalten und daß Leute gerufen hätten: »Voilà ces canailles de riches! mais bientôt nous irons en voiture et ils marcheront à pied.« — Einer andern Dame unſerer Bekanntſchaft hat auf der Straße eine Frau geſagt, ihr bettelnd den Weg vertretend: »Madame, vous avez deux bracelets d'or, et je n'ai pas de pain! — und eine dritte hatte hinter ſich die Worte gehört: »Tiens! cette béguele là porte encore des jupes garnies et des mouchoirs à dentelles!« Das mag Alles wahr ſeyn, ſollten aber ſolche Aeußerungen nicht hervorgerufen werden durch die hochmüthige Angſt vor dem Volke, durch das gezierte zur Schautragen der Toilette, welche den Reichen zur andern Natur geworden? Wir haben Paris bei Tag und Nacht, zu Fuß und zu Wagen, faſt immer ohne männliche Begleitung und oft in vollſtändiger Toilette durchkreuzt; uns iſt nicht das

Geringſte begegnet; überall iſt man höflich geweſen und überall hat man die Almoſen mit höchſter Beſcheidenheit erbeten, obſchon die Noth ſehr groß ſeyn mag.

Die Fremden indeſſen ſind wie von Schreck geblendet; ſie wandern karavanenweiſe aus. Die Ruſſen müſſen fort, die Engländer wollen fort, und wer bleibt, thut es nur, weil die Banquiers kein Reiſegeld geben. In dieſen Tagen hatte die engliſche Geſandtſchaft fünftauſend Päſſe ausgeſtellt; Miſtreß Auſtin, die ich hier finden ſollte, iſt auch ſchon fort. Paris iſt auffallend leer; das ſehen wir daran, daß wir in den erſten, beſuchteſten Reſtaurants um ſechs Uhr, um die rechte Eſſenszeit, oft die einzigen Gäſte ſind. Die Wirthe klagen außerordentlich und die Magazine ſind ohne Käufer. — Dennoch iſt Paris ſchön und ungemein intereſſant.

Heute Abend waren wir in der großen Oper, wo wir eine vortreffliche Aufführung von Robert dem Teufel ſahen. Eine Engländerin, Madame Plunkett, tanzte die Soli im Ballet und fand Beifall. Aber was für ein entſetzlicher Stoff iſt eigentlich dieſer Robert der Teufel, und wie garſtig iſt die Gefallſucht dieſer ſpukenden Nonnen! Man iſt ſo in den Irrgängen der ſogenannten Romantik befangen, ſo gewohnt conventionell geheiligte Unſittlichkeiten zu ertragen, daß ſie das Publikum gar nicht mehr ſtören. Goethe's Braut von Corinth wird von Vielen verdammt, und ſie iſt bei aller Schönheit auch kein recht erfreulicher Stoff, aber dieſe klöſterlichen Vampyre, die mit ihrer ſpukhaften Liebesluſt den halbtrunkenen Ritter verfolgen und, die Leichengewänder abwerfend, ihn umtanzen — das iſt der Menge ſchön, das liebt ſie, das findet ſie nicht beleidigend. So weit iſt man entſittlicht, ſo gedankenlos, ſich daran zu freuen! Mich ekelte es an. Von all der Dekorationspracht der mittelalterlichen, mondſcheinbeleuchteten Dome, der grünen Trauerweiden und weiß ſchimmernden Grabſteine ſehnte ich mich fort nach dem Vatikan, zu den ſchönen nackten Götterbildern, zu der reinen, unverhüllten Menſchengeſtalt der heiligen Antiken.

Als der Spuk und die Lüſternheit bei kirchlichem Glockengeläute ein Ende hatten, als das Parterre die Marſeillaiſe verlangte, athmete ich auf. Der geſunde Klang dieſes rachedürſtenden Freiheitsliedes war herzſtärkend dagegen. Ein Baritoniſt deklamirte ſie ſingend, die dreifarbige Fahne in der Hand, und das ganze Perſonal, die Primadonna mit einbegriffen, ſang den Refrain. Der Eindruck blieb aber doch zurück gegen den, welchen am Morgen die Marſeillaiſe vom Volke geſungen gemacht hatte. Nach dem erſten Akte der Oper hatte der Baſſiſt einen neu gedichteten und componirten Chant national vorgetragen, bei dem ebenfalls das ganze Perſonal den Chor ſang. Der Rhythmus war marſchartig, friſcher, kräftiger Trommelwirbel das Accompagnement des Chors. Eine Strophe enthielt etwa die Worte »jusque dans ses plus profondes racines le vieux trône était pourri!« — Das klang widrig an einem Orte, wo vielleicht noch vor wenig Tagen dieſelben Sänger dem Könige ſich gebeugt und ihm gehuldigt hatten. — Der Refrain des Liedes lautete: Vive la France républicaine! la liberté prend son essoet! und hatte einen ſchönen, jubelnden Klang. — Als wir gegen Mitternacht aus dem Theater kamen, war Paris illuminirt. Jetzt iſt's nach zwei Uhr Morgens.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Die Induſtrieausſtellung. — Statuetten der Republik.

Der Rachel hat kürzlich das Publikum ſein Mißvergnügen zu erkennen gegeben. In der obenerwähnten Poſſe des Theaters Montanſier waren einige Verſe zu ihrem Lobe eingeſchoben; allein ihr Betragen im Théâtre français hatte ſo mißfallen, daß das Publikum von ihrem Lobe nichts hören wollte und die Verſe auspfiff; ſeitdem läßt man ſie bei den Vorſtellungen weg. Ueberhaupt hat die Felixſche Familie bisher zwar große Anlage zur Schauſpielkunſt gezeigt, aber keine beſondere zu einem geſitteten und erbaulichen Leben. Rachels Aufführung iſt bekannt, und ihre Schweſter Sarah iſt mehrmals von Kaufleuten verklagt worden, welche für gelieferte Waaren ihr Geld verlangten, und ſogar Beſchlag auf ihre Meubeln legen wollten. Jedesmal aber erſchien ein Anwalt der Rachel und behauptete, die Meubeln gehören nicht der Sarah, ſondern ihrer Schweſter, mithin hätten die Lieferanten gar kein Recht darauf. Ueberhaupt iſt dieß die Taktik der hieſigen Verſchwender, daß, wenn ihre Gläubiger Beſchlag auf ihre Habe, namentlich auf ihre Meubeln legen wollen, ſie den Beweis führen, daß dieſelben unter einem andern Namen eingeſchrieben ſtehen und ihnen nicht zugehören.

Die Induſtrie wird dieſes Jahr, wenn keine neue Revolution dazwiſchen kommt, ein großes Feſt zu feiern haben. Nach

fünfjähriger Frist soll wieder eine öffentliche Ausstellung von Industrieprodukten stattfinden. Man arbeitet bereits an den großen Galerien in den Champs élysées. Möge dann die Politik eine Zeitlang ruhen, um der Industrie das Wort zu lassen, denn sonst geht es dem Gewerbewesen wie der Kunst im vorigen Jahre bei der Ausstellung, welche trotz der ungeheuren Menge der Kunstwerke wenig beachtet war, weil die Politik zu laut sprach. Es ist kaum zu hoffen, daß die heurige Kunstausstellung viel besser ausfällt. Sonst schrie man gewaltig wider die Jury, welche die auszustellenden Kunstwerke zuerst prüfte, und nur die, welche ihr preiswürdig schienen, zuließ. Im vorigen Jahre wurde alles Eingesandte, gutes und schlechtes, angenommen; das Auge des Publikums war kaum im Stande unter dem vielen Mittelmäßigen und Erbärmlichen das wenige Gute herauszufinden, und die Künstler waren abermals mißvergnügt. Dießmal wird man wahrscheinlich einen Mittelweg einschlagen und nicht zu strenge, aber auch nicht allzu nachsichtig seyn. Eben jetzt haben wir wieder eine kleine Ausstellung von Figuren der Republik, und zwar dießmal von plastischen. Ich fürchte, den kleinen Statuen wird es nicht viel besser gehen als den gemalten Republiken. Ich höre, in den Werkstätten ist viel darüber gestritten worden, ob man die Republik sitzend oder stehend, bewaffnet oder waffenlos darzustellen habe. Das Sitzen scheint denen, welche dafür stimmen, Beständigkeit anzudeuten, wogegen die andern behaupten, die Republik müsse vorwärts schreiten, mithin stehend, ja gehend dargestellt werden. Das Bewaffnen aber deute auf ihren Entschluß, sich gegen alle und jede Feinde zu vertheidigen. Andere wollten sie nicht bewaffnet darstellen, damit man sehe, daß es eine Jungfrau sey, die durch ihre Reize, nicht aber durch gewaltsame Mittel die Gemüther an sich ziehen wolle; sie sey eine Frau, welche beständig die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft im Munde führe. Noch andere wollen die Republik unter keiner Gestalt dargestellt wissen, indem sie fürchten, dieselbe möchte nicht mehr so lange dauern, bis ihre Figur im Großen als Statue ausgeführt sey. Sie wollen erst zusehen, wie sich der Präsident mit jener Frau verträgt. Der Oheim dieses Präsidenten fand auch einmal eine solche Frau vor, schob sie aber bald bei Seite, und es war weiter keine Rede mehr von ihr. Nun hat der Neffe freilich vom ersten Verdränger der Republik nicht mehr als den Namen; aber diese hat so viele Feinde und ist im vorigen Jahre in so häßlicher Gestalt erschienen, daß der Neffe vielleicht keine große Mühe hat, ihrer abermals los zu werden. Ob er dadurch viel gewinnt, ist freilich eine andere Frage, welche zu beantworten zu voreilig seyn würde. Heutzutage kann niemand für den morgigen Tag gut stehen; man muß mit der Gegenwart vorlieb nehmen.

Dg.

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Zeitungswesen — Blick auf Frankfurt.

Diese Ansicht von unserem — natürlich nur der Anzeigen wegen — gelesensten Blatt theilt fast das gesammte Publikum, und wohin man horcht, hört man Klagen; aber trotz dem wird es vielleicht erst in fünf Jahren möglich seyn, ein würdigeres Blatt der Art zu begründen, da im Angesichte der bereits ausgesprochenen Frankfurter Beschlüsse, daß alle Privilegien in Deutschland aufhören sollen, man das Privilegium der „Nachrichten" noch auf fernere fünf Jahre erneuert hat. Wir hoffen indeß, daß unsere neue Verfassung, sobald sie in's Leben getreten, diesem Unwesen ein Ende machen und durchaus keine Notiz von der neuen Verleihung nehmen, sondern die Presse von einem solchen unwürdigen Zwange befreien wird. Sollte sie dieß aber nicht können, etwa weil man die Gültigkeit alter Verträge anerkennen müßte, so wird doch wohl Rath geschafft und in der jetzt wirklich von allem Preß- und Privilegienzwange befreiten Nachbarschaft ein besseres Organ der Art in's Leben gerufen werden. Auch in dem nur durch eine Gasse von unserer Vorstadt St. Pauli getrennten Altona bestanden früher Privilegien für ein politisches Blatt, den „Merkur," und für ein Anzeigeblatt, „die Adreßcomptoir-Nachrichten;" allein ein Buchdrucker, Esch, wagte es ein neues Organ für politische Nachrichten und Anzeigen zu begründen, und als die Besitzer der seither privilegirten Blätter Klage darüber erhoben, erhielten sie den Bescheid: „man könne ihnen nicht helfen, die Presse sey ja völlig freigegeben." Es kann also keinem Kapitalisten verwehrt werden, dort ein mit den „Nachrichten" concurrirendes Blatt zu begründen und es so einzurichten, daß es besonders den hamburgischen Bedürfnissen entspricht. Es dürfte wohl kaum eine bessere Spekulation als diese gemacht werden können. — Seit wir zuletzt von hier berichteten, sind noch einige neue Volksblätter aufgetaucht, aber, wie es scheint, gleich wieder eingegangen, denn wir sahen sie in der letzten Zeit nicht mehr angezeigt. Der Wochen- und Volksblätter besitzen wir auch in der That genug, und einige davon haben sich in der Gunst des Publikums so fest gesetzt, daß es schwer halten dürfte, ein neues Unternehmen der Art jetzt noch emporzubringen. Um sich in Gunst zu erhalten, ist aber vor allen Dingen nöthig, aufrichtig dem Fortschritt zu huldigen; diejenigen hiesigen Volksblätter, die von diesem Princip abgingen, haben traurige Erfahrungen machen müssen, und selbst ihre frühere außerordentliche Popularität schützte sie nicht vor einem schmählichen Falle, dem nothwendig bald ein gänzlicher Ruin folgen muß. Wer die Masse mit ungetrübtem Auge beobachtet, der muß sich sagen, daß sie unbedingt den Fortschritt verlangt und zwar wohl durch Bajonnete für den Augenblick eingeschüchtert, aber nimmermehr gänzlich umgewandelt werden kann. Kluge und die Zeit begreifende Regenten tragen auch dieser Ansicht Rechnung und lassen sich nicht durch augenblickliche Erfolge angewandter Gewaltmaßregeln so weit verblenden, daß sie schon an den Sieg der Reaktion glauben. Die eingeführte allgemeine Wehrpflicht ist der diamontene Schild der Freiheit. Der König von Preußen wußte wohl, was er that, indem er selbst als Sieger seinem Volke eine freisinnige Verfassung gab, eine Verfassung, womit sich Jeder zufrieden erklären muß, der die wahre, d. h. die auf Ordnung und Gesetz begründete Freiheit will.

Von Frankfurt wird hier nichts mehr erwartet, noch gehofft. Der Traum eines starken, einigen Deutschland war ein schöner, aber eben nur ein Traum. Auch wäre die Erreichung dieses großen, von so Vielen heiß ersehnten Zieles ein Sprung in der Völkergeschichte gewesen, und die Geschichte zeigt uns immer nur ein allmähliges Fortschreiten. So wünscht und hofft man, daß dem Drama in Frankfurt ein schnelles Ende gemacht werde, und man wünscht es schon deßhalb, weil wir, je länger die unerquickliche Verhandlung dort dauert, dem gesammten Auslande um so lächerlicher erscheinen müssen. Statt die Platonische Republik in Deutschland einführen zu wollen, ordne jeder große Hausvater den eigenen Haushalt nach dessen Kräften, statt Zeit und Kräfte an ein Nichterreichbares zu zersplittern. Oesterreich ist nun, durch die Nothwendigkeit gezwungen, mit gutem Beispiele vorangegangen; folgen wir ihm je ehe, je lieber, da uns am Ende doch nichts anderes übrig bleiben wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 27. Mittwoch den 31. Januar 1849.

Que de tableaux éloquens qui frappent l'oeil dans tous les coins des carrefours, et quelle galérie d'images, pleine de contrastes frappans pour qui sait voir et entendre!

Mercier.

Der März in der französischen Republik.

13.

Paris, 18. März.

Ein kälteres, frostigeres, kahleres Gebäude als das Pantheon, dieser Tempel französischen Ruhmes, habe ich nie gesehen. Große Hallen, welche Kreuzgänge bilden, hohe Kuppeln, in deren Wölbung einige Allegorien aus der Geschichte Napoleons al fresco gemalt sind, und weiter nichts in den riesigen Räumen, deren Bauart etwas Unwohlthuendes hat. Aus dem Schiffe der Kirche wird man in ein gewölbtes Souterrain geführt, wo die Särge berühmter Männer stehen; aber dieses Gewölbe ist auch keine schöne alte Krypta mit architektonischem Schmuck, mit Säulen und Hallen, es sind ganz einfache Keller, in denen man eben so gut Wein und Fleisch als die Gebeine von Heroen aufbewahren könnte. — Ein paar Särge stehen frei und sind von schöner antiker Form; so der Sarg Rousseaus, aus dem aber eine Hand eine brennende Fackel hervorstreckt, welche moderne Allegorie eher auf eine Bonbondevise als für ein Grabmal paßt. Auch Voltaire und noch viele andere sind hier beigesezt — verwahrt, wäre der rechte Ausdruck für die Empfindung, welche man dabei hat, besonders den weniger berühmten Todten gegenüber, die zu beiden Seiten der Gewölbe in Nischenreihen übereinander geordnet sind. Da ist Santa Croce in Florenz ein ganz ander Ding, mit den Prachtdenkmalen Dantes, Alfieris, Michel Angelos, Galiläi's u. a., die das Volk täglich vor Augen hat in der stolzen, prächtigen Kirche.

Vom Pantheon fuhren wir nach Notre Dame. Die Beschreibung erlaßt mir, da ihr sie in Victor Hugos Roman viel besser findet, als ich sie geben könnte. Der Eindruck des Gebäudes ist ernst und großartig, der ganze Stadttheil, die Ile de la Cité, auf der es liegt, höchst interessant durch den mittelalterlichen Charakter, der sich überall ausspricht und der um so düsterer erscheint, wenn man vorher die schönen Quais der Seine passirt hat.

Sieht man in der Mitte des Platzes de la Concorde, bei dem Obelisken stehend, die Fontänen, die Tuilerien am Ende des Gartens, den Triumphbogen de l'Etoile, als Schluß der Champs elysées, die Deputirtenkammer jenseits des Pont royal, und die Madelaine am Ende der Rue royale, so hat man ein Bild so großer Pracht, so reicher Schönheit, daß man ganz ungläubig dasteht, wenn man sich nach wenigen Minuten in das Innere des alten Paris, nach der Insel der Cité oder in die Gegend der Sorbonne versezt sieht. Schmale, sieben bis acht Stock hohe Häuser in den engsten, winklichtsten Straßen, von Schornsteinen überragt, die den Dampfschornsteinen an Höhe nichts nachgeben. Wo einmal ein Haus abgebrochen und eine Lücke in den Reihen entstanden ist, puzt und tüncht man die Seitenwände nicht ab, sondern sie werden von oben bis unten mit großen Affichen bemalt. Da sieht man Damen mit großen Shawls und Sonnenschirmen über den Anpreisungen eines Zahnarztes gemalt, große Weinflaschen und Würste neben den Empfehlungen eines Shawlmagazins, und dazwischen ziehen sich, unter all dem Blau, Roth und Gelb der Buchstaben, die breiten Rauchspuren ehemaliger Schornsteine. Anfangs kann man es sich gar nicht

Digitized by Google

klar machen, wodurch die Straßen von Paris einen ſo eigenthümlich befremdenden Eindruck machen, bis man gewahr wird, daß derſelbe zu einem guten Theil von den hohen Schornſteinen und mit Affichen bemalten Brandmauern und Eckhäuſern herrührt. An einem ſolchen war in der Höhe des dritten Stocks über der Anzeige eines Holzmagazins ein Kohlenträger ſo täuſchend dargeſtellt, daß mich jedesmal ein Schreck und Schwindel erfaßte, ſo oft wir vorbei kamen.

Sehr reizend iſt dagegen die Art, wie die Schauſenſter an den Magazinen verziert werden. Selbſt der Holzhändler ſpaltet und ſchichtet ſeine Holzſcheite in gefälligen Formen vor den Kellerthüren und Fenſteen auf und die boutiques de comestibles ſind glänzend und luſtig wie ein Weihnachtstiſch. Hummeen und Würſte, mit Goldpapier beklebt, Goldfiſche in friſchem Waſſer unter Guirlanden ſeiner Kräuter, gerupfte Faſanen mit bunten Schweifſedern, Paſteten in ſchönen Schaalen, Fiſche auf grünen Blättern, gebratenes Geflügel und Fleiſchwaaren in glänzenden Gallerten, das ſieht beim hellen, flackernden Gaslicht ſo lockend aus, daß man ſich doppelt über die Enthaltſamkeit des Volks in den Revolutionstagen zu wundeen hat. — Einzelne Straßen ſind faſt ganz von beſtimmten Gewerben eingenommen, ſo die Rue Vivienne, an deren oberem Ende Haus an Haus ſich Putzhandlungen und Blumenmagazine finden. Auch die Paſſagen, welche ſich durch ganze Stadtviertel ziehen, ſind ſehr hübſch und man lernt ſich mit ihnen vertragen, wenn man bei Regenwetter die Weite der Pariſer Wege zu durchmeſſen hat. — Halbe Tage lang wandern wir durch die Straßen, ohne Plan und Ziel, nnd immer gewährt es neue Luſt, immer iſt etwas zu ſehen, was unterhält, auch jezt, wo Paris ſo wenig ſich ſelbſt ähnlich ſeyn ſoll.

Heute lag wirklich wieder die Revolution in der Luft, wenn man ſo ſagen darf. Man fühlte, man ahnte ſie, wie ein herannahendes Gewitter. Ueberall ſtanden die Arbeiter wieder zu dreien, vieren beiſammen, oder zogen in größern Trupps ſchweigend durch die Straßen. Plakate der Regierung fordern zur Rückkehr in die Werkſtätten auf und erklären, daß die ausländiſchen Arbeiter an den Nationalateliers nicht Theil haben könnten. In einem der erſten Shawlmagazine, wo wir einen Einkauf machten und etwas gewaſchen haben wollten, fragten wir, wann wir dieſes wieder haben könnten? „Das wird von den Arbeitern abhängen, die noch immer nicht zurückkehren," hieß es.

Täglich hört man von großen Bankierhäuſern und Fabrikanten, welche ihre Zahlungen einſtellen müſſen, und täglich auch neue Reden an den peuple magnanime, über ſeinen bon sens und ſeine modération; aber das Volk will nicht arbeiten, es will ernährt ſeyn, und es ſcheint, daß dieſe Sache der Regierung gewaltig über den Kopf wächst. In der Geſchichte der Girondiſten von Lamartine findet ſich ein Wort, das man jezt füglich auf ihn ſelbſt anwenden kann: »Le génie fait pitié quand on le voit aux prises avec l'impossible!« — Es ahnt Niemand, es überſieht Niemand, wo oder wie dieſe Kriſis hier enden wird, und es müßte wahrhaftig ein Wunder geſchehen, wenn ſie friedlich und glücklich enden ſollte.

In dem Hôtel de Ville befinden ſich noch immer zweihundert Mann mit zwei Kanonen und reichlicher Munition, welche ſich dort feſtgeſezt haben und nicht weichen wollen. Da man ſie nicht vertreiben konnte, ohne einen Aufſtand zu wagen, thut man, als bewachten ſie das Stadthaus, und hat ihnen noch ein Corps der Garde mobile beigeſellt. Die Regierung behandelt das Volk wie nachgiebige Eltern ihr weinendes Kind, dem ſie ſagen: „Ach, das gute Kind iſt ſo artig, es weint gar nicht mehr!" während es laut ſchreit und mit Händen und Füßen um ſich ſchlägt, und auch Grund zum Schreien hat, denn es leidet. — Dieſe Kriſis iſt wie ein Gewitter. Sie mußte kommen, um die Luft zu reinigen, aber trotz dieſer Ueberzeugung kann man ängſtlich werden bei dem Blitzen, Donnern, Hageln, und fürchten, doch gelegentlich todtgeſchlagen zu werden, wenn man ſich auch beſcheiden ſagen muß, daß dieſes für den, welchen es trifft, ſehr unangenehme Todtgeſchlagenwerden im Hinblick auf das Ganze durchaus gleichgültig wäre.

Nach unſern Kirchenbeſuchen fuhren wir zur Gräfin Marie d'Agoult, der unter ihrem Schriftſtellernamen Daniel Stern bekannten Verfaſſerin der Nelida und des Essai sur la liberté. Wir hofften, da ſie Lamartine nahe befreundet iſt, von ihr Auskunft über die Zuſtände zu erhalten, und vernahmen auch die zuverſichtlichſten Beruhigungen — an die man jedoch nicht zu glauben vermag.

Als ich die Gräfin das erſtemal ſah, überraſchte ſie mich, abgeſehen von dem bedeutenden geiſtigen Eindruck ihrer Perſönlichkeit, durch die ſeltene Formenſchöne ihres Aeußern. Groß, ſchlank und voll, hat ihre Geſtalt etwas Imponirendes bei dem vollkommenſten Ebenmaaß der prächtig geformten Glieder. Ihr Profil iſt eben ſo rein, und die ſtark und beſtimmt ausgeprägten Züge bekommen dadurch, daß ſie ihr bereits ergrauendes Haar nach Männerart kurz um den Kopf geordnet trägt, noch einen beſondern Ausdruck. Denkt euch dazu eine ſehr edle dunkle Kleidung, ein mittelalterlich dekorirtes Arbeitskabinet, einen langgeſtreckten weißen Windhund auf dunklem Teppich vor dem brennenden Kamin, und das prächtigſte Bild iſt fertig.

Es war bei unſerem Morgenbeſuche die Rede von einem Wohlthätigkeitsballe in der komiſchen Oper, der

Digitized by Google

heute Abend ſtattfinden ſollte und den wir zu ſehen beſchloſſen hatten. Die Gräfin beſtärkte uns in dem Vorſatz, und als wir um zwölf Uhr aus den Variétés kamen, wo Bouffé die Rolle eines Gelehrten im Stück le ponvoir d'une femme vortrefflich geſpielt hatte, fuhren wir nach der komiſchen Oper. Da gab es denn ein hellerleuchtetes Haus — a giorno wie die Italiener ſagen — ſehr hübſche Toiletten, eine Lotterie, bei der jede Dame ein Bouquet und in dieſem verborgen das Lotterieloos erhielt, Erfriſchungen, große Hitze, und Alles was ſonſt zu einem Operndalle gehört. Nachdem wir dieſe Hitze eine Stunde lang im vollſten Maaße genoſſen hatten, fuhren wir nach Hauſe und ich legte mich mit dem ſeligen Bewußtſeyn ſchlafen, daß ich zur Beruhigung meines Gewiſſens auch einen Operndall in Paris mitgemacht, das heißt ausgehalten hatte. Das mag für junge, in Paris bekannte Männer ſehr unterhaltend ſeyn, für fremde Frauen iſt es eben ſo langweilig als ermüdend.

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Es gibt bekanntlich eine ganze Klaſſe von Pflanzen, welche man Steindrecher (Saxifragen) nennt. Es ſind dieß kleine Gewächſe, welche mit zähen Wurzeln ſich an die Oberfläche der Steine anheften, in die kleinen Ritzen eindringen und ſo allmählig das Gewebe der Felſen mürbe zu machen und zu zerbröckeln im Stande ſind. Im Grunde haben aber mehr oder weniger alle Pflanzen, ſelbſt die großen Bäume, dieſelbe Kraft. Man könnte ſie daher alle in größerem oder geringerem Grade als Steindrecher bezeichnen, und die Hochalpen als mit einem ſteinfreſſenden Pflanzengewande bekleidet betrachten, unter dem ſie leiden, wie die Glieder des Herkules unter dem zehrenden Gewande der Dejanira.

Zahlloſe Arten kleiner Mooſe dringen bis zu den höchſten kahlen Spitzen der Berge hinauf. Hier überziehen ſie die Felſen, und indem ſie Jahrhunderte lang mit ihren grabenden, klammernden, ſaugenden Wurzeln darüber hinlaufen, verfaulen, abfallen, und immer wieder kommen, tragen ſie zur Wegſchleifung der Ecken und zur Zermürbung des Geſteins vermuthlich ebenſoviel bei, als Waſſer und Luft. — Wie ſie ſchlagen auch mächtige Bäume, Buchen, Eichen und Tannen, ihre Wurzeln in die Spalten der Felſen, die ſie wachſend und drängend erweitern und von der Hauptmaſſe löſen. Oft ſieht man Bäume, die mit ihren Wurzeln einzelne lockere Felsſpitzen ſo umgarnt und vom Hauptfelſen getrennt haben, daß ſie dieſelben gleichſam frei in den Armen halten. Ueberall ſtößt man auf Bäume, deren Wurzeln, als wären ſie ſteinfreſſende Schlangen, an den Felſen ſaugen, in ihre Spalten eindringen und ſie gewaltig umſchlingen. Sie ſcheinen Rieſen zu ſeyn, welche mit den Kindern Vulkans ringen. Nicht ſelten, wenn Aeolus, der ihre Wipfel gewaltſam ſchaukelt, ſie unterſtützt, gelingt es ihnen, der Gäa ein Kind zu entführen, und man ſieht ſie wohl mit einem Felsblock in den Armen in die Tiefe ſtürzen. Oft laſſen ſie die Steine erſt fallen, nachdem ihre eigene Kraft gelöst iſt: aus der verfaulenden Wurzel rollt eines Tages der getrennte Block hergab.

Wenn man bedenkt, welch zahlloſe Schaaren vielwurzlicher Rieſen- und Zwergpflanzen beſtändig aus den Thälern zu den Gipfeln der Berge ſo zu ſagen emporſtürmen, ſo kann man ihren gebirgzerſtörenden Einfluß nicht gering anſchlagen. Doch darf man hiebei nicht überſehen, daß die Pflanzendecke auf andere Weiſe auch wieder conſervirend, ja ſogar vermehrend auf die Maſſe der Berge einwirkt, indem ſie theils die Oberfläche der Berge bedeckt und vor den Angriffen der Luft und des Waſſers ſchützt, theils ihren eigenen Staub den Felſentrümmern beifügt.

Auch der Menſch endlich, ſeitdem er in die Gebirge eingedrungen iſt, hat mehrfach an der Beſchleunigung des Zerfalls derſelben gearbeitet; und obwohl ſeine ganze Wirkſamkeit in dieſer Beziehung nur als Pygmäenarbeit erſcheint, ſo iſt ſie doch nicht unwichtig, wenn wir ihr nur, wie der Arbeit der Regentropfen, eine hinlängliche Perſpektive von Zeit geben wollen. — Seit Hannibal auf ungebahnten Wegen über die Alpen ging, haben die ſtraßenbauenden Römer und nach ihnen in ununterbrochener Reihe die von ihnen civiliſirten Bergvölker mit Brechelſen, Meißel, Hacke und Sprengpulver die Thäler durchzogen und eine zahlloſe Menge von Gipfeln geebnet, von rauhen Felslöpfen abgeſtoßen und Höhlen gebohrt. Es wurden Kanäle gegraben, damit die Flüſſe das Getrümmer der Gebirge deſto ſchneller abführen möchten, die Wälder wurden gelichtet und die Pflanzendecke vielfach aufgeriſſen und zerſtört, und auch ſo neuen Angriffen des Waſſers und der Luft auf die Steine Vorſchub geleiſtet. Ueberall auch werden Steine ſorgfältig von den Wieſen und Aeckern zuſammengeleſen und den Stromgöttern zur Weiterbeförderung übergeben. Könnte man alles, was der Menſch in den Alpen jährlich losbricht und ausfegt, ſummiren, ſo möchte auch dadurch ein ziemlich großer Haufen entſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Schluß.)

Handel. — Die Waſſerkunſt. — Die große Commiſſion. — Theater.

Der Handel in unſerer Stadt hat ſeit dem Waffenſtillſtande mit Dänemark wieder einen erſtaunlichen Aufſchwung genommen und es ſind wahrhaft großartige Geſchäfte gemacht worden. Dieſe wurden durch das lange Offenbleiben der Elbe, die ſich erſt gegen Weihnachten mit einer Eisdecke überzog, ganz außerordentlich begünſtigt, und da, wenn der Handel florirt, hier alles was arbeiten kann und mag, fein reichliches Brod findet, haben wir die Hälfte des Winters zurückgelegt, ohne eigentliche Noth kennen zu lernen; über die böſen Monate Januar und Februar werden wir auch wohl hinkommen; mit dem März fängt hier aber gewöhnlich die Schifffahrt wieder an. Nur die von Einigen gehegte Furcht, daß Dänemark mit dem Frühjahre wiedrr kriegeriſches Gelüſte an den Tag legen dürfte — woran wir ſelbſt übrigens nicht glauben, da der Geldmangel dort weit größer iſt, als man allgemein annimmt — trübt die Ausſichten für die Zukunft. Indeß wächst dir deutſche Flotte mit jedem Tage mehr an und im nahen Holſtein iſt man raſtlos mit dem Bau von Kanonenbooten beſchäftigt, ſo daß an eine Schmach, wie wir ſie im vorigen Jahre erlebten, nicht mehr zu denken iſt. Auch die Landarmee wird in den beiden Herzogthümern in einen reſpektabeln Stand geſetzt und zählt bereits 30,000 trefflich eingeübte Krieger, die voe Begierde brennen ſich mit dem Feinde zu meſſen. Außerdem ſind die Küſten durch gut beſetzte Batterien hinlänglich geſchützt und an Handſtreiche darf von däniſcher Seite nicht mehr gedacht werden.

Unſer Senat, welcher jetzt fleißiger als je Bürgerconvente anſtellt, iſt in der letzten Zeit mit ſeinen Vorſchlägen, beſonders wo neue Geldbewilligungen verlangt wueden, ſchlecht weggekommen und entſchieden abgewieſen worden. Der unbeliebte und, wie ſich immer mehr herausſtellt, völlig mißglückte Bau der Stadtwaſſerkunſt erheiſcht immer neue Opfer, und das mit der Ausſicht, daß dieſes koſtſpielige Unternehmen niemals die davon gehofften Früchte tragen werde. Die durch die Stadt gelegten Röhren ſpringen alle Augenblicke oder laſſen, wo ſie das nicht thun, das Waſſer durchſickern, und das, nachdem man eine Hunderttauſende koſtende Dampfmaſchine bereits durch eine andere, nicht minder koſtſpielige erſetzt hat, weil es von der erſtern hieß, ihre Kraft ſey zu groß geweſen und deßhalb habe das Waſſer die Röhren geſprengt. Zu dieſem troſtloſen Werke ſollen die Steuerpflichtigen nun nochmals 50,000 Mark Banco (25,000 Thaler) beegeben, was natürlich von ihnen abgeſchlagen wurde, da jetzt wohl keiner mehr an das Gelingen des Werks glaubt. Freilich würde man dir darauf verwendeten Summen — nahr an zwei Millionen — als weggeworfen betrachten müſſen; allein ſetzte man den Bau fort, ſo hätte man einen immer freſſenden Krebs an dieſer Anſtalt und am Ende müßte man ſie doch aufgeben. Ueberdieß ſoll, wie wir von einem Sachverſtändigen hörten, das der Stadt zuzuführende Waſſer nicht einmal geſund, ſondern vielmehr ſchädlich ſeyn, da die Ablagerungsbaſſins ſich in einem Moorgrunde befinden. Aus dieſem und ähnlichen Gründen wurden dir vom Senate geforderten 50,000 Mark Banco abgeſchlagen, ſollen aber troß dem nochmals verlangt werden und wahrſcheinlich daſſelbe Schickſal haben. Ob der Senat es mit dieſem Antrage bis zur „großen Commiſſion“ treiben wird, darauf ſind wir neugierig. Mit der „großen Commiſſion“ hat es aber folgende Bewandtniß: Nachdem die erbgeſeſſene Bürgerſchaft dreimal einen Antrag abgelehnt, ſoll der Senat das — von einigen tüchtigen Juriſten und Geſetzkennern bezweifelte — Recht haben, den Antrag an fünf Männer, wovon zwei aus dem Senat, drei aus der Bürgerſchaft gewählt werden, zu bringen, und die Mehrheit derſelben entſcheidet. Es iſt noch kein Beiſpiel vorhanden, daß von der großen Commiſſion nicht zu Gunſten des Senatsantrags entſchieden woeden wäre; brauchte man doch nur einen der drei Bürger auf ſeine Seite zu bringen, um des Siegs gewiß zu ſeyn. Durch dieſes wirkliche oder angemaßte Recht ſind manche bei der Geſammtbevölkerung ſehr verhaßte Anträge durchgeſetzt worden; irren wir nicht, ſo geſchah es auch bei Abſchließung der Verträge über die Eldzölle, gegen die ſich die geſammte Börſe erklärt hatte. Aus dieſem Beiſpiel möge das Ausland zugleich erſehen, daß unſere Freiheit im Grunde nur eine illuſoriſche war, da der Senat am Ende alles durchſetzen konnte, was ihm beliebte. Ob aber unſere Conſtituante, die jetzt doch wohl befragt werden müßte — wenn gleich nicht muß — die große Commiſſion noch einmal ihr Spiel treiben laſſen würde, ſteht dahin.

Daß man hier, wo das Fabrikweſen faſt noch gar nicht in Betracht kommt und der Handel alles iſt, ſich gegen die Schutzzölle und unbedingt für das Freihandelsſyſtem erklärt, wird man begreiflich finden. In dem Sinne iſt denn auch von der geſammten Kaufmannſchaft ein Freihandelsmann, Guſtav Gedeffroi, ſtatt des in Frankfuet ausgetretenen Abgeordneten Reß gewählt worden, und ein Theil der Linken hat, in gerechter Erwägung der Umſtände, die Wahl der Börſe unterſtützt, während die Ultraliberalen den in der Schweiz weilenden Flüchtling Karl Heinzen durchzubringen ſuchten, und ihn durchgebracht haben würden, wenn die geſammte Linke ſich für ihn erklärt hätte.

Die Kunſt geht auch bei uns nach Brod, findet es jetzt aber nicht. Charlotte Geiſt, die unſerer Bühne durch ihre Sprünge aufhelfen ſollte, füllte das Stadttheater nicht ſo, daß man die ihr verſprochenen 1000 Francs (500 Mark Banco oder 250 Thlr.) für den Abend hätte fortbezahlen können, und im Zoen wandte ſie uns den Rücken, nachdem ſie ſich in einem langen franzöſiſchen Artikel im „Correſpondenten“ über die Direktion bitter beklagt hatte. Die Oper „der Alte vom Berge“ hat bereits einigemale volle Häuſer gemacht. Indeß ſcheint das Theater hier überaus ſchlecht zu ſtehen, woran namentlich die Conſtituante und die vielen Vereine Schuld ſeyn mögen. Die Männer gehen in die letztern, behalten ihr Geld in der Taſche und unterhalten ſich beſſer als im Theater. — Für das durch die jetzt unnöthig gewordene Beſelerſammlnag zuſammengebrachte Geld will man ein Kanonenboot bauen.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr 2 und Monatsregiſter Januar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 28. Donnerstag den 1. Februar 1849.

— Was fällt dir ein?
Steigst ab in solcher Grausel Mitten,
Im gräßlich gährenden Gestein.
Goethe.

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Ueberseht man nun die ganze Thätigkeit aller dieser bergzerstörenden Elemente im Großen, so kann man sagen, daß sich aus den höchsten von den Blitzen zerschmetterten, von den Moosen zernagten, von den Winden abgestäubten, von den Gewässern zerrissenen, von den Gletschern polirten, von Eiskeilen zertrümmerten und zerklüfteten Felsgräten herab in allen Schluchten, Rinnsalen, Strombetten und Thälern ein unsäglich reichhaltiges und unerschöpfliches Getümmel von Trümmern in ununterbrochener Wanderung herabdrängt. — Die höchst verschiedenartige Zusammenwürfelung und Aufblockung dieses Getrümmers gibt zu der Entstehung der mannigfaltigsten Scenen Veranlassung, welche dem Naturforscher, dem Maler, dem ästhetisirenden Bergreisenden, selbst dem Nationalökonomen vielfachen Genuß und reiche Gelegenheit zu Beobachtungen geben.

Wollen wir die aus dem besagten Verhältniß entspringenden Scenen und Schauspiele auffassen und an unserem Geiste vorübergehen lassen, so können wir als die hauptsächlichsten und markirtesten etwa folgende bezeichnen: zerfallende und verwitternde Felsköpfe, hochgelegene Trümmerwüsteneien, die Moränen der Gletscher, Schutthalden, Trümmerströme, große Bergstürze, die Betten der Bergwasser. — Ich will es versuchen die ästhetische Seite dieser mannigfaltigen Scenen darzustellen.

Wenn man auf mühseligen Wegen in den Steinklüften der Berge sich höher und höher emporhebt, so kommt man fast überall am Ende zu irgend einem zerfallenden Gipfel, welcher die eigentliche Quelle dieses Trümmerergusses bildet. Bei kleinen Ergüssen ist es eine aus dem Walde oder aus der Gletschermasse hervorragende Felsspitze oder schroffe Wand, welche absplittert und von welcher, gleichsam wie die feindlichen Kugeln von einer Verschanzung, die Blöcke ausgehen. Bei großen Ergüssen gelangt man in noch höheren Regionen zu ganzen zerfallenden Berggipfeln und vielfach zerklüfteten Gräten und verwitternden Wänden. — Hier tritt man in die wahre Werkstätte des nagenden Zahnes der Zeit, und man erblickt da nackte Ruinen, ausgefressene Gemäuer, über den Haufen gestürzte Pyramiden, gegen welche die Ruinen von Palmyra und Theben, und wo sonst noch die Barbaren Paläste zerstört haben mögen, wahre Kinderspiele sind.

Mit vielfach verwundeten Armen greift Gäa zum Himmelsgewölbe empor, als flehte sie um Gnade unter den Schlägen des unbarmherzigen Gottes. Gleich den Niobiden stehen die verstümmelten Felsen umher, von ewigen Stürmen gepeitscht, von den mächtigen Pfeilen Apolls getroffen. Man glaubt die von den Geiern zerfressenen Glieder des Prometheus zu sehen. Jene kleinen sich eindrängenden Eiskeile, die Nebel und Regentropfen sind die Thierchen, welche seinen Riesenleib zernagen. — Ganze unabsehbare Felswüsten gibt es in diesen Regionen, von denen dann, gleich wie die Gletscherströme von den hohen Schneefeldern, Geröllströme sich nach allen Seiten hin in die Tiefe ergießen. — Von dem niedrig herabhängenden Schleier der Wolken überstreift, gewähren sie den Anblick einer trostlosen Wüste und die Seele fühlt sich

von melancholiſchem Schauer und Entſetzen ergriffen.

Oft ſind es weitgedehnte Abhänge, die mit Millionen von Blöcken, als hätte es Felſen geregnet, bedeckt ſind. Und doch bedurfte es zur Herbeiſchaffung eines jeden dieſer Blöcke unſäglich langſamer Arbeit, unberechendarer Zeitdauer. — Zuweilen ſind es weite Keſſel, zu denen von allen Seiten die Gerölle herbeieilen. In der Mitte des Keſſels liegt wohl ein trüber, reizloſer Hochalpenſee, den keine Fiſche beleben, deſſen Rand keine Blumen ſchmücken. Seine Ufer ſind mit Felsſtücken umblockt, ſeine Inſeln ſind kahle Steingipfel, welche des Berges Haupt, ſich ſchüttelnd in die Tiefe warf. Keine blinkenden, buntgefärbten Kieſel, keine Waſſerlilien und Schilfe, ſondeen nur wiederum kahle Blöcke und Gerölle zeigen ſich dem Auge, das in ſeinen Spiegel blickt. Gleich einer von Durſt geplagten Heerde von Bergthieren ſcheinen die Trümmer zu dem See hinabgeeilt. Das eine ſteigt dem andern über den Kopf, Tauſende haben ſich in den See verſenkt, alle ſind verſteinert, und ſo wurde dieſes Bild des Schreckens und der Angſt fixirt und verewigt.

Es iſt begreiflich, daß in dem Abfluß der Gewäſſer mehr Ordnung herrſcht als in dem der Steintrümmer, weil das Waſſer immer dicht auf der Oberfläche hinſchleichend, vermöge ſeiner äußerſt empfindlichen Flüſſigkeit jeder geringſten Bodenneigung nachgibt und entſchieden ſtets die tiefſten Stellen aufſucht, während die rollenden Steine ricochettiren und in unregelmäßigen Sprüngen oft Vertiefungen und Höhen überhüpfen. Wir ſehen daher oft auch ganze breite Thalgehänge mit abwärts wanderndem Geröll überzogen, wo jeder Block gleichſam ſeinen eigenen Weg geht, ohne ſich mit den andern zu aſſociiren. — Im Großen und Ganzen aber ſchieben ſich die Blöcke doch auch auf denſelben Wegen, in denſelben Klüften und Rinnſalen abwärts, in denen das Waſſer ſich ergießt. Sie poltern ſo lange wild hin und her, bis ſie ſich zurecht gefunden haben und dann mitſammt dem Waſſer und mit ſeiner Hülfe in einem engen Bette ſich weiter fördern. — Wie das Waſſer ſtürzen ſie in die tiefen Einſchnitte und Schluchten der Berge zuſammen nnd füllen am Ende alle Flußbetten und Thalſohlen, in denen ſie ſich unaufhaltſam fortſchieben.

(Fortſetzung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

14.

Paris, 19. März.

Die Witze des Charivari haben darum etwas ſo überaus Beluſtigendes, weil ſie nicht boshaft ſind; wenigſtens ſind mir keine ſolche vor Augen gekommen. Ein paar will ich hieher ſetzen. — Auf den Boulevards ſind alle Bäume in den Revolutionstagen umgehauen und zu den Barrikaden verwendet worden. Ein Pariſer Bürger ſteht nun vor einem abgehauenen Baume, betrachtet die leere Stelle mit dem Lorgnon und ruft: »Pas de verdure! c'est étrange! Comme les révolutions changent le climat! La végétation est bien en retard cette année!« — Ein verabſchiedeter Beamter ſieht zu, wie man die aufgeriſſenen Steine des Pflaſters wieder einrammt, und ſeufzt: »Est il heureux ce pavé! il retourne toujours dans sa vieille place!« — Ein dritter kommt in ſtrömendem Regen Nachts vor ſeiner Wohnung an. Er hat den Schirm zugemacht, um die Hand für das Aufſchließen frei zu haben; Mantel und Hut triefen von Waſſer. Er eilt, den Schlüſſel in die Thüre zu ſtecken, aber rieſige Plakate, Aufrufe an das Volk ſind über das Schlüſſelloch geklebt. Nun ſteht er da, arbeitet mit den erſtarrten Fingern, das Papier fortzuſchaffen, und ruft: »Ah, quelle bonne chose, que la liberté!«

Indeß komiſcher als all dieſe Satiren iſt mir neulich der Plafond in der franzöſiſchen Oper vorgekommen. Er ſtellt den Olymp dar, auf dem die Götter beiſammen ſitzen, mit Ausnahme Apolls. Dieſer nämlich klettert mühſam, die Leier in der Hand, durch das dicke Gewölk empor, welches den Olymp von der Erde trennt. Alle franzöſiſchen Dichter und Muſiker, porträtähnlich, im Koſtüm ihrer Zeit, folgen ihm und klettern eben ſo mühſam als ihr göttlicher Meiſter den Pfad des Ruhmes hinan. Nun denkt euch dieſes Gemiſch von Perücken, Hofkleidung, Zöpfen, Jabots, Revolutionstrachten und griechiſcher Nacktheit; die Phyſiognomien Voltaires und Boileaus der Ceres, der Venus, all den ſeligen Göttern gegenüber. Es läßt ſich gar nichts komiſcheres erfindeu und man begreift nicht, wie ein ſo gebildetes Volk dieſen Ungeſchmack erträgt.

Morgens waren wir heute im Jardin d'hiver, weil jeder, der uns ſah, immer fragte: „waren Sie im Wintergarten?“ Alle Welt rühmte ihn, nannte ihn admirablement beau; mir iſt er unbeſchreiblich langweilig und flitterhaft erſchienen. Den Jardin d'hiver eröffnet ein ſehr großer Saal, in dem ſich eine permanente Kunſtausſtellung befindet: Oelgemälde der unbedeutenderen Maler, vortreffliche Daguerrotypen und Aquarellen, ſehr ſchlechte Skulpturarbeiten und große, höchſt geſchmackvoll geordnete Blumentiſche mit blühenden Pflanzen. Dann tritt man in ein ſehr großes Treibhaus, deſſen erſte Hälfte mit orange und weißen Stoffen zeltartig überdacht iſt. Oben herum gehen reich verzirrte Galerien, welche in kleine, behagliche Kabinets führen; unten im Zelte ziehen ſich Eſtraden

Digitized by Google

mit Bänken an den Wänden hin. Dazwiſchen befinden ſich Trophäen, Harniſche, Fahnen, Statuen, gewappnete Pferde, die unter all den gepuzten Männern und Frauen auf den Eſtraden einen mehr verwierenden und confuſen, als ſchönen Eindruck machen.

Es ward gerade an dem Tage ein Morgenconcert von den Mitgliedern der komiſchen Oper zum Beſten der Verwundeten gegeben. Man ſang die Freiheitslieder aus der Stummen von Portici, heroiſche Partien aus andern Opern und zuiezt auch das Körnerſche Schwertlied im Chor, ob aber deutſch oder franzöſiſch konnte ich nicht verſtehen. Dann deklamirte eine ſchöne, brünette Schauſpielerin in weißem Gewande, mit Lorbeeren bekränzt, einen Palmzweig in der Hand, ſehr viel von liberté, gloire, patrie; aber außer dieſen Stichworten konnten wir der Ferne wegen nichts davon hören, als das donnernde Beifallklatſchen der Zuhörer. Das Zelt iſt groß wie ein Reitſaal und mag ſchwer mit der Stimme auszufüllen ſeyn.

Den lezten Theil des Wintergartens bildet der eigentliche „Garten," ein Treibhaus, in deſſen Mitte ein Stückchen Raſen geſäet iſt, aus dem ein Paar Büſche und Sträucher hervorwachſen. Dann gibt es auch Palmbäume, Teiche en miniature mit Goldfiſchen, Steingrotten, Springbrünnchen, einige Volièren und herumflatternde Kanarienvögel, über die man erſchrickt, ein Leſekabinet, Büffets, einen Ueberfluß an Lüſters und Lampen, und all das zuſammen iſt doch im Grunde lindiſch, kleinlich und langweilig, und alles das doppelt in einer Zeit wie die jetzige. Der ganze Jardin d'hiver ſieht aus wie eine Weihnachtsbeſcherung für große Kinder; von einem Luſtorte für das Volk, wie Einige ihn nannten, hat er vollends nichts. — Für das Volk zu bauen hat man überhaupt verlernt; die Römer verſtanden es. Die allem Volke geöffneten Thermen des Caracalla, des Titus, das Amphitheater des Marcellus, das Coloſſeum — in jede dieſer Bauten könnte man zehn ſolche Jardins d'hiver hinein ſetzen. An den nackten Mauern dieſer Gebäude erfreut, erhebt man ſich noch heute; was wird nach zwanzig Jahren von den Spielereien dieſes Pariſer Wunderwerkes übrig geblieben ſeyn?

Als wir heimkehrten, es mochte fünf Uhr ſeyn, wehte plözlich am Ende der Rue royale auf dem Boulevard eine roth-ſchwarz-goldene Fahne. Wir gingen ſchneller, um zu ſehen, was es gebe, und erblickten die Deutſchen, welche vom Exerciren auf dem Marsfelde zurückkamen. Die Zugführer und Fahnenträger ſchritten, trotz des Princips der Gleichheit, mit wahrer Offiziersſeitelkeit einher; das muß wohl in den Deutſchen liegen. Sie quälten ſich ängſtlich, im Schritt zu gehen, und banden ihre junge Freiheit gleich vorſichtig an Richtung und Fühlung. Das iſt den hunderttauſend Ouvriers neulich gar nicht eingefallen; da ging jeder wie es ihm gefiel, und doch machte der Zug einen ſo würdigen Eindruck.

Einige Compagnien ſangen, man konnte nicht hören was, aber dabei fiel es mir recht traurig auf, daß wir Deutſche nicht einmal ein Nationallied haben; keine Melodie, wie die Marſeillaiſe oder das Rule Britannia, rule the waves, bei der jedes Herz erzittert in freudigem Stolz. Wie hat man Deutſchland mißhandelt, wie haben ſich die Deutſchen mißhandeln laſſen!

Mitten auf den Boulevards machten ſie Halt. Sie riefen: »vive la République!« Es entſtand ein Gedränge, ein Auflauf; wir blieben in der Ferne. „Was gibt es? was machen die Deutſchen dort?" fragten wir einen Vorübergehenden. „Ich weiß nicht, meine Damen; es wird wohl die öſterreichiſche Geſandtſchaft ſeyn, der die Deutſchen ein Vivat bringen," entgegnete naiv der gute Bürger. Inzwiſchen wälzte ſich der Ruf: »la révolution à Vienne! la république à Vienne! l'abdication du prince de Metternich!« über die ganzen Boulevards. Ein Zeitungsverkäufer hatte über ſeinem Tiſch die Tricolore entfaltet; die Worte: »Vive la République! la révolution à Vienne!« prangten in ihrer Mitte. — Wir hielten es für einen Puff. Und doch iſt es Wahrheit geworden. Die Tyrannei geſtürzt in Wien, durch Metternichs Starrheit, in Metternichs Perſon! Louis Philipp im Exil, Metternich auf der Flucht! Es gibt eine Nemeſis in der Weltgeſchichte. Cäſar verblutet auf dem Kapitol, Ludwig XIV. ſtirbt im Lebensüberdruß der Ueberſättigung, Napoleon verſchmachtet auf St. Helena, Louis Philipp geht arm in das Exil und Metternich führt den Sturz der Tyrannei in Deutſchland herbei.

Man ſpricht von großer Aufregung in Berlin, größer als unſere Briefe von dort ſie ſchildern, von Unruhen in Poſen, und auch hier ſieht es ſehr bedrohlich aus. Es bildet ſich unter Flocon eine Partei, der ſchon Ledru Rollin zu gemäßigt, ein Ariſtokrat erſcheint. Flocon ſoll im Club geſagt haben: „Man will die Wahlen beſchleunigen, weil man das Hereinbrechen der Anarchie fürchtet, falls die Nationalverſammlung nicht bald zuſammentritt. Aber wir wollen die Anarchie, wir bedürfen der Anarchie. Der Künſtler, welcher aus einer ſchlechten Erzſtatue eine neue, gute machen ſoll, muß ſie erſt im Feuer zerſchmelzen, ſie auflöſen, das Metall in neuen, glühenden Fluß bringen. Wir werden keine neue Geſellſchaft bilden, keine Regeneration iſt möglich, ſo lange die Monogamie, die Ehe und Familie Sklavenletten bilden, an denen das Chriſtenthum uns hält. Ehe die ſtaatliche Freiheit beginnt, ehe die bürgerliche anfangen kann, muß die menſchliche Freiheit begründet ſeyn."

Digitized by Google

Das Volk, d. h. die Proletarier sagen: „Wir wollen Deputirte haben, die nicht lesen, nicht schreiben können; denn die Andern haben über den Büchern den Blick für unsere Zustände verloren und urtheilen nach Theorien. Wir wollen Deputirte, die von den großen Staatsverhältnissen nichts wissen, die nichts kennen als unsere Noth, und nichts berücksichtigen als unser bien-être!"

So erzählten mir gestern ein paar leidenschaftliche Verehrer der anarchischen Umschmelzung und waren dabei so vergnügt wie Kinder, deren Eltern einen Wohnungswechsel vorhaben, und die sich in der allgemeinen Unordnung glückselig fühlen, weil sie thun und machen können, was sie wollen. Wie das enden wird?

So lange die Völker roh sind, wird die Vergangenheit maßgebend bleiben für die Zukunft; Mißbrauch der Freiheit wird zur Diktatur eines Massaniello oder Rienzi, zur Kaiserherrschaft eines Bonaparte führen. Sind die Franzosen aber reif für die Freiheit, ist die humane Bildung des Volkes eine Wahrheit geworden, so werden sie in der Freiheit das Maß, das Gesetz finden und achten, und eine feste Republik wird entstehen, deren Grundlage schon die Keime jener socialistischen Zukunft in sich tragen wird, welcher wir unzweifelhaft entgegengehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

Umstimmung.

Wer München in drei Jahren nicht mehr gesehen und dabei Gelegenheit hat, die verschiedenen Kreise des innern Lebens dieser Stadt genauer kennen zu lernen, begegnet vielfachen Veränderungen, die ihn in Erstaunen setzen. Verschwunden ist hier jene sorglose Gemüthlichkeit, jene Gleichgültigkeit gegen alle politischen Fragen, welche München früher im Allgemeinen vor allen größern deutschen Städten auszeichnete. Aufgeregtheit und rege Theilnahme an allen Vorgängen der Jetztzeit sind an deren Stelle getreten. Zwar herrscht hier lange noch nicht so viel Regsamkeit und Lebendigkeit, wie im westlichen Deutschland, und zehn Personen in einem Mannheimer oder Mainzer Weinhause machen viel mehr Lärm, als hundert in einem Münchner Bierhause, aber gegen früher ist der Unterschied hierin doch ein ungemein großer. Um Politik kümmert sich hier jezt alles, über die Tagesfragen hört man in allen Kreisen, hohen wie niedrigen, mit Eifer sprechen. Daß dabei oft absonderliche Urtheile zum Vorschein kommen, daß die Vorkenntnisse dem jetzigen Eifer lange nicht entsprechen, das ist sehr begreiflich. Ist dieß doch mehr oder weniger überall in Deutschland der Fall, und jene Gegenden unseres gemeinsamen Vaterlandes, die sich so oft mit großer Selbstgenügsamkeit für die politisch gebildetsten desselben ausgeben, machen wahrlich keine Ausnahme. So darf man sich denn auch nicht wundern, wenn in München augenblicklich sogar eine Art Rückschritt gegen den Aufschwung des vorjährigen Frühlings eingetreten ist. Dieser war zu plötzlich, zu unvermittelt, als daß er sich auf die Dauer in gleicher Höhe hätte erhalten können. Die öffentliche Stimmung mußte nothwendig ruhiger, prüfender werden, man konnte nicht im Enthusiasmus verharren, wie er zu jener Zeit hier fast allgemein geherrscht haben soll. Auch war man von verschiedenen Seiten her bemüht, den Jubelrausch des Volkes auf alle Weise herabzustimmen, es von der Idee, ein einiges, großes, freies Deutschland aufbauen zu helfen, zurückzubringen, den bayerischen Partikularismus anzustacheln und die deutschen Einheitsplane als unausführbar, jedenfalls aber als für die bayerischen und vollends die Münchener Interessen gefahrdrohend zu schildern. Besonders wirkte das Schreckgespenst der Freizügigkeit, wodurch Schaaren armer fremder Handwerker in das fette München einziehen und den hiesigen Gewerbetreibenden den guten Verdienst verkümmern würden; die Furcht vor materiellen Verlusten legte sich gleich einem Mehlthau auf die schöne Blüthe der allgemeinen Begeisterung. Trotz dem allem aber haben wir in dem als so partikularistisch verschrienen München mehr Begeisterung für Deutschland gefunden, als wir erwartet hatten, und nicht nur in den gebildeteren, sondern selbst in den untersten Ständen; und was der Bayer spricht, dafür handelt er auch; vom Wort bis zur That ist bei ihm kein so großer Unterschied, wie in einigen andern Gegenden unseres Vaterlandes. Ist hier auch im Allgemeinen die Zunge ungelenker als an den Ufern des Mains und Rheins, fließen die Worte beim Bierkrug hier nicht so irdendig als dort beim funkelnden Weine, erscheint hier leicht alles etwas schwerfällig, so lasse man sich dadurch nicht täuschen. Es ist ein tüchtiger, gesunder Kern im hiesigen Volke, noch viel ungeschwächte Kraft, und Deutschland kann auf seine bayerischen Söhne mit Zuversicht zählen, wenn es gelten sollte, unsere Kraft einem auswärtigen Feinde gegenüber, welcher es auch sey, zu erproben. Man beurtheile den bessern und größten Theil der hiesigen Bevölkerung, ja ganz Bayerns, nicht nach der Sprache gewisser Blätter; man thäte ihm großes Unrecht. — Die große allgemeine Theilnahme an den politischen Ereignissen spricht sich äußerlich zunächst dadurch aus, daß jezt Alles eifrig Zeitungen liest. Früher lasen die untern, ja selbst die mittleren Stände die politischen Blätter nur der Anzeigen wegen, oder um nach einer Mordthat, einem großen Diebstahl oder sonst einer schreckhaften oder auch lächerlichen Geschichte darin zu spähen. Die ganze Münchner Lokalpresse diente früher auch zu keinem andern Zweck. Welcher Umschwung ist hierin eingetreten! Alle hiesigen Blätter bringen jezt leitende Artikel, was früher nie der Fall war, haben einen festen Parteistandpunkt genommen und verfolgen bestimmte Tendenzen, während noch vor einem Jahre ihr ganzer Inhalt rein vom Zufall zusammengewürfelt war und sie an einen Grundgedanken nicht im Entferntesten dachten. Freilich ist auch ihr Publikum ein ganz anderes geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 29. Freitag den 2. Februar 1849.

— He, that outlives this day,
Will stand a tip-toe when this day is nam'd,
And rouse him at the name.

Shakespeare.

Nach Genua.

Im Herbſt 1845.

I.

Vor dem Geläute der vielen Glocken, welche in die Kirchen riefen, flüchtete ſich ein prachtvolles Morgengewitter, das über Aleſſandria herzog, nach Weſten und die ſchwarzen Wolken, die grauen Dünſte, die weißen Nebel und die rothen Blitze jagten in buntem Gewirre den Seealpen zu, deren rieſige Häupter ſtolz über das luftige Geſindel hinweg in die friſch und duftig athmende Ebene herüber ſchauten und ſich an einem Stück Regenbogen ergötzten, das wie verlaufen ausſah und, einer noch nicht feſtgeſtellten Flagge gleich, an dem dunkeln Gewölbe auf und nieder gaukelte.

Wir ſagten der ſchönen Stadt, ihrem ſich eben belebenden großen Platze, den heitern Straßen und unſerem trefflichen Gaſthofe zu den drei Königen Lebewohl, hatten bald Thore und Feſtungswerke hinter uns und zogen wohlgemuth die genueſiſche Straße entlang. — Der Himmel war wieder ſo wolkenlos, als hätte ihn ſeit Jahren kein Gewitter getrübt, und Phöbus ſchoß, mit Euphues zu reden, ſeine goldenen Pfeile mit ſo unverſchämtem Eifer auf die wehrloſe Erde nieder, daß wir nahe daran waren, uns wieder hinter die Wälle von Aleſſandria zu flüchten.

Bald ſahen wir ein Dorf vor uns, das von einer hohen Kirche überragt war. Dieſer Thurm, dieſes eigenthümlich geformte Dach, das dem Thurme nachklettern zu wollen ſchien — ich hatte ſie noch nie, und doch ſchon hundertmal, ſtümperhaft gepinſelt und von Künſtlerhand vollendet, geſehen. Marengo lag vor mir. — Wenn die Straße von Aleſſandria nach Novi der geraden Richtung folgte, ſo würde ſie mitten durch dieſe Kirche führen; ſo geht ſie in einem Halbkreis um die Vorderſeite des Gotteshauſes, dem gegenüber ein von Engländern und Franzoſen ſehr beſuchtes, übrigens abſcheuliches Gaſthaus ſteht. Das nicht ſehr große Dorf zieht ſich weſtlich von der Straße hin und erfreut ſich eines ziemlichen Wohlſtandes, welchen es dem fleißigen Anbau von Wein und Mais verdankt. — Ich konnte nicht ſchnell genug aus dem Bereiche dieſes Dorfes kommen. Nie habe ich begriffen, wie deutſche Reiſende ſich an dem Anblick einer Oertlichkeit begeiſtern konnten, wo deutſches Blut in Strömen gefloſſen und wo der erſte Ring zu der Kette geſchmiedet worden, die ſo lange ſchmachvoll auf uns laſtete.

Der Weg, links von Weingärten, die ſich bis nach Tortona hinüber ziehen, rechts von Maisfeldern geſäumt, führte an zwei Schenken vorüber, in denen wir die heißen Stunden des Tages gerne hingebracht hätten, wäre an dem Fenſter der erſten die Wirthin nicht eben im Begriffe geweſen, ihre Morgentollette zu machen, eine Beſchäftigung, in welcher wir ſie ſchicklicherweiſe nicht ſtören konnten, und hätte ſich in der zweiten, deren Thüre aus dem einfachen Grunde unverſchloſſen war, weil ſie kein Schloß hatte, ein lebendiges Weſen blicken laſſen. — Da jedoch geraſtet werden mußte, ſchlugen wir zur Linken einen ſchönen, von Weinlaub überwölbten Fußpfad ein, um ein ſchattiges Ruheplätzchen zu ſuchen, und ſtanden bald vor einer einfachen Hütte, unter deren weit vorſpringendem Dache ein alter Mann ſaß und an einem Weidenkörbchen flocht.

Digitized by Google

Wir baten einige Stunden unter dem Vordache weilen zu dürfen, was der Alte mit freundlichem Kopfnicken zugeſtand und ſich entfernte. Bald erſchien ein freundliches Mädchen mit ſchwarzbraunem Geſicht und feuerſprühenden Augen, ſtellte einen Teller mit den ſchönſten Trauben auf die Bank und war verſchwunden, ehe wir ihr danken konnten.— Wir hatten nie köſtlichere Trauben gegeſſen. Der Alte ſah lächelnd durch das Fenſter der Hütte zu, wie gut wir es uns ſchmecken ließen, und nahm, auf unſern Wunſch, ſeinen Platz wieder unter dem Dache im Freien ein, ſeine Beſchäftigung fortſetzend.

„Man ſieht wohl ſelten Fußwanderer in dieſer Gegend?“ ſagte mein Gefährte, welcher den Alten zum Sprechen zu bringen wünſchte. — „Sehr ſelten, mein Herr. Und Ihr reiſt zu Eurem Vergnügen zu Fuß?“ — „Warum nicht? Eine Reiſe zu Wagen iſt wahrlich kein großes Vergnügen, und wenn man Land und Leute kennen lernen will, muß man zu Fuß gehen,“ antwortete mein ſententiöſer Freund. — „Ganz wahr. Die Heren kommen wohl weit her?“ — „Zweihundert Stunden mindeſtens haben wir bereits zurückgelegt.“ — „Zweihundert Stunden! Alſo aus Frankreich?“ — „Aus Deutſchland.“ — „In dieſer Gegend modern die Gebeine vieler eurer Landsleute.“ — „Ich denke, auch die vieler Franzoſen,“ fiel ich ein. — „Ohne Zweifel, Herr. — Marengo hat den Ruhm ſeines Namens ſehr, ſehr theuer erkauft. Weitum waren alle Gelände zertreten, die Weinſtöcke niedergeriſſen, Häuſer und Hütten verwüſtet und verbrannt, und manche, die nicht flüchten konnten, kamen jämmerlich um's Leben.“ — „Ihr ſprecht von den Begebniſſen, als wäret Ihr Augenzeuge davon geweſen.“ — „Dieß war ich auch zum Theil und hatte an dem denkwürdigen Tage die Freude, drei Chriſten das Leben zu retten oder, was daſſelbe iſt, ſie der Gefangenſchaft zu entziehen.“ — „Habt die Güte, uns zu erzählen, wie ſich dieß begab.“

Der Italiener widerſteht ſelten einer höflichen Bitte. Der Alte ließ ſein Körbchen in den Schooß ſinken und begann nicht ohne einiges Selbſtgefühl: „Die Stadt drüben, ſüdöſtlich von hier, iſt Tortona; weiterhin liegt San Crociano; zwiſchen beiden Orten wohnte meiner Mutter Bruder als Pächter auf einem kleinen Hofe, und zu ihm flüchteten wir mit aller beweglichen Habe, ſobald ſich die Oeſterreicher um Aleſſandria zu ſammeln begannen. — Der Hof liegt ſo einſam und geſchützt, daß wir den ganzen Morgen des merkwürdigen Tages außer dem fernen Donner des ſchweren Geſchützes nichts von dem gewahrten, was wenige Stunden von uns vorging.“

„Gegen vier Uhr des Nachmittags ſtieg ich, ein vorwitziger Knabe von fünfzehn Jahren, auf eine nahe Warte der Weinbergshüter, wie ihr deren viele, in dieſer Gegend ſehen könnt, und ſchaute in die Gegend aus, woher das jetzt ununterbrochene Murren des ſchweren Geſchützes ertönte. — Plötzlich brachen aus einer kleinen Thalſchlucht zwei Compagnien Tiroler Scharfſchützen, von einer Schwadron franzöſiſcher Dragoner verfolgt. Die Tiroler rückten im Laufe eine kleine Höhe hinan und ſetzten ſich dort feſt. Die Franzoſen umſchwärmten den Hügel, wagten aber keinen Angriff, bis einer ihrer Offiziere heranſprengte und denſelben leitete. Die Schwadron theilte ſich und die kleinere Hälfte ſprengte auf der flachſten Hügelſeite gegen den Feind an, während die übrigen um die Höhe jagten und ſich bereit hielten, die Scharfſchützen auf der andern Seite in Empfang zu nehmen. Die Tiroler benuzten dieſen Augenblick. Wie ein Hagelwetter raſſelte es die Höhe herab, bunt durcheinander. Alles war in Staub und Dampf gehüllt und zog wie eine unheilſchwere Wolke einem Tannenwäldchen zu, welches jene Höhe von unſerem Hofe trennt. Geſchrei, Flüche, einzelne Schüſſe ſchallten bis zu mir herüber; dann ward alles ſtill.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Wäre es nicht eine gewöhnliche Erſcheinung, daß man das Naheliegende überſieht, ſo müßte man ſich wundern, daß man ſo ſelten von Reiſenden hört, die ſich mit ihrer Einbildungskraft in das Gerölle wilder Berggewäſſer vertiefen und eine betrachtende Wanderung in ihren Betten unternehmen. — Im Winter, wo die meiſten Bäche nur ſpärlich tröpfeln, iſt eine ſolche Wanderung leicht ausführbar, und ſie lohnt nicht nur mit dem Anblick von mancherlei wunderlichen Naturſpielen, ſondern zeigt ſich auch ergiebig an vielen nützlichen Betrachtungen. — Weſſen Phantaſie einmal für die Trümmer, Blöcke und das ganze zerfallende Erdgerippe aufgeregt iſt, über den kommt leicht die Leidenſchaft, der Forelle gleich in dieſen Grüften bergauf zu ſteigen.

Man erblickt hier Felsſtücke von allen Dimenſionen und Geſtalten, mit der der Natur überall eigenen unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit neben und übereinander geſtellt. Der Abfall und Kehricht von den verſchiedenſten Gebirgen ſcheint hier in der Schlucht zuſammengeführt. Da liegen glattpolirte rothe oder weiße Granitklöze, die ſchon in der Urzeit von irgend einem hohen, oft ſehr entlegenen Stocke gelöst worden ſind, und die ſeitdem in ihrer Jahrhunderte langen

Digitized by Google

Wandeeung zu den Flußdeltas noch nicht weiter gekommen ſind. — Zuweilen haben ſie flache Köpfe, welche bald Tiſche, bald geoße Terraſſen, bald die Stufen einer Rieſentreppe darzuſtellen ſcheinen. — Hie und da gleitet ein leiſer, reiner Waſſeeſchleier übee ſie hin, der kaum ſichtbar iſt und nur ein Anhauch dee Nymphe zu ſeyn ſcheint. Viele ſind oben gleich großen Vaſen ausgehöhlt und es ſammelt ſich in den Becken ein tiefer Waſſercirkel, von ſmaeagdenem Grün erleuchtet. — Unter die Urgeſtirne miſchen ſich Klumpen von buntee Nagelfluе, und dazu geſellen ſich die Kalkbröckel und Splitter von den nächſtgelegenen Gipfeln.

Wenn man von Stufe zu Stufe emporklimmt, glaubt man eine Reihe von Kammern und Gewölben zu durchwandeen von ſehr mannigfaltiger Größe und Form. Es ſind lauter geoße und kleine Niſchen und Grotten, in denen das Moſail des Gemäuers gar vielfach gebildet iſt. Ein grottenbauender Gartenkünſtler hätte in einem ſolchen Wildbachbette eine Fülle von Studien und Modellen, die keine menſchliche Erfindungskraft ſo genial zu Stande gebeacht hätte, wie hier der blind geſcholtene Zufall gethan. Man möchte auf jedem jener Blöcke die Zahl des Jahres veezeichnet ſehen, in welchem er hieehee geführt worden, um ſo ſeine Geſchichte und die Dauer und Weiſe ſeiner Wanderung von den Bergen herab verfolgen zu können. Manche ſind ſo feſt veerammelt und verkeilt, daß ſie für die Ewigkeit da eingemauert zu ſeyn ſcheinen, und doch ſind ſie nue auf einer Wandeeung begriffen, auf welchee ſie alle Jahrhunderte einen Schritt weiter thun, und die dem, voe welchem Jahehunderte wie Minuten ſind, dennoch flüchtig erſcheint. Viele Blöcke hängeu ſchon lange drohend über, als hätten ſie den Fuß zu jenem Schritte aufgehoben; es vergehen aber wohl noch Jahrzehnde, ehe ſie wirklich ausſchreiten. Endlich werden ſie dazu reif, und wenn im Frühling bei dee Schneeſchmelze oder im Sommer bei heftigen Regengüſſen die Gewäſſee anſchwellen und eine undegreifliche Kraft gewinnen, entführen ſie dieſe reifgewoedenen untee betäubendem Gepolter. Sie ſchaffen beſtändig eine unſägliche Menge Schutt und Geröll in die Ebene hinaus; doch iſt hiee der wahre Stall des Augias. Wie auch Heecules ſeine Reinigungskanäle ziehe, ein ununterbrochener Schweif von Blöcken und Schlamm und Geteümmer ſchleppt ſich unaufhöelich nach, ein nie endendes Geſpinnſt.

Dieſelben Trümmee, welche den obern und ſteileen Waldſteombetten zue Zier gereichen, und in dieſen wie Perlenſchnüre der abwechſelndſten Miniaturbilder erſcheinen, entſtellen das Bild der untern und ebeneeen Thälee, theils weil ſie hier ſich verkleinert haben und in größern Maſſen erſcheinen, theils weil ſie ſich hiee wegen der einförmigen Geſtaltung des Bodens nicht ſo intereſſant gruppieen und aufthürmen lönnen.

Man ſieht in den Alpen oft lange, breite Thälee, die auf beiden Seiten bis an den Rand des Gebirgsfluſſes mit unſäglichen Maſſen zahlloſer, gleichſöemig geſtalteter Steine bedeckt ſind. Uebeeall ſind ſie veebreitet, und nirgends laſſen ſie Vegetation aufkommen. Ein ſchmaler Fluß ſchleicht düeſtig duech dieſe Wüſte hin. Seldſt in dee Zeit des größten Waſſeereichthums vermag er nue einen Theil der Steinwüſte zu bedecken, und indem er im Foetſchritt der Zeiten ſeinen Lauf mehrfach ändert, ſchiebt er die Laſt immee nur theilweiſe, bald hier, bald dort vorwärts.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Die Landtagswahlen.

Die größte Frage im letzten Monate des vergangenen Jahres war die Wahl neuer Abgeordneter zum nächſten ordentlichen Landtage. In Folge des von den Kammern des außerordentlichen Landtages angenommenen Geſetzes wurden die Wahlen zum erſtenmale in direkter Weiſe vorgenommen, weßhalb ſich jeder Einzelne um die Angelegenheit bekümmerte. Die Unklarheit des Wahlgeſetzes, deſſen einzelne Paragraphen gerade bei den wichtigſten Beſtimmungen verſchiedene Deutungen zuließen, gab zu mancherlei Verdrießlichkeiten Anlaß und hat ſicher viele Stimmberechtigte, die ſich einer möglichen Zurückweiſung nicht ausſetzen wollten, abgehalten von ihrem Stimmrechte Gebrauch zu machen. Im Allgemeinen war jedoch die Betheiligung an

Digitized by Google

den Wahlen sehr lebhaft. Wahlen ohne Wahlumtriebe, mögen sie stattfinden in welcher Weise sie wollen, sind kaum denkbar, bei direkten Wahlen aber und bei einer politisch leidenschaftlich erregten Volksmasse müssen sie greller auftreten und sich größern Spielraum verschaffen. Das Bestreben einer jeden Partei, thatkräftige Männer ihrer Gesinnung in die Kammern zu bringen und darum sich recht viele Stimmen zu sichern, verwirrte von Anfang an die ganze Angelegenheit, trübte die Gemüther und brachte die Leitung ganz und gar in die Hände der Vereine, die es natürlich an Machinationen aller Art nicht fehlen ließen, um ihre politischen Zwecke zu erreichen. Durch diesen allzugroßen Einfluß der Parteien, vertreten durch die politischen Vereine, wurden selbst die Vorurtheilsfreien genöthigt, einer oder der andern Partei sich anzuschließen, um nicht fruchtlos zu wählen und die Stimmen zu zersplittern. Das Endergebniß dieses Treibens ist ein Sieg der Radikalen über die constitutionell monarchisch Gesinnten gewesen, der, wäre er der wahre Gesinnungsausdruck des sächsischen Volkes, unsern Staat als einen tief unterwühlten bezeichnen würde. Zum Glück ist es nicht ganz so arg, wie es aussieht, denn die Mehrzahl der Wähler hat sich ohne alle Frage durch die glänzenden Versprechungen verlocken lassen, die in dem Wahlmanifest der „entschieden freisinnigen Partei" gewissermaßen als Errungenschaften der Zukunft hingestellt waren und gar zu verführerisch klangen. Ob dieser Sieg des Radikalismus über den Liberalismus dem Lande Segen und Glück bringen wird, müssen wir abwarten. Im schlimmsten Falle gehen wir einem Ministerwechsel und einer Auflösung der Kammern entgegen. Sollte es dazu kommen, dann dürften sich die Radikalen selbst am ärgsten betrogen haben, denn sie würden aller Wahrscheinlichkeit nach dem Volke nicht größere Freiheiten durch ihr rücksichtsloses Handeln bringen, sondern einen Zustand herbeiführen, der weder ihnen, noch ihren derzeitigen Verehrern erwünscht seyn möchte, weil er vielleicht stark nach Säbelherrschaft schmecken könnte. Noch fürchten wir dieses unerwünschte Ende nicht, da als ziemlich bestimmt anzunehmen ist, daß auch die Abgeordneten dieser Partei gesonnen sind, das Manifest derselben nicht streng festzuhalten, wohl aber alles aufzubieten, um das Ministerium zu stützen und dadurch einer Auflösung der Kammern von Anfang an entgegen zu arbeiten. Was Leipzig betrifft, so ist es seinem seit Monaten ausgesprochenen politischen Charakter bei den Wahlen treu geblieben. Es hat zum Aerger der Radikalen, und wie diese vielleicht meinen, zu seiner eigenen Schande, im Sinne der gemäßigten Partei gewählt, d. h. es will constitutionelles Königthum auf demokratischer Basis, nicht republikanische Verfassung, es will überhaupt nur das Ausführbare, Zweckmäßige, nicht das Unmögliche und Utopische. Dieselbe Gesinnung spricht sich auch in der Wahl der Stadtverordneten aus, die fast gleichzeitig und ebenfalls zum erstenmale in direkter Weise erfolgte. Das Collegium besteht etwa zu zwei Drittheilen aus politisch Gemäßigten, hat einen solchen, den seitherigen Vorsitzenden, Gerichtsdirektor Werner abermals zum Präsidenten gekürt und ihm als Vicepräsidenten, was sehr zu billigen ist, um jeder Partei gerecht zu werden, den Dr. Rüder, einen als radikal in gutem Sinne bekannten Advokaten, beigegeben.

(Fortsetzung folgt.)

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Zeitungswesen. — Die Kunst

In den Kaffeehäusern, in den Bierstuben, in allen öffentlichen Lokalen, wo es früher zu den Seltenheiten gehörte, einen Zeitungsleser zu erblicken, sitzt jetzt alles eifrig da, die verschiedenen Blätter studirend, ja man wartet jetzt eben so begierig auf ein neues Journal, als früher auf den Kalbsbraten oder die Schweinsknöchel. Hat doch dieser Lesseifer schon zu einem neuen Industriezweig Anlaß gegeben, den man früher in München für ganz unmöglich gehalten hätte. Eine Menge alter Weiber oder Kinder laufen in den Gastzimmern aller Art, deren Zahl hier Legio ist, mit den neuen Blättern herum, dieselben für einen bis drei Kreuzer den Lesebegierigen feilbietend. Wenn noch vor einem Jahre eine Verkäuferin mit solcher Waare in einer Münchener Bierstube erschienen wäre, welch grenzenloses Erstaunen hätte sie empfangen! Die Gäste hätten nicht begriffen, wie man an solchem Ort mit Zeitungen, statt mit Nüssen, oder Rettigen, oder Würsteln, hausiren gehen kann, und wie vollends Menschen so toll seyn können, drei Kreuzer für die man eine halbe Bier bekommt, für ein Blatt auszugeben. Jetzt machen diese Händlerinnen, wie es scheint, ganz gute Geschäfte, ihre Waare findet oft schnellen Abgang und mancher Kreuzer, der sonst für „Nussen" oder Kastanien ausgegeben worden wäre, wird jetzt der Literatur geopfert. Auch an den Straßenecken sitzen traulich neben den Aepfelweibern diese Zeitungsweiber, kleine Tische mit den Blättern der verschiedensten Gesinnung vor sich. Verschiedenartig genug ist diese in der That, denn mit der Bedeutung der Zeitungen ist auch der Eifer der verschiedenen Parteien gewachsen, sich eigene Organe zu gründen, und von dem wüthendsten Radikalismus, der uns an's Umstürzen und gar nicht an's Aufbauen denkt, bis zum finstersten Ultramontanismus, der uns in die düstern Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückversetzen möchte, ist jede politische Schattirung in der hiesigen Presse vertreten. Indessen hat die Mitte doch offenbar den meisten Einfluß und die meisten Anhänger, wie in ganz Deutschland, wenn sie es sich auch am sauersten werden lassen muß, da sie stets gegen zwei Gegner zu kämpfen und nach beiden Seiten Front zu machen hat. — Der Einfluß der Zeitbewegung macht sich aber noch in anderer Weise hier bemerkbar. Die unbefangene Gemüthlichkeit, der heitere, sorglose Frohsinn, der früher die geselligen Kreise Münchens auszeichnete, sind bedeutend geschwunden. Damit hat das Leben dieser Stadt viel von seiner Eigenthümlichkeit verloren. Zerrissen sind alle jene traulichen Vereine, in denen man Abends so unbefangen plauderte und wo es einem so wohl wurde, wenn man auch kein bedeutendes Resultat mit nach Hause trug. Der Zwiespalt politischer Stimmungen hat die Mitglieder zersprengt, aus früheren Freunden sind jetzt oft erbittertste Feinde geworden. Und wo ist vollends das schöne Künstlerleben, das München früher so herrlich auszeichnete, und das allein schon den Fremden zu längerem Aufenthalt bewegen konnte? Einsam und öde ist gewöhnlich die weit und breit berühmte Künstlerkneipe im „Studentenbräu," die in sinniger Ausschmückung in allen deutschen Gauen nicht ihres Gleichen hat, die traulichste Trinkstube der Welt. Wo man sonst mit Mühe Platz fand, da sitzen jetzt nur einige einsame Gäste. Die Kunst ist kein Bindungsmittel mehr, Verschiedenheit der politischen Ansichten hält auch ihre Jünger von einander entfernt. So fröhliche Maifeste, so heitere, geschmackvolle Maskenzüge, wie sie zur Freude von ganz München einst von hier ausgegangen, bringt die neue Zeit vorläufig nicht hervor. Der Ernst der Gegenwart liegt schwer auch auf den Jüngern der Kunst. Wann wird diese sich von den schweren Schlägen, die sie betroffen, wieder erholen? steht ihr nicht vielleicht noch Härteres in der nächsten Zukunft bevor?

(Schluß folgt.)

Beilage: Prospectus der Wochenschrift „Nordischer Telegraph" Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 30. Sonnabend den 3. Febeuar 1849.

— Caduot mootes, magnoque repente
Concusso late diroerpuut lode tremores.
Lucret:

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Da der Fluß die Blöcke immer in langgezogenen Dämmen und Bänken oednet und aufhäuft, ſo bieten dieſe gſtreiften Trümmeethäler einen höchſt einſöemigen und unerquicklichen Anblick dar, und ſie gehöeen zu den intereſſanteſten, aber leider gewöhnlichſten Phänomenen, welche durch die Zerteümmerung und Verwitterung der Alpen heebeigeführt werden. Man findet ſie um ſo anſtößiger, da es eine Umlrhrung der Natur ſcheint. Denn das Auge iſt gewöhnt, in den flachen, ebenen, fetten Thalgründen duech anmuthige und liebliche Scenen erquickt zu werden, und findet nun hiee wieder die Ergebniſſe einer ungebändigten Zerſtörung, die auf den hohen Berggräten weit beſſee mit dem melancholiſchen Ganzen dee Natue harmoniren. In der Tiefe zwiſchen den von Menſchen und Pflanzen belebten Seitenwänden erſcheinen ſolche mit unfruchtbarem Schutt gepflaſterte dürre, öde Thalgeünde als grelle Mißtöne. — Auf dee italieniſchen Seite, wo dieſe Steinthäler einen geoßen Theil des Jaheeo von keinem Quell genezt weeden, und wo die Sonne, die ſtets über den Steinen backt und beütet, eine unerträgliche Glut in ihnen erzeugt, ſind ſie dem Wanderee, deſſen Weg häufig in ſolchen Thälern hinführet, beſonders peinlich.

Schon das in den Alpen ſehr gewöhnliche Schauſpiel eines angeſchwollenen Bergſtromes iſt füe einen Bewohner dee Ebene ein Gegenſtand der Bewunderung. Mit ſchmutzigen, ſchwarzen Wogen, die ſich mit entſetzlichee Wuth überſtürzen, ſchäumt er dahin. Hier braust ein Waſſerſteahl mit einer Begierde in die Tiefe, als wollte ee ſich dort einbohren und auf ewig veeſtecken, dort ſchießt ee wieder von unten in die Höhe, als würde ee von gräßlichen Qualen gefoltert und von einem Dämon zueückgejagt. — Felsblöcke, die lange Zeit unbeweglich dagelegen, beflügelt ee mit der Schnellkeaft des Pulvers, und auf ſeinem Rücken ſie tragend, ſchleudert er ſie mit Gewalt fort, ſeine Ufer zeeſtörend, an denen er rüttelt wie ein Raubthier am Gittee ſeines Käfigs.

Viel außeroedentlicher und bunter werden aber die Eeſcheinungen, wenn ſich ganze Felsmaſſrn und Erdſchichten erweichen und unter den mannigfaltigſten Ereigniſſen die „Erdbrüche“ odee „Schlammſtröme“ entſtehen. Die Urſachen dieſer Erſcheinungen ſind ſo zahlreich als die ſie begleitenden Phänomene, und es iſt faſt nicht möglich, ohne Umſtändlichkeit eine überſichtliche Reihe von Bildren davon zu geben.

Zuweilen ſchieben ſich ganze Wieſenſtrecken auf ihrer ſteilen Unteelage herunter, in der Wriſe, wie es etwa ein naſſes Tuch thun wüede. Das Erdreich ſchlägt Falten und Wellen, übeewirft ſich, veewickelt Bäume und Häuſee und Steine in ſeinen Fall, und beöckelt dann zerreißend in irgend eine Felsſchlucht ab, in der rs als Schlammſtrom weitee fließt. Gleich einem dickflüſſigen Lavaſtrome, mit Steinen und andern feſten Maſſen gemiſcht, bewegt ſich das Ungethüm, im Thale Scheecken verbreitend, am Bergabhange herunter. Dabei knarrt, klappert und tost es gleich einem raſſelnden Laſtwagrn.

Unten empfängt die mit Schaufeln und Hacken bewaffnete Bevölkerung den Schmutzerguß, um ihn von den Gärten und Wohnungen ab und unſchädlich

in den Thalſtrom hinunter zu leiten, was zuweilen ſelbſt bei großen Schlammergüſſen möglich iſt. Mitunter werden bei ſolchen Ereigniſſen auch undurchnäßte Erdmaſſen losgeriſſen, und man ſieht dann mächtige Stand-, Sand- und Schuttausſtrömungen von den Bergen gleich Lawinen herabkommen. Ohne daß Blöcke und Gerölle aufgejagt und an den Seiten in Bewegung geſezt werden, geht es dabei nicht ab. Da ſich jene in den Bergen auf Schritt und Tritt finden, ſo ſind ſie auch überall bei Lawinen, Erdſchlipfen, bei Waſſerergüſſen und überhaupt bei allem, was die Berge heradmarſchirt, ſo zu ſagen die Vorboten und Plänkler. — Wer erfahren will, auf wie vielfache Weiſe je nach der Verſchiedenheit der Umſtände die vom Waſſer gelösten Bergmaterialien herablommen können, der muß ſelbſt einem ſolchen Phänomen beiwohnen. Die Feder vermag hier kaum das Auge zu erſetzen. *

Nicht geringer als in Bezug auf die Urſache und die Art und Weiſe des Vorgangs iſt die Mannigfaltigkeit in Bezug auf die Größe und Ausdehnung des Phänomens. Die größten Brüche pflegt man Bergſtürze zu nennen. Doch kann man gleich im voraus bemerken, daß dieſer Name doch etwas zu großartige Ideen erweckt. Der Unerfahrene denkt dabei meiſtens an das Zuſammenbrechen ganzer Gebirge oder Bergpyramiden, und iſt dann oft verwundert über das kleine Verhältniß des gelösten Bergtheils zur Maſſe. — Daß ganze gewaltige Bergpyramiden ſich überſchlagen oder zuſammengeſunken, iſt in den Alpen niemals vorgekommen. Immer waren es nur kleine Theile, einzelne Splitter des ganzen Rieſengebäudes, die baufällig geworden waren. Freilich aber iſt jeder Splitter an dieſem Rieſengebäude ſchon ein Balken.

Faſt in allen Theilen der Alpen findet man die Spuren irgend eines vor Jahrhunderten eingetretenen außergewöhnlichen Bergſturzes. Man ſieht mit Entſetzen das grauſige Bild der Zerſtörung, das ſie jezt noch gewähren. Der Anblick ſelber und die Erzählungen von Augenzeugen oder die Berichte alter Chroniſchreiber lehren, daß es bei einem ſolchen Ereigniß gewöhnlich ſo hergeht, wie ich es hier zu ſchildeen verſuchen will. — Meiſtens droht das Uebel ſchon lange vor dem eigentlichen Ausbruch, und es gehen dem traurigen Schlußakte mancherlei erſchreckende Vorſpiele vorher. Man kann ſagen, daß es wenige Thäler in den Alpen gibt, in welchen nicht der eine oder andere Ort von einem überhängenden und den Einſturz drohenden Bergtheile lange beängſtigt und am Ende zerſtört oder doch beſchädigt wird. Ueberall hört man entweder von Riſſen in den Bergen, von denen die Väter erzählt haben, daß ſie in ihrer Jugend kaum hätten die Fauſt hineindringen können, während ſie jezt allmählig durch das Abſinken des einen Bergtheils nach unten ſo breit geworden ſeyen, daß kaum eine Gemſe noch hinüberſpringen könne; oder von einem Felskopfe ſehr feſten Geſteins, der auf einer ſehr mürben und unſichern Unterlage liege, die Wetter und Waſſer zerſtöre und auf der jener Kopf einmal herabzugliſchen drohe; oder von einer Maſſe in irgend einer hohen Schlucht aufgeblockter Felsſtücke von großem Umfange, die ſeit urweitlichen Zeiten dort eingeklemmt ſtecken, aber von den Gewäſſern der Schlucht an den Seiten mehr und mehr unterſpült werden, zu Zeiten etwas vorrücken, und die einſt wohl einmal, wenn alles reif iſt, aus ihrer Schlucht hervorfahren werden wie der Pfropfen aus der Flaſche.

(Fortſezung folgt.)

* Ich wohnte in den Alpen einem ſolchen Ereigniſſe bei.

Aus Genua.

(Fortſezung.)

„Athemlos vor Angſt kam ich an dem Hofthore an. Eben wollte ich es vermachen, als drei Schützen heran eilten, in dem Hofe flüchtig ſich umſchauten und mich heanriefen. Einer derſelben ſprach das Italieniſche geläufig. — „Die Franzoſen ſind uns auf den Ferſen," ſagte er; „wo können wir für einen Augenblick einen ſichern Verſteck finden?" — „Dort auf dem Heuboden," verſetzte ich raſch und ſtieg eben ſo raſch auf der Leiter voran, welche zu einer Oeffnung in den geräumigen Boden über den Stallungen führte. Die Schützen folgten, ich zog die Leiter herauf, machte den Laden zu und die todtmüden Leute warfen ſich auf das Heu, während ich durch die Ritzen des Ladens ausſchaute, um zu ſehen, was ſich draußen begeben möchte."

„Ein franzöſiſcher Dragoner ſprengte in den Hof, ſah die Fußſpuren im Sande, den geſchloſſenen Laden, ſtieg ab, eilte an das Thor und winkte einem ſeiner Kameraden, deſſen Pferd in der Nähe des Hofes geſtürzt war. Dieſer kam heran, ſie wechſelten einige Worte und der Entſattelte beſtieg des Erſten Pferd und ſprengte fort. — Ich hatte den Tiroler, welcher Italieniſch ſprach, zu mir an den Laden gerufen und das Gehaben der Franzoſen war uns kein Räthſel. Sie hatten Feinde auf dem Heuboden gewittert, kannten aber ihre Anzahl nicht und ſuchten Verſtärkung, um ſich derſelben zu bemächtigen. Der junge Reiter, ſeiner Beute bereits gewiß, ſtand mit

siegesstolzer Miene, den Karabiner gespannt, unter dem Thore, kein Auge von dem Laden verwendend."

„Ihr müßt fort von hier," sagte ich zu dem Tiroler. „Folgt mir!" An dem hintern Ende des Bodens war eine Fallthüre, durch welche man das Heu in den Stall zu schaffen pflegte. Ich hob diese auf, führte die Schützen in den untern Raum, öffnete, nachdem ich die Fallthüre wieder sorgfältig geschlossen hatte, eine Seitenthüre, die auf den abgeschlossenen Düngerplatz führte, und zeigte ihnen, wo sie ungesehen über die Mauer steigen und das Freie suchen könnten. Sie entkamen glücklich; von dem Taubenhause aus, in das ich mich geschlichen hatte, sah ich, wie sie das nahe Gebüsch erreichten. Ich hatte hier auch das Hofthor im Auge, wo der junge Franzose noch immer seiner Kameraden wartete."

„Endlich sprengten fünf Dragoner heran und der junge Reiter erzählte unter lebhaftem Geberdenspiel seine Geschichte. Er legte die Leiter eines im Hofe befindlichen Wagens an, schlug mit dem Kolben seines Karabiners den Laden auf und trat, während die übrigen die Leiter umringten, furchtlos in den Bodenraum. Das Licht, das durch die lockern Schindeln fiel, mochte ihm schnell zeigen, daß hier keine Lorbeeren zu ernten seyen. Er kam betreten zurück, gab sich aber das Ansehen eines Wüthenden, wurde von seinen mit ihm davon eilenden Kameraden ausgelacht und muß sich vielleicht heute noch die Geschichte von den Scharfschützen, welche ee im Heuboden wie in einer Mausfalle gefangen zu haben glaubte, erzählen lassen."

Wir brachten die heißen Stunden des Tages hin, wie man sie in Italien hinzubringen pflegt, und ich war vor der Kirche in Marengo im wüthendsten Kampfe mit zwei Grenadieren von der Consulargarde begriffen, als ich von einem wunderlieblichen Gesange geweckt wurde. Ich eilte in den Weingarten, wo Maria und Laura, die Enkelinnen unseres Wirthes, Trauben lasen und sich die Zeit durch Gesang verkürzten. Maria, welche uns die Trauben gebracht hatte, mochte sechzehn, Laura vierzehn Jahre alt seyn; beide waren nichts weniger als schön, aber höchst anmuthig und liebreich, einfach und natürlich. Die Augen und die Stimmen erinnerten uns, daß wir in Italien waren. Laura besonders, welche die zweite Stimme sang, hatte in den tiefen Tönen etwas, das unmittelbar in das Herz drang. Und mit welcher Reinheit, mit welcher Sicherheit, mit welchem Gefühl fiel sie bei der dritten Zeile des Liedchens ein, welches sie sangen und das ungefähr so lautete:

Wenn kühl der Abend sinkt,
Im Thau das Mondlicht blinkt,
Dann gehen wir,
Dann gehen wir,
Wo süße Liebe winkt.

Wenn sich aus stiller Nacht
Erhebt der Sterne Pracht,
Dann sehen wir,
Dann sehen wir,
Wo süße Liebe wacht.

Wenn regig Morgenlicht
Durch Busch und Bäume bricht,
Dann stehen wir,
Dann stehen wir,
Süß Lieb, vergiß mein nicht!

Die Melodie hatte ganz das zarte, innige, wohllautreiche der Compositionen unseres Kreutzer und die beiden Kinder verstanden schon ganz gut, was sie sangen.

Die tiefer gehende Sonne mahnte zum Abschied und ein vielfaches herzliches Lebewohl tönte uns bis an die Hauptstraße nach, welche sich in gerader Linie anderthalb Stunden lang bis San Giuliano hinzieht. Nichts zeugte von Leben als die Millionen kleiner Eidechsen, welche im Sand an der Straße sich sonnten und wie der Blitz in das bestaubte Gras schlüpften, sobald wir uns näherten. Kein Wagen, kein Reiter, kein Fußreisender war zu sehen, kein Ton zu hören; die Vögel, selbst die Frösche schienen noch Siesta zu halten; dagegen traten die Seealpen wie durch einen Zauber näher und näher heran, und es war uns, als sähen wir silberschäumende Wasserfälle, als hörten wir die Musik des Windes in den hohen Fichtenwipfeln an den Felsabhängen und als lockte uns der Schatten grüner Wiesenthäler.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Schluß.)

Zustand der Kunst — Militär. — Die Landstände.

Alle größeren Bauten und Kunstausführungen ruhen jetzt fast gänzlich. Das einmal Angefangene will König Ludwig so viel als möglich noch aus seinen nicht unbeträchtlichen Privatmitteln vollenden lassen, von neuen Werken kann natürlich nicht die Rede seyn. Der jetzige König wird und kann in der nächsten Zeit nicht viel für neue Kunstschöpfungen thun; die sehr verwirrten Finanzen des Staats erlauben ihm dieß selbst beim besten Willen nicht. Schon die Erhaltung all der großartigen Kunstschöpfungen erfordert so bedeutende Summen, daß an neue Unternehmungen, wenigstens in den nächsten Jahren, nicht zu denken ist. Auch von Seiten der Privaten kann wenig zur Aufmunterung der Künste geschehen. Wird es überhaupt ferner noch viele Leute in Deutschland geben, die so reich sind, daß sie dem edeln, aber sehr theuern Luxus der Kunstliebhaberei treiben

können? Der begüterte Adel hat faſt überall ſehr viel von ſeinem Einkommen verloren, nicht minder der reiche Kaufmanns- und Fabrikantenſtand. — Läßt jetzt Pallas hier trauernd ihr Haupt ſinken, ſo erhebt es Mars deſto ſtolzer. Der Charakter von München iſt ein weit militäriſcherer geworden als früher; viel mehr Uniformen aller Waffengattungen erfüllen jetzt die Straßen. Der jetzige König, der in der Armee eine Hauptſtütze der Regierung ſieht, hat dieſe faſt um das Doppelte vermehrt, und ſo iſt denn die Garniſon weit beträchtlicher als ſonſt. Ob aber dieſer Stand des Heeres lange beibehalten werden kann, erſcheint beim Zuſtand der bayeriſchen Finanzen als zweifelhaft. Im Aeußern iſt das bayeriſche Militär dem preußiſchen weit ähnlicher geworden, da der kurze Waffenrock nach preußiſchem Schnitt allgemein eingeführt iſt. Er wird von allen Betheiligten als ungemein zweckmäßig gelobt. Und dieſe ſtattlichen Krieger ſieht man ſehr häufig unter den Waffen, ja faſt zu viel. Wie in einer belagerten Feſtung kreuzen ſich, beſonders Abends, ſtarke Patrouillen zu Fuß und zu Roß. Ob dieß geſchieht, um den Soldaten mehr Dienſt und Bewegung zu machen, oder ob man dem Publikum dieſen Reichthum an militäriſchen Streitkräften vor die Augen führen will, vermögen wir nicht anzugeben. Letzteres ſchiene uns unnöthig; wie die Sachen jetzt ſtehen, kann man unmöglich Beſorgniß vor Unruhen irgend einer Art haben. — Auf die ſo eben zuſammentretenden Stände blickt alles mit großer Spannung, mit Furcht oder Hoffnung. Man beſorgt ziemlich allgemein, es werde ein tüchtiges, ſowohl durch Zahl als Talent einflußreiches Centrum fehlen, und damit die ſo nothwendige Vermittlung zwiſchen den beiden ſich ſchroff gegenüberſtehenden Parteien. Daß die äußerſte Rechte ſehr ſtark vertreten ſeyn wird, kann man vorausſetzen. Der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit, die ihre Intereſſen bedroht ſah, wie auch die Furcht vor Gewerbefreiheit, haben beſondere in den drei altbayeriſchen Provinzen die Wahl auf ſehr ſtationäre Männer gelenkt. Sehr viel radikale Abgeordnete werden dagegen die beiden Franken und Rheinbayern liefern, obgleich die aus letzterer Provinz viel zu klug und gewandt ſind, um nicht einzuſehen, daß durch allzuheftiges Auftreten und zu maßloſe Forderungen alles von vorneherein für ihre Partei verdorben wird. Ueberhaupt werden ſicher auf dieſem Landtage die Gegenſätze der verſchiedenen Landestheile ſchroffer als früher hervortreten, namentlich wird eine Spaltung zwiſchen den altbayeriſchen und den erſt durch den Rheinbund mit Bayern vereinten Landestheilen ſchwerlich zu vermeiden ſeyn. Die Beſonnenen wünſchen lebhaft, daß die Stände ſich vor der Verfolgung theoretiſcher Ideen hüten, die wenigſtens im Augenblick ganz unausführbar ſind, und ſich dagegen bemühen, die bayeriſche Staatsverwaltung von dem vielen Moſte zu reinigen, der ſie noch verunziert. Man hofft, die zweite Kammer werde unverweilt die von der Reichsverſammlung gegebenen Grundrechte einführen, deren Verkündigung die Regierung bisher unterlaſſen hat.

Leipzig, Januar.

(Fortſetzung.)

Das Geſchwornengericht. — Ausſichten.

Nächſtens wird wieder eine von den Errungenſchaften des März zur Wahrheit werden, nämlich die Errichtung von Schwurgerichten. Schon hat die Regierung vier Staatsanwälte ernannt, nach den vier Oberappellationsbezirken, in welche das Land zerfällt, denen ein Oberſtaatsanwalt in Dresden präſidirt. Für unſere Stadt iſt mit dieſem eben ſo ſchweren als wichtigen Amte der bisherige Gerichtsdirektor in Großſchocher, Advokat Baumgarten, bekleidet worden, ein Mann, deſſen bisher unabhängige Stellung und gänzliches Fernhalten von allem Parteiweſen ihn ganz beſonders dazu befähigt. Die Wahl der Geſchworenen, die noch in Ausſicht ſteht, jedenfalls aber in ſehr kurzer Zeit erfolgen muß, beſchäftigt namentlich unſere Vereine. Die Mehrzahl aller Mitglieder derſelben ſcheint einzuſehen, daß bei der Ernennung von Geſchwornen nicht ſowohl die politiſche Ueberzeugung, als klares, ſcharfes Urtheil, redlicher Wille, Gewiſſenhaftigkeit und Unbeſtechlichkeit in Frage kommt. Man wird daher hoffentlich Männer aller politiſchen Farben unter unſern zukünftigen Geſchworenen bemerken können. Da auf je 500 Seelen geſetzlicher Vorſchrift nach ein Geſchworner zu erwählen iſt, ſo wird ſich die Geſammtzahl aller Geſchwornen in Sachſen auf etwa 825 belaufen. Möglichſte Beſchleunigung der Schwurgerichte wünſcht man übrigens allgemein, am meiſten und vor allem wohl in unſerer Stadt, wo es an Vergehen, die mittelſt der Preſſe und durch unvorſichtige Reden in Volksverſammlungen verübt worden ſind, nicht mangelt. Ohne erhebliche Schwierigkeiten wird übrigens die Wahl dieſer bei uns noch ganz unbekannten Urtheilsſprecher kaum zu bewirken ſeyn, da Manche ſich an die nothwendig damit verknüpften Laſten und Mühen ſtoßen, Viele aber auch ſich ſcheuen werden, ein Amt anzunehmen, das abgeſehen von der großen Verantwortlichkeit, die daran haftet, recht eigentlich dazu gemacht zu ſeyn ſcheint, Bekannte in Fremde, Freunde in Feinde zu verwandeln. So groß die Bereitwilligkeit der Meiſten war, als Abgeordnete des frei wählenden Volkes nach Dresden zu gehen, ſo gering dürfte die Luſt ſeyn, das Amt eines Geſchwornen anzunehmen, das noch dazu nicht nur nichts einbringt, ſondern ſelbſt im glücklichſten Falle immer einigen Koſtenaufwand verurſacht.

Wer den bisherigen Verlauf der großen deutſchen Revolution vorurtheilslos beobachtet und verfolgt hat, der kann, iſt er wahrhafter Patriot in höherem Sinne, wenig Freude daran haben. Geſprochen hat man nur zu viel von „Errungenſchaften," wirklich errungen aber haben wir anſtatt der heiß erſehnten nationalen Einheit, Stärke und Macht nur eine höchſt zweideutige Erſtarkung des Partikulariſmus der einzelnen Stämme. Daß dieß bald anders, bald beſſer werden könne, dazu iſt wenig Ausſicht vorhanden bei der Leidenſchaftlichkeit und Bitterkeit, womit die Repräſentanten der einzelnen Stämme übereinander herfallen. Selbſt der ſanguiniſchſte Schwärmer möchte gegenwärtig ſchwer an dem ſchönen Traumbild eines großen, weltbeherrſchenden Deutſchlands ſich berauſchen und für neue Kämpfe der Zukunft ſtärken können. Sicher von allem Errungenen iſt uns nur die Ueberzeugung, daß wir die alte Einheit verloren, die neue noch nicht gefunden haben, und daß mithin unſere politiſche Lage keineswegs eine beneidenswerthe geworden iſt. Nebenbei iſt uns aber auch noch manches andere abhanden gekommen, was wir tief zu beklagen haben. Jene echt deutſche Eigenthümlichkeit, die keine andere Nation, auch nicht einmal annäherungsweiſe, beſitzt, das Gemüth, hat ſich vor dem politiſchen Erdbeben bis in die verſteckteſten Falten des Herzens zurückgezogen. Es lebt noch in uns, aber es ſchläft und will kaum auf kurze Stunden erwachen; mit ihm aber iſt die Seele entwichen aus dem geſellſchaftlichen Verkehr, der einen ſo großen und anziehenden Reiz verbreitete über die langen rauhen Abende unſeres nordiſchen Winters. Dieſer Verluſt iſt ſchwer zu verwinden, um ſo ſchwerer, als die politiſchen Stürme auch alle Künſte des Friedens, wenn nicht vertrieben, doch mindeſtens zu betrübender Feier genöthigt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 31. Montag den 5. Febeuae 1849.

On my life, a bubble! an infinite and endless liar!
Shakespeare.

Nach Genua.

(Fortſetzung.)

Im Geleite dieſes Zauberſpiels erreichten wie San Guiliano, ein kleines Dorf, wo ſich die beiden von Mailand und von Turin und Aleſſandria nach Genua führenden Steaßen vereinigen und in deſſen Nähe der dem Conſul Bonaparte am Nachmittage der Schlacht von Marengo von Novi hee zu Hülfe eilende Deſair, von einer Kanonenkugel getroffen, fiel, ein Begebniß, welchem allein die den Franzoſen günſtige Wendung der Dinge an dieſem denkwürdigen Tage beizumeſſen iſt, denn nue die eebitterte Wuth, mit welcher die neu ankommenden Schaaren jezt gegen den übermächtigen und ſiegestrunkenen Feind anſtüemten, erklärt den für die Deutſchen ſo unglücklichen Ausgang des Kampfes.

Inmitten der Straße und des Dorfes lag ein noch keuchendes Pferd, und die halbe Bewohnerſchaft von San Giuliano ſtand um das arme Thier, das eben, als wie herzuteaten, ſeine Glieder zum lezten-mal ſtreckte und nun ſtaer dalag. Ein ziemlich wohlgelleidoter junger Mann verſuchte noch ihm den Kopf aufzuheben, den ein Dörfler mit ſeiſchem Waſſer übergoß. „Alles vergeblich! der arme Schimmel, er iſt todt!“ ging es von Mund zu Mund, und ich eewaetete faſt, man werde ein de profundis füe ſeine arme Seele anſtimmen; die Menge veelief ſich aber ruhig, und der Eigenthümer, welcher mit einem Liebhabee der Haut unterhandelt zu haben ſchien, ſchloß ſich uns am Ausgange des Dorfes an.

„Die Herrn gehen nach Novi? — weede ſie begleiten. War ein ſchönes Thier, mein Schimmel, nicht wahr?“ — „Ziemlich alt und abgejagt,“ ſagte mein Begleitee. — „Bah, höchſtens zehn Jahre und lebhaft wie eine Luceetola; war hundeet Kael Albert werth — g o l d e n e, verſteht ſich,“ ſezte er mit ſchlauem Seitenblicke hinzu; „aber hin iſt hin — peedita irreparabile bisogna soffrir con pazienza. Das edle Thier iſt im Dienſte der Eiſenbahngeſellſchaft gefallen und dieſe muß mir den Verluſt eeſetzen.“ — „Der Herr iſt Ingenieur?“ — „Zu dienen, Here; habe in England und Belgien peaktiſche Studien gemacht, und es ſoll nicht meine Schuld ſeyn, wenn die Eiſenbahn von Genua nach dem Lago maggiore nicht die ſchönſte in Europa wird. Die Herrn müſſen das Terrain ſehen, um zu begreifen, welches Genie dazu gehört, von Genua auf die Höhe des Apennins und von dee Höhe durch das Thal der Scrivia nach Novi zu kommen; eine foetgeſezte Schlangenlinie — die Linie dee Schönheit, wiſſen die Heern. Nur der Kenner macht ſich eine Idee von den Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben. In Belgien baut man eine Eiſenbahn mit dem Gelde, welches hier nue die Voearbeiten koſten.“

„Dann werden die Actienbeſitzer ſchlechte Geſchäfte machen?“ — „Schlechte Geſchäfte? Die Bahn wird fünfzehn bis zwanzig vom Hundert abwerfen. Bedenken die Herrn, eine Bahn, welche Genua mit Mailand und Venedig eineeſeits, anderereits mit Tuein, Geenoble, Lyon und Paris verbindet und endlich, die Schweiz duechſchneidend, in das Heez von Deutſchland führt — eine ſolche Bahn hat ihees Gleichen nicht in Europa, und wee hundert Actien hat, kann, ſobald ſie beſaheen wird, wie ein Fürſt von ſeinen Renten leben.

Digitized by Google

Genova la superba wird wieder werden was ſie war, die Beherrſcherin der Meere, die Königin des Handels; die Küſten von Amerika werden ihr die eine, und die Küſten von Aſien die andere Hand küſſen, und Afrika wird ſich demüthig zu ihren Füßen ſchmiegen; Livorno und Trieſt werden in ihr ehematiges Nichts zurückkehren und Karl Albert, für deſſen ſchwachen Kopf die ſardiniſche Krone viel zu ſchwer iſt, wird zulezt um eine Anſtellung bei der Eiſenbahn nachſuchen."

Der Burſche, der all dieß ſehr ernſtlich meinte und ſeine Worte mit den lebhafteſten Geſtikulationen begleitete, ergözte uns ungemein und wir ſuchten ihn in Athem und bei guter Laune zu erhalten, indem wir nur von Zeit zu Zeit eine Art Stichwort hinwarfen, über das er ſogleich herfiel, um es in ſeiner Weiſe zu „ſpiegiren."

Die große lombardiſche Ebene, in welcher wir jezt ſeit acht Tagen umhergewandelt und deren Reize und Launen wir hinreichend kennen gelernt hatten, ſchloß ſich jezt und die Vorälte der Gebirgsmaſſen der Bocchetta, des Gipfelpunktes der genueſiſchen Apenninen, ſtreckten uns ihre grünumrankten Ausläufer entgegen. Links von der Straße ſenkte ſich die Gegend zu einem fruchtbaren Thalgrunde, welcher jenſeits von friſchgrünen Waldhöhen begrenzt war, und weiter nach Südweſten ließen die auf ſchroffen Bergvorſprüngen erbauten Kapellen und Kirchen auf die Nähe einer Stadt ſchließen.

„Wir können nicht mehr fern von Novi ſeyn?" — „Noch eine kleine halbe Stunde und wir ſind am Ziele." — „Eine ſchöne Stadt?" — „Wäre Genua nicht ſo nahe, würde ich ſagen, Novi ſey ein Wunder von Schönheit; ſo aber kann ich nur behaupten, daß es eine ſehr ſchönr Stadt iſt. Sechzehntauſend Einwohner.—" — „Unſer Handbuch ſchneidet davon ein gutes Drittheil ab." — „Ach, dieſe Handbücher ſind jammervoll und lügen wie Zeitungen. Wollte nicht neulich der Turiner Bote die Koſtenanſchläge unſerer Vorarbeiten bekritteln und uns auch ein „gutes Drittheil" abſchneiden? Glauben Sie mir ſicherlich, Novi hat im Herbſt weit über ſechzehntauſend Einwohner, denn es wimmelt dann von Genueſern, welche in dieſer geſunden Gegend die rothen Wangen und kräftigen Muskeln und Nerven wieder ſuchen, um die ſie das Leben in der übervölkerten und luxuriöſen Stadt gebracht hat."

„Nach der Stille, welche rings um uns herrſcht, ſollte man glauben, wir ſeyen noch viele Meilen von Novi entfernt. Eben läßt ſich der erſte Froſch hören, um das Schweigen der Gegend zu unterbrechen." — „Hören die Herrn aber auch, welch eine Stimme? Welcher Wohllaut, welche Kraft, welches Metall! Wahrhaftig, ein italieniſcher Froſch ſingt, die der andern Länder quacken. Ein italieniſcher Froſch hat mehr Metall in ſeiner Stimme als der erſte franzöſiſche Opernſänger. Wir haben Fröſche hier, die in dem Opernhauſe zu London Furore machen würden, beſonders im Frühjahr, wo ihr Geſang all die Weichheit, Rundung und Zärtlichkeit entfaltet, welche eine verliebte Arie fordert. Mit unſern Hahnen verhält es ſich eben ſo. Die Herrn werden gewiß ſchon Gelegenheit gehabt haben, einen italieniſchen Hahn zu ſehen und zu hören. Nicht nur iſt er größer, ſchöner gefiedert und in ſeiner Haltung ſtatticher und ſtolzer als die Hahnen anderer Länder, ſondern ſeine Stimme iſt glockenrein, umfangreich und ausdrucksvoll im höchſten Grade. Einen tüchtigen Hahn hört man bei uns auf vier Meilen, und wenn Italien einmal einig darüber iſt, die Oeſterreicher aus der Lombardei zu verjagen, brauchen wir keine Sturmglocken, keine Signalfeuer, keine Lärmhörner, um uns zu ſammeln; wir laſſen bloß unſere Hahnen ſingen, treten zuſammen, und in drei Tagen iſt unſer ſchönes Land von dem verhaßten Drucke befreit."

„Wenn wir dieß glauben ſollen, müßt ihr eure Hahnen erſt eſſen, dann aber können ſie euch ſchwerlich zuſammen ſingen," ſagte mein Freund ärgerlich. Der Italiener hatte die ſpitze Bemerlung * nicht gehört oder nicht hören wollen, denn er rief raſch: „Sehen die Herrn — dort liegt Novi!"

Die lezten Strahlen der Sonne umblizten augenblendend die Spizen der Kirchthürme, und nach zehn Minuten hatten wir die ärmliche Vorſtadt durchwandert und traten in die belebten Räume der ſogenannten „alten Poſt" ein.

(Schluß des erſten Artikels.)

* Das italieniſche Sprüchwort ſagt nämlich: Chi mangia merga di gallo, diventa indovina senza fallo.

Aus den Alpen.

(Fortſezung.)

Jeder Ruck einer ſolchen Blockmaſſe, jede geringſte Bewegung eines ſolchen Felſenkopfes, jede Dehnung eines ſolchen Riſſes iſt dann ſchon von Zerſtörungen und Schrecken begleitet. Es trennen ſich dabei Erdmaſſen und Steine los, welche Wälder und Felder verwüſtend in die Tiefe fallen und den Thalbewohnern von den ſchlimmeren Ereigniſſen, die noch bevorſtehen, warnende Botſchaft bringen.

Oft ziehen ſich ſolche Präludien durch Jahrhunderte hin. Ehemals nahm die Welt außer den zunächſt Betheiligten wenig Notiz davon, und ganze

Thalſchaften und Städte wueden dann plötzlich wie Heeculanum und Pempeji verſchüttet, ohne daß die geringſten Vorkehrungen geleoffen waren. — In unſeree Zeit aber, wo die chriſtliche Menſchheit zu einer einzigen großen Familie verſchmolzeu iſt und wo tauſend Augen und Zungen alles Böſe und Gute betrachten und beſprechen, hat ganz Europa an der Noth und Angſt eines buech einen Bergſturz bedrohten Alpendorfes (Felsbergs) Theil genommen.

Ja zuweilen hat ſchon die bloße Frage, ob wohl einmal dieſer oder jener Berg zu wanken und zu ſtürzen beginnen könne, ſelbſt wenn die Natue eine ſolche Tendenz noch nirgends angekündigt hatte (ob z. B. dee Mythen bei Schwyz recht feſt gebaut ſey, odee ob er auf einer morſchen Grundlage ruhe?), eine bedeutende Aufregung im Lande und vielfache Diskuſſionen und Streitſchelſten untee den Geognoſten und Bergkundigen veeanlaßt.

Die Natue iſt langſam in allen ihren Vorbereitungen zu den ſcheecklichen Phänomenen, die ſie uns ſchickt; ſelbſt die Gewitter, die ſich üdee unſern Häupteen ſammeln, haben weiteeichende Ueſachen und Veranlaſſungen. Dagegen iſt ſie meiſt wild und plötzilch in den endlichen Ausbeüchen dee lange veehaltenen Wuth. Nachdem alle Stredepfeilee allmähliz unterſpült, alle Spalten und Klüfte hineeichend geweitet, die Unteriagen vollkommen verwitteet ſind, dann gehört nur ein geringer Anlaß, oft nue ein mehrtägigee Regen dazu, um das Ganze zuſammenſtüezen zu laſſen. Dle lockern Maſſen ſchwängern ſich dann mit Waſſer und bekommen das Uebeegewicht, dle Unterlagen weeden ſchlüpfrig und die lezten Säulen werden von den Regendächen weggeſpült. Dle Hirten und Jäger melden dann ſchon den Tag zuvoe in's Thal hinab, daß ſich bedenkliche Spalten an dem Berge geöffuet, daß einzelne Steine auf unerllärliche Weiſe in Bewegung gerathen, und daß ſie unterirdiſches Donnergeräuſch, als ſtürze die Erde in ſich ſelbee zuſammen, vernommen haben.

Die Thaldewohner teöſten ſich wohi mit der Hoffnung, daß ſich noch einmal Alles wieder beruhigen möge, daß die Felſen noch einmal für einige Jahrzehnte ſich wieder feſtſetzen und erſt auf ihre Nachkommen heradfallen weeden. — Allein dle Zeit hat ſich erfüllt; ſie ſind ſelbee die Auserwählten, die unter Trümmern und Graus zu Grunde gehen ſollen. Andern Tags fängt es allſeitig an zu krachen nnd zu beauſen. Dle Sonne und der Himmel werden verfinſtert von Dunſt und Staud, die Erde erdebt, kehrt das unteeſte zu oberſt, und die kleine Welt der Thalſchaft veeſinkt iu den Schooß dee Uemutter Erde.

Weil natüelich kein Beobachtee ſich in die Nähe eines ſolchen Phänemens hinanwagen kann, ſo wiſſen wir zwar nicht genau, wie es dabei herzugehen pflegt, doch lehrt der Anblick der wieder zur Ruhe gekommeuen Maſſen folgendes: Da alle Felsarten von Haus aus von einee Menge Spalten durchzogen ſind, und da auch keine Felsaet eine ſo zähe Cohäſion hat, daß ſie einen langen Abhang herunter rollen könnte, ohne unterwegs in Trümmer zu zerfallen, ſo iſt ein einziges geoßes und ganzes Bergſtück, das gleich der abgeriſſenen Hälfte des ſogenannten geſpeengten Thurmes auf dem Heidelberger Schloſſe in's Thal heradläme, etwas, was in den Gebirgen gar nicht voelommt. Der Hauptſache ſtellen ſich die ſogenannten Beegſtürze in den Alpeu als vergrößerte Trümmer- und Geröllſtröme dar. Von dem Gipfel, wo der Beeg abbrach, ſieht man einen mit Trümmeen bedeckten Streifen, dee an Beeite zunimmt, in's Thal ſich hinabziehen. Nue ſind viele tauſende dieſer Blöcke groß wie Häuſer, und unten iſt der Streifen oft eine Stuude breit.

(Fortſeßung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

Guizot.

Als unſere Stadt dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt war, aber keinerlei Antheil am rein franzöſiſchen Glanz dieſer Zeit hatte, ſtudirte ein junger Mann aus Nimes auf der Akademie, der ſich unter ſeinen luſtigen Landsleuten aus dem Süden durch Ernſt, Fleiß und Strenge, faſt puritaniſche Sitte auszeichnete, daher nicht nur von den Profeſſoren, ſondern auch in andern ausgezeichneten Familien gern geſehen wurde. Der junge Mann mit dunkeln, tiefblickenden ſüdlichen Augen hieß Guizot, und es leben hier Viele, die ſich ſeiner gar wohl erinnern. Sein ganz eigenthümlicher, ſtrenger, von jugendlicher Anmuth und Luſt entfernter Sinn wendete ſich mit beſondrer Liebe zu Genfs Geſchichte und Verfaſſung vor der franzöſiſchen Occupation und zu deſſelben republikaniſchen Charakteren, die in ihrer Größe, Strenge, Redlichkeit nnd Einfalt an Roms beſte Zeit erinnern. Reduſius, Berthelier, Servet, Calvin, Froment, Th. de Bèze, die Männer der Escalade, der Syndikus Tronchin und manche Andere wurden ſeine Lieblingr. Wiewohl Franzos und der glän-

zenden Kaiserzeit angehörend, hing er weit mehr an dem in seinem Wesen noch immer stark republikanischen Genf und an England. Was er später in Paris als Lehrer der Staatswissenschaften, als Gründer des Doktrinarismus und als Staatsminister geworden ist, dazu hat er den reinen, sichern und festen Grund in Genf gelegt. Wer kennt nicht seine spätere, wahrhaft großartige Geschichte als Minister und seine Flucht über den Kanal nach der Pariser Windsbraut im Februar 1848?

Den Genfer mit seinem strengen Halten an Recht, Sitte und Ordnung, als allein sichere Basis der Republik und der Freiheit überhaupt, finden wir auch wieder in seiner neuesten Schrift de la Démocratie en France. Darin zeigt sich von neuem der Freund seiner doktrinären Genossen Dumont, Rossi und de Broglie, die in mehr als einer Beziehung Genf angehören. Es ist nicht zu läugnen, unser Canton ist seit 1814 der Schweiz und ganz Europa im besonnenen demokratischen System vorausgegangen und darum konnte auch in ihm die Politik des Doktrinarismus entstehen, der sich darstellt als die einzig wirkliche, wahre, mögliche und ausführbare Freiheit, die sich auf Englands merkwürdiges Beispiel gründet. In Guizots Schrift über die Demokratie finden wir auch seine ganze in Genf entwickelte und gereifte Persönlichkeit wieder: Einfalt, Erhabenheit, ernstes Studium, ohne Rücksicht auf die Leidenschaften des Tags, warme Liebe für alles Gute und Wahre, lebendiges Gefühl für Wahrheit, Festigkeit ohne Stolz, freundlichen Sinn ohne Schwäche. So sagt er in der Vorrede: „Ich hoffe, man wird nichts in dieser Schrift finden, was auf meine persönliche Lage hindeutet, oder sie ausdrückt. Wer sich in einer so großen Zeit nicht selbst vergäße, verdiente auf immer vergessen zu werden.“ Kann dieß Einer von unsern heutigen Staatsmännern in Genf von sich sagen? Bei ihnen ist im Gegentheil alles persönlich, und zwar grad persönlich. — „Woher kommt das Uebel? Davon, daß in der Regierung das Ungleichartigste zusammengefügt ist, Wahres und Falsches, Ehrliches und Unehrliches, Mögliches und Chimäeisches, Heilsames und Unglückbringendes. Dieß trübe Chaos birgt sich unter dem weithin schallenden, verführerischen Namen Demokratie, ein Wort, dessen Herrschaft so groß ist, daß keine politische Partei bestehen zu können glaubt, wenn sie es nicht mit großen Buchstaben auf ihrer Fahne trägt. Es bedeutet aber nur Entfesselung der ganzen menschlichen Natur nach allen Richtungen, in allen Verhältnissen, Tiefen und Höhen der Gesellschaft, es bedeutet den Kampf ihrer guten und schlechten Eigenschaften im Schaffen und Zerstören.“ — Im Kapitel II heißt es: „Demokraten und Socialisten bekümmern sich nicht um diesen Kampf, der ihrer Meinung nach nur zum Guten führen kann. Sie verkennen die menschliche Natur und läugnen Gott. Es liegt unglaubliche Verkennung oder Unkenntniß der ganzen menschlichen Natur darin, wenn man glaubt, der seiner Freiheit ganz überlassene Mensch wende sich zum Guten. Die wesentliche Bestimmung, die erste Pflicht jeder Regierung besteht darin, nicht allein dem Uebel, wenn es ausgebrochen ist, sondern auch den aus der Unordnung hervorgehenden Gedanken, Gelüsten und Leidenschaften zu widerstehen und entgegenzuarbeiten. — Die traurigste Nothwendigkeit der demokratischen Regierungen besteht darin, daß sie die Pflicht haben, aller Unordnung entgegenzuarbeiten, daß aber ihre Anhänger streng von ihnen fordern, sie sollen allen Ursachen der Unordnung gefällig schmeicheln. Man verlangt von ihnen, sie sollen das Uebel unterdrücken, wenn es zum Ausbruch kommt, sie sollen aber den Urhebern Weihrauch streuen, so lange sie über der Ungesetzlichkeit und Unordnung brüten.“

(Schluß folgt.)

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Revolution und die Literatur.

Es ist eine der Revolution von 1848 eigenthümliche, aber keineswegs sie ehrende Erscheinung, daß sie mit erschreckender Schnelligkeit und mit einem gewissen Anfluge von Schadenfreude alle der Kunst und Wissenschaft errichteten Altäre umstürzte und die freundlich süßen Flammen auslöschte, die so lange der Menschheit geleuchtet hatten. Die Herrschaft der Demokratie, im März auf den Thron gehoben, wollte und will noch nicht zugeben, daß zu wahrer Völkerfreiheit das Gedeihen der Wissenschaften, das Blühen der Künste nöthig sey. Diese stürmischen Weltverbesserer leben der Ansicht, Glück bringe einzig und allein der politische Radikalismus, der so ziemlich gleichbedeutend ist mit hohler Phrase, vielem Bombast, oberflächlichster Scheinbildung und Mangel an echter Humanität. Es ist nicht zu läugnen, daß sich mit solchen Ansichten eine gewisse Zeit Lärm, sogar Aufsehen machen läßt, der Bildung, ohne welche die politische Freiheit nur ein verheerender Feuerbrand, keine wohlthätig erwärmende und leuchtende Flamme wäre, wird damit auch nicht die kleinste Kapelle erbaut. — Alle Revolutionen verursachen Störungen im Handel und Wandel, im öffentlichen und socialen Leben, in allen Beschäftigungen, der Fall aber, daß ein politischer Weltbrand mit einemmale andauernd alles wissenschaftliche und künstlerische Bilden lähmte, steht in der Kulturgeschichte der neuern Zeit wohl vereinzelt da. Fast ist ein Jahr verflossen seit Louis Philipps Vertreibung und noch immer lastet ein drückendes Joch auf Literatur und Kunst. Der schlimmste Censurzwang hat nie den fünfzigsten Theil so viel geschadet, als die Theilnahmlosigkeit des Publikums, die mit dem Ausbruch der Revolution alle Stämme und Völkerschaften gleichmäßig ergriffen zu haben scheint. Das Gut der Preßfreiheit ist uns daher bis jetzt so ziemlich ein todter Schatz geblieben, denn den Gebrauch, welchen die Tagespresse von derselben bisher gemacht hat, kann ich keinen glücklichen nennen. Er hat wenig genützt und viel geschadet, das Volk nicht gebildet, sondern dieß aufgehetzt und neuerrt. So fristete sich denn bisher der Buchhandel, für Sachsen und speciell für Leipzig ein so wichtiger Erwerbszweig, kümmerlich durch die schalsten aller Literaturprodukte, die Broschürenliteratur, und noch, scheint es, will ein erhebliches Umschwung nicht eintreten. Was etwa von Büchern erscheint, sind „vormärzliche“ Arbeiten, die dieß ans Tageslicht treten, weil etwa gegenseitig eingegangene Verbindlichkeiten es heischen. Nachmärzliche Bücher gibt es noch nicht und wird es allem Vermuthen nach noch geraume Zeit nicht geben, weil Autoren und Verleger gleich ängstlich sind und eigentlich nicht recht wissen, was sie dem erschlafften Publikum bieten sollen, um es wieder anzulocken. Die Politik erledigt sich in den zahllos erscheinenden Tagblätteen aller Farben, und wer Politik als Geschäft treibt, was leider sehr viele Unbemittelte thun, der kann sich an radikalen und ultraradikalen, an demokratischen und monarchischen Zeitungen die Augen blind lesen. Die eigentliche Produktion findet kein Publikum und entbehrt noch des Bedens, auf dem sie fußen kann, denn die Märzstürme haben die alte Basis dieses Literaturzweiges fast gänzlich umgestürzt. Der Poet wird noch lange Zeit brauchen, ehe er sich in sich selbst fassen, die Zeitbegebenheiten objektiv betrachten und sie im dichterischen Gebilde der Welt als ein Kunstganzes darbringen kann. Die Wissenschaft endlich ruht, weil kein Mensch Zeit hat oder zu haben glaubt, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen abzugeben. Unter diesen Umständen ist es wirklich noch ein Wunder, daß einzelne nicht rein politische Zeitungen sich doch noch halten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 32. Dienſtag den 6. Febeuar 1849.

— Quod medicorum est,
Promittunt medici, tractant fabrilia fabri.
Horat:

Das Londoner Adreßbuch.

Es gibt mehe als ein Londouer Adeeßbuch, und ich ſchäme mich nicht des Geſtändniſſes, daß das, wovou ſeit vierzehn Tagen ein Eeemplar voe mir liegt, nicht das faſhionable Court-guide book, ſondern das gemeine Post-office London Directoey für 1849 iſt. Bei einem praktiſchen Menſchen wie ich eekläet ſich das von ſelbſt. Lezteres enthält Alles was erſteres, aber nicht umgekehrt. So nützlich und wichtig es indeſſen ſeyn mag, es iſt ein handdickes, und obgleich ſchaef und deutlich, doch gewaltig klein gedrucktes Buch in geoß Octav, und das engliſche Sprüchwort ſagt mit Recht, „ſo teocken wie ein Adreßbuch.“ So ließ ich es geraume Zeit underührt liegen, abee eines Morgens, da ich ungewöhnlich gut gelaunt wae, nahm ich das langweilige Ding auf und las es wirklich, wenigſtens einige Partien deſſelben, und dieſe ſo andächtig, ein Blatt Papiee neben mir und den geſchäftigen Stift in der Rechten, als gelte es ein wichtiges Conto auszuziehen. Und es iſt ein Conto geworden, das jenes engliſche Sprüchwort Lügen ſtraft. Liteeatue, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staatsbeamte, Hoſchargen und Schornſteinfeger ſtehen nebſt vielen andern in Zahlen vor mie. Meine gute Laune zu erhalten, beſcheänke ich mich indeſſen für heute auf den Theil des Buchs, dee the Trades' Directory heißt, eine Claſſifikation dee veeſchiedenen Geweede mit Angabe dee Namen und Wohnungen deree, die ſie treiben.

Mein Auszug beginnt durch eine Zeonie des Zufalls mit ſolchen, welche von den Defekten des menſchlichen Körpers leben, wobei abee alle Aeſte und Zweige der edeln Heillunde außer Betracht geblieben ſind. Den Reihen eröffnen die Verfertiger künſtlicher Augen. Wer das Unglück hat, beide Augen zu veelieren, übt wohl nie den grauſamen Luxus, ſich falſche einſetzen zu laſſen. Die Kundſchaft beſcheänkt ſich alſo auf die Einäugigen. Da aber auch von dieſen ſelten falſche oder Glasaugen getragen weeden, übereaſchte es mich, drei Veefeetiger eines Artikels zu finden, von welchem meines Erachtens kaum einer ſich ernähren konnte. Aber ich Kurzſichtiger! bedürfen denn dioß Menſchen künſtliche Augen? nicht auch ausgeſtopfte Thiere? Zwei der fraglichen Künſtler empfehlen ſich insbeſondere für lezteee mit „wundeebar glänzenden, teeu und zum Veewechſeln ähnlich der Natue nachgebildeten Augen.“ Seit dieſem Aufſchluſſe zweifle ich nicht, daß das Gewerde die Trias anſtändig nähet. Wer aber zudem vorausſezt, daß die Verfertigee künſtliche Augen noch andeees verfertigen, der hätte vielleicht Recht für den Continent, für Frankreich und Deutſchland, aber nicht für England, für London. Der Mann, der in London die Haare ſchneidet, ſchneidet nue eben die Haare und friſiet; in Paeis nimmt er zugleich den Bart ab, iſt Haarkeäusler und Baebier in Einer Perſon. In London beſchäftigt das zwei Menſchen. Dieſee Unteeſchied, dieſe ſchaefe Theilung der Arbeit geht durch alle Gewerde und muß deßhalb auch bei den weitee folgenden Ziffeen im Gedächtniſſe behalten werden.

In Wien und Berlin, in Dresden und München ſind die Leute, welche feine Meſſer und chieurgiſche Inſtrumente arbeiten, dieſelben, welche die Stellvertreter der von der Kugel auf dem Schlachtfelde oder von der Säge des Wundarztes abgenommenen Arme,

Digitized by Google

Beine und Hände liefern. In London iſt dem nicht ſo. Die Lieferanten künſtlicher Glieder kümmern ſich gar nichts um die Fabrikation von Sägen, Meſſern und Lancetten; ihr ganzer Fleiß gehört der Anfertigung und Vervollkommnung jener ſinnreichen Mechanismen. Das Adreßbuch weiſt ihrer vierzehn nach. Doppelt ſo groß iſt die Zahl der Perrückenmacher. „Lieber keinen Fuß, keine Hand, keine Arme," ſagt das Programm des Einen und denken Alle," als ohne die unentbehrlichſte Zierde des Menſchen, »a fine head of hair.« Ihre Kunſt bedeckt jedoch nicht die Kahlen allein. Während dieſe der Welt nach Möglichkeit glauben machen wollen, daß des Künſtlers Erzeugniß eigenes Gewächs ſey, und die approximative Täuſchung mit Gold aufwiegen, freuen ſich Andere und brüſten ſich mit der Nothwendigkeit, falſches Haar zu tragen. Das ſind die Richter und Advokaten in ihren Alongeperrücken, und auf dieſe allein iſt der ächte brittiſche Perrückenmacher ſtolz. That's the thing, meint er, und wenn er Touren und ähnliche Lumpereien macht, ſo geſchieht es bloß, weil es einmal in ſeine Profeſſion einſchlägt und nicht alle Menſchen Alongeperrücken tragen wollen und dürfen. Auffallend iſt es, daß in London ein einziger wig-spring-maker, ein einziger Fabrikant der zu den Perrücken erforderlichen Springfedern leben ſoll. Vielleicht erklärt es ſich daraus, daß Birmingham und Sheffield Fabriken dieſes Artikels haben und der höhere Londoner Tagelohn die Concurrenz drückt.

Wie viel häufiger als die eben genannten Mangelhaftigkeiten die Zahndefekte ſind, beweiſen die 173 practitioners of dentistry. Leute, die weder Zahnärzte ſind noch Zahngebiſſe fertigen, ſondern nur die einzelnen Theile derſelben, der Eine die Zähne, der Andere die Platten, ein Dritter die Gelenke, während das Zuſammenſetzen Sache der Dentiſten iſt. — So ſchnell auch im Allgemeinen die Londoner gehen, ſo bedürfen ſie doch, beſſer geſagt vielleicht, um ſo ſchneller gehen zu können, bedürfen ſie neun Hühneraugenoperateurs, die ſich insgeſammt Europediſten nennen. Für Verbeſſerung ihrer Seh- und Gehörwerkzeuge ſorgen ſieben Auriſten und eilf Okuliſten. Von wie vielen Aerzten, Chirurgen und Praktikanten, Apothekern, Chemikern und Droguiſten all die andern Uebel, welche des Menſchen Erbtheil ſind, behandelt und mißhandelt werden, das zu berichten erheiſchte einen eigenen Aufſatz.

(Schluß folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Da der ganze Marſch auf dem Abhange herunter zuweilen zwei Stunden Weges lang war, ſo kann man ſich denken, daß beim Zerſplittern und gegenſeitigen Anſtoßen der Steine eine bedeutende Menge von Wärme und Feuer entwickelt werden mußte. Funken und Flammen ſchlagen überall hervor, und fallen ſolche Ereigniſſe in die Nacht, ſo glaubt man einen leuchtenden Lavaſtrom zu ſehen. Am Tage bringen der aufwirbelnde Felsſtaub und der Rauch von den verbrannten Geſtrüppen und Sträuchern denſelben Anblick zu wege.

Im Ganzen liegt dann in einem ſolchen Bergbruche Block an Block. An den Seiten ſind ſie vereinzelter geſäet, in der Mitte dichter; hie und da aber ſcheinen die Maſſen ſich überſchlagen oder unregelmäßige Sätze gemacht zu haben; denn mitten in dieſer Wüſte trifft man auf kleine freie Oaſen, die ebene grünende Wieſen zeigen, auf denen uralte Bäume unverſehrt wurzeln, die kein Block berührt hat, indem ſie alle in Maſſe, in hohen Sprüngen darüber hinweggeſetzt haben. Zuweilen entziehen ſich die Urſachen ſolcher Bewegungen aller Berechnung. Einzelne Felſen werden in dieſem Gedränge da, wo beſondere Umſtände zuſammentreffen, zuweilen mit ſolcher Kraft beflügelt, daß ſie weit zur Seite hinausſpringen und irgendwo auf einer Wieſe des Thalgrundes gleich Pfeilen in den Boden fahren. Man ſieht ſie da noch jetzt mitten im Blumenteppiche ſtecken. Die Hirten und Ziegen finden nun Ruhe und Schutz im Schatten dieſer einſt ſo gefährlichen Geſchoſſe. Es gibt einige ſolche in den Thalgrund gleich umgekehrten Thürmen eingebohrte Felſen, die bei den Malern berühmt ſind und ihnen Gelegenheit zu manchem hübſchen Farbengedicht gegeben haben.

Es kann in der Natur nirgends eine Störung eintreten, ohne daß dadurch nicht auch andere entfernte Zuſtände betroffen würden. Es geht daher faſt überall wie bei der Lawine, wo der Regen eine Maſſe Schnee, der Schnee einen Felsblock, der Felsblock einen Baum zum Sturze bringt, und dieſer Baum endlich einen armen Wanderer erſchlägt. — Die in zweiter Linie begleitenden und veranlaßten Phänomene ſind meiſt eben ſo ſchlimm, als das Hauptereigniß ſelbſt. So bei den Bergſtürzen die Schlammergüſſe und Ueberſchwemmungen. Die vom Regen erweichten Erdſchichten werden dabei aufgeriſſen und ſtrömen mit den Wildbächen vermiſcht als breite Schlammmaſſe über die Alpen und Berggelände weg. Zuweilen ſtocken dann ſolche Schlammmaſſen auf freien Plätzen zwiſchen den ummauernden Blöcken. Ein aus ſeinem Bette

Digitized by Google

geschleuderter Bachesaem verliert sich mit seinen Gewässern darin, und so entstehen dann Sümpfe, wie man sie fast bei allen Resten von Bergstürzen beobachtet. — In der Tiefe trifft die Trümmermasse gewöhnlich auf legend einen See oder Fluß, den sie zum Theil ausfüllt und aufstaut, und weitreichende Ueberschwemmungen sind daher die gewöhnlichen Begleiter der Bergstürze. Flüsse werden in tiefe Wasserbecken verwandelt, diese bahnen sich allmählig wieder einen Weg durch den vorliegenden Trümmerdamm, und richten dann meistens gräßliche Verwüstungen in den untern Thälern an. So haben sich denn zuweilen solche Bergstürze auf langen Strecken, viele Meilen weit unterhalb fühlbar gemacht. — Fällt die ganze Schuttmasse auf einmal in einen See, so wird dieser in gewaltige Aufregung versezt. Ein haushoher Flutberg erhebt sich, wandert mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers hin und zerstört an den Ufern zerplatzend ganze Dorfschaften und Städte. Sowohl beim Goldauer Bergsturz, als bei dem, welcher zur Zeit der Römer am Genfersee stattfand, kam dieß vor.

Die so verschütteten Gegenden werden auf unübersehbare Zeit der Kultur entzogen. Aber nach und nach werden doch wieder Gesäme herbeigeführt; es grünt und sproßt in den engen Räumen zwischen den Blöcken, und die Ziegen des Pan mögen nun da allmählig dürftige Nahrung finden, wo sonst Ceres ihre Mysterien feierte. Hie und da faßt ein Bäumchen Wurzel und mitten in dem Graus wagt es wohl eine Kirsche oder Pflaume mit hellen Blüthenaugen in die Wildniß hinauszuschauen. So mag es geschehen, daß mit der Zeit sich die Zwischenräume wieder füllen, daß sich eine ebene Erddecke über die Köpfe der Felsen hin wiederherstellt, und so neue Ansiedler sich über den Gräbern der alten anbauen, wie bei Herculanum und Pompeji.

So steht ein Theil von Meran in Tirol auf dem Grade des untergegangenen Majas der Römer; so gibt es bei Chiavenna im Gebiete des Comersees eine höchst merkwürdige Blockmasse, die wahrscheinlich auch von einem längst vergessenen Bergsturze herrühret. Es ist dort das Gelände eines benachbarten Berges mit einer sehr tiefen und dichten Schicht von gewaltigen Steinklötzen bis auf den Thalgrund herab bedeckt.

Hie und da kann man in die Räume, welche zwischen den Felsen bleiben, hineinkriechen und entdeckt da lange dunkle Gänge und Klüfte und Blöcke ohne Zahl. Auf der Oberfläche ist diese Blockschicht, auf der man Stunden lang bergansteigen kann, mit einer Moosrinde wie mit einem Tuche überzogen; die Spalten sind dadurch zum Theil ausgefüllt. Zwischendurch haben sich Fußwege gebildet und überall sind Bäume aller Art emporgekeimt, welche die Blöcke mit ihren Wurzeln und Zweigen umschlungen halten. — Unten am Rande auf den platten Köpfen großer Felsstücke haben die Menschen kleine Gehöfte und Wohnungen errichtet, zu denen sie auf Treppen hinaufsteigen. Da es unter der Moosdecke im Geklüfte kühl ist, so hat man hier überall Keller eingerichtet, in denen sich die Getränke frisch erhalten. — Das Ganze möchte ich eher einer cyklopisch aufgehäuften schiefgestellten Blockmauer, als einem Trümmerstrome vergleichen, welcher leztere Ausdruck da passender ist, wo der Abhang ganz allmählig geneigt erscheint.

Solcher Blockgemäuer gibt es überall in den Alpen. Billig sollte man auch für alle die verschiedenen Formen, zu welchen die Blöcke zusammengefallen sind, eigene Namen haben. Es gibt Trümmerströme, Steinriesel, Geröllfelder, Blockdämme, Klotzmauern, Schutthügel und Schuttberge. — Schutthalde ist aber für jede an eine Bergwand sich anlehnende Anhäufung von Felsstücken der gewöhnlichste Ausdruck, und „Steinriesene, Steinrüffene, Murren" sind die in verschiedenen Theilen der Alpen volksthümlichen Benennungen.

In einem folgenden Abschnitt gedenken wir die nationalökonomische Seite der Bergzertrümmerung in's Auge zu fassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Journalistik.

Leipzig hatte zwar niemals Ueberfluß an guten rein literarischen Zeitungen, es verbrauchte deren aber doch eine ansehnliche Menge. Jezt sind davon nur noch geblieben die „Grenzboten," die „Europa," die „Allgemeine Modenzeitung" und die ehemals sehr bedeutende, jezt schon längst gesunkene „Zeitung für die elegante Welt." Die „Grenzboten" sind ein entschieden publicistisches Blatt, und zwar meiner Meinung nach eines der besten, die wir in Deutschland haben. Die Interessen der Literatur, das geistige Leben der Nation, Sitte, Bildung und Kunst finden in der „Europa" ein bescheidenes Asyl. Diejenigen, denen es noch Bedürfniß ist, bisweilen den Tönen zu lauschen, die schüchtern die verbannten Musen anschlagen, können hier noch einige erquickende Nahrung finden für Geist, Gemüth und Herz.

Digitized by Google

Ob der Herausgeber mit seiner lobenswerthen Consequenz sich selbst großen Nutzen schafft, ist freilich eine andere Frage, die Ausdauer aber, womit er die Spalten der „Europa“ stets offen hielt für die Genzien, verdient laute Anerkennung. Eingegangen sind der von Herlossohn herausgegebene „Komet,“ die von Robert Heller begründeten „Rosen“ und die „Allgemeine musikalische Zeitung,“ welche fast ein halbes Jahrhundert alle Wechselfälle überdauert hat. Als neu aufgetauchte Blätter, deren Fortbestehen freilich sehr problematisch seyn dürfte, führe ich an „die Wiener Boten, deutsche Wochenschrift für Literatur und Politik.“ Als Herausgeber nennen sich vier Wiener Flüchtlinge, deren jetzt eine Menge hier leben und noch mehrere ab- und zugehen. Die äußere Gewandung hat diese Zeitschrift, deren politische Ansichten noch sehr der Reife bedürfen möchten, den „Grenzboten“ entlehnt, vielleicht, um unter dieser Maske leichter ein Publikum zu finden. Die „Neue Leipziger Zeitung,“ von Dr. Dietzmann, dem Herausgeber der „Modenzeitung,“ redigiet, will einem „längst gefühlten Bedürfnisse“ abhelfen, gibt bloß ganz kurze Meldungen des politisch Wichtigsten und nennt sich Zeitung für „Vielbeschäftigte.“ Endlich hat sich der „Generalanzeiger für Deutschland“ in eine „Sächsische Zeitung“ mit offen ausgesprochener radikaler Richtung verwandelt, die „Leipziger (officielle) Zeitung“ aber hat ein neues Gewand hinsichtlich der Lettern angezogen, womit die Mehrheit ihrer Leser wenig zufrieden ist. Die Redaktion derselben versieht seit Dr. Marbachs Abgang interimistisch Dr. Obst, doch soll die Regierung einen wirklichen Redakteur bereits in petto haben.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Januar.

(Schluß.)

Guizot

Guizot vergleicht die französische Republik mit den vereinigten Staaten Nordamerikas. Dabei bemerkt er sehr richtig, daß diese ihre Republik nicht „democratisch“ heißen. Vor allem thut der soziale Frieden Noth. Frieden zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft; die democratische Republik stößt aber nicht nur alle Mitwirkung der Aristokratie zurück, sondern erklärt ihr sogar offen den Krieg; sie stellt die Democratie oben, die Aristokratie des Verdienstes, der Kenntnisse, der guten und reinen Sitten, des Vermögens und der Geburt ganz unten hin. Auf diese Weise kann kein socialer Frieden zu Stande kommen; er ist unmöglich, wo die individuelle Stellung und Freiheit der Bürger von dem alleinigen Willen und von dem numerischen Uebergewicht des Volks abhängig gemacht werden, wo das Princip des Despotismus mit dem Rechte der Insurrection heerscht. — Weiterhin ist die Rede von den socialen und politischen Elementen Frankreichs und er sucht darzuthun, daß, um diesem Lande den Frieden zurückzugeben, alle diese Elemente berücksichtigt und miteinander versöhnt werden müßten: eine höchst schwierige Aufgabe. Mit großer Klarheit entwickelt er, daß die Macht des Absolutismus revolutionär ist, daß sie der Freiheit aber der Fortdauer des Bestehenden entgegentritt. Er spricht mit gleicher Energie, Tiefe und Wahrheit gegen den Fürstendespotismus, wie gegen die Volksherrschaft und Anarchie. „Es ist ein betrübender und beschämender Anblick, wenn man die Völker betrachtet, wie sie eifrig alle ihre bisherige Freiheit in den Schlund der Anarchie werfen und ihn damit auszufüllen suchen. Es ist niederschlagend und beschämend dieses schnelle, leichtsinnige Aufgeben so vieler schon erworbener und anderer mit so viel Lärm verlangten Rechte. Um bei diesem Anblick nicht an den Menschen und an der Zukunft zu verzweifeln, muß man das Gemüth durch den Blick nach oben stärken, von wo innige, tiefe Ueberzeugung und dauernde Hoffnung kommt.“ Nach Guizots Ueberzeugung wird weder republikanischer noch monarchischer Absolutismus Frankreich retten, sondern immer wird sich dort die Nothwendigkeit constitutioneller Freiheit herausstellen.

Dieses Werk trägt ein merkwürdiges Gepräge. Der Verfasser denkt nicht daran, durch Raisonnements und Schlußfolgen überzeugen zu wollen. Ihm genügen die vielen großartigen Ereignisse unserer Tage zur Unterstützung seiner Ansichten und Meinungen, er glaubt daher aller Demonstration überhoben zu seyn. Um so mächtiger ergreift in seiner Schrift der Ausdruck ernster, tiefer und feierlicher Ueberzeugung. Die meisten Aeußerungen Guizots erscheinen als unwiderlegliche Axiome der Staatswissenschaft, besonders die, welche sich auf die sittlichen Bedingungen des Friedens in Frankreich beziehen, die aber eben so gut auf andere Länder passen. — „Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, die politische Mechanik, das ganze Verfassungs- und Gesetzgebungswesen habe unbedingte, souveräne Gewalt. In dem Staatsleben und in allen socialen Angelegenheiten spielt die menschliche Freiheit eine bedeutende Rolle und zuletzt hängt der Erfolg der Institutionen immer von den Menschen und ihrer Stimmung ab.“ Dieß glaubte Guizot freilich früher nicht, wo er in seinem Werk über die Civilisation Europas den Institutionen an sich und ganz unabhängig vom menschlichen Willen unbedingte Wichtigkeit beilegte und darum Frankreich an die Spitze der europäischen Bildung stellte. „Die neuen Reformatoren der socialen Ordnung nehmen dem Menschen seine würdigste und edelste Erhebung, seine höchste Aussicht und übertreiben dagegen höchlich die Wichtigkeit seiner Bedeutung und Macht. Sie stellen ihn sehr tief, denn sie versprechen ihm alles nur für sein irdisches Leben; da aber glauben sie blindlings an ihn, sie hoffen alles von ihm und für ihn. Pascal sagt: »Si l'homme se vante, je l'abaisse, s'il s'abaisse, je le vante,« treffliche Worte, die man immer wiederholen und zur Anwendung bringen muß. Gewiß verdient der Mensch, daß man ihn achtet und liebt, daß man viel von ihm hofft und daß man viel von ihm fordert. Verkennte Jemand die Natur und Größe seiner Bestimmung, so würde ich mit Pascal zu ihm sagen: »Si l'homme s'abaisse, je le vante.« Denen aber, die den Menschen Weihrauch streuen, die alles von ihnen fordern und erwarten, ihnen auch alles versprechen, denen, die von Dünkel getrieben, die Menschen zum Dünkel treiben, die den Menschen die Beschränktheit seiner Natur, wie die erhabenen, über ihn waltenden Gesetze, und den Schutz und Schirm vergessen machen, den er nie entbehren kann, diesen Dünkelhaften sage ich mit Pascal: »Si l'homme se vante, je l'abaisse.« Aber die neuesten schlagenden, unwiderstehlichen Ereignisse sagen es noch viel lauter als ich.“

Wollten wir nach Contrasten jagen, so könnten wir jetzt auf einen Gegenstand übergehen, der für Viele noch interessanter ist als Guizot und seine Schrift. So aber sagen wir nur, daß ein gewisser A. Payon gegenwärtig bei J. Desèche in Lyon Memoiren der Lola Montez herausgibt, die vielen Genfern höchst fatal seyn müssen, da sie sich alle Mühe geben, den Druck zu hintertreiben. Ob man sie in München gern sehen wird, ist sehr zu bezweifeln. Viele glauben, das Ganze sey eine bloße Spekulation, um Geld zu erpressen. In einem Briefe, in dem sich Payon auf mehrere frühere, unbeantwortet gebliebene bezieht, verlangt er die Ernennung zum Kammerherrn und zehntausend Franken.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortliche Redaktion: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 33. Mittwoch den 7. Februar 1849.

— Rebellion,
Sich ſelber gleich, in niedern ſchnöden Haufen,
Mit Muth verbrämt, geführt von blutger Jugend. — —
Verkehrt in Beinharniſche eure Bücher,
Die Dint' in Blut, in Lanzen eure Federn!

Shakeſpeare.

Aus den Oktobertagen Wiens.

I.

Das Studentencomité.

Die Wiener Oktobertage haben in ihrer Fülle von Naivetät und Verzerrung, Erhabenheit und Komik, Freiheitsdrang und Knechtsſinn kaum ein Gegenſtück in der Geſchichte. Der Eindrücke waren ſo viele, daß die Phantaſie irre wurde und man in dieſem Ineinanderfließen aller Faeden die beſtimmten Bilder zu verlieren in Gefahr geräth, wenn man in der Erinnerung ſich wieder mit den Geſtalten und Scenen jener Tage umgeben will. Solch ungewöhnliche Zeit konnte nur außerordentliche Dinge gebären, und man lernte hier recht die originelle Schöpfungskraft der Geſchichte und den Reichthum der Menſchheit kennen. — Aus dem Tumult von Begebenheiten, die ſich in meiner Erinnerung an dieſe leidenſchaftlichen Tage überſtürzen, will ich einige Bilder und Geſtalten herausgreifen und den Leſern vorführen.

Obenan ſtehe die Aula. — Wenn es wahr iſt, daß Revolutionen meiſt von der Jugend und der Armuth ausgehen, ſo muß man die Aula, in der die Glut der einen und die rückſichtsloſe Umwälzungsluſt der andern vertreten waren, als die wahre Revolutionsküche Wiens betrachten. — Oeſterreich unter Metternich ſchien in politiſcher Beziehung wie erſtarrt, alle politiſche Entwicklung ſtockte, aber durch die Märzrevolution wurde dieſer gewaltige geſchichtliche Strom, deſſen Lauf gehemmt geweſen, plötzlich in Bewegung geſetzt. Im März, wo Oeſterreich erſt ſein freies Staatsleben begann, ſchien dieſes Reich auch endigen zu ſollen. Sämmtliche Theile der Monarchie ſtrebten auseinander, und die Art und Weiſe, wie dieſe verſchiedenartigen Nationalitäten, nachdem einmal die Ketten geſprengt waren, durch ein anderes Band als das der Gewalt zuſammengehalten werden ſollten, war ein Räthſel. Keine Regierungsgewalt machte ſich geltend, keine Behörde beſaß Vertrauen; denn das Volk hatte die Begriffe Unterdrückung und Regierung längſt identificirt. Da richtete ſich der politiſche Inſtinkt des Volks nach der Aula wie nach einem Magnet: die Studentenſchaft hatte dem Volk Liebe bewieſen und Opfer gebracht. Das Volk fühlte, ſo lange die Aula beſtehe, beſtehe die Freiheit. Es mußte einmal eine Körperſchaft da ſeyn, welche dem Volke überall vorausging, und wer weiß, ob nicht nach den Märztagen völlige Anarchie in Oeſterreich ausgebrochen wäre, wenn nicht dieſes blinde Vertrauen des Volks zur Aula beſtanden hätte. Die Aula war gleichſam die Verkörperung des Freiheitsgefühls, das Gewiſſen des Volks. Im blinden Taumel wäre daſſelbe, das voll Mißtrauen war, gewiß in die gräßlichſten Exceſſe verfallen, wenn nicht die Univerſität wie ein Tempel der Freiheit für Alle offen geſtanden hätte. Hieher kamen Alle und holten ſich Rath und Hülfe, und jener Bauer, der einmal zur Univerſität kam und fragte: „ob hier die Herren Studenten ſeyen? er brauche Jemanden, der ſeinen Verwalter todtſchlage," ſprach es aus, wie hoch die Univerſität in der Meinung des Volks ſtand. Bevor nicht ein geordnetes Staatsleben in Oeſterreich angebahnt und die Löſung des Chaos verſucht war, mußte auch die Aula beſtehen. In ſo abnormen Verhältniſſen war eine ſo abnorme Corporation eine Nothwendigkeit.

Der Univerſitätsplatz in Wien war, ſeitdem die Feuer des März dort entzündet worden, ſtets mit Volkshaufen überfüllt. Dort waren die Menſchen zu finden, welche die Revolution geweckt hatte und die nun, vom neuen Geiſt durchzittert, keine Ruhe mehr finden konnten. Weiber und Kindee, Arbeiter und Bürger, die ganze Gemeinde der Revolution ſtand da zu allen Zeiten des Tages, jeder Unzufriedene trug hieher ſeine Unzufriedenheit, jedee Arbeitsloſe eilte auf dieſen Boden, Jeder, der kein Plätzchen in der Geſellſchaft finden konnte, kam auf dieſen Platz. Die Revolution ſelbſt ruhte hier aus und von dieſem Platze erhob ſie wieder ihre gewaltigen Gliedee. Während des Oktobers war hier der Mittelpunkt der revolutionären Bewegung. — Die Univerſität ſteht in der Mitte des Platzes und ringsum befinden ſich die alten Univerſitätsgebäude, die Univerſitätskirche, das ehemalige Convictgebäude und Privathäuſer. Während des Oktobers konnte hier ein Salvator Roſa ſeine Geſtalten ſuchen. Alle Eingänge zur Univerſität und zu den dazu gehörigen Gebäuden waren mit Wachen beſezt. Hier ſteht ein übergegangener Soldat in vollſtändiger Uniform, jedoch ſtatt des verlorenen Tſchako mit einem Filzhut; an einem andern Eingange ſieht man einen Studenten in der Legionsuniform, den eben vorübergehende Mädchen ſcheu und erröthend mit einem rothen Band oder einer Roſe beſchenken; weiterhin ſchildert ein Arbeiter in zerſeztem Gewande, eine koſtbare Büchſe unter dem Arm.

Auf dem Platze ſelbſt trieben ſich die verſchiedenartigſten Leute herum. Bald ſah man Männer mit mittelalterlichen Panzern, Helmen oder eiſernen Hemden, bald lärmte ein Zug lachender Dirnen mit den ſchwerſten Gewehren bewaffnet vorüber; jezt ſprang ein Rudel Knaben herbei, die mit alten, aus dem Zeughaus geholten Hellebarden und Lanzen ſich bewaffnet hatten, und gleich darauf zogen Senſenmänner vorüber. Alte, ſchwarzgelleidete ſentimentale Damen und ihre Töchter, mit Karabinern bewaffnet, miſchten ſich unter tiroliſche Schüzen und Nationalgarden. Polniſche Lanciers zu Pferd, akademiſche Legionäre, Bürgerwehrmänner, Soldaten, Alles bunt durcheinander. Neben der Kirche wurden diejenigen aufgeſtellt, die Waffen empfangen ſollten, und unaufhörlich kamen Wagen mit Gewehren aus dem Zeughaus, und Alt und Jung drängte ſich zur Empfangnahme. Sobald ein Corps vollzählig war, wurde ihm ein Hauptmann gegeben und ſofort von der Treppe des Convictgebäudes herab bei Ueberreichung der Fahne eine kurze begeiſternde Rede gehalten, worauf der Trupp unter Jubelruf ſogleich an den Ort ſeiner Beſtimmung abzog. Zerſtreut auf dem Platze ſtanden Tiſche, an welchen Studenten ſaßen und die Neuangeworbenen einſchrieben. Neben jedem Tiſche war eine Standarte aufgepflanzt, welche den Namen des Corps und die tägliche Löhnung angab. Da las man: „Mobiles Univerſitätscorps 25 kr.," „demokratiſches Freicorps 25 kr.," „Corps d'Elite 30 kr." u. ſ. w. Während dem ſpielte die Univerſitätsbande kriegeriſche, lärmende Weiſen. In einem Winkel war ein Gewölbe, wo Munition ausgetheilt wurde. Viele hatten Zündnadelgewehre und konnten keine Zünder bekommen, Andere ſchrieen umſonſt nach Kapſeln. Nicht ſelten ging durch Unvorſichtigkeit ein Gewehr los, was ſelbſt Todesfälle zur Folge hatte. So ſah ich einmal die Leiche eines jungen Mädchens, das durch einen ſolchen Schuß getroffen worden war, auf einer Bahre davontragen.

(Fortſezung folgt.)

Das Londoner Adreßbuch.

(Schluß.)

Zwei Millionen Menſchen und darüber, die jetzige Vollszahl Londons, wollen täglich eſſen. Einen großen Theil dieſes unabweisbaren Bedürfniſſes beſtreitet — in runden Ziffern — ein Corps von 2500 Bäckern. Dieſe verbrauchen in mäßigem Anſchlag Jahr aus Jahr ein eine Million Quarter Weizen, ungefähr 2,600,000 Berliner Scheffel. Vier Fünftel davon verwandeln ſie in Brod und vertheilen es in Geſtalt von fünfzehn Millionen vierpfündiger Laibe. Für die Tauſende, welche es lieben und im Stande ſind, ihr tägliches Brod mit Butter zu beſtreichen und mit Käſe zu belegen, führen 990 Butterleute jährlich eilftauſend Tonnen Butter und dreizehntauſend Tonnen Käſe ein, die Tonne zu zwanzig Centner oder 2240 Pfund. Niemand kann in England von Brod und Butter reden — es iſt charakteriſtiſch, daß die Deutſchen Butterbrod, die Engländer Brod und Butter ſagen — ohne an Thee zu denken. Deßhalb ſtehe hier gleich die Notiz, daß das Adreßbuch die Namen von 3576 Thee- und Spezereihandlungen nachweiſt. Viele der erſteren verkaufen neben dem Thee auch Zucker, aber keine Zucker ohne Thee. Thee erinnert an Milch, Milch an Kühe, und das Adreßbuch gibt die Namen von 903 anerkannten Kuhhaltern, cow-keepers. wie ſie ehemals hießen; jezt heißen ſie dairy-keepers, welche mit Hülfe eines Heers mehr ſtämmiger als liebenswürdiger welſchee und iriſcher Amazonen acht Millionen Gallonen Milch aufbringen, von denen ſie aber hoffentlich nicht auf's Evangelium ſchwöeen würden, daß es lauter unverfälſchte Milch ſey.

Außer dem Brode verlangen die Londoner zu ihrem Leben auch Fleiſch, Gemüſe, Wein uud dann und wann ein Glas Branntwein. Nach dem Adreß-

buch iſt für alles dieſes beſtens geſorgt: für das Schlachtfleiſch durch 1710 Fleiſchhauermeiſter, unter deren Streichen und Meſſern jährlich an Ochſen, Schafen, Kälbern und Schweinen 1,701,000 Stück fallen, für das Geflügel durch 52 Händler, für Fiſche durch 422 Verkäufer im Großen, deren jährlicher Abſatz auf fünfzehn Millionen Pfund berechnet wird, für Gemüſe und Obſt durch die Thätigkeit von beinahe 1300 green-grocers und fruiterers, für Wein durch 1125 Weinhandlungen und für gebrannte Waſſer durch 11,000 Schenken.

Wegen der beträchtlichen Entfernungen und der weit zerſtreuten Wohnungen einer ausgebreiteten Kundſchaft verſenden die Bäcker und Fleiſcher, die Fiſch- und Gemüſehändler und Andere ihre Waaren auf einſpännigen Karren, welche Whitechapel Carts heißen und deren es nach einer Notiz des Adreßbuchs einige Tauſende gibt. Die Milch dagegen wird ausgetragen, von Männern und Weibern, in luſtig ſpiegelnden zinnernen Kannen mit blanken meſſingenen Zierrathen, die von dem auf den Schultern ruhendem Joche herabhängen. Der Milchhandel, von der Kuh und aus der Pumpe, gilt für ein beſonders einträgliches Gewerbe, und ich habe meinen Milchmann nebſt Frau zweimal im Parterre des italieniſchen Opernhauſes geſehen, ſo gut gekleidet wie das feinſte Paar. Mein Fiſchhändler, deſſen Laden nicht viel größer iſt als ein Schilderhaus, wurde mit fünfhundert Pfund Sterling jährlichen Verdienſtes zur Einkommenſteuer beigezogen und hatte nichts dawider einzuwenden.

Fort mit der verleumderiſchen Behauptung, daß die Frauen größere Putznärrinnen ſeyen als die Männer Kleidernaeren! Das Adreßbuch weiſt aus, daß London 2880 Schneidermeiſter und nur 1080 etablirte Putzmacherinnen zählt, welche leztere, wie bekannt, bei den engliſchen Frauen die Stelle der Frauenſchneider in Deutſchland und Frankreich vertreten. Allerdings beläuft ſich die Zahl der Leinwandhändler und Bandkrämer auf 1400. Schuh- und Stiefelmacher gibt es 2160 und Strumpfhändler 355. Wie niedrig ſtanden dagegen dieſe und alle aufgeführten Ziffern vor 28 Jahren! Ich erſehe dieß aus einem Adreßbuche für 1821, welches ich zum Behuf der Vergleichung von einem Straßenbuchhändler, wie mir ſchien, zu deſſen eigener Verwunderung, käuflich an mich gebracht. Damals gab es 320 Bäckermeiſter, 880 Thee- und Gemüſeläden, 160 Fiſchhändler, 810 Weinhändler, 880 Leinwandhändler und Bandkrämer, 890 Schuh- und Stiefelmacher und 1040 Schneidermeiſter. Könnten dieſe Angaben, gegenüber den jetzigen, für zuverläſſige Nachweiſe des damaligen Londoner Verkehrs gelten, ſo läge der Nutzen alter Adreßbücher auf der Hand.

Von der oben erwähnten ſcharfen Theilung der Arbeit, welche in England herrſcht, oft bei einem einzigen Artikel eine unglaubliche Menge Hände beſchäftigt und neben großer Preiswürdigkeit der Waare unbegreifliche Wohlfeilheit möglich macht, liefert das Adreßbuch merkwürdige Belege. So wirken bei Zuſammenſetzung einer Uhr fünfundzwanzig ſtreng von einander geſchiedene Gewerbe unter der Leitung von 968 Meiſtern, deren jeder eine bald größere, bald kleinere Zahl Gehülfen hat und von denen nur 686 eigentliche Uhrmacher ſind. Das Buch nennt, um bloß einige zu erwähnen, 42 Meiſter, welche Gehäuſe, 15 welche Zifferblätter, 12 welche Gläſer, 10 welche Zeiger, 3 welche Schlüſſel, 46 welche Federn verfertigen. Siebzehn unterſchiedene Gewerbe ſind beim Wagenbau thätig, und ſelbſt zu einem Bettgeſtelle mit Himmel, zu einem engliſchen four post bed, werden neun Gewerbe in Anſpruch genommen. Aber noch überraſchender iſt die Wahrnehmung, welcher Menge Menſchen die Anfertigung ſcheinbar unbedeutender Dinge Brod und nicht ſelten verhältnißmäßigen Wohlſtand gibt. Das Adreßbuch verzeichnet die Namen und Wohnungen von dreißig Meiſtern, welche nebſt ihren Leuten nichts thun als Dachlatten voerichten, von neunzehn Fabrikanten von Schwefel- und Streichhölzern, von fünf Meiſtern, welche ausſchließlich die dazu erforderlichen Büchſen und Schachteln arbeiten, von ſiebzehn Fabrikanten von Glasperlen und ſechsundfünfzig Verfertigern von Tabakspfeifen. Demnächſt finden ſich vierzig Dinten- und fünfundfünfzig Schuhſchwärzefabrikanten, achtzehn Fabrikanten von Druckerſchwärze, drei von Filzunterlagen, vierzehn von Druckerpreſſen, ſechzehn Schriftgießer und zwölf Stereotypgießer. Ferner gibt es neun Meiſter, deren jeder eine andere Art Biaſedälge liefert, und ſechzehn, welche Knochen zu verſchiedenen Zwecken zurüſten. In Concurrenz mit den Fiſchhändlern und Zuckerbäckern, außer denen bisher Niemand mit Eis handelte, beſtehen jezt ſechs große Eisgeſchäfte, deren Inhaber vom Ertrage ſehr gemächlich zu leben ſcheinen. Die hübſchen Londoner Fächer ſind das Produkt von fünf Fächermachern; die Büchſen und Schachteln zu den garſtigen Londoner Pillen werden in neun großartigen Fabriken gedrechſelt, geſchnizt und gepappt, ein Beweis, daß die Engländer koloſſale Pillenſchlucker ſind. Regen- und Sonnenſchirmfabrikanten nennt das Buch 205, Verfertiger von Trau- und Trauerringen acht, dreiundzwanzig Bilderreinigrr, und in nächſter, unziemlicher Zuſammenſtellung zwanzig Hefenhändler.

Unter den ſich dem Publikum anzeigenden Gewerben treten manche ſehr ſonderbar auf. So ſieht man, daß einer der zwei Wanzenvertilger von Profeſſion einen großgedruckten Werth darauf legt, daß er vom

Hofe patroniſirt wird, daß er »exterminator of bugs to Her Majesty« iſt. Vier Männer haben die Ausbeſſerung von Theekannenhenkeln ſich zur Lebensaufgabe gemacht. In zwölf Fabriken wird nichts geſchaffen als Puppen. Endlich ſtehen auf der von mir ausgezogenen Liſte noch vier Porzellankitter, vier Eſelsmilchlieferanten, drei Verfertiger ſilberner Fingerhüte und fünf Verfertigerinnen von Wittwenhauben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Beſchluß.)

Muſik. — Theater. — Malerei.

Die Muſik als eine Kunſt, die für die Mehrzahl ihrer Verehrer mehr in paſſivem Sichhingeben beſteht, hat auch in den trübſten Zeiten immer mehr Chancen für ſich, als die Literatur. Zudem iſt, wie bekannt, die Leipziger Bevölkerung vorzugsweiſe eine muſikfreundliche, für muſikaliſche Genüſſe höchſten Styls im Allgemeinen dankbare. Aus dieſem Grunde vermißt man denn auch in dieſem Winter keinen der gewohnten muſikaliſchen Genüſſe. Die Crême der gebildeten Geſellſchaft, wenn es erlaubt iſt in unſerem demokratiſchen Zeitalter eine ſolche Bezeichnung zu gebrauchen, ſchöpft in dieſen Genüſſen friſchen Athem und vergißt das unerquickliche politiſche Gezänk, und ſo erfreuen ſich nicht allein die Gewandhausconcerte fortwährend frequenten Beſuches, auch die jetzt recht gut beſetzte Oper, eine muſikaliſche Soirée von Clara Schumann, in der wir das noch immer hinreißende Talent der Frau Schröder-Devrient als Liederſängerin bewundern konnten, und die nunmehr wieder eröffneten Quartettunterhaltungen fanden und finden ein eben ſo aufmerkſames als dankbares Publikum. — Unſer Theater hat nach vielen ſchwer durchlebten Tagen endlich in Herrn Wirſing, früher in Magdeburg, einen neuen und, wie es bis jetzt ſcheint, umſichtigen Direktor erhalten. Dr. Schmidt, der es in den letzten vier Jahren leitete, hat ſich ganz zurückgezogen und beabſichtigt künftiges Frühjahr mit ſeiner ganzen Familie nach Nordamerika überzuſiedeln. Am Schluſſe des vergangenen Jahres überraſchte die liebliche Erſcheinung der berühmten Tänzerin Lucille Grahn alle Kunſtfreunde auf das Angenehmſte. Mehr Anmuth, Grazie, Naivetät und geiſtigen Reiz weiß keine ihrer weltbekannten Schweſtern in den Tanz zu legen, als dieſe nordiſche Künſtlerin, und die Kritik hatte vollkommen Recht, wenn ſie die Tänzerin eine „Tochter der Luft“ nannte und ſolchen Tanz für ein poetiſches Kunſtwerk erklärte. Leider trat Lucilie Grahn nur dreimal in ein und demſelben Ballet, „des Malers Traumbild,“ auf, vom Publikum mit den lebhafteſten Beifallsbezeugungen begrüßt und entlaſſen. In den erſten Tagen des neuen Jahres ging ferner Gutzkows „Ottfried“ über unſere Bühne, ohne ſich jedoch großen Beifalls zu erfreuen. Das Stück ward bis jetzt bloß zweimal gegeben. Auch „Raphael Sanzio“ von Wollheim, dem ein guter Ruf vorherging, entzündete nicht die Gemüther, obwohl das Publikum manche Schönheiten der Dichtung tief empfand und ſie bereitwillig anerkannte. Wir wünſchten ſehr Laube's „Prinz Friedrich“ zu ſehen, dem nach dem vierten Akte zu ſchließen, welchen neulich die „Europa“ brachte, ein großer Erfolg wohl kaum fehlen wird. Während der Neujahrsmeſſe, die beiläufig bemerkt beſſer ausgefallen iſt, als man im Allgemeinen erwartet hatte, trat eine Geſellſchaft Araber und Marokkaner einigemale hier auf, die in equilibriſtiſchen Künſten alles überbot, was bisher darin geleiſtet worden iſt, und zwar mit einer Leichtigkeit, Zierlichkeit und Anmuth, die allgemeines Erſtaunen erregte. Auch ein Kaſperlethéater vorzüglicher Art fand großen Beifall und ergötzte Kinder und Erwachſene mit ſeinen luſtigen Tragödien, ſeinen poſſierlichen Schauerſtücken, ſeinen dunkeln Balleten und Opern eine Reihe von Abenden.

Einen erfreulichen Beweis, daß der Sinn für's Schöne in unſerer Bevölkerung noch nicht erloſchen iſt, liefert Pietro del Vecchio's permanente Kunſtausſtellung. Die Zahl der Abonnenten iſt fortwährend im Wachſen, manches gute Bild findet hier einen Käufer, und weil die Maler ſehen, daß ihre Werke hier eine gerechte Würdigung finden, fehlt es nie an neuem Zufluß. Von kürzlich eingegangenen Gemälden hebe ich beſonders hervor Stange's „Freiheitsmorgen Deutſchlands.“ Der Maler führt uns auf eine Kuppe der Tiroler Alpen. Im Vordergrunde pflanzt eine Gruppe tiroler Landleute das deutſche Banner auf und begrüßt die eben aufgehende Sonne, deren belebender Strahl die höchſten Gipfel mit goldenem Licht übergießt, während fern und nah in weitem Umkreiſe auf allen einzelnen Berghöhen hoch lodernde Feuer den anbrechenden Morgen der Freiheit verkündigen. Das Bild iſt brav gemalt und ſinnig entworfen; es wäre nur zu wünſchen, daß wir in recht kurzer Zeit den Tag der Freiheit und Einheit des deutſchen Vaterlandes wirklich mit jubelndem Herzen begrüßen könnten. Ein anderes Gemälde von Profeſſor Hübner in Dresden, „das goldene Zeitalter,“ macht in unſerer nichts weniger als goldenen und harmloſen Zeit durch die idylliſche Unſchuldswelt, die es darſtellt, einen wahrhaft erquickenden Eindruck. Vier oder fünf Knaben, in anſprechendſter Gruppirung unter üppigem Weinlaub gelagert, verſinnbildlichen reizend ein paradieſiſches Leben, das ſich um nichts kümmert, dem ſchuldloſer Genuß der Gebengüter, wie ſie ein glücklicher Himmel ſeinen Lieblingen in reichſtem Maße gewährt, das Ziel aller Wünſche iſt. Vorzüglich gelungen ſind die ausdrucksvollen Köpfe der Knaben, namentlich der eines liegenden Flötenſpielers, dem man es anſieht, daß er alle Tage von früh bis Abend die Engel ſingen hört. Der Hintergrund zeigt blaue Meeresflut und ein ſteiles duftiges Vorgebirg, das frappante Aehnlichkeit hat mit dem Promontorio Circello unweit Terracina. — In einem der Zimmer dieſer Kunſthalle war mehrere Wochen lang der merkwürdige Automat „die mechaniſche Ente“ des Schweizers Mechſteiner angeſtellt, die mittelſt mechaniſcher Vorrichtung nicht allein Bewegung und Stimme einer lebendigen Ente täuſchend nachahmt, ſondern auch frißt, ſäuft und — verdaut. Es iſt nur zu bedauern, daß der Künſtler ſeine Kenntniſſe zur Verfertigung eines Kunſtwerkes angewendet hat, das man zwar bewundern muß, das aber auch nicht die geringſte Bürgſchaft gibt für nützlichere Anwendung der Mechanik.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 34. Donnerſtag den 9. Februar 1849.

Es droht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie,
Nur bei dem Franken war noch Kunſt zu finden,
Erſchwang er gleich ihr hohes Urbild nie:
Gebannt in unveränderlichen Schranken,
Hält er ſie feſt, und nimmer darf ſie wanken.

Schiller.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

15.

Paris, 20. März.

Die Rachel.

Geſtern iſt mir eine vollkommen neue Offenbarung geworden, wenn man es Offenbarung nennen kann, daß urplötzlich verwirklicht vor uns ſteht, was wir lange in unſerem Innern als Ueberzeugung beſeſſen haben. — Ich habe die Rachel als Pauline im Polyeuct von Corneille geſehen und ſie nachher die Marſeillaiſe ſingen hören.

Tauſendmal habe ich behauptet: das, was man uns jetzt auf dem Theater bietet, an Dichtung und Darſtellung, iſt nicht das Rechte, iſt nicht das Schöne; es muß ein Anderes geben, denn ich fühle, daß es exiſtirt. Tauſendmal habe ich auch geſagt, das Theater, die höhere dramatiſche Dichtung kann den Vers nicht entbehren. Der Rhythmus muß im höhern Drama der Träger des Gedankens ſeyn, der ihn über das Alltägliche erhebt. — Ich habe ſeit Jahren keine Freude am Theater gefunden, ſelten durch die neuen Werke einen wirklich tiefen, erhebenden Eindruck empfangen. Die meiſten haben mich durch innere Unwahrheit, durch Mattherzigkeit und Glaubenloſigkeit geärgert, oder durch Phraſen und Schlagworte gelangweilt, die nicht hineingehörten. Vor den Schauſpielern, vor der Convention der Sprache, vor dem hohlen Pathos der Tragirenden, bin ich immer wahrhaft erſchrocken.

Mir hat es lange vorgeſchwebt, daß Einheit der Scene eine Bedingung des ächten Dramas ſeyn müſſe, und nun ich das erſte Stück von Corneille geſehen habe, bin ich vollkommen überzeugt, daß Einheit des Ortes und der Zeit eine Nothwendigkeit für das dramatiſche Kunſtwerk iſt. Sie ſtimmen den Hörer allein zu jener Ruhe, welche die Auffaſſung des Kunſtwerkes fordert, und das ſpannende Intereſſe an der Handlung, welches die moderne Tragödie beabſichtigt, iſt ein Kunſtſtück, unwürdig der Kunſt. — Die Franzoſen, welche ihren Corneille, Racine, Voltaire höher ſtellen als Victor Hugo und Dumas, haben Recht, wie die Italiener, welche ſich an ihre alten klaſſiſchen Dramen halten. Das Drama im höhern Sinne ſoll uns den Menſchen zeigen im Kampfe mit den Lebenswirren, welche als Nothwendigkeit aus ſeiner Natur hervorgehen und dadurch ſeine Entwicklungsgeſchichte bilden. Es ſoll uns eine histoire intime im größten Style geben, der ſich auch in geringen, untergeordneten äußern Verhältniſſen bethätigen kann. Dieſe Seelenentwicklung zu betrachten, bedürfen wir der Ruhe; Ruhe entſteht durch Sammlung, und dieſe wird unmöglich, wenn unſere Phantaſie von Norden nach Süden gehetzt und durch die Erwartung wunderbarer Entwicklungen geſpannt wird, wie beim modernen Drama.

Und nun Polyeuct und die Rachel! — Sie iſt eine kleine, wenigſtens nicht große, ſehr magere Geſtalt; ein nicht ſchönes Geſicht, in dem nicht einmal der ſchöne jüdiſche Typus ausgeprägt iſt; eine hervortretende Stirne, kleine, ſehr tief liegende Augen; die Bewegung der Ellenbogen faſt eckig, die Haltung des Rückens, des Kopfes etwas gebeugt. So trat ſie in dieſer Rolle auf.

Digitized by Google

Sie ſpielt die Gattin eines Römers, der ſich zum Chriſtenthume bekennt, das ſie als Anhängerin der alten Götter verachtet. Von dem Vatee zur Ehe mit Polyeuct gezwungen, hat ſie der Liebe zu dem Feldherrn Severus entſagen müſſen und ſich aus dem Gehorſam gegen den Vater, aus dee Treue gegen den Gatten einen Kultus gemacht. Das Drama beginnt mit der Rückkehr des Severus in dem Augenblicke, wo Polyeuct, des Abfalls von den Göttern angeklagt, zum Tode veruetheilt worden iſt. Die heftigſten Seelenkämpfe beginnen. Alle Bitten der Gattin, des Vaters vermögen nicht Polyeuct zum Wideeruf zu bewegen. Polyeuct wird zum Tode abgeführt, nachdem er vorher Pauline, die tugendhafteſte Gattin, dem Severus, als dem edelſten der Römer, vermacht hat. Pauline aber folgt dem Gemahle zum Richtplatz und ſein Mäetyrertod bekehrt ſie zu dee neuen Lehre. Sie und ihr Vater, ein Obeepeieſtee, werden Chriſten und Severus, von dem ſich Pauline dadurch füe immee ſcheidet, veeſpricht ihr großmüthig, den Schutz des Kaiſers für die Chriſten zu erbitten.

So ſchlicht dieſe Erfindung in der Erzählung klingt, ſo wenig ich das Pathos dee altfranzöſiſchen Tragödie in Schutz nehmen will, wo es übertrieben iſt, ſo ſind es doch lauter große und reine Motive, um die es ſich hier handelt; ein hoher Grundgedanke, an dem ſich die einzelnen Charaktere entfalten und bewähren. Wenn Stratonice ihrer Freundin Pauline vorhält, daß es Unrecht wae, ohne Neigung zu heirathen, und Pauline in dee Würde teoſtloſer Entſagung antwoetet: »Mais j'avais un père!« ſo wiegt dieß im Eindruck auf die Zuſchauer gewiß das todte, auswendiggeleente: „du ſollſt Vatee und Mutter ehren“ auf.

Immer habe ich gefragt, wenn wie die Frauen auf dem Berliner Theater herumwüthen ſahen: wer rast denn im Schmerz? wer ficht ſo mit den Armen? wer agirt ſo, wenn er das Geheimniß ſeiner Liebe ausſpricht? wer ſchreit denn ſeine Leiden ſo aus? — Von all dieſen Verkehrtheiten iſt keine Spur an dee Rachel. — Je mehr ſie leidet, je tiefer ihr Schmerz wird, um ſo ſtiller, um ſo klangloſer wird ihre Stimme. Nue ſchnellee, nur angſtvoller, nur thränenbebender ſpricht ſie. Sie ſtürzt nicht ab von dee Scene; würdevoll geht ſie davon, ihr Leid dem Auge zu entziehen, in ſchöner Achtung vor der eigenen Schönheit, vor der Heiligkeit des Schmerzes. — In jeder Bewegung, in jeder Vibration ihrer Stimme fand ich die Beſtätigung meiner Ueberzeugung, daß jede Kunſt nach den Regeln dee Plaſtik, dürch die höchſte Einfachheit und Beſchränkung der Mittel das Höchſte leiſtet. Das moderne Drama, ſelbſt Shakeſpeare, ſelbſt Goethe im Götz und Andeee ſtehen hintee dem antiken Drama zurück. Sie verhalten ſich dazu wie Genremalerei — die ja in ihrer Art vollkommen ſeyn kann — zur Plaſtik. — Das Deama, welches als Erziehungsmittel der Nationen denutzt werden kann und ſoll, iſt aber allein das plaſtiſche Drama, welches innerlich wirkt, weil es nicht äußerlich ſpannt, die Neugier nicht anregt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Oktobertagen Wiens.

(Fortſetzung.)

Auf den Stiegen, die zur Kirche führen, lagen Buben und Mädchen und ſangen und lachten, während der Bierkrug munter unter ihnen herumging. Daneben wurden Anweiſungen auf Proviant ausgeſtellt, die man im ehemaligen Liguorianerkloſter voezuweiſen hatte. Im alten und neuen Univerſitätsgebäude waren die Hörſäle in Kaſernen umgewandelt. Zu ebener Erde in einem jueidiſchen Hörſaal fand die Werbung füe Robert Blums Compagnie ſtatt, von welcher jeder Mann einen grüngefärbten Zettel als Aufnahmsbeſcheinigung auf der Kopfbedeckung tragen mußte. Jedes Corps hatte ähnliche Zettel und jeder Bewaffnete, der keinen ſolchen Schein vorzeigen konnte, ſollte entwaffnet werden. Gegenüber im Lehrzimmee dee Hebammen muſteete Julius Fröbel ſeine Mannſchaft. Aus allen Hörſälen waren die Bänke weggeräumt und auf dem Boden lagen Strohbündel, worauf mancher, der die Nacht ſchlaflos zugebracht, mitten im Lärm, das Gewehr zur Seite, ruhig ſchlief. Dee geoße Seeirſaal und die alten philoſophiſchen Hörſäle waren deu übergegangenen Soldaten eingeräumt, die dort, bis ſie auf einen Punkt der Vertheidigungslinie kommandirt wurden, ein luſtiges Leben führten.

Die Steenwarte der Univerſität wae zue Beobachtung des Feindes beſtimmt. Von doet wie vom Stephansthurm herab wurden übee jede feindliche Bewegung Rapporte an das Oberkommando, den Reichstagsausſchuß, den Gemeinderath und das Studenteucomité geſchickt. Die Teieſkope waeen ſo ausgezeichnet, daß die Geſichtszüge der feindlichen Soldaten ganz in die Nähe gezaubert wurden und man die geringfügigſte Bewegung wahrnahm. Auf den Univerſitätsplatz ging jeder, der etwas Neues erfahren wollte, und ſobald eine reitende Oedonnanz oder irgend Jemand zu Pfeede hiehee geſpeengt kam, wuede er ſogleich umringt und befragt, was ee Neues bringe. Wae eine beunruhigende Botſchaft gebracht worden, ſo eilten Leute in den Thurm der Univerſitätskirche und Sturmgeläute und Allarmmarſch drachten ſogleich die Mannſchaft zuſammen. Eine bloße Kanonade allarmirte

Digitized by Google

die Bevölkerung nicht mehr, man wae durch die unaufhörlichen Vorpoſtengefechte daran gewöhnt.

Hieher brachte das Volk Alles, was ihm auffiel, was es erfuhr. Bald brachte man Wagen, welche in's feindliche Lager hatten fahren wollen, und die aufgefangen worden waren und hier unterſucht wurden, bald wurden gefangene Spione eingeliefert, bald ſchleppte das Volk Männer unter dem Geſchrei, „ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber" herbei. Hin und wieder wurden auch Züge von Soldaten, welche bei Ausfällen abgeſchnitten und gefangen genommen worden waren, hieher transportirt. Das Convictgebäude war Alles in Allem, Behörde, Waffendepot, Spital und Gefängniß. Hier ſaß unter andern auch der Baron Recſay, den der Kaiſer am 5. Oktober zum ungariſchen Premierminiſter ernannt hatte, als Gefangener. Selbſt der gefährlichſte Spion Jellachichs, Namens Jacobſon, war hieher gebracht worden, aber es gelang dem verſchmitzten Manne ſich als unſchuldig darzuſtellen; er wurde freigegeben und erſt ſpäter erfuhr das Comité, welch gefährliches Subjekt es hatte laufen laſſen. Ein andermal wurden zwei croatiſche Offiziere ſammt Kutſcher und Wagen hieher gebracht. Man hatte ſie in Civilkleidung um die Linien fahren ſehen, einige Mobilgarden hatten ſich auf den Wagen geſtürzt, die Uniformen verſteckt gefunden, die Offiziere gezwungen, dieſelben anzuziehen, und brachten ſie ſo unter ungeheurem Jubelruf in's Studentencomité. Dort traten die Offiziere bleich wie der Tod ein und ſagten: „Martern Sie uns nicht und laſſen Sie uns ſchnell umbringen." Sie wurden mit Achtung behandelt und in einem Zimmer des Convictgebäudes gefangen gehalten. Später veröffentlichten ſie eine Erklärung, daß ſie dort mit der größten Menſchenfreundlichkeit behandelt worden. Nur ein einzigesmal wurde ein penſionirter Offizier, der in Hernals wohnte und mit den genaueſten Situationsplanen der Stadt und ihrer Streitkräfte von Nationalgarden ergriffen worden war, auf Befehl Jennebergs kriegsrechtlich unterſucht und erſchoſſen.

Wenn man ſich durch das beſtändige Gedränge auf dem Univerſitätsplatze durchgewunden und das ehemalige Convictgebäude betreten hatte, gelangte man durch einige Gänge und über eine Stiege zum Studentencomité. Daſſelbe beſtand ſchon ſeit dem März; Anfangs war es ein Ausſchuß der Studentenſchaft, ſpäter eine militäriſche Vertretung. In den erſten Monaten erfolgte die Wahl in's Studentencomité nach Jahrgängen und Fakultäten; ſpäter wurde dieſe Art der Vertretung aufgegeben und die einzelnen Compagnien der akademiſchen Legion wählten ihre Abgeordneten in's Comité.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Farcen

Die Zeitungen ſind faſt alle furchtbar ernſthaft, und ſo hat ſich der Witz vorläufig in die kleinen Theater geflüchtet, und da vor der Hand keine Theatercenſur beſteht, ſo hat er hier freien Spielraum. Die kleinen Vaudevilles über die politiſchen Zuſtände ſind daher beliebt und jedes Theater hat die ſeinigen. In meinem letzten Briefe habe ich von einem Dichter Namens Clairville geſprochen, der zwar kein Genie iſt, deſſen politiſche Schwänke aber dem Publikum ſehr gefallen. Man verſichert, er habe im vorigen Monate von den verſchiedenen kleinen Theatern für ſeine Stücke die Summe von 12,000 Francs bezogen, und die Zeitungen bemerken, Scribe, der beliebteſte und glücklichſte aller Dichter, welcher für die Bühne geſchrieben, Scribe, der jetzige Millionär, habe niemals in einem einzigen Monate eine ſo ſtarke Einnahme gehabt. Ihrem äſthetiſchen Werthe haben die Clairvilleſchen Stücke ihren Erfolg nicht zu danken, denn an Erfindung ſind ſie ſehr arm; es kommen aber eine Menge Anſpielungen darin vor, und der Wortſpiele ſind ſo viele, daß ſie faſt ganz daraus beſtehen. Eine dieſer Kleinigkeiten, welche ſeit Monaten faſt täglich im Vaudeville gegeben wird, heißt: „Eigenthum iſt Diebſtahl," eine Satire auf den vom unſinnigen Proudhon aufgeſtellten ſocialiſtiſchen Grundſatz. Die Anlage des Stücks iſt eben nicht ſehr geiſtreich. Proudhon wird darin als die verführeriſche Schlange im Paradieſe perſonifizirt, und da er immer eine Brille trägt, ſo hat auch die Schlange eine auf der Schnauze. Adam Bonnichon und Eva ſeine Frau werden von ihm zum Brechen der Aepfel verführt, weil der Eigenthümer dieſelben nicht für ſich allein behalten dürfe. Darauf treten Adam, Eva und Schlange ab, und es werden andere ſocialiſtiſche Syſteme beſprochen und verſpottet. So kommt eine Scene vor, welche das von den Socialiſten mit ſo großem Eifer behauptete ſogenannte Recht auf Arbeit, das ſie ſo gerne in die neue Staatsverfaſſung eingeführt hätten, lächerlich macht. Adam Bonnichon iſt nun Bürger von Paris, und in Folge des Rechts auf die Arbeit wird er auf einmal von einer Menge von Handwerkern überlaufen, welche ſich in ſeinem Hauſe Arbeit verſchaffen und ihm dann ihre Rechnungen einreichen. Zuerſt kommt ein Papiertapetenhändler, reißt die vorhandenen herunter und bringt neumodiſchere an, mit der Behauptung, Jedermann be-

Digitized by Google

ſitze ein Recht darauf, ſein Handwerk zu treiben. Dann kommen Taglöhner, welche alle ſeine Meubeln hinaustragen, obgleich er verſichert, er habe keineswegs Luſt auszuziehen; die Träger aber beſtehen auf ihrem Recht zur Arbeit. Dann erſcheinen Meubelmacher, welche neue Meubeln bringen und dafür bezahlt ſeyn wollen. Auch Eva Bannichen wird ihrerſeits von Arbeitſuchenden und Nehmenden beſtürmt; fünfundzwanzig Nähterinnen haben ihr jede ein Kleid verfertigt, weil ſie alle ein Recht zum Arbeiten haben. Ferner wird das ſocialiſtiſche Syſtem hinſichtlich des Waarentauſches verſpottet. Als die ſocialiſtiſchen Ideen wie Pilze emporſchoſſen, wurde von einigen Lehrern der Staatswirthſchaft behauptet, Geld ſey ein ganz unnützes Mittel, um ſich das Fehlende zu verſchaffen, man würde ſich beſſer dabei ſtehen, wenn man das, was man bedarf, gegen das, was man beſitzt und eben nicht nöthig hat, eintauſchte. In dem Clairvilleſchen Stücke wird nun ein Markt dargeſtellt, wo jeder etwas aus ſeiner Haushaltung bringt und etwas anderes dafür verlangt. Adam Bonnichen bringt einen Topf und verlangt beim Metzger Fleiſch dafür; es wird ihm gegeben, nun aber bemerkt er erſt, daß er keinen Topf mehr hat, um das Fleiſch darin zu kochen; er begibt ſich alſo zu einem Höcker und tauſcht ſein Fleiſch wieder gegen einen Topf um. So kommen noch allerlei komiſche Tauſche vor, welche zu einer Menge Wortſpielen Anlaß geben, und der ganze Handel wird ſchließlich noch in folgenden Verſen beſungen, welche einen Begriff vom Witze des Dichters geben mögen:

Cette nouvelle invention
Que l'on environne d'estime,
Est-elle stupide ou sublime?
Voilà toute la question.
Dans ce système de finance
On reçoit de ses débiteurs
En paiement de toute créance
Les plus étonnantes valeurs.
Hier ma fingère, en livrant
Une pièce de très beau linge,
Fut payé en monnaie de singe,
Au moyen d'un urang-outang.
On voit des débiteurs honnêtes,
Quand un huissier fait trop de frais,
S'acquitter de toutes leurs dettes
Avec des manches à balais.
On peut avec un perroquet
Acheter une redingotte,
Et payer avec une cotte
Sa cote-part dans le budget.
Au Vaudeville une gerbette
Pour voir un ouvrage nouveau
Vient avec une clarinette
Payer son billet au bureau.
Chez Véfour un riche gloutou
Pour le prix de trois côtelettes
Donne sa perle et ses pincettes,
Laissant le souffiet au garçon.
C'est tout de même en librairie:
On vait acheter un rubans
Un Corneille pour une pie,
Et Racine pour des navets
En carottes bien des bourgeois
Aux fournisseurs paient leurs notes;
Mais payer avec des carottes,
C'est à son prix comme autrefois.
Bref sur le marché tout s'apporte;
Après avoir apporté son potion,
Son chien, son chat, sa fenêtre, sa porte,
On apportera sa maison.
Cette nouvelle invention etc.
(wie oben die vier erſten Verſe).

Das Publikum beicht in ſtürmiſchen Jubel aus, wenn Adam Bonnichon mit einem ausgeſtopften Krokodil erſcheint, für daſſelbe etwas auf dem Markte kauft, und einen Nachttiſch als Ueberſchuß zurück erhält, den er nach Hauſe tragen muß.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Januar.

(Schluß.)

Mechaniſche Werke. — G. Hermann. — Klee.

Noch iſt zu erwähnen Dr. Bünger's Reliefbleau von Deutſchland, eine äußerſt genaue und ſorgfältige Nachbildung aller Gebirgszüge, Ströme, Seen, Wälder und Thäler Deutſchlands in ſolcher Naturtreue, daß der Beſchauer bekannte Gegenden auf den erſten Blick wieder erkennt. Es wäre wünſchenswerth, daß ähnliche Tableaux einzelner deutſcher Staaten zum Gebrauch in Schulen angeſchafft würden, wozu Dr. Bünger bereitwillig die Hand bieten will. Einem andern mechaniſchen Kunſtwerke, einem höchſt lehrreichen Uranium, das ein ſächſiſcher Leineweber gebaut hat, dürfte überall in Stadt- und Landſchulen Aufmerkſamkeit geſchenkt werden. Es ſtellt daſſelbe den Sternenhimmel mit allen Sternbildern und der Milchſtraße dar. Im Innern deſſelben iſt unſer Planetenſyſtem angebracht und durch eine höchſt ſinnreiche mechaniſche Vorrichtung, die Erde, Sonne und Mond in Bewegung ſetzt, wird auch der ſchwächſte Verſtand ſpielend aufgeklärt über Mond- und Sonnenlauf, über die Entſtehung der Tag- und Nachtgleichen, das Ab- und Zunehmen des Tages, den Wechſel der Jahreszeiten ꝛc. Der Rath hat, wie ich höre, dieſes treffliche Kunſtwerk zur Benützung in den hieſigen Schulen für 200 Thlr. angekauft.

Zur Unterſtützung der hieſigen Armen beſtand ſchon ſeit einigen Jahren in den Wintermonaten eine Suppenanſtalt; durch die Bemühung einer Anzahl Bürger, die es ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, darbenden Mitbürgern ihr ſchweres Loos zu erleichtern, iſt dieſe Einrichtung zu einer ſtädtiſchen Speiſeanſtalt erweitert worden. Wie groß die Zahl der gegenwärtig daran Theilnehmenden ſeyn mag, iſt mir nicht bekannt, wohl aber weiß ich, daß jeder Speiſende in derſelben für zwölf Pfennige eine Portion gutes Fleiſch mit hinreichendem und nährendem Gemüſe erhält.

Am letzten Tage des vergangenen Jahres ſtarb, wie Sie wiſſen, der Senior unſerer Univerſität, Profeſſor Hermann. Die Welt verliert in ihm nicht allein einen der größten und gründlichſten Philologen, ſondern auch einen in jeder Hinſicht ausgezeichneten Menſchen. Humanität, wie ſie ächte und tiefe Bildung immer erzeugt, war und blieb Grundzug ſeines Charakters während ſeines ganzen Lebens. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode ſah man ihn mit der Rüſtigkeit eines Jünglings und der ihm eigenen Raſchheit durch die Straßen wandeln. Die Friſche ſeines Geiſtes erloſch erſt mit dem Tode. — Schließlich ſey noch eines Mannes gedacht, deſſen Namen früher nicht genannt wurde und der wohl auch jetzt in weiteren Kreiſen nicht allgemein genannt ſeyn dürfte. Es iſt dieß Dr. Klee, bisher Quintus an der hieſigen Nikolaiſchule, ein tüchtiger Philolog und energiſcher Charakter. Die politiſche Bewegung des vorigen Jahres machte ſeinen Namen hier bekannt, da er einer der Mitbegründer des „deutſchen Vereins,“ deſſen Vicepräſident und ſehr thätiges Mitglied war und blieb, bis er Leipzig verließ. Ein Ruf nach Dresden als Direktor der Kreuzſchule hat ihn uns geraubt. Möge ſeine Wirkſamkeit als erſter Lehrer jener Bildungsanſtalt ihn nicht ſo ſehr in Anſpruch nehmen, daß er fernerhin allen politiſchen Beſtrebungen ſeine Theilnahme verſagen müßte.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. Freitag den 9. Februar 1849.

— Juventus
Omne suum voluit fatis committere robur.
Lucan
Juvenes induebant se gloriam et stolas belli.
Lib. I. Machab:

Aus den Oktobertagen Wiens.

(Fortsetzung.)

Von jeder der dreißig Compagnien der akademischen Legion wurde ein Abgeordneter und ein Stellvertreter gewählt. Diese Deputirten wählten einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einen Schriftführer u. s. w. Während der Oktoberrevolution war das Comité Tag und Nacht permanent. In seinem Schooße bildete sich eine Proviantcommission, welche die gelieferten Lebensmittel empfing, eine Verpflegungscommission, welche sie austheilte, eine Landsturmaufbietungscommission, welche Emissäre in die Provinzen schickte, die Untersuchungscommission, die für alle Anzeigen aufgestellt, mit Untersuchungsrichtern versehen war und auch Untersuchungscommissionen abschickte. Vor dem Oktober fanden die Sitzungen des Studentencomité im sogenannten pathologischen Hörsaal des neuen Universitätsgebäudes statt. Aus ihren geschwärzten Rahmen schauten dort die alten Doktoren mit ihren langen Zöpfen verwundert in den Ungestüm, der sich in diesen Sitzungen geltend machte. Doch war schon vor dem Oktober im Convictsgebäude eine Kanzlei errichtet, wo Juristen saßen, welche die vom Land einlaufenden Klagen anhörten und durch Bittschriften die Vermittlung zwischen Volk und Regierung übernahmen.

Während des Oktobers war das Sitzungslokal des Studentencomité Anfangs die ehemalige Kapelle, ein dunkler langer Saal, dessen Geräthe fast allein in einem langen, kahlen Tisch mit gemeinen Stühlen bestand, und später ein kleines Zimmer neben dem Gemach, in dem Recsay als Gefangener saß. Zu diesem Sitzungslokale führte eine dunkle Stiege, über die man selten ging, ohne Gefahr gespießt zu werden, weil fast immer Bewaffnete mit gefälltem Bajonnet hinauf und hinab eilten. Hier herrschte den ganzen Monat hindurch Tag und Nacht das regste Leben, so daß die weitläufigen Gänge fast immer von Menschen wimmelten. Jeder, der etwas zu fragen, zu begehren, zu überbringen hatte, drängte sich diese Stiege hinauf.

Der anfängliche Sitzungssaal des Comité war stets offen und die Berathungen wurden gehalten, während unaufhörlich Menschen ein und aus gingen. In einem Winkel des Saals war ein Tisch, an dem abwechselnd ein alter Doktor mit grauen Haaren, ein Professor und ein blonder Legionär die Kasse führten. Bald holte hier ein Arbeiter Geld für seine Kameraden an den Barrikaden, bald klagte ein Nationalgardist leise seine Noth, bald trat ein Student an den Tisch, dessen bleiches Antlitz den bittersten Mangel verrieth. Weiber und Kinder begehrten hier Unterstützung; Anfangs empfingen solche kein Geld, sondern Anweisungen, welche in allen Wirthshäusern an Geldes Statt angenommen und honorirt wurden. Das Siegel des Comité war allmächtig. Im Durchschnitt mag das Comité hier täglich sechshundert Gulden C.M. ausgegeben haben. Aber nicht bloß Geldforderungen brachte man bei diesem Tische an, hier wurden auch reichliche Geschenke übergeben. Die Bauern der Umgebung schickten täglich Geld, Brod und Wein, Reiche und Arme überbrachten Gaben aller Art. Bald kam ein Mädchen, das verschämt seine Ersparnisse der Studentenkasse widmete, bald erschien die Baronin Perin, die Präsidentin des demokratischen Frauenclubs, an

der Spitze einer weiblichen Deputation, bald schickte der Gemeinderath seinen Geldbeitrag. Daneben saß ein Comitémitglied, welches Charpie, Kleider und Wäsche in Empfang nahm. Ueber Alles wurde Protokoll geführt, über jeden Beitrag eine Quittung ausgestellt. Bei einem andern Fenster stand ein Tisch, an dem man Anweisungen auf Gewehre ausstellt, die Anfangs im Zimmer daneben realisirt wurden, später im Zeughaus und bei den Bezirkschefs. In einem andern Winkel des Saales saß ein Student, der die Proklamationen an das Volk, Petitionen an den Reichstag, Zuschriften an den Gemeinderath abfaßte und abschreiben ließ.

An der Seite des Präsidenten vor einem Tischchen saß der Legionscommandant oder sein stellvertretender Offizier, der Befehle ertheilte, Barrikaden zu errichten befahl, Sicherheitsmaßregeln anordnete, Verhaftungen vornehmen ließ, Anweisungen auf Munition unterschrieb, Patrouillen absendete, Berichte empfing u. s. w. Von hier aus wurde z. B. in der Nacht vom 6. Oktober der Zeughaussturm geleitet. — Am großen langen Tische mitten im Saale saßen die Mitglieder des Comité in vierwöchentlicher Permanenz; der Präsident obenan, neben ihm der Protokollführer und drei Studenten, welche gleichzeitig die Berichterstattung an den Reichstag, den Gemeinderath und das Oberkommando besorgten. Von einer halben Stunde zur andern erschallt der Ruf: „Ordonnanz!“ und Professoren und Doktoren bieten sich um die Wette an, den Botendienst zu übernehmen.

Jeden Augenblick lief hier eine andere Nachricht ein und veranlaßte nach kurzer Debatte stets energische Beschlüsse. Noch habe ich den Auftritt vor Augen, wie hier gemeldet wurde, Latour sey gefangen und werde hieher gebracht, worauf sich sogleich eine Gasse zu seinem Empfang bildete und ein Stuhl gerüstet wurde, um ihn dem greisen Manne anzubieten, und wie dann ein Bote hereintrat und seine Ermordung meldete. Noch sehe ich den langen hagern Proletarier mit der weißen Leinwandblouse vor mir, der sich als Mörder des Ministers aufführte und in seinem rauhen Jargon fragte: „War es nicht recht?“ Noch sehe ich den schlanken, schönen kaiserlichen Offizier, welcher in einem nach Moschus duftenden seidenen Taschentuche die Briefe und Schriften aus Latours Kabinet überbrachte, und indem er dieselben eilig auf den Tisch legte, flüsterte: „Hier sind die Papiere Latours, verrathen Sie mich nicht,“ und sich rasch wieder entfernte.

Jede Stunde kamen Männer, meist aus der Umgebung, die über das, was sie gesehen, in ihrer naiven Weise Bericht erstatteten. Bald kam ein Eisenbahnconducteur der Südbahn, der von Jellachichs Bewegungen meldete, bald warnte ein Conducteur der Nordbahn vor Windischgrätzens Heranrücken. Jetzt kamen Reichstagsdeputirte zu Conferenzen, dann erschienen, mit Jubel begrüßt, Führer fremder Nationalgarden, welche Wien zu Hülfe eilten und sich gewöhnlich zuerst auf dem Universitätsplatz aufstellten. — Nationalgarden der Vorstädte bieten ihre Dienste an, Arbeiter fragen treuherzig, wo sie helfen können, Mütter kommen, die um ihre gefallenen Söhne klagen, die Effekten der Gebliebenen in Empfang nehmen und zum Theil heroische, wahrhaft antike Resignation beweisen. Unaufhörlich laufen Denunciationen ein, die großentheils berücksichtigt werden, Proklamationen werden vorgelesen und darüber berathschlagt, Gefangene werden vorgeführet und verhört, Meldungen von Angriffen laufen ein, übergegangene Soldaten werden empfangen und begrüßt, ihre Aussagen zu Protokoll genommen und sie den bestimmten Verpflegungscommissären übergeben. Jetzt kommt ein Bote, den das Comité verkleidet in's ungarische Lager geschickt hat und der Bericht erstattet, dann tritt ein ungarischer Deputirter ein, der neue Hoffnungen erregt und Hülfe verspricht. Darauf eilt ein Student, welcher sich in Jellachichs Lager geschlichen hatte, herbei und erzählt, was er gesehen; Frauen, welche im feindlichen Lager gute Bekannte oder Verwandte haben, machen ihre Angaben. Alles wird angehört, benützt, die geeigneten Maßregeln getroffen.

Deputationen der Behörden werden angehört, die Debatten über ihre Forderungen sogleich eröffnet, Adressen aus allen Gegenden laufen ein, welche beantwortet werden; ausgezeichnete Fremde, wie R. Blum, stellen sich vor und werden mit Begeisterung empfangen. Dazwischen werden Deputationen an Behörden oft mit derben Rügen abgeschickt, Verhaftsbefehle ausgestellt, Commissäre zur Aufbietung des Landsturms ernannt und mit Geld und Papieren versehen. Noch sehe ich die zahllosen Vollmachten vor mir, die auf dem Tische lagen und ganz allgemein lauteten: „Freunde, kommt uns zu Hülfe, die Freiheit ist in Gefahr,“ oder: „Herr N. N. handelt im Auftrag des Studentencomité,“ welche Zettel, auf dem Hute getragen, überall respektirt wurden. Auf dem Tische lagen haufenweise gedruckte Proklamationen; an den Sesseln angelehnt und in allen Winkeln standen die Gewehre der Comitémitglieder. Zu Zeiten aber hört aller Ernst der Berathung auf und mit Jubel werden die Speisen und Getränke begrüßt, welche zur Essenszeit gebracht werden. Dann werden Studenten- und Kriegslieder gesungen und der furchtbare Ernst der Zeit tritt rasch zurück vor dem glücklichen Leichtsinn der Jugend.

Alles dieses fällt bei offenen Thüren vor und die wichtigsten Berathungen werden vor einem großen Publikum gehalten, unter dem sich stets Spione befanden. Ueber zu entwerfende strategische Plane wird mit größter Naivetät öffentlich gesprochen, und wenn

Digitized by Google

auch hin und wieder eine geheime Sitzung ſtattfindet, ſo wird das Reſultat derſelben doch immer arglos ſogleich bekannt gegeben. Häufig wurden Mitglieder des Comité als Redner in Bürgerverſammlungen abgeordnet, die in der Aula ſtattfanden, oder auf dem Univerſitätsplatz, wo ſtets Tauſende verſammelt waren. Bald galt es falſche Gerüchte zu widerlegen, bald ſollte eine Compagnie öffentlich belobt, bald die Werbung, beſonders für das Univerſitätscorps, betrieben werden. Jezt mußte die Vertheidigungscommiſſion, welche in einem Zimmer nebenan ſaß, befragt werden, dann hatte man Inſpektionen vorzunehmen, bei den Gefangenen, in den Zimmern, die als Spital dienten, in den Laboratorien für Fackeln und Zünder, in den Behältniſſen für Pulver und Blei. Auf allen Gängen waren Wachen ausgeſtellt, überall waeteten Ordonnanzen, und allee Oeten heerſchte die vollkommenſte Ordnung.

All dieſe Bildee ſind nun ſpuelos verſchwunden; die Mitglieder dee akademiſchen Legion ſind theils erſchoſſen, theils als Fuhrknechte unter die Soldaten geſteckt, theils in fremde Länder verſprengt. Die Aula iſt eine Kaſerne geworden, Sereſaner laſſen daſelbſt ihr kriegeriſches Geſchrei ertönen, uud wo früher die deutſchen Farben wehten, da hängen nun Hemden croatiſcher Krieger zum trocknen. Jene geſchichtlich beiſpielloſe Stellung der Wiener Univerſität kann ſich nicht wiederholen; ſie iſt aber in der Geſchichte der Neugeſtaltung Oeſterreichs zu ſchaudeevoll-bedeutſam, als daß nicht eine getreue Schilderung des Weſens und anmaßlichen Treibens des Studentencomité einiges Intereſſe erwecken ſollte.

(Schluß des erſten Artikels.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Das Coſtüm der Rachel war vollendet. Ein ganz weißes, fein wollenes Gewand, fehe lang auf die Füße heeabfallend, am Halſe ausgeſchnitten, blonſenaetig natürlich, ohne genähte Falten, mit einer Binde von demſelben Stoff, welche alſo Queefalten gab, unter der Beuſt gebunden; die kuezen Aermei wie bei der Statue der ſitzenden Agrippina mit deei Edelſteinen geſchloſſen. Darüber teug ſie einen goldgelben Mantel von Wolle ohne alle Stickerei oder Beſatz, ſteeng nach dem Bilde dee Antike; er ward auf der linken Schulter mit einer Gemme zuſammengehalten, den rechten Aem für die Bewegung freilaſſend; das Haae mit einigen Steeifen goldenen Bandes buechflochten, das Scheitel und Flechten umſchloß.

Als ſie nach der Sterbeſcene ihres Gemahls auf die Bühne zurückkehrte, hatte ſie den Mantel abgethan, die Stirnbinden nach hinten geſchoben, ſo daß dieſe in loſen Zügen die Flechten umgaben und von Vernachläſſigung des Aeußern zeugten. Nichts von jener gemachten, komödienhaften Theaterraſſrei der offenflechtigen, haaeſträubenden Beezweiflung. In langen, ruhigen Faiten hing das weiße, keuſche Gewand an ihrem Körper hernieder, wie an der ſchönſten Gewandſtatue; und ſchnell, mit veeſtöetem Blicke eintretend und feſten Fuß faſſend im Vordeegrunde, erzählt ſie den Tod ihres Gatten und ſagt: »j'ai vu! je ssis! et je crois!« beide Arme in Extaſe gen Himmel breitend nnd die Augen, ſtrahlenweefend, erhoben in Verklärnng. Mir bebten Schauer des Entſetzens durch alle Adern, als der Vorhang fiel.

Abee nun erſcholl es: »Rachel! la Marseillaise! la Marseillaise! Rachel!« — Der Voehang ging auf. In demſelben weißen Gewande, eine deeifaebige Schärpe unter der Beuſt um die Taille geſchlungen, das Haar in der Vernachläſſigung des lezten Akts, trat ſie ſchnell aus den Couliſſen hervor in das Proſcenium. Die Muſik accompagnirte leiſe, denn Rachel hat wenig Stimme, und nun begann ſie.

Daſüe gibt es buechaus keine Worte. Was der Zorn der tiefſten Unteedrückung, was die Empörung des entmenſchten und ſich doch menſchlich fühlenden Sklaven an finſterem Ausdenck in die Züge eines Menſchenantlitzes preſſen kann, das lag in ihrem Geſichte. Eine Kriegsfurie, eine entfeſſelte Rachegöttin, wie der Schönheitsſinn der Helenen ſie dargeſtellt hat; ſchön, wie das lähmende, verſteinerude Antlitz einer Meduſe. Jeder Nerv in mie hat gebebt, als man hinter der Scene einen leiſen, dumpfen Trommelwirbel hörte, und ſie, feſt in das Publikum blickend und es bannend unter dir Gewalt dieſes magnetiſchen Blickes, mit der rechten Hand in die Feene zeigend, die Worte ſang oder ſpeach — denn es hält die Mitte zwiſchen beidem: »entendez vous dans vos campagnes mugir ces féroces soldats? — voyez vous, jusque dans vos bras, égorgee vos fils et vos compagnes?« — Ein Strom von ſanfter Trauer überfluthete ihren Zorn bei dieſen lezten Woeten, und die rächende Göttin hatte eine milde, weiche Klage für das Loos der Geopfeeten.

Dann die prachtvolle Zuverſicht in den Worten:

Tremblez, tyrans et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis.
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix!

Die ſpöttiſche Geeingſchätzung deree, welche die Freiheit zu tödten glauben, indem ſie den Menſchen tödten:

Tout est soldat pour vous combattre;
S'ils tombent nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre!

Die Zuverſicht auf die Unſterblichkeit, auf den Sieg der Freiheit lag in einer einzigen Bewegung des rechten Armes, den ſie mit ſtolzer Verachtung emporhob, als ſchleudre ſie jeden Zweifel aus der Welt.

Plötzlich rafft ſie ſich empor, geht feſten Schrittes in den Hintergrund, wo die dreifarbige Fahne aufgepflanzt iſt, ergreift ſie, hält ſie hoch empor in der Rechten, ſie frei entfaltend, ein freies Banner. Vor dieſem Banner, das ſie ſelbſt erhebt und hält, vor dieſem Banner, das ſie mit inbrünſtiger Verehrung an ihre Bruſt drückt, ſagt ſie:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

Für den Ton dieſes liberté! libeeté chérie! reicht keine Schilderung aus. Es war der leidenſchaftlichſte Enthuſiasmus, die tiefſte, anbrtendſte Herzensliebe in ihrer Stimme.

Rachel iſt die perſonificirte, die menſchgewordene Marſeillaiſe, der fleiſchgewordene Begriff des Freiheitskampfes. Immerfort klang es in meiner Seele: und das Wort ward Fleiſch! — Ja! das ſoll das Wort! Es ſoll, es muß Fleiſch werden, um zu ſeyn, und es iſt auch darin ein Gott, daß dieſe menſchgewordene Marſeillaiſe eine Jüdin, die Tochter der Unterdrückten, iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung)

Theater

Zwei andere Dichter, Leuven und Brunswik, hoben eine Art von Journal in Dramen ausgeheckt. Sie hoben nämlich ein Stück geſchrieben der „Ideenmarkt," in dem ſie die ſeit der Revolution aufgetauchten Ideen zur Sprache bringen und alles, was ihnen lächerlich ſcheint, an den Pranger ſtellen. Sie nennen daher ihre Arbeit ein Journal-Vaudeville und verſprechen monatlich eine Fortſetzung davon, und damit ihnen nichts entgehe, was die öffentliche Aufmerkſamkeit verdient, ſo haben ſie am Eingange des Vaudevilletheaters einen Kaſten angebracht, in den jeder, der gute und nützliche Ideen zu haben glaubt, dieſelben ſchriftlich niederlegen kann, damit ſie zur Kenntniß der beiden Dichter gelangen. In ihrem erſten Stücke haben ſie natürlich den Repräſentanten Martin nicht vergeſſen, der alles Ernſtes in der Nationalverſammlung den Vorſchlag machte, man ſolle Röcke, Ueberröcke und Hüte beſteuern und nur Blouſen und Mützen frei laſſen. In dem Stücke kommt ein ehrſamer Bürger vor, dem die Steuereinnehmer den Rock ausziehen, weil er keine hundert Francs dafür zu zahlen im Stande iſt, wie Martin vorſchlägt; bald darauf wird ihm auch der Hut abgenommen und zulezt die Weſte, ſo daß ihm nur noch die Hoſe zur Bedeckung bleibt. — Theaterdichter, wenn ſie eben ſo viel Verſtand und Klugheit als Witz und Phantaſie beſitzen, können ſicher viel Gutes ſtiften und dem Staate einen wichtigen Dienſt leiſten, wenn ſie mit der Geißel der Satire alle politiſchen Uebertreibungen und Mißbräuche verfolgen. Aber dazu bedürfte es großer Unbefangenheit des Geiſtes und dabei einer ganz unabhängigen Lage. Gewöhnlich fehlt es aber an dem einen oder dem andern. Zudem können es die Regierungen, monarchiſche wie republikaniſche, alte wie neue, nicht ertragen, daß man ihre Fehler und Laſter von der Bühne herab in ihrer Blöße zeigt und dem Gelächter des Volks preisgibt. Die beiden Dichter des „Ideenmarktes" werden daher ihre Bude ſchwerlich lange offen behalten, und es wird nicht an Repräſentanten fehlen, welche der Nationalverſammlung beweglich vorſtellen, daß eine junge Verfaſſung in ihrer freien Entwickelung gehemmt werde, wenn ſie im Schauſpiel als Gegenſtand des Spottes oder Haſſes behandelt werden dürfe; die Preßfreiheit biete den Schriftſtellern Mittel genug, das Volk aufzuklären, und es wäre gefährlich, dem Theater ähnliche Freiheit zuzugeſtehen. — In dieſem verhängnißvollen Jahre ſind unbegreiflicher Weiſe 267 neue Stücke, das heißt nur zwei weniger als im ruhigen Jahr 1837, gegeben worden. Das tragiſche Fach iſt dabei freilich am kürzeſten weggekommen. Es ging ſo viel Tragiſches auf den Gaſſen und Plätzen vor, daß man keine große Sehnſucht nach geſpielter Tragik empfond; zudem hatte der Rücktritt der Rachel dem Trauerſpiele im Théâtre français ein Ende gemacht. Nun hat aber dieſe Bühne ihre Rachel wieder. Ob die geſammte Felixſche Sippſchaft mit ihr wieder eingezogen iſt, wird nicht geſagt. Früher machte ſie die Bedingung, daß Bruder und Schweſter neben ihr ſpielen müßten. Dieſen Geſchwiſtern hat das Publikum aber nie viel Geſchmack abgewinnen können, und wahrſcheinlich ſind ſie dießmal zu Hauſe gelaſſen worden oder werden bei andern Theatern unterzukommen ſuchen. Die Hauptſache iſt, daß das Théâtre français nun wieder Trauerſpiele geben kann. — Die große Oper läßt tanzen, als ob keine Revolutionen in der Welt vorgingen, und allerdings tanzt die Cerito noch immer ſo, daß ſie die Zuſchauer die Politik eine Weile vergeſſen macht. Auch hat die Oper jezt einen Tänzer, St. Léon, der es mit der Cerito aufnehmen kann, und noch dazu die Violine ſehr gut ſpielt. Beide Talente producirt er in einem neuen Ballete, „die Teufelsgeige," das wahrſcheinlich eigens componirt iſt, um ihm Gelegenheit zu geben, ſeine doppelte Virtuoſität zu zeigen. Mit Balleten iſt die große Oper äußerſt freigebig; aber die Opern ſollen folgen, namentlich der ſchon ſeit vielen Jahren verſprochene und erwartete Meyerbeerſche Prophet. Es heißt immer noch, man ſtudire ihn ein; es ſcheint, es iſt ſehr viel daran zu ſtudiren. Steht das künftige Entzücken des Publikums im Verhältniß zu der langen Dauer des Einſtudirens, ſo muß es grenzenlos werden..

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. Sonnabend den 10. Februar 1849.

Insanit veteres statuas Damasippus emendo.
Horat.

Sonderlinge.

Man hat in Berlin vor Kurzem einen gewissen Grafen R. begraben, der sich würdig an die Reihe der Sonderlinge anschloß, deren die letzte Hälfte des vorigen und die ersten Jahrzehnten des jetzigen Jahrhunderts so viele zählten. Die Bildung, die in die Masse gedrungen ist und sich daselbst gleichmäßig vertheilt hat, bewirkt, daß diese Originale, die dem Menschenbeobachter so viel zu denken geben und dem bloßen Beschauer so große Ergötzlichkeit gewähren, höchst selten geworden sind.

Dieser Graf R. war noch eine dieser wunderlichen, an's Abenteuerliche streifenden Erscheinungen. Sein Vater hatte Besitzungen in Indien, und von diesen Reichthümern schreibt sich das ansehnliche Vermögen her, das der Sohn später für sehr nutzlose Sammlungen in dem Grade vergeudete, daß sich bei seinem Tode nur eine sehr geringe Summe fand, die zu milden Stiftungen verwendet ward. Die Sammlung selbst fällt, was das artistisch Wichtige betrifft, größtentheils den königlichen Museen hier anheim, für welchen schon zu Lebzeiten des Grafen geschlossenen Kauf er eine ziemlich bedeutende Leibrente bezog. Das Leben des Mannes verlief unter lauter kleinen, unbedeutenden, fast läppischen Bestrebungen und Veranstaltungen. Wir wollen versuchen, dem Leser das Bild dieser seltsamen Persönlichkeit vorzuführen.

Unter den Merkwürdigkeiten, die in Berlin zu schauen, wurde dem Fremden regelmäßig ein Etablissement genannt in der Johannisstraße, wo Sehenswürdigkeiten ganz besonderer Art ausgestellt seyn sollten. Der Besitzer sollte ein reicher Privatmann seyn, die Sammlung wurde ohne Eintrittsgeld gezeigt, aber, wie der Führer versicherte, nur durch besondere Vergünstigung und nach einem ziemlich umständlichen Einleitungsverfahren. Erschien nun der Fremde im engen, abgelegenen Gäßchen — wenn man in dem weitläufigen, eleganten Berlin überhaupt von Gäßchen sprechen darf — so zeigten sich ihm schon von ferne seltsam bemalte Hausgiebel und anstoßende Mauern. Auf diesen Flächen waren in gut erhaltenen Fresko-farben italienische Landschaften mit hochragenden Pinien und einem blauen Himmel dargestellt. Nichtsdestoweniger bildete den Eingang zu den Herrlichkeiten eine gewöhnliche Berliner große Hausporte mit Klingelzug und einem Adreidebänkchen für die Stiefeln und Schuhe der Fußgänger. Zog man nun hier an der Glocke, so wurde das Innere dem Blick geöffnet und man trat in einen kleinen Hofraum, dessen Wände pompejanische Scenen, in demselben grellfarbigen Geschmack wie jene Landschaften auf den Giebeln, dem Beschauer vorführten. Ein Portierhäuschen, ein Brunnen, eine nahellegende Küche und der Eingang des kleinen Wohnhauses selbst waren geschickt in das malerische Bereich jener fremden Gegenden hineingezogen.

Am Eingang standen zwei Pappfiguren in natürlicher Menschengröße, gleichsam als die Wächter der blitzenden und glitzernden Schätze aufgestellt, die hier der Beschauung harrten. Diese Figuren hatten etwas sehr Widriges, besonders da dicht neben ihnen schöne Antikenabgüsse aufgestellt waren und zum Vergleich aufforderten. Durch einen dunkeln Vorsaal — dunkel gemacht durch zahllose Scheänkchen, Säulchen, Vasen, die sich schon hier drängten — kam man in das

eigentliche Empfangzimmer, und hier war es, wo eine Figur, nicht weniger ſeltſam als alle andern hier aufgeſtellten, und ſich von dieſen nur dadurch unterſcheidend, daß ſie lebte und ſich bewegte, auf den Beſucher zutrat und ihn begrüßte — der Graf ſelbſt.

Er war nicht von großem Wuchs, trug einen perſiſchen Schlafrock mit einer cochenille- und coquelicotfarbenen Halsbinde, deren lange Zipfel auf die Bruſt niederfielen, und eine kleine türkiſche rothe Mütze auf dem Kopfe. Dieſer Kopf war ſchön. Es war etwas von einem Magier, von einem poetiſchen Greiſe der arabiſchen Steppen, und zugleich vom ritterlichen Ausdruck eines Van Dyck'ſchen Herzogs darin. Große, kluge Augen, mit einem vornehmen Blinzeln nur halb geöffnet, eine kleine gebogene Naſe, ein hübſcher Mund, über deſſen noch friſche Lippen ein ſilbergrauer Bart in einen zierlichen Henri quatre unten am Kinn ausliefe, und lebhafte Wangenröthe; Hände und Füße hübſch gebaut und ungewöhnlich klein. So zeigte ſich dieſes Weſen, deſſen wunderliche Herrſchaft an der Schwelle begann, die der zögernde Fuß des neugierigen Fremden eben überſchritten hatte. Es war eine große Ehre und Seltenheit, wenn er ſelbſt bewillkommend erſchien; gewöhnlich blieb er unſichtbar und ließ ſich, ſelbſt für die, die ihm einen perſönlichen Beſuch abſtatten wollten, verleugnen. Dabei ſuchte er jedoch auf eigenthümliche Weiſe von ſeinen Beſuchen Nutzen und Vergnügen zu ziehen, ohne daß er ſich dem Zwang und den Pflichten eines artigen Wirthes zu unterwerfen nöthig hatte. Genaue Bekannte von ihm wollten wiſſen, daß er oft unſichtbar zugegen war, daß er im Bauche irgend einer Pagode ſteckte und von einem kleinen Schiebfenſter, in der Gegend des Nabels angebracht, alles überſah, was im Zimmer vor ſich ging, und alles hörte, was — oft über ihn — geſprochen wurde. Dem Charakter des ſeltſamen Mannes war dieß ganz angemeſſen, und darum glauben wir auch an die Wahrheit der Anekdote.

Das Haus hatte nur zwei eigentliche Wohnzimmer, und auch dieſe kaum mehr wohnlich, ſo häuften ſich auch in ihnen die Merkwürdigkeiten, die Mappen, die Vaſen, die Gläſer, die Geſtelle. Das erſte Zimmer, deſſen Fenſter, mit Glasmalereien behängt, nur ein trübes und gebrochenes Licht gewährte, war das Empfangzimmer. Man fand darin den Grafen, auf einem mit geldem Atlas bezogenen alterthümlichen Fauteuil ſitzend, im oben beſchriebenen Coſtüm, und ihm zur Seite, auf einem Sopha ähnlicher Art, von dem jedoch erſt die überall verſtreuten Kunſtgegenſtände abgeräumt werden mußten, nahm der Gaſt Platz. Aber eine geregelte Unterhaltung war nicht des Grafen Sache, er erzählte ein paar Anekdoten, brachte ein paar franzöſiſche Calembourgs vor, ſtand dann auf und bat, man möchte ihm in die Gemächer der Sammlung folgen. Nun trat man die Reiſe an.

(Fortſetzung folgt.)

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Eine halbe Stunde nachher, als man bereits ein Luſtſpiel aufführte, löste ſich die gewaltſame, ſtarre Ergriffenheit meiner Seele, und da erſt brach ich in einen Strom heißer Thränen aus. Ich werde den Abend nie vergeſſen, niemals!

Da wir nicht allein hingegangen waren, alſo abhängig von Andern, mußten wir noch ein ſehr gutes Luſtſpiel von Alfred de Muſſet anſehen, le caprice, in dem die Allan meiſterhaft ſpielte. Teppiche über dem Fußboden, geſchloſſene Couliſſen, vollſtändige Möblirung des Zimmers geben der Bühne eine ruhige Behaglichkeit, welche gewiß viel zu dem guten Spiele der Franzoſen beiträgt. — Beim Herausgehen aus dem Theater hörten wir von einem Zeitungsausrufer — es war nach zwölf Uhr — einen ſehr komiſchen Puff: »Messieurs! la Presse! le Journal la Presse, Messieurs! dernière édition du soir! Messieurs! l'abdication de l'empereur Nicolas en faveur de Louis Philippe!« — Es geſchehen aber ſolche Wunder, daß man eigentlich auch daran glauben könnte.

16.

Paris, 21. März.

Die Poſten von Berlin ſind nicht angekommen, das Gerücht von einer Revolution beſtätigt ſich. Auf der Geſandtſchaft hatte man aber keine Nachrichten und war in eben ſolcher Spannung als wir.

Um über die Zeit fortzukommen, macht man Beſuche, ſieht Merkwürdigkeiten und geht in die Theater. So ſind wir heute Abend in das neue Theater von Alexander Dumas gerathen. Es liegt auf dem Boulevard in der Gegend des Faubourg St. Martin, heißt Théâtre historique und iſt im Innern von der heiterſten Pracht; bunt, fröhlich, kokett, als müßten lauter Maskenbälle darin gegeben und die witzigſten Intriguen in's Leben geführt werden.

Das Stück aber, welches man darſtellte, war nach meinen Begriffen weder heitre noch ſchön, ſondern unerträglich: der erſte Theil des Dramas „Monte Chriſto," das zwei Abende ausfüllt, jeden Abend mit fünf Akten. Gegen das unkünſtleriſche dieſes Einfalls zu ſprechen, iſt überflüſſig; denn wie weit dieſe Art

Digitized by Google

von dem Princip der Einheit abliegt, das iſt klar. Aber nun das wüſte Durcheinander von Scenen, von Menſchen, von Zuſtänden! Wenn man den Roman, wie ich, nicht kennt, verſteht man es gar nicht und wird ganz ſchwindelnd davon. Bald ein Salon mit vornehmer Sentimentalität, dann wüthende Marſeiller Fiſcher in ihrer Hütte; arme Schneider oder ſo etwas in der Manſarde, Gefängniſſe, franzöſiſche Revolution, Eingrabung eines gemordeten neugebornen Kindes durch den Vater, der es gemordet hat; ein tugendhafter, im Gefängniß ſterbender Weiſe; in einer Nebenzelle ſein Freund Monte Chriſto, der ſich zu dem Kranken einen Weg durch die Mauer bricht und ihn erſt als Kranken, dann als Leiche durch das Verbindungsloch hin und her zieht; man muß das phyſiſche Leiden des armen Schauſpielers dabei bejammern; noch einmal Monte Chriſto, der ſich in einen Sack wickelt, um ſtatt der Leiche des todten Greiſes vom Felſen in's Meer geſtürzt zu werden, und der dann im Waſſer aus dem Sacke herauszappelt, um ſeine Flucht zu bewerkſtelligen, was man alles auf der Bühne ſieht; Todesgrauen, tugendhafte Seelenbefriedigung, das alles geht wild durcheinander und bildet ein merkwürdiges Ragout von ſpannenden, aufregenden Scenen. Man muß immer an das Gebräu von Macbeths Hexen denken: „Tückenlebern, Judennaſen!“ Es iſt alles darin, es fehlt nichts, und die Pracht, die ganz eigenthümlich künſtliche Einrichtung des Decorationsweſens umfangen uns wie ein toller Mährchentraum. Aber ich ſagte doch, aus voller Seele aufathmend: „Gottlob, daß es vorbei iſt!“ als wir auf die Straße kamen und ich mich von dem wüſten Hexenſpuk dieſes Durcheinanders befreit fühlte; denn daß ich die Fortſetzung nicht ſehe, verſteht ſich von ſelbſt. — Wie ein Volk, das die Rachel in antiken Rollen ſieht und zu ſchätzen verſteht, ſolches Machwerk ertragen kann, iſt kaum zu erklären, wie denn überhaupt die Manierirtheit der Franzoſen in der Kunſt auffallend bleibt.

Wir waren am Morgen im Louvre, wo die Kunſtausſtellung eröffnet worden. Da man den Grundſatz der Freiheit auch auf den Salon ausgedehnt hat, ſo enthält der Katalog mehrere tauſend Nummern. Jeder, der ein Stück Leinwand zum eigenen Vergnügen mit Farben überſtrichen, hat es zur Ausſtellung geſendet, und neben den Werken erſter Meiſter kommen Bilder vor, wie ſie über Reitbuden, Menagerien und Wachsfigurenkabinetten hängen. Wir waren ſpät angelangt, das Gedränge war ſehr groß; wir mußten uns alſo begnügen, einen Gang durch die ſchönen Säle zu machen, hie und dort flüchtig mit dem Auge verweilend, wo Schönes lockte.

Zum Schluſſe kamen wir in die Säle der Skulptur, und eilten die Statuen Kleſſingers zu ſehen. Es ſind deren zwei ausgeſtellt, und man hat ſie uns im höchſten Grade geprieſen. Kleſſinger, der mit einer Tochter von Georg Sand verheirathet iſt, machte durch eine nackte Frauengeſtalt, welche er vor ein paar Jahren geliefert, großes Aufſehen. Auch dießmal hat er wieder nackte Frauenbilder geſchaffen. Die eine war ſo von Beſchauern umringt, daß wir ſie gar nicht ſehen konnten, denn ſie iſt liegend dargeſtellt. Wir wendeten uns alſo zu der andern — und mit Schrecken, mit Widerwillen davon ab.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Oeſterreich und Preußen.

Oeſterreich hat dieſe Woche hier bei der Kaiſerfrage einen moraliſchen Sieg errungen, der höher anzuſchlagen iſt, als mancher Sieg auf dem Schlachtfelde, denn er zeigt, wie mit viel tauſend Fäden Oeſterreich mit Deutſchland verwoben iſt, die es nicht zerreißen kann, ohne ſein und Deutſchlands Leben zu gefährden. Preußen, eine ganz deutſche Macht, die für Deutſchlands ſittliche und politiſche Entwickelung und Größe ſo Vieles gethan, hat, wie wir dieſe Woche in der Paulskirche geſehen haben, bei weitem nicht ſo viel Sympathien in Deutſchland als Oeſterreich, und ſollte auch, was dieſe Woche mißlang, in einigen Monaten dennoch gelingen, ſollte die Nation Preußens König die Kaiſerkrone darreichen, ſo geſchähe es nur durch die Macht der Verhältniſſe, nicht durch den Drang des Herzens. Hundertfach konnte man bei der Kaiſerdebatte im Parlament Aeußerungen folgenden Inhalts vernehmen: „Ich möchte Oeſterreich an die Spitze Deutſchlands geſtellt ſehen, damit dieſer Staat ſeine undeutſche Eigenthümlichkeit einbüße und deutſch werde.“ Andere betheuerten, „ſie ſtimmen nur deßwegen gegen das erbliche Kaiſerthum, weil ſie ſich ein ſolches mit der preußiſchen Krone verbunden gar nicht denken könnten;“ noch Andere riefen

„Entweder das alte österreichische Erbkaiserthum oder den republikanischen Präsidenten!“ Ja die Bayern gestanden, ihre Geschichte sey voll bitterer Erinnerungen an Oesterreich, und doch neige sich ihr Herz diesem Lande zu und nur mit Widerwillen würden sie sich einem Oberhaupte unterordnen, das aus einem andern als aus dem Hause Habsburg-Lothringen stammt. Freilich kommt bei den Bayern auch die religiöse Sympathie in Frage; sie halten sich ferner, wenn das Band mit Oesterreich zerrissen ist, an ihrer Grenze für schutzlos, sie glauben ihre materiellen und sittlichen Interessen gefährdet, sie meinen, wie der Tiroler Beda Weber sagte, Bayern und ganz Süddeutschland werde eine Domäne der Ostseeküste, wenn Preußen die Oberhand in Deutschland hat. Aber wenn es bloß die Sonderinteressen wären, die für Oesterreich und gegen Preußen in der Paulskirche ihre Stimmen erhoben, wie kommt's, daß auch so viele württembergische und hannoversche Abgeordnete, die doch nicht durch materielle, religiöse und territoriale Beziehungen zu Oesterreich hingezogen werden, so lebhaft gegen das preußische Erbkaiserthum protestirten? Es herrscht ein Mißtrauen gegen Preußen, das man weit eher fühlt, als begründen kann. Die Einen fürchten von Preußen für das besondere Leben nicht ihrer Dynastie, sondern ihres Stammes; sie meinen, Preußen wolle ganz Deutschland preußisch machen und die Stammeseigenthümlichkeiten ausrotten. Andere fürchten von der preußischen Staatsreligion, gegen welche keine Grundrechte Garantie genug geben, wenn der König seine alten religiösen Vorstellungen auf den Kaiserthron mitbringt. Noch Andere fürchten die militärische Autokratie Preußens, die sich niemals aufrichtig dem reinen Constitutionalismus oder gar der demokratischen Richtung unterordnen könne und immer wieder zu dem Punkte zurückkehren werde, von dem sie ausgegangen ist, zum Absolutismus. Endlich gibt es eine vierte Partei, die sich an Englands Handelsinteresse verkauft sieht, wenn mit dem preußischen Kaiserthum das preußische Freihandelsprincip in Deutschland triumphirt.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Akademische Wahlen. — Der geographische Verein.

Ein ächt französisches Tagesereigniß hat ein wenig Leben in die Tageblätter gebracht, die akademischen Wahlen. In der Académie française war der geniale Chateaubriand zu ersetzen, und außerdem ein Schriftsteller Namens Vatout, von dem Ludwig Philipp die Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern beschreiben ließ, und der dazu auch sehr befähigt war. Die betreffenden Schriften Vatouts werden für Künstler und das kunstliebende Publikum von Interesse bleiben; an einigen soll Ludwig Philipp selbst Hand angelegt haben. Vatout hatte sich lange um einen Platz in der Académie française beworben; endlich wurde er gewählt, aber ehe er seinen Lehnstuhl einnahm, trat die Februarrevolution ein; der König mußte flüchten, und Vatout, sein Bibliothekar, hielt sich für verbunden ihm zu folgen. Der Mann überlebte aber nicht lange den Sturz des königlichen Throns, er starb zu Richmond, wo sich die geflüchtete königliche Familie einstweilen aufhielt. Es handelte sich also davon, Chateaubriand und Vatout zu ersetzen. Die Tageblätter schlugen zu Akademikern die Romanschreiber vor, mit denen sie in Verbindung stehen. Besonders nachdrücklich behauptete das Victor Hugo'sche Blatt l'Evènement, die Akademie müsse nothwendig Alexander Dumas, Balzac oder einen andern beliebten Feuilletonschriftsteller wählen. Aber zur allgemeinen Ueberraschung warf die Akademie ihre Augen auf keinen dieser Poeten, sondern wählte zwei vornehme Herren, den vormaligen Herzog v. Noailles und den Herrn v. Saint-Priest, ganz wie zur Zeit Ludwigs XIV. oder XV., wo für die Hofleute beinahe die Hälfte der akademischen Stellen offen blieb, weil man glaubte, dieselben seyen nöthig, um den Studengelehrten zu zeigen, wie man schön französisch spreche. Man glaubte damals, in der Stadt werde nicht so gut gesprochen als zu Versailles oder Marly. Obgleich man nun heutzutage aus diesem Grunde keine Hofleute in die Akademie aufzunehmen braucht, so hat sie doch den alten Gebrauch nie ganz aufgegeben, und zwar keine Hofleute mehr als solche, wohl aber dann und wann sogenannte vornehme Herrn aufgenommen, wenn sie sich einigermaßen als Redner oder Schriftsteller ausgezeichnet hatten. Aber nach der Februarrevolution, welche den Adel rein weggewischt, den Hof vernichtet und Freiheit und Gleichheit als Staatsgrundsatz aufgestellt hat, hätte man nicht geglaubt, daß eine Akademie es wagen würde, trotz des Republikanismus alle Schriftsteller bei Seite zu lassen und zwei Adelliche zu Mitgliedern zu wählen. Beide sind allerdings auch Schriftsteller. Der Herzog v. Noailles, jetziger Besitzer des Gutes Maintenon, hat das Leben der Frau v. Maintenon geschrieben und ihre Briefe gesammelt. Die Biographie ist noch nicht vollendet und die Briefsammlung soll auf Kosten des Vereins für vaterländische Geschichte erscheinen. Auch hat de Noailles einige Reden in der Pairskammer gehalten; er kann also als homme de lettres gelten. Auch Saint-Priest ist Verfasser einiger historischen Schriften, unter andern über die Revolutionen in Neapel. Aber sicher kann sich keiner von beiden an literarischer Bedeutung mit einem Dutzend beliebter Schriftsteller messen, deren Schriften in ganz Europa gelesen werden. Der Schritt der Académie française ist also ein sehr auffallender. Einige Tageblätter, vorzüglich das Victor Hugo'sche Evènement, dringen daher auch auf eine Reform der Akademie und verlangen, die gesammte Gelehrtenzunft solle die Mitglieder derselben wählen. Uebrigens ist es zu bemerken, daß nur die Académie française so sonderbar wählt; in den andern Akademien, wo es auf wissenschaftliches Verdienst ankommt, fallen die Wahlen besser aus. — Der geographische Verein hielt in diesen Tagen nach langer Zeit wieder eine öffentliche Sitzung. Es geht diesem Gelehrtenvereine wie vielen andern: seit der Februarrevolution sind sie in's Stocken gerathen; die Sitzungen werden wenig besucht und die Geldbeiträge, durch die sie bestehen, gehen sehr spärlich ein; sie leisten daher auch wenig und harren auf ruhigere Zeiten. Im Fache geographischer Entdeckungen ist wenig geschehen. Es wurde der Tod Homaire de Hells angezeigt, der nach einer ersten glücklich vollendeten und seitdem ausführlich beschriebenen Reise in's östliche Europa eine zweite in's westliche Asien unternommen hatte. Der geographische Verein ist aber so wenig von den Umständen seines Todes unterrichtet, daß er nicht einmal weiß, an welchem Orte und wie der Reisende umgekommen ist. Ferner wurde des um die alte Erdkunde so hoch verdienten Letronne gedacht, den die französische Gelehrtenwelt am Schluß des vorigen Jahres verloren hat. Die Akademie der Inscriften hatte keinen tüchtigern Forscher im Fache der Philologie und Alterthumskunde als ihn. Er lag zwar zuweilen im Streit mit manchen seiner Collegen, und war ein wenig derb in seinen Aeußerungen, wenn man seine Ansichten bestritt; aber meist hatte er Recht in seinen Behauptungen, denn sie gründeten sich auf tiefe Forschung. Er hätte noch viel Tüchtiges leisten können, denn er war erst 53 Jahre alt und äußerst fleißig.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 37. Montag den 12. Februar 1849.

Liebeswuth,
Weinesgluth
Raub im Blick,
Sträubt das Haar.
Goethe.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

(Fortſetzung.)

Es iſt eine berauſchte, nein, eine betrunkene Bacchantin — auch das iſt noch nicht der Ausdruck für dieſe Statue, für dieſen Zuſtand. Adolf Stahr ſezt in ſeinem Werke über Italien vortrefflich auseinander, wie die alten Meiſter, Rafael, Tizian und deren Zeitgenoſſen, chriſtliche oder heidniſche Mythe als Deckmantel benutzen müſſen, um das rein Menſchliche, das ſinnlich Berechtigte darzuſtellen. Hier aber wird die heidniſche Mythologie angewendet, um unter ihrer Aegide das Unberechtigte, das Unſchöne der geſunden Menge aufzudringen, welche ſich ſonſt widerwillig davon abwenden würde.

Keine Spur von der jubelnden, friſchen Lebensfülle der Bacchantinnen des Alterthums, die ſelbſt da, wo der Geiſt des Weines ſie übermannt und ſie in die Arme eines Fauns ſinken, nie unſchön werden. Es iſt nur ein leichter Rauſch, vom Weine erzeugt, der die Lebensluſt bis zur Ekſtaſe ſteigert und den Bacchantinnen in der Glückseempfindung des Daſeyns jubelnde Päane des Dankes für das Geſchaffenſeyn erpreßt. Man kann die jüngſten Mädchen hinführen vor die große Vaſe in der Villa Aldani zu Rom, auf der ein Bacchanal dargeſtellt iſt, ohne ihr weibliches Empfinden zu verletzen, ohne ihnen einen andeen Eindruck zu geben, als den freudigen Genuß der reinſten Schönheit. — Dieſe Bacchantin aber iſt ein trunkenes, zügelloſes Weib, das in bewußtloſer Unſchönheit niedergeſunken, den ſchönen Körper zu ungefälligen Linien verdreht. Bruſt und Leib ſind ſo gehoben, der Nacken ſo zurückgeworfen, daß man von der einen Seite den Kopf gar nicht entdeckt. Wahrhaft empörend iſt dieſe Darſtellung und ein Verbrechen gegen die Reinheit der Kunſt. Wie mag nur George Sand das anſehen! und wie kann das die franzöſiſche Kritik loben, ein ſo gebildetes Volk wie die Franzoſen es bewundern! — Sie ſind Idealiſten, denn ſie gründen eine Republik, ſie ſtellen die Idee der Freiheit in der Wirklichkeit her. Wie können ſie die Kunſt ſo mißbrauchen laſſen? Wer das Ideal in einer Richtung erkennt, muß es nach allen Richtungen verſtehen und ehren, und dieſe Ehrfurcht vor dem Ideal wird die Religion der Zukunft ſeyn.

17.

Paris, 22. März.

Endlich Nachrichten aus Berlin! Geſtern Abend ſpät ſind die erſten ſichern Berichte eingetroffen. Mirosławski im Triumphe durch die Stadt getragen — Kanonenſchüſſe, Volksmord in der chriſtlichen Hauptſtadt des chriſtlichen Staates, unter den Augen des Königs! Der weiße polniſche Adler und die rothſchwarz-goldene Fahne zugleich emporflatternd zum Lichte aus langer Knechtſchaft! Man jubelt auf und denkt mit tiefem Schmerze an all die Opfer der Unterdrückung, welche in Nacht untergingen, ehe dieſes Morgenroth der Freiheit über die Erde leuchtete. — Wie iſt man angſtvoll in der Trennung! Die Ferne hat etwas Entſetzliches und es iſt mir ein großer Schmerz, daß ich fern bin in dem erſten großen Augenblicke, den die Geſchichte Deutſchlands bietet, ſeit ich denken kann.

Was wird die nächste Zukunft ſchaffen in Deutſchland, in Preußen? Es gibt gewiſſe Dinge, welche Volk und König einander nie verzeihen, nie vergeſſen können. Eine wirkliche Ausſöhnung zwiſchen unſerem mittelalterlich monarchiſchen Könige und der Idee der Volksfreiheit iſt ſo unmöglich, wie die Herſtellung einer innerlich zerſtörten Ehe, und ein Volk ſoll kein Scheindaſeyn führen.

Wir leben in einer Zeit, welche mit der Vergangenheit bricht. Es heißt den Kampf verlängern, wenn man nicht allen Schutt des Zuſammengeſtürzten forträumt. Das wird viel Noth, viel Mühe machen, Mancher wird obdachlos oder unter den Trümmern verſchüttet werden, Mancher der nothwendigen Arbeit des Neubaus erliegen. Denn es bleibt nicht bei den politiſchen Umgeſtaltungen; die ſociale Revolution bricht unaufhaltſam herein. Das hat etwas furchtbar Beängſtigendes. Es iſt ein Entſetzen, ſo wie wir auf der Wetterſcheide der Weltgeſchichte zu ſtehen, zwiſchen dem Tode der Vergangenheit und der Geburtsſtunde der Zukunft — und doch mußte dieſer Augenblick kommen! Es war eine Ungerechtigkeit, eine Lüge in der Welt, denen ein Ende gemacht werden mußte, weil die Menſchheit beide zu fühlen begonnen hatte. Wer weiß, ob die große ſociale Reformation nicht gerade in Deutſchland zur Vollendung kommt, wie einſt die religiöſe Reformation, die ja auch ihre Vorgänger in allen romaniſchen Ländern gehabt hat!

Heute Morgen hat uns Heine beſucht; ſein deutſcher Diener führte ihn bis in unſer Zimmer. Er iſt ſehr erſchüttert durch die Ereigniſſe. „Ich wollte," ſagte er, „ſie wären früher oder ſpäter gekommen; denn ſie in meinem Zuſtande erleben zu müſſen, iſt um ſich todt zu ſchießen." — Wir ſprachen von Attateoll und ich erzählte ihm, wie uns die Stelle beluſtigt: „Auch die Juden ſollen künftig volles Bürgerrecht genießen; nur nicht tanzen auf den Märkten! Dieſes Amendement, ich mach' es im Intereſſe meiner Kunſt." — Er verſicherte, dieß ſey ein Zug, den er aus dem Leben genommen. Er habe in ſeiner Jugend in Göttingen einen ſehr vernünftigen, durchaus liberalen Apotheker gekannt, der immer ganz ernſthaft ausgeſprochen habe, die Juden müßten volle Gleichſtellung erlangen und Alles werden können, nur nicht Apotheker.

Nachher ſprach er von ſeinem Leben und nannte es ein glückliches. Wie ſchön iſt das, wie ſelten hört man das von einem Manne, dem doch ſo vielfach Unrecht geſchehen iſt! Er ſagte: „Ich habe ſo viel Glück gehabt, daß ich eigentlich nie ehrgeizig war; das höchſte Glück! Ich habe eine ſeltene Frau, die ich unausſprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eiferſucht, in unwandelbarem Verſtändniß und in vollſter Freiheit. Kein Verſprechen, kein Zwang äußerer Verhältniſſe band uns aneinander. Ich erſchrecke jetzt in meinen ſchlafloſen Nächten noch oft vor dieſer Seligkeit; ich ſchauere entzückt zuſammen vor dieſer Glücksfülle. Ich habe oft über ſolche Dinge geſcherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernſthaft darüber gedacht: die Liebe befeſtigt kein Miethkontrakt, ſie bedarf der Freiheit, um zu beſtehen und zu gedeihen."

Nachher gedachte er ſeiner großen, unzerſtörbaren Lebensluſt. „Sie kommt mir ordentlich ſpukhaft vor bei meinen Leiden. Meine Lebensluſt iſt wie das Geſpenſt einer zärtlichen Nonne in alten Kloſtermauern; ſie ſpukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!" — „Warum wählen Sie ſolch ſchauriges Bild? Es war in Ihnen ſo viel geſundes Heidenthum, daß die Götter einem Dichter wie Ihnen bis zum letzten Athemzuge Daſeynsfreude gönnen müſſen." — „Ach die Götter! Die heidniſchen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geſchieht; ſo etwas thut bloß unſer alter Jehovah! Selbſt die Lippen, mit denen ich ſo vergnügt geſungen und geküßt, ſind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich ſtündlich an meinen Tod denken muß, oft ſehr ernſte Geſpräche mit Jehovah in der Nacht, und er hat mir geſagt: „Sie dürfen Alles ſeyn, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialiſt, nur kein Atheiſt."

Da kam die Rede auf die perſönlichen Verhältniſſe von George Sand und Rachel. Mit einemmal fing er an zu lachen. „Da muß ich Ihnen eine meiner heiterſten Geſchichten erzählen. Als ich vor Jahren Rachels perſönliche Bekanntſchaft machen ſollte, hatten mich Freunde dazu meilenweit auf das Land geſchleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man ſetzt mich an einen Tiſch, es erſcheint Papa Rachel, Mama Rachel, la soeur Rachel, le frère Rachel." — „Wo iſt Rachel?" fragte ich. — »Elle est sortie.« hieß es, »mais voilà toute sa famille!« Und nun lache ich, daß Alle denken, ich habe den Verſtand verloren. Mir fiel nämlich die Anekdote ein von dem Manne, der ausgeht ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu ſehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abſtammen ſollte. Als er anlangt und fragt: „wo iſt das Ungeheuer?" antwortet man ihm: „wir haben es in das Muſeum geſchickt, aber hier iſt der Karpfen und das Kaninchen; überzeugen Sie ſich ſelbſt." — Ich werde mein wahnſinniges Lachen und das Erſtaunen der civiliſirten Franzoſen nie vergeſſen."

So plauderten wir lange; Heine war ſehr angeregt, ſehr heiter, kam aber immer auf den Ernſt der Zeitfragen zurück, und ich hätte die reinſte Freude an dieſer Stunde gehabt, wäre er nicht ſo leidend, müßte

man nicht immer denken, daß dieser liebenswürdige, heiter spielende Geist, der doch so tiefsinnig seyn kann, vielleicht nur zu bald nicht mehr ist. Sein Wesen und seine Werke sind vollkommen identisch und die Originalität seines mündlichen Ausdrucks ganz seiner Schreibweise gleich. — Als er fortging, verhieß er uns wiederzukommen, sobald er wohl genug sey, und wir versprachen ihm jede Nachricht aus Deutschland mitzutheilen, die wir erhalten würden.

Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Wie in den Zimmern jener alten Fee im Mährchen öffnete sich eine Kammer nach der andern, und alle waren mit seltsamen Sächelchen gefüllt, von denen man nicht wußte, was sie bedeuteten und zu welchem Zweck sie dienten. Der Wirth erklärte und deutete. Da gab es Krystallkugeln, Hohlspiegel, fratzenhafte Bilder, dazwischen wieder eine schöne Büste in Marmor, eine wohlerhaltene kostbare Antike, ein wirklich werthvolles Bild. Auf zahllosen Tischen und Tischchen war das alles aufgestellt, und einzelne Gruppen von Merkwürdigkeiten trugen Zettel, auf denen irgend ein Vers, ein tiefsinniger Gedanke, ein aphoristisches Citat aufgeschrieben war. Auf einem Haufen seltener Muscheln lag eine Sentenz, die die Tiefe und das Geheimnißvolle des Meeres pries und daran erinnerte, daß die Göttin der Schönheit aus ihm emporgestiegen. Eine Krystallkugel prunkte mit einem Kantischen Lehrsatz, der eben so klar und von eben so kostbarer Form war wie der Krystall. Aber viele Dinge hatten mit ihren Zetteln nichts gemein, der Zettel existirte für sich, die Merkwürdigkeit ebenfalls. Der allegorisirende Witz des Grafen hatte sich bald erschöpft und er vertheilte seine Zettel auf gut Glück.

Aus dem ersten Gemach, das lediglich mit „Raritäten" gefüllt war, deren Anblick ermüdete, kam man in die sogenannten historischen und geographischen Räume. Dieß waren Gemächer, in denen es aussah, als hätte eben ein Indianerfürst, oder ein Pascha, oder ein Chinese sie verlassen. Ueberall auf Stühlen und Tischen, in absichtlicher Unordnung, die aber in den Augen des Sammlers eine streng eingehaltene Ordnung war, lagen Waffen, Kleidungsstücke, Geräthe, Schreibmaterialien, Toilettengegenstände u. s. w. „Der Mann ist eben ausgegangen," sagte der Graf und lächelte geheimnißvoll; „wir wollen uns rasch im Zimmer umsehen, ehe er wieder kommt. Doch deßhalb keine Unruhe, meine Damen; wir hören den Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster im Hofe, das Schreien der gezüchtigten Sklaven, die Commandoworte lange vorher, ehe wir gewärtig seyn müssen den Gebieter hier eintreten zu sehen." Bei diesen Worten warf der schalkhafte Graf einen Blick in den Hof, wo ein einsamer kleiner Springbrunnen plätscherte und eine Aloe blühte. Aber man hatte gut sehen, der Indianerhäuptling kam nicht. — Im Chinesenzimmer dasselbe Mährchen. Da war es der Mandarine Tim-sum-ho, der sich nur auf einem kleinen Spaziergang nach seinem Harem befinde und nothwendig gleich zurückkommen müsse, wo dann das Geklingel der Glöckchen an seinem Kaftan ihn ankündigen werde. Auch Seine Excellenz der Mandarin kamen nicht, und man hatte vollständig Zeit ein chinesisches Bett, vor dem eine Sklavin aus Pappe und behängt mit Glaskorallen, Wache hielt, zu betrachten. Das Bett und seine alten morschen Hüllen hauchten einen Modergeruch aus, der die Phantasie mit Bildern von Tod und Vergänglichkeit erfüllte, während sie mit ganz andern Vorstellungen hätte erfüllt seyn sollen. Die Garderobe des Mandarin war bis auf die unbedeutendsten Details vorhanden und eben so genial unordentlich im Zimmer verstreut, wie der Federschmuck, die Bastschürze, das Beil des Häuptlings. Die Leute mußten keine Kammerdiener gehabt haben.

Hatte man diese historisch-geographischen Zimmer hinter sich — und man eilte sie bald hinter sich zu bekommen, weil nichts so sehr langweilt als Federn zu sehen, in denen die Motten sich eingenistet haben, oder einen Seidenstoff zu betasten, der in der Hand zu zerfallen droht, und dabei eine Flut barbarischer, fremder Namen und Ausdrucksweisen an das Ohr schlagen zu lassen — so gelangte man in ein kleines Zimmer nach dem Hofe, in welchem die ganze Dekoration antiken Mustern entlehnt war. Hier gab es Sopha's, auf die man sich nicht setzen konnte, und Stühle, die nicht darauf eingerichtet waren, daß man auf ihnen hätte Platz nehmen sollen. Gleichwohl hatten diese unnützen Möbeln ein sehr gelehrtes Ansehen. Daß die Wand ebenfalls in diesem Style bekleidet oder bemalt war, läßt sich denken; aber neben dem, was hier nutzlos oder verfehlt war, gab es Einiges, was in der That den Beschauer fesselte und erfreute. Es waren dieß ganz treffliche kleine Skulpturen und ganz artige Mosaiken. Hier hatte das Auge des wahren Kenners gewaltet, nicht bloß der spielende Sinn des Sammlers. Wäre das Zimmer nicht so klein gewesen und hätte man nicht bei jeder Wendung sich an irgend einer antiken Möbelecke gestoßen oder auf eine am Boden liegende Papyrusrolle getreten, so hätte man hier ganz gerne verweilen

Digitized by Google

können. Der Wirth bemerkte, so ungefähr könne man sich Ciceros Arbeitszimmer vorstellen; allein Cicero hätte eine drei Fuß hohe Puppe seyn müssen, wenn er mit Bequemlichkeit auf diesem Sopha ruhen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.
(Schluß.)

Die Grundrechte.

Wenn auch alle diese Befürchtungen übertrieben sind, um so mehr, als die deutsche Verfassung Garantien genug gegen diese Gefahren bietet, so ist doch nicht zu läugnen, daß etwas Wahres daran ist, und daß die Gegner Preußens nicht lauter Gespenster sehen. Ist es aber unter solchen Umständen nicht natürlich, daß man lieber dem Erbkaiserthum ganz entsagen und seine Zuflucht zu Regierungsformen nehmen zu müssen glaubte, die die Einheit zwar weniger stützen, aber auch weniger Gefahren für die südliche Hälfte Deutschlands mit sich führen? So kam es, daß Directorium, Turnus und Wahlkaiserthum bei all ihren Schwächen und Mängeln mehr warme Lobredner in der Paulskirche fanden, als die vielgepriesene Erbmonarchie, ja daß man lieber sich entschloß, vorerst nichts zu beschließen, als daß man sich bewegen ließ, die ehewürdige deutsche Kaiserkrone in eine Hand zu legen, die mehr geneigt als berufen ist dieses Kleinod zu erfassen. Hätte Oesterreich nicht freiwillig sein Verhältniß zu Deutschland gelockert und der österreichischen Einheit aufgeopfert, gewiß wäre diese Woche in der Paulskirche wieder da angeknüpft worden, wo die deutsche Geschichte im Jahr 1806 einen Einschnitt erhielt.

Das „Fest der Grundrechte," das hier in Frankfurt am glänzendsten hätte gefeiert werden sollen, war beinahe von gar keinem Belang. Und warum? Weil man hier am besten einsieht, daß die gewährleistende Stütze dieser Grundrechte, die Centralmacht, für jetzt noch ganz und gar nicht vorhanden ist, und daß die Schöpfung derselben der Verkündigung der Grundgesetze durchaus hätte vorhergehen müssen. Freilich sagt man, diese Grundrechte werden von einer moralischen Macht getragen, die im Volk liegt. Allein wir sehen, daß eben dieses Volk bald an diesem, bald an jenem Abschnitte der Grundrechte etwas auszusetzen hat; den einen ist das Verhältniß der Kirche zur Schule und zum Staat nicht freisinnig genug oder zu freisinnig ausgefallen, andern genügen die Bestimmungen über die Befreiung von Grund und Boden nicht, der dritte kann das ungehinderte Ansiedelungsrecht nicht verdauen, jeder schwärmt für die Freiheit wie er sie wünscht. So lange demnach kein Machtgebot es durchsetzt, daß diese Grundrechte ganz so wie sie sind, unbedingt und unverweilt in's Leben übergehen, so lange bleiben dieselben nicht viel mehr als fromme Wünsche. Hier in Frankfurt hat der Senat zwar seine Schuldigkeit gethan und die gesammten Grundrechte verkündigt, doch nicht ohne die Verkündigung mit dem Seufzer zu begleiten, daß das darin ausgesprochene freie Ansiedelungsrecht große Gefahren mit sich führen werde. Das ist in der That der Punkt, an dem sich ganz Frankfurt stößt und der wohl auch Schuld ist, daß das Fest der Grundrechte hier beinah gar nicht gefeiert wurde. Frankfurt war bisher für jeden Deutschen fast wie mit einer chinesischen Mauer umschlossen und man fühlte sich wohl bei dieser Absperrung. Kommen durfte Jeder, der Geld nach Frankfurt brachte, in den Miethshäusern war Jeder willkommen und blieb auch von der Polizei so ziemlich ungeschoren. Ließ sich's aber eine Familie einfallen, sich eine Privatwohnung zu nehmen, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und ein häusliches Leben einzurichten oder gar ein Gewerb zu treiben, das irgend einen Frankfurter beeinträchtigen oder auch nicht beeinträchtigen mochte, so wurde sie alsbald von allen Seiten scheel angesehen, von der Polizei beobachtet, mit Cautionsleistungen behelligt und bei der unbedeutendsten Veranlassung ausgewiesen. Der Fremde mußte sich mit einem Frankfurter associren, wollte er irgend einen Erwerbszweig in der Freistadt betreiben, d. h. er mußte die Hälfte des Gewinns einem Eingebornen überlassen; der Handwerker aus der Nachbarschaft mußte alle möglichen Defraudationen ersinnen und durchführen, wollte er in der freien Stadt einige Kunden versorgen. Das alles soll nun auf einmal aufhören; es soll jedem Deutschen vergönnt seyn, aus der Stadt, die aus ganz Deutschland Nutzen zieht, auch einigen Nutzen zu ziehen; jeder redliche, erwerbsfähige Deutsche soll das Recht haben, in dem reichen Frankfurt sich häuslich niederlassen zu dürfen, wenn er auch keineswegs ein „Frankfurter Kind" ist; die edle „Zunft" und die theuern „Permissionen" sollen aufhören, die bisherigen Frankfurter Heloten, Beisaßen und Juden genannt, sollen plötzlich in ordentliche Frankfurter Staatsbürger metamorphosirt werden, und der Offenbacher Schuhmacher soll ohne Furcht und Ehrfurcht vor der Polizei einen stockfrankfurter Fuß beschuhen und bestiefeln dürfen. Das ist zu viel auf einmal, solche kühne Gedanken wären in Jahrhunderten in Frankfurt noch nicht aufgetaucht. Und solche privilegienmörderischen Rechte soll man in Frankfurt feiern? Nimmermehr! Daher blieb es am Abend des 21. Januar in Frankfurts Gassen dunkel und düster, trotz dem daß das Montagskränzchen Illumination angesagt hatte; keine Fahne flatterte, kein Festzug, keine Musik, kein Festessen. Nur im Lokal des Montagskränzchens hielt der Frankfurter Republikanismus Reden, lobte die Grundrechte als das Minimum der Freiheit, mit dem man einstweilen zufrieden seyn müsse, bis bei günstiger Gelegenheit das Maximum erlangt werden könne. Nur im prosaischen Sachsenhausen, das seiner Schwesterstadt Frankfurt die bittersüße Last der Grundrechte und ihre Folgen herzlich gönnt, wurden Lieder gesungen und Toaste auf das erste deutsche Parlament ausgebracht, das Deutschland mit den Grundrechten beschenkt. Der Kern der Bevölkerung aber that nichts und feierte nichts; die Herren gingen heute zu Ehren der Freiheit eine Stunde früher schlafen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. Dienstag den 13. Februar 1849.

Spectatum admissi risum teneatis. —
Horat.

Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Die Wanderung ging weiter. Man gelangte nun in Zimmer, die mit Muscheln verziert waren und Grotten bildeten, in dem Geschmack, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich in den Fürstenpalästen aufkam. Hier gab es nun Spiegelwände und Gruppirungen von Tropfsteinbildungen, ferner eine kleine Caskade mit stets plätscherndem Wasser, und in heißen Sommertagen mochte dieser kleine Salon sein Angenehmes haben. Allein auch hier war nirgends ein Platz zum Sitzen, man hätte denn auf einer Moosbank von gerupfter Seide, in der einzelne künstliche Thautropfen aus Glaskorallen eingestreut waren, sich niederlassen wollen. Allein welch peinliches Sitzen war das! Glaubte man auch nicht wirklich naß zu werden, log das Moos nur eine Feuchtigkeit, die es nicht hatte, so war die Bank doch so klein und stand in einem so düstern Winkel, daß nur die größte Ermüdung einen armen Merkwürdigkeitenjäger dahin gebracht hätte, hier Platz zu nehmen. In diesem Salon befand sich eine sehr gute Copie der mediciischen Venus in tadellosem Marmor. Dieses Kunstwerk war in der That vortrefflich, und die zahllosen Spiegel der Wände warfen das Bild der schönen Göttin einander wie in heiterem Spiele wohlgefällig zu. Der Graf stellte sich an das weiße Bein der Venus, und sein wunderliches, halb schalkhaftes, halb ernstes graubärtiges Antlitz guckte auf die Beschauer, sich an dem Eindruck weidend, den all die Herrlichkeit auf seine Gäste machte.

Aus diesem Muschelgrottensalon trat man in den Hausgarten; dieser war sehr klein, wie die Stadtgärten gewöhnlich sind, und damit hatte man die Wanderung vollendet. Nun kehrte man noch hie und da zu einem hübschen Kunstwerk zurück, um dieses sich näher zu betrachten. Die Perle der ganzen Sammlung war unstreitig ein höchst werthvolles Gemälde, das später das königliche Museum in seine Säle aufnahm, ein alter Kopf von Denner, mit jener bewundernswerthen minutiösen Ausführlichkeit und der Feinheit und Sauberkeit des Pinsels gemalt, wie sie diesem Meister ganz eigenthümlich sind. Die Kupferstichsammlung des Grafen war sehr voluminös, aber nicht werthvoll; man müßte denn eine ganze Masse skabröser Bilder indischen und chinesischen Ursprungs, zum Theil auf Papier aus Pflanzenstoffen gemalt, hoch anschlagen; die Glasgemälde waren nicht sonderlich. Der Graf war nun einmal ein Freund des Trödelkrams, und man sah ihn oft die Stadt durchwandern, um in einer jener unterirdischen kleinen Buden zu verschwinden, wo Gerümpel aller Art feilgeboten wird. Da kam er denn wieder an die Oberwelt mit einem werthvollen Stücke, einem schön geschliffenen Glase, oder einem alten Bilde, meistens jedoch sah man ihn erscheinen, Arme und Taschen voll gänzlich werthlosen Krams. Er selbst hatte keine Kritik und keine Kunstbildung, er raffte nur auf, was ihm seltsam und ungewöhnlich erschien; seine Freunde machten ihn auf das wahrhaft Gute aufmerksam.

Dieser Mann, wie er von der Welt isolirt gelebt hatte, starb eben so isolirt. Sein Kammerdiener und seine Hunde, sein Papagei und seine Köchin waren Zeugen seiner letzten Augenblicke, und zwar

Digitized by Google

hatte er sich seinen Tod durch einen zu stark gewürzten Hummersalat zugezogen; denn er war nicht allein Gutesser, sondern auch Vielesser, und in seinem einsamen Tageslauf bildeten Mittags- und Abendmahlzeit die Glanzpunkte. Vor langen Jahren hatte er noch Besuche gemacht und Gesellschaften gegeben, allein die unbezähmbare Klatschhaftigkeit der Frauen, wie er mir einmal gestand, hatte ihn fast auf allen menschlichen Verkehr verzichten lassen. Fand er etwa diese Klatschhaftigkeit in Berlin besonders groß und weit verzweigt? Es scheint beinahe, aber er mochte Berlin nicht verlassen, weil er daselbst sein Haus und seine Sammlung hatte und beides nicht veräußern wollte.

Dieser Sonderling bringt mich auf einen andern, und zwar auf einen fürstlichen, auf den Herzog August von Gotha. Es ist über diesen seltsamen Mann noch sehr wenig veröffentlicht worden, und doch verdient er in mancher Beziehung in den Bereich wenigstens der Memoirenliteratur gezogen zu werden, denn er war ein Original, wie sie die Salons der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts nicht eben häufig bieten. Im Zusammenstoß Deutschlands mit dem Helden des Jahrhunderts, mit Napoleon, unter den gewaltigen Ereignissen, die das Erscheinen und den Fall des großen Mannes begleiteten, verschwand die scurrile und geistvoll barocke Persönlichkeit dieses kleinen deutschen Fürsten, der auf seinem Schlosse zu Gotha wie ein Prinz aus Tausend und einer Nacht lebte. In meinen Roman „Jena und Leipzig" habe ich ihn als erkennbares Porträt einzuflechten gesucht, allein es ist wahrlich der Mühe werth, daß der Beobachter und Schilderer der Sitten und Zeiten sich ernstlich dieses Stoffes bemächtige. Hier nur einige Züge, Pinselstriche zu einem künftigen Gemälde.

Wie der Graf, den wir eben geschildert haben, lebte auch der Herzog einsam; seine Mitwelt ärgerte oder ennuyirte ihn. Den großen Goethe, den er am benachbarten Hofe von Weimar sah, hielt er für einen langweiligen deutschen Pedanten, und Goethe, zum Dank dafür, hielt den Herzog für einen Narren. Die Complimente, wie man sieht, waren auf beiden Seiten ziemlich gleich vertheilt. Beide irrten sich in einander. Wenn Goethe in einer Abendunterhaltung bei der Baronin von Heyendorf zwei bis drei Stunden hintereinander von den Gebirgsschichten sprach, von Quarz, Glimmer und Granit, so gähnte der Herzog und hatte nicht Unrecht, wenn er behauptete, Goethe sey ein Pedant; Goethe, den Dichter, lernte er hiebei wahrlich nicht kennen. Goethe dagegen, wenn der Herzog in vortrefflichem Französisch zweideutige Geschichtchen à la Crécourt erzählte, fand dieses Genre so wenig seiner Eigenthümlichkeit analog, daß er beleidigend stumm wurde und völlig theilnahmlos am Gespräch dasaß. Goethe aber wußte seinerseits nicht, daß der Herzog Augenblicke hatte, wo er mit duftiger Lippe an dem Kelche hing, den die Poesie ihren Jüngern und Bedürftigen hinreicht. Beide offenbarten einander ihr innerstes Wesen nicht so, daß eine dauernde Verbindung hätte zu Stande kommen können. Und das war nicht allein bei Goethe und dem Herzog August so, das ist der Hinderungsgrund, daß so unzählige andere Menschen und Menschlein nicht zusammen kommen, und wenn sie Jahre lang bei einander wohnen.

Die barocke Eigenthümlichkeit des Herzogs entsprang aus einer krankhaften Stimmung, die wiederum ihrerseits ihren Grund in unbefriedigtem Ehrgeize hatte. Er war ein kleiner deutscher Fürst, zurückgedrängt in einen eng umfriedeten Wirkungskreis, und er hätte ein großer, gewaltiger, seinem Jahrhunderte imponirender Mann seyn mögen. Deßhalb seine Launen, seine ewige Unruhe, sein Spott über sich und Andere. Man sah in ihm nur den närrischen Sonderling, aber man that ihm Unrecht; er besaß eine Seele, die die Größe begriff und fühlte, die aber aus kindischem Unwillen, daß diese Größe ihr versagt war, sich im Gegensatz zu den niedrigsten und verächtlichsten Spielereien hielt. Besonders war ihm Napoleon zuwider, aber dieser Haß war eine heimliche grenzenlose Bewunderung, die, weil sie nicht laut werden durfte und wollte, sich hinter ein brutales Spiel tollen kleiner Spöttereien und kindischer Angriffe maskirte.

(Schluß folgt.)

Der März in der französischen Republik.

18.

Paris, 24. März.

Auf allen Straßen werden Zeitungsblätter ausgerufen mit der Nachricht vom empirsonnement du roi du Prusse et de ses ministres, von der abdication du roi de Prusse. — Ich zweifle, daß ich in Paris bleibe; die Spannung, die Ungewißheit über die Vorgänge in der Heimath sind so quälend, daß man darüber jede Genußfähigkeit verliert.

Die Deutschen hier rüsten sich zum Abmarsch; sie wollen fort, sobald sie Geld haben. Auf der Gesandtschaft sagte man uns, daß man ihnen keine Pässe ertheilen werde; sie werden aber ohne das gehen, und — in ihr Unglück, wie zu fürchten steht. Wenn man

Digitized by Google

fragt: „was ſollen denn dieſe Leute jenſeits des Rheines thun?“ ſo heißt es: ihren Brüdern beiſtehen. — Aber worin? Im Kampfe? — Es iſt ja kein Kampf in Deutſchland, was ſollen die drohloſen Arbeiter dort beginnen? — „Sie ſollen die Aufregung vermehren, aus der der Kampf und die Republik hervorgehen.“ — Das ſagen Menſchen, die ſonſt ganz vernünftig ſind, und Niemand will bedenken, daß man wohl in einem einigen Lande, bei einer Nation von gleichmäßiger politiſcher Bildung ſchnell die Monarchie in eine Republik verwandeln kann, nicht aber die achtunddreißig Fürſten verjagen und aus achtunddreißig getrennten Völkern mit einemmale ein Ganzes herſtellen. Wie gern wollte man ſchon jezt an dieſe Möglichkeit, wie gern an die republikaniſche Verfaſſung in Deutſchland glauben, wenn man es nur könnte!

Bei all den Beſorgniſſen gibt es aber doch eine Freude: den Sturz der pietiſtiſchen Büreaukratie in Preußen. Ich möchte jezt wohl die frommen Geheimeräthe ſehen, die Knechte des Gottes, welcher den chriſtlichen Staat und die abſolute Monarchie Preußen vorzugsweiſe liebte und vor Attentaten nnd Conſtitutionen bewahrte, die, ein Blatt Papier, zwiſchen dem König und dem Volke ſchweben. Da wird nun alles Beten in der Geheimerathskirche im Thiergarten nichts helfen; der polniſche Adler flattert trotz des rothen Adlerordens vierter Klaſſe und der beſchränkte Unterthanenverſtand kommt doch an's Ruder.

Wie politiſch gebildet hier das eigentliche Volk iſt, das haben wir hente geſehen. Wir waren Abends im Conservatoire des arts et métiers, wo ein Profeſſor Blanqui, ein Bruder des Blanqui, den wir neulich im Klub hörten, einen Vortrag über die Finanzkriſis in Frankreich hielt und das Weſen der Banken in den verſchiedenen Ländern erklärte. Das Lokal iſt weit oben im Faubourg St. Martin und das Auditorium beſtand aus etwa achthundert Männern, von denen bei weitem die Mehrzahl Blouſen trugen. Obgleich der Vortragende ſich auf den praktiſchſten Standpunkt geſtellt hatte, mußte ich recht ſehr aufpaſſen, um folgen zu können. Das Publikum aber ſchien vollkommen an dergleichen Materien gewöhnt, folgte mit Theilnahme und gab oft ſeine Zuſtimmung durch Bravorufen und Beifallklatſchen zu erkennen.

Am Morgen waren wir im Invalidenhauſe, wo man an dem Denkmal Napoleons baut. Wir beſuchten den Dom, die Wohnungen, ſahen die einzelnen Compagnien ſpeiſen, man zeigte uns die Gärtchen. Die alten Garden der Kaiſerzeit haben neben der jungen Mobilgarde ſchon etwas ganz Fabelhaftes; man muß ſich beſinnen, daß ihre Zeit erſt ſo kurz vergangen iſt. Als wir dann das Luxembourg beſuchten, um die Zimmer der Maria von Medicis, die Galerie moderner Malerei und die Kapelle zu ſehen, in welcher die Ehen der Pairs eingeſegnet wurden, bemerkten wie eine lebhafte Bewegung im Hofe, der zu den Sitzungszimmern von Louis Blanc führt. Plötzlich theilte ſich die Menge, ein Zug erſchien, eine Prozeſſion von Frauen in verſchiedener Tracht, von verſchiedenem Alter. Eine derſelben, die voran ſchritt, trug die dreifarbige Fahne. Es waren die Weſtennähterinnen, les giletières, der großen Kleidermagazine, welche Verbeſſerung ihrer Lage verlangten, wie man ſie den männlichen Kleiderarbeitern bewilligt hatte: höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit. Niemand außer uns beachtete dieſe Prozeſſion der Frauen als etwas Beſonderes.

In dieſen Tagen ſind einzelne Corps verbannter Polen und Belgier mit Unterſtützung der Regierung nach ihrer Heimath abgegangen. Man ſucht ſo viel Menſchen als möglich fortzuſchaffen; die Belgier aber ſind ſchlecht empfangen und, wie wir hören, in Lille auf die Feſtung gebracht worden, ſobald ſie die Abſicht zu erkennen gaben, die Republik in ihrem Vaterlande zu proklamiren. Dennoch will in dieſen Tagen ein neuer Trupp über die Grenze gehen, und auch die Deutſchen werden gewiß noch in dieſer Woche aufbrechen. Sie werden an zwei verſchiedenen Punkten über den Rhein marſchiren, und bleiben feſt bei der Behauptung, daß Alles für ihren Empfang vorbereitet, daß die Erklärung der Republik ſicher ſey. — Jeder Enthuſiasmus iſt etwas ſo Göttliches, ſo Heiliges, daß man ihn überall ehren muß; und ſo betrachte ich auch Herwegh mit der Achtung, die ich vor jedem Kultus, die ich vor dem katholiſchen Ritus habe, an den ich ſelbſt nicht glaube. Herwegh und ſeine Frau ſind in einer Ekſtaſe, die Glück im Glauben in ſich trägt. Beide ſind von einer Opferfreudigkeit, wie ich ſie ſelten geſehen. Die Zeit der religiöſen Opfer iſt vorüber, möchten die Beiden nicht Opfer der Politik werden. Sie ſind jedem Zweifel unzugänglich, für jede Vorſtellung taub aus Enthuſiasmus.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, Januar.

Der Bauernaufſtand i. J. 1848.

Der ſchleſiſche Bauernaufſtand hat Gräuel in ſeinem Gefolge gehabt, welche einen dunkeln Schatten auf den Charakter des ſchleſiſchen Landmanns werfen, und es muß für den auswärtigen Leſer von Intereſſe ſeyn, die Urſachen zu erfahren, welche ſolches Unheil herbeigeführt haben, zumal man dem Schleſier im Allgemeinen und dem Landbewohner insbeſondere einen ziemlich hohen Grad von Gutmüthigkeit und Ehrenhaftigkeit nicht abſprechen kann. Erſt wenn wir dieſe Urſachen aufgeſucht und dargeſtellt haben, wollen wir mehrere Scenen des Aufſtandes unparteiiſch erzählen.

Erinnert man ſich deſſen, was ſich hinſichtlich der Feudalverhältniſſe ſchon im Jahr 1807 zutrug, ſo wird man dieß als ein Vorſpiel deſſen anſehen, was im Jahr 1848 eintrat. Damals, nach dem unglücklichen Kriege mit Frankreich, ſagte der König dem Volke und insbeſondere den Ruſtikalbeſitzern Befreiung von den Feudallaſten zu und ließ zu dem Ende eine neue Agrargeſetzgebung in's Leben rufen. Dieſe Befreiungen fallen erſt mit dem Jahr 1810 eintreten, bis wohin eine genaue Regulirung jener Verhältniſſe vorgenommen ſeyn konnte; aber die Ungeduld riß viele Bauern zum offenen Aufſtande hin, weil ſie meinten, die Dominialbeſitzer wollten die Freiheit, welche der König bereits für ſie ausgeſprochen, nicht herausgeben. Der Aufſtand ward durch militäriſche Kraft zwar ſchnell unterdrückt, aber der Stachel blieb zurück und die Abneigung der Bauern ging in Haß gegen die Beſitzer der Domänen — meiſtens Adelige — über. Dieſer Haß ward aus zwei Quellen genährt. Die eine war der Druck und die mancherlei Plackereien, welche jene von dieſen erlitten, die andere der Grimm über das Benehmen der Mehrzahl der Offiziere im Krieg von 1806, die mit wenigen Ausnahmen Adelige und nebenbei Gutsbeſitzer waren. Dieſes Benehmen, verglichen mit ihrem Uebermuthe vor dem Kriege, hatte den Adel in der Meinung und Achtung der untern Volksklaſſen tief herabgeſetzt und ihn demſelben verhaßt, um nicht zu ſagen verächtlich gemacht. Dazu kam noch, daß, wie es die Natur der Sache mit ſich brachte, die Servitutsablöſungen, die mit dem Jahr 1810 begannen, anfangs ſehr ſchleppend vor ſich gingen, und daß es dabei wohl vorgekommen ſeyn mag, daß die Commiſſionen ſich auf Seite der Dominien zu neigen ſchienen, wenn nicht wirklich neigten, theils weil ſie ſich an eine ſolche neue Ordnung der Dinge nicht gewöhnen konnten, theils weil ſie eine Ungerechtigkeit zu begehen fürchteten, wenn ſie dem einen Theile die bisher beſeſſenen Rechte und Einkünfte nicht durch ein vollſtändiges Aequivalent hätten erſetzen können. Daraus entſtand Mißtrauen bei den Bauern, aber vielmehr das längſt gehegte wuchs und die Kluft zwiſchen beiden Parteien erweiterte ſich. Das Mißtrauen ging an vielen Orten in Haß über, der durch das übermüthige Benehmen des ſchleſiſchen — vornehmlich des kleinen — Adels genährt wurde. Je mehr ſich nun die Ruſtikalbeſitzer in dem, was ſie nach der Ordre des Königs bekommen zu müſſen meinten, verletzt glaubten, deſto höher ſtiegen ihre Forderungen, die in ſolcher Ausdehnung natürlich nicht befriedigt werden konnten. Sie ſchnitten dieſelben aufs Kerbholz und lauerten auf die Gelegenheit, wo ſie würden abrechnen können.

Dieſen Volkszuſtänden ſchienen die Jahre der allgemeinen Erhebung Deutſchlands (1813 — 1815) eine andere Geſtalt geben zu wollen. Adel und Volk ſtanden da auf und fochten vereint und ohne alle Abneigung und Eiferſucht gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Es war dieß ein um ſo erfreulicheres Zeichen, als letzteres die Franzoſen als ſeine Befreier anzuſehen genöthigt war, und in dieſer Geſinnung ſelbſt da noch nicht ſonderlich erſchüttert war, als es ſah, wie ſehr es von dieſen Befreiern in Contribution geſetzt wurde. — Da ward das böſe Blut auf's neue dadurch genährt, daß die deutſchen Fürſten mit der Erfüllung ihrer im Jahr 1813 dem Volke gegebenen Zuſagen zögerten. Die Bauern fühlten im Mißmuthe hierüber aufs neue das Joch der alten Feudallaſten mehr denn je. So hat ſich die Abneigung und der Haß gegen die Dominien fortgetragen und genährt, bis die Gelegenheit zum Ausbruche kam. Es iſt aber zum völligen Verſtändniß und zur richtigen Auffaſſung der vorgekommenen Gräuelſcenen noch anzuführen, daß Schleſien, das in der Vorzeit ein ſlaviſches Land war, von dorther noch viele ſlaviſche Inſtitutionen in ſich trug, wozu vornehmlich die Erbunterthänigkeit und die drückende Robot (Frohn) gehört, die für die neuere Zeit längſt nicht mehr paßten. Zwar hatte das Edikt von 1810 die Abſchaffung derſelben im Auge, aber es ging damit nicht raſch genug. Das Landvolk aber warf in die Kategorie dieſer Laſten alle Leiſtungen, die es den Herrſchaften (Dominien) zu gewähren hatte, wozu auch Grundzinſen und ähnliches gehören. Weil nun dieſe ohne angemeſſene Entſchädigung vom Staate nicht aufgehoben werden konnten, ohne Ungerechtigkeit gegen die Berechtigten, ſo verdarb es auch der Staat mit den Bauern und zog ſich den Verdacht der Parteilichkeit zu. Kurz es kam immer eins zum andern, um den Ausbruch des Unwillens vorzubereiten. — Endlich iſt auch nicht zu überſehen, daß der Bauernaufſtand in Galizien vor zwei Jahren tiefen Eindruck auf die Bauern in Schleſien machte, wozu denn endlich noch die im Anfange des vorigen Jahrs ausgebrochenen Tumulte des Landvolks in Schwaben und Franken kamen, die dem ſchleſiſchen als Beiſpiel und Aufmunterung dienten.

Ueberſchaut man das alles, ſo erkennt man die Urſachen der ſchleſiſchen Bauernrevolte, und muß es auch erklärlich finden, wie an derſelben eine große Anzahl wohlhabender Bauern Theil nehmen konnte, von denen man hätte glauben ſollen, die Gefahr, in welche ſie ſich ſtürzten, wie die Furcht, daß ſie ihren eigenen Reichthum auf's Spiel ſetzen, müßten ſie davon abhalten. Sie hatten nur den Gewinn vor Augen, der ihnen und ihren Genoſſen bei der Beraubung der Dominien in Ausſicht ſtand; denn ſie gaben ſich dem Glauben hin, daß ſie fortan aller und jeder Leiſtung an dieſelben, ohne irgend eine Entſchädigung ihrerſeits, quitt und ledig werden müßten. Und dieſen Glauben weckten und unterhielten eine Menge Aufwiegler, die theils im Schooße der Landgemeinden lebten, theils aus den Städten — vornehmlich aus der Hauptſtadt — auf's Land kamen und die Bewohner aufreizten. Solches Gewerbe trieb insbeſondere das Heer von Kleinhändlern und Fuhrleuten, die ſeit der Einführung der Gewerbefreiheit ſich wie Ungeziefer vermehrt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cott a'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 39. Mittwoch den 14. Febeuar 1849.

On ne peût nier, ce me semble, que les Français ne soient la nation du monde la plus habile dans la combinaison des effets du théâtre — Si les Allemands étaient habiles dans l'art dramatique, ils le seraient aussi dans tout le reste; mais en aucun genre ils ne sont capables même d'une adresse innocente.

Mad. de Staël.

Der März in der franzöſiſchen Republik.

10.

Paris, 26. März.

Geſtern angelangte Briefe befeſtigen unſern Vorſatz; wir werden nach Deutſchland zurückkehren und Paris morgen Abend verlaſſen. Wo die Seele nicht iſt, muß man nicht bleiben. Seit ich weiß, daß ich nach Deutſchland gehe, daß ich die Zeit mit erleben werde, ſeit geſtern Mittag bin ich ſo ruhig geworden, daß ich mich vortrefflich im Theater zu amuſiren vermochte.

Wir waren im Gymnaſe, ſahen Breſſon und Roſe Chéri in »Royal Pendart,« und ein Gelegenheitsſtück, »les filles de la liberté.« Royal Pendaet nennt ſich ein Club junger Männer am Hofe Ludwigs XVI., die, gelangweilt von der beginnenden ſittlichern Richtung des Hofes, zuſammengetreten ſind, um die „gute alte Art“ unter ſich aufrecht zu erhalten, und in galanten Abenteuern, Trinken, Spielen, Jagen, mit einem Worte in den fieben nobeln Paſſionen ihren Ruhm ſuchen. Ein galantes Abenteuer iſt denn auch der Mittelpunkt des Stücks, eine Entführung, bei welcher der Held — Breſſon als Duc de Maraignac — ſich ernſtlich in die Ducheſſe de Maevigiy (Roſe Chéri) verliebt und durch ihre Tugenden von all ſeinem Leichtſinn geheilt wird. Breſſon und die Chéri ſind beide ſchön, beide äußerſt fein, und all die jungen Taugenichtſe des Royal Pendart traten auf der Bühne ſo gewandt und liebenswürdig in ihren prächtigen altfranzöſiſchen Coſtümen auf, daß man ſich wirklich aus dem Ernſt unſerer Zeit in jenes ſchäumende, berauſchende Leben zurückwünſchen konnte, wie der Mann ſich von der Mühe der Arbeit nach den kindiſchen Spielen des Knaben ſehnt, nach ſeinem Uebermuth und ſeinem Leichtſinn. Wie ein bunter Schmetterling, ſo friſch, ſo leicht, flatterte das ganze Stück vorüber, und man gewann die jungen Rouës lieb, denn auch noch der Albernſte von ihnen, der Leichtfertigſte hatte Züge edler Geſinnung.

Das zweite Stück, »les filles de la liberté,« iſt eben ſo unmuthig als locker zuſammengewoeſen. Die Göttin der Freiheit teitt auf, in antiker Tracht, die phrygiſche Mütze auf dem Haupte, und ſucht klagend ihre verlorenen Töchter. Plötzlich hört ſie ſingen hinter der Scene; der jubelnde Schall des »mourie pour la patrie« ſchlägt bekannt an ihr Ohr und ein reizender Gamin — Mademoiſelle Déſirée — ſteht vor ihr, in grüner Mancheſterhoſe, blauer Blouſe, ein kleines Käppchen mit rothee Quaſte auf dem Kopfe. Sie ſehen ſich befremdet an, aber der Pariſer Gamin iſt nicht leicht ſtutzig zu machen. „Woher und wohin?“ fragt er, erhält pathetiſche Antwort und wird nun ebenfalls examinirt. »Je suis un enfant de la liberté. je suis l'émeute!«

Die Freiheit erkennt entzückt ihren lecken Enkelſohn und fragt nach dem Schickſal ihree ſieben Töchter: la liberté de la presse, la liberté du culte, la liberté de la parole u. ſ. w. »Elles toutes ont été violées par Guizot, par Thiers etc.« — Die Freiheit ringt die Hände in Verzweiflung, die Emeute ſpricht ihr Troſt ein und holt allmählig die Töchter herbei. Sie kommen an; die eine in Ketten, eine andere mit dem Rock eines Municipalſoldaten über dem griechiſchen Gewande, die liberté de la presse mit Zeitungen

Digitized by Google

die mit ſchwarzem Flor zuſammengebunden ſind, an ihrer Standarte; alle gebrochen und gedemüthigt, alle hoffnungslos. Nur die Mutter Liberté und der Enkel Emeute ſind ungebeugt; ſie ſchließen ein Bündniß, nehmen les filles de la liberté unter ihren Schutz, befreien ſie, und am Ende erſcheinen die Sieben ſtrahlend in neuer Jugendfriſche ohne Feſſeln; die großen Zeitungsblätter fliegen unter dem dreifarbigen Bande der Standarte luſtig in die Luft, alle Freiheiten zuſammen ſingen die Marſeillaiſe und mourir pour la patrie; die Emeute ſchwenkt ihr Mützchen und ruft: »tant que je vivrai la liberté ne mourra pas!« und das Stück iſt zu Ende unter dem Beifallzauchzen des Publikums.

Solche Stücke, die wahrhaft reizend ſind und von unglaublicher Wirkung, können die Deutſchen nun eben ſo wenig machen, wie ein langſamer, tiefer Denker witzig ſeyn kann. Ein Impromptü, ein Witzwort jagt das andere, es iſt ein wahres Raketenwerfen von Einfällen, und das Ganze ſo flüchtig, ſo bezaubernd und ſo glänzend wie ein Feuerwerk. Deutſche Schauſpieler können das auch gar nicht ſpielen, wenigſtens die Schauſpieler der Hofbühnen nicht, denen der Zopf des geſpreizten Beamtenthums immer Nackenſchläge gibt, daß ſie glauben, ihrer Würde zu nahe zu treten, wenn ſie von der conventionellen Bühnenunwahrheit einmal loslaſſen und ſich menſchlich frei und wahr bewegen. Wäre irgendwo eine Revolution wohlthätig, ſo wäre es auf den deutſchen Theatern, die eigentlich lauter Invalidenhäuſer mit Anciennitätslisten ſind. Um in Berlin die erſten Liebhaberinnen zu ſpielen, muß man, glaube ich, Großmutter ſeyn, und wer nicht die ſilberne Hochzeit gefeiert hat, darf nicht als Wallenſtein auftreten.

Ein anderes Schauſpiel, das uns neulich in das Theater lockte, ſtellt eine Reihe von Vorgängen der erſten Revolution dar. Danton, Marat, der ganze Convent treten darin auf; Kanonenſchläge, Freiheitsreden, die Marſeillaiſe, la chant du départ wechſeln mit einander ab. Obgleich das Stück ſchlecht war, boten doch die treuen Coſtüme ein Intereſſe, und die Idee, ſolche Stoffe für die Volkstheater zu benutzen, dem Volke ſeine Geſchichte in jeder Geſtalt vorzuführen, iſt beachtenswerth.

In dieſem Sinne iſt hier auch eine wunderhübſche Statuette von Teera cotta erſchienen: ein junger Offizier der erſten Revolution, die Schärpe um die Hüfte geſchlungen, die dreifarbige Fahne entfaltend und den rechten Arm mit dem gezogenen Degen zum Schwure erhoben. Es iſt ſehr viel Schwung in dem Figürchen, wie denn die Franzoſen für moderne Porträtſtatuen ſehr großes Geſchick haben.

Dieß iſt alſo der lezte Brief aus Paris und ein wichtiges Kapitel der Gegenwart, das uns mitzuleben vergönnt ward, wird morgen Abend für uns abgeſchloſſen ſeyn. — Geſtern, als wir aus dem Theater kamen, hörten wir hier und dort Petardenſchüſſe. Man pflanzte in den verſchiedenen Mairien die Freiheitsbäume, und wo dieß geſchah, hatte man die Häuſer illuminirt.

20.

Aachen, 28. März.

Die Nachtfahrt von Paris nach Brüſſel war ſehr unruhig. Dreihundert heimkehrende Belgier, die ſich im Convoi befanden, ſangen unabläſſig die Marſeillaiſe. Alle Waggons und Bahnhöfe waren voll von Polen, ernſte, ſorgenvolle, lebengeprüfte Phyſiognomien, voll ſchweigender Zurückhaltung, voll Unglauben an die Möglichkeit des Glücks. — Die Feſtungswälle in Lille ſtarrten von Kanonen; die Viſitationen an der Grenze waren ſtrenger als bei der Hinreiſe. Man forſchte nach Waffen und unterſuchte die Päſſe der Männer ſehr genau, was langen Aufenthalt verurſachte. — Je näher wir der deutſchen Grenze kamen, deſto unruhiger ſchlugen unſere Herzen. Als wir von Verviers abwärts fuhren und Aachen erblickten, ſahen wir die erſte ſchwarzrothgoldene Fahne. Sie flatterte ſtolz auf dem alten deutſchen Dome Karls des Großen. — Möge ſie Heil bringen für Deutſchland!

Sonderlinge.

(Schluß.)

So hat man die Anekdote von Herzog Auguſt, daß, als er Napoleon, der ſich ſiegreich den Grenzen des Herzogthums näherte, einholen ſollte, zu dieſem Zwecke eigens eine Kutſche in Form eines koloſſalen Todtenkopfes bauen ließ. In dieſen ominöſen Wagen wollte er den Kaiſer nöthigen, der es natürlich vorzog in ſeinem eigenen zu bleiben. Später, als der Kaiſer auf dem Schloſſe zu Gotha weilte und den Fürſten, der die Honneurs ſeines Hauſes machte, aufforderte ſich eine Gnade zu erbitten, hob ſich der Herzog auf die Fußſpitzen, nahm eine ſüßliche Miene an, ſtreckte die Arme aus und rief: „Sire, einen Kuß!“ Napoleon ſoll ſich abgewendet und halb zu ſeiner Begleitung gekehrt, ein arges Schimpfwort ausgeſtoßen haben. So erzählt man ſich manche kleine Züge, die beweiſen, wie der Fürſt ſeiner Animoſität gegen den Allgewaltigen Luft machte.

Das Weſen des Fürſten, wenn ſeine ſkurrile Laune ihn nicht befiel, grenzte an die finſterſte Melancholie. Er durchirrte in ſolchen Momenten die

Digitized by Google

Säle seines Schlosses um Mitternacht in einem langen flatternden Gewande, indem er Verwünschungen und Klagelaute ausstieß, die alle, welche es höeten, erdeben machten. Oder er saß auf seinem Lager und rang in banger Verzweiflung die Hände. In derlei Stimmungen hatte er schreckliche Gesichte. Er sah einst den Triumphzug des Todes, den dieser, über die Erde hinscheeitend, hielt, und diese mit schauerlicher Majestät umhüllte Zug ging an seinem inneen Auge mit der größten Umständlichkeit und in den kleinsten Details ausgedrückt, vorüber. Diese Visionen theilte er dem Hofmaler Gräff mit und foederte ihn auf zu malen, was er geschaut. Natürlich vermochte keine Kunst ein solches Gemälde zu schaffen. Aber den minder gewaltigen Träumen mußte Gräff sich fügen. So malte er für den Herzog eine Menge spukhafter und wunderlicher Gebilde, Menschen mit grünem Haar, schöne weibliche Genien, die in Schlangenkörper ausliefen, und anderes der Art, wie man es noch in der Galerie zu Gotha sehen kann. Ein eigenes Kabinet sollte mit einem herrlichen Plasond geziert werden, der den Sternenhimmel darstellte, und in dieses Gemach wollte der Herzog sich bringen lassen, wenn er den Tod nahen fühlte; allein das Kabinet kam nicht zu Stande; die Kosten waren für die durch den Krieg und durch die Verschwendung des Herzogs erschöpften Kassen zu bedeutend.

Seine Umgebung mußte von seinem Lebensüberdruß und seiner Bizarrerie viel leiden. Es war ihm zuiezt alles zum Ekel gewoeden, und es langweilte ihn immer dieselben Gestalten in denselben Verhältnissen um sich zu sehen. Er begehrte die Comödie auf eine andere Weise. So veewandelte er sich denn selbst in eine Frau, warf sich mit entblösten Schultern, in einen Kashimir eingehüllt, in eine Sophaecke, und nahm so die Cour der Damen und Herrn seines Hofes an und ließ die jungen Offiziere seiner Garde zum Handluß vor. Alles das war ein Scheez, und wenn man bedenkt, wie viel Seltsames damals voefiel, so blieb es zwar höchst wunderlich, allein solches Aufsehen, wie er heutzutage machen wüede, machte er damals nicht. Jean Paul stand lange Zeit in Briefwechsel mit dem Herzog; allein der Dichter wurde ebenfalls durch die Grillenhaftigkeit seines hohen Correspondenten abgeschreckt und wich ihm zulezt aus. In Speisen brachte er häufig die ungehörigsten Dinge zusammen. So mischte er sich einst kölnisches Wasser zu seinem Salat; jede Art Fäulniß an animalischen wie an vegetabilischen Nahrungsmitteln war ihm willkommeu und er machte Experimente, in wie weit der Gaumen und die Sinne sich mit den widrigsten Mischungen befreunden mochten. Verschiedensarbige Perrüken standen zu seiner Verfügung, und wenn seine Hofgesellschaft ihn heute blond sah, konnte sie nicht darauf rechnen, daß er es auch moegen seyn werde; der nächste Tag sah ihn vielleicht als Schwarzkopf.

Man hat von ihm eine Menge sehr witziger und beißender Wortspiele und Epigramme, die seine Umgebung schonungslos mißhandeln. Er verwundete gern und hatte seine Freude am Schmerz und Verdruß des Getroffenen, der nicht antworten durfte; aber er richtete diese oft vergifteten Pfeile auch gegen sich seibst. Dieß versöhnte wieder einigermaßen mit dem Spötter.

Mit dem Tode beschäftigte er sich auf seine Weise. Er hatte, wie gesagt, die Absicht, ein prächtiges unterirdisches Gemach auf einer Insel im Parke einrichten, dasseibe kostbar und wohnlich ausschmücken und sich selbst auf das Sopha legen zu lassen, in seinen gewohnten Kleidern, als sey ee bei der Lektüre eines Buches eingeschlafen. Von diesem Vorsatz ging er jedoch ab und verordnete nun, daß man ihn bei Nachtzeit auf der Insel bestatten solle, und dieß ist auch geschehen. Aeolsharfen sind in die Zweige der Trauerweiden gehängt, und wundersam liebliche und schauerliche Klänge erfüllen das Ohr des Wanderers, der diese einsame Insel im Park betritt. Auf den Schreiber dieser Zeilen hat Ort und Umgebung einen bleibenden, tiefen Eindruck gemacht.

So sey denn auch über diesen Sonderling das Leichentuch gebeeitet. Wer weiß, ob nicht Napoleon, wenn er sich nicht die Welt hätte erobern dürfen, ähnlich gespielt und geträumt hättel

A. v. Sternberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Der Landtag. — Hermanns Cyklus der deutschen Geschichte.

Der ziemlich laut gewordene Landtag ist im vollen Gange und die Tribünen des Ständesaales sind mit einem sehr theilnehmenden Publikum männlichen und weiblichen Geschlechts aus allen Ständen gefüllt. Wie wichtig aber auch die Debatten seyn mögen, hüte ich mich doch darauf einzugehen, und gewiß mit Recht, da die zahlreichen politischen Blätter aller Farben mit

Digitized by Google

ausführlichen Berichten davon vorausgeeilt sind, und das Geschäft, leeres Stroh zu dreschen, zu den undankbarsten gehört. Desto belohnender müßte ein Gemälde der diesjährigen Schlittenlust nach so langer Entbehrung derselben seyn, wenn diese Lust, die manche schon so gut wie in der Tasche zu haben glaubten, nicht vor der wieder rasch steigenden Temperatur zu Wasser geworden wäre. Uebrigens hat dieses etwas antiquirte Wintervergnügen einen unersetzlichen Verlust erlitten, seit es nicht mehr den Vorrang der Schnelligkeit behauptet. Seitdem die Dampfwagen im Sommer wie im Winter uns über die längsten Wege im Fluge höchst bequem hinweghelfen, gerathen die viel kostspieligeren Schlittenbahnen immer mehr in Mißachtung. — Die ganze überreiche Geschichte des deutschen Volkes in fünfzehn Bildern aufzufassen, war ein Versuch, zu dem eine seltene Kraft der Phantasie und Genialität überhaupt gehörte, um von der Größe des Unternehmens nicht zurückgeschreckt zu werden. Der von hier gebürtige, durch vielfache bedeutende Schöpfungen, hauptsächlich in München, berühmte Maler Karl Friedrich Hermann hat aber diesen Gedanken in einer Weise zur Ausführung gebracht, die ihm den Beifall der Zeitgenossen und den Dank der Nachkommenschaft im voraus sichert. So eben sieht man im sächsischen Kunstverein den Cyklus der fünfzehn Zeichnungen, aus denen das im Ganzen wie im Einzelnen höchst sinnvolle und ansprechende Kunstwerk besteht; dasselbe ist fortwährend ein Gegenstand der Freude und Bewunderung aller gebildeten Einwohner und Gäste. Die Blätter sollen durch die Kunst der besten Stahlstecher zum Eigenthum nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt werden, und die hier eröffnete Subscription auf das Werk wird trotz der für dergleichen im Allgemeinen wenig empfänglichen Zeit gewiß guten Fortgang haben. Auch haben sich die meisten unserer ersten Notabilitäten in Malerei und Sculptur bereits unterzeichnet. Mit Hülfe eines angemessenen Commentars wird auch der Nichtkenner sich durch die so geistreich in Bilder gebrachten geschichtlichen Gegenstände angesprochen fühlen. Das Werk ist für jeden Freund des Schönen und Nützlichen von entschiedenem Werthe und eignet sich auch zur Aufstellung in bedeutenden Unterrichtsanstalten. Die vom gefeierten Künstler im Kunstverein über sein Werk gehaltenen gemüthvollen Vorträge fanden allgemeinen Beifall. Bei dieser Gelegenheit verdient bemerkt zu werden, daß das in den letzten Jahren immer einleuchtender gewordene Bedürfniß einer Gymnasialreform in der neuesten Zeit sich immer mehr geltend macht. Seit einer Reihe von Jahren schon den großen Forderungen der Zeit trotzig entgegentretend, suchten Vorurtheil und Eigennutz das Gymnasialwesen so viel als möglich im alten Zustande festzuhalten. Aber das rastlose Zusammenwirken hauptsächlich jugendlicher Kräfte läßt jetzt an einer erwünschten Wendung der Dinge nicht mehr zweifeln. Im genauen Zusammenhange mit den Fortschritten im Erziehungswesen stehen die unter der Firma von Kindergärten vor einigen Jahren hier in Aufnahme gekommenen Vorschulen. Sie tragen zur glücklichen Entwickelung der kindlichen Seelenkräfte offenbar viel bei. Besonders scheinen sittlich ausgebildete Frauen und Jungfrauen hier sehr gut zu wirken. Es haben sich auch bereits mehrere Dresdener Anstalten dieser Art großen Ruf erworben, und der psychologischen Wissenschaft fließt manche schätzbare Bereicherung auf dem leichtesten und natürlichsten Wege aus diesen Kindergärten zu.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Da nun bei alledem viele Dominialbesitzer und ihre Beamten unklug genug waren, das Volk durch Druck und Uebermuth zu reizen, so hatte sich die Erbitterung da, wo solches geschah, aufs Höchste gesteigert, und als sie zum Ausbruche kam, ward alles fortgerissen und es mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. — So kommen wir denn zum Aufstande selbst.

Kaum war die Kunde von der Revolution des 18. März von Berlin her im Lande verbreitet, als es auch allgemein zu gähren anfing. Breslau glich einem Vulkane, der nach allen Seiten seine Lava ausströmte, die an vielen Orten alsbald zündete. Von allen Seiten gingen Nachrichten ein, wie man da und dort die Gutsherrn bestürmt und zu Concessionen gezwungen hatte, vermöge deren sich dieselben aller ihrer Forderungen an die Bauern begaben. Als erzwungen waren sie freilich ungültig, aber dennoch haben sie nicht wenig Uebelstände herbeigeführt. Wo es indessen dabei blieb, da konnten die Herrschaften und ihre Beamten noch froh seyn, weil sie wenigstens von groben Mißhandlungen verschont blieben. Aber nicht überall lief es so gut ab; an vielen Orten zogen ganze Gemeinden, deren sich oft mehrere vereinigten, auf die Höfe der Gutsherrn, forderten diese heraus, brauchten Gewalt, wo sie nicht freiwillig kamen; mehrere derselben, sammt ihren Beamten, geriethen dabei in augenscheinliche Lebensgefahr und wurden hart mißhandelt. So wenig sich auch solche Barbarei entschuldigen läßt, so würde man sie wenigstens erklärlich finden, wenn sie bloß gegen harte Herrn und Beamte verübt worden wäre; aber sie ward auch gegen den Milden und Unschuldigen geübt. So ward unter andern das Schloß des Grafen Saurma zu Jeltsch fast ganz zerstört und vielfacher Raub verübt, obgleich derselbe seinen Unterthanen stets ein gütiger Herr gewesen war und ihnen in der Noth aufs menschenfreundlichste beigestanden hatte. Eine wilde Rotte, unter der sich einige Aufwiegler aus der Breslauer Volksheer befanden, durchzog die zur Herrschaft Jeltsch gehörigen Ortschaften und nahm alle erwachsenen männlichen Einwohner mit sich fort, indem jedem, der nicht mitziehen wollte, mit dem Tod oder dem Anzünden seines Hauses gedroht wurde. Unterwegs stärkte sich die Rotte in einem Wirthshaus, wo sie sich in Branntwein berauschte. So kamen sie den wilden Thieren gleich an, stürmten den Hof und das Schloß, zertrümmerten was sie nicht fortschleppen konnten und benahmen sich gleich Cannibalen. Der Graf hatte sich zum Glück geflüchtet, aber sein Oberbeamter erfuhr gräuliche Mißhandlungen. — Nicht viel besser wie ihm ging es des Grafen Bruder, dem Besitzer von Laskowitz, der ebenfalls nicht zugegen war. Beide aber sind die Humanität selbst und nur einige Böswillige, denen auch der Beste, und dieser am meisten, zuwider ist, hatten den Aufstand angestiftet und den großen Haufen fortgerissen. Die genannten Herrschaften liegen östlich von Breslau im Ohlauer Kreise, in welchem es überhaupt sehr arg herging. Wo man auch nicht gerade Leib und Leben der Besitzer angriff, da zogen Mordbrennerbanden umher und zündeten bei Nacht die Wirthschaftshöfe an. So kam es denn vor, daß man nicht selten an mehreren Orten zugleich die Flammen den Himmel röthen sah. — Westlich von Breslau ward in den Kreisen Neumarkt, Jauer und Steingard am meisten gewüthet. In Groß-Presa stürmte die Gemeinde in Verbindung mit einer Menge Individuen aus benachbarten Ortschaften um Mitternacht das herrschaftliche Schloß und riß den nur halbbekleideten Besitzer, über dessen Strenge sie sich beschwerte, so gewaltsam mit sich fort, daß er die steinerne Stiege herabgeschleift und vielfach verletzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 40. Donnerstag den 15. Februar 1849.

Ward denn der Führer euch nicht angeboren
In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?
Annette v. Droste.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit. *

Von der Penelope und jener gleich berühmten Frau an, von der Homer singt:

Aber Helena saß, die Argäerin, unter den Weibern,
Aemsig den Mägden umher anmuthige Werke gebietend,

hatte man allerdings durch das ganze Mittelalter gerade in den höhern und höchsten Ständen im „Frauenzimmer" sich nützlich und kunstreich die Zeit mit der Nadel vertrieben. Das Geschick aber und die Thätigkeit des Weibes können unmöglich innerhalb der Gesindestube und der Kinderstube ganz ausgefüllt werden. Ein Gefühl der Ebenbürtigkeit mit dem stärkeren Geschlechte regte sich, der Trieb nach wirklicher Bethätigung ihrer höhern Kräfte machte sich im dunkeln Drange in einem mächtigen Durste nach Bildung des Geistes Luft. Wie die Männerwelt ihreeseits in Theorie, Phitosophie und Literatur aufging, und zumal in Deutschland dadurch der religiösen, der politischen, der gesellschaftlichen Thätigkeit, der rechten Mannesthat überhaupt bis heute veriustig ward, so riß sich das weibliche Geschlecht aus der häuslichen Enge in die Bücherwelt. Diese wurde ihe nur darum minder schädiich, ais sie den Männern geworden, wie Figura zeigt am Ende dieser lezten einseitigen Bücherweltzeit unseres deutschen Volks, weii der häusiiche und mütteeliche Beruf immee wieder auf einen bestimmten natürlichen Wirkungskreis zurückführt, dem nur einzeine Sibyllen des Blocksbergs oder des Parnasses fich nicht mehr einzufügen wußten. Wenn sie sich aber nun auch aus den Literaturbriefen, kritischen und romantischen Wäldern, Wahlverwandtschaften und Weltweisheiten wieder zurechtzufinden wußten und wissen im Küchenzettei und Haushaltungsbuche, so war allerdings der Schaden groß genug angerichtet durch diese Heraushebung aus Natue und Retigion in Kunst und Wissenschaft, aus der Kinderstube in die Studirstube, aus dem Strickstrumpf in den Blaustrumpf.

Da waren nur zwei Gebiete, die „weibliche Arbeit" und „der gebildete Geist," aber die Veemittiung fehlte, und meistentheils fiel Bildung und Fortbildung der treuen häusiichen Sorge, oder die selbstthätige Hausfrau dem ungern oder ungeschickt aufgelösten Blaustrumpfe zum Opfer. Ein Wirkungskreis, der die Enge und Maschinenmäßigkeit des häuslichen Geschäfts und den auch im weiblichen Geiste liegenden Trieb nach weiterer Thätigkeit vermittelt, muß sich finden, um das weibliche Geschlecht in dem vollen Umfang seiner natürlichen geistigen Anlagen zugleich glücklich und nützlich werden zu lassen.

Jene Verirrung in die vom natüeiichen Boden des Hauses, des Gemüthes losgerissene Weit der Kunst und Wissenschaft verbreitete sich von Feankeeich aus über die gebildete Weit, und namentlich über Deutschiand. Lezteres nahm sie herübee mit allen Einzelnheiten dee Unweiblichkeit vom Kopfputz bis zum Fußnicks, dem dee ehrtiche Justus Möser in den Briefen an seine „allerliebste Braut" eine so patriotische Trauerrede hielt. „Was ist," ruft er aus, „erschrecklicher, als die lächerliche Nachahmung des feanzösischen Verneigens! Wie edel ist dee Stolz einer Frau, die fest im Knie ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin! Erstere ist in iheer

* Vom Verfasser des Aufsatzes „Armuth und Christenthum" und als Fortsetzung dieses lezlern zu betrachten.

Art vollkommen; sie ist ein Original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt, und glücklich ist ein Land, wo das Mädchen, welches das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als auf sein Marquisat Voltaire. Es war eine Zeit, wo eine Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Aber die Zeit ist nicht mehr. — In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter die Augen; bei uns dagegen will man noch im Sarge kokettiren und die Würmer im frisirten Todtenhemd empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrat, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seiten setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt."

Guter Justus Möser! nicht einmal die Zeit, wo eine Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen, ist vorbei! Du warst voll „patriotischer Phantasien," wie die Jetztwelt voll „demokratischer." Und ob jene Zeit wirklich vorbei wäre, da die Hofdamen sich räucheen ließen, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen, so hat sie ihre Bude erst recht aufgeschlagen in den Kreisen, welchen die Furcht vor Reaktion und Camarilla wie ein Alp das demokratische Gewissen drückt, weil sie sich ihrer Glanzhandschuhe und Seidenkleider und Complimente französischen Schnittes, ihrer Harmonien, Bürgerressourcen, Casinos und Museen dem Proletariat gegenüber anklagen müssen. Das Hofwesen hat freilich seinen Stachel verloren, aber das Honoratiorenwesen, zu dem sich der dritte Stand aufgeschraubt, ist völlig an seine Stelle getreten. Will denn dieses weiland „liberale," nunmehr „demokratische" Bürgerthum niedersteigen zum vierten Stande, um mit diesem Leiden und Freuden, Glimpf und Unglimpf brüderlich zu theilen? Gott bewahre die Seidenkleider und die Glanzhandschuhe vor der Berührung mit Arbeiter-, Bauer- und Bettelfrauen, oder liefere gleich anständig kölnisches Wasser dazu!

Justus Möser und seine anfrechte, mit bescheidenem Anstand die beiden runden Arme in die Seiten setzende Hausfrau haben die Demokratie, das deutsche Bürgerthum anders verstanden. Aus solcher Gesinnung hätte allerdings ein Geschlecht der Freiheit und wahrer, innerlich ebenbürtiger Gleichheit hervorgehen können. Aber auf einem großen Umweg sollen wir dieses Ziel erreichen. Justus Möser hieß seine Braut am Spinnrocken Stand fassen in guter alter Weise. Der Anspruch auf geistigere Bildung indessen ist ein gerechter und natürlicher, er konnte dem weiblichen Geschlechte nicht versagt werden. Unnatürlich wurde die Sache erst durch die Einseitigkeit, Uebertreibung und Selbstentfremdung, in welche das Geschlecht seitdem in Frankreich und von Frankreich her überall gestürzt wurde. Aus der Enge häuslicher Frauenarbeit und Sorge hinausgerissen in ein Gebiet, in welchem das Weib kaum in einzelnen Ausnahmen schaffen und wirken, nur empfangen, nicht auf die Welt bringen kann, verrückte sich ihm der Schwerpunkt des Daseyns und Strebens; das Draußenleben im Reich des Geistes wie das Nachhausekehren blieb gleich schwer, gleich unvollkommen, und das gab jene verrückten Platoleserinnen, Romanheldinnen, Ehebruchsdichterinnen, Politikerinnen und „Hochverrätherinnen," die wir kennen und bedauern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(s. Nr. 28—32.)

Das Bild der Zertrümmerung des Berggebäudes.

II.

Die Erscheinung des Zerfalls der Berge ist in den Alpen eine so gewöhnliche und allgemein verbreitete und das Gebiet der Verwüstungen durch die Trümmer ist so groß, daß man als solches geradezu alle Thäler und Bergseiten der ganzen Alpenkette bezeichnen kann.

Es gibt ganze große Strecken, meilenlange Thalböden, hohe wüste Bergstriche, zahllose breite Waldstreifen, wo die Steinblöcke weit und breit so dicht liegen wie die Pflastersteine einer Straße. Könnte man alle diese Steinstriche messen und zusammenlegen, so würde man für die ganze Alpenkette ein kleines Königreich von Blockoberfläche und Trümmerwüste zusammenbringen. — Es ist kaum ein Winkel in den Alpenthälern, der vor dem unausgesezten Steinhagel, womit die Bergriesen die Thäler bestürmen, völlig geschützt wäre. Dasselbe läßt sich in gleicher Ausdehnung von keinem andern zerstörenden Principe sagen, weder vom Wasser, noch von den Schneelawinen, noch von andern Gefahren. Und diese Phänomene werden den Menschen am Ende erst dadurch verderblich, daß sie eben auch Stein- und Trümmermassen mit sich führen. Der Schnee schmölze wohl wieder, das Wasser verliefe sich, wenn nur nicht die Sandschichten, die Erdmassen, der Schlamm und die Blöcke, welche sie mit sich führen, auf Wiesen und Feldern liegen blieben.

Digitized by Google

Selbſt Ueberſchwemmungen, Schneelawinen und Wildgewäſſer ſind daher ihrer ſchlimmſten Wirkung nach eigentlich nur als Trümmerbewegungen und Steinflüſſe zu betrachten, und es iſt klar, daß die Alpenbewohner mit keinem Verhältniſſe in einem ununterbrocheneren Kampfe ſtehen, als mit dem Phänomen der Bergabböckelung.

Selbſt die gewandte Gemſe wird, wenn auch nicht ſo oft als vom Blei des Alpenjägers, mitunter vom Geſchütz der Alpenrieſen — ſo kann man mit Recht die beflügelten Steinbrocken nennen — erreicht und in Abgründe geſchleudert. Wie ſollte es dem Menſchen und ſeinen unbehülflichern Begleitern, dem zahmen Vieh, nicht weit häufiger zuſtoßen? In der That vernimmt man faſt bei jeder Steinrutſche, wenn man das Gedächtniß der Anwohner befragt, von Unglücksfällen der Art. Hier beklagt ein Hirt ſeine Ziegen, die vom Pfeile des Geſchicks in der Geſtalt eines ſauſenden Steines getroffen wurden; dort warnt ein Heerdenmann den Wanderer vor dem verwitternden Felſen, der gleich einem grauen tückiſchen Kobolde über dem Walde lauert, und der ihm im Laufe des Jahres zwei ſeiner Rinder erſchlagen habe.

Fragt man in den Hütten nach den armen Kranken und nach den Urſachen ihres Leidens, beſucht man die kleinen Spitäler, welche die Frömmigkeit der Alten oder die ſorgſamen Mönche in vielen Thälern der Alpen geſtiftet haben, ſo findet man überall einzelne Leidende, die von jenen unausweichbaren Gliederbrechern der Alpen verwundet wurden. Bald iſt es ein Wildheuer, der getroffen wurde, als er eben im Begriff war, auf den ſchroffen Bergwieſen klebend, ſeine kleine Grasernte zu ſichern, bald ein Holzhauer oder Steinbrecher, den es niederwarf, gerade als er fröhlich bergauf in den Wald zog, bald ein Jägersmann, der den Gemſen Böſes bereitend, ſelber als unvorſichtiges Opfer fiel.

Und erhebt ſich dann der Geiſt, nachdem er ſo die Schlupfwinkel des Unglücks durchkrochen, auf einen höheren Standpunkt, von dem aus man große Gebiete überſchaut, ſummirt man all die einzelnen Schickſale der Individuen zuſammen, betrachtet man all die zahlloſen Steinrinnen und Rieſelten, welche die Berge durchſetzen, geht man zudem in entſchwundene Zeiten zurück, jenſeits des kurzen Gedächtniſſes der Menſchen, ſo eröffnet ſich eine unüberſehbare Kette von eigenthümlichen Schickſalen, welche die Bevölkerung dieſer Berge beſtändig decimirt haben.

Die Schweizer ſind von jeher ſehr genau geweſen in ihren ſtatiſtiſchen Angaben über die in ihren Schlachten Gebliebenen; eine eben ſo genaue Statiſtik der in den beſtändigen Scharmützeln der Berge Verwundeten würde es wohl mit größeren Summen zu thun haben. Vielleicht verderben dieſe Steinfälle in den Bergen ſo viel menſchliches Leben, als die Wölfe in den Steppen, und dabei ſind jene nicht ausrottbar wie dieſe.

Selbſt wenn ſie ruhen, ſind dieſe lockern Steine dem Wanderer mehr als alles andere gefährlich und beſchwerlich. Die Berge von faulenden, verwitternden Steinarten ſind ſehr ſchwierig zu beſteigen, weil ſie dem Fuß keinen zuverläſſigen Halt gewähren. In den Schutthalden iſt es ſchlimmer zu klimmen als an Felswänden, weil dort oft unſägliche Maſſen kleinen Gerölls und Geſchiebes locker aufgehäuft ſind. Wenn ſie ſehr ſteil aufgeſchichtet ſind, ſpotten ſie der Künſte des gewandteſten Kletterers und rollen mit ihm leicht in die Tiefe.

Die überall verbreiteten loſen kleinen Gerölle machen dem Bergwanderer mehr Noth, als es die größten Berge thun würden, wenn ſie ohne dieſes Geſchütte wären, wie wie denn überall im Leben häufiger von den kleineren Sorgen aufgerieben, als von den großen zermalmt werden. Ich glaube, daß man bei weitem die Mehrzahl der Unglücksfälle, welche beim Bergſteigen ſich ereignen, auf einen loſen Stein, der den Fuß ausgleiten ließ, oder auf ein Felsſtückchen, das unter der Sohle abbrach, zurückführen könnte.

In den höchſten kahlen Regionen, die der Menſch den Winden und dem Schneegeſtöber überläßt, wüthen die fallenden Steine nur gegen ſich ſelbſt; aber bald unter der Schneegrenze erreichen ſie die Alpenwieſen, die überall in den Bergen unter ihren rückſichtsloſen Fußſtapfen leiden. Die ſtets zunehmende Verwilderung aller Alpenweiden rührt keineswegs von einer Verſchlechterung des Klimas, ſondern vom ſtets fortſchreitenden Zerfall des Felsgebäudes her. Beſtändig werden die Wieſen mit neuen Brocken beſtreut, und viele ſind ſchon ſeit Menſchengedenken in Steinwüſten verwandelt und verödet.

Das Geſchäft des Steinableſens oder des ſogenannten Säuberns gehört daher zu den regelmäßigen Arbeiten der Hirtenvölker. Jährlich und täglich leſen ſie die abgefallenen Steine von den Wieſen auf und werfen ſie in Schluchten und in die Betten der Wildbäche; aber nicht immer mögen ſie darin genug thun, und zuweilen mag die Maſſe ihre Kräfte überſteigen. Da wo in wilden Bergthälern auch die niedergern Wieſen und Aecker dem Steinfall ausgeſetzt ſind, ſammeln ſie dieſe Steine zu regelmäßigen Haufen und Mauern. Man ſieht Feldmaaken, wo dieſe Haufen, an denen ſchon die Vorväter Jahrhunderte lang gearbeitet, mehr Boden bedecken als das Wieſen- oder Fruchtland ſelbſt, welches ſich in ſchmalen Streifen im Irregarten der künſtlich geſchichteten Trümmergemäuer herumzieht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, Januar.

(Fortſetzung.)

Der Bauernaufſtand i. J. 1848.

Der Graf war ein muthiger Mann, nahm den Augenblick wahr, wo den Meuterern auf dem Hausflur das Licht ausgegangen war, entriß ſich ihren Händen, ſchlüpfte durch eine Hinterthür, floh durch den Garten auf die andere Seite des Hofes und beſtieg, halbbekleidet wie er war, ein ihm von ſeinem Reitknecht bereit gehaltenes Pferd und jagte ſo nach Breslau. Die zwei Meilen legte er in Dreiviertelſtunden zurück, und zwei Stunden ſpäter langte ſchon ein Commando von Cüraſſieren in Groß-Breſa an, als die Aufrührer kaum eine halbe Stunde den Ort verlaſſen hatten. — Trotz dieſer ſchrecklichen Vorfälle blieb der Beſitzer in ſeinem Schloſſe, zog auch keinen der Rebellen zur Verantwortung, obgleich er viele derſelben kannte. Im Dorfe aber ließ er bekannt machen, er ſey mit mehreren geladenen Doppelgewehren verſehen, und bei einem neuen Verſuche müſſe erſt eine ziemliche Anzahl der Eindringenden fallen, ehe ſie ſeiner habhaft werden könnten. Da blieb es ruhig und Keiner wagte mehr einen Anfall. — Im Kreiſe Jauer ging es auf mehreren Dominien übel her. In Brechelshof, einer verwittweten Baronin v. Richthofen gehörig, drang der Haufen in das Haus des Inſpektors (die Baronin wohnte in Breslau), forderte dort alle Rechnungen und Dokumente, und verlangte unter Androhung von Mißhandlungen, die Baronin ſolle erſcheinen. Als die Rotte ſich endlich von deren Abweſenheit überzeugt hatte, mußte der Beamte ihnen alle Bücher, worin ihre Schuldigkeiten eingetragen waren, ausliefern. Dieſelben wurden auf den Hof geworfen und nun dem dort verſammelten Pöbel vernichtet. Bei dem ganzen Akte beobachteten die Rebellen gewiſſe Förmlichkeiten. Ein Gerichtsſchöppe nahm die Bücher in Empfang, drohte dem Inſpektor aufs heftigſte, wenn er etwas verſteckt halten ſollte, und ließ endlich eine Wache von vier Mann zurück, die denſelben Tag und Nacht nicht aus den Augen laſſen durfte. Aus der Gemeinde ward eine Deputation gewählt, welche nach Breslau gehen und der Beſitzerin alle an ſie geſtellten Forderungen abzwingen ſollte. Das Reiſegeld für dieſe Commiſſion mußte aus der herrſchaftlichen Kaſſe bezahlt werden. Zur Schande dieſer Gemeinden iſt zu bemerken, daß die Beſitzerin eine überaus mildthätige Frau iſt, die Keinen, der ſich um Hülfe an ſie wendete, abwies, ſondern durch Rath und That in Krankheit und Noth half, und auch jetzt noch hilft, ſo viel in ihren Kräften ſteht. — In demſelben Kreiſe im Dorfe Smilau ging es noch ſchlimmer her, trotz dem, daß der Beſitzer mit ſeinen Dorfinſaſſen ſtets in Ruhe und Friede gelebt und denſelben nie zu nahe getreten war. Ein ganzer Schwarm drang auf den Hof, ſtürmte zunächſt die Wohnung des Beamten, riß ihn mit ſich fort und wollte nun in's Schloß eindringen. Der Beſitzer hatte ſich jedoch mit Geld verſehen, welches er freigebig unter den Haufen vertheilte, womit er ſich auch momentan Ruhe ſchaffte, die jedoch nicht lange dauerte. Die Aufrühreer hatten es auf viel mehr abgeſehen. Sie drangen in die Wohnung des Grundherrn, nachdem ſie zuvor den Beamten ſchwer mißhandelt, zwangen ihn zur Ausfertigung eines Dokuments, worin er ſich aller Forderungen an ſie begab, und zogen endlich ab, jedoch nicht ohne vorher noch viele Beſchädigungen im Hauſe angerichtet zu haben. — Aehnliche Scenen kamen in Menge vor.

Wir gehen weiter und kommen in die Grafſchaft Glatz. Hier haben die Grafen Magnis den größten Landbeſitz. Dieſelben ſind als äußerſt humane und mildthätige Männer bekannt, und ſie haben auch in dem Nothjahr 1847 den Armen unendlich viel Gutes gethan. Ich bin ſelbſt mehreremale Zeuge geweſen, daß ganze Züge von Wagen der Gutsinſaſſen die Kartoffeln abholten, die ihnen von Seiten der Herrſchaft zum Theil geſchenkt, zum Theil bis zur künftigen Ernte geborgt worden waren. Ich habe aus den dortigen Wirthſchaftsrechnungen geſehen, daß die Geldſpenden und der Werth der geſchenkten Viktualien ſich in die Tauſende beliefen. Trotz dem fehlte es auch hier nicht an Zuſammenrottungen und rohen und ungeſtümen Forderungen. Ein ganzes Heer von Bauern aus den meiſten Gemeinden der Herrſchaften zog vor das Schloß in Eckersdorf und verlangte mit Ungeſtüm, daß der Graf herabkommen ſolle. Derſelbe gab zum Beſcheide, daß er unmöglich mit einer ſo großen Anzahl verhandeln könne, und daß ſie eine Deputation ernennen möchten, die zu ihm hinaufkäme. Dieß geſchah, dieſelbe benahm ſich aber überaus dreiſt und anmaßend, deutete fortwährend an, daß, wenn der Graf nicht in ihre Forderungen einginge, ſie Mord und Brand nicht verhüten könnten. Dieſe Bedingungen waren aber keine andern, als die Befreiung von allen und jeden Leiſtungen, Quittirung aller Reſte und Ueberlaſſung bedeutender Ackerflächen an die kleinen Leute. Der Graf, ein ſehr nobler Charakter, ſagte ihnen das meiſte zu, und er hat auch, trotz dem, daß die von ihm erzwungene Akte keine Gültigkeit hat, vieles davon gehalten, unter anderem die Ueberlaſſung von Grundſtücken gegen eine geringe Pacht. — Durch dieſe widerwärtigen Auftritte iſt ihm aber ſein dortiger Aufenthalt dermaßen verleidet worden, daß er nahe daran war, nach Mähren überzuſiedeln, was aus gleicher Urſach Graf Schlabendorf gethan hat.

Und ſo, wie hier erzählt, ging es faſt im ganzen Lande, nur in Oberſchleſien blieb es ruhiger und es kamen dort nur äußerſt wenige Exceſſe vor. Dieß mußte um ſo mehr Wunder nehmen, als die dortige Bevölkerung meiſtens ſlaviſch und den deutſchen Grundherrn abgeneigt iſt, und Galizien ſo nahe liegt, andeentheils die dort herrſchende drückende Noth vermuthen ließ, daß man die Zeitumſtände zu Plünderung und Mord benützen würde. Daß dieß nicht geſchah, gab einem dortigen Prieſter Veranlaſſung, von der Kanzel herab die Tugend und Selbſtüberwindung der hier wohnenden Katholiken zu preiſen, indem ſie lieber in der Noth umkämen, als nach fremdem Gute griffen. Grell hob er dabei den Gegenſatz der proteſtantiſchen Niederſchleſier hervor, die ſelbſt im Wohlſtande lebten und dennoch Raub und Mord verübten. Einige Monate ſpäter ward ſein Triumph zu Waſſer, denn da brach die Wuth hier ärger aus als in Niederſchleſien, wie ich ſogleich mittheilen werde. — Indeß hielten ſich viele Gemeinden rein von dem Schimpf, den die andern auf ſich geladen. Viele erließen Ergebenheitsadreſſen an ihre Grundherren, in denen ſie dieſelben ihrer Treue und ihres Beiſtandes gegen jeden etwaigen Angriff verſicherten. Als nun die Unruhen geſtillt und die alte Ordnung ſo ziemlich wieder hergeſtellt war, da erſchienen in den Zeitungen eine Menge Anerkennungen des guten Sinnes und Betragens dieſer Gemeinden von Seiten der Gutsherrn. Man fühlte da deutlich heraus, wie froh dieſelben waren, daß ſie dem Sturm entgangen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. Freitag den 16. Februar 1849.

Sternuntur segetes, et deplorata colonis
Vota jacent, longique labor perit irritus anni.

Ovid:

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Um nicht alles Terrain zu verlieren, ſchaffen ſie dann wohl wieder auf der Oberfläche dieſer Haufen eine feuchtbare Erdſchicht und legen darauf Duodezfelder und Gärtchen an. Dieſer Umſtand iſt dann eine neue Quelle von eigenthümlichen Gebirgsſcenen und maleriſchen Bergſtudien. Hier ſiehſt du auf einem Felsblock einen Teller voll Erde ausgebreitet, in der einige Kartoffeln reifen. Eine Perlenſchnur von kleinen Steinen iſt ſorgfältig zum Schutz gegen die Winde am Rande herum gelegt. Dort werden gar Gebüſche und Bäumchen auf einem Strinhaufen großgezogen. Zuweilen iſt ein ſolcher künſtlich bereiteter Hügel das ganze Erbe eines gebirgiſchen Grundbeſitzers.

Eben ſo ſchlimm wie auf den Alpwieſen hauſen die Steine in den Waldregionen. Von zahlloſen breiten und ſchmalen Wüſtenſtreifen ſieht man die Wälder aller Alpen durchzogen. Da ſie ſehr einförmig und meiſtens mit einander parallel von oben nach unten laufen, ſo gleichen ſie Streifen und Schrammen in einem ſchönen Gemälde, und es gibt nichts, was das ſonſt ſo lieblich ſich abrundende Bild der Berglandſchaft mehr ſtört als dieſe Steinrinnen, die den Wald in eine Menge ſchmaler einförmiger Streifen zerſchneiden und überall ſtatt des grünen Baumwuchſes einen Wüſtenſtrich herſtellen. Da viele dieſer Waldbrüche ſich erſt in neuerer Zeit gebildet haben, ſo kann man ſich einen Begriff von ihrer Entſtehungsweiſe machen.

Zuweilen haben die Menſchen ſelbſt Gelegenheit dazu gegeben, ſey es, daß ſie einen Weg durch den Wald herabhauten, den die nun leichter hinrollenden Steine noch mehr lichteten, ſey es, daß ſie irgendwo ſtarke Bäume wegnahmen, die nun den Steinabbruch nicht mehr hindern können auch die jungen Bäume fortzureißen. Zuweilen entſtehen in irgend einer Waldgegend neue Ausbrüche ganz von ſelbſt. Ein höher gelegener Felſen, der bisher ruhte, fängt plötzlich an zu zerbröckeln, ſey es, daß eben jetzt ſeine Glieder dem löſenden Alter erliegen, ſey es, daß Lawinen oder ſonſt ein plötzlicher Andrang von oben ihm einen Stoß gegeben und Riſſe beigebracht, die nun weiter reißen, indem Licht und Waſſer eindringen und Eiskeile ſich einklemmen. Die Brocken, die dann abſpringen, ſchlagen mehr oder weniger in derſelben Linie in den Wald hinein. Zuerſt brechen ſie ſich eine Oeffnung, ſchlagen die ſchwächern Bäume nieder, fällen dann auch die größern, hindern auf dem Strich alles neue Aufkeimen, dringen endlich durch den ganzen Wald bis unten hindurch und pflaſtern auf dieſe Weiſe oft im kurzen Laufe von fünfzehn bis zwanzig Jahren eine derbe Kieſelſtraße am Berge in's Thal herab. — Es gibt ſolche Straßen, die Stunden lang ſind und ſich von dem höchſten Rande der Gebirgswand durch alle Stufen und Klimate derſelben herabziehen. Oft werden die Berggelände auf mehrere hundert Schritte Breite ihrer Bewaldung beraubt. — Die Forſtkulturmänner ſühren gegen dieſe Invaſionen der Felſen einen beſtändigen, aber leider meiſt vergeblichen Kampf.

An den tiefen von Menſchen bewohnten Thalböden werden die Seitenwände allmählig ſanfter und

ebener und die Steine rollen hier daher minder häufig herab. Dagegen werden sie hierher in desto größern Massen von den wilden Gewässern getragen, welche sie oft weit in die fruchtbaren Ebenen hinausschleppen. — Das unheimliche Spiel, welches die Bergströme, da wo sie in den ebenen Thälern ausmünden, mit dem Schutt und Geröll treiben, greift meistens auf so betrübende Weise in die Interessen des Menschen ein und ist ein so gewöhnliches Phänomen in den Alpen, daß wir es hier besonders hervorheben wollen.

Da wo die wilden Bergströme bei ihrer Mündung im Thale zur Ruhe kommen und ihre Kraft verlieren, sind sie gerade dem Menschen am gefährlichsten. Sie lassen hier ermattend ihr Gerölle fallen und thürmen unsägliche Massen desselben auf. Auf diese Weise schaffen sie sich selbst ein Hinderniß des Weiterfließens. Sie brechen dann irgendwo zur Seite durch, oft da, wo die Menschen in der Hoffnung auf eine Fortdauer des Bestandes der Dinge, ihre Gärten und Obstbaumanlagen gepflanzt haben. Diese verwüsten sie, füllen sie mit Schutt und Grus und nehmen ein paar Jahrzehende ihren Lauf hindurch, bis sie auch hier wieder durch Blockanhäufung sich selber den Weg verstopfen.

Irgend eine plötzlich eintretende, aber leise vorbereitete Veränderung in den Wänden ihres Bettes gibt ihnen Gelegenheit, wieder auf einer andern Seite durchzubrechen, und so werfen sie sich gleich den gequälten Gästen des Procrustes beständig in ihren Betten herum, die ihnen bald zu schmal, bald zu breit, bald zu krumm, bald zu gerade sind. Jedesmal wenn sie sich darin herumdrehen, bekommen die Menschen Gelegenheit wehe zu rufen.

Es gibt in jedem großen Bergthale an den Seiten viele solcher kleinen Bergtyrannen, und wenn man nach einer besonders heftigen Regenzeit an den Geländen eines solchen Thales hinreist, findet man hundert beklagenswerthe Scenen der Zerstörung. — Unsäglich viel Schutt und Geröll, Schaaren großer Blöcke haben die Ströme aus den innern Schluchten herausgefegt und auf unbegreiflich wilde Weise das Erdreich damit zerfägt und zerklüftet. Da geht das der Ceres geweihte Land oft für immer verloren; oft kann erst den Kindeskindern allmählig zurückgewonnen werden, was eine einzige Wetterlaune den Vätern verdorben. Da sieht man die Obstgärten zerstückt und zerrissen. Um einzelne Bäume, welche die Wuth verschont, ordnen die trauernden Besitzer einen Kreis von Blöcken, um sie vor weiterem Unheil zu bewahren. Eben so werden die zahllosen kleinen Stückchen Erdreichs, welche unberührt geblieben und gleich Fetzen eines zerrissenen Gewandes in der Wüste liegen, mit Steinmauern eingedämmt, die wenigstens für einige Zeit wieder eine kleine Ernte sichern mögen.

In vielen Gegenden der Alpen schützen die Bewohner ihre Habe auch dadurch, daß sie die ganzen Ufer solcher Wildbäche mit Steinen eindämmen. Diese Dämme sind indessen meistens zu unsystematisch angelegt, um sichern Schutz zu geben, und man ist erst in neuerer Zeit durch Herstellung rationell gebauter Kanäle, die man „Schallen" nennt und die ihrem eigentlichen Zwecke nach nichts weiter sind als Anstalten, um den Bergschutt regelmäßig und unschädlich abrutschen zu lassen, künstliche Steinrutschen, darauf bedacht gewesen, den bösen Launen der block- und steinschiebenden Bäche gründlich abzuhelfen. Doch sind diese trefflichen Kanäle, diese Schallen, noch äußerst wenig verbreitet, und die große Mehrzahl der Bergbewohner läßt sich von ihren Bergtyrannen peitschen und quälen, wie träge, gedankenlose Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Die welsche Unsitte und Blaustrumpfweberei in Töchterinstituten, Mädchenpensionen, Jungfernunterstäten, mit Briefen über die Hegelsche Philosophie an eine Dame, oder mit Briefen über sämmtliche Naturwissenschaften, wie Herr Ludwig Bischof sie „einer gebildeten Dame" noch 1848 auf den Weihnachtstisch legte, hat sich tief genug bis in die Mittelklassen verschwemmt, so daß gerade dadurch die Trennung der „gebildeten Stände" vom „Volke" diesen heutigen Riß durch Deutschlands Glück und Frieden offenbar werden ließ. Durch diese Unnatur ist es zu dem Jammer gekommen, daß es an einem wahrhaften Volkskern und Volksklitte, an einem verständigen, patriotischen Mittelstande fehlt.

Eben nur diese Verirrung von der „Jungfrau" zum freilich seiner Zeit in Kurhessen, glaube ich, bei fünfzehn Reichsthalern oder Stellung unter polizeiliche Aufsicht verbotenen „Fräulein," von der strickenden Hand zum studirenden Kopfe, von den die Lieder des Volks singenden Lippen zur französisch oder englisch parlirenden Zunge, von der Hausfrau zur Gesellschaftsdame, dieses Unwesen, das unsere Höfe und unsern Adel um Wurzel und Wipfel gebracht hat, findet wohl seine Heilung in der heutigen Züchtigung durch die Gottesgeißel der allgemeinen Armuth und Geld- und Creditlosigkeit, welche hoffentlich noch nicht so bald aufhören wird. Es handelt sich um eine gründliche Hungerkur, um die Heilung durch Brodhunger vom Gold- wie vom falschen Wissenshunger. Vom überspannten Kopfe, vom überfeinerten Gelste muß

der Rückweg eingeſchlagen werden zum Herzen, das mit klarem, wirklich gebildetem Bewußtſeyn Hand und Fuß zu bewegen weiß, nicht bloß in der abgeſchloſſenen Kinderſtube, nicht bloß in der „geſchloſſenen“ Geſellſchaft, nicht am romantiſchen Leſepulte oder ſentimentalen Strickbeutel, nicht am äſthetiſchen Theetiſche und nicht im claſſiſchen Hörſale, ſondern in des wirklichen Lebens Mitte. Rechte Mittlerinnen eines in Parteien zereiſſenen, in Stände zerſpaltenen und daran todtkranken Volkes müſſen und können die Frauen werden, die Bildnerinnen der Gegenwart, die Erzieherinnen der Zukunft. Erſt die wahre, vom Chriſtenthum gebotene Demokratie in Herzen und Sitten, dann wird die Demokratie dem Staate, ſey er republikaniſch oder monarchiſch zu ordnen, von ſelbſt zufallen. Ohne jene Grundlagen aber verfallen die auf papierne Grundrechte gebauten demokratiſchen Volks-, Staaten- und Kartenhäuſer. Wird's aber ſo weit gekommen ſeyn, daß eine „Honoratorenfrau“ ſich mit einer Arbeiterfrau gemeinſam der Bettlerfrau leiblich und geiſtig annimmt, ſo werden auch die Männer wieder Boden unter und Himmel über ſich gewonnen haben zum Bauen und Schaffen. Die bisher nur Schulen und Inſtitute gehalten haben, werden hoffentlich recht bald bei den Frauen in eine Schule gehen können, die keine „Läſterſchule“ mehr, ſondern eine Schule der Ehre, weil der Liebe und Liebesthat ſeyn wird.

Alſo Umſturz des Inſtitutsfräulein- und des darauf begründeten Honoratorenweſens! Die Erneuerung (Reform), welche das „Frauenzimmer“ erhalten und der Geſellſchaft als Grundlage aller Neubauten zurückgeben muß, iſt aber nicht durch ein einfaches Zurückgehen auf Juſtus Möſers Standpunkt zu erreichen. Man iſt darüber hinaus, denn man mußte es, nur leider auf falſcher Bahn. Immermann in ſeinen Memorabilien (1, 139) ſprach ſich ſchon ſtark genug gegen dieſes unſelige Inſtituts- und Penſionsweſen aus, wodurch das weibliche Geſchlecht „abgerichtet wird zu allerhand Scheinweſen und Flitter — eine Dreſſur, welche durch die neue Manie, ſie fremde Sprachen lernen zu laſſen, nur noch an Breite gewonnen hat — wobei aber die Seele nicht erfüllt wird mit dem Marke des Wiſſenswürdigen, mit einigen großen Geſtalten der Geſchichte und Literatur.“ Immermann fordert nun vom Manne, er ſolle das vom Lehrer und Inſtitute verſäumte hereinholen, und meint, dadurch erhielte die moderne Häuslichkeit eine neue, ihr gemäße Grundlage. „Denn wenn zwei Menſchen ſo eng verbunden ſind, ſo ergibt ſich für wohlgeordnete Seelen das natürliche Bedürfniß, den Knoten durch gemeinſames Erkennen, durch Bewundern und Verehren des Trefflichen Hand in Hand, immer feſter zu ſchürzen. Gewiß iſt, daß unſere Frauen dadurch nicht weniger Frauen würden, wenn ſie, anſtatt an elenden Romanen (oder gar radikalen Blättern) des Tages oder am Spülicht der Frömmelei ſich Indigeſtionen zuzuziehen, ein wenig mehr die geſunden Gedanken großer Schriftſtellee in ſich aufnähmen.“

Trefflich geſprochen; aber der hinkende Bote! Erſtlich iſt es eine ſeltſam beſchämende Sache um unſere heutige Männerbildung, wie ſie oberflächlich und zeugungsunkräftig iſt. Durch alle Philoſophien durchgetrieben, aller ſpekulativen Logik voll, mit Anthropologie gefüttert und mit Pſychologie gepfropft, hat dieſes heutige Geſchlecht ſo gar kein Verſtändniß für die einfachſten Menſchlichkeiten, pſychologiſchen und moraliſchen und logiſchen Nothwendigkeiten, ſo gar keine Selbſt-, Welt-, Menſchen-, Geſchichtskenntniß, von der Gotteserkenntniß gar nicht zu reden, daß man nicht Verdammung genug für unſere bisherige Schulhalterei auftreiben könnte, wenn man nicht wüßte, daß alle Schule ohne bewegtes öffentliches freies Leben nichts nütze iſt. Lebios in der niedern und hohen Schule empfangen, hat dieſes Wiſſen, weil ohne organiſchen Gehalt und Trieb, keine Anziehungskraft über die Schule und das Examen hinaus. Nur leichteres Zeitungs- und Romanleſen wird fernerhin getrieben, die Fortbildung und das Fortſtudiren, weil vom Leben nicht gefordert und nicht gefördert, unterbleibt beim geweſenen Volks- wie Hochſchüler, und die Gelehrten, die Dichter, die Literaten, die Recenſenten dichten eben und denken, kritteln und kritzeln für einander. So konnte bisher wenigſtens der Mann ſeiner Frau und Familie die Fortbildung nicht geben, wie ſie Immermann mit Recht verlangt.

(Fortſetzung folge.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, Februar.

Die öffentlichen Zuſtände.

Unſere „entſchieden freiſinnige“ Partei war ſelber beſtürzt über den Sieg, welchen ſie errungen hatte. Denn es iſt doch ein gar zu unnatürliches Verhältniß, wenn, wie es in der zweiten Kammer der Fall iſt, ſechs Siebentel der Mitglieder der radikalen Partei angehören und das letzte Siebentel, das linke Centrum, auf die rechte Seite gedrängt wird. In der erſten Kammer iſt aber das Verhältniß für jene Partei faſt noch gün-

stiger. Darum nahmen sich die Radikalen vor, trotz ihres entschiedenen Programms, möglichst leise aufzutreten, und auch die radikale Presse war nach der Wahlagitation viel zahmer, als zuvor. Aber diese Kammern leiden noch an einem andern Gebrechen, das freilich mit bloßem guten Willen nicht beseitigt werden kann. Es fehlt ihnen gar sehr an politischer Intelligenz und an Takt, besonders der ersten Kammer, welche in der That einen höchst kraftlosen Anblick gewährt. Daher mußten sich die Verhandlungen so unerquicklich gestalten, daß den verständigern Parteigenossen selber gewiß ganz flau zu Muthe wurde. Eine brillante Haupt- und Staatsaktion in unserem parlamentarischen Leben, dem auch ein empfängliches Publikum auf den Galerien nicht fehlte, war die Sitzung der zweiten Kammer am 20. Januar, wo über die Oberhauptsfrage verhandelt wurde. Man hörte fast nichts als triviale Phrasen der ordinärsten Winkelpolitik, über die man gern hätte lachen mögen, wenn einem nicht bei dem Gedanken an das strenge Urtheil der öffentlichen Meinung über eine solche Volksvertretung alles Lachen vergangen wäre. Als Hauptakteurs debutirten auch einige Volksvertreter aus dem Voigtlande, einer Provinz, wo seit langer Zeit der platte Vulgärrationalismus der Bierdankpolitik florirt hatte. Ein voigtländischer Schulmeister deklamirte von dem Standpunkte seines „gesunden Menschenverstandes" gegen die Erblichkeit der Fürsten, da ja auch das Schulamt nicht erblich sey. Ein voigtländischer Pfarrer nannte die Kaiseridee bedeutungslosen Unsinn und bezeichnete die Männer, welche in Deutschland einen Kaiser haben wollen, als geistige Krüppel, die unter der preußischen Zuchtruthe ruhig ihre Geschäfte abmachen wollten. Ein voigtländischer Bürgermeister versicherte, daß er und die Seinigen im Kampfe gegen die Kaiseridee gerne die Brust den Kugeln eines Wrangel darbieten würden. Mitten unter den Eindrücken solcher tragikomischen Scenen erklärten plötzlich unsere Minister, sie hätten dem Könige ihre Entlassung anheimgegeben. Das war für den Augenblick ein niederschlagendes Pulver. Die Radikalen waren sichtlich ganz verdutzt und die vormärzlichen Reaktionäre machten schon hoffnungsvolle Gesichter. Doch da kamen Adressen aus allen Theilen des Landes, namentlich von den deutschen Vereinen, an das Ministerium, so daß es für jetzt noch bleiben zu wollen erklärte. Möchte es nun aber auch nicht bloß dem hohlen Radikalismus kräftig entgegentreten, was es wenigstens seit der letzten Wahlagitation gethan hat, sondern sich auch in der deutschen Frage offener und entschiedener aussprechen, um sich wenigstens die kräftige Unterstützung der einen Partei des Landes, der deutschen Vereine, zu erhalten, die es seither trotz seiner particularistischen Tendenzen gehabt hat. — Neben diesen das ganze Land bewegenden Verhandlungen dauert die Agitation zur Reform unserer Communalangelegenheiten fort. Zum Unglück für uns ist der neue Bürgermeister Schaaf, der schon richtig aufzuarbeiten angefangen hatte, ein Opfer des schon lange bei uns herrschenden Typhus geworden, und diese Vakanz eröffnet den Bestrebungen der radikalen Partei wieder ein schönes Terrain, um einen ihrer Leute auf diesen Posten zu bringen. Doch wird auch diesesmal hoffentlich kein solcher Parteimann durchgebracht werden, denn diese können wohl einreißen und anfräumen, aber keinen lebensfähigen Organismus gestalten. — Während sich fast in allen Lebenskreisen Reformbestrebungen wirksam zeigen, die von den unsaubern Elementen der Eitelkeit und des Uebermuthes gereinigt, eine neue bessere Zeit in das Leben rufen werden, war an unserer Bühne wenig von dergleichen zu bemerken. Zwar ist das Repertoire im Laufe des vergangenen Jahrs besser geworden; aber jeder fühlt, daß bei den Mitteln, welche wir haben, auch ohne „kühne Griffe" viel mehr geleistet werden könnte. Mit den kühnen Griffen meine ich unsers kunstsinnigen Dramaturgen Eduard Devrients Vorschläge zur Reform des deutschen Theaters, die er in einer auch für den Buchhandel bestimmten Schrift vor einiger Zeit dem preußischen Kultministerium vorgelegt hat. Das erfreulichste Ereigniß dieses Jahrs auf unserer Bühne war die Aufführung der Trilogie Wallenstein, in welcher Emil Devrient und Marie Bayer als Max und Thekla unübertrefflich waren. Die Schröder-Devrient war längere Zeit hier und entzückte uns in Concerten; leider durfte sie auf der Bühne nicht auftreten. Mag daran schuld seyn, wer will, er hat sich schwer an der Kunst versündigt.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848

Ehe ich zur Erzählung der ferneren Auftritte übergehe, muß ich erst noch Antwort geben auf eine Frage, welche die Leser ohne Zweifel stellen, nämlich die: was geschah denn aber von Seiten der Behörden zur Abwendung dieser Gräuel? — Die Antwort ist eben keine erfreuliche, denn sie lautet: fast nichts! Wie solches kam, das könnte man sich nicht erklären, wenn man nicht mitten in jener Zeit gelebt hätte. Anarchie und Terrorismus von Seiten der Volksaufwiegler hatten sowohl alle Bessergesinnten, als die Behörden eingeschüchtert und Keiner wagte dem Andern beizuspringen, ja getraute sich kaum die Gräuel zu erzählen. Wir waren in der That nahe daran, eine Schreckensherrschaft unter uns sich gründen zu sehen, wie die von 1793 in Frankreich. Das Militär wurde gehaßt und beschimpft, die Regierung war schwach und eingeschüchtert und die Kreislandräthe ließen sich kaum sehen. Daß es nur Muth und Energie bedurft hätte, um dem Unwesen zu steuern, das beweisen einzelne Beispiele. In dem Kreise, wo ich lebe, war die Gährung und Wühlerei auch groß und es hatten sich unter anderen die Einsassen der Herrschaft Heinrichau zusammengerottet und bestürmten den Bevollmächtigten des Besitzers der Herrschaft. Der Landrath, ein Greis von 83 Jahren, begab sich an Ort und Stelle, ließ überdieß eine Kavalleriepatrouille in die Nähe kommen und ging mitten unter die Aufrührer, die ihm ohnedem nicht hold waren, weil er während seiner Amtsführung stets streng, vielleicht zuweilen etwas zu streng gewesen war. Dennoch wagten sie nicht Hand an ihn zu legen. — Ich könnte dagegen erbauliche Beispiele von der Feigheit der Behörden anführen, wenn ich nicht meinem unglücklichen Vaterlande den Schimpf ersparen wollte. Es währte ziemlich lange, ehe man zur Besinnung kam und endlich das Schwert der Gerechtigkeit zog. — Von den Cannibalen, die in Zeltsch und Laskowitz gewüthet hatten, wurden später viele eingezogen und mit schwerem Kerker bestraft. Ein Haupträdelsführer richtete sich selbst, indem er sich aufhing. Er war ein wohlhabender Mann und schon ein Greis. — Auch in andern Kreisen trat endlich die Gerechtigkeit ein, nur war man immer noch furchtsam und gab da, wo Volksaufläufe stattfanden, die Gefangenen frei. Dadurch ward der Muth der Meuterer genährt und es schwebten die Gutsherrn immerfort in Gefahr, die selbst jetzt noch nicht ganz beseitigt ist, indem man noch oft genug in Dorfschenken, wo der Branntwein die Zungen löst, von Mord und Plünderung ohne Scheu reden hört. — Wenn wir nicht die Kerle, sagen sie, alle todtschlagen, wird's nicht besser. Damit sind die Gutsherrn und ihre Beamten gemeint. Unsere Demokraten — nämlich die von der schlechten Sorte — hören so etwas sehr gern, denn auf solchen Acker säen sie am liebsten ihre Saat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 42. Sonnabend den 17. Februar 1849.

Les femmes ne tiennent à la vie que par les liens du coeur, et lorsqu'elles s'égarent, c'est encore par un sentiment qu'elles sont entraînées.

Mad. de Staël.

Der Beruf des Weibes in dieſer Zeit.

(Fortſetzung.)

Zweitens hinderte daran, zumal in Süddeutſchland, den Mann das üble Wirthshausweſen, das ihn in den Stunden der Muße den Seinigen entzieht und Tag für Tag in die Atmoſphäre des Tabakrauchs, des Bierdunſtes, der elenden Neugierde und elendern Kannengießerei, der Kleinlichkeit, Geiſtloſigkeit und Langeweile verſetzt, in welcher der Sinn für geiſtige Weiterbildung, auch wo er vorhanden wäre, ertödtet werden muß. Der Mann und die Familie haben das geiſtig und leiblich gleich übel zu büßen. So lange der Hausvater ſeine Pflicht religiös auffaßte und übte, die Religion Mittelpunkt und Weihe des noch einfachen Familienlebens war, in der guten alten, engen Zeit, da gab's für Mann und Weib der Anziehungskraft genug daheim. Aber ſeit der Auflöſung dieſes innerſten Bandes im „philoſophiſchen" Jahrhundert wurde Alles auseinander getrieben: der Mann in Bücher, Kritik und Wiſſen, und weil er ſich, abgelöst vom religiöſen Familiengrunde und erhoben in eine Höhe des verſtändigen Wiſſens, wohin die Frau nicht folgen konnte oder wollte, daheim nicht mehr befriedigt fühlte, ins Wirthshaus; dem Manne nach ſuchte das Weib nun auch „Bildung," wo nicht in eigener Kopfarbeit, doch durch Annahme von fremdem Schliff und Schnitt und Ton, und vergaß darob das vaterloſe Haus über Romanen, Modejournalen, Taſchenbüchern, Kaffeeviſiten und Theekränzchen, ſo daß der Mann nur noch um ſo mehr die durch ihn alſo entleerte und verbildete Geſellſchaft des Weibes und der Familie zu meiden Anlaß und Ausrede hatte.

Drittens nun würde, auch wenn der Mann könnte und die Frau wollte, in Immermann'ſcher Weiſe die Häuslichkeit nicht nur ſo durch „gemeinſames Bewundern und Verehren des Trefflichen in Literatur und Geſchichte" hergeſtellt werden. Ein krankes Leben wird nicht durch Bücher geheilt. Der Teufel des deutſchen bloß in der Bücherwelt zu Hauſe ſeyns wird nicht durch den Beelzebub des Schriftenthums ausgetrieben. Der deutſche Mann, eben bisher nichts als ſchulmeiſterend und geſchulmeiſtert, kann unmöglich als fortgeſetzter Quintus Firlein ſein Haus neu beſtellen. Daß ſich Mann und Weib in Geſchichte und Geſchrift zuſammenfinden, verſtehen und genießen können, dafür muß die hohe und niedere Schule ſorgen, die künftig lebensfähiger werden und bilden muß. Insbeſondere müſſen die deutſchen Schulen in größeren und kleineren Städten Lehrer und Klaſſen erhalten, in denen das weibliche Geſchlecht etwas Anſtändiges und Lebensgültiges lernen kann, ohne den leidigen Töchterpenſionen, Inſtituten und Univerſitäten zum Opfer fallen zu müſſen. Da muß ein Kern wahrer geiſtiger Bildung in das empfängliche Frauenherz gelegt werden, der fähig iſt, bethaut von den Niederſchlägen tüchtiger Mannesbildung, im Leben ſich zu erhalten und für's Leben zu wachſen im natürlichen Volksboden. Wie dann die Erziehung der Kinder und die Anziehung der Männer eine ganz andere werden müßte; begreift ſich mit Einem Blicke. Hier mögen unſere Helden der Schulerneuerung tief unten und gründlich der deutſchen Geiſtes- und Volksfreiheit Grund und Eckſtein legen helfen. Zugleich aber muß zwiſchen der Häuslichkeit hier und der Bildung dort ein Gebiet der Thätigkeit und der Vergeſellſchaftung

Digitized by Google

ſich geſtalten, in welchem Mann und Weib einerſeits und höhere und niedere Stände andererſeits als in des Lebens Mitte ſich begegnen, fördern und verehren können, ein Gebiet der wechſelſeitigen Hingabe und Anerkennung, Demüthigung und Erhebung, des Arbeitens und Genießens, worauf das häusliche und Völkerglück, der eheliche und geſellſchaftliche Frieden, das Gemeinde- und Staatswohl allein wieder Wurzeln ſchlagen können.

Ein tieferer Blick wird die Wahrheit des „ſocialdemokratiſchen“ Grundſatzes bald erkannt haben. Eine neue bürgerliche Geſellſchaft muß geſtiftet werden, das Chriſtenthum muß zur Armuth niederſteigen und die thätige Liebe die Menſchheit frei und gleich erſt vergeſellſchaften: ſolche Geſellſchaft wird ſich dann bald auch in dauernde, nicht bloß pergamentene Staatsgrundgeſetze verfaſſen laſſen.

Warum die Frauen hier vorangehen ſollten, habe ich im Artikel „Armuth und Chriſtenthum“ angedeutet. Daß ſie es wirklich können, mögen die Leſerinnen einer wohlgebornen und von den Armen beweinten Heldin werkthätiger Chriſtusliebe abſehen, an deren Wiege ich ſie nun auch führen will, nachdem gezeigt worden, in welcher Zeit dieſe Wiege geſtanden.

Am 21. Mai 1780 wurde Eliſabeth Gurney in einer durch innere und äußere Güter und Bildung ausgezeichneten Familie in Norwich in England geboren, ein zartes, nervenſchwaches, furchtſames Kind. Die düſtern religiöſen Eindrücke, die ſich aus Erzählungen wie die vom Opfer Abrahams in früheſter Jugend ihr einprägten, und die trüben Bilder, die ihr der Anblick menſchlichen Elends, namentlich in der Geſtalt der armen „Betty Einarm,“ in die Serie drückten, erhielten übrigens durch den Hauch zarter Familienliebe und durch anſprechende Weckung des Sinnes für Naturſchönheit auf dem lieblichen Landſitze durch eine geiſtvolle Mutter die nothwendige Miſchung und Milderung. Doch die Mutter ſtarb von ſieben Töchtern weg, als Eliſabeth erſt zwölf Jahre zählte. Die Schweſtern, reich an Gaben und Anziehungskraft, überließ der beſchäftigte, von Natur vertrauende Vater dem Verkehr in den geſelligen Kreiſen, wie ſie damals von Frankreich her mit Kritik, Witz, Geiſt und Voltaire verſehen wurden jenſeits des Kanals und dieſſeits des Rheins. Der Geiſt der Zweifelſucht und Verneinung war natürlich am wenigſten geeignet, die einen höhern Beruf als für den Stickrahmen in ſich fühlende Weiblichkeit zur Erkenntniß der ihr eigenthümlich zugewieſenen Lebensthätigkeit zu führen. Der Drang, der in dem Weibe ſich regte nach geiſtiger Gleichſtellung mit dem männlichen, die Wiſſenſchaft und die Thatkraft faſt wie im Erbpachte beſitzenden Geſchlechte, ging in jenem einſeitigen Trieb nach der „Bildung“ auf, welche kein natürliches, glückliches, nur ein krankhaft überreiztes, eingebildetes Selbſtgefühl, die Hoffahrt des Geiſtreichſeyns erzeugte. Nur in der angemeſſenen Uebung eines wirklich ſchaffenden Vermögens innerhalb eines naturgemäßen Wirkungskreiſes wächst und blüht jenes Selbſtgefühl, das im Bewußtſeyn einer Zweckerfüllung ſo glücklich macht. Abgeſehen von dem Schaden an Herz und Haus, blieb dieſer auf den Kopf geſtellten Weiblichkeit immer das drückende Gefühl, daß ſie all dieß Wiſſen, all dieſe Geiſtesbildung doch immer nur von den Männern zu Lehen trage. Deßwegen waren die geiſtreichſten und die geiſtig „emancipirteſten“ Frauen gerade die unglücklichſten, ſo daß ſie ähnlich der Berliner Charlotte Stieglitz entweder mit dem Dolche durch's eigene Herz, oder wie die Pariſer Dudevant mit der Feder durch Roman auf Roman die völlige Unabhängigkeit nur in der völligen Vernichtung der Ehe ſuchen konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortſetzung.)

Es wäre indeſſen eine unverzeihliche Einſeitigkeit, wenn wir dieſe Trümmer bloß in ſchwarzem Lichte darſtellen wollten. Wie Alles in der Natur, haben auch ſie ihre Licht- und Schattenſeite, und ſie ſind dem Menſchen auch vielfach nützlich geworden.

Da wo es an Bauholz fehlt, haben die Menſchen zu den Steintrümmern gegriffen, welche die Natur aus ihren zahlloſen Steinbrüchen ihnen gleich als fertige und brauchbare Bauſteine geliefert hat. In vielen Strichen der Alpen, wo das Holz ſelten geworden, ſind die Gebäude aus dieſen Trümmern aufgeführt, namentlich in vielen ſüdlichen Thälern, und auf allen kahlen Höhen die Sennhütten. Ueber lange ſchroffe Alpengelände hin ſieht man die Steine zu Mauern geordnet, welche Grenzwälle der Beſitzungen oder Schutzdämme am Rande der Abgründe bilden.

Gleichſam wie ein Gegengift gegen das Gift werden die bereits abgelagerten Blöcke vielfach gegen den drohenden Nachſturz anderer benutzt. Ueberall gewahrt man Häuſer und Gehöfte, auf einem freien Plätzchen mitten zwiſchen großen Blöcken, wie zwiſchen Verſchanzungen hingeſtellt. Die abgeſtürzten Felsblöcke zur Rechten und Linken gewähren ein maleriſches Bild; den Rücken des Hauſes deckt ein Hauptſtück, an dem die Lawinen zerſchellen, an dem die wilden Regengüſſe ſich zertheilen, hinter dem die nachkommenden Trümmer unſchädlich liegen bleiben. Unter dem Schutze anderer Trümmerſtücke zu den

Seiten sind Nebengebäude und Stallungen angelegt, wie im Gehöfte des einäugigen Hirten, den Odysseus besuchte.

Weit großartiger aber als in diesen kleinen Benützungen zeigt sich die Lichtseite des besprochenen Phänomens in der bei näherer Betrachtung der Hochalpenthäler sich herausstellenden Erscheinung, daß eine Menge dieser Thäler durch jene fortschreitende Zertrümmerung der Urfelsen geradezu erst bewohndar geworden sind. Viele derselben waren in ihrem Urzustande nichts als tiefe, bodentose Schluchten und Klüfte; zu beiden Seiten starrten unbesteigbare Felswände empor, im Grunde des Thals aber walteten wilde Gewässer und bildeten Sümpfe und Seen, unter ewigen Dünsten versteckt. Für den Menschen wurde da erst Platz gewonnen, nachdem lange Zeit hindurch die Felstrümmer von den Bergen abgestürzt waren, und sich dadurch allmählig aufsteigende Schutthalden an den Seiten der Wände gebildet hatten. Durch diese Schutthalden wurden die Gewässer in ihren Betten zusammengedrängt, die Sümpfe und Seen ausgefüllt, auch die Luft des tiefen Thales gebessert, und indem sich die Abhänge der Geröllmassen allmählig mit Pflanzendecke und vegetabilischer Erde überzogen, Boden für den Menschen und seinen Anbau gewonnen. Der Anbau solcher Schuttkegel ist eine so gewöhnliche Erscheinung in den Hochalpen, daß man ohne Uebertreibung geradezu sagen kann: die Hälfte aller Dörfer, Gärten und Aecker der Hochgebirge liegen an dem Fuße und auf den kegelförmig sich ausdehnenden Abhängen solcher Trümmerhalden.

Treten wir aus den engen Hochthälern, wo die Trümmer am gefährlichsten wüthen und zugleich am häufigsten retten, in die großen weiten und langen Thalebenen, so erscheint es wahrscheinlich, daß auch diese als flache bewohnbare Erdstreifen nicht seit Anbeginn bestanden haben, sondern erst durch Ausfüllung und Ausdehnung dazu gemacht worden sind. Die großen Ströme führten beständig Blöcke und Schutt herbei, füllten damit die unregelmäßigen Vertiefungen und Löcher aus, warfen das Material in die Seen, verwandelten diese aus Wasserwüsten in festes Land, und bereiteten so den ebenen Thalboden vor, auf dem nun die bewohnten Ortschaften stehen.

Je weiter wir aus den Schluchten der Urgebirge hinaustreten, desto mehr verliert sich der Schrecken, den die einstürzenden Berge erregen, und desto heller stellt sich die Lichtseite der Zertrümmerung heraus. Denn hier finden wir in den schönen Ebenen am Fuße der Alpenketten weitverbreitete Ablagerungen theils von großen Geröllen in den Nagelfluesschichten, theils von zu Körnern zerriebenen Felsen in den Sandsteingebilden. — Die ganze herrliche Ebene, in der die lombardischen Städte blühen, ist nur als ein weites Thal anzusehen, dessen Grundlage von dem Bergschutt der verwitternden Alpen allmählig gebaut wurde. Aus hundert Bergöffnungen stürzte dieser Schutt in das adriatische Meer, das ehemals bis an den Fuß der Berge bei Turin hinauf ging und den Sockel der Alpen überall bespülte, hervor und drängte seine Fluthen immer weiter zurück, ein Vorgang, der noch heute fortdauert.

Das ganze reizende Becken der Schweiz zwischen Alpen und Jura war ehemals ein Wasserbassin, das nun durch das vordrängende Gerölle ausgefüllt ist. Auf und zwischen diesem Gerölle liegen die Hauptstädte der schweizerischen Freistaaten. Die Schuttberge sind anmuthig bewaldete Hügel, das Trümmerchaos stellt auf der Oberfläche eine von Obst- und Weingärten, von Aeckern und Dörfern reizend belebte lachende Landschaft dar. Von den Ebenen Bayerns und Ungarns im Osten, von dem Rhonebecken im Westen läßt sich dasselbe nachweisen: auch sie wurden erst durch den Verfall der Alpenkette gehoben und geschaffen. Ja sogar an den Lagunen Venedigs wie an den Inseln und Poldern Hollands bauen noch heutiges Tages diese selben Bergtrümmer, welche oben die Anpflanzungen der Menschen zerstören, wohlthätig schaffend fort, der dortigen Bevölkerung eine stets wachsende feste Basis unterschiebend.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Die Reichstagsliteratur.

Neben dem breiten Strome der stenographischen Berichte und Sitzungsprotokolle unserer Nationalversammlung macht sich nach und nach ein ganzes weitverzweigtes und vieläderiges System kleinerer Bächlein als Reichstagsliteratur bemerkbar, ein System, das die mannigfaltigsten Gebietstheile bewässert und durchfließt, alle möglichen Winkel der Wissenschaft durchkreuzt und dessen rasch verrinnende Fluth selbst aus den abgelegenen Reichen der Poesie und Kunst noch manchen Goldsand oder Bachkiesel mit sich rollt. Wenn wir diese reichliche Literatur durchgehen, die neben der Paulskirche in Flugblättern, Artikelchen

und Broschürchen herläuft und in ihr mündet und verschwindet, so ist fast kein Fach, das nicht in irgend einer Weise dabei vertreten wäre. Man hat der Nationalversammlung von mancher Seite vorgeworfen, daß sie für die materiellen Interessen des Vaterlandes bisher noch so wenig geleistet. Unstreitig kann sich dieß nicht auf die Papierfabrikation und die Druckerpressen beziehen. Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf alles, was durch, für und über die Nationalversammlung geschrieben und getrieben, was an und auf sie gedichtet und gerichtet wurde. Da kommen hinter einander Zeitungs-, Privat- und Vereinsberichte, Petitionen und Adressen, Erklärungen, Vor- und Rathschläge, Aufrufe und Programme, Gutachten und Sendschreiben, Vor- und Beiträge, ungehaltene Reden, Ein- und Ausfälle, Abhandlungen, Denk- und Staatsschriften, Charakterzeichnungen, Notizen, Winke und Andeutungen, statistische, geschichtliche, staatsrechtliche, biographische Zusammenstellungen u. s. w., Preisgedichte, Stachelverse, neue deutsche Landkarten, Porträte, Karrikaturen und sonstige Bildwerke.

Die Stube manches Abgeordneten, der diese Kinder der jüngsten Zeit sammelt und aufhäuft, gleicht einer Bibliothek, und es begegnen sich hier neben den ernsten Gedanken des Staatsmanns ganze Stöße von Zerrbildern, die illustrirte Geschichte des Deputirten Pieymayr, die Handbüchlein für Wühler und Heuler. Ueberhaupt könnte man unsere Reichstagsliteratur am besten und allgemeinsten in eine ernste und eine komische theilen, wobei freilich nicht bloß die leichte Witzwaare in der Harlekinsjacke, sondern auch ein nicht unbeträchtlicher Theil von Anträgen, Interpellationen, Vorschlägen in die letztere Kategorie fielen. Die ruhigere Geschichtsforschung späterer Zeit wird aus dem bunten Wuste sichten und schöpfen und ein geordnetes Bild daraus zusammenstellen. Schon bereitet sich manches größere Werk, manche Feder schreibt bereits im Stillen an der Geschichte, an den Denkwürdigkeiten, an den Erinnerungen unserer Zeit. Man sammelt Gedankenblitze und Züge unserer alten und neugebackenen Berühmtheiten und meißelt an den Brustbildern für die Nischen des neuen Pantheons. Die Poesie, die sich aus der lärmenden Welt zurückgezogen, findet hie und da wieder einige Beachtung in ihrer obligaten Einsamkeit. Nicht bloß daß die Domestiken der Kunst an ihrem Küchenheerde sich einfinden und von daher die Gassenliteratur und unsere Bänkelsänger mit neuen Liedern nach alten Melodien vielfach bereichern, auch ihre nähern Freunde und Verehrer sammeln sich wieder zuweilen bei der hohen Frau; aber sie kommen und gehen mit wüstem Kopfe von dem Geschrei des Tags, die alte Vertraulichkeit und Begeisterung will sich noch nicht einstellen. M. Hartmann als Pfaffe Mauritius bringt uns eine „Reimkronik.“ Wohl perlet im Glase der purpurne Wein, wohl funkeln die Augen der Gäste — aber nachdem wir von dem purpurn perlenden Wein geschlürft, meinen wir, der Kelch, den uns der Dichter früher gebaten, habe doch viel besser gemundet.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Jetzt zu den Aufständen in Oberschlesien. Im September, als man sich der Hoffnung hingab, es werde nunmehr ein ruhiger Zustand eintreten, erscholl auf einmal aus dem südlichsten Winkel Schlesiens, aus dem Städtchen Hultschin, die Kunde von einem daselbst ausgebrochenen gräulichen Aufruhr, der mit Blutvergießen verbunden gewesen war. Die Herrschaft Hultschin gehört dem Baron Rothschild, dessen große Mildthätigkeit gegen die daselbst wohnenden Nothleidenden in öffentlichen Blättern sehr hervorgehoben worden war. Es kam aber wie einige Monate früher in Niederschlesien. Die Ursache des Aufstandes waren die Robaten und Giebigkeiten, welche die Unterthanen an die Herrschaft zu leisten hatten, und die nunmehr, da man Ruhe und Ordnung zurückgekehrt glaubte, mit Strenge gefordert wurden. Da zeigte sich denn das von jenem Priester so hoch gepriesene katholische Volk ganz so wie das niederschlesische protestantische, und gab die Lehre, daß es eine Tugend in unserer Zeit sey, eine Confession auf Kosten einer andern herauszustreichen. Das Schloß zu Hultschin ward gestürmt und vieles darin demolirt. Die Beamten wurden hart mitgenommen. Von hier aus verbreitete sich der Aufstand gleich einem Lauffeuer, und er nahm eine um so gefährlichere Gestalt an, als hier zum Hasse gegen Gutsherrn und Beamte noch die Nationalabneigung kam, indem das Volk slavisch ist, die meisten Beamten aber deutsch. Zum Glück hatte jetzt das Militär seine moralische Kraft wieder gewonnen und dämpfte nun mit der physischen schnell den Aufruhr. Indeß brach er, wie ein verborgenes Feuer, immer wieder an andern Orten aus, wenn er an einem gedämpft war. Besonders hart ging es in Beneschau her. Dieß ist ein kleines Städtchen und der Centralort der Herrschaft gleichen Namens, die dem niederländischen Großhändler Lejeune gehört. Das hier stehende alte Schloß ward erstürmt und von der aufrührerischen Rotte dermaßen zugerichtet, daß es einer Ruine gleich ward. Alle Akten und Dokumente wurden zerrissen und in's Wasser geworfen. Dabei zeigten sich ganz besonders die Weiber thätig, die mit einer wahren Besenwuth die Papiere in die kleinsten Fetzen rissen, auch bei der übrigen Zerstörung überaus thätig waren. Sie ließen es aber hiebei nicht bewenden, sondern raubten alles, was sie nur fortbringen konnten, insbesondere auch Silber und Wäsche. Der Oberbeamte entkam nur mit Mühe ihren Händen, und man würde ihm arg mitgespielt haben, wäre man seiner habhaft geworden. Bei der Gelegenheit zeigte dessen Frau, die sehr schwächlich und fast immer kränklich war, eine Entschlossenheit und Geistesstärke, die sie sich wohl selbst nicht zugetraut hatte. Für's erste war sie dem Gatten zur Flucht behülflich, dann raffte sie alles, was sie Werthvolles in Kisten und Schränken hatte, zusammen, um es zu verbergen, was ihr freilich nur mit sehr wenigem gelang, denn man entriß alles ihren Händen. Aber mitten unter den Meuterern, die eben nicht freundlich gestimmt waren, schaltete und waltete sie, als besorge sie ihr gewöhnliches Hauswesen, und wunderbar genug erfuhr sie keine eigentliche Gewaltthätigkeit von ihnen, ja die Männer schützten sie sogar vor den Weibern, die ihr zu Leibe wollten.— Der Verlust, den dieser Oberbeamte erlitt, belief sich auf mehrere tausend Thaler. Vom herrschaftlichen Eigenthume ward jedoch wenig geraubt, außer wessen die Aufrührer aus den Kassen habhaft werden konnten. Aber nicht etwa aus Ehrenhaftigkeit, sondern lediglich aus Mangel an Gelegenheit ließ man das Eigenthum unangetastet. — Die Bevölkerung dieses ganzen Landstriches, der wie eine Halbinsel in die östlichen Sudeten einschneidet, ist slavisch, und zwar von dem Stamme, der in größern Massen in Mähren wohnt und ein Mittelidiom zwischen Polnisch und Böhmisch spricht. Er ist kräftiger Natur und ziemlich rührig, obgleich er die Feiertage liebt und sich an denselben gern gütlich thut. Ehrenhaftigkeit ist ihm nicht abzusprechen, die ihn jedoch nicht abhält, wo es die Gelegenheit gibt, ein wenig zuzugreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 43. Montag den 19. Februar 1849.

— Patuit
Temporis aetatem venturorumque nepotum
Prospicit.
Ovid.

Aus den Alpen.

(Schluß.)

Die Verwitterung der Alpen geht so langsam vor sich, daß sehr lange Zeiträume, daß Jahrtausende hiebei noch wenig zu bedeuten haben. Die Frage, was bei der fortschreitenden Abbröckelung der Berge endlich aus ihnen werden wird, hat daher noch viel weniger praktische Bedeutung als die, was aus England werden wird, wenn es einst das Mark aller seiner Steinkohlenadern und Schichten erschöpft hat. Allein »nitimur in vetitum,« sagt der Römer, wir greifen nach dem Verbotenen, und wir streben, setze ich hinzu, nach dem Verborgenen, Geheimnißvollen und Entfernten. Ich will daher diesem allgemein menschlichen Streben nachgeben und zum Schluß hier auch noch die aufgeworfene Frage erörtern.

Hätten jene Urvölker, jene gentes indomitae, welche vor den Römern den Leen der Alpen bewohnten, uns genaue Höhenbestimmungen über alle Gipfel ihrer Gebirge hinterlassen, so würden wir, sie mit unsern Messungen vergleichend, ohne Zweifel eine kleine Abnahme der Höhe gewahren, und wären diese Beobachtungen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgesezt, so könnten wir die Geschichte der Zertrümmerung der Alpen wenigstens während einer Periode schreiben. Da aber die hypsometrische Kenntniß dieser Berge ganz neu ist, erst in unsern Tagen begonnen hat, so werden zu einer solchen Geschichtschreibung erst unsere spätesten Nachkommen befähigt seyn, wenn sie die Fäden, welche wir angeknüpft, festzuhalten und weiter zu spinnen vermögen. Für uns ist hier überall nur Vermuthung und ungefähre Bestimmung möglich.

Und hiebei ist es denn vor allen Dingen bemerkenswerth, daß in den verschiedenen Abtheilungen der Gebirge die Verwitterung und Zerstörung mit sehr verschiedener Schnelligkeit fortschreitet, eine Bemerkung, die ich bisher mit Fleiß noch unterdrückt habe, um sie hier am Schlusse ihren Platz finden zu lassen. — Bekanntlich bestehen in Bezug auf ihren Baustoff die Alpen hauptsächlich aus dreierlei Gebilden, erstlich aus einem langen Kern von sogenannten Urgesteinen in der Mitte, zweitens aus zu beiden Seiten abgelagerten Kalkgebirgen, und drittens aus tertiären Formationen am Fuße dieser Kalkalpen. Diese drei Felsarten bilden eine Menge von Bergen und Thälern, die höchsten die Uralpen in der Mitte, nicht ganz so hohe die Kalkalpen zur Seite, und die niedrigsten die tertiären Gebilde, die sich allmählig ausebnen.

Alle diese Gebilde bestehen aus über oder nebeneinander gelagerten Schichten, die auf sehr verschiedene Weise aufgestellt sind. In den Urgebirgen stehen diese Schichten zum Theil vollkommen senkrecht, zum Theil unter sehr großen Winkeln von sechzig und mehr Graden. In den Kalkgebirgen stehen fast gar keine Schichten aufrecht, in der Regel senken sie sich unter kleineren Winkeln von dreißig bis sechzig Graden, und unter noch kleineren Winkeln fallen die zum Theil ganz horizontalen tertiären Formationen. Dieser Umstand allein reicht hin, um vermuthen zu lassen, daß die Zeestörung in den festen Uralpen einen weit rascheren Fortgang hat als in den Kalkalpen, und in diesen einen rascheren als in den Vorbergen.

Die Uralpen bieten, gleich einem vom Holzhacker

Digitized by Google

zurechtgelegten Holzblocke, alle ihre Fugen, Riſſe und Spaltungsrichtungen den Donnerkeilen des Jupiter und den übrigen auf ſie niederfallenden Inſtrumenten der Naturgewalten bequem dar, während die Kalkalpen und Vorberge ſo zu ſagen gegen den Faden zerhackt und zerſägt werden müſſen. — Das Regen- und Schneewaſſer dringt in den Uralpen leichter in die Ablöſungen der Felsblättee und Ritzen ein und zerſtört ſie ſchneller. Dazu kommt noch, daß die Urgebilde meiſtens ſpröderee Natur ſind und wie Glas leichter zerſpringen als der Kalk, deſſen Faſer mehr dem Gewebe eines Metalls gleicht. Vielleicht werden auch einige Urgeſteine deßwegen von der chemiſch zerſetzenden Luft ſchneller angegriffen, weil ſie viel Eiſentheile beigemengt enthalten. — Die Urfelſen beſtehen aus mannigfachen Gebilden, die in ſehr verſchiedenen Graden von den zerſtörenden Kräften angegriffen werden, während die Kalkfelſen eine weit gleichmäßiger dichte Maſſe darbieten. Auch dieß muß die Zerſtörung dort raſcher machen als hier, denn ſo wird oft einer geſunden Felsart durch eine kränkelnde und faulende, auf der ſie ruht, die Unterlage entzogen, und ſo ſtürzt denn Verwitterndes mitſammt dem Geſunden in die Tiefe. — Die Kalkalpen bilden ſehr häufig lange Rücken und Gräte, während die Uralpen von Haus aus dieß ſelten gethan haben und in zahlloſen Spitzen emporſtarren. Auch dieſer Umſtand verſchafft den atmoſphäriſchen Waſſern in den Uralpen zahlreichere Angriffspunkte. Die Gewäſſer ſind in ihnen wilder und gewaltiger, und alle in ihren engen Klüften und Thälern ſchaltende und waltende Naturkräfte in ihrem Effekte eben durch dieſe Beengung geſteigert.

Auf ähnliche Weiſe wie das Urgebirge zu den Kalkalpen, verhalten ſich dieſe zu den tertiären Nagelflue- und Sandſteingebilden. — Die Kalkmaſſen liegen durch die ganzen Alpen hin auf einem dem Verfall ſehr ausgeſezten Tonſchiefergebilde. Dieſe Felsart löst ſich ſehr ſchnell auf, zerfällt und läßt die auf ihm ruhenden Kalkſchichten nachfallen. Auch ragen die Kalkalpen noch häufig weit über die Region des Pflanzenwuchſes und hoch über die Schneegrenze hinauf. Sie ſind daher in den höhern Gegenden kahl und unbedeckt wie die Urgebirge und aller Unbill der Witterung preisgegeben. Die niedrigen Nagelflue- und Sandſteinberge dagegen ſind meiſtens in eine ſchützende Decke von Pflanzen und Pflanzenerde gehüllt. So weit dieß geſchehen, iſt Verwitterung faſt nicht möglich und die Berge bleiben ſo faſt unveränderlich in ihrer Höhe und Geſtalt. Jedoch kommen in den Nagelfluegebirgen Andruch und Zerfall noch häufiger vor als in den Sandſteingebilden, in denen die größte Unveränderlichkeit herrſcht. Jene, die Nagelfluegebirge, ruhen nämlich häufig auf weichen Sandſteinſchichten, und wenn dieſe angegriffen und zerſtückt werden, ſtürzen ihre Geſchiedlager herunter.

Die Gebirge geben alſo in dieſer Beziehung ein Paralleldild zu den Zuſtänden der menſchlichen Geſellſchaft, bei denen auch in den untern Schichten verhältnißmäßig größere Staerheit herrſcht, während die obern Klaſſen und die höchſten Gipfel der Menſchheit beſtändig von den geſellſchaftlichen Revolutionen und den Stürmen der Zeit umgeſtürzt und umgebildet werden.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß in manchen Jahren die Verwüſtung der Alpen ſchneller vor ſich gehe, als in andeen. Dabei ſpielt vermuthlich ſtrenge Kälte die Hauptrolle. Im ſtrengen Winter des Jahrs 1740 darſten hie und da ganze Maſſen von Granitfelſen dergeſtalt auseinander, daß man nicht mehr auf den ſonſt gewohnten Wegen von einem Theile des Gebirges zum anderen gelangen konnte. Eine Menge Kryſtallhöhlen öffneten ſich in dieſem Jahre und zahlloſe Thalgelände wurden verſchüttet, die Gletſcher wuchſen bedeutend und entführten ihre Geröllaſten raſcher. Wie alles in den Alpen, ſo mag daher auch die Verwitterung ihre Perioden haben. Im Ganzen aber läßt ſich beweiſen, daß ſie Anfangs langſam, darauf zunehmend immer ſchneller bis zu einem gewiſſen Maximum vorgehen muß, daß ſie dann wieder an Energie abnehmen, immer langſamer und ſchwächer in ihren Wirkungen werden wird. Bei den Anfangs mehr zuſammenhängenden und geſchloſſenen Maſſen, welche die emporgetriebenen oder niedergeſchlagenen Materien bildeten, mußte natürlich der Angriff der Naturkräfte ſchwieriger ſeyn. Hatten ſich dieſe erſt einmal eingefreſſen, kleine Spalten, Riſſe, Klüfte, Zacken gebildet, ſo war es leichter, dieſe zu vergrößern und zu vervielfältigen, und das ſchon Zerſchlagene noch mehr zu zerpochen.

Vielleicht befinden wir uns gerade jezt in der Periode des raſcheſten Zerfalls. Jemehr die kahlen hochragenden Gipfel beſeitigt ſeyn werden, je tiefer der nagende Zahn der Zeit zu den dickern und breitern Grundlagen der Berge herablommt, deſto langſamer wird er arbeiten. Die Gewäſſer und Winde werden dann minder heftig ſeyn, die Gletſcher nnd Schneemaſſen von den herabgeſchmolzenen Höhen verſchwinden, die Pflanzendecke wird mächtigee und ſchützender werden und in der ganzen Alpenkette die Ruhe und Unbeweglichkeit eintreten, die wir jezl an unſern unzerſtörbaren Raſen- und Waldhügeln beobachten. — Dann, wenn die Hochalpen dereinſt, ſtets zerfallend unter den Blitzen Jupiters, unter dem freſſenden Odem der Winde, unter den Keilen, Reiben, Meißeln und Sägen des Eiſes, unter den ſchleifenden Wellen der Berggewäſſer, zu einem ſolchen anmuthigen Hügellande herabgeſunken ſind, dann erſt werden jene

Digitized by Google

schrecklichen Bergstürze, jene Blockergüsse und Steinströme, jene Erdschlipfe und Rieseten, jene Murren und Rüffenen, jene Flur- und Waldzerstörungen, dann wird dieser ganze Krieg, den die felsenschleudernden Giganten heutiges Tages mit den Menschen und den freundlichen Göttern der Ackerflur fortführen, vollständig aufhören.

„Dann kehret zurück der Friede dem Weltall."

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Nicht ein erweiterter Kreis des Wissens, sondern ein erweiterter Kreis wahrhaft weiblichen Handelns, nicht Gelehrsamkeit, sondern Thätigkeit, nicht Bildung, sondern Uebung ist das Ziel jenes Dranges nach einem höhern Berufe in der Menschheit. Aber, wie gesagt, Verneinung und Zweifel, Unglauben und bloß natürliche Religion vermochten den Weg zu diesem Ziele nicht zu weisen. Ursprünglicher Geist, Frische des Charakters, Einfalt des Sinns und Wärme des Gemüths konnten bloß vor stärkeren Verirrungen bewahren und haben auch unsere deutsche Frauenwelt im großen Ganzen bewahrt. Eine Familie aber, wie die Gurneysche, eine Natur wie unsere Elisabeth ward nicht nur in den Versuchungen vor Abwegen bewahrt, sondern sie fand auch die lebendige Quelle, deren Labung und Strömung sie auf das frühlingsgrüne Feld jener höhern, die Weiblichkeit adelnden und ausfüllenden Thätigkeit gelangen ließ: dieß war die geoffenbarte Religion, die allein den Weg, die Wahrheit und das Leben für suchende Herzen und sich versuchende Kräfte bietet. Diese Quelle ist durch die Befreiungskriege und durch Schleiermacher in Deutschland Tausenden wieder geöffnet worden. Darum gut Heil Germania!

Elisabeth war eine gewandte Reiterin geworden, liebte Gesang und Tanz im häuslichen Kreise, hatte eine liebliche Stimme und sang mit ihrer Schwester Rahel vortrefflich, namentlich Naturweisen. Ihre zarte schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares und dem süßen Ausdruck ihrer milden Züge nahm sich höchst anziehend aus. Ihr tieferes Sehnen aber blieb ungestillt von jenem Weltgeiste und jener Naturreligion. Wie ein Schiff ohne Steuermann sieht sich die sechzehnjährige Jungfrau auf dem Meere der Freuden und Leiden umhergetrieben. Sie ringt nach „Wahrheit und Tugend" und sucht Gott in der Natur, aber sie ruft aus: „Ich sehe Alles im Dunkeln; Alles scheint mir Thorheit, ich zweifle an Allem."

Da kam 1798 ein Abgeordneter der „Gesellschaft der Freunde," wie sich die Quäker bekanntlich nennen, aus Amerika nach England. William Savery, selbst ein Neubekehrter, predigt auch in Norwich, und am selben Tage schreibt Elisabeth in ihr Tagebuch: „heute hab' ich gefühlt, daß ein Gott ist." Ein tiefer Ernst kam über sie mit Kräften eines höhern Lebens. — Um sie von dieser auffallenden Verwandlung zurückzubringen, schickte der Vater sie in die große Welt Londons. Vielfach ergötzt, noch mehr belehrt, war sie nur selten befriedigt. Sie kehrte heim, eben so religiös entschieden, als sie früher gleichgültig oder zweifelhaft gewesen. Mit reinem Gemüthe hatte sie der Freuden der Welt sich gefreut, sie konnte sich ihnen entziehen, ohne die Freuden und Pflichten des Lebens aufgeben zu müssen. Sie hatte geleent, daß „die Religion uns nicht unbrauchbar für die Pflichterfüllung machen darf, sondern uns ein Sporn und eine Hülfe seyn soll, diese auf die rechte Art zu üben."

Hatte sie sich von jeher nie glücklicher gefühlt, als wenn sie Jemand auch nur den kleinsten Liebesdienst erzeigen oder eine Sorge erleichtern konnte, so bringt sie auch jezt noch im scharlachenen Reitgewande bald einer fremden kranken Offizierswittwe ein Körbchen mit feinerer Labung und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden; bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, besucht und pflegt die Kranken der Umgegend; aber jezt versammelt sie eine Schaar armer Kinder Sonntags um sich, die sie mit hingebender Liebe unterrichtet. Sie fing mit einem armen Knaben an und nach und nach wurden es siebenzig.

Ihre Familie hatte mannigfache Verbindungen mit der „Gesellschaft der Freunde," ein Prediger derselben hatte sie sich und ihrem Gotte zurückgegeben; kein Wunder wenn sie, obschon nicht ohne Kampf, dem Zuge in diese Gesellschaft nachgab, deren eigenthümliche Formen, die einfache Tracht und das „Du" in der Anrede gegen Jedermann sie der ihrigen einigermaßen entfremden konnten, sie von ihren bisherigen Umgangskreisen und Gewohnheiten völlig losschneiden mußten. Ihr Charakter, der ein ganzer war, ihr Beruf, der ein einziger, bahnbrechender werden sollte, forderten von ihr das Opfer, das ihr Gewinn bringen mußte. Sie legte nach und nach die hellern Farben und allen Schmuck ab und um 1799 wird sie geschildert „im schieferfarbenen Gewande, in's reiche blonde Haar einen schwarzen Schleier gewunden, dessen Enden zur Seite herabhängen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, Januar.

(Fortſetzung.)

Der Bauernaufſtand i. J. 1848.

Wie ſchon geſagt, ward dieſer Aufſtand durch Militärkraft gedämpft, aber es gährt dort noch immer: die Wühler treiben ihr Weſen auch auf dieſem Terrain und finden da einen recht günſtigen Boden, zumal die Nachrichten aus Oeſterreich über die unentgeltliche Aufhebung der Frohn die Leute verwirren und zu immer neuen Foderungen treiben. Auch gährte es hier ſchon vor zwei Jahren ſtark, als man die Auftritte in Galizien in der Nähe beobachten konnte, und wenn der Aufſtand nicht ſchon im März und April, wie in Niederſchleſien, zum Ausbruch kam, ſo lag das hauptſächlich daran, daß die Emiſſäre und Freiheitsapoſtel anderwärts zu viel zu thun hatten, alſo mit ihrer Miſſion noch nicht bis hieher vordringen konnten.

Jezt mögen mir die Leſer in eine andere Gegend, in den Creutzburger Kreis folgen. Hier kamen Gräuelſcenen vor, die unſer Zeitalter ſchänden. Im Dorfe Roſen war ein Gutsbeſitzer Namens Dehnel, der ſeinen Gutsinſaſſen durch große Strenge mißliebig geworden war, auf den ſie alſo bittern Groll geworfen hatten. Wie überall, ſo fehlte es auch hier nicht an Boshaften, die das Feuer ſchürten, und ſo ward denn im allgemeinen Rath beſchloſſen, dem ſtrengen Herrn einen Beſuch zu machen. Da man jedoch ſeine Entſchloſſenheit kannte, ſo verſtärkte man ſich ſo viel als möglich, ſtählte auch den Muth zuvor, indem man dem Branntwein fleißig zuſprach. So fanatiſirt zog der Haufe im Dorfe umher. Da ſieht ein ruhiger Mann, Beſitzer einer kleinen Wirthſchaft, ſein Name iſt v. Gladis, ſieht die Rotte kommen und verſucht ſie zu beſänftigen. „Schlagt ihn todt!“ ſchallt es da aus dem Haufen und im Nu fallen die Knüttel der vorderſten auf ihn nieder, die ihn zu Boden ſtrecken. Und der Schande! auch ſeine Leiche noch mißhandeln ſie und zerren ſie wie das Cadaver eines Thiers herum; dieß alles bloß, weil er zur Ruhe rieth und nicht von den ihrigen, ſondern ein Edelmann war. Nach dieſer Schandthat ziehen die Cannibalen, die zur Wuth wilder Thiere gereizt, auf den Herrſchaftshof, um alles zu demoliren und den Heern zu ermorden. Dieſer aber, wie ſchon geſagt, ein muthiger Mann, bereits von allem unterrichtet und auf alles vorbereitet, empfängt die Rotte mit einigen Flintenſchüſſen aus dem Fenſter, zieht ſie dadurch von der Zerſtörung des Hofes und von Brandlegung ab, reizt aber auch ihre Wuth bis zur Raſerei. Wie Hyänen ſtürzen ſie aufs Wohnhaus, finden aber die Thüre feſt verrammelt, ſo daß es ihnen nur mit Mühe gelingt ſie aufzubrechen. Die Eindringlinge fangen ſofort ihr Zerſtörungswerk an, werden aber auf einmal durch einen Schuß und durch den Fall eines der ihrigen erſchreckt. Dehnel hat ſich mit einem Jäger und ein Paar Dienſtmädchen auf die Stiege poſtirt, den Rücken an die Mauer gelehnt, und hält den Eindringenden den Büchſenlauf entgegen. Die Gewehre, die er abgeſchoſſen, werden immer ſchnell wieder von dem Jäger geladen und er ſteht ſtets ſchußfertig da. Die Wuth treibt die Rebellen vor, aber immer iſt der erſte eine Beute des ſicher treffenden Bleis. Nachdem bereits vier gefallen und einige andere verwundet ſind, geht ihnen der Muth aus, ſie weichen zurück, zerſtören in der Eile noch, was ihnen möglich iſt, und ziehen ab. So rettete dem Hartbedrängten ſein Muth und ſeine Geiſtesgegenwart das Leben.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., Februar.

Anekdoten. — J. F. v. Meyer.

Die Macht des kurzen Winters ſcheint gebrochen zu ſeyn, mildere Lüfte haben alle Syneen von Eis und Schnee entfernt und an manchen Tagen lacht ſchon eine recht heitere und erquickliche Frühlingsſonne, zu Ausflügen in's Freie einladend. Eisgang und Ueberſchwemmungsgefahren, vom Obermaine drohend angemeldet, ſind gnädig an uns vorübergezogen, und doch wollen die Herzen ſich nicht dem Frühling, nicht der Freude öffnen. Was wie ein Alp auf uns laſtet, jede Bruſt zuſammenſchnürt und keine Regung der Freude aufkommen läßt, das iſt die dumpfe Schwüle des politiſchen Himmels, der mit ſeiner aſchgrauen Färbung den Gottesthimmel verdüſtert und jede poetiſche Aufwallung deſpotiſch in der Blüthe erſtickt. Wo iſt die Zeit der kindlichen Poeſie, die von der erſten Knoſpe entzückt, von der erſten Lerche begeiſtert, vom erſten Schlag der Nachtigall zum Wettgeſang ermuntert ward! All unſer Sinnen und Trachten iſt nach der Paulskirche gerichtet, ſie, die den Frühling der neuen Zeit dem geliebten Vaterlande zuführen ſoll. Scheint es doch, als ob die phyſiſche Natur der Erde mit der geiſtigen des Menſchen in Zwietracht gerathen ſolle. Dort ſchon Wärme, Gotteslicht und Knoſpen, hier noch Kälte, Dunkelheit und in der Mittererde verborgene Keime; eine Grundlage als friſcher, vielverſprechender Raſenteppich ausgebreitet, auf dem aber noch viele Hände prüfend und mißtrauiſch herumtaſten, ob er auch dieſem oder jenem Boden paſſend, jenem oder dieſem Klima ergiebig oder fruchtbringend werden könne. Und während noch an der Grundlage vorſichtig gemäckelt wird, ſieht ſich der ächte Deutſche ſehnſuchtsvoll und ängſtlich nach der ſtarken Hand um, die ſeiner Verfaſſung die Spitze, ſeinem Vaterlande die Einheit, ſeinem Deutſchland die Stelle geben möge, die ihm in der Reihe der Völker ſchon längſt gebührt. — Während auf der einen Seite widerſinnige Combinationen, von der Leidenſchaftlichkeit des Augenblicks eingegeben, ſich jedem kräftigen, einheitlichen Beſchluſſe hemmend entgegenſtemmen und allgemeine Rath- und Thatloſigkeit herbeiführen, ſieht man mit tiefer Wehmuth und ſittlicher Entrüſtung auf der andern Seite, wie verderbliche, aber ungeſchwächte Kräfte mit nimmermüder Conſequenz an dem Umſturze alles Beſtehenden arbeiten und den wuchernden Samen der Verführung in die nur allzuempfängliche Bruſt der jungen Welt mit raſtloſer Geſchäftigkeit ſtreuen. Man lebt nur für die nächſte Stunde, für den nächſten Tag. Alles Vertrauen iſt aus der menſchlichen Bruſt geſchwunden und gebietend ſizt die keckſte Ichheit auf dem Throne, ihre Abſichten in den Mantel der allgemeinen Menſchenliebe und Völkerbeglückung hüllend.

In dieſen Tagen des Schwankens, der Ungewißheit und Zerriſſenheit hat unſer Freiſtaat einen Mann verloren, der wie ein ehrwürdiges Monument aus einer kaum mehr begriffenen Zeit in die unſere herüberragte. Am 28. Januar ſtarb Johann Friedrich v. Meyer, nur dreizehn Stunden nach ſeiner Gattin, in dem vorgerückten Alter von 76 Jahren. Einer der älteſten Senatoren hat er als Rechtsgelehrter und Staatsmann die höchſten Würden der Republik bekleidet und war als erſter Syndikus und Präſident der Gerichte bis wenige Wochen vor ſeinem Ende in allen ſeinen Aemtern thätig. Als Senator, Schöff, Syndikus und Präſident des Appellationsgerichts gehörte er vorzüglich der Vaterſtadt an, als Gelehrter dem deutſchen Vaterlande.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 44. Dienstag den 20. Februar 1849.

— These flags, that are advanced here
Before the eye and prospect of your town,
Have hither march'd to your endamagement;
The canons have their bowels full of wrath,
And ready mounted are they, to spit forth
Their iron indignation 'gainst your walls.

Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 8—11.)

Vor Wien.

Schon war die Dämmerung angebrochen, als uns am 10. Oktober zuerst in weiter Ferne der Thurm von St. Stephan entgegenblickte. Wir waren die vorhergehende Nacht und den ganzen Tag scharf geritten und hatten nur Augenblicke gerastet. Unsere mit Schmutz und Schaum ganz bedeckten Pferde waren noch müder als ihre Reiter, als wir unweit Schwechat zuerst Halt machten und unsere Bivouacfeuer anzündeten, um die Nacht hier zuzubringen. Wir gehörten zu den ersten Vortruppen; der Banus mit dem Hauptcorps war noch mehrere Stunden zurück, und da wir die Stimmung des Landvolks gar nicht kannten, war große Vorsicht nöthig. Allein es regte und rührte sich nichts; keine Spur von einem Bauernaufstand, wie wir ihn gefürchtet.

Schon am ersten Tage konnte man deutlich merken, daß das Landvolk in Unterösterreich mit dem ganzen Wiener Aufstand nicht das Mindeste zu schaffen haben wollte, ja eher Groll als Zuneigung gegen die Urheber und Theilnehmer desselben hegte. Mit einiger Scheu vor den allerdings etwas uncivilisirt aussehenden Gestalten meiner Seressaner empfing man uns allenthalben in den Dörfern, aber von Widerstand oder überhaupt von Feindseligkeit war keine Rede. „Was geht uns das an? wir haben keine Robot mehr, und das andere ist uns gleich," so äußerten sich alle Bauern, mit denen ich sprach, ja oft ergossen sie sich in Schmähungen gegen die Wiener Studenten und die andern Buben, wie sie sie nannten, die gemacht hätten, daß alle vornehmen Leute von dort fortgezogen wären, daher sie ihre Gemüse und ihr Obst und Koen nicht mehr so gut wie sonst verkaufen könnten.

Indessen fühlte ich mich sehr trübe gestimmt, als ich unter solchen Verhältnissen Wien zuerst wieder erblickte. Wie viel vergnügte Stunden hatte ich früher dort verlebt, welch frohe Erinnerungen knüpften sich an diese Stadt! Als ich Wien vor vier Jahren zuletzt verließ, begleitete mich noch ein froher Kreis lustiger Freunde und schöner Frauen bis zur „Spinnerin am Kreuz," den bekannten Punkt, wo man die ganze Kaiserstadt überblickt, und jetzt führte ich in feindlicher Absicht meine croatischen Reiter gegen dieselbe. Trotz der körperlichen Ermüdung, saß ich noch mehrere Stunden sinnend an dem in die dunkle Nacht hineinlodernden Wachfeuer, bevor ich den Schlaf finden konnte. Meine Seressaner und Husaren theilten meine Gefühle nicht, im Gegentheil waren sie ungewöhnlich heiter und sangen ihre Volkslieder mit lauterer Stimme als je. Von Wiens Herrlichkeit hatten Alle schon oft im Leben gehört; der Ruf der glänzenden Kaiserstadt, als Sitz aller irdischen Größe und Lust, dringt bis in die feensten Winkel der weitläufigen Monarchie. Alle die Grenzoffiziere, die einst als Kadetten in Wien gestanden, hatten in wehmüthiger Erinnerung auf den einsamen Grenzwachten gar viel von den dort genossenen Freuden erzählt. Die vielen croatischen Fuhrleute, deren große Frachtwagen mit zwölf bis sechzehn kleinen, magern, zottigen Rossen man so häufig in Wien sieht, hatten daheim gar lockende Beschreibungen von den dortigen Herrlichkeiten

Digitized by Google

gemacht, und ſo waren meine Leute voll Jubel, daß ſie dieſe Wunder bald ſelbſt kennen lernen ſollten. Komiſch war es, daß ſie nicht begreifen wollten, daß der Kaiſer nicht in Wien ſey; Wien und die Perſon des Kaiſees ſind in iheem Kopfe ſo eng verbundene Begriffe, daß ſie dieſelben gae nicht trennen konnten, und ſo ſehr ich mich demühte, ihnen klar zu machen, waeum ſich der Kaiſer jezt an einem andern Orte befinde, ſchüttelten ſie doch immer ungläubig die Köpfe. Auch waren ſie der Meinung, der Stephansthurm, der ſo hoch und weitſichtig in die Luft hinein ragt, müſſe die Burg des Kaiſers ſeyn und er dort hoch oben wohnen.

In Wien ſelbſt ſchien man unſere Ankunft beeeits durch Fernröhren oder Kundſchafter demerkt zu haben. Gleich in der erſten Nacht ſah ich, wie auf dem Stephan mit Lichtern und faebigen Laternen, wie mir ſchien, verſchiedene Signale gegeben wueden. Eine Schleichpatroulle, die ich noch in der Nacht, von einem oetskundigen Führer geleitet, bis über das „Neugebäu“ hinaus auf die Simmeringee Heide ſandte, meldete, daß kein Ueberfall zu beiorgen ſey, daß aber an der Maree Linie ſelbſt viel Lärm und Aufregung herrſchen müſſe, weil lautee Geſang und Jubelgeſchrei ihnen von dort entgegengetönt habe.

Am andern Moegen, wo immer mehr Truppen des Banus nachrückten, zog ich mich ſelbſt mehe links und wir ſchlugen unweit Mödling unſer Lager auf. Theils um einige früheee Belannte aufzuſuchen, theils in einem dienſtlichen Auftrag ritt ich bald darauf zu den Truppen des Grafen Auersberg, die in Wien ſelbſt geweſen waren und jezt nicht weit vom Belvedere lageeten. Was ich dort hörte, erfüllte meln Heez mit Zorn, und mit wahree Leidenſchaft focht ich jezt gegen dieſen Aufſtand. Man hatte die Soldaten und Offiziere den ganzen Sommer hindurch auf alle Weiſe verſpottet und veehöhnt, da es nicht gelingen wollte, ſie mit Koſſuthſchem Golde zum Teeubruche zu verführen. Jede Schmach, die man erſinnen konnte, hatten die Aula und die wilde Heſe der Vorſtädte, auf welche jene ſich ſtützte, den Soldaten angethan. Unſern Kampf in Italien, wo wir für Oeſterreichs Ehre fremden Eroberern gegenüber ſtanden hatte man verſpottet, unſern Waffen öffentlich ſchmähliche Niederlage, Karl Albeet Sieg und Teiumph gewünſcht. Und nun gar dee 6. Oktober! Alles dieß und noch mehr erzählten mie die Kameraden vom Auersbergſchen Corps. Beſonders die Mannſchaft des ruthenifchen Regiments „Herzog von Naſſau,“ das am 6. in Wien den gröſten Verluſt erlitten hatte, war ſo erbittert, daß ſie zu jeder Stunde mit Feeuden geſtürmt hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieſer Zeit.

(Fortſetzung.)

Auch den Tanz und Geſang gab Eliſabeth weiterhin auf, weil er ſie in ihrer innern Sammlung ſtöete; ſtreng gegen ſich ſelbſt, btieb ſie aber mild im Urtheil über andere. Faſt übeeeinfach das äußere Weſen, faſt unübeeſehbar reich die Wirkſamkeit; dunlel der Anzug, aber hell das Antlitz, ſtrahlend der Geiſt und glühend das Heez. Ich denke, wir laſſen die edle, ſchlanke, demüthig hohe zwanzigjährige Blondine Gnade vor unſern Augen finden. Wir begreifen, daß es für ſie nöthig war, in ſolch engeres Gefäß iheen Reichthum zu faſſen, wie in lhees Herrn und Meiſters „Knechtsgeſtalt“ die Gottheit leibhaftig wohnte. Vielleicht wuede ſie dieſe Heldin der im Glauben thätigen Liebe von wahehaft reformatoriſcher Bedeutung nur weil ſie Quäkerin war: wir bewundern und lieben jene nicht weil, ſondern obgleich ſie dieſe wae.

Im Jahr 1800 gab ſie Herz und Hand dem reichen Londoner Handelsherrn und Mitglied der Geſellſchaft der Freunde Joſeph Fry. Nach wolkenloſeſtem Beantſtande teat ſie mit voller Geſundheit des Leibes und der Seele in die inneelich glücklichſte, äußerlich vielgeprüfte Ehe. Zwei-und-vierzig Jahre ſpäter ſtellte ſie nach manchen Todesfällen dem jetzigen Könige von Preußen, der in England ihr einen Beſuch zurückgab, acht Töchter und Schwiegertöchter vor (drei waren abweſend), ferner ſieben Söhne und fünf-und-zwanzig Enkel. Die Pflichten der Mutter und Hausfrau wie die Pflichten der liebenden Tochter und Schweſter erfüllte ſie mit einer Aufopferung und Zartheit, mit einer Treue und Tapferkeit wie irgend eine ihres Geſchlechts. Es gab Zeiten, wo ſie von Krankenbett zu Sterbelager eilen mußte; ihre zarte Natur und Geſundheit fiel bei ſo viel Wachen, Sorgen und Pflegen mehe als einmal dahin, doch wie jener Apoſtel litt ſie Trübſal, aber ſie ängerte ſich nicht, ihr war bange, aber ſie verzagte nicht; auch nicht, als ſie aus dee Fülle der Güter und Bequemlichkeiten geweſen wuede durch den Fall eines fremden Handlungshauſes, mit dem das Geſchäft ihres Mannes veebunden wae: da wußte ſie auch ärmee zu werden, um nur deſto mehr reich zu machen.

Eliſabeth Frey — ſo wollen wir im Deutſchen ſchreiben — war die Mutter ihres Hauſes mit all der wunderbaeen Kraft, mit welchee die Liebe in allee Schwachheit des Weibes ſo übermenſchtich zu leiſten vermag. Sie war zugleich von einee, obſchon nicht vollendeten geiſtigen und von einer geſelligen Bildung, welche es ihr möglich machte, mit Perſonen

und Kreiſen höchſten Ranges zu verhandeln. Allein in dieſen beiden Polen weiblicher Fähigkeit war ſie nicht über das Maß deſſen hinaus, was im häuslichen und im gebildeten Kreiſe die Begabteren ihres Geſchlechts leiſten. Das war vielmehr ihre Größe, daß ſie ganz im Hauſe ſtehend ſich eine weibliche Wirkſamkeit außer dem Hauſe eröffnete, welche ihren Namen als einer Wohlthäterin der Menſchheit nicht bloß durch Europa, ſondern über das Weltmeer trug, ſo daß ſpäter einmal ſelbſt von den Sandwichinſeln der König Kumeha meha III. ſie um ihre Verwendung für ein Verbot der Einführung geiſtiger Getränke in ſein Königreich erſuchte, das er nicht vergiften laſſen wollte. Ganz in der Fülle leiblichen und geiſtigen Reichthums ſtehend, wußte ſie ſich ganz in die Tiefe leiblicher und geiſtlicher Armuth zu ſtellen und wie mit Königen ſo mit dem Bettler und Miſſethäter zu verkehren. So hat ſie dem weiblichen Geſchlechte und der menſchlichen wie der gebildeten Geſellſchaft eine ganz neue Welt entdeckt, mitten in der tiefſten Armuth eine Welt des Reichthums, welcher alle Silberminen von Peru und alle Goldſandgruben von Californien himmelhoh übertrifft. Möchten nur in dieſes nun bald ein halb Jahrhundert entdeckte Wunderland der Armuth und des Chriſtenthums Auswanderer und Anſiedlerinnen auf ganzen Flotten kommen und den Werberuf hören: „was ihr einem meiner geringſten Glieder gethan, das habt ihr mir gethan," und den Nothruf, der über Sünde und Elend herüber ertönt, vernehmen: „kommt herüber und helft uns!"

Was die große Seele eines Weibes leiſten kann, wenn ſie am rechten Platze iſt, das hat dieſe einzige Frau in vierzigjähriger Nachfolge Chriſti gezeigt. Ihre muſterhafte Ordnung im Hausweſen, ihre gewiſſenhafte Zeiteintheilung und der Aufblick nach oben ſetzten ſie in Stand zu ſolcher Wirkſamkeit nach außen. So ſehen wir die junge Mutter trotz der ſchweren Krankheit ihres Erſtlings eines Tages mit dem Worte: „dein Wille geſchehe, nicht der meine," dennoch ihre gewohnten Gänge machen in die elendeſten Gegenden Londons, um eine arme Frau aufzuſuchen; ſie konnte ſie nicht auffinden und war von der Bittſtellerin ohne Zweifel hintergangen, allein ſie wurde dadurch zu zwei andern geführt, die ihrer Hülfe dedürftig waren. An einem kalten Wintertage ſprach eine arme Frau ſie auf der Straße um ein Almoſen an; ſie trug ein keuchhuſtenkrankes Kind auf dem Arm. Vom Anblick des Kindes zum Mitleid, durch die ausweichenden Antworten des Weibes zum Mißtrauen erregt, erbot ſich Eliſabethe Frey ſie nach Hauſe zu begleiten und dort ihrem Mangel abzuhelfen. Die Frau lehnt es ab; aber feſten Scheittes folgt Eliſabeth ihr in eine entlegene ärmliche Gaſſe, wo in einem düſtern, ſchmutzigen Häuschen ſich ihr der traurige Anblick einer großen Zahl kleiner, kranker, vernachläſſigter Kinder darbot, nicht allein jeder Pflege entbehrend, ſondern dem bitterſten Elende preisgegeben. Als ſie am andern Tage den Arzt ihrer eigenen Kinder dahin geſandt, ſich der Elenden anzunehmen, fand dieſer das Haus leer.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortſetzung.)

v. Meyer. — Vorleſungen

Wenige konnten mit v. Meyer an Tiefe und Ausbreitung des Wiſſens wetteifern. Er war Dichter, Juriſt und Theolog. Selbſt nicht vielen ſeiner Mitbürger mag es bekannt ſeyn, daß der Mann, der beinahe ſchon am Abend ſeiner Tage das Hebräiſche und Syriſche ſtudirte, um das alte Teſtament aus der Urſprache zu überſetzen, wie denn ſein Bibelwerk allein ihm den verdienten Nachruhm ſichert, in den Jahren 1800 — 1804 Intendant des hieſigen Theaters war und vieles zur Ausbildung des damals hier ſo beliebten Schauſpielers Werdy beigetragen hat. Meyer war Myſtiker im edelſten Sinne des Worts, ein Myſtiker gleich dem ihm geiſtesverwandten Schubert zu München, dem die Myſtik nicht als Surrogat des Wiſſens galt, ſondern den die Fülle des Wiſſens zum wahren und tiefen Glauben geführt hatte. Als ſolcher ſpricht er zu uns aus den Forſchungen, die er in ſeinen „Blättern für höhere Wahrheit" niedergelegt hat, auf's Neue die Wahrheit jenes tief gedachten Ausſpruchs Bacos von Verulam bewährend: »Scientia obiter libata a Deo abducit, profundius hausta ad eum reducit.« Noch im vorgerückten Alter trat er in den Freimaurerorden, und zwar in den hieſigen Bund der „wiſſenden oder ſchottiſchen Brüder," hat aber ſicher den Eingeweihten mehr mitgetheilt, als von ihnen empfangen. Sanft ruhe die Aſche des Verklärten, dem ſchon hier der reine Gottesfriede aus dem edeln, ſinnigen Auge ſtrahlte.

Dr. Cerezenachs Vorleſungen über die Kulturgeſchichte der Deutſchen erfreuen ſich eines wachſenden Beifalls wie eines unermüdlichen zahlreichen Zuhörerkreiſes; dieſelben ſehen mit dem

Monat März ihrem Schluß entgegen. Was uns bei diesen Vorträgen zunächst in Anspruch nahm, war die Meisterschaft, die sich der Fülle des Gegenstandes so bemächtigt hatte, daß er auch dem Uneingeweihten klar erschien. Den bekannten Ausspruch Voltaire's: »tout ce qui n'est pas clair n'est pas français« fand ich denn endlich Gottlob einmal bei einem deutschen Gelehrten und vor einem deutschen gemischten Publikum im Deutschen bewährt. Manche Stimme ließ sich deßhalb vernehmen: die Vorträge seyen zu populär gehalten. Als ob damit nicht ihr größtes Lob ausgesprochen wäre! Will denn der Deutsche nie begreifen lernen, daß es nur die Fülle ist, die zur Klarheit führt, und daß hochtönende Phrasen gewöhnlich nur Geistesarmuth verhüllen! Ein zweiter Vorzug der Creizenachschen Vorträge ist das Gefühl der ächten Vaterlandsliebe, das sie alle erwärmend durchdringt. Er warnte vor dem Zerfließen in fremde Sympathien und dem dadurch bei dem Deutschen so leicht entstehenden Verkennen der eigenen Vorzüge. Jede sich selbst würdigende Nation muß eine Nationalliteratur haben, auf die sie stolz seyn darf, seyn muß. Gerade dieses Schwärmen für andere Völker und fremde Literatur, dieses demüthige Anbeten des Fremden hat nicht wenig dazu beigetragen, uns in den Augen anderer Nationen herabzusetzen und zum Spielballe fremder selbstsüchtiger Zwecke zu machen. Besonders gelungen fanden wir die Schilderungen Gellerts, Klopstocks, Lessings, das Zusammenwirken von Goethe und Schiller, die Würdigung des Königsbergschen Weisen, den verschiedenartigen Einfluß der französischen Revolution auf die hervorragendsten Geister Deutschlands, die Blüthezeit der Jenaschen Universität unter Reinhold und Fichte. Wehmüthig berührte uns besonders das Andenken an den herrlichen, im Leben untergegangenen Georg Forster, dem ich durch eine langjährige Befreundung mit der Heyneschen Familie in Göttingen, obwohl durch Zeit und Raum weit von ihm getrennt, geistig nahe genug gerückt worden bin, um den Schmerz einer in jeder Beziehung so getäuschten Seele tief mitzuempfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, Januar.

(Schluß.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Und nun noch ein viertes und letztes Beispiel aus Oberschlesien. — In Lamsdorf, im Kreise Falkenberg, war ein ehemaliger sehr wohlhabender Bauer Besitzer des Rittergutes. Er ist ein guter und fleißiger Wirth und hält das Seine streng zusammen. So war er denn auch sehr hinter seinen Gutsinsassen in Beziehung auf ihre Leistungen und Schuldigkeiten her, und forderte dieselben ohne Nachsicht, wohl auch mit Härte. Dadurch war er ihnen in hohem Grade mißliebig geworden, und es hatten sich schon oft Drohungen hören lassen, die er leider nicht achtete. Da es auch hier am Schüren der Flamme nicht fehlte, kam sie mit voller Stärke zum Ausbruch. Die Gemeinden, welche zum Gute gehörten, kamen, wie es fast überall der Fall war, im Wirthshause zusammen, berathschlagten über den Plan des Angriffs, berauschten sich dabei und setzten sich endlich in Marsch. Auf dem Herrschaftshofe angekommen ward sogleich demolirt, was einem Jeden vor die Hände kam. Im Sturm ging es dann auf das Wohnhaus los, wo man schreiend den Besitzer herausforderte, der sich aber so gut versteckt hatte, daß man ihn, als auch der ganze Schwarm eingedrungen war, trotz alles Suchens nicht fand. Die Erbitterung gegen ihn war aufs Höchste gestiegen, und zwar gerade deßhalb, weil er als ihr Standesgenosse sich Bedrückungen gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen. Aus den Schimpfreden und Verwünschungen, die man gegen ihn ausstieß, konnte man entnehmen, was sein Schicksal gewesen wäre, wenn man ihn aufgefunden hätte. — In seinem Hause war er glänzend eingerichtet, und gerade das reizte die Bauern. Alle Meubeln, ein kostbarer Flügel, Spiegel, kurz alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde zertrümmert und die Stücke zu den Fenstern hinausgeworfen. Wahrhaft unheimlich und schauerlich war es nachher im ganzen Hause, denn es hätte eine Bande von Irokesen kaum solche Zerstörung anrichten können.

Es wäre mir leicht, noch viele solche Auftritte mitzutheilen; aber die hier erzählten werden genügen, um denen, die sich die Sache weniger grell gedacht, einen klaren Begriff von dem politischen Zustande auf dem platten Lande in Schlesien im Jahr 1848 zu machen. Man kann nur beklagen, daß es den Aufwieglern gelungen, eine solche Zerrüttung der socialen Verhältnisse herbeizuführen. Aber warum ist ihnen dieß gelungen? — Weil die Bessern im Volk eingeschüchtert waren, weil die Regierung den Kopf und die Kraft verloren hatte, und endlich auch — was wir uns nicht verhehlen dürfen — weil die Bureaukratie und nebst dieser die Härte und der Uebermuth vieler Dominialbesitzer Drachenzähne im Volke gesäet hatten.

Wir kam es aber, so fragen wohl die Leser, daß in Oberschlesien der Aufstand erst im Herbste ausbrach, während es im Frühjahr ruhig geblieben war? — Eine Ursache habe ich schon angegeben, eine andere, wichtigere aber ist die leider nicht zu läugnende Thatsache, daß einige Abgeordnete der äußersten Linken unserer Nationalversammlung den Feuerbrand von Berlin aus in jene Gegenden schleuderten. Nur zu gut ist es bewiesen, daß sie ihren Genossen in der Provinz die ausschweifendsten Nachrichten zusandten, welche diese noch vergrößerten und verschlimmerten, indem sie dem Volke die Meinung beibrachten, die Rechte gehe mit der Regierung zusammen und auf nichts Geringeres aus, als darauf, alle errungenen und noch zu hoffenden Freiheiten zu vernichten und die Lasten des Volks, anstatt zu vermindern, nur noch zu vermehren. Je übertriebener nun die Vorstellungen desselben von dem waren, was sie zu erlangen hofften, um so mehr ward es durch solche Vorspiegelungen gereizt, zumal es von Natur in hohem Grade mißtrauisch ist. Da mußten denn Anspielungen, wie z. B. die, daß das Volk sich am Ende die Freiheit werde mit seinem Blute erkämpfen, und daß es sich mit eigener Kraft werde seiner Zwingherren entledigen müssen, die volle Wirkung haben. Und endlich, um alles anzuführen, was im vorliegenden Falle intra und extra muros gesündigt worden, ist des schwankenden Rechtszustandes zu gedenken, in dem die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse schon so lange beharrt hatten. Unter andern kamen seit längerer Zeit eine Menge Prozesse über Landemien, Markgraschen, Zähligelder und dergleichen vor, bei denen die Entscheidungen, sogar der letzten Instanz, des geheimen Oberteibunals, nicht immer auf gleiche Art ausfielen; es kam vor, daß Prozesse in einen Falle gewonnen wurden, die in ganz ähnlichen verloren gingen. Nicht viel besser war es in vielen streitigen Fällen bei den Servitutablösungen. Auf diese Art schwand das Vertrauen zu den Behörden, und da schon von 1810 her das Volk fortwährend gänzliche Ablösung, mitunter Annullirung aller Servitute hasste und beanspruchte, so wuchs die Erbitterung; es glaubte sich in seinem Rechte verkürzt, hasste die, welche ihm dasselbe nach seiner Meinung vorenthielten, und lauerte nur auf die Gelegenheit, wo es mit eigener Kraft dieses Recht würde geltend machen können.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. Mittwoch den 21. Februar 1849.

Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hülfreich, menschlich groß zu wirken.
Uhland.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Auf Befragen der Nachbarn erfuhr man, daß diese armen Kinder des Sprengels dem Weibe in Pflege gegeben worden, welches sie in diesem Zustande erhielt, nicht allein um Bettelei mit ihnen zu treiben, sondern auch in der Absicht, ihr Leben zu verkürzen und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung zu ihrem Unterhalte fortzubeziehen. Ja, meine Leserinnen, solche Entdeckungen kann man machen, wenn man Bettlern und Bettlerinnen nicht einfach den Pfennig, oder sey's auch den Groschen, sey's den Guldenwerth, zuwirft, sondern in den Höhlen des Elends und des Lasters sie aufsucht.

Wie sie den Scharfblick der Liebe üben lernte, mag folgender Zug beweisen. Sie ging einst am Arm eines Freundes durch Lombardstreet, als sie plötzlich denselben losließ, um ein anständig gekleidetes Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussah. Dasselbe bat nicht um Hülfe und suchte keine Aufmerksamkeit zu erregen. Elisabeth fühlt sich getrieben, zu ihr zu treten. „Du scheinst in großer Bedrängniß, ich bitte, vertraue mir die Ursache deines Kummers, vielleicht kann ich dir Hülfe bringen." Keine Antwort. Doch jene ließ nicht ab, führte sie in das Haus ihres Bruders, das in derselben Straße war, und auf ihr liebevolles Andringen erhielt sie endlich vollen Aufschluß über das Herzeleid der Unglücklichen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen, besonnenen Rath. Sie gestand hernach, daß sie auf dem Weg zur Themse gewesen. So ward Elisabeth ihr Retterin Leibes und der Seele.

Bei diesen ihren Liebesgängen und Thaten wußte sie sich überall Stützen zu schaffen; innerhalb ihrer trefflichen Familie stellte sich eine Schwägerin, besonders aber ihr Lieblingsbruder, Joseph Gurney, der treue Mitarbeiter des eifrigen Sklavenbefreiers Burton, ihr zur Seite. Letzterer, eine anmuthige männliche Erscheinung voll Geist und Beredtsamkeit, und nicht ohne Humor wie Elisabeth selbst, begleitete sie auf ihren spätern Reisen durch Deutschland. Ein Sturz vom Pferde endete sein Leben nur ein Jahr nach der Schwester Tod. Ihre wesentlichsten Hülfsmittel bezog sie indeß aus ihrem reichen Herzen und ihrem reichern Gott. Die angeborene Schüchternheit verließ sie nie, aber sie ward ihr zum Muthe der Demuth, die Hartnäckigkeit des Kindes war weise Entschiedenheit geworden, die kindliche Schlauheit zu einer seltenen Gabe, das Innere des Menschen zu durchschauen und auf die Gemüther zu wirken, gereift. Mit leichtester Auffassung verband sie eine ächt englische Geschäftsgewandtheit, und so wurde sie des immer sich erweiternden eigenen Hauses Herr, wie ihres sich bald über die Weltstadt und England ausdehnenden Berufes. Von den Mühen des letztern, von den vielen Prüfungen des erstern fand sie Erholung unter den Kindern und Blumen auf ihrem lieblichen Landsitze. Aber nie konnte sie bloß sich und den Ihrigen leben.

Unmittelbar dem Thore ihres eben bezogenen Landgutes gegenüber lag ein altes, verfallenes Gebäude, dessen spitzer Giebel und weitvorspringende Thorhalle ihm ein malerisches Ansehen gaben. Hier lebte ein

Digitized by Google

ältliches Geſchwiſterpaar von ſpärlichem Einkommen, von Gartenbau und Kaninchenzucht. Es gelang Eliſabeth, das verſchloſſene Herz der Unzugänglichen ſich zu öffnen und durch milden Zuſpruch in das verkommene Innere den Strahl einer höhern Hoffnung zurückzuführen. Mit dem alten Bau hängt ein neuer Saal zuſammen, wohlgeeignet zu einem Schulzimmer. Wiederum gelang es der ſanften Ueberredungsgabe unſerer Heldin, die Einwilligung der alten Leute zu erlangen, daß ſie wirklich eine Mädchenſchule für das Kirchſpiel hier einrichten durfte. Eine junge Frau, welche die Lancaſterſche Lehrweiſe erlernt hatte, war bald gefunden und unter dem Beiſtande des Ortsgeiſtlichen und ſeiner Gattin wurde eine Schule von ſiebzig Mädchen errichtet, die jezt noch blüht. Dieß war das Werk einer Sommerfriſche, die ihr an Krankenlageen angegriffener Körper bedurfte, während andere ihre Zeit und Kräfte in einem geiſttödtenden Bade oder auf einer vergnügungsſüchtigen Reiſe vergeuden.

Die leiblichen Bedürfniſſe der Armen, beſonders in Krankheitszeiten, nahmen immer ihre volle Achtſamkeit in Anſpruch. Sie hatte ſtets einen großen Vorrath von Kleidungsſtücken aus Kattun und Flanell, ſo wie eine kleine Hausapotheke bereit. In ſtrengen Wintern wurde in einem Vorhauſe Suppe in ausreichender Menge bereitet, um hunderte von Armen zu nähren.

Unfern von ihrem Gute ſtehen zwei lange Reihen elender Hütten mit einem größern Hauſe in der Mitte, eines ſchmuziger als das andere, die Fenſter mit Lumpen und Löſchpapier verklebt, die wenigen heilen Fenſterſcheiben trüb, Pfüzen ſchwarzer Jauche vor den Thüren, barfüßige Kinder, Mütter mit ſtruppigem Haare, Schweine im vertraulichen Umgang mit der Familie, ein paar Hühner, mit den Kindern die Kartoffeln theilend — es war eine iriſche Niederlaſſung. — Bald gewann Eliſabeth Zugang bei dieſem wilden, warmfühlenden, mitten in ſeiner Verwahrloſung oft poetiſchen und komiſchen Volke. An einem hellen Wintermorgen nahm ſie einmal die Kinder mit dahin. Da lag auf dem Bette eine junge Mutter mit der Starrheit und Bläſſe des friſchen Todes auf dem faſt ſchönen Antlitz; die Kinder am Boden, der Vater im Winkel, das Geſicht in den Händen bergend. Eliſabeth ſprach Worte des Friedens zu ihm und erinnerte ihn an die Wünſche ſeines Weibes für ſein und ſeiner Kinder Wohl, die jezt allein auf ihn angewieſen ſeyen. Sie verſprach ihm ihren Beiſtand, nachdem ſie ihn aufgerichtet hatte. Das Leinenhemd und die Krone Immergrüns zum Schmucke der Dahingeſchiedenen gewährte ihre Hand. Sie erfreute ſo gern, ſie lebte vom Wohlthun. Mit hochaufgeſchürzten Röcken ſehen wir ſie dann ihren Weg durch Kinder und Ferkel in „Irish Row“ fortſetzen, verfallene Stiegen hinauf, durch enge Gänge, um, oben angelangt, geduldig das Klaglied der Noth zu vernehmen, oder auch den Jammer über die Unart der Kinder und die Mißhandlung des Mannes. Um ſie mehr an Ordnung zu gewöhnen, gab ſie zur Ermunterung kleine Geſchenke an Kleidung; ſie gewann einige dafür, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken, und mit Bewilligung des alten ehrwürdigen Prieſters vertheilte ſie Bibeln.

(Fortſezung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſezung.)

Eben als ich dort war, wurden zwei Mitglieder der akademiſchen Legion gefangen genommen, die ſich verkleidet in's Lager geſchlichen hatten, um die Soldaten zur Deſertion zu verleiten. Nur mit Mühe konnten ſtarke Wachen ſie vor der Wuth der Mannſchaft ſchüzen. Ein Standrecht entſchied alsbald über ihr Schickſal; es wurde ihnen das Loos, das den entdeckten Spion im Kriege immer trifft, der Tod. Uebrigens war ihr Plan ganz hoffnungslos. Einige ſchlechte Subjekte deſertirten wohl hie und da aus dem Auersbergſchen Lager, dagegen kamen fortwährend Grenadiere von dem Bataillon, das am 6ten theilweiſe zum Volke übergegangen war, reumüthig und um Gnade bittend wieder herüber. Sie erzählten, man habe ſie trunken gemacht, ihnen viel Geld gegeben und ihnen ſo viel vorgeſchwazt, daß ſie am Ende ſelbſt nicht mehr gewußt, was ſie ſeyen und was ſie thun ſollen. Und dieſes Bataillon hat ſpäter beim Sturm auf die Barrikaden der Jägerzeil jene Scharte vom 6. Oktober wieder ausgewezt, und der Hauptmann, der bei der Ermordung des Grafen Latour kräftiger hätte auftreten ſollen, fand dabei den geſuchten Tod, und verwiſchte ſo den Flecken ſeiner militäriſchen Ehre.

Schon am erſten Tage unſerer Ankunft, und noch mehr ſpäter, erhielten wir in unſerem Lager viele Beſuche von Wienern, die ſich aus der Stadt nach Baden und in die weitere Umgegend geflüchtet hatten. Was die Leute nicht Alles über den Aufſtand zu raiſonniren und zu klagen wußten! Es war oft höchſt komiſch, ihre Jeremiaden und Zornausbrüche anzuhören. Für dieſe Philiſter und Geldſäcke war das härteſte, daß ſie einige Wochen ihrer Bequemlichkeit, ihres Sitzes im Theater und ihrer Partie im Kaffeehaus entbehren mußten, und doch war ihre Feigheit und Charakterloſigkeit vorzugsweiſe an all dem Unheil ſchuld. Hätte die zahlreiche gemäßigte Bürgergarde von Anfang an Muth beſeſſen und Kraft entwickelt, ſo wären ihr die Aula und das Proletariat der Vor-

Digitized by Google

ſtädte nie über den Kopf gewachſen, und das ganze Unheil, das am 6. Oktober über Wien hereinzubrechen begann, wäre vermieden worden. Wahrlich, hätte es nicht Oeſterreichs Ehre gegolten, dieſe Pflaſtertreter hätten ſich meinetwegen ihre Comforts ſelbſt wieder erſtreiten mögen. Jezt freilich, wo wir da waren und für ſie in's Feuer gingen, wußten ſie Wunderdinge von den Heldenthaten zu erzählen, die ſie ſchon verrichtet oder noch verrichten wollten. Einen dieſer Zierhelden, ein feines gepuztes Herrchen, wie jede große Stadt ſie in Menge beherbergt, der mit der Lorgnette im Auge und gelben Handſchuhen unter uns herumſtrich und aufzählte, was für Handlungen voll Muth und Treue für den Kaiſer er zu verrichten gedenke, brachte ich eines Tags ſchnell zum Schweigen. Ich nahm eine alte ſchmierige Pelzmüze eines Sereſſaners, die gerade da lag, und ſezte ihm dieſelbe auf das friſirte Haupt mit den Worten: „das trifft ſich ſchön; wenn Sie gegen die Inſurgenten fechten wollen, ſo können Sie gleich unter meine Rothmäntel treten, es iſt eben ein Platz frei;“ und während ich ſo ſprach hing ihm ein Kamerad einen alten rothen Mantel um. Er ſtand ganz verduzt da und wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, während meine Leute mit ſchallendem Gelächter den neuen Genoſſen begrüßten.

Auch die ſchönen Croatinnen und Slavonierinnen, die bei den Grenzern waren, ſtachen dieſen Wiener Zieraffen als pikante Schönheiten ſehr in die Augen. Da kamen ſie aber ſchlecht an; dieſe kräftigen, feurigen Mädchen haben einen ganz andern Geſchmack als die Wiener Damen. Meine ſchöne Sereſſanerin, von der ich im vorigen Brief geſprochen, gab einem dieſer Herrn, der ihr etwas zu nahe getreten ſeyn mochte, eine ſolche „Watſche,“ wie der Wiener es nennt, daß er die Wange reibend zu mir kam und das Mädchen verklagte. Ich lachte ihn aus, bot ihm aber mein Pferd und meinen Säbel an, wenn er ſich mit ſeiner Gegnerin ſchlagen und ſich ſo Genugthuung verſchaffen wolle; dazu verſpürte er aber wenig Luſt und meinte, das ſey ſeiner nicht würdig.

Unſer Aeußeres ſchien dieſen Beſuchern nicht beſonders zu gefallen, und auch die radikalen Blätter in Wien ſelbſt ſchilderten uns als ein Bande zerlumpten Geſindels. Allerdings ſahen wir etwas wild und abenteuerlich aus und eine Parade hätte kein glänzendes Schauſpiel abgegeben. Da der größte Theil der Grenzbataillone aus Croatien und Slavonien in Italien ſtand, ſo hatte es bei unſerem Ausmarſch vielfach an Uniformen gefehlt und viele waren in ihren Bundas, Gatjen und Kitteln ausmarſchirt. Der lange beſchwerliche Marſch durch Ungarn, das beſtändige Bivouakiren hatte vollends die Kleider gewaltig mitgenommen und ſelbſt wir Offiziere waren größtentheils durchaus nicht mehr elegant. Meine „Tſchismen“ waren ſo ſchlecht geflickt, die Schnüre auf Pelz und Doiman ſo verblichen, der weiße Mantel ſo grau geworden, daß ich auf einem Ball wahrlich eine ſehr ſchlechte Figur geſpielt hätte. Uebrigens benüzten wir die erſten Tage der Raſt vor Wien, ſo gut als es gehen wollte, und flickten und fleckten nach Möglichkeit. Unſern Roſſen, die zulezt etwas zu ſehr angeſtrengt worden waren, bekam die Raſt ſehr gut; ſie erholten ſich bald wieder, und auch unſere Leute litten keinen Mangel an Fleiſch und Wein.

Daß die Vertheidigung der Stadt ſchlecht geleitet wurde, zeigte ſich ſchon in den erſten Tagen; all die vielen kleinen Ausfälle aus den Linien, beſonders aus der Mauer, gegen unſere Vorpoſten, waren offenbar völlig planlos. Es wurde dabei ſehr viel Pulver ganz unnüzerweiſer verpufft. Auf einzelne Patrouillen ſchoß man oft mit Kanonen, und aus ſo weiter Entfernung und ſo ungeſchickt, daß es ein ganz ungefährliches Vergnügen für unſere Soldaten war, ſich auf ſolche Weiſe beſchießen zu laſſen. Ein paarmal wurden uns indeſſen einige Leute erſchoſſen, auch einige Croaten, die ſich unvorſichtig zu weit vorgewagt hatten, gefangen genommen, wogegen auch wir mehrere Gefangene machten. Ueberläufer, beſonders von den Soldaten, die in Wien zurückgeblieben waren, aber auch Bürgergardiſten, kamen in Menge herüber.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Der Wahlkampf.

Die Wahlen, aus denen die Mitglieder der durch die oktroyirte Verfaſſung angeordneten beiden Kammern hervorgehen ſollten — das war wieder einmal eine wunderliche Zeit! Der Kampf war heiß, und einem ſolchen folgt unausbleiblich Erſchlaffung; ſie trat auch ein, und zwar gleich nach den Wahlen für die zweite Kammer, denn derer für die erſte konnte man ziemlich ſicher ſeyn. Von dieſen ſchlaf der Cenſus, ſo niedrig er geſtellt iſt,

Digitized by Google

doch den Theil der Bevölkerung aus, in welchem die gährenden Elemente hauptsächlich enthalten sind, den besitzlosen. Diese Wahlen mußten conservativ ausfallen, denn welcher möchte nicht erhalten, was er besitzt, wäre dieß auch noch so geringfügig? Darin liegt ja eben die Aufgabe aller Staatsweisheit, aus Besitzlosen Besitzende zu machen; bevor diese nicht gelöst ist, wird der Kampf nicht enden. Es handelt sich nicht um geistige Güter, was auch die Anstifter der heutigen Bewegungen sagen mögen, es handelt sich um solche, um die gekämpft worden ist, so lange die Welt steht, und um die gekämpft werden wird, so lange es Menschen gibt, die auf ihr wohnen. Zwei Parteien standen sich gegenüber, die reaktionäre und die demokratische. So wenigstens nannte die eine die andere. In diese beide spaltete sich die Bevölkerung Berlins; Schattirungen wurden nicht gestattet. Wer nicht zu jener gehören wollte, mußte dieser angehören, aber er blieb vereinzelt, und seine Kraft und seine Stimme unverwendet. Aber ehe die Scheingefechte vor der eigentlichen Wahlschlacht begannen, war schon viel gearbeitet worden, freilich nur von der demokratischen Partei, die sich halte organisiren können, weil sie es wagen durfte, gegen die Gesetze zu handeln, ohne mit sich und ihrem Programme in Widerspruch zu gerathen. Sie, die von vorn herein die von der Regierung gethanen Schritte als ungesetzliche bezeichnete, handelte folgerichtig, wenn sie die Suspension des freien Versammlungsrechtes als nicht ergangen betrachtete und es darauf ankommen ließ, den Bayonneten weichen zu müssen, was in einigen Fällen geschehen ist. Die sogenannten Gutgesinnten dagegen hatten nichts vorgearbeitet, weil sie ungesetzliche Schritte scheuen mußten, diese loyale Scheu aber zugleich ihrer Indolenz zum trefflichen Vorwande diente. Als aber die Versammlungen begannen, in denen die Häupter ihre Schaaren um sich sammeln, sie gegeneinander führen durften, damit sie ihre Kräfte erprobten, stellte sich sogleich heraus, wie viel die conservative Partei — so wollen wir sie lieber nennen als reaktionäre — bereits an Terrain verloren hatte. Drüben war das Heer vollständig organisirt, der Schlachtplan wohl erdacht, die Rollen waren ausgetheilt, strenge Disciplin wurde gehandhabt. Nichts von alle dem auf der andern Seite; es sollte alles erst geschaffen werden, und doch galt es, das Schlachtfeld mit geübten Truppen zu betreten. Deßwegen war die Hoffnung, die vielleicht noch Schwankenden durch die Gewalt der Rede herüberzuziehen, völlig grundlos, jeder Versuch dazu ein verfehlter. Von denen drüben war keiner zu gewinnen; sie waren gewonnen, denn die Parteihäupter hatten zu rechter Zeit gesprochen; sie hatten die Schlagwörter gebraucht, die dort allein Geltung haben, und die Bethörten hielten fest an ihnen, die sie in ihren Zauberkreis gebannt hatten, durch Formeln, die hier nicht ausgesprochen werden durften. So mußte es geschehen, daß denen drüben der Sieg zu Theil wurde. Sie haben ihn errungen, oft nur mit einer, manchmal mit wenigen Stimmen, aber er ist unbestritten, auch wenn man die abrechnet, die sie zu den Ihren zählen in ihren prahlenden Bulletins, und die doch weit davon entfernt sind zu ihren Fahnen zu schwören. Der Eindruck, den die verlorene Wahlschlacht auf die Ueberwundenen machte, war ein vollständig entmuthigender. Viele gaben sich ihm gänzlich hin, sie sahen sich schon nach einer Zufluchtsstätte um für die Zeit, wo die neue Herrschaft ihre Geißel schwingen werde, eine Gattesgeißel über das arme Vaterland. Andere waren mit dem Ausfall der Wahlen ganz zufrieden; sie hätten sie eigentlich noch schlimmer gewünscht; nur dadurch, sagen sie, kann man zu der Ueberzeugung gelangen, daß mit dem jetzigen Wahlgesetz jede Regierung unmöglich wird, daß, bleibt das Gesetz bestehen, Preußen seinem Untergange entgegen geht, und um sich zu retten, ein anderes geben muß, welches dem Theile der Bevölkerung, der das wirkliche Volk repräsentirt, gestatten wird zur Geltung zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsetzung.)

Das Museum — Theater

Diese Vorträge waren auch das einzige, was uns die Literatur in Frankfurt im Laufe des Winters bot. Das Museum hat in etwa zehn Sitzungen des Musikalischen Vieles und Gediegenes gegeben, es ist aber kein einziger selbstständiger Vortrag gehalten worden. Ja, es scheint als ob die alten Beförderer der literarischen Abtheilung des Instituts sich, müde der Sisyphusarbeit, ganz zurückgezogen hätten. A. Lewald und Laube, aufgefordert einige Vorträge zu halten, sollen sich hiezu bereitwillig erklärt haben, wenn nur ein Einheimischer den Anfang machen wollte. Da dieses aber unterblieb, so konnte man ihnen ihre Unthätigkeit nicht zum Vorwurfe machen. Es ist unserer Meinung nach das Beste, die literarische Klasse ganz schwinden zu lassen und alle Kräfte der Aufführung classischer Musikstücke zu widmen. Eine Ansicht, die gewiß das Publikum theilt, denn seit langer Zeit war der Zudrang zu den Museumsconcerten nicht so bedeutend, als in diesem Winter. Eine weitere Ursache davon liegt noch in dem Umstande, daß ein freundschaftliches Verhältniß sich zwischen dem Museum und dem Cäcilienverein entspann, vorzüglich durch Messer eingeleitet, der jetzt an beiden Anstalten Dirigent der musikalischen Leistungen ist, wodurch viele Mitglieder des Cäcilienvereins sich veranlaßt fühlten, das Museum in seinen musikalischen Leistungen zu unterstützen.

Unsere neue Theaterdirektion fährt rüstig fort uns Neues zu bieten. Die aufgehobene Theatercensur öffnet ihr darin ein weiteres Feld. Einem hier zum erstenmale gegebenen Schauspiele vom Freiherrn von Maltitz: „Fürst, Minister und Bürger, oder das Pasquill“ ging ein gewisser Ruf voraus. Das Stück soll in Berlin nach der Julirevolution aufgeführt worden seyn und dem Dichter die Ehre der Verbannung zugezogen haben. Ist dieß Wahrheit, so muß ich den Polizeidirektor bedauern, dessen Servilismus ein solches Machwerk gefährlich finden konnte. Ist der Polizeistaat wirklich untergegangen — ich glaube noch nicht daran — so ist er es an seiner eigenen Erbärmlichkeit. Ich hätte dieses Schauspiel alle Tage aufführen lassen, am dritten wäre das Haus leer gewesen. Der Dichter hat uns in einem Herrn von Flegenstein einen Minister vorgeführt, der so niedrig und armselig gehalten ist, daß er mit seinem Dünkel unser Mitleid erregt. Dieser gebraucht einen Titularrath Spürling als geheimen Kundschafter, und dieser Mensch qualifizirt sich zu seinem würdigen Amte nicht durch besondern Scharfsinn, nein, durch eine Schwerhörigkeit, in der die Pointe des Stücks liegt. Man hat eine Schmähschrift auf den Fürsten gemacht, der Kundschafter soll den Autor herausbringen, der versteht aber statt Schmähschrift Blähgift (die Taxikologie der geheimen Polizei scheint nicht weit her zu seyn) und fahndet nun nach dem vermeintlichen Giftmischer. Nachdem er ihn in einem Herrn v. Hutten gefunden zu haben glaubt, wird der geheime Agent Spürling plötzlich zum Richter und präsidirt dem Verhöre selbst, was wieder zu den mannigfachsten Qui pro quo Veranlassung gibt. Statt daß die Gebrechen des Polizeistaates lächerlich gemacht würden, lacht man bloß über das körperliche Gebrechen eines Polizeiagenten, und solch eine Scharteke soll gefährlich seyn!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. Donnerstag den 22. Februar 1849.

— Wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus wie aus Einem Spahn?
Schiller.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Sollte der Aufstand einige Aussicht auf Erfolg haben, so mußte man von Anfang an ganz anders handeln. Von der Stadt aus mußte gleich nach dem 6ten Oktober ein Angriff von 25 bis 30,000 Mann — und so viel Bewaffnete konnte man leicht zusammenbringen — auf die weit schwächern Auersbergschen Truppen erfolgen; dann hätten die Ungarn, die an 28,000 Mann stark unweit Raab standen, bis zum 12. oder 15. Oktober vor Wien erscheinen müssen, was sie recht gut gekonnt hätten, wäre nur Eifer und Einigkeit unter ihnen gewesen. Wäre dann noch ein Bauernzuzug aus den benachbarten Bergen und aus Steiermark erfolgt, so hätte unsere Lage eine ziemlich gefährliche werden können und wir wären zwischen zwei Feinde gekommen. Von alledem geschah nichts, die Ungarn kamen, trotz alles Signalisirens vom Stephansthurm, erst als es viel zu spät war, vom Bauernaufstand war keine Spur zu entdecken, und die Wiener versuchten, statt eines großartigen Ausfalls, nur kleine Neckereien und begnügten sich, uns in ihren Zeitungen zu schmähen und so den Haß der Soldaten noch mehr zu stacheln. Windischgrätz gewann aber gemächlich Zeit, seine Armee aus Böhmen und Mähren zu sammeln und mit 40,000 Mann frischer Truppen zu uns zu stoßen. Wir hätten schon früher die Stadt einnehmen können, und unsere Soldaten hatten Lust genug dazu, allein man wollte unnöthiges Blutvergießen auf beiden Seiten möglichst vermeiden und wartete deßhalb die Ankunft aller Verstärkungen ab, damit dann der Kampf rasch beendet würde. Alle Tage fragten mich meine Soldaten: „Gospodine, geht's nicht bald in die Stadt? machen wir nicht todt die Aula?"

Daß es übrigens mit der Unterstützung der Ungarn nicht viel auf sich hatte, ward uns bald klar. In den Tagen vom 18. bis 22. Oktober machte ich mit fünfzig Husaren eine große Streifpatrouille gegen Bruck an der Leitha und längs der ungarischen Grenze. Unweit Bruck sah ich in ziemlicher Entfernung noch auf ungarischem Gebiete einen Trupp von etwa hundert Reitern, wie es mir schien, bewaffnete „Tschikos" (Roßhirten) halten. Ein ältlicher Mann in der Hauskleidung eines Magnaten, auf einem edeln Pferde und mit einer langen Pfeife im Munde, schien ihr Führer zu seyn. Als er mich erblickte, sprengte er auf dreißig bis vierzig Schritte auf uns zu und winkte mir mit dem Taschentuche zu ihm zu kommen. Ich erfuhr von ihm, er sey in frühern Jahren Rittmeister gewesen, habe sich jezt aber der ungarischen Insurrektion angeschlossen, da die Herrschaft, auf welcher er wohne, dieß gewünscht. Obgleich wir uns nun eigentlich als Feinde gegenüber standen, war er doch ungemein freundlich, bewirthete mich mit köstlichem Tokayer, schenkte mir seinen ungarischen Tabak und schickte meinen Leuten Fleisch und Wein in Menge. Ich neckte ihn, warum er nicht den Wienern zu Hülfe ziehe und sich dort unter den Befehl eines Studenten oder Schneiders oder Schusters stelle. Er aber strich seinen langen Schnurrbart, brummte ein Teremtete nach dem andern und sagte: „Bin ich ein Edelmann, will ich nicht stehen unter Schuster

Digitized by Google

und Schneider, will ich nichts zu thun haben mit Wien. Biſt du in Ungaen, biſt du und Jellachich mein Feind, ſonſt biſt du mein Kameead. Hab' ich auch geteagen des Königs Rock, will ich nicht außer Ungarn ſechten gegen ſeine Huſaren." Und dabei ſchüttelte er mir derb die Hand und wir ſchieden als die beſten Freunde.

Mit den täglich in größern und kleinern Abtheilungen ankommenden Truppen veemehete ſich auch das bunte militäriſche Treiben in unſern Bivouaks. Es war ein wahres Wallenſtein'ſches Lager. Ein kriegeriſches Bild verdrängte das andere. Hiee böhmiſche Küraſſiere von den Regimentern Auersbeeg und Wallmoden, deebe, große Geſtalten mit eben nicht ſchönen, dreiknochigen Geſichtern, auf dem Kopf den blanken Helm, über dem weißen Kollet den ſchweren ſchwarzen Bruſtharniſch, den großen geraden Pallaſch an breiter Kuppel um den Leib. Eben ſo derb und tüchtig wie die Reiter ſind auch die Roſſe, von böhmiſcher Zucht, nicht leicht, nicht elegant, aber zuveeläſſig und füe den Zweck voetrefflich geeignet. Bou allen Waffengattungen erinnern dieſe Küraſſiere am ledhafteſten an das Mittelalter, ſie ſind das lezte Ueberbleibſel deſſelben. Daneben Leute von Naſſau-Infanterie, ſchlanke, behende Ruthenen und Söhne der nördlichen Karpathen, nervigte, elaſtiſch gebaute Soldaten, die zu den beſten Infanteriſten des öſtereeichiſchen Heeres ſich zählen, wenn man ſie erſt etwas aus ihrer rohen Natur herausgebildet hat, was freilich füe die armen Offiziere und Unteroffiziere keine geringe Aufgabe iſt. Nicht weit davon Reiter vom Cheveaurlegeesregiment Kreß, ſchlanke Söhne Italiens, ſelbſt Venedigs; hübſche, wohlgewachſene Geſtalten mit lebendigen ausdrucksvollen Geſichtern, eaſch in Bewegungen wie in Worten. Ihre Väter nnd Beübee kämpfen in Italien gegen Oeſterreich, ſie fechten hiee, treu ihrem Fahneneide, mit vieler Ausdauee für deſſelben Ehre. Weiterhin ſehen wir blanke Geſchütze aufgefaheen, die dunkeln Mündungen gegen Wien geeichtet; die Kanoniere in ihrer einfach dunkeln Uniform ſind beſchäftigt, die Munition zu ordnen, und als wären es unſchuldige Spielbälle, packen ſie in zieelichen Reihen die Wurfgeſchoße in die Peotzkäſten. Luſtig pfeifend putzen die Teainſoldaten die hart mitgenommenen Roſſe der Beſpannung, oder beſſern am Geſchirr, das durch den Eilmarſch aus Böhmen hart mitgenommen iſt. — Nicht weit von dee Batterie haben ſich um ein mächtiges Wachtfeuer Grenzee vom Ottochaner Regiment, vermiſcht mit einzelnen Sereſſanern, in maleriſchen Gruppen gelagert. Lange hagere Geſtalten, mit ernſten gefurchten Geſichtern, dunkeln blitzenden Augen, dichten dunleln Schnurrbäeten über dem feingeſchnittenen Mund mit den weißen Zähnen. Die Belleidung iſt ſehr verſchiedenartig; die Eile des Ausmarſches ließ nicht an regelmäßige Ausrüſtung denken; nur Waffen und Tſchakos ſind bei den Grenzſoldaten, die langen beaunen und rothen Kapuzmäntel bei den Sereſſanern übereinſtimmend. Häufig begegnen uns ſchöne ſchlanke Mädchen und Weibee mit ausdrucksvollen Geſichtern, die langen rabenſchwarzen Haare in zwei Zöpfe gebunden, welche bis über die Hüften heeabhängen. Viele Feauen und Töchtee ſind den Grenzern gefolgt, und ihee buntſaebige Eeſcheinung iſt ein eigenthümlicher Zug in dieſem Lagerbilde.

(Fortſezung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieſer Zeit.

(Fortſeznng.)

Einmal, zu beſonders harter Winterszeit, ſah man Eliſabeth Frey ſelbſt leidend, allein in einem großen mit Flaneliröcken hochaufgeſtapelten Wagen ſitzend, nach der iriſchen Gaſſe faheen, wohin die Ihrigen zue frohen Austheilung vorangegangen waren. So wußte ſie die den Armen gewährte Hülfe zu einem Beegnügen füe die Kindee zu machen durch die heitere Art, mit dee ſie dabei verfuhr, und erzog ſie dabei zu thätiger Liebe, indem ſie dieſelben als Almoſenſpeuder beauchte, wobei jedoch immer genaue Rechenſchaft vom beobachteten Beefahren abgelegt weeden mußte. Alſo wae die Wirkſamkeit beaußen ihe ein Erziehungsmittel für daheim; ſo blied und wuchs die Mutter dee Armen zugleich als die Mutter ihrer Kinder.

Stets führte ſie auch erbauliche kleine Schriften zur Vertheilung mit ſich, aber immer legte ſie zugleich ſelbſt die Hand an die Nothdurft des Volkes, geiſtlich oder leiblich, ließ nie bloß andere eeden oder handeln. Die Kuhpockenimpfung, die damals erſt einzuführen war, empfahl ſie nicht bloß, ſondern ſie übte ſie auch mit leichter, geſchickter Hand, nachdem ſie das einfache Beefahren von einem der erſten Beförderer der heilſamen Entdeckung erlernt hatte. Von Zeit zu Zeit hielt ſie förmliche Umſchau im Sprengel, und bald waeen die ächten Pocken im Bereiche ihres Einfluſſes ausgeſtorben.

Auch die Zigeuner, die jährlich vorbeikamen, entgingen nicht ihree liebevollen Aufmerkſamkeit. An Kinder und Alte wueden Kleider ausgetheilt, ſo wie ärztliche Berathung und Heilmittel. Mehr noch ſuchte ſie für ihre Seelen zu thun; durch Belehrung in Wort und Buch wies ſie ihnen die bittere Frucht dee Sünde nach, von der ſie dieſelben abzuziehen ſuchte.

Digitized by Google

Einer ihrer ſinnigen Wahlſprüche war der: „die (chriſtliche) Pflege der Seele iſt die Seele der Armenpflege — charity to the soul is the soul of charity.«

Indeß ruhte ihre eigene Seele nicht in dieſen Werken der Liebe, ihren Frieden fand ſie nur in ihrem Gott; und die Förderung dieſes Gottesfriedens in ihr, die immer ſtärkern ſittlichen Anforderungen an ſich ſelbſt waren der immer friſchere Springquell für die in immer weitern und breitern Strömen dahinfließenden Thaten und Opfer der Barmherzigkeit. Bei dem erſten Bibelfeſte zu Norwich im Jahr 1811, dem Dr. Steinkopf aus Stuttgart bewundernd anwohnte, trat Eliſabeth Frey ſelbſt zum erſtenmal mit einer die Hörer überwältigenden Anſprache auf. Einer Eliſabeth Frey würde auch kein Paulus zurufen: taceat mulier in ecclesia; nein, das Weib iſt auch Prieſter in der Kirche der Liebe. — In den Kreis ihrer ernſten und tiefen Religioſität wußte ſie ihr ganzes Haus ſammt Geſinde zu ziehen. So ſehen wir ſie denn auch an dem Kranken- und Sterbebette eines alten Dieners dieſen mit Troſt und Fürbitte laben, bis er im Frieden heimgeht. Bei aller Enge ihres Bekenntniſſes bewahrte ſie ſich übrigens die umfaſſende, niemand ausſchließende Liebe, die es wohl dulden konnte, wie ihre eigenen Geſchwiſter und Kinder ſich nicht an das Quäkerthum anſchloſſen, und die in Allen, welche die Wahrheit lieb haben, Gefährten auf dem Weg zum Leben begrüßte.

Von ihrem Landſitze nach London zurückgekehrt, betritt die „prieſterliche," das ganze leidende Geſchlecht auf dem Herzen tragende Eliſabeth — es war den 16. Februar 1813 — auch das Gefängniß Newgate, um den äußern Bedürfniſſen der armen weiblichen Gefangenen abzuhelfen und zugleich ein Wort des Segens zu hinterlaſſen, ein kleiner Anfang großer Erfolge. Weinend lag vor ihr und ihrer Begleiterin das arme Volk auf den Knien im elendeſten Zuſtande, als ſie gleich Engeln des Friedens durch die Reihen gingen. Im Januar 1813 hatten vier Männer, darunter ein Freund der Eliſabeth, einige verurtheilte Gefangene beſucht; ihre Schilderung bewog die unermüdliche Frau, ſelbſt hinzugehen. Da waren in zwei Sälen und zwei Zellen auf etwa 190 Quadratellen 300 Weiber zuſammengepfercht, verurtheilte und nicht verurtheilte, ohne Rückſicht auf das Verbrechen, ohne Unterſchied, unter der Aufſicht eines einzigen Mannes und ſeines Sohnes! Bekannte gingen ab und zu, eine Unzahl Kinder waren bei ihnen; in demſelben Raume kochten, wuſchen, ſchliefen ſie. Sie ſchliefen auf dem Boden ohne Matte, Bretter waren Kopfkiſſen, einige waren faſt nackt. Sie tranken Branntwein, der innerhalb des Gefängniſſes ſelbſt ausgeſchenkt wurde und wozu ſie mit lärmender Gier ſich das Geld erbettelten. In's Ohr gellten ſchreckliche Flüche, Alles ſtaerte von Schmutz, der Geruch war unerträglich.

Der Gouverneur von Newgate betrat nur in Begleitung eines ſchützenden Aufſehers dieſen Schauplatz der Verworfenheit und Schande. Als Eliſabeth Frey mit ihrer künftigen Schwägerin Burton dahin gehen wollte, ſuchte jener ſie zurückzuhalten; wenigſtens ſollten ſie Uhr und Börſe ablegen. „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht, ich werde nichts einbüßen," antwortete Eliſabeth. Sie trat in einen Raum, wo 160 dieſer Unglücklichen ſie mit Verwunderung anſtarrten. Ihre hohe Geſtalt, die Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge bannte und ſänftigte die wilden Weiber. Dieſe vernahmen ihre ſanfte Stimme und lauſchten aufmerkſam, als ſie anhub: „Ihr ſcheint ſehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würd' es euch lieb ſeyn, wenn jemand käme, eurem Mangel abzuhelfen?" — „Gewiß, aber wo ſollten wir ſolch einen Freund finden? niemand kümmert ſich um uns!" — „Ich bin mit dem Wunſche gekommen, euch nützlich zu ſeyn; wenn ihr mich unterſtützt, hoff' ich euch helfen zu können." Sie ſprach Worte des Friedens, ließ Hoffnung blicken, gab zu verſtehen, ſie ſey nicht gekommen zu richten. Als ſie wegging, drängten ſich die Weiber um ſie her, wie um ſie zurückzuhalten: „Sie werden nicht wiederkommen!" — „Ja, ich komme wieder!"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortſetzung.)

Theater. — Herr Bieymaier.

Einen ungetrübten, heitern Abend verſchaffte uns die auch ſchon auf andern Theatern geſehene Poſſe von David Kaliſch: „Einmalhunderttauſend Thaler." Das Börſenſpiel, dieſer Dämon der Neuzeit, der Papier- und Aktienſchwindel, der über Nacht reich und über Nacht arm macht, iſt hier zwar in einer Poſſe, aber mit Wärme und Wahrheit in ſeiner ganzen abſcheckenden Nacktheit der ſittlichen Verachtung preisgegeben. In einer Fülle von ſelbſt niedrig komiſchen Witzen, Anſpielungen, Bonmots, Situationen und Effekten, die den Zuſchauer in einer ununterbrochenen Lachluſt erhalten, bleibt das ſittliche Motiv immer vorherrſchend. Es iſt ein gutes Genrebild, zu dem jeder nur etwas bedeutende Handelsplatz die Figuren in überraſchender Wahrheit liefert. Wir begrüßen in dieſem muntern Liederſpiele, das zugleich hier eine meiſterhafte Darſtellung fand, den erſten Repräſentanten der gelungenen politiſchen Poſſe, die aus tragiſchen Motiven entſprungen durch Heiterkeit verſöhnt. Möchten ihr bald ähnliche nachfolgen. Wir könnten die junge deutſche Freiheit in dieſem Gewande auf unſerer Volksbühne mit Freude begrüßen.

Digitized by Google

Von der politiſchen Poſſe auf der Bühne zu den politiſchen Karrikaturen hinter den Fenſtern der Kunſt- und Buchhandlungen iſt der Sprung nicht allzugroß. Dieſe Sucht ſcheint Gottlob ihrem Ende nahe zu ſeyn. Die meiſten Commiſſionslager dieſer abenteuerlichen Geburten gehen allmählig ein und die Produktionskraft iſt, nachdem ſie ihren höchſten Grad erreicht und faſt täglich ein Dutzend neuer Zerrbilder geliefert, jetzt in bedeutendem Abnehmen. Ich habe mich früher ſchon über dieſes Treiben entſchieden mißbilligend ausgeſprochen und habe ſtets Gelegenheit gehabt, die Wahrheit meines Ausſpruchs beſtätigt zu ſehen, daß ſie weſentlich dazu beitragen, den letzten geringen Reſt von Pietät, der noch in der menſchlichen Bruſt herrſchen mag, ſpurlos zu vertilgen. Alle dieſe Zerrbilder waren nichts als Pasquille auf einzelne hervorragende Perſönlichkeiten des Tags, weniger die Sache als die Perſon lächerlich machend und in den Schmutz tretend. Billig nehme ich aber davon einige lithographirte Hefte aus, die eben ſo unvergänglich ſeyn werden, als die Leiſtungen unſeres Parlaments ſelbſt. Ich meine die „Thaten und Reden des Herrn Pieymaier, Abgeordneten zur deutſchen Reichsverſammlung,“ die einen köſtlichen Schatz von Humor entfalten, des Humors, der ſich an das Allgemeine hält, ohne dem Individuum verletzend zu nahe zu treten. Herr Pieymayer präſentirt ſich auf allen Blättern als der wahre Typus der parlamentariſchen Nullität, der Mittelmäßigkeit, die ſich ſpreizt und gar zu gern etwas gelten möchte, die ſich auf der Straße durch eingedrückten Parlamentshut, Portefeuille von ſchwarzem Marocquin, gravitätiſchen Gang, ernſt gefaltete Augenbrauen, ungekämmten Bart kund gibt, die auf der Tribüne durch hohle Phraſen ſelbſt die geduldigſten Männer des Centrums in die benachbarten Conditoreien treibt und durch endloſe Interpellationen ohne Zweck ſogar die Reichsminiſter gelinde einnicken läßt. Willkommen, lieber Pieymayer! Wie mancher belacht dich und blickt ironiſch auf ſeinen Nebenmann, der an die eigene Bruſt ſchlagend ausrufen ſollte: Gott ſey mir armen Sünder gnädig!

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Wahlkampf.

Wir meinen, es iſt noch nicht ſo ſchlimm, als Verzweifelnde und Erbitterte es angeſehen wiſſen wollen. Denen drüben iſt der Sieg nicht leicht geworden; er iſt oft zweifelhaft geblieben, die eine, die drei bis vier Stimmen mehr ſind einem Zufälligkeiten zuzuſchreiben. Viele dieſer Zufälligkeiten lagen in der Beſchaffenheit der Wahllokale. Heizbare Räume von hinlänglicher Größe waren ſchwer aufzutreiben, die gefundenen waren größtentheils zu eng. Die Wähler mußten ſich förmlich hineinpreſſen, ja ein großer Theil konnte nicht einmal ſitzen. Die Hitze, der Dampf von Hunderten ſchlechter Cigarren können den Stärkſten zur Ohnmacht bringen. Kein Wunder, daß ältere Männer nicht aushalten konnten; ſie mußten ſich entfernen, während der rüſtigere Theil der Geſellſchaft meiſt der radikalen Partei angehört, die an ſolche Kneipenatmoſphäre gewöhnt iſt, und der deßhalb nicht Eine Stimme verloren ging; Eine Stimme aber konnte den Ausſchlag geben. Jener iſt ſchon viel gewonnen, daß man nur endlich einmal gewagt hat, offen mit ſeinen Anſichten hervorzutreten, die denen entgegenſtehen, die ſeit faſt einem Jahre die vorherrſchenden waren oder ſich als ſolche dekretirten. Den Anſichten, die hüben feſtgehalten wurden, haben ſich aber, wie die Wahlen lehren, ſo viele, ſelbſt aus den untern Schichten der Geſellſchaft angeſchloſſen, daß eine beſſere Ueberzeugung auch dort Raum gewinnen muß. Feigheit wäre es, ſeine Sache verloren zu geben, ſo lange ſie noch ſo viele Vertreter findet; ſie muß eine gute ſeyn, ſonſt würden die Beſſern im Volke ſich ihr nicht zuwenden. Man hat ſich aber auch ſchon etwas beruhigt, und die anfängliche Muthloſigkeit beginnt zu weichen. Der vollſtändige Sieg, den die conſervative Partei bei den Wahlen für die erſte Kammer davon getragen, hat die Verzweifelnden zu neuer Hoffnung angeregt. Wir ſetzen die unſere nicht auf dieſen Sieg; er möchte ein unerwünſchter ſeyn, wenn die daraus hervorgehenden Deputirten in zu ſchroffem Widerſpruch mit denen ſtehen ſollten, die die zweite Kammer zuſammenſetzen werden. Das Beſtehen beider nebeneinander würde dadurch in Frage geſtellt, vielleicht eine Unmöglichkeit, und neue Verwicklungen müßten die Folgen einſeitiger Beſtrebungen ſeyn. Wer nicht zu den Ultras der rechten Seite gehört, wünſcht für die erſte Kammer möglichſt freiſinnige Männer, die nach unten nicht den Widerſpruch, nach oben aber Vertrauen erwecken und ſo die wahren und heilbringenden Vermittler zwiſchen Volk und Krone werden. Treflicher iſt es, daß in den Verſammlungen der Wahlmänner die Schwüre der unbedingten Verwerfung der oktroyirten Verfaſſung nicht mehr gehört wurden, Schwüre, die in den Wahlverſammlungen tauſendfach ausgeſprochen wurden unter dem donnernden Beifallsruf derer, von denen die Redner gewählt werden wollten. Wer von der andern Seite ſie darauf aufmerkſam machte, daß, indem ſie die Wahl nach dem Geſetze, welches einen integrirenden Theil der neuen Verfaſſung ausmacht, vornähmen, ſie im Grunde dieſer ſelbſt die Rechtsbeſtändigkeit zugeſtänden, wurde nicht gehört oder geradezu verhöhnt.

Daß in dieſer Wahlzeit das wenige von Geſelligkeit, das ſich mühſelig herausgebildet hatte, wieder verſchwinden mußte, iſt erklärlich. Die Männer trieben ſich umher in geduldeten und ungeduldeten Verſammlungen, und waren dieſe vorüber, ſo konnte man nicht in den Salons erſcheinen, ohne Wäſche und Kleider gewechſelt zu haben, ſo war man eingeräuchert vom erſtickenden Tabaksdampf, ohne den eine Geſellſchaft Deutſcher nicht zu denken iſt. Zu einer vollſtändig friſchen Toilette war aber dann kaum mehr Zeit, und wer es ſich hatte angelegen ſeyn laſſen zu interpelliren und an ihn gerichtete Interpellationen zu beantworten, der hätte eherne Nerven haben müſſen, um mit noch hinreichenden Kräften der Geſelligkeit zu leben. Fand man ſich aber wo anders zuſammen als in den Wahlverſammlungen, von was hätte die Rede ſeyn können als immer wieder von den Wahlen? Man tauſchte Hoffnungen und Befürchtungen aus, man zählte ängſtlich die Stimmen, auf die man etwa rechnen konnte, und man fragte nach ſolchen, die man vielleicht noch gewinnen könnte. Dann wanderte man umher, man ſtieg die unter's Dach, um Stimmen zu werben, und das Erklimmen ſteiler Treppen mag Manchem weniger ſauer geworden ſeyn, als den Leuten zuzuſprechen, die man fand, nachdem man die Treppen erſtiegen. Da iſt mancher Hochmuth gedemüthigt, aber auch manches eingewurzelte Vorurtheil gründlich beſeitigt worden. Viele, die es bisher hartnäckig läugneten, haben einſehen gelernt, wie viel geſunder Sinn, welche Tüchtigkeit der Geſinnung auch in den unterſten Schichten des Volks gefunden wird, und man braucht nicht ängſtlich darnach zu ſuchen. Das iſt immer ein Gewinn; mag auch jetzt der Erfolg kein lohnender geweſen ſeyn — denn alles was geſchah, geſchah zu ſpät — die Erfahrungen, die jetzt gemacht worden ſind, werden in der Folge ihre guten Früchte tragen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. Freitag den 23. Februar 1849.

Wenn von den geistlich Todten
Sich keiner selbst erweckt,
Wenn ohne Friedensboten
Kein Herz den Frieden schmeckt,
Wenn auf den eignen Pfaden
Kein Sünder kommt zu Gott:
Dann gilt es einzuladen,
Dann thut die Hülfe Noth
A. Knapp.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Sie kam wieder, aber erst nach vier Jahren voll Prüfungen und Todesfällen in ihrer Familie, die wiederum ihr Herz nur desto mehr dem Gott der Liebe läuteten. Wir sehen sie an Krankenlagern und Gräbern, dann wieder in Küche, Keller, Vorrathskammer und Waschhaus, „feste Hand im Hausstand" üben und dabei an die Kinder, krank oder gesund, die glücklichste, geschickteste Hand legen. Im April 1816 gebar sie ihr zehntes Kind. Den älteren Töchtern wird jeder ein besonderes Amt im Hause angewiesen, bei den Kindern und bei den Armen, neben Lernen und Erholung. Sie hofft den Tag zu erleben, da sie dieselben nicht bloß bei Armen und in Schulen, sondern in Gefängnisse und Krankenhäuser einführen kann. So bildete sie sich die rechten Gehülfen heran, denen sie einen Theil ihrer Pflichten für Haus und Umgebung übertragen konnte, um dadurch Zeit und Raum zu gewinnen, ihre Bestrebungen über weitere Kreise auszudehnen.

Die Verbesserung des Gefängnißwesens ging von Nordamerika aus; dort zuerst hat man durch Klassenabtheilung, Beschäftigung und Unterricht eine Besserung der Gefangenen anzubahnen gesucht. In England hatte zwar Howard sich der Gefangenen menschenfreundlich angenommen, aber sein Eifer fand keinen Wiederhall. Im Jahr 1815 wurden die englischen Gefängnisse zum erstenmal mit einigen äußerlichen Verbesserungen versehen. Es bildete sich weiter eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnißzucht, angeregt durch den Eifer Thomas Fowell Burtons, des Schwagers der Elisabeth Fry. Es fand sich, daß trotz den neuen Beschlüssen des Parlaments in hundert Gefängnissen, die nur auf 8546 Gefangene berechnet waren, 13,750 zu gleicher Zeit gefangen saßen. Auch eine Gesellschaft zur „Besserung jugendlicher Verbrecher" ward durch Burton und seine Freunde gestiftet. Die Bestrebungen und Gespräche dieser christlichen Menschenfreunde veranlaßten Elisabeth um Weihnachten 1816 ihre Besuche in Newgate wieder aufzunehmen.

Auf einige Stunden mit den Weibern allein gelassen, las sie ihnen das Gleichniß vom Weinberge des Herrn und den Arbeitern der eilften Stunde vor. Einige fragten, wer Christus sey? andere füchteten, für sie sey auch die eilfte schon vorüber. Da fiel Elisabeths Blick auf die nackten, weinenden Kinder auf den Armen dieser verworfenen Mütter, von denen sie als erste Worte des Stammelns Flüche und Lästerungen lernten. Sie schlug vor, eine Schule für sie einzurichten. Freudenthränen waren die Antwort. Das Muttergefühl, dieser einzige vergleichsweise noch heile Fleck in diesen vom Krebs der Sünde angefressenen Herzen, war der Punkt des Archimedes, von dem aus die schaefblickende Frau sicheru Taktes und liebevollen Gemüthes diese Welt des Elends aus den verrosteten Angeln zu heben und eine Wiedergeburt ihres innern und äußern Daseyns einzuleiten verstand. Die Schulaufseherinnen sollten die Weiber aus ihrer eigenen Mitte wählen. In der That war die erste Wahl, die auf eine ganz junge Frau fiel, welche wegen eines Uhrendiebstahls hieher gekommen war, eine sehr glückliche. Behörde und Gouverneur billigten den Entwurf, obschon

die Achsein zuckend. Eine Zelle fand sich als Schulzimmer und Elisabeth Frey, begleitet von einer Freundin, eröffnete die Schule mit der neuen Lehrerin für etwa dreißig Kinder und einigen Personen unter 25 Jahren. Die Weiber drängten sich wetteifernd zum Unterricht in die kleine Zelle. Ausschließung erschien fast wie ein Strafurtheil. Diese Weiber, die bisher nichts thaten als betteln, stehlen, streiten, fluchen, singen, tanzen, Männerkleidung anlegen und alles Schändliche, baten jezt um die Wohlthat des Unterrichts. Weiteres mußte geschehen, um Ordnung und Fleiß in Newgate einzuführen. Das aber betrachteten die Behörden als das Traumbild einer schönen Seele; Elisabeth ließ sich nicht entmuthigen.

Im Jahr 1817 brachte sie die Gattin eines Geistlichen und eilf Quäkerinnen zu einem „Frauenverein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate" zusammen. Derselbe sollte für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber sorgen, sie zur Kenntniß der heiligen Schrift anleiten und an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß gewöhnen, um sie lenksam und friedfertig zu machen während des Gewahrsams, ehrlich und ehrbar nach der Freigebung. Wie nun da eines sich aus dem andern ergab, eines zum andern fand durch die unermüdliche Sorge und die tiefe Menschenkenntniß dieser Frau und ihrer Freundinnen, welche lange Zeit abwechselnd eine oder ihrer zwei den ganzen Tag im Gefängnisse zubrachten, ein Körbchen mit Nahrung mit sich nehmend, oder sich auch ohne diese behelfend, bis die neuen Regeln, welche die Gefangenen selbst annahmen und billigten, eingeführt, die Aufseherinnen und Werkmeisterinnen eingeübt waren, wie trefflich diesem Geiste der Liebe Christi das unsagbar schwere Werk gelang, das bezeugten die Behörden schon 1817 durch einmüthigen Beschluß öffentlichen Dankes an Frau Frey und ihre Mitarbeiterinnen. Lohnender waren noch die Zeugnisse dankbarer Herzen, welche von den Gebesserten noch aus Neu-Süd-Wallis über den Ocean herüber den edlen Frauen nachtönten.

Nun wurde namentlich durch Robert Owen die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Erziehungsweise der Gefangenen gelenkt. Eine Unzahl von Briefen hatte Elisabeth nach allen Theilen des Landes über die Einrichtungen zu Newgate an Frauen, Männer, Obrigkeiten zu beantworten. Die ausgezeichnetsten und einflußreichsten Leute Großbritanniens wünschten selbst Zeugen der durch die christliche Liebe bewirkten wunderbaren Aenderung im Newgategefängniß zu seyn. Kaum verfloß ein Morgen, an dem sie nicht der Begleitung solcher Gesellschaften sich widmen mußte. Sie opferte Zeit und Bequemlichkeit, denn sie wollte nicht von Annehmlichkeiten umringt seyn, während Andere die Nothwendigkeiten des Lebens entbehrten. Die ganze Last der Geschäfte erledigte sie geschäftsgewandt mit den jungen Gliedern ihres Hauses. Im Jahr 1818 stand sie einem Ausschusse des Unterhauses über die Gefängnisse der Hauptstadt Rede und legte der Behörde die wichtigsten Erfahrungen und als Hauptforderungen die vier an's Herz: Religionsunterricht, Klassenabtheilung, Beschäftigung und weibliche Beamte für Weiber.

Natürlich kamen viele nur der Mode und Neugier willen herbei, ohne Herz und Hand der großen Sache des Elends zu öffnen. Während die einen mit Thränen in den Augen das ergreifendste Schauspiel, dessen sie je Zeuge gewesen, in diesem umgewandelten Weibergefängnisse genossen zu haben erklärten, blieben andere, wie billig kalt, und hart wie Stein. Lord Sidmouth, der Minister des Innern, mit ihr sonst befreundet, überwarf sich sogar mit der edeln Frau, welche einmal zur Rettung eines jungen, unverdorbenen Weibes, das ihrem Manne zu lieb falsche Banknoten ausgegeben hatte und deßhalb zum Tode verurtheilt war, mit allem Eifer der Barmherzigkeit eiferte um das Opfer eines so barbarischen Gesetzes, und sich erst durch den Bekannten ihrer Jugend, den Herzog von Gloucester, verwendete, dann in eigener Person vergebliche Schritte bei dem Mächtigen that. Dafür sagte Lord Landsdowne Angesichts von ganz Britannien im Oberhause von Elisabeth Frey, daß sie wie ein guter Genius herabgestiegen sey in diese Höhlen des Elends, des Lasters, und durch ihren wunderbaren Einfluß und ihre unabläßigen Bemühungen in kurzer Frist eine außerordentliche Besserung unter den versunkensten Gefangenen bewirkt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banns von Croatien.

(Fortsetzung.)

Muntere Worte, herzliches Gelächter, wie es nur der Jugend gegeben ist, schallen von einem langen Tische her, um den dicht gedrängt Kadetten der verschiedensten Regimenter sitzen. Alle Waffengattungen sind hier vereinigt, der Husar sizt neben dem Kanonier, der Jäger neben dem Küraffier. Fast lauter jugendliche Gesichter, manche fast noch Knaben; kaum bedeckt der Flaum die Stellen, wo der männliche Bart sehnlichst erwartet wird, und doch haben Manche schon wacker gefochten, ja sich schon ehrenvolle Wunden geholt. So verschiedenartig wie ihre Röcke ist auch ihre Heimath, ihre Mundart, und manche verstehen

Digitized by Google

und ſprechen nur ſehr mangelhaft deutſch. Neben dem Engländer ſehen wir hier den Serben, den Italiener neben dem Dänen, den Hannoveraner neben dem Tiroler, den Böhmen neben dem Wallonen. Oeſterreichs Offizierscorps ſah von jehee Söhne faſt aller Nationen Europas in ſeinen Reihen; ſie alle vergeſſen ihr Vaterland und finden unter der Fahne des Doppeladlers ein neues, für das ſie willig ihr Blut verſpritzen. — Bauern, die Lebensmittel bringen, lange Reihen von Wagen mit Getreide oder Heu und Stroh, Heerden brüllenden Schlachtviehs; dazwiſchen zierliche Herrn und Damen, die ſich aus Wien geflüchtet haben und neugierig das Treiben anſchauen; Huſarenpatrouillen auf müden Pferden, von langen Ritten heimkehrend — alles dieß bunt durcheinander gibt Stoff zu allerlei Betrachtungen und hat mich oft ſtundenlang ergözt.

Die Gefechte alle in den lezten Oktobertagen kann ich nicht beſchreiben; ich ſah nur, was mich zunächſt anging; dee Subalternoffizier gewinnt natürlich keinen Ueberblick über das Ganze. Zum Kampf in der Stadt ſelbſt wurden wir Huſaren nicht verwendet, indeſſen war ich, eigentlich als müßiger Zuſchauer, mehrere Stunden in der Jägerzeil, als dort eine Barrikade von unſern Truppen genommen wurde. Es war ein wilder Kampf, von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Die Inſurgenten hatten dabei den großen Vortheil, daß ſie hinter den Barrikaden gedeckt ſtanden, oder aus den Feuſtern bedächtig, ohne ſich bloßzuſtellen, ſchießen konnten, während die Soldaten frei, den feindlichen Kugeln preisgegeben, ſtürmen mußten; aber ſie beſannen ſich keinen Augenblick vorzurücken. »Terrai, terrai, stravo, Gospodine« (vorwärts, vorwärts, in Gottesnamen, Herr!) rief eine Compagnie Grenzer iheem Hauptmann zu, da ſie mit dem Angriff auf eine Barrikade warten ſollten, bis dieſe auch von den Eckhäuſern, welche Soldaten zu beſezen im Begriff waren, beſtrichen werden könnte, und ſo ging es ohne Weiteres darauf los.

Beſonders zeichneten ſich die Soldaten vom Regiment Naſſau aus, die noch vom 6. Oktober her ſehr erbittert waren, dann die böhmiſchen Jäger und die Grenadiere, die theilweiſe damals zu den Inſurgenten gehalten hatten. Dieſe Truppentheile haben auch den größten Verluſt erlitten. Zu bewundern war die Gewandtheit, welche manche Croaten in dieſem Straßenkampf entwickelten. Ganz platt auf dem Bauche liegend, den Torniſter als Bruſtwehr vor ſich her ſchiebend, krochen ſie wie Schlangen gegen die Barrikade, um in geößerer Nähe einen ſichern Schuß zu thun. Jeder Thürwinkel, jede Ecke, jeder Laternenpfoſten bot ihnen ein Deckungsmittel; mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze wußten ſie heranzuſpringen und ſich anzuſchmiegen. Deßhalb verloren auch die Grenzer verhältnißmäßig die wenigſten Leute, obgleich ſie faſt am meiſten dem feindlichen Feuer ausgeſezt waren. Dabei ſchoſſen ſie ſehr ſicher und ſcharf und mancher Feind wurde von ihren faſt nie fehlenden Kugeln niedergeſtreckt.

Die Inſurgenten fochten theilweiſe ſehr gut, zum Theil aber auch ausnehmend ſchlecht. Manche Barrikaden und Stellungen, die man noch lange hätte behaupten, von denen man uns vielen Schaden hätte zufügen können, wurden ſchleunigſt in ungeregelter Flucht verlaſſen, andeee dagegen mit dem Muth der Verzweiflung faſt nuzlos bis auf den lezten Mann vertheidigt. Mangel an Oberleitung, an gehöriger militäriſcher Organiſation und an Gehorſam machte ſich überall bemerkbar, ſonſt hätte die Stadt ſich ſehr gut noch einige Tage vertheidigen können, wenn auch ihr endliches Schickſal nicht zweifelhaft geweſen wäre.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Schluß.)

Literatur.

Auch von Kunſt und Literatur konnte bis jezt nicht die Rede ſeyn, und es ſcheint ſo bleiben zu wollen. Man hört Muſik, man ſieht ein Schauſpiel, wohl gar ein Bild, aber nur um den von Kampf und Arbeit ermatteten Geiſt aufzufriſchen zu neuer Arbeit, zu neuen Kämpfen. Zum Genießen eines Kunſtwerks, welcher Richtung es angehören mag, um ſeiner ſelbſt willen, dazu dürfte noch lange die Zeit und die Sammlung fehlen. Die Zeitungen bringen die gewohnten Kunſtberichte; deren aber, die ſie von Anfang bis zu Ende leſen, mögen nur wenig ſeyn, vielleicht nur die,

Digitized by Google

welche gelobt oder getadelt werden. Wer möchte jezt noch Partei nehmen für oder gegen den Verfaſſer, wie es ſonſt geſchah! Die einen Namen haben durch die Ausübung der ſogenannten ſchönen Künſte, oder einen ſolchen erwerben wollen, flüchten vom Continent oder ſie ziehen dem rauhen Norden zu. Da lohnt ein Kaiſer kaiſerlich, dort auf der von unſern Kämpfen unberührten Inſel braucht es deſſen nicht, um reiche Ernte zu halten. In beiden Ländern kann, darf man Beſtrebungen dieſer Art belohnen, nur wir ſind zu arm — an Geld? nein an Lebensmuth, um uns ſolchen Ergötzungen hingeben zu können. — Aber geleſen wird doch etwas werden? Ja, Zeitungen, Broſchüren. — Bücher nicht? — Nur ſolche, die Parteiſchriften ſind, die ſich gleich als ſolche ankündigen; für andere möchte es einem Autor ſchwer werden Verleger wie Leſer zu finden. Ein Buch jener Art iſt die im Herbſt vorigen Jahrs von R. W. L. C. v. Keudell geſchriebene Tendenznovelle „die Politiker.“ Sie iſt geſchrieben von einem, der ſonſt der Oppoſition angehörte, der, verfeindet mit den Zuſtänden ſeines Vaterlandes Preußen, nach Dresden übergeſiedelt, der mit ſeinem Erſtlingswerk „Außerhalb der Geſellſchaft,“ ſich auch mit der ſogenannten guten Geſellſchaft in Oppoſition geſezt, und der jezt den Reaktionären angehört, wenn alle ſolche, die ſich dem Hereinbrechen des Chaos entgegenſtemmen, reaktionär genannt zu werden verdienen. Er hat das Buch geſchrieben, um ſich und Anderen die Verworrenheit der Zuſtände der Jeztzeit klar zu machen und dadurch Mittel aufzufinden ſie zu löſen. Er ſucht und findet die Rettung aus dem materiellen Elend unſerer Zeit wie aus dem politiſchen — in einer mächtigen und reichen Ariſtokratie. — England mit ſeinen Inſtitutionen, die es unerſchüttert erhalten haben in den Stürmen, die die kultivirte Welt durchbrauſen, iſt ihm das Vorbild. Indem wir die Einrichtungen, die ſich dort durch hundrete von Jahren bewährt haben, unſern Verhältniſſen anpaſſen, ſoll es uns gelingen, uns und Andern zu helfen. Das Buch iſt mit Wärme und Ueberzeugung geſchrieben; ich möchte es in weiteren Kreiſen verbreitet ſehen: es dürfte manche unklare Idee zu läutern, manche neue und gute anzuregen im Stande ſeyn. — Auf ein anderes Buch, das jezt ein unerhörtes Aufſehen macht und in der 25. Auflage ſchon vergriffen iſt, dem der beiſpiellos billige Preis, neben dem Intereſſe an den Geſchichten, die darin erzählt werden, die weiteſte Verbreitung ſichert, auf die: „Skizzen aus der neueſten Geſchichte Preußens,“ geſchrieben von dem Präſidenten der aufgelöſten Nationalverſammlung, brauche ich nicht aufmerkſam zu machen. Die Feuilletons der Zeitungen füllen ſich mit Auszügen, beſonders mit ſolchen, die der Luſt an Skandal neue Nahrung geben. Das Buch ward von der Seite, der der Autor angehört, bis zum Himmel erhoben wegen der darin vorwaltenden Mäßigung und Unparteilichkeit; es dürfte ſich manches dagegen ſagen laſſen, aber es bleibe ungeſagt, denn neuer Zorn würde angefacht und neue Anklagen müßten ausgeſprochen werden. Das wollen wir nicht. Verſöhnung thut uns Noth; nur darin liegt unſere Rettung.

Paris, Februar.

Farcen.

In den politiſchen Farcen, welche die kleinen Theater ſeit einiger Zeit mit vielem Erfolg geben, kam kürzlich ein Stück der Gebrüder Cogniard: „les marrons d'Inde ou les grotesques de l'année,“ das im Theatre Porte St. Martin faſt jeden Abend gegeben wird und beweiſt, daß die Theaterfreiheit jezt nicht geringer iſt als die Preßfreiheit. Die Fabel hat auch hier die Dichter wenig Mühe gekoſtet; es war ihnen nur darum zu thun, einen Rahmen für ihre ſatiriſchen Einfälle aufzuſtellen. Man ſieht zuerſt einen Wald von wilden Kaſtanienbäumen, deren ungeheuer große Früchte auf dem Boden herumliegen. Eine Fee belebt ſie, und es treten menſchliche Weſen aus denſelben hervor, welche ſich in der Welt etwas umzuſehen wünſchen. Das Odeehaupt der Familie, Namens Marronard, will eine ſociale Stellung für ſich und die Seinigen ſuchen. Sonach begibt er ſich mit ihnen nach Paris, und hier kommen ihm nun allerlei komiſche Zuſtände der Jeztzeit vor Augen. Zuerſt die projektirte Lotterie, durch welche die Buchhändler eine Million Bände in Umlauf ſetzen wollten. In den marrons d'Inde lautet ihre Ankündigung ſo: „jeder Käufer eines Looſes könne außer der Hoffnung eines Geldgewinnſtes ſicher darauf rechnen, daß er für ſeine 25 Francs eine vortreffliche Auswahl von ſchätzenswerthen Büchern erhalten werde, nämlich 25 Exemplare des „bürgerlichen Kochbuches,“ dito der „Reiſe nach Ikarien“ und zudem eine „Abhandlung über die Kanarienvogelzucht.“ Zu gleicher Zeit werden Looſe zu einer Apothekerlotterie ausgeboten, wobei die Käufer der Looſe Tonnen voll Sedlizer und anderer purgirender Waſſer und dergleichen bekommen ſollen. Bekanntlich hat die Obrigkeit zu keiner der projektirten Verlaſſungen ihre Einwilligung gegeben, weil alle Lotterien durch ein Geſetz abgeſchafft und verboten ſeyen. Die Verfaſſer des Vaudevilles meinen aber, es werde doch immer Lotterien geben; Heirathen ſey nichts anders als eine Lotterie, und ſogar die Deputirtenwahlen ſeyen wahre Lotterienlooſe:

Loterie, loterie!
Vainement contre elle on crie;
Loterie!
Ici bas
Tout resterez;
Au risque d'être capot,
Lorsque dans le mariage
Les yeux fermés on s'engage,
Que cherche-t-on? un bon lot.
A la loterie on tire
Dans les révolutions.
Qu'est-ce encor, sans en médire,
Que l'urne aux élections?

Dann wird die Abfahrt von Koloniſten nach Algerien vorgeſtellt, wie in mehreren andern Stücken. Dieſe Begebenheit des vorigen Jahrs, die zu Paris unerhört war, ſcheint tiefen Eindruck auf die Scheiftſteller wie auf das Volk gemacht zu haben; jene ſtellen den Auftritt daher auch meiſtens ſehr ernſthaft, ſogar rührend dar. Im erwähnten Stücke ſahen die Pariſer Arbeiter mit der Aeußerung ab, ſie wollen gute Landbauer werden und auch in der fernen Kolonie dem Mutterlande mit ganzer Seele zugethan bleiben. Hierauf folgt wieder ein poſſierlicher Auftritt, und zwar eine Satire auf den Lärm in der Nationalverſammlung. Marronard, der noch immer eine ſogenannte ſociale Stellung ſucht, ſtellt folgende Betrachtungen an: „Die ſociale Stellung eines Volksrepräſentanten ſcheint mir ziemlich vortheilhaft. Erſtlich hat man die Ehre ein Volk zu repräſentiren, das für das geiſtreichſte und liebenswürdigſte aller Völker gilt, und dieß ſezt voraus, daß man ſelbſt außerordentlich geiſtreich und liebenswürdig iſt. Dieß befriedigt die Eigenliebe. Zweitens bekommt man täglich 25 Francs, was auch etwas reizendes hat. Dieß iſt das Solide.

L'invention, par ma foi, n'est pas bête!
De l'honneur seul bien que l'on soit touché,
De 25 francs le chiffre assez honnête
S'accepte encor par dessus le marché.
Mais ce salaire excite au rigorisme,
Car le public d'autant plus exigeant
En fait de zèle et de patriotisme
En veut avoir au moins pour son argent.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 48. Sonnabend den 24. Februar 1849.

Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

W. Hauff.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß)

Der Einzige in Wien, der militäriſches Talent zeigte und zweckmäßige Anordnungen traf, war der frühere polniſche General Bem, der am Ende Oberkommandant wurde. Ueberhaupt focht die ſogenannte polniſche Legion mit vielem Eifer und war wohl unſer gefährlichſter Feind, auch die ſteiriſchen Schützen und einzelne Abtheilungen der Wiener haben ſich, wie man nicht läugnen kann, mit großem Muthe geſchlagen.

Was die Truppen mit vollem Recht am meiſten empört und ſpäter hie und da zu Exceſſen Anlaß gegeben hat, obgleich die vielen Nachrichten über Gräuelthaten und rohe Plünderungen Lügen ſind, das war der Bruch der Kapitulation von Seiten der Inſurgenten. Die weißen Fahnen waren überall ausgeſteckt, alle Bedingungen des Einzugs verabredet, unſere Soldaten machten ſich fertig, Gewehr im Arm einzurücken, da begann plötzlich und ohne vorherige Verkündigung das Feuer aus der Stadt von Neuem, auf die bloße Kunde hin, die ungariſche Hülfsarmee ſey jezt endlich im Anzuge. — Die Urheber dieſes Treubruchs haben eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen; viel Unheil iſt dadurch über die arme Stadt gekommen, das ſonſt vermieden worden wäre. Was hätten ihnen auch jezt die Ungarn helfen können? Seit das ganze Corps des Fürſten Windiſchgrätz mit uns vereint war, konnte ihre Hülfe höchſtens den Kampf um einige Stunden verlängern, einige Opfer weiter koſten.

Wenn ich mit dem Straßenkampf nichts zu thun hatte, ſo nahm ich dagegen Theil am Gefecht mit den Ungarn bei Schwechat. Es war mir ein widriger Gedanke, gegen ſo manchen frühern Kameraden, mit dem mich treue Freundſchaft verbunden, den Säbel ziehen zu müſſen. Als aber einmal die Geſchütze brummten, die Trompeten ſchmetterten, waren all dieſe Grillen verſchwunden. Die Ungarn, etwa 21,000 Mann ſtark, unter dem früheren kaiſerlichen General Moga, zum Theil reguläre Truppen magyariſcher Regimenter, größtentheils aber Honvéddataillone und Schwadronen, ſchlugen ſich Anfangs ſehr tüchtig. Ihre Stellung war günſtiger als die unſrige, und wenn ihr Geſchütz etwas beſſer bedient geweſen wäre, hätten ſie uns bedeutenden Verluſt beibringen können. Auch errangen ſie zu Anfang einige Vortheile, und unſere Reiterei, beſonders die Italiener von Kreß Cheveaurlegers, konnten ihnen nicht viel anhaben. Indeſſen ſchlugen wir ſie völlig, die Küraſſiere von Auersberg hieben mit unwiderſtehlicher Gewalt ein, wobei ſie den Verluſt einiger tüchtigen Offiziere zu beklagen hatten, und auch wir machten einen ſehr gelungenen Angriff und mancher Feind ſank unter unſern Säbeln.

Es iſt doch etwas Schönes, ſo ein Reiterangriff, jedem, der ihn mitgemacht, unvergeßlich. Wenn ſo die Schaar in geſchloſſener Ordnung, Pferd an Pferd, in vollem Galopp über die Ebene ſprengt, die Säbel funkeln, die Roſſe ſchnauben — es liegt ein Reiz in dieſem Kampfe, wie ihn keine andere Waffengattung gewährt. Einzelne Abtheilungen der Ungarn wehrten ſich verzweifelnd, und es kam oft, beſonders ſpäter bei der Verfolgung, zum Handgemenge; aber es fehlte an der Führung; da war kein Kommando,

Digitized by Google

keine Ordnung, und ſo konnten wir freilich das ganze Heer der Inſurgenten ohne große Mühe zurücktreiben und reiche Beute an Kanonen, Waffen und Gefangenen machen.

Unter den vielen Einzelheiten dieſes Tages ſteht mir noch immer eine Scene lebhaft vor Augen, wie ein blutjunger Ungar, ſichtlich dem Adel des Landes angehörend, mit zwei Küraſſieren focht. Mit großer Gewandtheit wußte er ſein herrliches Pferd immer ſo herumzuwerfen, daß jene auf ihren ſchweren Thieren ihm nichts anhaben konnten, während er ſchon viele Hiebe, die freilich größtentheils unſchädlich auf Bruſtharniſch oder Helm fielen, ausgetheilt hatte. Endlich wartete aber einer der Reiter den rechten Augenblick ab, legte ſich zum Stich mit dem Pallaſch aus, und die breite ſpitze Klinge fuhr mit ſolcher Gewalt durch des Ungaen Bruſt, daß er auf der Stelle, ohne einen Laut von ſich zu geben, todt vom Pferde ſtürzte. Ein ſchöner Reitertod! Welch Mutterherz mag ihn betrauern, welch ſchönes Auge ſich über ſeinen Verluſt mit Thränen füllen? Sein Roß jagte mit blutigem Sattel ſchnaubend davon, ohne daß man es einfangen konnte; den Todten begruben wir ſpäter. Er hatte nur eine ſchöne goldene Uhr und einen Ring mit Haaren bei ſich, die ich den Küraſſieren für ein paar Dukaten abkaufte. — Mir ward ein günſtigeres Loos; eine Schußwunde, die ich erſt ſpät erhielt, war ganz ungefährlich, wenn auch Anfangs ſchmerzhaft, und die gute Pflege, die ich bei Freunden fand, ſtellte mich bald wieder her.

Der Beruf des Weibes in dieſer Zeit.

(Fortſetzung.)

Indeſſen nahm eine neue Sorge die Aufmerkſamkeit des Frauenausſchuſſes in Anſpruch. Den nach Neu-Südwallis weggeführten Verurtheilten ſollten die langen und ſchweren Monate der Fahrt erleichtert und zum Heil gewendet werden. Unter ſelbſtgewählten Aufſeherinnen ſollten die Abtheilungen Ordnung, Beſchäftigung und Unterricht erhalten. Mit der ganzen Empfindſamkeit der Liebe ſezte Eliſabeth Alles in's Werk. Einmal war ſie ſelbſt nach Graveſend gefahren, um Abſchied von den unglücklichen Weibern an Bord des Sträflingſchiffes zu nehmen. Auf der Rückfahrt überfiel ſie ein Windſtoß und Regenſchauer mit immer ſtärker brauſendem Nordwinde. Der Kapitän des Ramsgater Dampfſchiffes ſchoß eben die Themſe hinauf in der Hoffnung zwei Nebenbuhler einzuholen. Dieſe beiden Schiffe eilen an dem hülfeſuchenden Boote vorüber, das ſchwach gegen Windſtoß und Ebbeſtrom ankämpfte. Die zwei Frauengeſtalten, die völlig durchnäßt darin ſaßen, getrauten ſich nicht, auch dem dritten Schiffe ein Zeichen zur Rettung zu geben. Der Kapitän, ein braver Seemann, erzählt ſelbſt, wie er in der Klemme war. Vor ihm die luſtige Hoffnung auf ſiegreiche Wettfahrt mit zwei eilenden Schiffen, neben ihm zwei ſchwache Frauen, an der knapp anliegenden Tracht als Quäkerinnen erkennbar, in der gefährlichſten Lage. Er war bald entſchieden, ließ den Steuermann neben dem Boote hinſtreifen, warf den ermatteten Ruderern ein Tau zu, ſchnell waren die Frauen an Bord, und der Adler flog wieder die Themſe entlang. — „Dieſe beiden Frauen haben einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht. Die Eine hielt meine Hand gefaßt und dankte mit würdigem, aber wunderſchönem Ausdruck: es war freundlich von dir, Kapitän, und wir danken dir. In der Damenkajüte umgekleidet, kam ſie bald wieder auf's Deck. Ich ſah ſie zu einigen Leuten der Mannſchaft reden, die ſehr ernſthaft drein ſahen, als ſie ihnen kleine erbauliche Schriften anbot, und nach mir herüberſchielten, ob mir's recht ſey. Ich hatte allerdings Vorurtheile gegen Sekten; allein wer konnte dieſer ſchönen, ſanftüberredenden, himmliſch geſinnten Frau widerſtehen? Sie ſehen, hieß ſie lieben, ſie hören, war ein Gefühl, als zeige euer Schutzengel euch den Weg, den Verſuchungen und Uebeln des Lebens zu entfliehen, um in der Heilandsliebe einen ewigen Zufluchtsort zu finden. In ihr konntet ihr vereinigt ſehen, was ein Weib anziehend macht, verklärt durch die lichten Strahlen reinſter Menſchenliebe, die Blüthe der Jugend, der Geſundheit und Anmuth hinopfernd im Dienſte ihres himmliſchen Meiſters. Nicht gering iſt die Gabe anzuſchlagen, die ihr in dieſem Antlitz verliehen war, das in jedem Blicke und jeder unwillkührlichen Bewegung das Ueberwallen des reichſten Herzens kund that. So war ſie ein demüthiges Werkzeug in der Hand der Vorſehung, hochbegnadigt unter den Frauen."

Alle Reformationen geſchehen durch große Perſönlichkeiten. Wie wir die Macht der Perſönlichkeit im *katholiſchen* Vincenz von Paula bewundern, ſo ſteht eine ächte Schweſter des großen Heiligen durch ihre machtvolle Perſönlichkeit als die verkörperte evangeliſche Liebe an der Spitze der durch das Evangelium, welches durch den *Proteſtantismus* Volksgut und Volksbuch geworden iſt, neu zu gründenden menſchlichen Geſellſchaft.

Und wieder ſey ausdrücklich angemerkt, wie ſolche Weltumfaſſung dieſe Frau, welche in vollem Sinne das Wort ſich zueignete: „nichts Menſchliches iſt mir ferne," nicht der Häuslichkeit entfremdete. Einſt beſuchte ſie am Nachmittage eines ſtürmiſchen Märztages

Digitized by Google

ein weibliches Sträflingsſchiff, das andern Morgens die Anker lichten ſollte. Als ſie von Bord zurückkehrte, war das Dunkel mit Sturm und Regen hereingebrochen. Der Admiral Young mit den Seinigen lud ſie dringend zu einer Erquickung vor der beſchwerlichen Heimfahrt ein: ſie eilte von dannen, denn ſie hatte eines ihrer Kinder krank zurückgelaſſen. Den Armen und den Kindern gehörte dieſes Herz; des Lebens Luſt und Bequemlichkeit hatte keinen Anſpruch an ſie, wenn jene riefen.

Was ſie zu Hauſe that, unterließ ſie noch weniger auf Reiſen, wo ſie von Anfang Siechen, Irren und Gefängnißhäuſer als tröſtender Engel beſuchte. Sie wußte da überall den Weg zum Herzen und Verſtändniſſe des Kindes zu finden, wie zum Gemüth des verhärtetſten Verbrechers, des Leidenden auf ſeinem Siechbette, wie des wilden und irrerebenden Wahnſinnigen. Wie ſchauerlich fand ſie im Jahr 1818 die Verließe dieſer Unglücklichen auf einer Reiſe im Norden Englands und in Schottland! Ihre eindringlichen Vorſtellungen, das Beiſpiel, das ſie ſelber aufſtellte, ließen überall mehr oder weniger Fortſchritte zum Guten geſchehen. Die von ihr empfohlene und auf ihren Rath angewendete milde Behandlung der Irren iſt jetzt in der ganzen geſitteten Welt zur anerkannt erſten Bedingung der Heilung oder Linderung geworden.

Auf dieſen Segensgängen durch die Häuſer des Unglücks wird die vierzigjährige Eliſabeth geſchildert als groß, ſchlank, gehalten, mit ſanftem, aber ſcharfbeobachtendem Antlitz, mit unausſprechlich lieblichem Sprachton und Sprechweiſe, mit offener und unbefangener Mittheilſamkeit, beim erſten Blick und Ton Sympathie erregend. Ihr Bruder Joſeph mit ſeiner jungen ſchönen Frau, einer anmuthigen Quäkerin, begleitete ſie. Wir ſehen ſie in den wildeſten Zwangsanſtalten in die Mitte der verſammelten Weiber treten, ſie legt ihren kleinen Strohhut ab, ſetzt ſich auf einen niedrigen Stuhl ihnen gegenüber, blickt ſie an mit einem milden, aber unwiderſtehlich feſten Auge, das mit jedem Auge gegenüber es aufnimmt, und fängt an: „Es iſt eben ſo gut, daß ich euch gleich ſage, weßhalb wir gekommen ſind. Sie habe es mit einer großen Anzahl von Weibern zu thun gehabt, recht gottlos, gottloſer als irgend eine hier, die ſeyen von ihren übeln Wegen abgebracht worden. „Möchtet ihr nicht auch euch abkehren vom Böſen? Möchtet ihr nicht, daß Frauen euch beſuchten, Troſt zuſprächen und euch hülfen beſſer zu werden? Gewiß würdet ihr ihnen euern Kummer mittheilen, denn die Böſes gethan, haben viel Betrübniß in ihrer Seele." Dann lieſt ſie die Regeln vor; wer ſie billigt, ſoll die Hand aufheben — alle Hände ſahen empor, einer jungen ſchönen Dirne ſchwimmen die Augen in Thränen, eine alte Frau wird immer bewegter, Alle beugen ſich vor ihr im Staube. Da ergreift ſie ihre Bibel, lieſt mit wunderbar bewegter und bewegender Stimme das Gleichniß vom verlorenen Sohne vor, häufig innehaltend und mit milder Freundlichkeit die „Armen" anblickend; dann nach einer feierlichen Pauſe ſinkt ſie vor ihnen, mit ihnen, für ſie betend auf die Knie. — Ahnt ihr, was das Chriſtenthum über die Armuth vermag?

(Fortſetzung folgt.)

Sprüche aus der Zeit.

1.

Das Alte lobt, das Alte hat in Ehren,
An's Alte knüpfet an, ich will es euch nicht wehren;
Allein verſucht ihr es zurückzubringen,
Dann hat euch Gott geſtraft und Nichts wird euch gelingen.

2.

Du wirſt mit minder zweifelhaftem Glück,
Wo Wellen ſchäumend über Felſen raſen,
Ein ſchmelzend leiſes Flötenſpielerſtück
Am wilden Waſſerfalle blaſen,
Wirſt leichter dort dem blindgebornen Mann
Mit deiner Hand des Weges Krümmung weiſen,
Als wenn der Haß einmal ein Herz gewann,
Den Haß aus dieſem Herzen reißen.

3.

Es iſt das Erdenleben
Ein enger und rauher Steg,
Und Tauſend und Tauſend drängen
Sich auf dem ſchmalen Weg.
Wer ſich zu ſchmiegen nicht lernte,
Der kommt zum Ziele nie;
Mußt winden dich wie die Schlange,
Nur kriechen nicht wie ſie.

4.

Was hat denn dieſe Zeit des Lichts
Vor andern viel voraus?
Iſt in der Weſen Tiefe mehr
Als jene ſie zu Haus?
Wohl iſt es wahr, daß weiter ſtets
Sie forſchend Bahn ſich bricht,
Doch was das Leben ſelber ſey,
Das weiß ſie dennoch nicht.
Hier tappt ſie noch in Mitternacht
Umſonſt nach Himmelsgluth,
Und bleibet leer, wie voll ſie auch,
Wie wichtig ſie auch thut;
Nimmt einen Kieſelſtein zur Hand,
Der Funken nur gewährt,
Schlägt Feuer in der Finſterniß,
Und nennt ſich aufgeklärt.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Farcen. — Journaliſtik. — Lamartine.

Marrenard will alſo Repräſentant werden, und er hat ſich bereits ſagen laſſen, wie man es machen müſſe, um zu dieſer einträglichen Ehre zu gelangen. Er müſſe hunderttauſend Exemplare eines Rundſchreibens drucken und dreitauſend Exemplare einer Ankündigung anheften laſſen, die eben in großen Buchſtaben die Worte zeige: „Laßt uns Marrenard wählen!“ Sey er nun gewählt, ſo müſſe er, bevor er ſeinen Sitz einnehme, einigen Unterricht in der gymnaſtiſchen Redekunſt und dem parlamentariſchen Boxen nehmen. Er begibt ſich demnach zu einem gewiſſen Demoſthenes Tapefort, der eine Schule für beſagte Kunſt eröffnet hat, und erkundigt ſich bei dieſem nach dem Weſen und der Art und Weiſe ſeines Unterrichts. Der Mann ſezt ihm zuerſt den Nutzen ſeiner Anſtalt auseinander. „Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn,“ ſagt er zu ſeinem Schüler, „daß die Sitzungen der Nationalverſammlung zuweilen etwas bewegt, ja ſogar ſtürmiſch werden. Es kommt zwiſchen den Herrn Kollegen zu einem ſanften Austauſch von Unterbrechungen, Anreden, Zurufen, die oft etwas weit gehen. Deßhalb habe ich einen Curſus der oratoriſchen Gymnaſtik in zwölf Lektionen eröffnet.

De l'attaque et de la riposte
Je vous enseigne le bel art,
Afin que rendu au silence
Chacun avec vous soit d'accord
Le résumé de l'éloquence
C'est avant tout de frapper fort.

Um dem Anfänger den Nutzen ſeiner Anſtalt augenſcheinlich zu machen, läßt er ſeine beſten Schüler eintreten und beginnt mit ihnen eine Sitzung. Er will eine Rede halten, ſeine Schüler machen aber ein ſo furchtbares Gepolter, ſchlagen mit den Fäuſten darin, ſtampfen mit den Füßen, daß es dem Redner nicht möglich iſt fortzufahren und er noch dazu genöthigt wird, ſich aus dem Staube zu machen, um nicht geblänt zu werden. Man kann leicht denken, daß ein ſolcher Auftritt der wirklichen Nationalverſammlung, beſonders der polternden Linken, wenig behagt, und manche der Herren ſehen ſich daher nach einem Zaume für die Ausſchweifungen der dramatiſchen Satire um. Die Theaterdichter beuten in der That die republikaniſche Freiheit nach Kräften aus, da ſie nicht wiſſen können, wie lange man ſie derſelben wird ruhig genießen laſſen. Zu einem Stücke kommt ein Wortſpiel vor mit comptes und comtes, Rechnungen und Grafen, und es heißt darin in Bezug auf die Aufhebung der Adelstitel durch die proviſoriſche Regierung und als Anſpielung auf ihre Verſchwendungen:

Moi, je crois qu'ils se sont dit,
Afin d'éviter les mécomptes,
Citoyens, supprimons les comtes,
Pourqu'on ne doive en demander pas!

Ferner heißt es: die Statiſtik habe berechnet, wie viel Schöpſenkeulen die Republik jährlich verzehre, ſie wiſſe aber noch nicht, wie viele Präſidenten ſie verſchlingen werde. In dem neulich erwähnten Stücke, la foire aux idées, ſtellt ein Vorhang ein ungeheures Zeitungsblatt vor mit allerlei poſſierlichen Nachrichten; z. B.: „Der Miniſter des Innern wird künftigen Mittwoch nicht empfangen, aber der Finanzminiſter wird empfangen ſo viel man will.“ Ferner: „Ein abgeſezter Präfekt wünſcht Stiefeln zum Flicken zu bekommen.“ Unten im Feuilleton iſt ein Stück Roman, mit dem Titel: „Die Hirnwurſt mit Knoblauch, ein hinduſcher Roman.“ — Trotz Revolution und Republik laufen die Romane in den Feuilletons noch immer fort; die Leſewelt verſezt ſich gern aus dem Elende der Wirklichkeit in die Wonnen des Romanhimmels, aber ſchwerlich wird einer dieſer Romane mit großer Aufmerkſamkeit geleſen. Das Journal la Presse hat ſtatt eines Romans den Leſern Chateaubriands Memoiren vorgeſezt, in denen ſich der geniale Bretagner nicht beſſer ſchildert als er war, und mit vieler Aufrichtigkeit die guten und nicht guten Seiten ſeines Charakters herauskehrt. Damit nun die Leſer der „Preſſe“ nicht davon laufen, ſobald Chateaubriands Memoiren zu Ende ſind, hat Girardin, der kluge Spekulant, die Chateaubriandſchen Memoiren einſtweilen abgebrochen und dafür die Memoiren Lamartines begonnen, der, wie er zu Anfang dieſer Geſtändniſſe verſichert, ſein Manuſcript verkauft hat, um ein elterliches Landgut wieder ankaufen zu können. Lamartine hat nicht die derbe geniale Natur des Bretagners Chateaubriand, er iſt ein glatter, wohlredender Burgunder. Seine Geſtändniſſe haben etwas vom Goetheſchen „Wahrheit und Dichtung“; ziemlich ſtarke Eitelkeit leuchtet überall durch, und das ausführlichſte Stück ſeiner Memoiren war bis jezt das Verhältniß mit einem Mädchen, das aus Liebe zum Dichter zu Grunde gegangen ſeyn ſoll; vermuthlich gehört dieß zur Abtheilung der Dichtung. — Alph. Karr hat die Erfahrung gemacht, daß man ein geiſtreicher Schriftſteller ſeyn kann und doch nicht im Stande iſt, ein Journal zu leiten. Das ſeinige, ſchlechtweg le Journal betitelt, iſt ſchon ſeit einiger Zeit wieder eingegangen. Kein beſſeres Schickſal hat das Lamartineſche Blatt le bien public gehabt. Der Hauptredakteur, Eug. Pelletan, iſt zur „Preſſe“ übergegangen, und läßt nun in dieſem Blatte das Lob ſeines alten Patrons Lamartine ertönen, der nach dem Lobredner ſich in der proviſoriſchen Regierung als ein gewaltig großer Staatsmann gezeigt haben ſoll. Dieß wollen aber Wenige bemerkt haben. Manches Böſe hat Lamartine durch ſeine ſanfte Vermittlung allerdings verhindert; aber demungeachtet war die Zeit der proviſoriſchen Regierung eine Unglücksperiode für Frankreich, und man muß bedauern, daß der große Dichter es über ſich vermocht hat, neben fanatiſchen Republikanern Platz zu nehmen und ſeinen Namen unter ſo manche unſinnige und anarchiſche Dekrete zu ſetzen. Niemand hat ihn gezwungen, mit Ledru Rollin und andern Menſchen dieſer Art gemeinſame Sache zu machen und den Staat verwirren zu helfen. Hätte er ſie ihr Unweſen treiben laſſen, ohne ſich darein zu miſchen, ſo würde es wahrſcheinlich nicht ſo lange gedauert haben. Und was hat am Ende Lamartine davon gehabt? Seine Reden lobte und bewunderte Jedermann, aber von ſeinen Thaten bekam man eine ſo geringe Meinung, daß man ihn nach der Rückkehr der Ordnung ſachte bei Seite ſchob, und daß er nun jede Gelegenheit benützen muß, um ſein Benehmen in der proviſoriſchen Regierung zu rechtfertigen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 49. Montag den 26. Februar 1849.

— Mit den Augen bangen Muths
Seh ich, wie einen Sternschuß, seinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen
Es senkt sich nächtend deine Sonn' im West,
Die nichts als Sturm, Weh, Unruh hinterläßt.
Shakespeare.

Der 24. Februar 1848.

Aufschlüsse und Episoden.

Paris, im Februar 1849.

Der denkwürdige Tag, an welchen Schicksalsgläubige ein besonderes Verhängniß zu knüpfen geneigt sind, ist vor der Thür. Beim Herannahen des Schalttages, an welchem im verflossenen Jahre die welterschütternde Schicksalstragödie über Europa hereinbrach und eine höhere unerforschliche Macht zum Gerichte über Fürsten und Völker den ehernen Schritt ansetzte, wird es nicht uninteressant seyn, auf die Ursachen dieses gewaltigen Ereignisses zurückzukommen. Zu einem solchen Rückblick in die nächste Vergangenheit liegt aber noch eine andere Veranlassung vor, indem wir mit den geschichtlichen Resultaten bekannt geworden sind, welche die Forschung eines hier lebenden Deutschen über die Februarrevolution zu Tage gefördert hat.

Die Februarrevolution ist ein Ereigniß, von dessen faktischem Bestand Europa wahrlich zu sagen weiß. Wie aber dieses Faktum in so überraschender Weise urplötzlich hat zur Erscheinung kommen können, ist nichtsdestoweniger für Alle bis jetzt ein Räthsel geblieben und wird ein Räthsel bleiben, so lange nicht die merkwürdigen Verschlingungen aufgedeckt sind, welche Louis Philipp, seine Minister und endlich selbst sein Heer in eine wahrhaft tragische Lage gebracht hatten. Aeußerlich betrachtet schien der Julithron, nach fortwährend glücklicher Ueberwindung und Unterdrückung aller feindseligen Elemente, die in einem Zeitraume von achtzehn Jahren sich Geltung zu erkämpfen versucht hatten, eine feste Grundlage gewonnen zu haben; das Princip, auf dem er ruhte, schien mit einer Kraft und Consequenz durchgeführt worden zu seyn, die keine gegründete Besorgniß um die Sicherheit der bestehenden Ordnung der Dinge aufkommen lassen konnte. Für den aufmerksamen Beobachter indeß, dem die innere Haltlosigkeit des äußerlich stark gestützten, in sich aber morschen Gebäudes nicht entging, war es nicht zweifelhaft, daß das geringste Rütteln daran ein verderbliches seyn konnte und mußte; nur daß und wie und wann, zu einer Zeit, wo alle Fäden der Gewalt in den Händen der Regierung zusammenliefen, ein ernsthafter Anlaß zu einem solchen Rütteln sich ergeben könne, war nicht abzusehen, und so war im Bewußtseyn von ganz Europa die Unerschütterlichkeit der Regierung Louis Philipps kaum zweifelhaft. Um so überraschender mußte der jähe Sturz des gewaltigen Aufbaus erscheinen, und so unbegreiflich als überraschend. Früher als zu erwarten stand, gab das berüchtigte Bankett den Anlaß; es brachte die Bevölkerung auf die Straße herab, und nun war der Springfluth kein Damm entgegenzusetzen. Wie aber konnte es geschehen, daß ein auf feste Staatseinrichtungen sich stützender König, inmitten eines schlagfertigen Heeres, an dessen Spitze alte, kriegserfahrene Führer standen und tapfere ritterliche Prinzen, urplötzlich mit der ihn umgebenden Waffenmacht erlahmte, erstarrte, fiel und flüchtig wurde, und zwar ohne vorhergegangenen entscheidenden Kampf?

Dieses erschütternde Ereigniß wird in zahllosen Geschichten der Februarrevolution geschildert; aber das Räthselhafte darin zu erklären, hat noch keine versucht. Allen, und in seinen Berichten in deutschen Blättern auch dem Verfasser dieser Zeilen, ist gesteht

Digitized by Google

es gern, war es zunächſt um die Entwicklung der überwältigenden äußern Erſcheinungen zu thun, und wo die Thatſachen räthſelhaft blieben, verſuchte jeder auf gut Glück Aufſchlüſſe zu geben. Das einzige Geſchichtswerk, welches ſein Material an Quellen geſchöpft hat, die bisher keinem Andern zugänglich waren, und daher ganz neue Aufſchlüſſe gibt, iſt das des Dr. F. S. Bamberg. Der Verfaſſer hatte das Glück, mit den meiſten betheiligten Perſonen in perſönliche Berührung zu kommen, von Molé, Thiers, Remuſat und andeen Staatsmännern an, bis herab zu den Führern der republikaniſchen Partei und den Barrikadenchefs; vom Marſchall Bugeaud, der ihm ſeine Mittheilungen in die Feder diktirte, bis zum Polizeicommiſſär der Tuilerien, der ihn unter Schilderung der hier erlebten Vorfälle durch ſämmtliche Räume und Gemächer des Palaſtes führte; von Lamoricière, der die Abdankung des Königs den Inſurgenten brachte, bis zu Charles Lagrange, dem ſogenannten Volksgeneral, der ſie unter dem blutigen Kampf beim Palais royal aus jenes Händen entgegen nahm; kurz, von den Miniſtern, Beamten und Offizieren, welchr während der verhängnißvollen letzten Stunden in der Umgebung des Königs waren, bis auf die Inſurgentenhäupter und den famoſen Dr. Aubert Roche, der ohne alle andere Hülfe als ſeine perſönliche Keckheit durch Einſchüchterung die Truppen aus den Tuilerien zu entfernen und das Schloß dem Volke zu gewinnen verſuchte, was ihm auch gelang.

I.

Der ſchnelle Sturz Louis Philipps hat in vieler Beziehung etwas Unerklärliches: er fiel vom Morgen zum Abend, oder vielmehr vom Abend zum Morgen, und was noch viel merkwürdiger iſt, er fiel, ohne ſich vertheidigt zu haben. Dieſer Umſtand iſt von großem Gewicht, und auf die Urſachen deſſelben, in denen alle andern enthalten ſind, iſt das Hauptaugenmerk zu richten. Die Wichtigkeit des Umſtands, daß Louis Philipp, indem er ſich nicht vertheidigte, dem Volke den Sieg erleichtert hat, iſt bisher noch wenig beachtet worden, und doch liegt darin theilweiſe die Urſache der Ueberſtürzung der heutigen europäiſchen Bewegung.

Wenn man ganz einfach erwägt, daß Louis Philipp in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar ſeinen erfahrenſten General, den Marſchall Bugeaud, an die Spitze aller ſeiner Streitkräfte ſtellte und ſich dann doch nicht ſchlug, ſo denkt man unwillkührlich an Verrath. Dem Hiſtoriker treten hier namentlich Gerüchte über eine Verſchwörung zu Gunſten der Herzogin von Orleans und des Grafen von Paris entgegen. Es wurde Thiers längſt nachgeſagt, daß er dieſen Staatsſtreich beabſichtige; und wenn man bedenkt, daß dieſer von Louis Philipp ſo ſehr mißbrauchte und gekränkte Mann im letzten Augenblick als Retter in der Noth gerufen wurde, und daß unter ſeinem kaum einige Stunden währenden Miniſterium der Sturz des Königs herbeigeführt ward, ſo kann dadurch jener Verdacht allerdings nur beſtärkt werden. Dabei ergibt die geſchichtliche Forſchung, daß der Marſchall Bugeaud den Thron bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen entſchloſſen war, und daß er daran verhindert wurde. Seine Angriffskolonnen waren bereits gebildet und angerückt; 25,000 Mann Truppen ſtanden innerhalb der Mauern von Paris, und mittelſt der Eiſenbahnen konnte dieſe Macht leicht verdoppelt und verdreifacht werden. — Noch auffallender iſt die Art und Weiſe, wie der König zum Abdanken gebracht wurde. Während man ihn bis gegen zehn Uhr Morgens fortwährend im Wahne ließ, die Bewegung ſey nicht gegen den Thron gerichtet, übertrieb man die Gefahr vom Augenblick an, wo die Truppen durch die widerſprechendſten Befehle in ihrer Bewegung gelähmt waren. Und wenn die Truppenmacht in Paris für den Augenblick auch zur Vertheidigung nicht ausgereicht hätte, warum zog ſich der König mit ſeinem neuen Miniſterium nicht nach St. Cloud zurück, das von den Forts von Ivry und Mont Valerien und rückwärts durch Waldung gedeckt, eine natürliche Feſtung iſt? Aber auch in Paris ſelbſt fehlte es noch nicht an Mitteln, die Tuilerien zu halten. Und dabei iſt es ein feſtſtehendes Faktum, daß die Truppen bis zum letzten Augenblick treu blieben; denn als ſie ihre Munition hergaben, hatten ſie bereits kaum mehr eine andeee Wahl; ihre Lage war ſo, daß man ſie ihnen abgenommen hätte. Bedeau, der zuletzt mit bedeutenden Streitkräften auf dem Concordeplatz ſtand, erhielt vom Schloſſe, ſo oft er Ordre verlangen ließ, immer nur die Antwort, er ſolle thun was er könne; und als er auf dieſe Weiſe Alles verloren ſah, glaubte er einen blutigen Kampf auf eigene Fauſt nicht veranlaſſen zu dürfen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieſer Zeit.

(Fortſetzung.)

Das Senfkorn des in Liebe thätigen Glaubens, das die einfache Quäkerin in den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes gelegt, war aufgegangen und es breiteten ſich Aeſte und Wurzeln bereits über das Meer hinüber. Briefwechſel und Verbindungen zu Zwecken von Armuth und Chriſtenthum entſpinnen ſich bis nach Amſterdam und Turin, St. Petersburg und Kopenhagen. Zugleich erweiterte ſich daheim

das Arbeitsfeld rettender Liebe durch immer neue Absenker. Und mitten in dieser Arbeit an einem allumfassenden Netze der Barmherzigkeit wurde der Heldin derselben erst eine Schwester durch den Tod entrissen, dann eine Tochter verheirathet und ein Jahr darauf, 1822, am nämlichen Tage ihr jüngstes Kind, das eilfte, und ihr erster Enkel geboren. Neue Freuden, neue Sorgen!

Der Sommer 1824 sah sie in Brighton, um ihre sehr angegriffene Gesundheit zu stärken. Zwei neue wohlthätige Einrichtungen bezeichnen ihren Aufenthalt daselbst. Nach Dr. Chalmers in einem frühern Briefe mitgetheilten Armenpflegweise gründete sie einen Bezirksbesuchsverein unter den wohlhabenden und wohlthuenden Einwohnern Brightons, welche den Armen mehr durch Ermunterung zur Selbstthätigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, so wie durch Zuweisung von Arbeit in gesunden, durch ärztlichen Beistand in kranken Tagen, als durch baare Unterstützung zu Hülfe kommen sollten. War so für die sie den Tag über umdrängenden Armen gesorgt, so fiel ihr Blick mit gleich liebender Sorge auf die armen einsamen Küstenwächter, die sie in ihren schlaflosen Nächten auf dem Kies des Strandes einherschreiten sah. Sie sind gegen den Schleichhandel aufgestellt, sind begreiflicherweise von der Bevölkerung nicht wohl gelitten, dazu durch strengste Gesetze von jedem Verkehr mit Menschen auf ihren Posten abgeschnitten, und führen durch Nachtwachen ermüdet, der Unbill des Wetters, den Ueberfällen der Schleichhändler ausgesetzt, ein Leben voll Mühe und Gefahr. Alles was für sie gethan werden konnte, war, ihrer Langeweile und Geistesverödung abzuhelfen. Dazu sollten Bibeln helfen und andere gute Schriften. Die ersten gab die Bibelgesellschaft auf ein Schreiben an ihren Sekretär, Dr. Steinkopf, bereitwillig her; um die 500 Stationen mit Büchern zu versehen, waren aber mindestens 18,000 fl. erforderlich. Robert Peel, als er 1835 in's Amt trat, verwilligte 500 Pfund Sterling (6000 fl.), das Uebrige ersammelte Elisabeth, ein Ausschuß erfahrener See- und Geschäftsmänner bildete sich, und jetzt genießen auf 498 Stationen 20,321 Personen, darunter 7680 Kinder unter fünf Jahren, die durch ihre vereinsamte Lage vom Kirchen- und Schulbesuch fast gänzlich ausgeschlossen waren, so wie die brittische Kriegsflotte den Segen dieser Stiftung. Schon 1836 waren 620 Büchersammlungen von zusammen 52,464 Bänden angelegt. Im selben Jahre stiftete Elisabeth eine ähnliche Büchersammlung für die armen Schafhirten der Ebene von Salisbury und 1842 für die armen Fischer von Cromer. Wenn aus jedem dieser Bände nur *ein* lebendiges Samenkorn in *ein* Menschenherz fällt — welche Freudenernte für Elisabeths seligen Geist! welcher Machtzufluß für das Land, das da weiß, daß knowledge is power!

Wiederum kehrt sie aus der Welte in die Enge des Hauses nicht zurück, ohne auch hier wieder neue Segenskreise der Liebe zu ziehen. Im Winter 1825 gründet sie einen Verein „zum Wohl der dienenden Klasse," an deren Leib und Seele Sonntag und Werktag sich zumal die höhern Stände so sehr versündigen, daß man sich heutzutage gar nicht verwundern darf, wenn sich tüchtige, treue, anhängliche Dienstboten in aller Welt nicht mehr finden lassen. Durch Rede und Vorstellungen, noch mehr durch das Beispiel zarter Sorge bis auf's Sterbebette wirkte sie zu Hause und auf Reisen für die Achtung, die den niedern Ständen gebührt, die das Wohl unserer Häuser bestellen, unsere Kinder pflegen, und, wie der Mund des Volkes mit bezeichnendem Worte sie nennt, unsere „Ehehalten" seyn sollen.

Im Jahre 1827 gab sie ihre werthvollen „Bemerkungen über den Besuch, die Beaufsichtigung und die Leitung weiblicher Gefangenen" in Druck. Hierauf trat Elisabeth eine Reise nach einem Hauptschauplatze menschlichen Jammers an, nach Irland. Ueberall, in Palästen wie in Hütten, bei Katholiken wie bei Protestanten fand sie Freunde und Förderer ihrer großen Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Ein Blick auf Kremsier.

Der Belagerungszustand in Wien dauert fort, und der Schwerpunkt einer gewaltigen Monarchie ruht noch immer in zwei kleinen mährischen Städten. In Kremsier müssen singende böhmische Harfenistinnen und vorsündfluthliche Theaterstücke die österreichischen Deputirten unterhalten. An drei bis vier öffentlichen Orten sammeln sich die Vertreter eben so vieler verschiedener Nationalitäten um drei bis vier Billards, eine große

Digitized by Google

Anzahl mehr oder weniger ausgezeichneter Redner und fleißiger Journalisten. Die slavischen Deputirten kommen in den dritten niedrigen, behaglichen Gaststuben des „Königs von Ungarn" zusammen. Die Deutschen besuchten bis vor Kurzem die „Sonne," in der in allen deutschen Städten allabendlich gewiß eine Gesellschaft gemüthlicher tabakrauchender Deutschen beisammen sitzt, und die auch in der Umgebung des Marktes von Kremsier nicht fehlt. Dort saßen die Deutschen lange Zeit jeden Abend auf den hölzernen Bänken im hohen Saale, bis sie sich mit dem Sonnenwirth überwarfen und seinen Gasthof, wie der deutsche Student seine Kneipe, gleichsam in Verruf thaten. Nur der pedantisch-komische Borrosch, der in Wien fortwährend im Reichstage auf der äußersten Rechten sitzen blieb, obgleich er zuletzt ganz und gar mit Haut und Haar zur Linken gehörte, sitzt noch allabendlich im Schlafrock auf dem kleinen Sopha, das am Ende der großen Stube die Deputirten dem Herrn Buchhändler von Prag eingeräumt hatten, raucht seine Pfeife, spielt Schach und vertheidigt den Glauben an Unsterblichkeit gegen jugendliche Freigeister, die sich in der Nähe aller constituirenden Versammlungen, wie bei einem reichen Gastmahle, zu sammeln scheinen, und die auch in Kremsier nicht fehlen, wenn gleich sie im Lande der Hanaken natürlich seltener sind als in der Stadt am Main. — In einem Kaffeehaus dicht neben der Sonne, dessen Namen wir vergessen haben, und wo man Morgens schon die italienischen Deputirten zusammen frühstücken sieht und sie bereits eifrig disputiren hört, versammelt sich alles, was diesem Elemente der Gesellschaft von Kremsier angehört. Hier sieht man auch zu allen Tageszeiten in einer rothen Hausmütze den Exminister von Schwarzer, Redakteur der allgemeinen österreichischen Zeitung und Deputirten, der sich unter seinen Collegen von der Feder besser gefällt als unter denen von der Rednerbühne. Neben jungen Leuten in der Tracht der Smerneck trifft man hier auch manche bekannte Gesichter wieder, Personen, die, ohne gerade bedeutend compromittirt zu seyn, doch sehr wohl gethan haben mögen, nach Einnahme der Stadt Wien sich zurückzuziehen. Auch hört man hier noch Aeußerungen, wie man sie in Wien seit lange nicht mehr hört. Jedenfalls bewegt sich das Leben in Kremsier vollkommen frei. Ist auch derjenige, der aus Wiens Belagerungszustand einmal einen kurzen Abstecher nach Kremsier macht, in diesem Punkte gerade nicht verwöhnt, und möchten wir uns auch keineswegs dafür verbürgen, daß es nicht auch in Kremsier jetzt Polizeispione gibt, so erscheint es uns denn doch als eine arge Uebertreibung, wenn vor Kurzem ein ehrlicher Stockpreuße, der sich in Kremsier „von Spitzeln und Spitzbuben" umringt glaubte, die Gelegenheit, daß deutsche Reichscommissäre nach Kremsier kamen, benützte, um einmal sichere und wahrhaftige Kunde „hinaus" zu senden und einem geachteten rheinischen Blatte zu schreiben: er könnte Ungeheures mittheilen, wenn ihm sein Leben feil wäre. Dagegen braucht man eben nicht schwarz zu sehen, um die Wahrnehmung zu machen, daß in Wien die Stimmung gegen sonst düsterer und das Leben melancholischer geworden ist. Sehr treffend sagte der alte ehrliche Welden, der Gouverneur der Stadt, zu einer Deputation, welche für die Zeit des Carnevals von ihm die Erlaubniß, ganze Nächte hindurch zu tanzen, nachsuchen sollte: ist euch Wienern denn so tänzerlich zu Muthe? Die Deputation muß darauf wohl mit Ja geantwortet haben, wenigstens ist unseres Wissens die Erlaubniß ertheilt worden. Auch ist seitdem das Etysium eröffnet. Die Wogen des in Wien besonders starken Geschlechtslebens rauschen wieder etwas freier und mächtiger, man sucht und findet, flieht und hascht sich wieder bei glanzvoller Beleuchtung, in großen prächtigen Sälen, in den geordneten Reihen der Tänzer. Aber dennoch sage ich, Wien ist nicht tänzerlich zu Muthe.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Närrische Feuilletonisten. — Bankets.

Ein anderer Dichter und Repräsentant, Victor Hugo, hat bekanntlich auch sein Blatt, l'Evénement, worin er beständig herausgestrichen und in den Himmel erhoben wird. Vermuthlich wird es diesem Blatte nicht besser gehen, als den beiden eben genannten, wie denn überhaupt Blätter, welche die Glorie eines einzigen Mannes zum Zwecke haben, wenig Eingang beim Publikum finden. — Es steht zu fürchten, daß es den Theatern ergeht wie diesen Journalen, wenn einige Feuilletons-Schriftsteller, wie Th. Gautier und andere, es durchsetzen, daß die Theaterprivilegien in Folge der republikanischen Freiheit abgeschafft werden. Sie behaupten, wie es jedem gestattet sey, ein Kaffeehaus, einen Tuchladen, eine Kunsthandlung zu eröffnen, müsse es auch jedem freistehen, ein Theater zu eröffnen; wie die Regierung sich gar nicht darum bekümmere, ob nicht zu viele Kaffeehäuser, Tuchladen oder Kunsthandlungen vorhanden seyen, brauche sie sich auch nicht um die Menge von Theatern zu bekümmern, und sie habe nicht einmal zu fürchten, daß deren allzuviele entstehen, da zur Gründung eines Theaters ein Kapital erforderlich sey, das nur wenige Unternehmer aufzubringen vermögen. Th. Gautier geht in seinen Behauptungen noch weiter: nach ihm sollte jeder Dichter ein Theater zu seiner Verfügung haben, wie, sagt er, Shakespeare, Goethe und Schiller eines gehabt. Ohne Zweifel meint er nur die Haupttheaterdichter; denn wenn jeder der zweihundert Theaterdichter in Paris ein Theater haben sollte, so möchte ich wohl wissen, woher man die Zuschauer dazu holen sollte. Es ist unbegreiflich, wie die Feuilletonschreiber solch abgeschmackte Behauptungen aufstellen mögen, da sie doch den betrübten Zustand mancher Theater sehr wohl kennen.

Seit die Weiber den Clubs nicht mehr beiwohnen dürfen, suchen sich die eifrigen Republikanerinnen dafür durch Bankete zu entschädigen, wobei gar wenig zu essen gereicht, aber dafür sehr viel gesprochen wird und viele Gesundheiten in schlechtem Weine getrunken werden. Diese Bankete sollten regelmäßig wiederholt werden, und sie wären so eine Art politischer Eßclubs geworden. Aber die Behörde hat sich darein gelegt und so finden sie nur noch hie und da statt, meist in Schenken außerhalb der Barrieren, wo der abscheuliche Krätzer, den man unter dem Namen Wein verkauft, wenig kostet, und man für einige Sous auch Brod und gesalzenes Schweinefleisch bekommt; denn daraus besteht das ganze Bankett. In einem der satirischen Theaterstücke macht man sich über diese Gastmahle lustig. Es kommt darin ein Schenkwirth vor, der sich anheischig macht, den politischen Kannegießern, die ein Bankett bei ihm halten wollen, Wein, Fleisch und Brod, und noch obendrein die Redner zu liefern, und zwar alles zu den billigsten Preisen. Die Redner bei den Frauenbanketts pflegen Repräsentanten von der sogenannten Bergpartei zu seyn, die jede Gelegenheit ergreifen, um ihre verderblichen Lehren unter das Volk zu streuen und die Leidenschaften der Menge zu reizen. Bei einem dieser Mahle, zu Ende Decembers, führte sogar der berüchtigte Abbé Chatel den Vorsitz, der seine Eglise française nicht wieder in Gang bringen konnte, obgleich er gehofft hatte, die Revolution werde ihm dazu behülflich seyn, und jetzt dafür Republikanismus treibt. Bei diesem Bankett nun, das als ein religiös-soziales angekündigt war, brachte man Toaste auf Barbès und Raspail aus.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 50. Dienstag den 27. Februar 1849.

Benedicta inter mulieres
Lib: Judic:

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Elisabeth läßt sich mit großem Wohlgefallen in Dublin das Kloster der barmherzigen Schwestern zeigen; sie läßt sich in der ärmlichen Hütte zu Sligo von den um einen Topf Kartoffeln lauernden Bewohnern „ein Ei und eine Speckschnitte" anbieten; sie ist gefesselt von den Naturschönheiten Grün-Erins, betrachtet mit Theilnahme die Menge gut und selbst reinlich gekleideter Leute, welche bei einem leisen Leichenzuge aus den schmutzigen Hütten hervortauchen, die sie mit ihren Ziegen und Schweinen theilen, und findet, daß freilich diese letztern ein eleganteres Aussehen haben als die unsrigen. „Ihr Haar kräuselt sich sogar von Natur; die Naturforscher mögen entscheiden, ob dieß eine Folge ihres vertrauten Umgangs mit einem höher bevorzugten Geschlechte ist," fügt sie launig hinzu. Aber ihr Ernst und ihre Liebe gilt allenthalben den Gefängnissen, Irren- und Siechenhäusern mit einer bis in's Kleinste gehenden Beachtung, die den Verbesserungen den Weg bahnen soll. Fast in allen Gefängnissen, die sie auf ihrer nicht gefahrlosen Reise berührte, saßen Mörder. Wie dankbar lauschte das warmblütige, geistvolle Irenvolk den Worten und Thaten der Rettung! — Auch die Volksschulen entgingen ihrem Auge nicht bei diesem so wie bei spätern Besuchen, die sie der armen Aschenbrödel unter Englands grünen Inseln widmete.

Nun (1827) kam wieder eine Zeit innerer Läuterung durch Trauer- und Unglücksfälle. In Folge des Bankbruches mußte sie den geliebten Landsitz, den Geburtsort aller ihrer Kinder verkaufen und sich in die engen Gassen der Londoner Altstadt bannen lassen. Einschränkungen aller Art waren nöthig; wie gern trug sie dieselben, wenn nur ihre Armen sie nicht fühlten! In ihrem äußern Glücke bis auf die Grundvesten erschüttert, von Trauer über den Verlust geliebter Familienglieder gebeugt, verlor sie nicht ihre Haltung. Mit dem Ausdruck tiefsten Leidens verschmolz sich der Wiederschein eines unerschütterlichen Friedens. Ihre sanfte, volltönende Stimme, mit der sie jeden Hörer einnahm, ward weicher, gedämpfter, aber sie blieb lieblich wie immer; ein mildes, heiliges Lächeln umspielte ihre Lippen, wenn sie auf bessere Tage hindeutete, und die Stärke ihrer Urtheilskraft, klar, scharf, eindringend bis auf's Kleinste, womit sich ein rascher Ueberblick zu entscheidender Schlußfolge verband, gab Gewähr für die Erfüllung gläubiger Hoffnungen noch hienieden.

Inmitten ihrer persönlichen Kümmernisse erfreute sie sich an den Nachrichten, die von dem Fortgange der guten Sache aus der Ferne einliefen. In Berlin stellte sich (1830) in Folge jener von Dr. Julius übersetzten Schrift der Elisabeth Fry die edle Gräfin von der Gröben an die Spitze eines Frauenvereins zum Besuche weiblicher Gefangenen. Aus Turin berichtete Frau v. Barol über ihr Asyl für reuige Gefallene. Elisabeth selbst verfaßte ein biblisches Spruchbüchlein für die Armen und Gefangenen, das seitdem Tausenden Erquickung und Erkenntniß gebracht hat. Sie selbst vertheilte unzählige dieser Büchlein, nicht zwei mit denselben Worten darreichend; sie wußte gleich jenem großen Apostel „Allen alles zu werden." Sie hatte eine Seibstbeherrschung,

Digitized by Google

einen Takt, einen Einblick in Lagen, Charaktere, Umgebungen, die ihr überall Eingang verſchafften. Dieſes wunderbare Geſchick, mit Menſchen umzugehen, war natürlich angeboren, aber die Liebe hat es erzogen, das Wort Gottes hat es begründet, die Selbſterkenntniß und Selbſtprüfung es vertieft. So überwand ſie im Dienſte ihres Herrn auch die natürliche Furchtſamkeit, mit Hochgeſtellten zu wandeln und zu handeln.

Sie wirkt bald mit Burton und Wilberforce zur Abſchaffung der Sklaverei, bald mit aller Lebhaftigkeit für die zum Zwecke der Sittigung Afrikas im Jahre 1841 ausgerüſtete Nigererpedition; bald nimmt ſie den tiefſten Antheil am Looſe der ſich erhebenden Griechen, bald (1843) an der Angelegenheit des Opiumhandels mit China; bald tritt ſie mit Lord Aſhley in Berührung, dieſem andeen Wilberforce, bald ſizt ſie in Paris neben Guizot am Mittagstiſch und verwendet ſich bei ihm für die Sandwichsinſeln; bald ſteht ſie vor einem Ausſchuſſe des Unterhauſes (1832), der ihren Rath zur Verhütung von Verbrechen verlangt, bald hilft ſie zu einem Bazar zum Beſten des Krankenſchiffes, das auf der Themſe liegt; bald beſpricht ſie ſich mit der Königin Adelheid über Gegenſtände der Wohlthätigkeit, bald beſucht ſie auf den Kanalinſeln Siechen-, Irren- und Arbeitshäuſer; bald widmet ſie ſich barfüßigen Studenmädchen und bemüzten Kellnern in einer ſchottiſchen Kneipe, bald entwirft ſie an Friedrich Wilhelm III. ein von ihm gut, obſchon ohne Erfolg aufgenommenes Bittgeſuch um Einſtellung der unbegreiflichen Verfolgungen gegen die preußiſchen Altlutheraner. Wunderſame Thätigkeit dieſer Gottbegnadigten!

Die lezten Jahre ihres Lebens, von 1838 bis 1845, brachte Eliſabeth großentheils auf Reiſen durch das europäiſche Feſtland in Angelegenheiten ihres großen Lebensberufs zu. Sie beſucht in Paris alle wohlthätigen Anſtalten an der Seite de Gerando's, ertheilt dem griechiſchen Geſandten Koletis Rath und hat Audienz bei Louis Philipp und ſeiner frommen Gemahlin, ſo wie bei der auch von ihr ausgezeichneten Herzogin von Orleans. Das Jahr darauf war ſie wieder in Paris und ging von da nach dem Süden. Ein Befehl des Miniſters des Innern öffnete ihr alle Gefängniſſe des Königreichs. Melun, Lyon, Avignon, Nismes, die quäckeriſchen Nachkommen der Camiſarden in jener Gegend, Marſeille, Toulon, Aix, Montpellier, Cette, Beziers, Grenodie, Coppet, Nolle, Lauſanne, Bern, Hofwyl, Thun, Brienz, (wo ſie eine Bücherſammlung ſtiftet und auf dem See fahrend einmal von dem armen Knaben am Ruder erfährt, daß ſeine Mutter dort in der Hütte am Ufer krank liege. Alsbald läßt ſie an der ſchwierigen Stelle landen, findet das arme, ſchwer heimgeſuchte, aber fromme Weib, die Bibel neben ihr, auf dem Schmerzenslager, und die paar Worte des Troſtes und der Ermuthigung, welche die fremde Prieſterin der Liebe der Tiefgebeugten in die Seele thauen ließ, waren Leben und Stärkung für die Todesmüde) Luzern, Zürich, Stuttgart, wo ſie ihre Unkenntniß der deutſchen Sprache beklagte, Ludwigsburg, Frankfurt a. M., Köln und Oſtende waren auf dieſer Rundreiſe die Orte ihres Suchens, Rathens und Segnens.

(Schluß folgt.)

Der 24. Februar 1848.

(Fortſezung.)

Wie geſchah es denn nun, daß ein König, dem noch ſo viele moraliſche und phyſiſche Hülfsmittel zu Gebot ſtanden, ohne ſeine Streitkräfte mit der empörten Volksmaſſe gemeſſen zu haben, flüchtete und das Schickſal des Landes einer Handvoll Menſchen überließ, gegen deren Abſichten die Strenge der Geſetze ſo lange war angewendet worden? Woher kam dieſer Rückzug der Truppen ohne vorhergegangenen entſcheidenden Kampf, dieſe übereilte Flucht des Königs, dieſes Räumen der Tuilerien, dieſe Ueberſchwemmung der Kammer von Inſurgentenſchaaren, während Tauſende von Soldaten vor den Thoren ſtanden, dieſe Beſetzung des Stadthauſes von einem Volkshaufen, während zwei Kolonnen mit vier Kanonen daſſelbe inne hatten, während alle Generale, alle obern Offiziere verſichern, daß die Armee ihrer Pflicht nicht vergeſſen habe?

In der Nacht vom 23. zum 24. harrte der König des Grafen Molé, der mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt worden war. Molé erſchien nicht, und endlich traf die Meldung ein, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen wolle ihm nicht gelingen, und er gebe hiemit denſelben zurück. Thiers ward berufen. Guizot, der noch auf dem Schloſſe war und von der Schwachheit des Generals Tiburce Sebaſtiani, wie von der Läſſigkeit Jacqueminots, der die Nationalgarde befehligte, nichts Entſcheidendes erwartete, ſchlug vor, den Oberbefehl über Truppen und Nationalgarde dem energiſchen Bugeaud zu übertragen. Der König unterzeichnete die Ernennung. Mit dieſer lezten Handlung trat Guizot vom Schauplatze ſeiner politiſchen Wirkſamkeit ab. Es war nach Mitternacht, als Thiers eintrat und Guizot ſich entfernte. So trafen beide Miniſter, die ſich ſo lange befehdet, und trotz ihrer Fehde im Grund dennoch nichts anderes waren als die Rechte und die Linke des Königs, oder, nach Gutzkows richtiger Bezeichnung, deſſen Arzt und

Digitized by Google

Advokat, bei nächtlicher Weile noch einmal zuſammen und zogen an einander vorüber, um Beide, wenige Stunden nach einander, an einem und demſelben Tage unter den Trümmern der einſtürzenden Monarchie zu fallen. Thiers übernahm die Zuſammenſetzung eines neuen Miniſteriums im Verein mit Odilon Barrot und genehmigte Bugeauds Ernennung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß in ſeinem Falle angriffsweiſe verfahren werde. Er ſchrieb einen kurzen Aufruf zum Frieden nieder, der von der Polizei öffentlich angeſchlagen werden ſollte, und beurlaubte ſich nach mehrſtündigem Aufenthalt im Schloß. Sollte er, dem ſehr großes Selbſtvertrauen zwar nicht abzuſprechen iſt, eine Zuverſicht, die die trefflichſte Eigenſchaft ſeyn kann, unter Umſtänden aber auch der verderblichſte Wahn, ſeine Stellung in der öffentlichen Meinung dermaßen verkannt haben, daß er in aller Gemüthsruhe nach Hauſe ging, in der Täuſchung, daß beim bloßen Anblick ſeines Namens an den Straßenecken am andern Morgen der Aufruhr ellends die Waffen niederlegen werde? Es iſt behauptet worden, obgleich ſeine Zuziehung des populären Odilon Barrot auf einen Zweifel an ſeiner eigenen Popularität zu deuten ſcheint. Was aber von ſolcher Behauptung zu halten, wird ſich im Verfolg unſerer Erzählung zeigen.

Kaum hatte ſich Thiers entfernt, als Guizot wieder eintrat und mit dem Könige ein langes Zwiegeſpräch hatte, deſſen Inhalt ein Geheimniß geblieben iſt. Es mochte früh um vier Uhr ſeyn, als ſich der ermüdete und von den heftigen Gemüthsbewegungen der Nacht angegriffene Monarch zur Ruhe legte. Unterdeß ſchoſſen in der ungeheuern Stadt in ſchwüler Stille und mit Blitzesſchnelle Barrikaden aus dem Boden, und am Morgen des 24., als der König aus ſeinem kurzen Schlummer erwachte, war das Schloß von ſolchen Verhauen wie von einem Rieſennetz umſponnen. Er hatte wahr geſprochen: mit dem Tode ſeiner Schweſter Adelaide, die ihm Rath und Beiſtand und Zügel geweſen, war wieklich ſein guter Engel von ihm gewichen.

Der König war kaum erwacht, als die Miniſter erſchienen und eine Unterredung mit ihm hatten, eine Unterredung, auf die alles ankam. Sie iſt ihrem buchſtäblichen Verlaufe nach nicht bekannt, aber der allgemeine Inhalt derſelben iſt wohl zu beſtimmen. Der König hatte, indem er das Miniſterium Guizot entließ, ſelbſt angefangen dem Aufſtande Zugeſtändniſſe zu machen. Das war, von ſeinem Standpunkte aus, ein großer Fehler; denn abgeſehen davon, daß es von nun an ſchwer hielt der Bewegung Grenzen zu ſetzen, hatte ſich der König zuvor nicht einmal des Beiſtands eines neuen Miniſteriums verſichert, ſomit das ungeeine Waffee ausgeſchüttet, bevor er reines hatte. War einmal von Seiten des Königs die Nothwendigkeit einer gründlichen Veränderung der Politik erkannt, ſo wäre abdanken das heilſamſte Mittel geweſen; aber da er es nun einmal nicht ergeiff, und ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt in eine Lage brachte, deren Gefahr eben in ihrer Falſchheit beſtand, ſo müſſen wir dieß als eine Thatſache hinnehmen und ſeine Handlungsweiſe von dieſem Standpunkte aus beurtheilen. Nehmen wir alſo an, Louis Philipp habe es für möglich gehalten, mit dem Reformminiſterium fortzuregieren, wie hätte er ſich während der Kriſis dieſem Miniſterium gegenüber ſtellen müſſen? Zunächſt aber haben wir die Lage des Miniſteriums ſelbſt näher ins Auge zu faſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Bankette und Bälle. — Bonaparte.

Eine junge, ſchöne Frau ſchlug einen Toaſt vor zu Ehren des Repräſentanten der rothen Republik Lagrange, der in der Nationalverſammlung leidenſchaftlich die Freilaſſung ſämmtlicher Verhafteten verlangte und volle Amneſtie für alle unter dem Namen Inſurgenten Begriffenen forderte. Sie rief: „Der brave, unbeſtechliche Lagrange wird die Amneſtie durchſetzen; ihr könnt deſſelben verſichert ſeyn, und ſollte man ſie ihm verweigern, ſollte trotz ſeiner Beharrlichkeit und Energie Lagrange die Amneſtie nicht erhalten, ſo wird er ſie mit den Waffen fordern.“ Dieß ſchien dem Vorſitzenden, Abbé Chatel, doch ein wenig zu ſtark; er denkte ein und äußerte, die Rednerin habe bloß ſagen wollen, man werde alle geſetzlichen Mittel anwenden, um die Sache durchzuſetzen. Aber Madame Cöme, ſo hieß die ſchöne, aber ſehr leidenſchaftliche Rednerin, hatte es nicht ſo gemeint. „Ich bin zwar kein Mann,“ verſetzte ſie dem Abbé, „dieß thut aber nichts: ich ſage, wenn man auf unſer Verlangen keine Rückſicht nimmt, werden wir zu den großen Mitteln greifen, und ich verſpreche Ihnen, daß ich nicht die letzte ſeyn werde.“ Alexandre Dumas bedauert in ſeinem Blatte den Herrn Cöme, falls ein ſolcher vorhanden iſt, daß er eine ſo fuchtbar kriegeriſche Frau beſitze.

Paris wagt es an den Faſching zu denken. Es möchte ihn um ſo liebe feiern, da er im vorigen Jahre auf ſo unangenehme Weiſe verloren gegangen iſt. Die Opernbälle ſind ſchon ſeit

Anfang dieſes Jahres im Gange; der jetzige Präfekt des Seinedepartements gibt groſe Bälle im Hôtel de ville, das man erſt wieder reinigen und neu verzieren mußte, da Truppen und Volk in demſelben übel gehaust hatten. Von Ludwig Bonaparte erwartete man noch weit prächtigere Feſte; ſie ſind auch ſchon mehrmals in Tagblättern angekündigt worden, bis jetzt aber hat keines ſtattgefunden. Einige behaupten, mit dem ihm von der Republik bewilligten Gehalt von 600,000 Francs könne er keinen groſen Aufwand machen, und man habe die Abſicht mehr Geld für ihn zu fordern; da aber die jetzige Nationalverſammlung dem Neffen Napoleons nicht ſehr geneigt iſt, warte man eine künftige Verſammlung ab. Andere behaupten, da der Präſident unverheirathet iſt, habe er die Ankunft einer Verwandten, der Groſherzogin Stephanie von Baden, abwarten müſſen, damit ſie die Honneurs in ſeinem Hotel bei den Feſten mache. Jedenfalls würden die erwarteten Feſte viel dazu beitragen, Bonaparte der Pariſer Geſellſchaft bekannter zu machen. Er zeigt ſich wohl und ſagt hie und da ein verbindliches oder doch paſſendes Wort; aber es fehlt ihm die in Frankreich ſo wichtige Gabe der flieſenden Rede; er kann nicht aus dem Stegreif ſprechen und hat noch dazu, da er ſo lang in der Schweiz gelebt hat, eine den Pariſern auffallende, unangenehme Ausſprache. Da er ſo wenig mit den Leuten verkehrt, ſo hat man auch kein Urtheil über ſeine geiſtigen Fähigkeiten: die wenigen Reden, die er vom Papiere abgeleſen hat, können ja von Andern verfaßt ſeyn. Leute, die Gelegenheit gehabt haben, ihn in der Nähe zu beobachten und ſich mit ihm mehrmals zu unterhalten, verſichern, es fehle ihm keineswegs an Einſicht und Scharfſinn und er habe die beſten Abſichten. Zu Pferde nimmt er ſich ganz gut aus, und dieß iſt wenigſtens etwas. Anfangs ſchien er furchtſam; dieſen Fehler wird er aber ablegen, wenn er länger regiert; man gewöhnt ſich ſehr leicht an's Gebieten. Freilich hat er nicht viel zu befehlen, wenigſtens ſo lange die jetzige Nationalverſammlung keiner neuen Platz macht. Alexander Dumas hat an den Präſidenten geſchrieben, nach ſeiner Anſicht würden die Parteien am beſten verſöhnt, wenn man ſämmtliche Verbannte wieder in's Vaterland zurückriefe. Man ſolle dem Herzog von Bordeaux erlauben, ſein Schloß Chambord in Frankreich zu beziehen; dem Herzoge von Aumale ſolle man die Verwaltung Algeriens, dem Herzoge von Joinville das Commando der Flotte, dem Herzoge von Montpenſier das Commando der Artillerie wieder geben. Die Orleansſchen Prinzen würden ſomit republikaniſche Beamte, wie ja bereits bonapartiſche Prinzen, und ſogar ein ehemaliger König (Hieronymus) ſolche Beamte geworden ſind. Wer weiß, ob es nicht noch dazu kommt? man hat ja ſeit einem Jahr ſo viele Wunder erlebt. Dg.

Wien, Februar.

(Fortſetzung.)

Stimmung.

Welch ernſte Naturereigniſſe liegen zwiſchen meinem vorigen und meinem dießmaligen Berichte! Bei religiöſer Stimmung und Anſchauungsweiſe konnte die Betrachtung nicht fern liegen, es habe, nachdem bei dem Siege der k. k. Truppen die Stadt von den nothwendigen Folgen deſſen, was ſeit dem März in ihr geſchehen, überraſcht und gedemüthigt worden, nun eine höhere Macht ihr auch noch Sturm- und Waſſerfluten als Zuchtruthen geſendet. Nur ein hartes Herz freilich könnte dieſe Betrachtung anſtellen, und eben ſo nahe lag beim Anblick der gewaltigen Eisſchollen, welche die Donau gegen die Stadt heranwälzte, der Ausruf: womit hat ſie auch das noch verdient? Dergleichen aber verdüſtert die Stimmung nicht allein. Bei nächtlicher Weile knallen aus den Häuſern der Stadt, in der der Tod auf dem Beſitz von Waffen ſteht, Schüſſe herab auf die vorübergehenden Wachmannſchaften. Von den ausgeſtopften Legionären, groſen Puppen in Kalabreſerhüten, welche man an die Thüren der Häuſer anlehnte, um in Mondſcheinnächten die einherziehenden Wachen zu erſchrecken oder doch zu foppen, wollen wir gar nicht reden. Aber bald — die Einen fürchten, die Andern hoffen es — könnten die Märzgeiſter wieder lebendig werden. Die Erinnerung iſt eine ſtarke Göttin, wenn ſie auf eine Zeit hinweiſen kann, die ſich mit poetiſchem Glanz umkleidet hatte, der heutzutage gar ſelten geworden. Dazu der Hinblick auf eine trübe Gegenwart und auf ſo manche ſchöne Hoffnung, die ſich denn doch nachgerade in nichts aufgelöst hat. Wir denken vor allem an die Stellung Oeſterreichs zu Deutſchland, wie man im vorigen Jahre ohne hinlängliche Berückſichtigung aller im Wege ſtehender Schwierigkeiten ſie ſich dachte. — Für den Fall nun, daß von hier oder dort her neue Stürme über die Kaiſerſtadt kommen ſollten, könnte man den Bewohnern Wiens nichts Beſſeres wünſchen, als daß ſie ſo viel tüchtigen Sinn für die Freiheit haben möchten, um mit aller Macht des Willens, dem Andrängen der Revolution gegenüber, die geſetzlichen Behörden aufrecht zu erhalten. Vom Servilismus iſt unter allen Umſtänden nichts zu erwarten und er iſt es jedesmal, der ſich zu allererſt vor revolutionären Behörden beugt, die uns noch hinterher ſchwindeln machen, wenn wir daran denken, daß ſie einen Augenblick möglich geweſen. Dieſen Servilismus finden wir jetzt nur zu reichlich in Wien. Zwei Abgeordnete der Linken, Goldmark und Fiſchhof, ſind plötzlich in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, und wodurch? In der Kundmachung des Urtheils gegen den Dr. Emberger, einen Hauptmann der Nationalgarde aus der Oktoberzeit, wird erwähnt, daß derſelbe nach Uebergabe der Stadt eine Zeitlang in Fiſchhofs und Goldmarks Wohnung verborgen geweſen. Die öffentliche Meinung, wie ſie jetzt iſt, verlangt von dieſen Männern, daß ſie dem zu ihnen ſich flüchtenden Emberger hätten die Thüre weiſen oder wohl gar ihn dem Militärgerichte hätten überliefern ſollen, das ihn jetzt zu zehn Jahren ſchweren Gefängniſſes verurtheilt hat. Ein alter Hauptmann außer Dienſt erklärte an einem öffentlichen Orte, daß er ſofort das Zimmer verlaſſen würde, wenn der Abgeordnete Goldmark hereinträte. Goldmark war damals in Kremſier, trat aber ganz unerwartet eines Tages bei einem kurzen Aufenthalt in Wien an jenem Orte ein, um einige Bekannte aufzuſuchen. Dieſe tuſchelten einander zu, denn jener Hauptmann a. D. war wieder in der Geſellſchaft und ſchien nicht wenig verlegen. Endlich flüſterte er einem der Anweſenden einige Verwünſchungen des Abgeordneten Goldmark in's Ohr und verließ dann ruhig das Zimmer. Das Empörende war nun, daß bald darauf die öſterreichiſche Preſſe, zuerſt Bäuerle's Kourier, die Nachricht verbreitete, beim Erſcheinen des Abgeordneten Goldmark in einer Geſellſchaft habe einer der Anweſenden mit dem Ausrufe: „die Luft iſt verpeſtet!“ das Zimmer verlaſſen. Dergleichen wird dann mündlich zu Ausfällen gegen den Reichstag benützt, der allerdings nach ſeiner Fähigkeit nicht ſehr hoch ſteht, aber zum Theile aus perſönlich ſehr ehrenwerthen Männern beſteht. Der Lloyd, der noch immer für ein miniſterielles Blatt gilt, hat bei dieſer Gelegenheit die Erklärung abgegeben, er vermeide es, die Namen gewiſſer Volksvertreter in ſeinen Spalten zu nennen, und das gedankenloſe Publikum benetzet den Einzelnen ihre Diäten.

(Schluß folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 15.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 51. Mittwoch den 28. Februar 1849.

Ein Tag zu spät, fürcht' ich, mein edler Herr,
Bewölkt all deine frohen Tag' auf Erden.
O rufe Gestern wieder, laß die Zeit
Umkehren, und du hast zwölftausend Streiter!
Heut, heut, nur dieser Unglückstag zu viel
Stürzt deine Freunden, Freunde, Glück und Staat.
Shakespeare.

Der 24. Februar 1848.

(Fortsetzung.)

Da es der König war, der durch die Auflösung des Ministeriums Guizot den Weg der Reform eröffnet und durch die Berufung von Thiers und Barrot gezeigt hatte, daß er willens sey auf diesem Wege weiter zu gehen, so mußten die Minister eine offizielle Anzeige von der wirklich zugestandenen Reform zur unerläßlichen Bedingung machen. Jedes Opfer, das in einem Abweichen von dieser Bedingung bestand, war ihnen von vornherein unmöglich. Die ehemalige Umgebung des Hofes sucht jezt zu verbreiten, der König sey verrathen worden, er habe Molé und später Thiers gleich Alles bewilligt; sie aber haben, der eine aus Furcht, der andere aus Furcht und andern Gründen gezaudert, die Krisis dadurch verlängert, und nun gebe man vor, die Hartnäckigkeit des Königs sey an Allem Schuld. Auffallend ist, daß Molé seinerseits die Hartnäckigkeit des Königs läugnet und eingesteht, der König würde, wenn er ihm die Bildung eines Ministeriums zugesagt hätte, gleich Alles zugestanden haben; allein es liegt doch kein Umstand vor, der bewiese, daß der König Thiers schon bei der ersten Zusammenkunft die Auflösung der Kammer und die Reform bewilligt hat. Wahr ist es, man hat Mühe an diese Inconsequenz Louis Philipps zu glauben; denn der ganz einfache Umstand, daß das Ministerium nicht aus der Majorität der Kammer gewählt war, mithin mit dieser nicht regieren konnte, hätte die Auflösung der Kammer als nothwendige Vervollständigung der ersten Maßregel zur Folge haben müssen. Ganz gerecht wird die Geschichte deßhalb in Bezug auf diese Umstände vielleicht erst dann werden können, wenn Louis Philipp sich selbst darüber ausgesprochen hat, was zu erwarten steht; freilich hat er selbst ein Interesse dabei, gewisse Mitglieder des Ministeriums vom 24. Februar zu schonen. Wie dieß sich nun auch verhalten mag, gewiß ist, daß Thiers sich, zum größten Nachtheil des Königs, in der Nacht vom 23. zum 24. noch nicht als Minister betrachtete und deßhalb keine Proklamation erließ, welche die wirkliche Existenz des Ministeriums der Reform anzeigte. Als am 24. Morgens der Moniteur Bugeauds doppelte Ernennung *ohne* die offizielle Anzeige von der wirklichen Existenz des Reformministeriums brachte und die von der Polizei angeschlagenen, an das Volk gerichteten beruhigenden Worte aller Unterschrift entbehrten, so sah das Volk darin eine Falle und schrie über Täuschung und Verrath, in Folge dessen der Aufstand sich nur um so heftiger erhob.

Die Schwierigkeit der Lage, in der sich Thiers befand, ist unverkennbar. Wenn er allenfalls auch das große Opfer hätte bringen wollen, sich für seine Person dem Könige anzuschließen, bevor er noch der öffentlichen Meinung gegenüber gedeckt war, so konnte er doch nimmermehr das Wort seiner Freunde in derselben Weise verpfänden. Man hat, wie gesagt, Thiers vorgeworfen, er habe seine Volksthümlichkeit überschäzt, indem er vom Augenblicke, da er die Sache in die Hand nahm, die Fortsezung der Feindseligkeiten für unmöglich hielt; aber dagegen spricht offenbar der Umstand, daß er von Anfang an dem Könige die Bedingung stellte, Barrot, also den Hauptmann der Linken, mit zum Minister zu machen. Obgleich

Digitized by Google

dieß ihm ſelbſt inſofern zu ſtatten kam, als er dadurch in der öffentlichen Meinung freiſinniger wurde, ſo ſpricht dieſe Thatſache darum nicht minder zu ſeinem Vortheile. Gleichzeitig aber bewrist es auch, für wie ernſt Thiers dieſe Bewegung von vornherein halten mußte, wenn er dem Könige gleich vorſchlug, den rückſichtsloſeſten Bekämpfer ſeiner perſönlichen Regierung zu ſeinem Miniſter zu machen.

Die Miniſtee ſtellten ſich dem Könige als Friedensboten vor, und im Grunde mußten ſie ihm als ſolche willkommen ſeyn. Damit ſtimmte nun aber die faſt gleichzeitige Ernennung Bugeauds zum Oberbefehlshaber der Linientruppen und Nationalgarde ſchlecht überein; denn dem Volke gegenüber bedeutete Bugeaud Krieg, das Miniſterium der Reform Frieden. Dieſen Widerſpruch mußten die Miniſter nun vor allen Dingen zu löſen ſuchen. Dieß ſtand eigentlich ſchon Thiers zu, da er faſt gleichzeitig mit Bugeaud in's Schloß kam und die Anſichten ſeiner Freunde über dieſen Punkt kennen mußte. Da der König duech dieſe widerſprechende Ernennung zeigte, daß er einerſeits mit ſeinen Zugeſtändniſſen noch ſchwankte, andererſeits ſelbſt dem Schilde des Reformminiſteriums nicht traute, ſo hätte Thiers vernünftigerweiſe nur folgende Vorſchläge machen können. Entweder Bugeauds Name erſcheint vorläufig mit dem des neuen Miniſteriums gar nicht, ein populärer General, etwa der von den Miniſteen ſchon im voraus dazu beſtimmte Lamoricière, übernimmt das Kommando und Bugeaud wird, da er der fähigſte Feldherr iſt, für den Fall aufgeſpart, daß der Aufſtand ſich aus Mißverſtändniß oder böſem Willen nicht legt; oder der König macht augenblicklich ſolche Zugeſtändniſſe, daß das Miniſterium eine Proklamation erlaſſen kann, welche die Reform verkündet und aus der nebendei hervorgeht, daß Bugeauds Ernennung kein Kriegsgeſcheei, ſondeen nur eine Vorſicht iſt, im Fall daß Uebelgeſinnte die öffentliche Ruhe, trotz der gemachten Zugeſtändniſſe, ferner ſtören wollten. Auf dieſe Weiſe hätte der König geſehen, daß die Miniſter den Muth halten, ihn im Nothfall zu vertheidigen; daß er ſich vertheidigen wollte, beweiſt Bugeauds Ernennung und die Thalſache, daß, als Thiers, anſtatt dem Könige die eben angeführten Vorſchläge zu machen, im Namen ſeiner Kollegen ganz einfach die Abberufung Bugeauds von ihm verlangte, Louis Philipp antworlete: „Er iſt meine Waffe.“

Die Folgen dieſes Mißverſtändniſſes waren dem Königthum lödtlich. Die innerhalb der Ringmaueen ſtehenden Truppen, 25,000 Mann (von denen, nach Thiers Ausſage, inſofern Kaſernen und andere Punkte beſezt bleiben mußten, nur 18,000 in's Feuer rücken konnten), waren nach einem gut entworfenen Plan ſehr zweckmäßig aufgeſtellt. Schon am 23. ſtanden auf dem Boulevard Bonne Nouvelle Kanonen, in einem Carré Infanterie eingeſchloſſen, General Garraube hielt die Porte St. Denis beſezt, höher hinauf an der Porte St. Martin ſah man ein Bataillon Infanterie. In dieſen volkreichen Quartieren entfaltete der Aufruhr ſeine Hauptkräfte. Die Quartiere der Hallen, der Carrouſſelplatz, der Victoireplatz, die Steaße St. Honoré waren ebenfalls theils von Fußvolk, theils von Reiterei, theils von Geſchütz beſezt. General Regnault hielt mit ſtarker Mannſchaft das Pantheon, Dühot mit zwei Regimenteen und ſechs Kanonen den Baſtilleplatz, zwiſchen Beiden und mit ihnen in Veebindung mit angemeſſenen Kräften Tailandier das Stadthaus. Ihm waed am 24. Morgens Tibuece Sebaſtiani, der inzwiſchen das Kommando an Bugeaud hatte abgeben müſſen und nun auf den gefährlichſten Poſten Anſpruch machte, zur Verſtärkung geſchickt, während Bedeau Befehl erhielt, durch die Straße Montmartre nach dem Boulevard und der Poete St. Denis vorzudringen. Die Beſatzung dieſer ſämmtlichen Punkte beſtand aus wohlorganiſirten Kriegscolonnen und war beſtimmt ſo zu operiren, daß die zwiſchen ihnen gelegenen Quartiere durch das gegenſeitige Voerücken der Truppen geſäubert und frei gehalten würden. Bugeaud handelte nach ſeinem alleinigen Ermeſſen in feindſeligem Sinne und ließ die Truppen in angriffsmäßiger Haltung ausrücken. Und da es ſich nun eeeignete, daß der Moniteur von dieſem Tage des feindlich verfahrenden Marſchalls doppelte Ernennung ohne die offizielle Anzeige von der wirklichen Exiſtenz des Reformminiſteriums beachte, ſo kann man ſagen, der König zeigte dem Volke die Zähne in demſelben Augenblick, in welchem die Miniſter ſie ihm abſtumpften. Dieſe unheilvolle Operation war es, unter der die Militärmacht zuſammendrach.

Aller Orten, wo man ſich nicht ſchlug, blickte das Volk mit Unwillen auf das Militär, dem die dichten Haufen in beobachtender Stellung gegenüber ſtanden, und wo Conflikte drohten, trat ſogleich die Nationalgarde ſchützend vor. Das Volk verlangte den Abzug des Militärs, das Militär hatte Befehl, theils die beſezten Punkte zu behaupten, theils vorzudringen; die Nationalgarde legte ſich in's Mittel. Nun wurde dem Könige vorgeſtellt, die Anweſenheit der Truppen errege Mißtrauen und man müſſe den offenbaren Beweis geben, daß man es ehrlich meine, indem man die Feindſeligkeiten überall einſtelle und die zum Angriff beſtimmten Truppen zurückziehe. Er gab dazu ſeine Zuſtimmung, und es wurde ausgemacht, daß Odilon Barrot die Friedensnachricht an die Barrikaden bringen ſolle. Dabei wurde nun aber von beiden Seiten vergeſſen, ſich ausdrücklich einen

Digitized by Google

Kriegsfall vorzubehalten, und wie Louis Philipp damit angefangen hatte, das unreine Waſſer auszuſchütten, bevor er reines hatte, ſo ſchütteten die Miniſter jezt das Kind mit dem Bade aus.

(Fortſetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieſer Zeit.

(Schluß.)

Eine dritte Reiſe auf's Feſtland führt Eliſabeth im folgenden Jahre (1840) über Oſtende durch die Gefängniſſe von Brüſſel, Antwerpen, Amſterdam, Haag, Utrecht, Zwolle, Minden, Pyrmont, Hameln, Hildesheim nach Berlin, wo ſie mit einem ganzen Kreiſe hochſtehender Perſonen in der großen Liebesſache verkehrte. In Wittenberg ſah ſie Luthers Wohnung, in Leipzig ſammelten ſich liebe Freunde um ſie, in Düſſeldorf traf ſie den trefflichen Pfarrer Fliedner von Kaiſerswerth, deſſen Erziehungshaus für proteſtantiſche barmherzige Schweſtern ihr von mächtiger Bedeutung war. Nach ihrer Rückkehr veranlaßte ſie die Errichtung einer ähnlichen Anſtalt durch ihre Schwägerin Gurney. Die „Schweſtern," wenn ſie nicht mit Krankenpflege in der Stadt beſchäftigt ſind, wohnen „im Hauſe." Sie tragen eine einfache Kleidung, werden von der Anſtalt erhalten und beſoldet und dürfen unter keiner Bedingung Geld oder andere Gaben für ihre Pflege bei den Kranken annehmen. Am deutſchen Hoſpital in London wirken Diakoniſſinnen aus Kaiſerswerth ſelbſt.

Im Jahr 1841 folgte ſie den fortgeſezten Einladungen zum Beſuche noch nicht berührter oder zum Wiederbeſuch heilvoll begonnener Anſtalten rettender Liebe nochmals nach Holland, Deutſchland und Dänemark. Den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen traf ſie, als einen alten Bekannten und einen innigen Freund ihrer Sache, zu Fiſchbach in Schleſien. Sie war hocherfreut zu vernehmen, daß der hochherzige und geiſtvolle Fürſt, dem ſie im glänzenden Hofkreiſe ganz als ſie ſelbee nahte, jede Verfolgung gegen die Altlutheraner unterdrückt und überall in den Gefängniſſen Verbeſſerungen ſeit ihrem erſten Beſuche eingeführet habe. Die Gräfin Reden zeigte ſich ihr als eine würdige Mutter der Armen. — Von den Beſchwerden der Reiſe erſchöpft eilte ſie nach Hauſe.

Noch aber war ihr Geiſt nicht ermüdet. Beim Lordmayoreſſen in London zu Gaſt geladen, ſehen wir ſie mit Graham, Stanley, Robert Peel und Prinz Albert die Sache der zu rettenden Menſchheit beſprechen. Tag für Tag gingen ihr zahlloſe Geſuche um Hülfe und Beiſtand zu, deren Befriedigung ihr durch die Freigebigkeit ihrer Brüder möglich wurde. Im ſelbigen Jahre (1842) ſuchte ſie Friedrich Wilhelm IV. in ihrer eigenen Behauſung heim und gab ihr die Gelegenheit, den Antrag auf völlige Gewiſſensfreiheit in ſeinem Reiche zu ſtellen, dem alsbald eine Thräne in des Königs Auge und nachher im Toleranzedikt die That entſprach.

Mit erneuter Kraft und Geſundheit fand ſie ſich abermals von Paris angezogen, wo ſie denn (1843) ihren 64ſten Geburtstag mitten in Sorgen und Werken der Liebe feierte. Sie verkehrte mit Guizot, Deleſſert, Tocqueville und der königlichen Familie. Zum Abſchiede ließ die Königin ihr eine prachtvolle Bibel mit ausgewählten Kupferſtichen verehren. Mit dem Vorgefühle, daß es die lezte Reiſe geweſen, vor der allerlezten in's Land des Friedens, kehrte ſie heim zu einer unausgeſezten Folge von Trübſal und Leiden. Trauer auf Trauee, Schlag auf Schlag brach ihren alternden Körper. Einzelne Freudenſchimmer fehlten indeſſen nicht von außen, ſie zu erheitern, und der innere Friede blieb ungetrübt und nahm in den lezten Kämpfen und Schmerzen nur zu. In der dunkeln, trüben Nacht des 13. Oktobers 1845, zwanzig Minuten vor vier Uhr, verhauchte ihre gen Himmel entſchwebende Seele den lezten Seufzer im Kreiſe ihrer Lieben zu Ramsgate. Glänzend brach darauf der Morgen herein, wie eine helleuchtende Feuerkugel ſtrahlte aus dem Meere tauchend die Sonne in's Fenſter des Zimmers, in dem eine große Todte erkaltete.

Die ganze Bevölkerung bezeigte ihren Antheil an dem Verluſte, den England, die Menſchheit erlitten. Die Läden der Stadt ſchloſſen ſich vor dem Sarge, die Küſtenwächter thaten, „was geſchah, wenn die Königin geſtorben wäre": die Flaggen wurden bis auf die Hälfte der Maſten herabgelaſſen, bis die Leichenfeier vorüber war.

Ein Laut der Klage durchzog bei der Trauerkunde Britannien und Europa. „Der Fiſcher an ſeinem Netze, der Seemann am Steuer, der einſame Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, das Verirrte von der Heerde, das Kind auf ſeinem Spielplatz, der Kranke auf ſeinem Lager, der Arme in ſeiner Blöße, dee oft auf ſeinem Throne ſo Einſame" — alle hatten eine Freundin verloren, die ſie alle mit reicher Liebe umfaßt, geſegnet, geliebt.

Doch nein, nicht verloren, oder verloren bloß, um dafür hundert andere auch in deutſchen Gauen als Erbinnen ihrer Liebe, Nachfolgerinnen ihrer Werke zu gewinnen. „Sie war nur das Sinnbild ihres Zeitalters, eine Erläuterung der umfaſſenden Menſchenfreundlichkeit, die ihren Einfluß durch alle Klaſſen ausbreitet." Sey ſie denn auch für Deutſchland die Morgenröthe, die den Tag bedeutet! Sie hat mit großen Kräften Großes gewirkt durch Treue im Kleinen. Ihr Herr und Meiſter ſpricht: „Gehet hin und thuet deßgleichen!"

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Die juridiſch-politiſchen Vereine. — Die Preſſe — Theater.

Wahrhaft ekelerregend iſt der Serviliſmus des juridiſch-politiſchen Lesevereins, deſſen äußere Einrichtung ich in einem frühern Briefe gern im günſtigſten Lichte gezeigt habe, und gegen den man mich daher ſchwerlich des Vorurtheils wird beſchuldigen können, das allerdings gegen dieſes Inſtitut aus der Metternichſchen Zeit ſehr allgemein iſt. Perſonen, welche während der Oktoberrevolution von Männern, die mehr oder weniger zu den Leitern derſelben gehörten und damals natürlich auch im juridiſch-politiſchen Verein dominirten, eingeführt worden, wollte man ſpäter eben deßhalb, wie man mit ſeltener Naivetät erklärte, zur Mitgliedſchaft nicht zulaſſen, und als von achtungswerther Seite gleichſam dafür Bürgſchaft geleiſtet wurde, daß ſie keineswegs mit jenen jetzt entflohenen Männern von gleicher politiſcher Farbe ſehen, wurden ſie zwar aufgenommen, mußten aber ſpäter im Verein noch ſchlimme Erfahrungen machen. Kann man ſich unter ſolchen Umſtänden wundern, wenn man von dem Gouverneur Welden eine Aeußerung erzählen hört, die ſich in ihrer derben, an Blücherſche Redeweiſe erinnernde Sprache für den Druck nicht eignet, die aber wiederum beweiſt, daß ihn ſelbſt das jetzige Benehmen der Wiener mit Mißbehagen erfüllt? „Offen geſagt, wir Wiener" — ſo begann er gegen einen bekannten, mit ihm vertrauten Mann ſeine denkwürdige Aeußerung, und leider können wir nicht ſo ernſtlich, als wir wohl möchten, dagegen proteſtiren, daß er ſich ſelbſt in dieſen Worten als einen Mitſchuldigen der Wiener betrachtet. Der energiſche Befehl, den er vor einiger Zeit an die Preſſe ergehen ließ, ſich aller Reaktion gänzlich zu enthalten, las ſich ſehr ſchön, aber das ſchlichte Wort Preßfreiheit iſt uns doch lieber, als derartige Ukaſe, und wenn Welden in neuerer Zeit die Verantwortlichkeit für das übrigens bald wieder zurückgenommene Verbot der „Oſtdeutſchen Poſt" dem Publikum gegenüber von ſich abzuweiſen und allein dem Miniſterium zu überlaſſen verſuchte, ſo mußte es ſehr komiſch erſcheinen, als ſpäter der Miniſterpräſident die Erklärung abgab, daß er ſich lediglich in einem Privatbriefe an den Gouverneur der Stadt über die Oſtdeutſche Poſt geäußert habe. In Folge dieſes Privatbriefes hatte nicht nur der Gouverneur von Wien ein Blatt verboten, welches, wie er gleich darauf äußerte, ſeinen vollkommenſten Beifall hatte, ſondern er hatte auch wahrſcheinlich aus eben dieſem Privatbriefe des Miniſterpräſidenten in die von ihm allein unterzeichnete amtliche Kundgebung eine Stelle aufgenommen, welche zwiſchen der „Schandpreſſe" aus der Revolutionszeit und der Oſtdeutſchen Poſt, zu deren fleißigſten Mitarbeitern unmittelbar vor dem Verbote Herr v. Pillersdorf gehörte, gar keinen Unterſchied kennt. — Mit der Wiener Zeitung, welche ſeit dem Einzuge der Truppen zum officiellen Organe gemacht worden war, iſt neuerdings inſofern eine Veränderung vorgegangen, als der bisherige Redakteur, der ſein Amt unter günſtigern Umſtänden übernommen hatte, entlaſſen worden iſt. Eitelberger war eigentlich nur verpflichtet, die von den Behörden unterzeichneten Bekanntmachungen zum Abdrucke zu bringen und für die übrigen Artikel ſeines Blattes das Imprimatur einzuholen. Alsbald aber kamen nun ſchlechte Schriftſteller mit Manuſcripten zu ihm, für welche ſie vorſichtig im voraus das Imprimatur eingeholt hatten, und Eitelberger machte die Erfahrung, daß die Herren Offiziere, welche es ertheilten, dieſes Wort, einigermaßen gegen den bisherigen Brauch, mit: es ſoll gedruckt werden, überſetzten. Er glaubte nun wenigſtens zuweilen eine Redaktionsnote machen zu müſſen, dieß wurde ihm jedoch verboten. Eines Tages nun wollten die militäriſchen Machthaber in der Wiener Zeitung einen Artikel voll der handgreiflichſten Lügen über die Einnahme Wiens, die Grauſamkeit der Croaten u. dgl. aus dem National überſetzt ſehen. Der haarſträubende Artikel erſchien, aber das Volk hatte ſolche Achtung vor dem gedruckten Worte, daß es einen Augenblick an alle dieſe Dinge glaubte und ſich nur wunderte, wie ihm dieß Alles entgangen ſey. Es dauerte länger als einen Tag, bis man ſich vollkommen in die Sache gefunden hatte, und man machte Eitelberger dafür verantwortlich, von dem man vorausgeſetzt hatte, daß er bei ſeiner Vorliebe für Redaktionsnoten dießmal ganz gewiß nicht unterlaſſen werde, dem Publikum ein Licht für die Lektüre des Artikels aus dem National aufzuſtecken. Allein der Redakteur hatte ſich ſtreng an das Verbot gehalten, und ſolche kleine Neckereien hatten denn endlich die Entlaſſung des freiſinnigen, aber ſehr gemäßigten Mannes zur Folge.

Die „Oktoberrevolution aus dem Tagebuche des Dr. Schütte" iſt noch immer unvollendet. Dagegen iſt von dieſem Manne, der es ſo gut zu verſtehen ſcheint, die Revolutionen durch Buchhändlerſpekulationen auszubeuten und zu Hand-, Hülfs- und Nothbüchern zu verarbeiten, eine Ueberſicht ſämmtlicher Krawalle, Fürſtenflüchten, Miniſter- und Thronwechſel u. dgl. des vorigen Jahres erſchienen. Aus Meſſenhauſers Nachlaß iſt eine größere Erzählung erſchienen, die in der Sprache weniger geſchraubt iſt als ſeine Plakate.

Im Burgtheater war das Bemerkenswertheſte die Aufführung des ganzen Wallenſtein an drei aufeinander folgenden Tagen. Das Publikum hat ſich für dieſes ſchöne Unternehmen vollkommen reif gezeigt und dadurch ein Anrecht erworben auf ähnliche Entſchließungen der Theaterdirektion. Der Eindruck, den es in dieſem Augenblick auf den denkenden Theil des Publikums machen mußte, Wallenſteins ſinnende Geſtalt in Wien über die Bretter wandeln zu ſehen, welche die Welt bedeuten, brauchen wir nicht zu ſchildern. Die Schauſpieler zeigten ſich der ſchwierigen Aufgabe gewachſen, ſtörend war nur die an vormärzliche Theatercontrakte erinnernde Erſcheinung der Thekla. — Am 1. dieſes Monats kam Hebbels Judith zur Aufführung. — Karls Theater in der Leopoldſtadt ſteht unter Waſſer, und die Donau hat wohl daran gethan, es für einige Zeit zu ſchließen; dieſe Bühne bringt jetzt doch faſt nichts mehr als fade, gemeine Bearbeitungen nach dem Franzöſiſchen.

Beilage: Monatsregiſter Februar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 52. Donnerſtag den 1. März 1849.

Poet. — Nay, let's seek him!
Then do we sin against our own estate,
When we may profit meet, and come too late.
Painter. — True:
When the day serves, before black-corner'd night,
Find what thou want'st by free and offer'd light.
Shakespeare.

Herr Piepmeyer.

Welch eine Märzerrungenſchaft iſt dieſe Bekanntſchaft! Ja, wir dürfen uns des Mannes als einer ſolchen freuen. Die Erſchütterung, welche wir im März erlebten, wie viele Größen hat ſie zur Oberfläche getragen, wo ſie glänzen zur Freude der Welt, während ſie früher im unſcheinbaren Winkel Licht verbreiteten, gleich dem neuen Amadis, der „über ſich allein wie im Mutterleib“ große Gedanken denkt, oder wie der noch ungefundene Diamant in den Gruben Golcondas ſeinen Glanz ſtreut, beſtimmt, einſt an der Stirne des mächtigſten Herrſchers zu ſtrahlen. — Wie manchen deutſchen Edelſtein dieſer Art kannte ich, Abends den Bürgerſteig der Gelaſſenheit wandelnd, zum Schoppen niederſitzend, und Freiheitsdrang und Thatendurſt an der Pfeifenſpitze verbeißend, und Groll und Tyrannenhaß mit edlem Sechsundvierziger niederſpülend! Und ich ſah ihn wieder in der Rotunde von Sankt Paul, als Diktator, als Volksmann, als Redner, als Unverletzlichen! Wer wollte im Angeſichte ſolcher Männer nicht der Märzerrungenſchaften vollſtändig bewußt werden! Und eine ſolche — ich wiederhole es — iſt das edle Original, von dem ich dem geneigten Leſer hier Einiges erzählen will.

Herr Piepmeyer lebte, wie wir Deutſche vor dem März 1848 zu leben pflegten, das was man heute mit gerechter Verachtung ein vormärzliches Daſeyn nennt. Das Geringſte iſt, daß wir uns ſelbſt nicht kannten, daß wir nicht wußten, was hinter uns ſteckt. Wer, bei Gott, hätte den Bockenheimern zugetraut, was ſie am 18. September an Auerswald und Lichnowsky verübten, wer den Wienern, was ſie im Mai und Oktober ſich erlaubten, wer den Berlinern, daß ſie drei Wochen lang Stricke vorzeigen würden und nicht den Muth hätten Jemand damit aufzuknüpfen? Und ebenſo, wer hätte dem Einzelnen alle Größe, Thatkraft, Staatsweisheit, Charakterſtärke, Beredtſamkeit, Selbſtkritik, Selbſtverleugnung zugetraut, die er in St. Paul offenbarte? Ich kann mich eines ſtolzen Erſtaunens nicht erwehren, indem ich die Reihe durchmuſtere und mir die erlebten Scenen in Gedanken vorüberführe, und unter dieſem wahrhaft bewältigenden Eindrucke will ich dieſe Zeilen niederſchreiben. — Zuerſt das Hiſtoriſche.

Der Ruhm der Frankfurter Verſammlung war wie Heroldsruf und Poſaunenſchmettern durch die deutſchen Gauen erklungen, und von nah und fern zogen ſie heran, die Männer von Feder und Pinſel, die Porträtiſten und Skizzenzeichner, vor Allen aber die Lichtbilderfabrikanten, um die edeln ſtolzen Züge, die langen Bärte und langen Haare, die Glatzen und Kahlköpfe im wohlgetroffenen Konterfei der harrenden Neugier zu ſpenden. Die Kunſt lag brach und ging vergebens nach Brod, die Schriftſtellerei mußte neue Abſatzwege finden; was nützte Preßfreiheit, wenn nichts mehr gedruckt wurde? Wie in der nachahmenden Kunſt der Inſtinkt die Naturvölker zuerſt zur Fratze führt, ſo auch hier. Die Karikatur trat als die erſte Gattung hervor, welche uns das Daſeyn noch ungeahnter Künſtler verrieth. Als die Parteien, die ſich ſpäter ſo wuthentbrannt bekämpften, noch friedlich neben einander ſpazierend aus den friſchaufgeriſſenen Furchen des Bodens der Freiheit die geſtreuten Saaten des Vorparlaments aufſpickten, ſah man ſie auch wohl ſpielend zum Stifte greifen und

Digitized by Google

ihre eigene Unſchönheit mit etlichen extravaganten Strichen zu Papier bringen, was ſogar durch Steinabdrücke dem ſouveränen Volke zum Beſten gegeben wurde. Die Witze, die auf ſolche Weiſe geriſſen wurden, fanden reißenden Abſatz; die Mitglieder der Verſammlung wollten ſich ſelbſt darüber zu Tod lachen; man ſah die Blätter in allen Läden auf dem Wege zur Paulskirche neben Gegenſtänden der widerſprechendſten Art zur Schau ausgelegt. Mitunter war der Gedanke nicht übel; hatte aber Einer einen einigermaßen witzigen Einfall gehabt, ſo wurde er zu Tode gehezt und durch unzählige Wiederholung fade. So damals, als eine ſtets geib gekleidete Perſönlichkeit als Reichscanarienvogel präſentirt wurde, die lange Reihe von Reichswieſeln, Reichsmelienzeigern u. ſ. w., die auf den gelben Vogel folgte. Es konnte nicht fehlen, daß die Luſt daran bald erloſch; indeſſen gab die Eitelkeit, ſich im wohlgetroffenen Porträt an den Schaufenſtern zu erblicken, den Künſtlern ziemlich lange vorhaltenden Stoff, aber nach und nach begann mit der Theilnahme des Publikums auch dieſer Erwerb zu ſtocken.

Um dieſe Zeit erſchien ein Künſtler in Frankfurt, der ſeiner Macht ſich bewußt war, Schrödter aus Düſſeldorf, jenes heitere Künſtlergemüth, das ſeine Blätter mit dem ächten Geiſtentfeßler, dem Korkzieher, zu bezeichnen pflegt, Schrödter, der uns den ingenioso Hidalgo mit tiefſeenſtem Humor abkonterfeit; ein Blatt traueig zum Lachen und luſtig zum Weinen, wie das tiefſinnige Original ſelbſt. Schrödter war auch in Conflikt mit dem Leben gerathen. Die gewonnene Freiheit, über Nacht geboren, hatte ſo viel Exiſtenzen auf's Spiel geſezt, daß derjenige der anderer Exiſtenzen zu der ſeinigen bedurfte, ſich vor allen andern bedroht ſah. — Ein tolles, ſich überſtürzendes Chaos, eine Hexenküche ſonder gleichen, ein neues Hereneinmaleins, das den geſchickteſten Rechenmeiſter verrückt machte. „Wir machen Geſchichte!“ war das hochtrabende Loſungswort, das man vernahm, wenn der Pöbel ſich brüllend zuſammenrottete und Fenſter einwarf, oder wenn er ſich herausnahm, irgend einem zweideutigen Ruhme Fackelzüge zu bringen. Allein dieſe Geſchichte, wie ſie eben gemacht wurde, war eine ganz fatale Geſchichte für den Künſtler. Er mußte dabei zu Grunde gehen. Was vielleicht in Zukunft der Darſtellung ſich willig herleiht, war gegenwärtig noch voll ſchmuziger Schlacken. Das Getöſe betäubte den Sinn, die ſturmſchnelle Bewegung ſtörte den Blick. Wer ſich nicht ſcheu in ſich ſelbſt zurückziehen durfte, weil die Nothdurft des Lebens ihm die Produktion als unerläßliche Pflicht aufregte; wer ſich nicht verdammt ſehen mochte, ſein Brod in Thränen zu eſſen, und nicht auf ſeinem Bette weinend ſitzend die Bekanntſchaft der himmliſchen Mächte zu machen wünſchte, mußte ſich ermannen. Es galt Entſagung; der Künſtler mußte die liebgewordene Werkſtätte verlaſſen, ſich herausſchälen aus der Maſſe mühſam erworbener Studien, die Ideale vergeſſen und den Schritt in das Leben wagen, das draußen rauſchte, die Luft athmen, geſchwängert von der Weisheit des Alltagiebens, und die Menſchen, die Größen dieſes Lebens ſich anſehen, die man allenfalls als Stoff nützen könnte.

(Fortſezung folgt.)

Der 24. Februar 1848.

(Fortſezung.)

Die dem ſchlagfertigen Marſchall gleichſam abgezwungene Ordre zum Einſtellen der Feindſeligkeiten iſt ein charakteriſtiſches Dokument aus jenen denkwürdigen Tagen. „Ich gebe Befehl,“ ſo lautet ſie in ihrer unwilligen Kürze, „überall das Schießen einzuſtellen, und die Nationalgarde wird die Polizei übernehmen (va faire la police).“ Dieſe wenigen Worte, in welchen eine gewiſſe plumpe Größe liegt, die alle Motivirung des Friedens verſchmähte, enthielt zugleich die Entwaffnung des Königs, den Beweis ſeiner Lähmung, den Unwillen des Abfaſſers des Befehls, und Verachtung gegen Volk und Nationalgarde: gegen das Volk, dem mehr eine Rauſer- und Diebsrolle zugetraut wurde, als eine heroiſche; gegen die Nationalgarde, welche nicht zum Schutze des Thrones aufgerufen, ſondern mit einem bloßen Polizeidieneramte beauftragt ward. Dieſer Befehl war es aber auch, der dem Heere das Schwert in der Hand zerbrach und einzelne Truppenzüge in die ſchrecklichſte Lage brachte, die für tapfere Soldaten, für Männer von Muth und Ehre nur zu gedenken iſt. So mußten, um nur eines anzuführen, von einem abziehenden Bataillon, das ſich über und durch die Barrikaden einen Weg bahnte, am Platz Cadet gegen fünfhundert Mann einzeln, ohne Gegenwehr, unter begütigendem Zuſpruch vom Volk, ſich entwaffnen laſſen, während die Offiziere mit Verzweiflung im Herzen und Thränen der Wuth in den Augen, geſenkten Hauptes vorüberzogen, ohne den ihnen angethanen Schimpf auch nur bemerken zu dürfen.* Das waren die erſten Waffen, die das Volk erbeutete. In welche mißliche Lage General Bedeau gerieth, werden wir ſogleich ſehen.

Bedeau war mit ſeiner Kolonne und zwei Stücken Geſchüz bis zum Boulevard Bonne Nouvelle, in der

* Aus dem Munde eines dabei thätigen Augenzeugen.

Nähe der Porte St. Denis, vorgedrungen und fand ſich dort von Barrikaden umgeben, deren eine der ſtärkſten, am Eingange der Straße Mazagran, von Sobrier befehligt wurde. Hier hatte er ſich eine geraume Zeit mit Bürgern eingelaſſen, die ihn umringten und zu friedlichem Abzuge bereden wollten, worunter namentlich ein dort anſäßiger Kammfabrikant, Fauvelle Delbarre, der großen Einfluß auf die dortige Bevölkerung zu haben vorgab, ſich hervor that, als unerwartet jene Ordre zum Einſtellen der Feindſeligkeiten und zum augenblicklichen Rückzuge über die Boulevards und durch die Rue de la Paix eintraf. Nun handelte es ſich darum, ohne Unfall die Kolonne mit ihren beiden Kanonen durch alle Barrikaden zurückzuführen. Die Barrikaden waren beſetzt; von der einen am Faubourg Montmartre waren ihm auf dem Hinzuge eben erſt zwölf Mann niedergeſchoſſen worden. Die Friedensnachricht ward von den umſtehenden Bürgern möglichſt verbreitet; der General verlangte eine Abtheilung Nationalgarde zur Deckung. Es erſchien ein Piket, das ſich an die Spitze der Truppe ſtellte und den Zug eröffnete. Das Volk jubelte und ließ die Linie leben. Es ging alles gut, bis etwa vor Tortoni am Boulevard, in der Nähe der Straße Lepelletier. Dort war aus den umgehauenen Bäumen eine mächtige Barrikade aufgebaut, durch welche der Zug begann. Er ſtockte, als die Kanonen durch die enge Oeffnung gebracht werden ſollten, und in der Verwirrung geſchah es, daß allmählig das Volk ſich an die Munitionswagen drängte und dieſelben zu plündern begann. Endlich fiel ein Haufe über die Kanonen her und nahm ſie den Kanonieren ab, ohne daß General Desalles, der den Nachtrab führte, ſich widerſetzen konnte. Er mußte ohne die Geſchütze weiter ziehen; der Hauptmann Pernet aber, ein tapferer Offizier, der ſie befehligte, gerieth darob in eine ſolche Verzweiflung, daß er laut aufſchrie, weinte, ſich das Haar ausraufte und in ſo gewaltige Schmähungen gegen das Volk ausbrach, daß er ohne Zweifel ein Opfer ſeiner Pflichttreue geworden wäre, hätte ihn nicht der Direktor des Hoſpitals St. Louis, der gerade zugegen war, mit Gewalt in ein benachbartes Haus geſchleppt und ſo der Wuth des Volks entzogen. Der aber die Kanonen erbeutet hatte, deren eine ſogleich in die Barrikade des Faubourg Montmartre am Boulevard gebracht wurde, war kein anderer als Cordon, der nachmalige Vicepräſident der Nationalverſammlung, an der Spitze der Ouvriers vom „Atelier."

Es konnte ſich ereignen, bemerkten wir oben, daß trotz der gemachten Zugeſtändniſſe der Aufſtand ſich aus Mißverſtändniß oder aus böſem Willen nicht legte. Unter Mißverſtändniß verſtehen wir hier namentlich den leicht vorauszuſehenden Fall, daß die Nachricht von jenen Zugeſtändniſſen wegen der Menge der Barrikaden, mit denen Paris überdeckt war, nicht in die Maſſen dringen konnte. Schon dieſes Umſtandes wegen hätte man ſich einen casus belli vorbehalten müſſen; denn es konnte kommen, daß man in einem Theile der Stadt die errungene Reform leben ließ und die Feindſeligkeiten einſtellte, während man in einem andern den Kampf fortſetzte und in einem dritten ſich rüſtete, gegen die Tuilerien zu ziehen. Dieſer Fall trat denn nun auch wirklich ein. Der Friedensbotſchaft unerachtet waren an der Porte St. Denis und Porte St. Martin die Barrikadenmänner nicht zum Weichen zu bringen. Als General Bedeau, der vom Verluſte ſeiner Geſchütze keine Ahnung hatte, ſeinen Rückzug ausführte und die Truppen auf die Aufforderung der Nationalgarde das Bajonnet abgenommen hatten und den Kolben hoch trugen, kreuzten ſie ſich mit Odilon Barrot, der in Begleitung Horace Veenets, Oberſten der Nationalgarde, Oscar Lafayettes, Quinette's und einiger andern Deputirten zur Beſchwichtigung der Aufgeregten vorüberritt und den Weg durch die Straße St. Denis nach dem Stadthauſe einſchlug. Hier, in der Nähe der Porte St. Denis, hatten bereits mörderiſche Gefechte ſtattgefunden und war der erſte Nationalgardiſt gefallen, ein in der kaufmänniſchen Welt geachteter und beliebter Kaufmann, Namens Adrial, der mit zerſchmetterter Stirn vom Kampfplatz fortgetragen wurde und in einem nahen Hauſe bald darauf verſchied. Hier war auch ein junges Weib, das ſich von der Barrikade herab mit geſchwungener Nationalfahne dem ſtürmenden Militär entgegengeſtürzt, ein Opfer ihres patriotiſchen Fanatismus geworden. Aber bei der Barrikade der Straße St. Denis kann der Zug nicht weiter und muß halten. Er will ſich einen Weg bahnen; vergebens. Odilon Barrot will reden, der Tumult übertäubt ſeine Stimme. Endlich gelingt es ihm, das Geſchrei zu bewältigen und einige Worte zu ſprechen. „Freunde," ruft er den Unbändigen zu, „unſere gemeinſchaftlichen Anſtrengungen haben den Sieg davon getragen; wir haben die Freiheit wieder erobert, und was beſſer iſt, die Rechtſchaffenheit ..." — „Das ſind leere Worte!" iſt das allgemeine Geſchrei. „Zu oft haben wir uns gängeln und hintergehen laſſen, wir ſind es müde!" Vergebens redet er zum Frieden und verſucht vorzudringen; einer der Kämpfer drückt ihm den Lauf ſeiner Flinte auf die Bruſt, von allen Seiten wird auf ihn angelegt; er, der vor kaum vier-und-zwanzig Stunden als „Vater des Volks" ausgerufen und im Triumph umhergetragen worden, er muß weichen und den Rückweg mit der Ueberzeugung antreten, daß an eine friedliche Ausgleichung fürder nicht zu denken ſey.

Digitized by Google

Während Odilon Barrot seinen Umzug hält und von der Richtigkeit seines moralischen Einflusses sich überzeugen muß, tritt ein Mann verstohlen aus dem Schloßthor der Straße de l'Echelle in die Straße Rivoli und will sich entfernen. Da fallen aus dem Eckhause einer benachbarten Straße zwei Schüsse. Die Kugeln pfeifen an ihm vorüber in den Schloßhof hinein. Er zieht sich durch das nahe gelegene Carrousselthor zurück in das Gebäude des Generalstabs. Der Aufstand ist also schon bis zu den Fenstern des Königs, oder vielmehr des von der Herzogin bewohnten Flügels vorgedrungen, welche die Fensterläden schließen und ihre Kinder in Sicherheit bringen ließ. Jener Flüchtling aber war Guizot. Von diesem Augenblick an ward er nicht mehr gesehen.

Im nächsten Briefe gedenken wir die Analyse des denkwürdigen Dramas zu vollenden.

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Frankfurt** a. M., Februar.

Die neue städtische Verfassung. — Das neue Verfassungswerk.

Die Frankfurter constituirende Versammlung hat die Vorarbeiten der Verfassung beendet. Dieselbe ist insofern praktisch zu Werke gegangen, als sie sämmtliche Punkte der Verfassung vorher besprochen hat und dieselben, nachdem man sich vollständig darüber geeinigt, nunmehr der Redaktion unterworfen wird. Das Protokoll ist nur resumirend gehalten. Der Senat, der bis jetzt aus drei Bänken besteht: Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten, wird auf sieben Regierungsmitglieder, mit einem Präsidenten an der Spitze, reducirt, deren Stellen nicht lebenslänglich sind. Die beiden wohlregierenden Bürgermeister, die, nach Beseitigung der kaiserlichen Schultheißen, die Spitze der vollziehenden Gewalt bildeten und gleichsam den ceremoniellen Ausdruck des Senats vorstellten, werden gänzlich eingehen. Uebrigens ist kaum zu erwarten, daß die Bürgerschaft die vorzulegende Verfassung ohne Weiteres annehmen wird. Sie ist allerdings auf die breiteste demokratische Grundlage gestellt; allein man ist der Ansicht, daß diese Breite für die kleinen Grenzen unseres Freistaats, dessen Handel von Jahr zu Jahr rückgeschritten ist und dessen eigentliches Moment im Wechsel- und Papiergeschäft mit allen seinen gefährlichen Wechselfällen besteht, allzubreit sey, zumal den angrenzenden und entfernteren, nicht eben überreichen Bezirken fremder Staaten gegenüber. Somit darf man allerdings jenen Widerspruch erwarten, der in den zwingenden Verhältnissen einer kleinen republikanischen Handelsgemeinde begründet ist, der, wie gesagt, sich stets mehr und mehr aus dem eigentlichen Verkehr herauszieht, um, wenn nicht besondere günstige Conjuncturen eintreten, ganz und gar den Standpunkt einer Kapitalistenstadt zu erreichen. Von da wird dann nicht weit seyn bis zu Augsburg und Nürnberg. Diese Rücksicht hat freilich die neuen Gesetzgeber wenig geleitet, die sich vielmehr die schweizerischen Republiken zum Maßstab genommen haben, unbekümmert darum, daß die Verhältnisse durchaus verschieden sind.

Was unsere deutsche constituirende Versammlung betrifft, die sogenannte Nationalversammlung, so stellt sich von Tag zu Tag mehr heraus, daß sie wohlgethan hätte, sich auf dem verfassunggebenden Standpunkte zu behaupten. Sie hätte, nachdem sie mit der Revolution gebrochen hatte und brechen mußte, sofort an die Verständigung mit den Regierungen denken sollen. Allein wer noch vor drei Monaten eine solche Verständigung zur Sprache gebracht hätte, der würde unfehlbar des Verraths beschuldigt worden seyn. Jetzt fügt man sich freilich in das Unvermeidliche, will aber einen unitarischen Staat erzwingen und über Nacht die *formelle* Einheit Deutschlands feststellen, der Jahrhunderte der Geschichte entgegenstehen. Mit Oesterreich geht es nicht; also muß es ohne Oesterreich gehen. Man geht so weit, an die Absetzung des Königs von Preußen zu denken, wenn er nicht auf die ihm in der Paulskirche zugedachte Herrlichkeit eingehen sollte. Und für das alles hat man nicht die geringste Kraft einzusetzen, nicht den geringsten politischen Nachdruck, wenn nicht die allerdings echt doctrinär unterhaltenden Artikel der „deutschen Zeitung," die wir auch für geistreich erklären würden, trügen sie nicht sammt und sonders das Gewäge jenes pedantischen Gelehrtenabsolutismus, der sich in den Kopf gesetzt hat, die Geschichte machen zu wollen, wie er sie gelehrt hat. Wenn das die ganze Märzerrungenschaft seyn soll, daß man Oesterreich, weil es nicht in die Einheitsmasse paßt, die unsere Professoren in das Prokrustesbett des deutschen Reichs einpressen wollen, von dem Körper abschneidet, dessen hauptsächlichstes Glied es bis dahin war, so wird man wahrlich nicht von einer Wiedergeburt unseres Vaterlandes sprechen können, aber man müßte denn darunter die widerwärtigste Mißgeburt verstehen, die Deutschland zur schwächsten Macht Europas erniedrigen müßte. Wollen wir aufrichtig seyn, so müssen wir zugeben, daß die Nationalversammlung, nachdem sie durch die Macht der Verhältnisse und ihre eigenen Weitläufigkeiten dahin gekommen ist, wohin sie nicht wollte, zu der *Nothwendigkeit* der Vereinbarung, wenig Geschick für die letztere bekundet. Diejenigen Persönlichkeiten, die wir bis dahin als die Höhepunkte der deutschen Hoffnungen rühmen zu hören gewohnt waren, erweisen sich zum Theil als recht routinirte parlamentarische Redner, namentlich über allgemeine Fragen, wo es gilt dem radikalen Umsturz oder der bequemen Phantasie Vereberys hausbackene Logik entgegenzusetzen, zum Theil als solche, die mit einem kräftigen, sonoren Organ kühnen Griffen dramatische Färbung verleihen können; aber organisirende Talente haben wir noch zu erwarten. Mittlerweile hat sich in den Parteiblättern der tiefigen Presse ein grimmiger Kampf im schwarzweißen und schwarzgelben Sinne entsponnen, der sich, wenn es nicht gelingt, dem wahrhaftigen Nationalgefühl Geltung zu verschaffen, immer mehr in separatistische Richtungen ausbreiten muß. Aber das Nationalgefühl läßt sich nicht leicht auf theoretischem Wege zu Stande bringen, und zu dem praktischen Bewußtseyn der Nationalität fehlt uns nicht mehr als alles, selbst das deutsche Vaterland, von dem Ernst Moritz Arndt vortrefflich singen mochte, das herzustellen ihm jedoch, wie so vielen Andern, die Begeisterung fehlte, die sich nicht auf Principien stützt, sondern auf das Leben. Auch Arndt mußte am Ende gestehen, er wisse nicht, wo die Wiedergeburt Deutschlands zu beginnen oder aufzuhören habe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 53. Freitag den 2. März 1849.

— Above me are the Alps,
The palaces of Nature, whose vast walls
Have pinnacled in clouds their snowy scalps,
And throned Eternity in icy halls
Of cold sublimity

Byron.

Briefe aus Savoyen.

(ſ. Nr. 133—140. 1848.)

Der lezte kleine Ort, bevor man in das Thal von Chamouny eintritt, heißt Servoz, ein liebliches Dörfchen mit Kirche, Wirths- und Posthaus auf einem freien Platz, der von hohen Bäumen beſchattet iſt. Hier, wo im vorigen Jahrhundert, wenigſtens zu Anfang deſſelben, noch Alles wüſt und todt war, zeigt ſich jezt eine Induſtrie, die vollkommen unſchuldig und ortsgemäß iſt. Man verkauft in einem hübſchen, dazu eingerichteten Saal Kryſtalle und ſonſtige Mineralien, die am Fuß der hieſigen Gebirge gefunden oder zu Tage gefördert werden. Da ſieht man den köſtlichen Kryſtall des Montblanc, vom reinſten Waſſer durch alle Schattirungen von Grün und Braun, in rohen Stücken, wie er ſich in der Natur findet, oder bereits geſchliffen und in hundert Formen geſchnitten: Schalen, Becher, Petſchafte, Prismen, Ringe, Käſtchen, wie man ſie wünſchen mag, und trefflich gearbeitet, eben ſo ſchön in ihrer Art wie die Holzſchnizereien in der Schweiz. Man könnte dieſe zugerichteten Steine Spielwerke des Luxus nennen, von denen ſich der wahre Forſcher mit lächelndem Kopfſchütteln abwendet, aber er thut es nicht; auch für ihn hat der fleißige und kluge Bergbewohner des Thales von Chamouny geſorgt. Auf jenen langen Tiſchen finden ſich in transportabeln Käſtchen ſyſtematiſch geordnet alle Geſteine dieſer Berge, in beiderlei Geſtalt, roh und polirt, und dieſe kleinen mineralogiſchen Kabinette ſind käuflich und nicht zu theuer. — Was enthalten die dicken Folianten, die auf andern Tiſchen zu ſchauen ſind? Gelehrte Abhandlungen? Ich ſchenke ſie. Die Geſchichte des Montblanc? Die Menſchen wären dumm genug ſie zu ſchreiben. Ja, es iſt eine Geſchichte des Montblanc und ſeines ſchönen Chamounythales, aber geſchrieben von der Hand der Natur; ihre lieblichen Hieroglyphen ſind zu Buche gebracht von der Hand jener hübſchen Hirtinnen und Knaben, die dort herumſitzen auf Bauholz und Steinen und geübt ſind in ſolcher Arbeit trotz einem Linné. Die Bücher enthalten Herbarien, die ganze Flora der hieſigen an den Himmel grenzenden Alpen, auf's Künſtlichſte geordnet und aufgezogen auf große Bogen. Da bleibt für den eifrigſten Botaniker nichts zu wünſchen übrig; von der Alpenroſe bis zum Geashalm, der im jungen Arveyron trinkt, findet er hier die ganze Flora des Gebiegs für einen Napoleon, mit dem Zuſatz ſkeletirter Blätter für dreißig Francs. Eben ſo wird der Schmetterlingsſammler, der Inſektenfreund, der Ornitholog überraſcht werden, die nieblichſten Sammlungen und Kabinette in Servoz anzutreffen. Ja nicht genug, den Montblanc ſelbſt, das ganze Thal von Chamouny, auf das Zierlichſte modellirt und in jeder transportablen Größe, hat man zur Auswahl der vermöglicheren Beſucher hier aufgeſtellt. Und wer ginge fort aus Servoz und kaufte nicht irgend ein Andenken aus dieſem heiligen Thale, einen Agath oder Kryſtall, womit das Fußgeſtell der Säulen dieſes erhabenen Tempels geſchmückt iſt?

Jezt ſind wir im Gebiet des Königs der europäiſchen Gebirge, die höchſten Alpen des Welttheils umgeben uns. Von Waſſerfällen umrauſcht, die vom Mont Beevent herabſtürzen, Lawinenluft athmend, biegen wir in das erhabenſte der Thäler ein, in das That von Chamouny. Man ſchreibt hier Chamounix,

weil es eben einmal das Land der X iſt. Wir kennen in der Nähe ein Gex, ein Ferney, ein Bex, ein Chouex, ein Thonex und noch andere. Dann kommen die zahlloſen Namen auf y, wie Paſſy, Magny, Regny; dann die Z, wie Servoz, Forclaz. Es lautet hier Alles auf X Y Z aus, während man in andern Südländern den Anfang des Alphabets klebt oder das tönende O. Wie ſchön klingt Roma! unter allen Ortsnamen gibt es keinen majeſtätiſcheren Klang, und auch Sorrento fällt nicht übel in das Ohr; es duftet dabei wie Pomeranzen und Citronen. Nach Orangen duftet das Thal von Chamouny nicht, es liegt hoch und iſt kalt, und doch hat es etwas, was den Reiſenden empfinden läßt, er ſey weder in Norwegen, noch in Schweden, noch in Rußland, ſondern da wo er iſt, im lieben, grünen, kräuterreichen, mit Gletſcheen bedeckten Savoyen.

Auf 577 Quadratmeilen zählt Savoyen gegen 600,000 Einwohner, die in 19 Städten, 36 Flecken und 594 Dörfen wohnen. Der größte Theil des Landes iſt mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwiſchen welchen ſich ſchmale Thäler hinziehen. In mehrere der leztern hängen ungeheure Gletſcher herab, das Klima iſt veränderlich, der Boden nur wenig fruchtbar; doch bringt er Getreide, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obſt und edle Kaſtanien hervor; vortrefflicher Wieswachs befördert die Viehzucht, die anſehnlichen Waldungen liefern viel Holz, und in den Gebirgen gibt es Wild, Murmelthiere, Gemſen und Steinböcke, als deren Heimath ganz beſonders das Thal von Chamouny angeſehen werden kann.

Und erſt ſeit einem Jahrhundert etwa iſt dieſe Heimath der Steinböcke, dieſes eigenthümlich ſchöne Thal bekannt, in welches wir jezt eindogen, dem Mont Brevent gegenüber und ſchon im Angeſicht des Boſſongletſchers, deſſen Eispyramiden, Thürme von Keyſtall und Smaragd über die Waldung hervorragten, die ihn ſelbſt unſerem Auge entzogen. Der Zugang des Thales war damals den nächſten Umwohnern fremd; Niemand beſuchte es in ſeiner ſchauerlichen, majeſtätiſchen Einſamkeit, was ſeinen beſondern Grund hatte. Man hielt das Thal für verzaubert und es hieß in der Volksſprache nur la vallée maudite oder les montagnes maudites, obgleich man von dem Daſeyn einer Abtei wußte, die im Schooße des Thales lag und bereits im frühern Mittelalter von einem Grafen geſtiftet worden war. Aber die Benediktiner der Prieuré zeigten ſich wenig und ſchienen ihre Abgeſchiedenheit, ihre faſt gänzliche Trennung von der Welt zu lieben. An ihnen wäre es wohl geweſen, den Irrwahn des Volkes, daß im Thal neben ihnen wilde, gänzlich rohe Menſchen und böſe Geiſter hausten, zu zerſtören, aber ſie unterließen ſolches und mögen wohl ihre Urſachen dazu gehabt haben. Nur auf einer Seite war das Thal zugänglich, auf der von Servoz und Sallenches, und auch hier nur mittelſt gefährlicher Fußſteige am Ufer der tobenden Arve, welche wild und eiskalt wie keine andere Fluth aus dem Innern des Thales hervorſtürzt; den zweiten, erſt neuerdings entdeckten und erzwungenen Zugang zum Thal, an deſſen öſtlichem Ende, über den Col de Balme, kannte man gar nicht.

(Fortſezung folgt.)

Herr Piepmeyer.

(Fortſezung.)

In dieſem Fall ſah ſich Schrödter, und wie verdanken dieſem Umſtande unſern Piepmeyer, und Piepmeyer verdankt ihm eine ſchnellere Berühmtheit, wenn er auch derſelben ſpäter mit ſeinen Kollegen in der Verſammlung nicht entgangen wäre. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!

Den Mann ſehen und ihn begreifen, war für Schrödter eins. Allein den Charakter tiefer zu faſſen, ihn in allen den Einzelnheiten parlamentariſchen Lebens zu ſchildern, aus denen ſich die Größe des politiſchen Mannes zuſammenſezt, alle Phaſen und Gemüthsſtimmungen eines Volksvertreters gleichſam mit ihm durchzumachen, das wollte ſich der beſcheidene Maler allein nicht zutrauen. Er mußte ſich eine andere Kraft beigeſellen, eine Kraft, die ſelbſt im Fluthendrange mitkämpft, die jedoch mit der Woge ſpielt, eine edle geiſtige Kraft, die ſich über die Parteien zu erheben vermag und die Gabe der ſchärfſten Beobachtung mit dem fertigſten Witze verbindet, die Einſicht hat in die partikularſten Eigenheiten der Menſchen und ein Einſehen hat mit ihren Schwächen. Schrödter ging nicht fehl, als er ſich an ſeinen alten Freund Dtmold wandte. Detmold, der uns den Typus deutſcher Kunſtkennerſchaft und Kunſtliebhaberei, wie er in Kunſtvereinen, Bilderverloſungen, Muſeen und Kaſinos ſchaltet und waltet, ſo treffend dargeſtellt hat; ſollte hier einem Künſtler, der uns einen Typus des neuerwachten politiſchen Lebens hinſtellen wollte, mit Rath und That an die Hand gehen. Daß er auf den Vorſchlag einging, war ein entſcheidender Schritt zum Gelingen.

Die bei Schmerber zu Frankfurt erſchienenen Biographien, zu welchen die Mitglieder der Paulskirche ſelbſt ihre Lebensläufe und parlamentariſchen Wirkungen mitgetheilt haben, da das Werk ja ſonſt unmöglich hätte zu Stande kommen können, war zur Zeit, als Herrn Piepmeyers Leben vorbereitet, das heißt in Arbeit genommen wurde, noch nicht da. Man mußte daher an Piepmeyern ſelbſt die höfliche Bitte richten,

Digitized by Google

ſich bei dem Werke durch Mittheilung authentiſcher Züge, Thaten und Handlungen zu betheiligen, was derſelbe mit der größten Bereitwilligkeit ſeinem Freunde Detmold zuſagte, der ſich lebhaft deßhalb bei ihm verwendete, da es Schröder ſich nicht unterſtanden haben würde. Durch dieſe Mitarbeiterſchaft hat nun die Sammlung Piepmeyerſcher Begebenheiten den Reiz und den nachhaltigen Werth einer Selbſtbiographie, ſo gut wie jene bei Schmerber erſchienene Sammlung, vor welcher ſie die bildliche Darſtellung und den küzern und pikantern Text noch weſentlich voraus hat.

Trotz dieſes Stempels treuer Wahrhaftigkeit, die jezt in allen Dingen, von den Staatsverhandlungen bis zu der ſimpelſten Aeußerung der Volksmänner verlangt wird, kommt Herrn Piepmeyers Leben der Vorzug und Reiz eines Zeitromans zu und es unterſcheidet ſich von den bisherigen Karrikaturen und ernſten Porträts wie das Werk eines ächten Dichters, der Zeit entlehnt, von einem Zeitungsartikel, der während der Sitzung auf den Bänken der Paulskirche verfaßt wird. Hier ſind nicht flüchtig ſkizzirte Momente, ſondern ſinnig ausgeführte Situationen, die in innerem Zuſammenhang ſtehen.

Nach dieſer Einleitung will ich mir erlauben über den Helden ſelbſt und die bis jezt vorliegenden Hefte, die ſein parlamentariſches Leben ſchildern, hier Einiges niederzulegen, um zu erläutern, was in jenen Heften fern von Frankfurt und ſpäter vielleicht in einzelnen Beziehungen unverſtändlich ſeyn würde.

Der kleine Piepmeyer erblickte das Licht der Welt in einer Stadt des nördlichen Deutſchlands zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Der Mann kann noch nicht fünfzig alt ſeyn, obwohl ihn das öffentliche Leben der lezten Monate bedeutend abgenüzt hat. Möge er zum Wohle Deutſchlands der Nation noch lange erhalten werden! Was wunderbar an Piepmeyern erſcheint, das iſt die Ungezwungenheit, die Familiarität könnte man ſagen, mit welcher er die Formen des parlamentariſchen und ſocialen Lebens ſich zu eigen gemacht hat. Es iſt ein gewiſſes, durchaus nicht vornehmes laisser aller in allem was er thut, von der Interpellation im Hauſe bis zum Aufſtehen bei der Abſtimmung, wobei er nie das lezte Wort des Präſidenten erwartet, ſondern mit raſchem Blicke ſeine Nachbarn überfliegend, genau deren Geſinnung zu errathen verſteht, und entweder maſchinenmäßig in die Höhe ſchnellt oder ſich mit verächtlicher Gleichgültigkeit an die Lehne wirft und die Lippen wie zu gräulichem Hohne verzieht. Eben ſo zuverſichtlich iſt ſeine Faſſung in den Clubs, ſein Erſcheinen im Wirthshauſe, wo er die Debatte verſteckt nachhallen läßt, ſein Auftreten in Salons, wenn ſeine jedesmalige Geſinnung es ihm geſtatten will; denn ſogar den Salon Sr. kaiſerlichen Hoheit des Erzherzog Reichsverweſers meidet er offen, ſeitdem Zwieſpalt unter den Cabinetten von Olmütz und Berlin in einer Frage zu herrſchen ſcheint, die ſich eben Piepmeyer als Lebensfrage geſtellt hat. „Es gehört mehr als ein Leben dazu, um ſie richtig zu beantworten," ſind ſeine tiefſinnigen Worte.

Zuerſt wurde Piepmeyer auf ſich ſelbſt aufmerkſam, als er, aus dem Knabenalter getreten, ein Bild Napoleons anſichtig wurde, welches, in grellen Farben coloriert, ohne Glas und Rahmen, an die Thüre eines Schrankes in einer Dorfſchenke angenagelt war. Er hatte ſchon früher Napoleon als Kaiſer vielfältig in ſeiner Geburtsſtadt abgebildet geſehen, allein nie war er ihm ſo bekannt vorgekommen, als eben jezt. Er konnte den Blick von dem Bilde nicht abwenden. Zufällig ſieht er ſich ſelbſt in dem neben dem Schranke hängenden Spiegel, und nun erſchrickt er faſt, denn Zug für Zug ſieht das Bild dem ſeinigen gleich. Dieſe auffallende Aehnlichkeit war, wie geſagt, das erſte, was ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt weckte. Er ſtrich die Haare, die ihm jezt ausgefallen ſind, aus der Stirne, und unter ihr entſprang der Gedanke: „Nicht umſonſt ſeh' ich aus wie du; ich will auch ein großer Mann werden!" wie die Jugend nun einmal iſt. Er lächelte, als er mir dieſen kleinen Zug mittheilte, legte mir die Hand auf die Schulter und ſprach: „Benützen Sie ihn, wenn Sie es paſſend finden; es iſt wenigſtens guter Wille aus dieſem Vorſatze des Jünglings zu entnehmen. Meine Wähler haben entſchieden, der Nachwelt ſtelle ich das Weitere anheim."

Hierauf begegnete dem Jünglinge nichts mehr von Bedeutung. Er war bereits zum vollſtändigen Manne gereift, als er wieder eine Bemerkung machte, die ihn zum Nachdenken über ſich ſelbſt brachte. Er ſtand eines Morgens am Feuſter, trommelte, wie er es gern that, um dem Geiſte Ruhe zu gönnen, völlig gedankenlos auf den Scheiben und pfiff eine monotone Weiſe, die man noch nie von ihm gehört hatte. Er componiete ſie offenbar wie bewußtlos. Plözlich erwacht er aus ſeiner Träumerei, ſchaut gen Himmel, ſenkt den Blick zur Erde, legt den Finger an die Naſe, ſchnupft, kurz Alles zeigt deutlich, daß er ſein Gedächtniß wecken will. Plözlich ſcheint er zu haben was er will; er lacht laut auf, ſpringt zum Tiſch und ergreift die naſſe Zeitung, deren Lektüre er eben beendigt hatte, als er zum Fenſter trat. Er überfliegt die Zeilen, pfeift wieder jene Melodie, und nun beginnt er erſt mit halber Stimme, dann immer lauter zu ſingen. Es waren die Worte:

„Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie gleich gier'gen Raben
Sich heißer darnach ſcrei'n."

Das frische Zeitungsblatt hatte dieses berühmte Lied nach Piepmeyers Wohnort gebracht; ich brauche nicht zu bemerken, daß es im Jahre 1840 war. Piepmeyer hatte die Weise gefunden, nach welcher man es singen konnte. Als später die Preise ausgeschrieben wurden, damit es Volkslied werde, wollte Piepmeyer es einem Musiker vorpfeifen, damit er es in Noten bringe, allein er konnte sich nicht mehr auf jene Melodie besinnen, und so ist das Becker'sche Rheinlied nie in das Volk gedrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Das Künstlerfest.

In der alterthümlichen Künstlerstube zum „Stubenvollbräu," diesem schönen, bei zahllosen Jüngern der Kunst in ganz Deutschland, ja selbst Europa berühmten Trinkplatz, herrschte reges Leben und Treiben. Es galt wieder ein Künstlerfest herzustellen, wie die Künstlerschaft Münchens in frühern Jahren welche unternommen hatte, und da war denn sehr viel vorzuberathen und vorzubereiten. Man wollte der Welt zeigen, daß trotz des Drucke der Jetztzeit, der schwer auf den Künstlern lastet und manche harte Entbehrungen von vielen derselben fordert, doch der frohe Muth, die Zuversicht auf eine bessere Gestaltung der Dinge nicht in ihrer Brust erloschen sey, und die Aussicht auf ein starkes, einiges Deutschland sie fröhlichen Herzens alle Opfer bringen lassen. Dieser Gedanke gab die erste Veranlassung zum Feste und lag der ganzen Idee zum Grunde. Mit richtigem Takte erkannte man, daß es in der ernsten Gegenwart unpassend wäre, wollte man irgend einen heitern Faschingsscherz (wie vor drei Jahren den Einzug des Prinzen Carneval in München) zur Darstellung bringen, daß man aber auf der andern Seite sich auch nicht zu tief in's Politische einlassen dürfe. Und wie man so sann, welche Wahl zu treffen sey, da war es ein glücklicher Mund, der da sprach: laßt uns die schöne deutsche Sage darstellen, wie Kaiser Barbarossa im Schooß des Kyffhäuserberges schlummert, bis sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen und der dürre Birnbaum auf der Welser Heide zur Blüthe gekommen ist, und wie er nun erwacht, um als freier Kaiser über das einige, starke Deutschland zu herrschen. Der Gedanke fand allseitigen Beifall, er war in jeder Weise ein glücklicher, und die verschiedensten Kräfte begannen sich nun zu regen, um denselben auf eine der Künstlerschaft Münchens würdige Art zur Ausführung zu bringen. Es war dieß ein bedeutendes Stück Arbeit und mancher Künstler widmete mit großer Aufopferung seine ganze Zeit Tage, ja Wochen lang den Vorarbeiten des Festes. Den Text zu liefern übernahm der Maler Teichlein, rühmlichst erprobt als talentvoller Dichter, die Musikbegleitung componirte Herr von Perglas, der Entwurf zum Festbau und den einzelnen Gruppirungen und Zügen ging aus der schöpferischen Phantasie des Malers Kreling hervor, der von dem Architekten Berger und mehreren andern jüngern Künstlern dabei unterstützt wurde; die übrigen Vorstände des „Stubenvollbräu" aber, die Maler Dietz, Schön, Behr, Petzelt und Eberhardt nahmen sich mit regem Eifer der vielfachen andern Geschäfte an. Durch solche Kräfte mußte etwas Bedeutendes zu Stande kommen.

Der Abend des 14. Februars war zur Darstellung bestimmt. Schon Stunden vorher füllten elegante Damen und Herrn aus allen gebildeten Ständen der Stadt die Räume des Odeon, dessen hoher, großer Festsaal zum Schauplatz erkoren war. Gegen sechs Uhr wurden die Thüren geöffnet, und Kopf an Kopf stand bald die schaulustige Menge die in die fernsten Winkel des Saales. Lang niederwallend, von blühenden Gewächsen umduftet, verhüllte ein großer Vorhang vor der hintern Rotunde des Saales den Festbau den spähenden Augen der Neugierigen. Um sieben Uhr endlich erschien König Max mit Gemahlin und zahlreichem Hofstaat und bald darauf ward das ersehnte Zeichen zum Beginn des Festspiels gegeben. Das stark besetzte Orchester, vom Componisten Perglas selbst geleitet, warf mit den ersten Takten des Arndtschen Liedes die Frage auf: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und stellte dann den Kampf der Stämme und Meinungen dar, indem die Compasition sehr gelungen das Motiv der Frage durchführte. Nun öffnete sich der Vorhang, und ein Ruf der Bewunderung entfuhr unwillkürlich den Lippen Vieler. Das schöne gothische Portal eines Schlosses, meisterhaft gedacht und ausgeführt, erhob sich auf einem Felsen. In diesem, in einer fantastisch geschmückten Grotte, saß der Kaiser im alten malerischen, reichen Krönungsornat, die Krone mit funkelnden Edelsteinen auf dem Haupte, an einem Steintisch und schlief, während sein langer rother Bart sich um den Fuß desselben kräuselte. Zwerge und Erdgeister, in blitzende Metalle gekleidet, schmiedeten an flammenden Feuern, die wirkungsvoll das Ganze beleuchteten, Waffen aller Art. In der Mitte des Baue, über der Grotte, wo die Pfeiler des Portales begannen, stellte die Bühne die Heide auf dem Berge selbst dar, in deren Mitte der bekannte dürre, nun aber blühende Birnbaum stand. Um den Baum, an dem ein alter fabelhafter Hirt saß, bewegten sich Elfen, die nach genialer Zeichnung von Ballettänzerinnen des Hoftheaters dargestellt wurden, in vielverschlungenem Tanze. Die Musik spielte einen leisen Elfenreigen, während dessen der Hirt seinen Spruch begann.

Ich käme wohl zu spät, wenn ich der dramatischen Entwicklung des Festspiels folgen und den Text der Reden und Gesänge mittheilen wollte; ich kann es mir aber nicht versagen, den Festzug kurz zu beschreiben.

Der letzte Auftritt des kurzen Dramas war von ergreifender Wirkung, und selbst Männern traten Thränen der Rührung in die Augen. Der Kaiser erschien in vollem Ornat eben auf der Scene; im selben Augenblick versank der Birnbaum und der Hintergrund verwandelte sich in eine lachende Rheinlandschaft, in der die Thürme des Kölner Domes hoch emporragten. Glockentöne erschallten in feierlichen Akkorden, Posaunen und Trompeten donnerten darein. Den goldenen Mantel in malerischem Faltenwurf um sich schlagend, trat der Kaiser langsam feierlichen Schrittes vor, ergriff das Reichspanier und sprach dasselbe schwingend, während alle Volksstämme ihre Fahnen zum Zeichen der Huldigung senkten, mit volltönender Stimme die Worte:

Vernimm es, Welt, mit ehrfurchtsvollem Staunen,
Ihr Glocken dröhnt, verkündet es Posaunen,
Als Kaisergeist schlief einst in deutschen Landen
Des Reiches Herrlichkeit — sie ist erstanden

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 54. Sonnabend den 3. März 1849.

— Mutato nomine de te
Fabula narratur.

Horat:

Électeurs de ma province,
Il faut que vous sachiez tous
Ce que j'ai fait pour le prince,
Pour la patrie et pour vous.

Béranger.

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Die Zeit vom Erscheinen des Becker'schen Rheinliedes bis zum März 1848 soll hier nicht geschildert werden. Wie die meisten Deutschen, hatte Herr Piepmeyer auch keine Ahnung davon, daß Louis Philipp würde fortgejagt werden, und somit nahm er den bescheidenen Standpunkt eines vormärzlichen deutschen Politikers ein. Erst im März, als ganz Deutschland sich die Augen rieb, hob auch Piepmeyer das Haupt höher; er gedachte des Versprechens, das er einst vor dem kolorirten Bilde Napoleons abgelegt hatte und das ihm jezt wie ein feierliches Gelübde vorkam, und in ihm sprach eine Stimme wie damals: „Groß und berühmt will ich werden — um jeden Preis!"

Die Wahlagitation begann; Herr Piepmeyer trat in das öffentliche Leben. Hier ist es, wo der Künstler sein Original in's Auge faßt, wo die erläuternde Feder Detmolds ihr Werk beginnt. Die strengste Wahrheit, die gewissenhafteste Treue leitet Beide; der Charakter entfaltet sich vor den Augen der Welt. Ich kann hier nur berichten, was in den bis jezt erschienenen fünf Heften, die den Titel führen: „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main," enthalten ist,* und hebe einige Hauptmomente daraus hervor.

Auf dem ersten Blatte sehen wir Herrn Piepmeyer seinen Wählern Versprechungen machen, welche nach allen Seiten zu befriedigen geeignet sind. Hier verspricht er, für Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Aufhebung der Jagdrechte und aller Grund- und Feudallasten zu stimmen; dort deklamirt er für Aufrechthaltung des Bestehenden, für Zunftzwang; in einem Kreise entscheidet er sich für Freihandel, im andern für Schutzzölle. Man erstaunt über die Vielseitigkeit, man ist überrascht von dem Redeschwall des sonst nicht lauten Mannes. Nicht unbezeichnend hat der Künstler den einen Handschuh Piepmeyers auf den Tischrand so keck und herausfordernd hingezeichnet. Er sieht fast wie ein Ritterhandschuh aus, wie ein Stück Bekleidung aus Schrödters Arsenal, als er Don Quixote zeichnete.

Die nächsten Blätter zeigen uns den Mann im vertrauten Verkehr mit seinen Wählern. Bezeichnend sind die Schnapsgläschen, als er die Reinheit und Kraft seiner republikanischen Gesinnung den Wählern explicirt. Er nimmt Abschied von den Wählern. Unnachahmlich ist die Haltung, als er den ersten Akt des zum Parlament reisenden Volksmannes ausübt und Namen und Amt in das Fremdenbuch schreibt. Wir sehen ihn hierauf im Eilwagen mit seiner Reisegesellschaft und müssen gleich hier den selbstbewußten Staatsmann erkennen. Die ersten Schritte in Frankfurt, die ein Deputirter gewöhnlich zu machen pflegt, gelten einer passenden Wohnung. Um wie viel mehr ist dieß bei Piepmeyer der Fall, dem bisher seine Häuslichkeit über Alles ging. Er wählt bescheiden ein Dachzimmer, der schönen Aussicht wegen. Seine ersten Schritte in der Paulskirche thut er nicht so entschieden. Er hatte von der Rechten und Linken nur unvollständige Vorstellungen; nun überrascht es ihn einigermaßen, als er Wesendonk donnern hört; Gagern

* Zu haben bei C. Jügel am Roßmarkt in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

auf dem Präsidentensitz erscheint ihm wie zu nebelhafter Höhe entrückt. Piepmeyer sieht aus, als ob er überhaupt nicht wisse, ob er sich setzen oder stehen bleiben solle, und er ist daher sehr erfreut, als ihn ein artiger, wenn auch wild aussehender Mann antritt der sich für einen Journalisten ausgibt und ihn über Manches in's Klare zu bringen verspricht.

Piepmeyer wandelt sich um und entpuppt sich. Er kauft einen unförmlichen Hut, der seitdem Piepmeyer benannt wird, wie einst ein Hut Bolivar hieß; er bindet das dreifarbige Band in verschiedene Knopflöcher seiner Kleidungsstücke und beschließt sich einen Bart stehen zu lassen, um wie der Abgeordnete von Leitmeritz, der bekannte Dichter Moritz Haetmann auszusehen, dessen Aeußeres ihm sehr gefällt und dem er deßhalb nachstreben will.

Mit dem Journalisten besucht er Homburg, verliert sein Geld, bewundert die schöne Gegend und wird von seinem Freunde auf eine unbekannte Dame aufmerksam gemacht, die wohl eine russische Fürstin, vielleicht gar die Fürstin Lieven seyn könnte. Anteieb genug für ihn, die Bekanntschaft dieser Dame zu suchen; allein er nimmt sich vor, mit seinen politischen Ansichten zurückhaltend zu seyn und vielmehr so viel als möglich von der Politik des Czaren zu erforschen, die ihm — falls die Dame wirklich die Lieven wäre — von höchstem Interesse seyn müßte. Er verläßt jedoch Homburg, ohne das gewünschte Resultat erzielt zu haben.

Der Journalist regt eine andere große Idee in Piepmeyer an. Es gilt eine Erfindung. Der Deutsche entbehrt noch eines eigentlichen ausschließlichen Nationalgetränkes; Piepmeyer faßt die Idee von ihrer politischen Seite auf, der einzigen richtigen in dieser Zeit. Er wirft sie in seinem Kopfe hin und her; dieß hindert ihn jedoch nicht, der kleinen Eitelkeit Raum zu geben, daß er bei einem Blick in den Spiegel mit Wohlgefallen seinen Bart betrachtet und ausruft: „Noch vierzehn Tage — und ich sehe gerade aus, wie der Abgeordnete von Leitmeritz!“ — Verzeihliche Schwäche, wenn man es so nennen kann!

In der Paulskirche hat Piepmeyer entschiedenes Pech. Mehrmals meldete er sich zum Worte, allein immer war der Schluß der Diskussion bereits erfolgt und er wurde zum Schweigen verurtheilt. Er unterließ es jedoch niemals, dieses seinen Wählern zu melden. Bei namentlichen Abstimmungen verfehlte er den rechten Zeitpunkt dadurch, daß er, um der Langeweile des Namensaufrufs zu entgehen, inzwischen einen kleinen Imbiß zu halten pflegte und dabei zu lange sitzen blieb. Zur Ausgleichung dieser auffallend ungünstigen Schicksalslaunen, welche Piepmeyers Namen aus den stenographischen Berichten verbannte, unternimmt es der Journalist, in einigen Zeitungen die Hoffnungen zu schildern, die sich an Piepmeyers Eintritt in das Parlament für Deutschlands Zukunft knüpfen lassen. Zu Hause macht Piepmeyer inzwischen ernste Zurüstungen zu einer zu haltenden Rede, übt Redensarten und Stellungen ein und es gelingt ihm Worte, wie: „den Wünschen des Volkes Rechnung tragen — von meinem Standpunkt aus — eine verrätherische Camarilla — eine brutale Soldateska — Reaktion, die offenbare Reaktion — das brechende Himmelsauge der Freiheit,“ mit den bezeichnendsten Bewegungen zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Alle Töne, die über die Berge herüber aus dem Thal von Chamouny drangen, waren schrecklicher Natur und die Hirten entflohen, wenn sie sie in der Ferne vernahmen. Von keiner Seite her in den Hochgebirgen krachte und donnerte es so häufig, heulte und brüllte es so furchtbar aus Schlünden und Klüften, wie von dort her. Alle Unwetter hingen sich an die bis zum Himmel hinaufdrohenden Eisspitzen und Gletscherhörner, Dents und Aiguilles, welche über dem verzauberten Thal ragten, und tobten dann mit Blitz und Sturm in seinem Innern. Oder man sah von den Gipfeln des Montblanc ungeheure Lawinen herabgleiten, die in ihrem Lauf Wälder mit sich rissen und mit dumpfem Getöse, bei dem die Berge in ihren Grundvesten bebten, niederfielen im Thal. Dazwischen gellte und klagte die Glocke der einsamen Abtei, die jedoch mit der Zeit schwieg; die Prieure starb aus und verfiel, kein Mönch zeigte sich mehr und nur die bösen Geister tobten noch fort.

Wer mochte unter solchen Umständen sich hineinwagen in die montagnes maudites? Und so kam es, daß ihr einziger zweifelhafter Zugang geflohen, verabscheut und endlich vergessen wurde von den Hirten, geschweige daß es einem Reisenden eingefallen wäre, denselben zu suchen. Das Thal am Fuß des Montblanc stand in dem Ruf gleicher Unzugänglichkeit wie der Berg selbst und war der Welt vollkommen unbekannt. Zwei kühnen Britten war es vorbehalten, es wieder zu entdecken und einzudringen in seine Geheimnisse. Hundert und sechs Jahre sind verflossen, seit zwei jüngere Männer mit Haarbeuteln und runden weißen Perrüken, aber unter den Perrüken mit Kenntnissen und Gedanken ausgerüstet, in Chède ankamen. Sie sprachen ausländisch und ver-

Digitized by Google

langten einen Führer nach dem geſeiten Thal. Anfangs ſtarrte man ſie an und hielt ſie ſelbſt für verdammte Zaubeeer. Endlich gelang es ihrem Zueeden, mehr vielleicht noch ihrem guten Gold, einen Gemsjäger zu gewinnen, dee ſie führete.

So drangen ſie in das Thal ein mit ſeiner verſchwiegenen und veeſchleierten Herrlichkeit. Fünf Stunden lang dehnte es ſich voe ihnen aus mit allen Wundern ſeinee geoßen Natur. Sie trafen Waſſeeſtürze, Gletſcher, ungeheuee Felsblöcke, die Trümmer dee Abtei, nebſt denen ganzer Wälder, und endlich bei weiterem Voebringen die Quellen der Arve und des Arveyron, das Eismeer mit ſeinen Grotten und Gewölben von Azue, wo jene beiden Ströme geboren werden, genug alle Geheimniſſe und Wunder des verzauberten Thales. Als ſie dem Rieſengletſcher nachgingen, der ſpäter den Namen des Eismeers eehielt, weil ſeine Oberfläche der des Meeres gleicht, wenn dieſes während eines Sturmes erſtarren könnte, und ſich, je weiter hinauf, immer mehr ausbreitet, bis er ſich der unendlichen Eisdecke anſchließt, welche hier dir Hochalpen bedeckt — als die kühnen Reiſenden immer am Ufee des Gletſchers emporſteigend, die Höhe des Montanveet erreichten, wo gegenwärtig ein zieeliches Wirthshaus erbaut iſt, kam eines jenee Unwetter über ſie, die häufig ſo ſchnell in dieſer Bergwelt erwachen, mit furchtbaeem Ungeſtüm herabſtüezen von den Aiguilles und in der Regel Schneeſtürme oder Lawinen im Geſolge haben. Sie ſind es, die mit ihrem weithin hallenden Getöſe das Thal in üblen Ruf gebracht hatten, und heißen »Orages du Montblanc.« Vor der Wuth eines ſolchen Gewitters ſuchten nun die Reiſenden Schuz und fanden ihn unter einem Granitblock, der eine Aet kleinee Höhle überwölbte, vermuthlich ein Verſteck der Gemſen oder dee Steinböcke. — Hiee übernachteten die Britten mit iheen Füheern, und jezt, nach hundert Jahren, lebt dieſes Ereigniß noch im Munde des Volkes fort und jedem Beſteigee des Montanvert wied der Geanitblock gezeigt, unter welchen die wackern Reiſenden ſich bargen, die eeſten, welche in dieſee toddrohenden Wildniß zu übernachten wagten. Ihre Namen hat die Geſchichte aufbewahrt: ſie hießen Windham und Pococke.

Nicht lange nach ihrer Rückkehe in die Heimath ließen ſie eine Beſcheeidung iheer Reiſe in die ſavoyiſchen Alpen erſcheinen und erzählten ihren Landsleuten von den Wundern des Montblancthales und der wüſten Abtei von Chamouny, die mitten unter Lawinentrümmern ſelbſt in Trümmeen lag. Nicht ſogleich, aber doch bald kamen in Folge dieſes Weekes mehrere neugierige Reiſende hierher; man fand die Ausſagen Windhams und Pococke's beſtätigt, und der Ruhm des verzauberten Thals begann ſich in auswäetigen Ländern zu veebreiten. Immee ſtärkee ward dee Zug der Beſucher, immee größer die Aufmerkſamkeit, die man ihm von allen Seiten widmete, zulezt auch von Seiten dee Nachbaen und der Landesegierung. Es fand eine Art von Einwanderung in das öde Thal ſtatt, die von oben begünſtigt ward. Dee in dieſem Land allmächtige Stand dee Geiſtlichkeit nahm ſich der Sachr an; die Abtei mußte aus iheen Trümmern erſtehen; das Dorf Chamouny bildete ſich, dann Boſſon und zahlloſe Sennhütten; der Zugang bei Servoz und Chede ward erweitert, ein Uebergang übee den Col de Balme entdeckt, und im Lauf der Jahrzehnte geſtalteten ſich allmählig die inneen Verhältniſſe des Thals von Chamouny ſo, wie wie ſie jezt ſehen. Ein ſehr hübſcher, ſtattlicher Flecken mit fünf bis ſechs großen Hotels ſchmückt es, eine Kunſtſtraße, und was ſonſt noch die erwachte Induſtrie des Menſchen aus einee Wildniß hervorlocken mag.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Eröffnung des Parlaments. — Bei Hofe. — Die Geſellſchaft in Brighton.

Das Parlament hat ſeine Sitzungen begannen. Nun können die armen Reichen, deren zarte Neeven den Novembernebeln Londons nicht zu wideſtehen vermögen, ſo wie jene, die zu faſhionabel waren, um ihr Weihnachtsfeſt in dee Metropolis zu feiern, mit Anſtand hierher zurückkehren und ihrem Schöpfer ihre Dankpſalmen ſtammeln, daß er ſie nicht gebaren werden ließ wie die übrige Menſchheit, die dieſe Geſetze einer verfeinerten Civiliſation vergeblich im Punch ſtudiet, ohne ſie jemals befolgen zu können. Täglich ſieht man neue Ankömmlinge, täglich friſche Equipagen und neu galonnirte Puderköpfe, denn die geoße Zeit naht, wo das erſte Drawin-groom, das am 23. März ſtattfinden ſoll, das lang verhüllte Angeſicht der Majeſtät den beglückten Unterthanen enthüllen ſoll. Victoria thut ihr Möglichſtes, um nicht als Vollmand zu glänzen. Sie fürchtet ſo ſehr die Corpulenz ihres königlichen Oheims zu erreichen, daß ſie der Vorſichtsmaßregeln dagegen, namentlich der Leibesbewegung, nicht genug anwenden kann. Zu ihren diätetiſchen Regeln gehört jezt zwei Stunden nach dem Eſſen zu ſtehen, und dieſe Zeit — wahrſcheinlich um die Verdauung durch keine geiſtige Anſtrengung zu ſtören — verwendet Ihre Maſeſtät darauf Patience zu legen, und die Heeren und Damen des Hofes haben das Vergnügen, ſchweigſam im Keeiſe von einer Zehe auf die andere zu trippeln und dieſer Unterhaltung in ehrfurchtevoller Bewunderung zuzuſchauen. Um die nöthigen Kräfte dazu zu ſammeln, ruhen ſie ſämmtlich ein paae Stunden vor dem Mahle in ihren Zimmern aus. Es iſt zu allen Zeiten eine ſchwirrige Aufgabe geweſen, die Langeweile des Lebens zu ertragen, und höeer noch als der Hunger zehrt dieſer Feind der Menſchheit

an dem Glück des Daſeyns. Iſt es aber ſchon hart genug, ſich zu ennuyiren, wie viel ſchwerer noch muß es ſeyn, ſich mit Anſtand zu ennuyiren, und inmitten der ſteifſten Hofetikette, die Europa für Fürſtendiener zu erſinnen wußte, die lächelnde Miene der Befriedigung auf der höflichen Lippe zu bewahren, während das Herz vor menſchlicher Ungeduld unter dem Zwang kocht und nach Leben, Freiheit, Bewegung ſeufzt! Aber laſſen wir das! Es hängen ſich ja alljährlich doch nur halb ſo viele als ſich hängen ſollten und könnten. Zum Beiſpiel in Brighton, dieſem faſhionablen Phänomen, das von ſeinem Kalkfelſen auf die eintönigſte Waſſerfläche ſchaut, die je ein Snob beängſtelt, hat ſich dort auch nur Ein Individuum während der Saiſon umgebracht? Leider nein! Die ganze Modewelt hat ruhig ausgehalten, bis ſie, ohne zu erröthen, in ihre Stadthäuſer zurückkehren konnte. Und noch jetzt ſind eine Menge tugendhafter Snobs dort zu finden, die die unerwartete Ankunft des Herzogs von Devonſhire gebannt hat. Dieſer hat auf zwei Monate ein Haus genommen, hat ſein Muſikchor mitgebracht, ſo wie auch ſeinen Privatklavierſpieler, den er mit zweihundert Pfund Sterling jährlich ſalarirt, und hält offene Tafel, gibt Bälle und Feſte, wo ſich die ſchöne Welt vergnügt in ihren beſten Kleidern von der letzten Londoner Saiſon einfindet. Zu der Elite dieſes Kreiſes gehört auch Bulwer, der Schriftſteller, der jetzt ſchon ſein älteſtes Söhnchen auf den Tanzplatz führt, während der ernſt-verſtändige Vater ſich in eine gediegene Unterhaltung mit irgend einer Notabilität einläßt. Seinen langen rothen Germanenbart hat er abgeſchnitten; er paßte nicht zu der hier obligaten Stutzertoilette. Auch der junge Metternich iſt erſchienen, ein netter, beſcheidener junger Mann, der ſich nirgends das Anſehen gibt, als wenn er ſeines Vaters Sohn wäre. Ferner iſt Lady Morgan zu nennen, ſie iſt aber ſchon zu vorgerückt in Jahren, als daß die Männerwelt ihr den überlegenen Geiſt zu gute halten ſollte, und die Damen rechnen es ihr als unerträgliche Eitelkeit an, daß ſie Dinge und Worte beſſer zu deuten weiß, als die bunten Schmetterlinge des Tages, die nur damit beſchäftigt ſind, den Staub auf ihren Flügeln zu bewahren. Ferner iſt Miſtreß Jameſon erſchienen, die würdige Frau, die eine ſo ernſte Lebensbahn hat wählen müſſen, weil das Geſetz für ihre Klage kein Ohr hat. Dort aber gewahren wir Miſtreß Gaskell, die Frau mit dem freundlichen, bleichen, liebenswürdigen Geſichtchen, die Freundin der Armen, deren Leiden und Freuden ſie jetzt eben in dem Romane „Mary Barton" ſo rührend vor das Publikum gebracht hat. Das Buch erzählt den ganzen Charakter der Verfaſſerin. Nur Selbſterlebtes kann mit dieſer Treue und Wahrheit geſchildert werden, nur das Mitempfundene kann uns in ſo lebendigen Farben gemalt werden, daß wir uns der Täuſchung hingeben, es ſey alles wirklich und wahr, und unſere Thränen fließen einem wirklichen, keinem eingebildeten Leiden. Miſtreß Gaskell lebt in Mancheſter und iſt die Gattin eines unitariſchen Geiſtlichen. Sie ſchildert uns das Leben der dortigen Fabrikarbeiter und das Verhältniß zu ihren Herren: ſie geht mit uns in die kleine Häuslichkeit derſelben, ſie führt uns zu ihrer Hochzeit, zur Geburt ihres erſten, zum Tod ihres letzten Kindes, ſie macht uns völlig vertraut mit Allem, was die kleine beſchränkte Welt eines ſolchen Lebens an Glück und Schmerz, an Freud und Leid, an Hoffnung und Glauben, an Kummer und Verzweiflung enthalten kann, und beweiſt, daß es für die ſcheinbare Ungerechtigkeit der Vorſehung in der Austheilung menſchlicher Looſe hienieden eine große Panacee gebe, aber auch nur Eine, und dieß ſey die Sympathie des Reichen für den Armen.

(Fortſetzung folgt.)

München, Februar.

(Fortſetzung.)

Das Künſtlerfeſt.

Jetzt ſtieß der Triumphmarſch mit ſchmetternden Klängen ein, und unter der Begleitung deſſelben ſtieg der Zug die Stufen herab, ſeinen feierlichen Umgang durch den Saal beginnend. Voran der Zugführer des Stammes der Bayern, dann die Bannerträger deſſelben mit den bayeriſchen Fahnen, darauf ein Sängerchor, mittelalterlich in bayeriſche Farben gekleidet, ſodann die Stadt München, ihr Wahrzeichen, die Frauenkirche mit ihren Doppelthürmen in kunſtvoll gearbeitetem Modell tragend; Bildhauer, Maler, Baukünſtler, Erzgießer, in ſchönen mittelalterlichen Trachten, umgaben dieſen Hauptſitz der deutſchen Kunſt. Darauf die Stadt Landshut mit Bürgern und Landleuten der dortigen Gegend im Nationalcoſtüm, Embleme ihrer Beſchäftigung tragend. Es folgte die Stadt Salzburg, hinter ihr die ſchöne Büſte Mozarts, mit Lorbeeren umkränzt, getragen auf einer mit Blumen und grünen Zweigen verzierten Tragbahre; Muſiker, Sänger, Fackelträger, alle geſchmackvoll gekleidet, umgaben den großen Meiſter. Die Bewohner des Hochlandes, die Senner und Sennerinnen, Gemsjäger, Holzknechte, Flößer, Bergleute aus dem Salzkammergute in ihrer maleriſchen Kleidung, eine luſtige, dem Auge wohlgefällige Gruppe mit hübſchen Frauen und ſtattlichen Männern. Wien, die jüngſt ſo ſchwer geprüfte Kaiſerſtadt, mit ihrem alten Wappen; Südtiroler, Steirer und Kärnthner, alle in ihrer Landestracht mit den Zeichen ihrer heimiſchen Handthierungen. — Den Bayern folgte der Zug der Sachſen. Voran wieder der erichgekleidete Zugführer, das alte ſächſiſche Wappen, das ſpringende rothe Roß im weißen Felde auf dem Gewande, hinter ihm die Bannerträger mit den Fahnen der verſchiedenen Zweige des großen ſächſiſchen Volksſtammes. Darauf die Städte Königsberg, Berlin, Leipzig, Dresden mit ihren Stadtwappen. Deutſche Gelehrte der verſchiedenen Fakultäten, in feierlichem Ornat, von kecken, kühnen Studenten mit blitzenden Schlägern umgeben. Träger mit den Statuetten Luthers, Leibnitz's u. ſ. w. folgten, und ihnen ſchloßen ſich wieder die alten Städte Magdeburg und Hannover an, theils von Frauen, theils von Männern dargeſtellt. Unmittelbar hinter Hannover eine ſinnige Gruppe von Bergleuten aus dem Harz in ihrer einfach dunkeln, aber nicht unſchönen Feſtkleidung. Nun das Banner der berühmten Hanſa, ihm folgend die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen. Die Städte begleiteten in reichen mittelalterlichen Feſtgewändern Kaufherren, die volle Geldtaſchen am Gürtel tragen. Zog der Seeküſten kräftige Bewohner, Schiffskapitäne mit Fernröhren, Matroſen, das ſtattliche Modell einer Fregatte mit der deutſchen Kriegsflagge auf dem Vordertopp tragend, Wind und Wetter trotzende Lootſen mit ihren langen Waſſerſtiefeln und groben rothen Frießhemden, andere wieder im ſonntäglichen Putz mit dem breitrandigen Strohhut, den weiten blau und roth geſtreiften Beinkleidern, tropiſche Erzeugniſſe oder ſchilfbekränzte Ruder oder Fiſchernetze tragend. Nun Landleute aus der Gegend von Hamburg, unter denen beſonders die wegen ihrer eigenthümlichen Tracht weit und breit bekannten Vierländer ſich auszeichneten; dann oſtfrieſiſche und weſtphäliſche Bauern und Bäuerinnen, Eiſenſchmelzer aus der Grafſchaft Mark, Weber aus Schleſien, Schnitter und Schnitterinnen aus verſchiedenen norddeutſchen Landſtrichen.

(Schluß folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 55. Montag den 5. März 1849.

Ces glaciers majestueux présentent un des plus grands et des plus singuliers spectacles qu'il soit possible d'imaginer. L'air pur et frais qu'on respire, la belle culture de la vallée donnent l'idée d'un monde nouveau, d'une espèce de paradis terrestre. La route partout belle et facile permet de se livrer à une délicieuse rêverie.

Saussure.

Briefe aus Savoyen.

(Fortſetzung)

Dieſe Induſtrie ſteht indeſſen immerhin in einem Verhältniß zu der umgebenden Natur, welches nicht fürchten läßt, daß jene die Größe, Wildheit oder Erhabenheit der lezteren ſtöre. Der Menſch iſt zu geringfügig gegen dieſe ewigen Maſſen und Kräfte, die ſich von ihm weder beherrſchen noch bewegen laſſen, und zulezt verſchwindet er mit allen ſeinen Beſtrebungen in dieſem majeſtätiſchen Ganzen. Irgend anderswo dürfte man fürchten, das Thal werde durch Anlagen, Straßen, ſchöne Häuſer, durch das immerwährende Kommen und Gehen Fremder in ſeinem innern Charakter, dem der Einſamkeit und Größe, verlezt. Das iſt nicht der Fall, beide Eigenſchaften ſind hier unzerſtörbar. Was ſchadet es, daß täglich Karavanen von Maulthieren und Sänften die ſteilen Pfade des Montenvert hinaufziehen? Das Eismeer zu ihren Füßen mit ſeinen gefrorenen Wogen, ſeinen azurblauen oder ſmaragdnen Eisthürmen, bleibt immer daſſelbe. Noch kracht es in dem Gletſcher des Arveyron, der ſchäumend ſeine blauen Gewölbe verläßt, um in das Thal hinabzubrauſen, gerade wie ſonſt, noch immer donnert es von Minute zu Minute mit langhinziehendem majeſtätiſchem Rollen durch die obern Gebirge, durch die Region der Aiguilles und Dents, noch toben die Montblancſtürme, noch ſtürzen die Lawinen ihre alten Bahnen hinab oder wählen ſich neue, unbekümmert, ob ſie dabei Wälder brechen und Sennhütten zerſtören, deren Trümmer das Thal bedecken. Genug, der Charakter des Thals iſt nicht verweichlicht worden, ſeit die Civiliſation hineingedrungen und man daſelbſt an Table d'hôte Champagner trinkt und in ſchönen Matrazenbetten ſchläft.

Mein Begleiter war ein mir längſt befreundeter Genfer, der Sohn eines Geiſtlichen, ein junger, liebenswürdiger Mann, aber mit dem puritaniſchen Anſtrich, der vielen Genfern einen ſo eigenthümlichen, aber nicht Jedermann angenehmen Anſtrich gibt. — Wir kehrten im Hôtel de l'Univers ein und machten vor dem Schlafengehen noch einen Spazlergang in die Umgebungen des Fleckens, der eine Poſterpedition, d. h. ein von der Poſt von Salenches abhängiges Bureau, und, wie geſagt, eine Auswahl von ſchönen Gaſthäuſeen beſizt.

Die Sonne war ſchon längſt hinter dem Mont Brevent verſchwunden, aber ein dieſem gegenüber liegender und nur durch das ſchmale Thal von ihm getrennter Gipfel glühte wie die Morgenröthe in vollem roſigen Purpur und warf ein ganz eigenes, wunderbares Licht in die Dämmerung des Thales herab. Als es längſt ſchon dunkel war, zeigte ſich der Berg roth, ward dann violett, blau und endlich weiß — er nahm die Farbe ſeines Namens an und hüllte ſich ſo ernſt und ſtill in den Schleier der Nacht. Es war der Rücken des Dromedars: ſo nennen die hieſigen Landleute den Gipfel des Montblanc. — „Wie groß iſt Gott in ſeinen Werken!“ ſagte mein Freund Cäſar. — „Sie haben Recht, Freund,“ erwiderte ich; „darum muß man auch nie kleinlich von ihm denken.“ — „Was nennen Sie ſo?“ — „Gar Vieles, was in unſern Gedanken an Gott ein altes Herkommen iſt, und Alles was ſich von der Vernunft losſagt.“ — „Aber die

Digitized by Google

Vernunft iſt ſo kurzſichtig!“ — „Ich finde das nicht. Sie begleitet uns als eine treue Mutter durch das Leben, und ſelbſt zu den Sternen hinauf. Wenigſtens meinen Aufblick zu dem Höchſten beſchränkt ſie nie, ja, ſie war mir dabei ſtets eine liebe Führerin. Nur wo ſie ſich abwandte, da waren trübe, dunkle Stellen, von keiner Sonne beleuchtet.“ — „Dafür beleuchtet von dem Licht des Glaubens, und ſolches iſt das wahre Licht.“ — „Nun wohl, Licht iſt Licht, ob es von der Sonne ſtamme, oder ausgehe von den Sternen, oder von den Kerzen, die ſich der Menſch anzündet. — Laſſen Sie uns zur Ruhe gehen, Cäſar.“ — Wir thaten es.

Ein Jahr, bevor Windham und Poecke unter dem Granitblock am Ufer des Eismeers in den verzauberten Bergen ſchliefen, ward ſechzehn Stunden davon, in Genf, ein Knabe geboren, der ſich bald durch einen hellen Kopf, durch reges Gefühl, Wißbegierde und Lebendigkeit auszeichnete. In ſeinem zwölften Jahr war dieſer Knabe ſchön, gut, offen, unternehmend, der Liebling Aller, die ihn näher kannten, in ſeinem achtzehnten Student und in ſeinem zweiundzwanzigſten bereits Profeſſor der philoſophiſchen Fakultät an der Akademie ſeiner Vaterſtadt. Der junge Philoſoph war aber keine frühreife, unzeitige Frucht, kein bloßer Perrückenweiſer, ſondeen ein wirklicher, und dazu eine geſunde, kräftige, ſtrebende Natur, was die wahrhaften Weltweiſen immer ſind. Er liebte Gott in ſeinen Werken, und dieſe zu erforſchen und kennen zu lernen, ſchien ihm eine der erſten Aufgaben des denkenden Geiſtes. Vorzüglich beſchäftigte ſeine Wißbegierde der innere Bau, die Geſtaltung und Geſchichte unſeres Planeten, ſo weit die leztere aus den Merkmalen ſich verfolgen läßt, die ſie zurückgelaſſen und die der Laie überſieht, während ſie dem durch Wiſſenſchaft Geweihten leſerliche Chiffern ſind. Der Bau und die Eigenthümlichkeit der Gebirge, ihre Höhe, ihre Verbindung, die Verwandtſchaft ihrer Schichten und Maſſen, die Spuren der großartigen Umwälzungen, welche alle mehr oder minder zeigen, und denen ſie ihre Geſtalt, wie ſie ſich darſtellt, verdanken, kurz Geologie im weiteſten Sinne war das Lieblingsſtudium des Genfer Profeſſors, dem er Kraft und Zeit widmete. Alljährlich machte er deßhalb Reiſen in die nahen Alpen, aber auch in fernere Länder; er beſuchte Frankreich, England, Italien und ſtellte überall wiſſenſchaftliche Forſchungen an, nicht allein im Gebiet der Geologie, ſondern in jedem der Naturkunde verwandten. Er war Botaniker, Zoolog, Meteorolog, und die neuen Erfindungen und Verſuche in der Aeroſtatik fanden bei ihm die regſte Theilnahme und Bewunderung. Er ſelbſt bewies große Geſchicklichkeit in Erfindung neuer Inſtrumente zu naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Der Hygrometer, Heliothermometer, Cyanometer u. a. ſind ſeine Schöpfungen.

(Fortſetzung folgt.)

Herr Piepmeyer.

(Fortſetzung.)

Trotz dem, daß die ſo wechſelnden Zeitereigniſſe im Oſten und Norden unſeres Vaterlandes Piepmeyer auffordern, mit Ernſt und Ruhe zu erwägen, ob er nicht mit ſeiner politiſchen Ueberzeugung etwas mehr rechts, gleich darauf wieder, ob er nicht etwas mehr links rücken ſoll, beſchäftigt ihn der Gedanke an ein deutſches Nationalgetränk unaufhörlich. Ein Blatt, quaſt allegoriſch, zeigt uns den deutſchen Mann inmitten ächt vaterländiſcher Ingredienzien bei der Arbeit. Bayriſch Bier, Aepfelwein, Fuſel und Hopfen, auch Berliner Weißbier hat er um ſich gruppirt, und oben in Wolken reicht ihm ein bärtiger Mann im Frack auf einem Faſſe ſitzend, mit Krone und Reichsapfel, gleich dem zukünftigen demokratiſchen Kaiſer anzuſchauen, den vollen Kranz des Ruhmes.

Der Traum zerrinnt. Auch der volkswirthſchaftliche Ausſchuß beſchäftigt ſich mit dieſer Angelegenheit nnd Piepmeyer will Mitglied deſſelben werden. Wir erblicken ihn in der Regiſtratur dieſes Ausſchuſſes, deren Inhalt er bewundernd durchmuſtert, da ſie ihm erſt recht den Beweis liefert, zu welchem Umfang die Thätigkeit deſſelben gediehen iſt. Sie erſtreckt ſich über die Verationen der Schiffözungen durch die Matroſen, über verſchiedene Mittel gegen Ungeziefer, über Verbeſſerung der Papierſcheeren, über die zweckmäßige Reinigung verſchiedener Geſchirre, über Verbeſſerungen an Hoſenträgern, deßgleichen an ſchwerem Geſchütz, über das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche, über die Benützung der Cigarrenaſche als Düngemittel u. ſ. w. Da iſt Piepmeyers Wirkungskreis; er ſchwärmt für Nationalökonomie.

Aber der große Tag iſt erſchienen: Piepmeyer will und muß einmal die Tribüne beſteigen. Ein Antrag iſt zurückgenommen worden; er nimmt ihn wieder auf. Man kann über den Eindruck, den ſeine Erſcheinung macht, nicht urtheilen. Man iſt ruhig, das iſt Alles, was ſich ſagen läßt. Mit welchem Gefühl berichtet er dieſe Thatſache ſeinen Wählern und ſeiner Frau! Er muß zweimal den Anfang des Briefs an die leztere ausſtreichen, weil er jedesmal ſtatt: „Liebe Karoline,“ ſchreibt: „Meine Herren.“ Das drittemal ſchreibt er's wieder und läßt es ſtehen. „Du ſiehſt daraus,“ ſezt er hinzu, „wie voll ich noch von

Digitized by Google

dem Eindrucke der Tribüne bin; ich bin ganz Politik, ganz Parlament. Ich wollte, meine Jungen wären hier und nähmen ein Beispiel!"

Die Bekanntschaft jener Dame aus Homburg, die doch wohl nicht die russische Fürstin Lieven gewesen seyn mochte, verwickelt Herrn Piepmeyer in einen höchst ungeschickten Conflikt mit verschiedenen Kaufleuten, zu welchen er die Dame geführt hat, um das Vergnügen zu haben, sie Einkäufe machen zu sehen und ihren Geschmack bewundern zu können. Es setzt ihn einigermaßen in Erstaunen und nicht weniger in Verlegenheit, die Rechnungen dafür bezahlen zu sollen, die ihm in das Haus gebracht werden. Es ist noch kein Gesetz gegeben, welches die Mitglieder der Nationalversammlung gegen das Bezahlen von Rechnungen in Schutz nimmt, und der Fall scheint für den Abgeordneten Piepmeyer Ernst werden zu wollen.

In dieser gerechten Bedenklichkeit entschließt er sich, das unwillkommene Ereigniß in seinem Klub zur Verhandlung zu bringen. Wir sehen ihn mit beredter Zunge, eben so eindringlich als schmerzlich bewegt, seinen Vortrag halten. Stellung und Ausdruck der Züge sind trefflich wiedergegeben; wer jemals Gelegenheit hatte, Piepmeyer im Feuer der Rede und der Ueberzeugung zu sehen, erkennt ihn hier auf dem Blatte in der Zeichnung Schrödters im Augenblick wieder. Aber auch die Klubisten, seine politischen Freunde, sind treu geschildert. Es ist als sähen wir sie wirklich vor uns, die wackern Männer, die Schrödter hier wiedergegeben hat.

Die Ansichten der Klubisten gehen himmelweit auseinander; auch dieß ist Porträt. Einer derselben schlägt vor, er solle auf diplomatischem Wege seine Entschädigung reklamiren, er solle zu diesem Behufe die Centralgewalt zur Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit Rußland auffordern, und das Reichsministerium interpelliren, weßhalb dergleichen Verbindungen mit Rußland noch nicht angeknüpft worden. — Ein zweiter glaubt, wenn die diplomatischen Verhandlungen zu dem erwünschten Ziele nicht führten, dürfte ein Reichskrieg mit Rußland anzuempfehlen seyn, inmaßen ein solcher Krieg mit Rußland in Deutschland sehr populär wäre. — Ein dritter ist der Meinung, daß die Volksvertreter in ihrer exceptionellen Stellung ohne Genehmigung der Nationalversammlung weder zu Zeugenaussagen, noch zu andern Unannehmlichkeiten gezwungen werden können. — Ein viertes Mitglied schlägt vor, eine gegen dergleichen Ereignisse schützende Bestimmung in die Grundrechte aufzunehmen. — Ein fünftes Mitglied findet den Unfall jedenfalls zu einer Interpellation an das Reichsministerium geeignet und erwünscht.

Eine Parlamentsrede Piepmeyers mit ihren obligaten Folgen bildet den Inhalt der nächsten Blätter. Wir erblicken den Redner auf der Tribüne, den Präsidenten mit der Schelle, die Mitglieder schlafend oder fortlaufend, was man „fortlaufenden Beifall" zu benennen übereingekommen ist. Alsdann sehen wir den Redner seinen Freunden von der linken Galerie klingenden Dank spenden und zum Schluß bei Professor Wigand, dem Redakteur der stenographischen Berichte, um eine angemessene Anzahl „Bravos" und allgemeinen „Beifall" nachsuchen.

Das nun folgende Blatt erweckt ernstere Betrachtungen. Wir sind im November; Wien's Katastrophe, Berlin's bedrohliche Aspekten füllen alle Gemüther. Piepmeyers Weg führt ihn an einem Bildeeladen vorüber. Wir sehen die Heiden des Tags an dem Schaufenster: Cavaignac, der die Ruhe in Paris hergestellt, Wrangel, Jellachich, Fürst Windischgrätz, daneben die Beschießung Wiens. Piepmeyer betrachtet diese Bilder als Patriot, als Deutscher, als Nationalvertreter; er geht auf einen Augenblick in sich, er überfliegt seine Laufbahn seit dem März und findet es jetzt gerathen, etwas weiter rechts zu rücken. In großer Bewegung geht er nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Schluß.)

Das Künstlerfest.

Jetzt in der Mitte des Zuges der Reichsmarschall in ritterlicher Kleidung mit der Reichsfahne; darauf Kaiser Barbarossa selbst, eine hohe kräftige Gestalt, mit langem bis auf die Füße herunterwallendem rothbraunem Bart. Die glänzende Krone mit funkelndem Gestein deckte sein Haupt, der Kaisermantel, ganz von Goldbrokat und Hermelin, floß um seine Schultern, das mächtige Reichsschwert hielt seine Rechte. Langsam, feierlich schritt er einher, umgeben von Rittern in alten prächtigen Rüstungen und von Minnesängern. Die Gnomen und Kobolde in ihrer blitzenden Tracht, lange Fackeln schwingend, daß die

Funken umhersprühlen, folgten dem Kaiser in mehreren Gruppen. Drauf kam der Zug der Schwaben; voran wieder der Zugführer, hinter ihm der Bannerträger mit der schwäbischen Wappenfahne, darauf die Stadt Stuttgart, gefolgt von der mit Lorbeeren geschmückten Büste Schillers auf reich verziertem Postamente. Dichter und eine sinnig gedachte Familie aus der Glocke umgaben die Büste. Landleute aus dem Schwarzwald und Seekreis mit der Statuette Hebels, Weingärtner mit Tonnen, Bechern und andern Attributen, schwäbische Bauern und Bäuerinnen in ihrer eigenthümlichen Tracht bildeten ferner den Schwabenzug, den die alten Städte Augsburg, Ulm, Reutlingen und Eßlingen mit verschiedenen Zünften schloßen. — Der Zug der Franken war der letzte. Voran wieder der Zugführer, der Bannerträger und das Sängerchor, darauf Zwerge mit dem Nibelungenhort und Siegfrieds Schwert. Die alten fränkischen Städte Worms, Speier, Köln; letzterer folgten Teäger mit den Schützen Kölns, dann kölnische Büeger und Landleute. Die Stadt Nürnberg, begleitet von Bannerträgern, von Künstlern mit der Statuette Dürers, einer Künstlerfamilie jener Zeit und Lehrlingen der Malerei und Bildhauerei. Das goldene Mainz, von einer schönen Frau dargestellt, Buchdrucker mit der Statuette Gutenbergs, einer Bibel und mehreren andern Insignien folgten. Darauf Frankfurt, neuerdings wieder zu so hohen Ehren gekommen; die umkränzte Büste Goethe's, dieses größten Sohnes der Stadt, umgeben von der lyrischen und tragischen Muse, von Dichtern, Schauspielern u. s. w., alle in passender Kleidung. Die Stadt Bonn, hinter ihr die Büste Beethovens, von Musikern und Sängern umgeben. Lustige Winzerinnen und Winzer aus den Rheinlanden, heitere Gruppen bildend, schloßen den ganzen Zug. — Wohl über eine Stunde dauerte der Umgang durch den Saal, bis die letzten wieder oben auf der Scene angekommen waren. Das eigentliche Fest war hiemit geschloßen, es folgte der lustige Tanz, in deßen Reihen sich bald auch viele Theilnehmer des Zuges in ihren verschiedenartigen Gewändern mischten, so dem Ganzen eine bunte, eigenthümliche Färbung ertheilend. Das Fest war in jeder Hinsicht gelungen und der Eindruck deßelben ein sehr bedeutender. Musik, Dichtkunst und plastische Künste in schönem Bunde hatten das großartigste Ganze geschaffen. Auch nicht Ein Kostüm unter den vielen hunderten — der ganze Zug zählte an vierhundert Mitwirkende — war unmalerisch oder ungetreu; es war aber auch von jeder einzelnen Figur vorher eine Skizze gemalt worden. Es gehörte der leidenschaftliche Eifer der Künstlerschaft Münchens dazu, um ein solches Festspiel zu schaffen, und wir glauben kaum, daß eine zweite deutsche Stadt ein gleiches zu Stande brächte. Was aber hier in sinniger Weise dargestellt wurde, die Einigung aller deutschen Stämme zu einem Ganzen, möchte es bald zur Wirklichkeit werden! Hat nicht der dürre Birnbaum auf der Heide des Kyffhäusers, an den die Sage sich knüpft, wunderbarer Weise im letzten Frühling wirklich neue Blüthen getrieben?

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Mistreß Gaskell.

Mary Barton, die Heldin des Buches, ist die Tochter eines Fabrikarbeiters in Manchester, der sich und seine Familie ehrlich und redlich von dem Gewinn seiner täglichen Arbeit ernährt. Der Handel blüht, die Fabriken sind reichlich beschäftigt und der Lohn ist gut; Liebe und Zufriedenheit herrschen in dem kleinen häuslichen Kreise, und kein Glied deßelben wünscht es anders als bisher. Mary ist zwölf Jahre alt. Jetzt wird ein zweites Kind geboren und die Mutter wird das Opfer. Tief ist der Schmerz und die Trauer der kleinen Familie, und obwohl Mary schon recht verständig ist und sich des Hauswesens annimmt, so kann sie dem Vater doch die Verstorbene nicht ersetzen. Itzt tritt eine Handelskrisis ein, die Hälfte der Arbeiter wird entlaßen, die andere wird auf halbe Arbeit und halben Lohn gesetzt und dieser nährt sie nur kümmerlich. John Barton murrt. Der Fabrikant lebt äußerlich auf dem alten luxuriösen Fuße, ihm scheint nichts abzugehen; warum also muß der Arbeiter allein der Leidende seyn, er, der mit dem Schweiße seines Angesichts den Wohlstand des Reichen erkauft hat? — Barton geht unter die Chartisten und wird einer der gefährlichsten Aufwiegler und Redner. Mary ist indeßen zu einer Schneiderin in die Lehre gegangen und hat mit dem kleinen Erwerb, der ihr dort geworden, das Haus erhalten, denn der Vater hat in seinem bittern Unmuth den geringen Verdienst, der sich ihm hätte bieten mögen, verschmäht und betäubt seine üble Stimmung durch starke Getränke. Rührende Züge der Selbstaufopferung, der Nächstenliebe und der Werkthätigkeit kommen dazwischen vor. Auch in das Haus eines reichen Fabrikherrn werden wir mitunter geführt und sehen das Leben und Denken seiner Familie im Gegensatz zu der armen Hütte, die wir eben verlaßen haben. Den Schluß des Buches füllt der Mord, den John Barton am einzigen Sohne des Fabrikanten begeht. Der untröstliche Vater will Rache und setzt tausend Pfund Sterling auf die Entdeckung des Thäters. Ein junger Mann, von dem John Barton die Büchse geborgt, wird festgenommen; Mary liebt diesen und weiß, daß er unschuldig, ihr Vater aber der Thäter ist. Der Kampf der Liebe und Kindespflicht ist wahr und rührend geschildert. Sie weiß, sie kann den Einen nicht retten, ohne den Andern zu verderben; es bleibt ihr nur der Ausweg, zu beweisen, daß der Geliebte an dem Abend, wo der Mord begangen worden, sich an einem andern Orte befunden habe. Mit unendlicher Mühe treibt sie einen Zeugen auf, und der junge Mann wird freigesprochen. — Die Scene vor dem Gerichtshof, wo sie dem früher zurückgewiesenen Geliebten, für den sie als Zeugin auftritt, ihre Neigung gesteht, ist von hohem dramatischem Effekt und so einfach als schön gehalten. — Mistreß Gaskell hat ein schönes Talent der Darstellung und ihren schriftstellerischen Beruf unverkennbar bewiesen. Im einfachen Leben, das sie so treu zeichnet, hat sie jene Poesie des Herzens entdeckt, die dem oberflächlichen Beobachter entgeht. Sie hat auch die eigenthümliche Sprache jener Klasse beibehalten, und der ungrammatikalische Ausdruck wird, man weiß nicht weßhalb, dem Ohr durchaus nicht lästig. Wie immer in solchen Fällen, legt auch ihr die Kritik zur Last, daß sie den Armen zu sehr das Wort geredet habe; indeßen ist die Beschuldigung ungerecht. Nirgends findet man einen Ausfall gegen die Reichen. Im Gegentheil weist sie häufig darauf hin, daß das Glück derselben mehr Schein als Wirklichkeit sey. Sie eifert nur gegen die Kluft, die den Reichen vom Armen trennt und die die Ursache des ganzen Uebels ist. Sie sollten sich als Menschen kennen lernen und sie würden sich verstehen. Freiheit und Gleichheit seyen Worte ohne Sinn; das Loos der Menschen müße, je nach Kräften und Anlagen, nach Handeln und Streben immer verschieden seyn; das habe die göttliche Weisheit selbst so gewollt, und zum Bestehen der menschlichen Gesellschaft sey der Wetteifer nothwendig; das hindert aber nicht, daß der Mensch unter allen Verhältnissen Mensch bleibe, und daß den einen Pflicht sey, was die andern ansprechen können — menschliche Theilnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 56. Dienstag den 6. März 1849.

Sie nunc te in forum et ad causas et ad vera proelia voco. — Effervescit vis pulcherrimae naturae tuae.

Tacitus.

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung)

Auch Piepmeyer könnte ein Märtyrer werden. Wie, wenn Soldaten in das Sitzungslokal dringen? Unter Bajonnetten berathen? nie! Seine lebhafte Phantasie führet ihm den schrecklichen Fall lebhaft vor. Er denkt sich, welche Stellung er annehmen wollte, wie er sich die Brust entblöste, wie er ausriefe: „Stoßt zu, verthierte Söldlinge!“ Er denkt sich das Standbild, welches ihm einst seine dankbaren Mitbürger nach seinem Tode auf dem Marktplatze errichten werden. Er wünschte zu leben, um dem Künstler sitzen zu können. Er will es in sein Testament setzen: nur die einfache Toga und die Bürgerkrone im Haar, das ziemt dem Verdienste, wie meines war. Schrödter hat ihn uns in solchen Momenten der verschiedenartigsten Begeisterung trefflich gezeichnet.

Auf's Neue rückt eine Gefahr heran. Der demokratische Verein seines Wohnorts reißt ihn durch eine Adresse aus der für den Augenblick gesicherten Position der rechten Seite, und Piepmeyer beschließt bedeutend weiter links zu rücken. — In Bezug auf diese Adresse sehen wir ihn eine Interpellation an das Reichsministerium richten. Ich setze sie wörtlich her, da die Leser schwerlich Lust haben werden sie in den stenographischen Berichten aufzusuchen.

Interpellation des Abgeordneten Piepmeyer: Ich richte an das Reichsministerium folgende Fragen: Ist es dem Reichsministerium bekannt, daß 1) der Bürger und Schuhmachermeister Jakob Friedrich Götze zu Berderlas zweiter Vorstand und aushelfender Schriftführer des demokratischen Vereins daselbst, am 4. September d. J., zwischen zehn und eilf Uhr Nachts aus einer Sitzung des demokratischen Vereins sich nach seiner Wohnung zu begeben im Begriff war — daß

2) auf diesem Wege nach seiner Wohnung der genannte Bürger an der Ecke der langen Straße und des Marktes mit dem Rathsnachtwächter Johann Heinrich Pittschaft zusammmentraf — daß

3) in diesem Augenblick der Hund des genannten Rathsnachtwächters den um die Ecke biegenden Bürger Götze ansprang und anbellte — daß

4) als der in dieser Weise angesprungene und angebellte Bürger Götze mit seinem Stocke sich gedachten Hundes zu erwehren suchte, der genannte Rathsnachtwächter Pittschaft herbeieilte und mit groben Worten dem Bürger Götze es verwehren wollte, den Hund mit seinem Stock zu schlagen, also von seinem Eigenthume Gebrauch zu machen — daß

5) als hierauf der genannte Bürger Götze dem mehrgedachten Rathsnachtwächter Pittschaft dieses sein ungebührliches, aus einer nicht mehr zeitgemäßen, rein bureaukratischen Tendenz entspringendes Betragen vorwies und dabei erklärte, daß ein solches Betragen des gedachten Nachtwächters und seines Hundes um so weniger angemessen erscheine, als er, Götze, Mitvorstand des demokratischen Vereins sey — daß

6) darauf der genannte Nachtwächter unter mehreren unziemlichen Worten gegen den Bürger Götze sich auch des Ausdrucks bediente: Er demokratischer Lump!

(Hier entstand Unruhe auf der Linken. Hört! Hört! Pfui! Pfui! Der Präsident klingelt: Ich bitte um Ruhe, meine Herren; Herr Piepmeyer, fahren Sie fort.)

„In Erwägung nun diese Thatsache," fuhe dieser fort, „in Erwägung, daß dureaukeatische Uebeegriffe solcher Art, die an die schlimmsten Zeiten des Metternich'schen Polizeistaates erinnern, freien deutschen Staatsbüegeen gegenübee unwürdig und unzulässig sind, daß sie eine Verkümmerung der Mäezereungenschaften des deutschen Volkes enthalten —

(Auf der Linken: Bravo! Bravo!)

In Eewägung ferner, daß namentlich daein, daß jene Mißhandlung eines deutschen Staatsbüegers geeade in einem Augendlick geschah, als dieser aus einer Sitzung des demokratischen Veeeins heimkehrte, und somit darin offenbar eine Verkümmerung des freien Vereinsrechtes und ein Eingriff in dieses Recht enthalten ist —

(Auf der Linken: Hört! Hört!)

In Eewägung endlich, daß der gebrauchte Ausdeuck: „demokratischer Lump," ein offendar tendenziöser, daß namentlich die Verdindung dee Worte „demokratisch" und „Lump," ein klaeee, unadleugbarer Beweis von Reaktion ist — (höet! hört!) — In Erwägung aller dieser Thatsachen feage ich das Reichsministerium: was dasselde diesen Thatsachen gegenüber zu thun gedenke, um die Märzerrungenschaften des deutschen Volkes zu waheen und deutsche Staatsbürger, welche in der Ausübung ihrer Grundrechte gestört werden, zu schüzen? — Ich bemeeke noch, daß falls der Herr Reichsminister auf diese meine Frage die gewöhnliche Antwoet geden würde: „daß das Reichsministerium das Nöthige deeeits vorgekehrt habe," ich mich damit nicht begnügen werde, sondern mie weitere Anträge voebehalte. (Bravo!)

Diese meisterhaft gestellte Interpellation eerang mehr als den augenblicklich angestredten Vortheil, dem Ministerium Verlegenheiten zu beeeiten und es zum Wanken zu bringen. Sie ereegte den Nacheiferungstrieb und wirkt bis heute foet. In anscheinend unteegeoedneter Sphäre bewegte sich die Frage doch im Gebiete der höchsten Volksinteressen; dee Fragesteller erhob sich von dem Boden dee reinsten Demokratie; er veefocht die Rechte des aus dem Bieehause heimkeheenden, vielleicht taumelnd heimkehrenden, ermüdeten und schlafteunkenen Bürgers gegen bestialische Angeiffe eines Hundes, gegen bueeaukratische Uebergeiffe eines sogenannten Beschirmees der Ordnung, welche Oednung stets der freien Bewegung bei Tage und bei Nacht sich feindlich hemmend entgegenstellt. Piepmeyer dachte bei sich: beißt sich das Ministeeium nicht gescheit heeaus, so kann's puezeln! und hieean mögen sich von seinee Seite vielleicht doch wohl für den Augenblick allzukühne Hoffnungen geknüpft haben. Indessen sehen wir ihn in diesem deseligenden Gefühle mit Urlaub nach Hause reisen und seine Familie übeeraschen, die ihn wegen seiner Märzerrungenschaften, Bart, Hut, dreisardiger Bändee in den Knopflöchern u. s. w. kaum eekennt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

So schwand des Professors Jugend unter heitern, nützlichen und Ruhm bringenden Beschäftigungen. Am berühmtesten ward er duech seine Foeschungen in den Gebirgen. Es veesteht sich von seldst, daß auch Chamouny ihm nicht undekannt wae. Seit vielen Jahren kehrte ee doet ein und dee Tag seiner Ankunft in den montagnes maudites war für die Bewohner jedesmal ein Fest. Ein junger Hirte hatte ihm auf früheren Wanderungen als Begleiter und Füheee gedient; deeselde wae ein gereifter Mann gewoeden, wie sein voenehmer Freund, hatte ein Weid genommen und iedte mit ihr und vielen Kindern in einem kleinen Haus zu Chamouny, einee Hütte, die später adgeeiffen wurde, um dem geoßen Hôtel de l'Union Platz zu machen, dem Gasthof, in welchem wir eingekehrt waeen.

Und in Jacques Balmats teaulichem kleinen Hause pflegte Horace Benedicte de Sauffure zu üdernachten und zu wohnen, wenn er das Thal auf küzeren oder längeren Aufenthalt besuchte. Vor dem Hause stand ein großer Baum, und dort saß der Geiehrte oft mit seinem treuen Führer, wenn sie von ermüdenden Wanderungen heimgekehrt waren, und ruhte aus am Abend, umringt von Jakobs goldlockigen Buben und Mädchen, die gar keine Scheu vor dem fremden Herrn hatten, der so freundlich mit ihnen spielte und koste. Auch die Nachbarn kamen wohl herdei, Hieten, Gemsjäger, Mönche aus der wiedererstandenen Abtei, eben anwesende Feemde und der Arzt des Fleckens, Doktoe Pacard, so daß der Kreis unter Balmats Kastanienbaum oft ein recht geoßer war. Man unteehielt sich dabei von den im Verlauf der Wanderungen duech die Gletscher gemachten Eefaeungen, vom Verdienst der beiden Feemdlinge, welche vor vierzig und mehr Jahren zuerst den Muth hatten, in diese Wildnisse zu bringen und den Schleier des Wahns und Aberglaubens zu zerreißen, der darübee ausgedeeitet lag, von diesen und jenen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten des Thales, und endlich auch von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, den Rücken des Dromedaes zu besteigen, dessen Schneemantel so herelich zu glühen pflegte deim Auf- und Niedeegang der Sonne.

Digitized by Google

Einst Abends, als der Kreis unter dem Baume versammelt war, zeigte sich der Montblanc besonders prächtig. Herr Horace — so nannte man den Genfer Gelehrten im Thal — seufzte bei diesem Anblick. „Mein guter Jacques," sagte er, „du weißt am besten, welche Mühe wir uns seit Jahren gegeben, einen Zugang zu diesem fürchterlich schönen Berg zu gewinnen, der das Geschlecht der Menschen zu hassen scheint. Mehre Arbeit noch Lebensgefahr haben wir gescheut, wir haben Brücken gelegt über Schlünde, sind der Gemse gleich an Eiswänden emporgeklettert, so daß dein liebes Weib oft gescholten hat, wenn wir Abends mit blutenden Händen heimkehrten. Vergebens; die Schlünde, die Wetter, Lawinensturz und unüberwindliche Hindernisse aller Art spotteten bis jetzt unserer Versuche. Dennoch, Jacques, hörst du nicht auf zu behaupten, der Berg sey zu ersteigen."

„Er ist es auch," erwiderte Vater Balmat ruhig, „er ist es auch, lieber Herr." — „Und du," fiel ihm sein Weib, die runde, schmucke Marguerite, in's Wort, „bist ein Tollkopf, dem seine Wagehalsigkeit noch das Leben kosten wird. Der Berg ist gefeit, wie alle Nachbarn wissen, und kein Menschenkind kann ihn ersteigen." — „Weibergeschwätz!" murmelte Jacques in den Bart. „Lassen Sie sich das nicht stören, Herr Horace, Sie kennen ja Frau Marguerite; bis auf das ist sie gut."

Der Gelehrte stimmte lächelnd bei und fuhr dann fort: „Erinnert euch, daß ich bereits vor langen Jahren einen Preis ausgesetzt für denjenigen, der das interessante Problem lösen, das Wagestück bestehen würde. Ich war damals noch jung, unmündig sogar, und konnte nur über zwanzig Louisd'or verfügen. Jetzt verdreifache ich die Summe, die ich bei den ehrwürdigen Vätern niederlegen werde und die allem Vermuthen nach Niemand anders gewinnen wird, als mein Freund Jacques. Ich selbst bin im Begriff, einem Ruf in's Ausland zu folgen, der mich vielleicht auf längere Zeit entfernt hält. Man will, daß ich die Eisenminen von Elba und Corsika untersuche, und einmal auf den Inseln, möchte es wohl geschehen, daß ich meinen alten Lieblingswunsch erfüllte und auch nach Sicilien ginge, um die persönliche Bekanntschaft des Herrn Aetna zu machen, der dort raucht und Flammen speit." — „Die Jungfrau bewahre uns in Gnaden!" rief Frau Balmat aus. „Der junge Jerôme, unser Nachbar, raucht und speit manchmal Blut, aber von Flammen hat man bis jetzt noch nichts bemerkt."

Am andern Tage verließ Saussure das Thal, nachdem er zuvor wahr gemacht, was er gesagt, und eine bedeutende Summe bei den Vätern Benedictinern in der Abtei niedergelegt hatte. Jahre vergingen, Horace Benedict Saussure weilte in Italien, untersuchte die Minen von Elba, die corsikanischen Berge, den sicilianischen Raucher und seinen Nachbar in Neapel; dann berührte er den Apennin und schiffte endlich nach Frankreich über, um die vulkanischen Gebirge in Forez, Viennais und Auvergne kennen zu lernen. Das Alles nahm viel Zeit hin. Als er endlich in die Heimath zurückgekehrt war, befand er sich erst seit wenigen Tagen wieder in seinem Haus in der Straße des Granges zu Genf, als ihm eines Abends Jacques Balmat gemeldet wurde. Der ehrliche Jacques kam nicht allein, sondern in Gesellschaft des Doktors Pacard und seines Bruders. Diese aber drängte sich beim Eintreten der Männer voran, umarmte den Gelehrten, fiel ihm zu Füßen, küßte seine Hände. „Ei, meine gute Frau Marguerite," sagte Saussure, „was ist Euch? Ihr seyd so aufgeregt, aber freudig aufgeregt, wie ich zu sehen glaube. Gottlob! auch meines alten Freundes Jacques Augen strahlen, und Doktor Pacard — Ei, ei, mein Freund, was ist denn Erfreuliches geschehen? Hat sich dein Familienkreis wieder vergrößert, Jacques? Hat deine Frau —?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Die Stimmung in Schleswig-Holstein.

Lassen Sie mich mit einer Umschau in den nahegelegenen Herzogthümern beginnen, und zwar zunächst in den beiden, auf die sich vorzugsweise die Blicke des Gesammtvaterlandes richten, indem die politischen Verwicklungen derselben einen bedeutenden Einfluß auf ganz Deutschland hatten und haben werden. Der Geist, der sich in Schleswig-Holstein zeigt, seit die Aussicht auf einen ehrenvollen Frieden mit der Krone Dänemark immer weiter in den Hintergrund tritt, ist ein durchaus ehrenwerther und erhebender. Immerdar bemüht, den Rechtsboden nicht zu verlassen, und selbst vielfältig vom Feinde vexirt und zu Ueber-

Digitized by Google

ſchreitung der Waffenſtillſtandsbedingungen duech offenbare Verletzung derſelben von Seiten der Dänen aufgefordert, legt man das Beſtreben an den Tag, ſich ſelbſt rein zu halten und Unbill nicht mit Unbill zu vergelten. Ich ſelbſt, genau mit dem in den Herzogthümern herrſchenden Volkscharakter bekannt, habe nie daran gezweifelt, daß man ſich auch dem Feinde gegenüber nur nobel zeigen, nur beſonnen und ernſt handeln würde; trotzdem aber wurde ich dadurch überraſcht, daß man eine ſolche Haltung ſelbſt da nicht verlor, als ſich täglich die größten Treuloſigkeiten von Seiten der Feinde an den Tag ſtellten und dieſe alles Maß hinſichtlich der Plackereien überſchritten. Der Krieg mit Dänemark — denn auch die Waffenſtillſtandsperiode iſt als ein unter der Hand fortgeſetzter Krieg zu betrachten — hat nun faſt ein Jahr gedauert; aber den Schleswig-Holſteinern iſt auch nicht eine einzige Ueberſchreitung des im Kriege Erlaubten nachzuweiſen, und ſelbſt wo ſie offenbare Unbill abzuweiſen gezwungen waren, geſchah es mit Edelmuth und Schonung. Dieß geſchah aber nicht im Gefühl der Schwäche, denn die Herzogthümer ſind ſich ihrer Ueberlegenheit dem armen, in ſeinen Finanzen und Erwerbsquellen völlig ruinirten Dänemark gegenüber vollkommen bewußt, ſondern eben, weil man großmüthig ſeyn durfte, ohne Furcht zu verrathen, und der ehrenhafte Charakter es gebot. Fordern die Herzogthümer im Bewußtſeyn ihrer Stärke vom großen geſammten Deutſchland doch nichts weiter, als daß man ſie allein auf die eigene Kraft ſich ſtützen, allein die eigene Sache verfechten laſſe. Man will dort nicht, daß die deutſchen Küſten und Ströme wieder duech die däniſchen Kriegsſchiffe blokirt, der geſammte Handel in Schach gehalten werde; man fordert ſolche mit Schmach verbundene Opfer nicht; aber man wünſcht, daß es den Herzogthümern geſtattet ſey, ihre Sache für ſich allein mit dem Schwerte auszumachen und nicht dem Moloch der Diplomatie als Opfer in die feurigen Arme geworfen zu werden. Alle erforderlichen Mittel zur Abwehr eines Angriffs von Seiten der Dänen ſind mit Eifer und Beſonnenheit herbeigeſchafft worden; ein ſtarkes, gut disciplinirtes Heer, bei dem alle Waffengattungen gleich gut vertreten ſind, ſteht kampfbegierig und ſchlagfertig da, und die Küſten ſind jezt ſo wohl bewahrt, daß jede Furcht vor Handſtreichen des Feindes verſchwindet. Einen Feind im Rücken hat man, der örtlichen Lage nach, nicht zu befürchten; es kann alſo die ganze Kriegsmacht zur Vertheidigung der Küſten und der eben nicht ſehr ausgedehnten jütſchen Grenze verwendet werden, und überdieß bildet ſich jezt ein Landſturm, wird eifrig daran gearbeitet, Alles, was nur die Waffen tragen kann, in den Waffen zu üben. Die Finanzen ſind im blühendſten Zuſtand, ſeit die Reichthümer des Landes nicht mehr nach Dänemark geſchleppt werden, und der Boden iſt ſo reich, der Wohlſtand ſo groß, daß man ſelbſt durch einen langen Krieg keinen Ruin zu fürchten braucht, wogegen Dänemark bereits ſeine lezten Mittel erſchöpft hat.

(Fortſetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortſetzung.)

Literatur. — Brighton.

Gewiß wird Niemand Miſtreß Gaskells Buch aus der Hand legen, ohne ſich zu wärmerer Theilnahme für ſeine armen Mitbrüder geſtimmt zu fühlen; die Verfaſſerin hat ſomit ihren Zweck erreicht. Leider hat das Manuſcript drei Jahre liegen müſſen, ehe ein Buchhändler ſich damit befaſſen wollte, und durch dieſe Verzögerung ſind manche Verhältniſſe und Thatſachen, die der Erzählung zum Grunde liegen, bereits dem Auge entrückt. Chapman und Hall haben endlich den Druck unternommen und das Werk mit hundert Pfund Sterling honorirt. Der Abſatz war aber ſo bedeutend, daß ſie ſchon nach wenigen Monaten der Verfaſſerin für jedes neue Werk aus ihrer Feder unbedingt das Honorar von fünfhundert Pfund Sterling bieten konnten. Da ſich in England der Werth jeder Sache vor Allem nach dem Preiſe ermißt, ſo mag dieſe kleine merkantiliſche Bemerkung den beſten Maßſtab für das Buch abgeben. — Miß Geraldine Jewsbury arbeitet jezt an einem ähnlichen Romane. Da dieſelbe gleichfalls eine Bewohnerin Manchesters iſt, wird die Scene ohne Zweifel auf demſelben Felde ſpielen, nur daß vielleicht noch der gute alte Neukomm eine Rolle darin übernimmt, da ſie zu dieſem während ſeiner Augenoperation große Neigung gefaßt und ihm täglich vorgeleſen hat. — Disraeli hat uns in dieſem Jahr noch keinen Roman gegeben. Wahrſcheinlich hat er als Führer der Tories zu viel Wirkliches zu ſchaffen, um ſich mit dem Idealen befaſſen zu können. Und das Schlimmſte dabei iſt, daß dieſe herrlichen Tories ſich ſeiner ſchämen, weil er ihnen von zu niederer Abkunft iſt, und darum der Welt einen Betitelten als ihr Haupt nennen wollen, während das wirkliche nur im Verborgenen für ſie denken ſoll. Hoffentlich wird Disraeli die Freundſchaft dieſer hochgeborenen Snobs gebührend zu ſchätzen wiſſen. — Bulwer hat auf dem Felde der Politik nichts ausgerichtet, dafür aber der Welt den dritten Theil ſeines Aethur geſchenkt, zu dem er ſich zugleich als Vater bekannt hat, nachdem er früher unnatürlich dieſes Kind verleugnet. Die kleine Waiſe mag ihn am Ende doch gedauert haben, und obwohl es ſonſt in England nicht ſehr populär iſt, erſt öffentlich zu verneinen, was man am Ende doch bejahen will, ſo macht ein ſo zartes Verhältniß wie dieſes wohl eine Ausnahme im gewöhnlichen Geſetzbuch John Bulls. Gutzkow ärgert ſich über den Pulverdampf, mit dem man in Mainz die Ankunft des Verfaſſers des Pelham begrüßt. Waeum kann er dabei nicht an »the veiled Prophet of Cachemire« denken? Mir wenigſtens fällt das häufig ein.

Ich muß nochmals auf Brighton zurückkommen, und am Ende liegt es auch nahe genug, denn wirklich kann man es ſchon jezt faſt als eine Vorſtadt Londons betrachten. Der Extrazug bringt den Reiſenden in anderthalb Stunden in die City, und zwar für den mäßigen Preis von zehn Shilling (etwa drei Thaler zehn Groſchen); kehrt er denſelben Abend zurück, ſo bezahlt er dafür nur den halben Preis. Baron Hügel, mein Reiſegefährte, der dreimal die Woche den Ausflug macht, nahm ein Billet für den Monat, »a monthly ticket,« was nicht allein billiger iſt, ſondern ihn auch der Mühe überhebt, jedesmal im Gedränge zur Kaſſe zu gelangen. Die Luft in Brighton ſcheint dem deutſchen Naturforſcher vorzüglich zu bekommen, obgleich es zum Botaniſiren nichts als Seegras gibt; auch rühmte er die reine Luft, die ſeiner phyſiſchen Geſundheit ſo ſehr zu ſtatten komme, daß er den Mangel an geiſtiger Nahrung dafür ſchon überſehen müſſe. Er fand den Ort nicht weniger ſchrecklich, als ich ihn gefunden hatte. — Baron Hügel iſt ein Mann von Geſchmack und dabei ein zierlicher Mann. Er trägt ein Uehrchen ſo klein, daß ſein Daumen es bedecken könnte, und ſein Reiſeſäckchen von violettem Sammt iſt mit einer Stickerei auf Seiden-Canevas verſehen, die jedes Damenauge mit unwiderſtehlichem Zauber anzieht. Von ſeinem Schnurrbart und ſeinem Pelz will ich heute weiter nicht reden. Seine Unterhaltung aber war vortrefflich, und ich kam nach London, ich weiß nicht wie.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 57. Mittwoch den 7. März 1849.

Este paratus mane, ut ascendas statim in montem, stabisque mecum super verticem montis.

Lib. Exod.

Briefe aus Savoyen.

(Fortſetzung.)

„Ja doch, ja doch!“ unterbrach ihn Frau Marguerite erröthend; „zweimal, lieber Herr, ſeit Sie nicht in Chamouny waren — ein Mädchen und ein Knabe. Warum blieben Sie ſo lange weg? Wir ſprachen täglich von Ihnen und Ihrer Güte und von unſerem Glück; denn wir haben das Geld, und das hübſche Gut in Servoz, das zum Kauf ſtand, iſt unſer, und er hat den Dromedar beſtiegen — ja, Jacques und Doktor Pacard, aber der Herr Doktor entſagte dem Preis zu unſern Gunſten. Die Herrn Patres zahlten uns das Geld aus, und da ſind wir, reich und glücklich, und für unſere Kinder iſt geſorgt, und wir ſind gekommen, Ihnen zu danken.“

Da erhob ſich Horace Benedict von Sauſſure, der jezt ſechs-und-vierzig Jahre alt und noch immer ein ſchöner Mann war, mit freudeſtrahlenden Augen von ſeinem Stuhl und ſtreckte beide Arme nach ſeinem Freunde, dem Hirten von Chamouny, aus. „Jacques!“ rief er mit ſeiner eben ſo weichen als mächtigen Stimme, „Jacques, rede! ſpricht dein Weib wahr? Iſt er erſteigbar? warſt du auf dem Gipfel des Dromedar? log ſie nicht?“ — „Nein, Herr, ſie log nicht.“ — „Wie kamſt du über die trüglichen Schneebrücken bei den Mulets, wie über die unermeßlichen Abgründe beim Charmozgletſcher, wie die ſenkrechten, tauſend Fuß hohen Granitwände hinan? wie konnteſt du die Luft athmen, die ſchon auf dem Brevent läſtig dünn wird?“

Mit ſolchen und ähnlichen Fragen beſtürmte der überraſchte Naturforſcher ſeine Freunde aus dem Gebirg, und er erhielt auf Alles genügende und ausführliche Antwort. Jacques hatte den einzigen rechten Pfad gefunden und bereits zweimal den Berg erſtiegen, das erſtemal allein, das zweitemal in Begleitung des Doktors Pacard und mehrerer Gemsjäger. Die Möglichkeit der Erſteigung war ſonach dargethan, aber ein großes Stück Arbeit war es allerdings und erforderte mehr als gewöhnlichen Muth, wie der beſcheidene Pacard ſelbſt geſtand. Horace Benedict aber ordnete Alles zu ſeiner ſchleunigen Abreiſe nach Sallenches und Chamouny an und benachrichtigte ſeine Freunde vom intereſſanten Ereigniß. Die Herren Trembley und Pictet, die ihn ſchon öfters dahin begleitet hatten, thaten es auch dießmal. So reiste man ab und am 1. Auguſt 1787 Abends kam man in Chamouny an.

Der folgende Tag ging noch mit Vorbereitungen hin, aber am 3. Auguſt begann Sauſſure, geleitet von Jacques Balmat und gefolgt von noch Vielen, ſeine weltberühmt gewordene Aſcenſion des Montblanc. Er übernachtete, wie bekannt, auf dem Eiſe der Mulets und erreichte nach glücklicher Beſtehung mannigfacher Gefahren den Gipfel des Gebirgs, wo er in kaum athembarer Luft ſeine Beobachtungen anſtellte. Mittelſt der mitgenommenen Inſtrumente fand er, daß er ſich beinah fünfzehntauſend Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres befand. Von dem ungeheuern Granitblock, der mit ſeinen drei Spitzen den Dromedarbuckel bildet und mit einer feſten ewigen Schneedecke überzogen iſt, blickte Sauſſure auf ein Eismeer nieder, das ſich mit vielfach zerriſſenen Zipfeln und

Digitized by Google

mit einem das Auge blendenden Glanz in die Thäler hinabsenkte. Er zählte solcher Zipfel oder sich niedersenkenden Ströme des Eismeers, Gletscher genannt, dreihundert und fünfzig, und machte außerdem noch eine Menge naturwissenschaftlicher Erfahrungen und Entdeckungen, wofür die Gelehrten aller Zeiten ihm verpflichtet bleiben. — Sein Beispiel feuerte an, und nach ihm, der mit seinem philosophischen Jahrhundert von der Weltbühne abtrat (1799), ward der Montblanc noch achtzehnmal erstiegen, in der neuesten Zeit selbst von einer Frau, einer kühnen, wißbegierigen Pariserin, die ein recht hübsches Mädchen gewesen seyn soll und sich auf dem Rücken des Dromedars mit emancipirten Blicken umgeschaut haben mag. Vermuthlich hat sie bei dieser Umschau mehr an die Pariser Gespielinnen, vielleicht auch Gespielen gedacht, die sie ihrer Kühnheit wegen bewundern und anstaunen würden, als an den Bau des Weltkörpers, wie der edle, ernste und freundliche Horace Benedict, Jaques Balmats Freund, als er hier angekommen war. Die Motive der Handlungen der Menschen sind so verschieden, auch wenn sie das Gleiche thun. Jedenfalls aber laufen alle irdischen Bestrebungen, kleine und große, in der Hand des Allmächtigen zusammen, der sie dann seiner Allweisheit gemäß ordnet und lenkt.

Aus dieser lezten Bemerkung wird der Leser entnehmen, daß er es hier nicht mit mir allein zu thun hat, sondern daß wir des Vorzugs theilhaftig sind, uns in der Gesellschaft des künftigen Kanzelredners, des liebenswürdigen jungen Cäsars aus Genf zu befinden. In der That, so lasse ich mir den Pietismus gefallen, wie er in ihm zur Erscheinung kommt, so still, so sicher, so weltgebildet, so durchgeistet. Er erzählte mir das Obige von Jacques Balmat und Sauſſure, der ein Ahnherr mütterlicherseits von ihm war, als wir nach einer wohl durchruhten Nacht — man schläft so gut in diesen Bergen — am andern Morgen früh durch das Thal wanderten, um der Quelle des Arveyron, etwa eine Stunde östlich von Chamouny, einen Besuch zu machen. — Gestern Abend an der Tafel im Salon hatten wir uns einer Gesellschaft angeschlossen, die heute den Montanvert auf Maulthieren ersteigen, aber erst um acht Uhr dahin aufbrechen wollte. Bis zu dieser Zeit hofften wir mit Bequemlichkeit wieder zurück zu seyn, da wir noch vor fünf Uhr fortgegangen waren.

Nebel zogen über die Berggipfel zu beiden Seiten des Thales und hüllten die weißen Schneehäupter und Nadeln bald ein, bald ließen sie ihre Spitzen schwebend am Himmel erscheinen. Neben uns strömte die Arve, in verschiedene kleine Ströme getheilt und Inseln bildend, die meist Weideplätze für ganze Schaaren von Maulthieren abgaben und untereinander durch Brücken und Stege verbunden waren. Man konnte da leicht verirren, was auch mehreremal von unserer Seite geschah, obgleich Cäsar Bescheid wußte und des Führers im Thal entbehren zu können vermeinte. Wie mußten dann Hirtenknaben, die Hüter von Maulthieren und Pferden, um Zurechtweisung ansprechen, und waren einmal genöthigt, zu diesem Zweck in eine Hütte zu treten, da sich kein menschliches Wesen im Freien zeigen wollte, und der Pfad, auf den wir gerathen waren, gerade darauf zuführte und dort sein Ende zu haben schien. Heerden von Rindvieh, Ziegen und Maulthieren zeigten sich übrigens zwischen den Gebüschen des Delta, auf welchem wir uns befanden, und eine dünne Rauchsäule erhob sich aus der Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Schrödter gibt uns diese wahrhaft liebliche Scene meisterhaft wieder. Wir weiden uns am köstlichen Ausdruck der Steigerung der Gefühle der Ueberraschung, der Freude, ja schalkhafter Heiterkeit und Angst, welche die Kinder beim Anblick ihres metamorphosirten Vaters bekunden. Selbst die hinter Piepmeyer in's Zimmer tretende Magd, die den Nachtsack und Regenschirm des Herrn hereindringt, lacht über die seltsame Erscheinung, da sie noch nie in Frankfurt gewesen und keinen der dortigen Abgeordneten jemals gesehen hat. Vorzüglich aber interessirte es mich, über die eigenthümliche Bildung der Nasen in den Geschiechtern einige Betrachtungen niederzuschreiben, zu welchen mir Schrödters treffliches Blatt die Veranlassung bot. Leider muß ich sie des Raumes wegen hier zurückhalten und kann nur andeuten. — Der Zeichner hat an der Wand die Bildnisse von Piepmeyers Erzeugern angebracht. Wir sehen hier zwei Nasen, von denen die der Mutter, nach Lavater, der Nase eines Hechts, die des Vaters der Nase eines Jagdhundes am ähnlichsten sieht; hieraus ergab sich das Produkt, welches sich uns aus Piepmeyers oft gesehener Gesichtsbildung entgegenreckt und offenbar zwischen Hecht und Hund die Mitte hält. Mit wunderbarer Gewissenhaftigkeit scheint nun Schrödter die Nasen der andern Familienglieder dargestellt zu haben, und indem er das unscheinbare und gemeine Stumpfnäschen der Mutter besonders hervorhob, lieferte er den handgreiflichen Beweis, daß die edle Race des Vaters in den Kindern fortlebt, und wie jene lotharingische Unterlippe, trotz aller

Digitized by Google

Verheirathungen und Kreuzungen, auf den größten Thronen zu finden war, wie die bourbonische Nase den ganzen Süden und Westen von Europa beherrschte, so erblicken wir auch hier des Vaters Nase in den Gesichteen von Piepmeyers hoffnungsvoller Jugend, und selbst die holden Mädchengesichter entbehren dieses angestammten Vorzugs nicht.

Die nächstfolgenden Blätter zeigen uns Piepmeyer zu Hause in Betrachtungen und würdigen Beschäftigungen. Seine Brust hebt sich stolzer, als er sein vormärzliches Porträt mit dem Bilde vergleicht, welches ihm ein Handspiegel wiederstrahlt. Damals etwas jünger und nach den Begeiffen der damaligen Zeit elegant und schicklich gekleidet, mit glattem Kinn, mit Vatermördern, mit Cacadu, kuez in der lächerlichen Weise des conventionellen Anstandes; jezt groß, entfesselt, stolz, bewußt — jeder Zoll Piepmeyer. In traulicher Stunde liest er seiner Familie die Biographien deutscher Abgeordneter vor und bemerkt im Eifer des Lesens nicht, welchen Eindruck diese erhabenen Beispiele auf die Zuhörer machen.

Wir sehen Piepmeyer im demokratischen Vereine seiner Vaterstadt über die bisherige Thätigkeit der Nationalversammlung berichten. Die Zuhörer scheinen wenig erbaut. Schwere Wolken lagern sich dicht über den Häuptern; dieß könnte allegorisch gedeutet werden wollen, es soll aber natürlich nur Tabaksdampf vorstellen, wie man aus den vielen rauchenden Köpfen leicht ersieht. Fackelzug mit Musik ist die Folge dieser speziellen Wirksamkeit des Frankfurter Abgeordneten, den wir bald darauf dem Minister seines „engern Vaterlandes" einen Besuch abstatten sehen, wobei er dem Minister erkläet, daß ihm ein hoher Posten in seinem speziellen Vaterlande von seinem Standpunkte lieber wäre als eine Stelle im Reichsministerio, nach welchem jezt ein so starkes Laufen und Drängen stattfinde. Auf diesem Blatte wird der Unterschied in der Haltung zwischen dem ancien régime und der Volkssouveränität deutlich hervorgehoben. Welcher vermeintliche Adel, welche stolze Herablassung zeigt sich beim Minister, welche höfliche Unterwürfigkeit, welche freundliche Zudränglichkeit in dem vor ihm stehenden Souverän!

Die übrigen Blätter zeigen uns nun Piepmeyer wieder in Frankfurt. Die Nachrichten über Californien erregen des umsichtigen Mannes Aufmerksamkeit. Er interpellirt: „In Erwägung, daß glaubwürdigen und bis jezt unwidersprochenen Zeitungsnachrichten zufolge in Californien außerordentlich reiche Goldminen entdeckt worden sind, — in Erwägung, daß die Auffindung einer so ungeheuern Menge Goldes nothwendig Einfluß auf den Werth des Goldes haben muß, — frage ich: Was hat das Reichsministerium vorgekehrt, um der Entwerthung des Goldes in den Reichskassen vorzubeugen?" — Die Antwort auf diese Frage kann unmöglich das Reichsministerium in Verlegenheit setzen, auch beabsichtigte Piepmeyer es dießmal nicht, vielmehr wollte er seiner Familie und seinen Freunden daheim bloß die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Frankfurt auf schnellstem Wege durch die Zeitungen zugehen lassen. Parlamentarischer Takt!

Leider erblicken wir Piepmeyer auf dem lezten Blatte des fünften Heftes mit einer Arbeit beschäftigt, die auf das Ende der Dinge in Frankfurt hindeutet. Er ist von Stammbücheen umgeben, um sich darin zu verewigen, und dieß deutet auf baldigen Abschied. Man kann es eine merkwürdige Erscheinung nennen, mit welcher Eile die Albumblätter allerseits ausgetheilt wurden, als man mit dem deutschen Erbkaiser fertig zu seyn glaubte. Die so recht vertraut mit dieser Idee geworden waren, sahen sich schon auf ihren Lorbeern ruhend daheim, und was war natürlicher, als daß man sich wechselseitig in den Stammbüchern zu verewigen suchte?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Straßenleben.

Da war ich nun wieder in dieser großen, schwarzen, geliebten Stadt, mit ihren tausend thurmhohen Feuerschlachen und den unzähligen kleinen dampfenden Essen, die wie Kegel auf jedem Dache aufgepflanzt stehen, mit ihrer nebelgrauen wie aus Sacktuch gewobenen Atmosphäre, durch die in langen Reihen die Gasflämmchen wie Schildwach stehende Leuchtwürmer fortspielen; vor Allem aber mit dem buntbewegten Leben, das

Digitized by Google

All und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering ohne Unterlaß wirr durcheinander jagt, als wäre die große Lebensfrage, wer am ſchnellſten laufen kann, um das koſtbarſte Gut der Endlichkeit, Zeit, die Alles verſprechende, Alles verſagende, Alles beflügelnde, Alles verzögernde, zu gewinnen. Jezt rollte mein Cab dahin durch das wogende Menſchenmeer, in dem doch wieder jedes Atom für ſich etwas ſucht, hofft, wünſcht und vermißt. Wir kamen High Holdern hinunter, Omnibus an Omnibus, außen und innen dicht demannt, raſſelte an uns vorüber, oder verſperrte uns auch wohl den Weg, bis der geſchickte Wagenlenker uns wieder frei machte. Jezt gings bergab im vollen Galopp, nun wieder die Höhe hinan in langſamem Schritt, bis wir in die liebe, lange, gerade Oxfordſtreet einbogen und gemüthlich die im hellſten Gaslicht prangenden Fleiſch-, Fiſch- und Gemüſeladen überblickten, deren wechſelnde Mannigfaltigkeit nicht abnahm, bis zur Linken die hohen Schatten der Bäume des Hydepark zum Sternenhimmel hinaufragten, zur Rechten die ariſtokratiſchen Häuſerreihen der Hydepark-Terraſſe in ernſter Stille auf das kleine Cab herabſchauten, das mich an ihnen vorüber in eine ſtille Straße vor die Thüre meiner Wohnung trug. Da fühlte ich wieder die ganze Gewalt des Wortes »Home,« das überall, beim Hottentotten wie beim Irokeſen — nur bei der Diogena nicht — ſeinen Zauber behauptet, und das mich jezt ganz unterjochte. Die Theemaſchine dampfte, daneben lagen Zeitungen, Briefe, eine Einladung, mit Louis Blanc Thee zu trinken, eine Lithographie von Moritz Hartmann und noch viele liebe Dinge, die die Welt nichts angehen. So will ich ihr eine gute Nacht wünſchen und morgen mit ihr in Kenſingtons-Garten ſpazieren gehen. Ha! da ſieht es aber noch wüſte aus. Noch kein gewohntes Geſicht, der Reitenden und Fahrenden noch ſehr wenige! Aber wie dumm von mir, mich darüber zu wundern! Weiß ich doch erſtens recht gut, daß die Damenpferde jeden Winter ein paar Monate auf die Weide gejagt werden, und daß man ihnen dann einige Wochen eine allopathiſche Kur verſchreibt, und ſie erſt nach Vollendung derſelben den ſtolzen Nacken dem Joche der liebenswürdigen Amazonen beugen dürfen, die von ihren Roſſinanten gewöhnlich mit mehr Zärtlichkeit reden, als von Bruder, Gatten oder Geliebten, vielleicht ſchon deßhalb, weil ſich die Menſchen und „Menſchinnen“ nie ſchämen, für ein Thier zu empfinden. Iſt es aber auch leer von vierbeinigen Proletariern, ſo ſieht man der zweibeinigen deſto mehr, die nach Nahrung ſeufzen. Bettler, und immer wieder Bettler! Bald eine Frau mit einem Korb voll Nadelkiſſen, eine Bettelei, die den Schein der Reſpektabilität tragen ſoll, der aber ſehr dadurch beeinträchtigt wird, daß die Verkäuferin die ganze Straße entlang mir nachläuft, und Himmel und Hölle und meine ewige Seligkeit an den Ankauf eines ihrer Kiſſen knüpft, Redeweiſen, die einen höchſt unangenehmen Eindruck machen. Iſt ſie endlich ermüdet, ſo kommt ein Mann mit Raſirmeſſern, von denen ich eines, ſeiner drei hungernden Kinder wegen, beſitzen ſoll, wahrſcheinlich um in Ermanglung eines Bartes mir die Kehle damit abzuſchneiden. So kommt Einer nach dem Andern, und es bedürfte hier wahrlich der ſieben Himmel Mahomets, um all den Lohn ernten zu können, der uns für Meſſer, Scheeren, Nadelkiſſen, Nähbaumwolle ꝛc. angeboten wird. Dieß ſind die wandernden Bettler; eine andere Klaſſe bilden die ſitzenden. Dieſe haben entweder einen Sinn oder ein Glied eingebüßt, und dem gemäß Attitüde und Toilette gewählt, wozu ſie in eigens für ſie beſtehenden Garderoben das Nöthige für geringes Geld miethen.

(Fortſezung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Fortſezung.)

Die Stimmung in Schleswig-Holſtein.

Welch ein Geiſt unter der Geſammtbevölkerung verbreitet iſt, beweiſen die neueſten Begebenheiten. Nach andächtigem Gebet in den Kirchen zog an den Küſten die ganze Bevölkerung, die Greiſe an der Spize, zu den Dörfern hinaus, um unter Gottes freiem Himmel feierlichſt zu geloben, Blut, Leben und Gut an die Wahrung ihres guten Rechts ſetzen und im ehrlichen Kampfe fallen oder ſiegen zu wollen. Und dazu waren die friedlich geſinnten Dorfbewohner nicht durch Wühler und Agitatoren aufgeſtachelt worden; was ſie thaten, floß aus ihrem eigenen Herzen, war Frucht ihrer eigenen Ueberzeugung, daß man an das Höchſte, an ſein gutes Recht und eine vernünftige Freiheit freudig Alles ſetzen müſſe. Und bei dieſem ernſten, beſonnenen, nur immer zögernd vorſchreitenden Volksſtamme iſt an ein Strohfeuer der Begeiſterung, wie man es in ſüdlichern Ländern findet, nicht zu denken: hat der Funke hier einmal gezündet, ſo brennt die Begeiſterung fort, und die Zähigkeit des Volkscharakters ſichert das Fortlodern der Flamme bis zur Erreichung des vorgeſteckten Ziels. Freilich ſtellt ſich die Sache in den beiden bedeutendſten Handelsſtädten der beiden Länder, Altona und Flensburg, nicht nur etwas, ſondern bedeutend anders heraus, aber auch nur an dieſen Orten. Flensburg iſt durch ſeinen ergen Handel mit dem Norden, und namentlich mit Dänemark ſelbſt, Altona als Freihafen reich und mächtig geworden; in beiden iſt in natürlicher Folge dieſer Umſtände der Handelsgeiſt der vorherrſchende, und beide müſſen die Furcht hegen, durch eine neue Geſtaltung der Dinge in ihren materiellen Intereſſen geſchädigt zu werden. Dieſe Furcht ſezt einen Dämpfer auf ihren Patriotismus; doch muß zur Ehre Altona's bemerkt werden, daß ſich in der neueſten Zeit ein beſſerer Geiſt auch dort geregt hat und man ſich wenigſtens ſchämt, däniſche Sympathien an den Tag zu legen. Die Dänen pochen auf die ihnen günſtige Stimmung, welche ſie im nördlichſten Theile Schleswigs, hart an der jütſchen Grenze und ganz in der Nähe der dort befindlichen däniſchen Enclaven, vorausſetzen. Freilich ſpricht man in jenen Grenzdiſtrikten eben ſo viel verdorbenes Däniſch, als verdorbenes Deutſch; freilich ſind hier mehr däniſche Beamte und Uebergeſiedelte, als im übrigen Herzogthum anzutreffen; allein wenn man an dieſe Leute die Frage ſtellte: ob ſie zu Deutſchland oder zu Dänemark gehören wollten? ſo würde eine überwiegende Mehrzahl für das Erſtere ſtimmen, vielleicht des pekuniären Intereſſes wegen, gar die Geſammtheit, weil ſie als Dänen weit größere Steuern zu bezahlen hätten. Ja, ich behaupte aus vollſter Ueberzeugung, daß wenn man an das als rein däniſch betrachtete Jütland dieſelbe Frage richtete, auch in dieſem die Mehrzahl ſich für Deutſchland erklären würde, ſchon weil ihm aus dieſem der Reichthum, durch Abnahme ſeiner Handelsprodukte, zufließt. Wenn jeder Deutſche nun aber den Kampf der Herzogthümer um ihre Rechte und Freiheiten als einen gerechten anſehen muß, ſo kann man doch nicht umhin, Dänemark zu bedauern, da es in einem Kriege begriffen iſt, in dem es ſich nicht nur um einen Landestheil, ſondern um ſeine ganze politiſche Exiſtenz handelt, die, ſeit es Norwegen verloren, ohnehin Schweden gegenüber längſt problematiſch war. Die aufgeklärten Dänen begreifen das und dringen auf fortgeſezten Kampf, wobei ſie weniger auf ihre eigene Kraft, als auf den Umſchwung der Umſtände, auf endliche wirkſame Hülfe von außen rechnen.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 58. Donnerſtag den 8. März 1849.

Seest thou not the air of the court in these enfoldings? hath not my gait in it the measure of the court? receives not thy nose court-odour from me? I am courtier, cap-a-pe!
Shakespeare.

Herr Piepmeyer.

(Fortſetzung.)

Auch Frankfurts Einwohner wollten dieſer Beſcheinigungen der Anweſenheit großer Männer, als Zeichen der Zeit, nicht entbehren. Frauen wählten ſich meiſt die ſtattlichſten Helden der Linken aus und ließen ſie prangend mit hohen Gedanken in ihre Autographenſammlungen einziehen. Giskra, Hartmann, Venedey und mehrere Andere waren die Geſuchteſten. Leute wie Dahlmann, Schubert, Friedrich v. Raumer waren nicht ſo nahbar, wohl auch nicht ſo willfährig, jedenfalls die Frauenwelt für dieſe Größen nicht ſo empfänglich. Einige machten dieſes Geſchäft zur Spekulation. Man ſuchte eigenhändige Schriften zu erlangen, um ſie Sammlern für Geld zu überlaſſen, und da man die Sammlung von dieſer Seite oft vollſtändig wollte, ſo waren dadurch auch Leute wie Piepmeyer in Anſpruch genommen. Dann ſchrieb man ſich aber auch für die näheren Freunde ein, mit denen man bei Reinhard oder Böhm, beim Pfau oder Storchen, bei Schwager oder Valentin bekannt geworden, oder mit denen man in demſelben Club ſaß.

Detmold und Schrödter haben aber mit dieſer Beſchäftigung, die eine ſo elegiſche Stimmung in jedem Freunde des Heiden hervorrufen muß, denſelben noch nicht aufgegeben. Wir überſehen die Worte am Schluſſe des lezten Blattes des fünften Heftes nicht: „Schlußheft folgt.“ Was uns dieſes Schlußheft bringen wird, ich wage es nicht vorauszuſagen; das Menſchenleben, zumal das Leben eines Deputirten der Nationalverſammlung, welchen Zufälligkeiten iſt es ausgeſezt! Wäre es nicht möglich, der Erbkaiſer wäre noch nicht ſo bald geſchaffen und Piepmeyer ſäße länger hier und käme in ganz neue Verwicklungen, da er ja doch einmal mitberufen ward, für Deutſchlands Größe und Macht zu tagen?

Ich ſah Piepmeyer neulich und fand ihn gealtert. Die Kaiſerkrone, das Direktorium, die Erblichkeit, das Veto, den Turnus, die Trias, Alles las ich von ſeinen welken Zügen, aus ſeinen erloſchenen Augen ab; auf ſeinen etwas ſchief gezogenen Mundwinkeln ſchien mir ein Präſident zu ſchweben. Ich äußerte ihm das unumwunden. „Ja,“ ſchrie er, „ja! der Präſident geht mir zu Herzen!“ Dabei ſtellte er ſich unternehmend hin, ſchlug einigemal raſch mit ſeinem dünnen Röhrchen an ſeine eigene Wade, und ich deutete mir das gewiß richtig, indem ich für ihn dachte: „Da könnte man doch auch noch etwas werden!“

Piepmeyer nahm mich am Arm und wir gingen um die Stadt. Es war ſchmuzig in den Alleen und er krämpte ſeine Pantalons ein wenig auf, die ihm offenbar zu lang waren. Jezt bemerkte ich erſt, daß er einen ſchwarzen Habit trug, aber auch daß ihm Alles zu lang und zu weit war. „Ich hab's fertig kaufen müſſen,“ warf er hin, „weil ich dieſen Abend zum Reichsverweſer gehe.“ — Es fiel mir ein, daß es ein Dienſtag war, an welchem der Erzherzog Johann Abends die Abgeordneten empfängt. — Piepmeyer hatte zu dem ſchwarzen neuerkauften Anzug eine weiße Atlasbinde und eine weiße, mit Gold geſtickte Atlasweſte angethan, die er beide noch von der Audienz nach dem Regierungsantritt ſeines gnädigſten Heern beſaß und die er bei beſonders feſtlichen Geiegenheiten zu einem Theile ſeines Ornates machte. Sie waren früher zu

Digitized by Google

bläulich geweſen, durch das lange Liegen zu gelblich geworden, wodurch ein nicht eben modernes, aber für das Auge nicht unangenehmes Geünlich entſtand, von dem ſich das ſchwarzgewordene falſche Gold der Stickerei beruhigend abhob. Einige duech das Reiben des Baetes aus dem Gewebe der Halsbinde entfeſſelte Faſern konnten für künſtliche Franſen gelten und vollendeten den Eindruck der novantiken Toilette des Abgeordneten Piepmeyer.

Wie hatten unſern Spaziergang vollendet und bogen jezt zum Eſchenheimer Thor in die Stadt, wo uns die glänzend erhellten Fenſter des erzherzoglichen Palaſtes entgegen ſtrahlten. Piepmeyer drückte mir ſtaatsmänniſch die Hand und eilte fort. Als ich ihm nachſchaute, wie ee in die beleuchtete Halle trat, bemeekte ich, daß er noch die aufgekrämpten Pantalons trug; ich eilte ihm nach, um ihn daran zu erinnern, allein ich konnte ihn nicht mehr ereeichen; ſchon ſah ich, wie ee an dem reich galonirten, am obern Ende der Treppe poſtieten Jäger vorüberſchießend, denſelben mit tiefem Bückling begrüßte. Es wies ſich hernach aus, daß er ihn für den Adjutanten des Reichsverweſers gehalten hatte. Lange noch tradte Piepmeyer, Alles muſternd, auf den Teppichen umher, ohne ſeiner aufgekrämpten Beinkleider zu gedenken, bis ein Geſinnungsgenoſſe aus dem Parlamente ihn darauf aufmerkſam machte. Er war Salonmenſch genug, die Sache leicht zu nehmen, die Hoſen niederzuſtreifen und dann durch ein zweimaliges ſtarkes Aufſtampfen ſie wieder in die erforderliche hängende Lage zu bringen. Einige unſern ſitzende Damen ſchracken ſeeilich heftig zuſammen, allein Piepmeyer konnte übee ihee Nervenſchwäche kaum eines Spottes ſich enthalten, begnügte ſich aber damit, ſie gutmüthig anzuiächeln. Es befremdete ihn einigermaßen, daß die Damen dieß nicht erwiderten; er nahm es für Stolz.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortſetzung.)

Die Hütte war eine von denen, wie ſie überall in den Gebirgen der Schweiz und Savoyens geteoffen werden, ein einfacher Wetterſchutz füe den Hieten, keine eigentliche Sennhütte, welche von mehreren Räumlichkeiten umgeben ſeyn muß, wie ſie zum Bedürfniß des Senns und ſeiner Familie gehören und worunter vor allen Dingen ein Käſehaus begriffen iſt. Die, durch deren offene Thür wir jezt eintraten, bot nichts als die einfachſten vier Wände, durch deren Spalten hie und da das Licht fiel. Ein Knabe ſaß darin auf einem Holzblock, neben ihm glimmte ein kleines Feuer, in das er öfters mit geſchwärzter Hand hinablangte, um etwas daraus hervorzuholen, womit er gegen die Wand fuhr. Da er der Thüe den Rücken kehete, bemerkte er unſere Annäherung nicht ſogleich und ließ uns Zeit, ihn einige Augenblicke zu beobachten.

Es war klar, der junge, etwa fünfzehnjährige Hiet zeichnete, zeichnete mit Kohle an ſeine Wand, und dieſe Wand, wie ſich bei näheree Betrachtung ergab, wae bedeckt mit Linien, mit Geſtalten von Thieeen und Menſchen, Bergen, Bäumen; genug, der Maler in ſeinem primitiven Zuſtand ſtellte ſich uns dae, von ſeinen Werken umringt. Fröhlich und ſorglos pfiff er zu ſeiner Arbeit, wie himmliſch ſorglos, wie wenig ahnend, daß er beachtet werde, wie unbekümmert um den Beifall oder Tadel dee Welt! Da ſaß er, der König dieſer Heerden, die rings umher weideten, allein mit ſich, ſeinem Gott und ſeinem Genie, und außee uns zufällig hierher Verirrten, nue von den ziehenden Wolken odee den Alpenhörnern belauſcht, die vom fernen Himmel ſtill hereindlickten in ſeine glückliche Hütte. Welcher Palaſt konnte ſich mit ihr meſſen an Reichthum des Friedens und des Wohlbefindens?

Als dee Hiet uns endlich bemeekte und auf das Geräuſch, das wir machten, nach uns umſchaute, flog ein Erröthen über ſein gebräuntes Antlitz, ſo ſchön, daß er verdient hätte, ſogleich einem Titian als Modell zu ſitzen. Er wae überraſcht, erſchreckt und fragte nicht ohne Verwirrung nach unſerem Begehr. Da duechaus kein gangbarer Pfad über dieſe Inſel führte, wie ſich nachher ergab, und mein Begleiter, troß ſeiner Zuverſicht, doch irre gegangen wae, dueſte der junge Künſtler über den unerwarteten Zuſpruch wohl erſtaunt ſeyn. Sein Hund, ſonſt der teeue Begleitee der Hirten, wie ein Miniſterium der nothwendige Begleiter der Könige zu ſeyn pflegt, war abweſend; des Savoyarden Guizot odee Peel irrte draußen umher und hatte mit Regieeungsgeſchäften zu thun, während ſein Gebietee in königlichee Muße den ſchönen Künſten oblag und ſeinen höhern Neigungen folgte. Seine Völker weideten, brüllten, ſtießen einander, flüchteten voe dem bellenden Hunde, verſuchten Gegenwehe und gehorchten endlich ſeinem Willen, indeß dee junge Monarch in göttlicher Ruhe daſaß, underühet von den gährenden Leidenſchaften auf der Wieſe, von Freude und Leid ſeiner Beherrſchten. Füewahr, das Hirtenleben hat etwas Majeſtätiſches und bietet Vieles, was zum Vergleich mit dem Regiertweeden und Regieren auffordert; doch lahmt dieſer Veegleich von voenherein. Schon Heine ſagt zwar:

Digitized by Google

König iſt der Hirtenknabe, aber viel richtiger könnte man einen Gott aus ihm machen. Ein König herrſcht über Weſen von einer mit der ſeinigen gleichartigen Natur, mit denen er Neigung und Bedürfniß theilt, der Hirt über tief unter ihm ſtehende Geſchöpfe, über ſolche, die durch eine unendliche Kluft von ihm getrennt ſind, denen er ein Gott iſt. Sein leichteſter, knabenhafteſter Gedanke wiegt die Weisheit und Erfahrung der ganzen Rindviehwelt auf; das Blöcken von tauſend Schafen und das Mäckern von eben ſo viel lebensklugen Ziegen verſtummt vor einem Scherzwort ſeines purpurnen Mundes. Er iſt mehr als ihr Herr, er iſt ihr Schickſal, ihre Vorſehung; auf ſeinen Wink leben, lieben und ſterben ſie.

Nachdem wir unſere Verlegenheit dem jungen Burſchen, der hier waltete, kund gegeben und dabei in das Innere der Hütte getreten waren, hörte ich für mein Theil wenig von der Zurechtweiſung, die er ertheilte und mit der er ſich ohnehin hauptſächlich an meinen Begleiter wendete, und betrachtete mit Erſtaunen, allmählig ſogar mit Bewunderung die Schildereien, womit die Wände prangten. Es waren in der That Zeichnungen, wie von der Hand eines Künſtlers mit der Kohle hingeworfen, leicht, kühn, mit faſt unbegreiflicher Kenntniß von Gruppirung und Perſpektive, Maß und Verhältniß.

„Wie heißt du denn, mein Junge?“ fragte ich den kleinen Raphael. — „Antonio Comba,“ antwortete er. Er war von drüben her aus dem Piemont und diente als Hirtenjunge einem Vetter hier im Thal von Chamouny. — „Sprich, Antonio, haſt du das Alles ſelbſt gezeichnet, was man hier ſieht?“ — „Ach, Monſignor, ich löſche Alles wieder aus mit dem Beſen da. Fünf Minuten, und Sie ſollen nichts mehr ſehen.

„Nun bitte ich Sie,“ ſprach ich zu Cäſar, meinem Begleiter, „was würde unſer Beginnen ſeyn, wenn wir den Burſchen veranlaßten, ſeine Bilder wegzufegen und die nackte Bretterwand wieder herzuſtellen?“ — „Eine Art Mord,“ antwortete der Fromme zu meiner Befriedigung, „obgleich Sie zugeben werden, daß er allerdings beſſer thäte, zu beten in ſeiner Einſamkeit, oder mit den Engeln zu reden, als thörichte Lineamente zu zeichnen. — Seht doch, dieſes Roß iſt wirklich nicht übel, wie es über etwas ſezt. Was iſt das Schwarze, über das das Roß hinwegſpringt, Garzone?“ — „Der Graben, Herr.“ — „Der Graben! wahrhaftig!“ — „Antonio,“ nahm ich das Wort, „laß einmal ſehen, ob du das Alles ſelbſt gemacht haſt. Da, nimm den Stecken, er iſt unten verbrannt und hat gute Kohle, ſuche ein leeres Plätzchen an der Wand; — ſo, das iſt groß genug, und nun zeichne mir ein junges Gaisböckchen dahin.“ — »Un capretto, Signore?« — »Si! Si!«

Er nahm die Kohle und trat zur Wand mit erhobener Rechten. Ich war in der That auf ſein Beginnen geſpannt. „Aber, mein Junge,“ ſagte ich nach einer Weile, während er zeichnete, „das wird ja kein Böckchen, ſondern eine große Ziege mit mächtigen Hörnern und langem Bart; ſehr richtig zwar, ſehr kühn und gut entworfen, aber beſinne dich doch —“ — „Ja Herr, ich weiß wohl, aber woran wollen Sie denn das Capretto erkennen, wenn nicht eine Capra dabei iſt? Gleich — ſehen Sie, jezt wird's!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortſetzung.)

Mecklenburg. — Der Senat und die Grundrechte.

In den beiden Mecklenburg bricht ſich der Geiſt der neuen Zeit auf überraſchende Weiſe Bahn. Hier, wo ſo viele Jahrhunderte hindurch die tiefſte Nacht herrſchte, wo die Hörigkeit am längſten in ganz Europa fortbeſtand, wo das kraſſeſte Junkerthum mit allen ſeinen rohen Paſſionen noch ganz vor Kurzem florirte, wo man den Leuten ſchuld gab, daß ſie faſt nur Sinn für materielles Wohlleben hätten, wo eine ein halbes Jahrhundert fortbeſtehende Sittenloſigkeit in der höchſten Region den Keim des Volkscharakters zu vergiften drohte, hier zeigt ſich jezt der merkwürdigſte Umſchwung. Selbſt die deutſchen Grundrechte ſcheinen den Mecklenburgern nicht auf hinlänglich breiter Baſis zu ruhen, weßhalb ſie ſie noch zu erweitern ſuchen. Nach unverwerflichen Nachrichten, die mir über den Charakter und die Geſinnungen des jezt regierenden Fürſten zu Theil wurden, ſoll dieſer ein trefflicher junger Mann und von dem innigſten Wunſche beſeelt ſeyn, ſein Land glücklich zu machen. Auch wird ſeine, wie ſeines Vaters Sittenreinheit, im Gegenſatze zur Lebensweiſe des vorlezten Fürſten, ſehr geprieſen. Möge er ſich mit treuen und klugen Rathgebern umgeben, da ſeine große Jugend ſolcher ſehr bedarf! Was Mecklenburg-Strelitz

Digitized by Google

betrifft, ſo kommt es mit ſeinen 70—80,000 Einwohnern in politiſcher Hinſicht faſt gar nicht in Betracht und muß ſich nach Allem richten, was man im größern Mecklenburg-Schwerin beſchließt, mit dem Mecklenburg-Strelitz, trotz der ſcheinbaren Trennung, auf's Innigſte verbunden iſt. Daß der jetzige Beherrſcher des Ländchens wenig von dem wußte, was in der Neuzeit im deutſchen Volke vorgegangen, beweist ſeine ſchmerzliche Ueberraſchung und die Thränen, die er vergoß, als eine Maſſe Volks vor ſein Schloß zog und dringend Abſtellung einiger Uebelſtände verlangte.

Hier in Homburg iſt es, als ob der wiedererwachende Frühling, der durch das Aufgehen der Elbe ſehr früh, ſchon in der Mitte Januars, eintrat, die während der kalten Zeit eingeſchlummerten Leidenſchaften wieder aufregte. Die unterſten Schichten der Bevölkerung, welche, ſeit die Conſtituante ihre Wirkſamkeit begonnen, ſich gänzlich beruhigt zu haben ſchienen, ſind ſeit den letzten Wochen wieder in eine Stimmung verſetzt, gleich der, welche die Umwälzung in unſerer Verfaſſung herbeiführte. Der nächſte Grund dieſer Erſcheinung iſt wohl, daß zwar die deutſchen Grundrechte vom Senat pflichtmäßig publicirt, aber noch nicht eingeführt wurden. Die unaufgeklärte Menge wittert darin Verrath und Hinterliſt und wird darin durch Aufſätze in einigen Volksblättern beſtärkt, die einen unberechenbaren Einfluß gewonnen haben, da ſie vorzugsweiſe vom Volk, und zwar mit größtem Eifer geleſen werden, und dieſes eben nichts anderes leſen will. Der erſte Stein des Anſtoßes war das Beſtreben der Behörde, das Geſetz der allgemeinen Wehrpflicht und damit die Aufhebung der Stellvertreterſchaft zu umgehen. Der Gedanke, ihre Söhne mit den Proletariern in Reihe und Glied ſtehen zu ſehen, mag für unſere Geldariſtokratie ein unerträglicher ſeyn, während das Volk geheime Schadenfreude darüber empfindet, daß die „reichen Häuſe" wenigſtens in dieſem Punkte nichts mehr vor ihm voraus haben ſollen. Letzteres ſah alſo ſchon aus dieſem Grunde der Einführung mit Ungeduld entgegen. Es wurde nun in allen Kreiſen lebhaft beſprochen, wie es wohl der Senat mit der ſeither beſtandenen Stellvertreterſchaft halten, ob er den Vorſchriften der Grundgeſetze nachleben, oder ſie zu Gunſten der reicheren Jugend umgehen werde. Zu letzterem ſchien man ſich entſchloſſen zu haben, worauf namentlich ein eben ſo unverſtändiger als unzeitgemäßer Aufſatz in den „Nacheichten" hindeutete, der ſich bemühte, das Vortheilhafte des ſeitherigen Syſtems darzuthun. Die Reichen, hieß es, thun ja dadurch etwas für das arme Volk, daß ſie ſeine Dienſte erkaufen; es werde Vielen, die ſonſt hungern müßten, eine Erwerbsquelle dadurch eröffnet, daß man ſie als Stellvertretee annehme u. ſ. w. Aber der Aufſatz hatte eine der beabſichtigten entgegengeſetzte Wirkung. Die für dieſes Jahr zum Dienſte Ausgelooſten traten zuſammen und wandten ſich mit einer beſcheidenen, ſehr gut abgefaßten Bitte an den Senat, daß der §. 7 der Grundrechte ſofort in Ausführung gebracht und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden möge, worauf ein auch durch ſeine gräuliche Form unwürdiger ablehnender Beſcheid erfolgte. — Ein ähnliches Spiel erlaubte man ſich hinſichtlich der Emancipation der Juden. Dieſe ſollen nicht, wie es ausdrücklich das Grundgeſetz beſtehlt, als Gleichberechtigte bei uns betrachtet, ſondern nur den Mitgliedern anderer chriſtlichen Confeſſionen als der lutheriſchen gleichgeſtellt werden; bei uns aber konnten ſeither nur die Lutheraner zu Aemtern und Würden im Staate gelangen. Alſo auch hier will man das Grundgeſetz umgehen, dießmal aber wohl nur, um eine ſtarke Partei in der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft für ſich zu gewinnen, die die Emancipation der Juden nicht eben gern ſieht. Ob dieſer Antrag des Senats in der Bürgerſchaft durchgegangen, kann ich vielleicht zum Schluſſe dieſes Berichts mittheilen.

(Fortſetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortſetzung.)

Bettler.

Da ſteht ein Blinder; ſich deſto eindringlicher darzuſtellen, hat er ſich als Geiſtlicher ſchwarz mit einer weißen Halsbinde gekleidet; die Augen ſind zugebunden, vor ſeinem Magen aber iſt ein weißes Blatt befeſtigt, auf welchem in großen Buchſtaben geſchrieben ſteht: »I am blind« Weiterhin ſteht ein gefärbter Neger, der mit weißem Kopftuch und in weißem Hemd aber Ueberwurf, mit dummer Geberde, die die Unkenntniß der Sprache ausdrücken ſoll, ſeine Hand bittend ausſtreckt. Dann kommt ein Lahmer, dann ein Hinkender, kurz jedes menſchliche Gebrechen wird der menſchlichen Sympathie in der widerlichſten Geſtalt vorgeführet, damit man einen Ekel vor dieſer Erde und ſeinen Bewohnern empfinden und ſich den Weg zur Himmelspforte deſto ſchleuniger ebnen möge. Wollte Gott, die Polizei miſchte ſich ein wenig mehr in die Sache und ließe die Straßen Londons nicht ſo ganz in ein Lazareth verwandeln! Das Schauderhafteſte habe ich aber noch übergangen; das ſind die Mütter, die ihre angeblichen Zwillinge oder Drillinge ſäugen. Dieſe ſitzen vorzüglich auf den Stufen der Kirchen, der Theater und anderer öffentlicher Gebäude, wo ſie vermuthen können, daß Damen aus- und eingehen. Dieſen halten ſie, dann unter dem winſelnden Vortrag von Jammergeſchichten die kleinen ſchmutzigen, halb verhungerten Geſchöpfe hin, und iſt die Dame ſelbſt Mutter, ſo können ſie gewiß ſeyn, daß ihr eingebildetes Elend und des Kindes Jammergeſtalt ihnen ein Geldſtück einbringt. Ihr Gewerbe iſt daher das einträglichſte und ſicherſte. Neulich ſah ich ein ſolches Weib ſich ſchreiend und jammernd über ihr Kind biegen, das ihr geſtorben war, und eine Dame, die vorüberging, blieb ſtehen, und erkundigte ſich mitleidig nach den Umſtänden. „Ach! ich Unglückliche!" rief die Frau, „ſechs hungernde Kinder habe ich zu Hauſe, und nun iſt mir noch der Baby geſtorben! Bitte, liebe Madame, haben Sie Mitleid mit einer armen Frau!" Die Dame reichte ihr eine Gabe, fügte aber hinzu, daß bei einer ſo zahlreichen Familie Gottes Güte es mit dem Kleinen nur gut gemeint haben könne, indem er es einer Oede entrückt, wo ſeiner nur Jammer und Elend gewartet, und ſo müſſe ſie es auch betrachten und die Wege des Schöpfers als die beſten ehren. „Ach, Mylady!" ſagte die Frau hold ärgerlich, „das verſtehen die reichen Leute nicht, was der Verluſt eines Kindes für mich arme Frau iſt. Mit dieſem Baby erhielt ich meine ganze Familie. Nun muß ich ein anderes Kind miethen, und dieß wird mich täglich ſechs Pence koſten, und dafür hätte ich ſchon viel Brod kaufen können. Ich arme Frau! Heute gehts noch; aber morgen muß ich es begraben." Die Dame war »quite shocked.« Ich mußte mich abwenden, das Lachen zu verbergen, das mir dieſe Mutterliebe und das Entſetzen der Engländerin abnöthigte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 59. Freitag den 9. März 1849.

Jactata fatis, o Alemannia,
Quid hoc in aestu respicis auxilii? —
Permissa Fortunae, malorum
Muta vices, nihil usque vito.

Jac. Balde.

Reichstagsſonette.

Täuſchung.

Wir freuten uns auf eines Gaſtes Beſuch,
Wir eiferten, ihn würdig zu empfangen,
Der, ſtillend hundertjähriges Verlangen,
Von Deutſchland ſollte ziehn das Leichentuch.

Doch wieder leer bleibt Deutſchlands Ehrenbuch;
Schüttelnd ſein Haupt iſt er dahingegangen;
Feindſel'ge Brüder wälzen wahnbefangen
Einander zu den tauſendjähr'gen Fluch!

Durch traumbethörtes Volk iſt er geſchritten;
Es ganz zu wecken hat er nicht vermocht
Mit ſeinem Oehr'n, mit bangee Liebe Bitten.

Kein Oel mehr nährt der hell'gen Lampe Docht;
Sie haben, was ſein Name ſey, geſtritten,
Und überhört, daß er hat angepocht.

Der deutſche Herkules.

I.

Für Deutſchland einen Herkules! geſchaffen
Für der Aebeiten ſchwere Müh'n und Weh'n!
Mit Leu'n und Drachen in den Kampf zu gehn,
Ein Held gerüſtet mit geſeiten Waffen!

Stark, glatte Schlangen mit dem Arm, dem ſtaffen
Zu würgen, die ſich giftgeſchwollen blähn,
Und die in Hut der neid'ſchen Wächtee ſtehn,
Die Heſperidenäpfel zu entraffen!

Dem Stier zu feſſeln die unbänd'gen Glieder,
Zu tilgen, die aus tauſendfält'gem Mund
Das Gift des Todes ſpeit, die grauſe Hyder;

Selbſt in der Unheilsmächte ſchwarzen Schlund
Mit leckem, ſichrem Schritt zu ſteigen nieder,
Erſtickend den deelköpf'gen Höllenhund!

II.

Nicht darf der Held mühſeliges Beginnen
Im Königshaus, beim Fackellicht, verſchmähn,
Den Faden für das Labyrinth zu drehn,
Am Rocken Wolle mit Geduld zu ſpinnen.

Der Arbeit wartend mit ſtets wachen Sinnen
Müßt' er zugleich des Werbens Kunſt verſtehn,
Den Augenblick, den glücklichen, erſpähn,
Die volle Gunſt Germania's zu gewinnen.

Doch darf er ſelbſt ſich nie beſtricken laſſen
Von klugee Liſt, von ſüßem Schmeichellaut,
Nie ſchlummeend, nie berauſcht die Zeit verpaſſen;

Und wenn gewonnen er die Königsbraut,
Muß wieder, ungeſchwächt, der Held erfaſſen
Die abgelegte Keul' und Löwenhaut.

An den Miniſter der Zukunft.

I.

Geheimnißvoll noch euht dir unter'm Schopf
Das Heil, womit du uns wirſt überraſchen.
Wird es dem Volke ſprudeln aus den Flaſchen,
Wenn du läß'ſt knallen den Champagnerpfropf?

Die Republik! — Traktiet mit Gugelhopf
Ihr Bettelvogt den Pöbel? — Füllt die Taschen,
Die leeren, sie? Wird Mohren weiß sie waschen?
Heilt bessee sie, als Kön'ge sonst, den Kropf?*

Wenn du kneirst an Deutschlands Weichselzopf,
Hofft du, daß nie er wieder sich eneure?
Ja, wenn du kühn mit amputirst den Kopf!

Ein wohlfeil Wort ist Republik, die theure!
Doch Blüthe quillt nicht aus dem Schminketopf,
Und Wunden heilt man nicht mit Schwefelsäure!

II.

Wohl müssen die die meisten Redner weichen
An heeben Spottes ätzender Gewalt,
An speüh'ndem Witz; dee Beifallssturm erschallt,
Sobald zum Plaudite! du gibst das Zeichen.

Doch, bist du Meister auch in Fechterstreichen,
Ob manchee Pfeil von deinem Schild abpeallt:
Die Herzen der Bewundrer läß'st du kalt;
Du kannst uns nie der Hoffnung Becher reichen!

Dich tauchend in den bunten Zauberkreis
Der niedern Thierwelt, hast du abgeschworen
Der Lichtwelt Ahnung, aller Gaben Preis;

Und dann im Wolkenstandpunkt halb verloren,
In frost'gen Höhen, auf der Gletscher Eis
Die Seele, wenn du eine hatt'st, erfroren.

* Was man von den Königen von Frankreich und auch von England rühmte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Es ward in der That. Neben dee Alten auf die Knie gewoefen, wie die Kleinen zu thun pflegen, lag das Böckchen, Kopf und Maul emporgehoben zum strotzenden Euter der Muttee und saugend. Antonio war nicht allein Maiee, sondeen auch Dichter; wahrer, poetischer konnte der Begriff eines Böckchens nicht aufgefaßt und wiedeegegeben werden, als auf diese Aet; ee hatte sich das junge Thier nicht einzeln, beziehungslos dastehend oder liegend, gedacht, sondern sogleich, ohne im Entferntesten darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn, in dee wahrsten und schönsten Beziehung seinee Natur: es sog an der Brust der Mutter. Ich frage: welchee Dichter oder Philosoph hätte den gegebenen Begriff naturwahrer und reicher daestellen können? Auch die Zeichnung wae ziemlich koreekt und wenigstens in dieser Hütte ein wahres Wunder. Antonio wurde mit Lobsprüchen überhäuft, beschenkt, und Cäsar übernahm es, seines Talentes am eechten Oet in Genf zu gedenken, um ihm wo möglich die Laufbahn eines Künstlers zu eröffnen. Freilich gehöeen dazu eeiche, wohlthätige Gönner oder sonstige Mittel, und Antonio war so ganz mittellos, so poetisch aem, so völlig ohne Gönner, und selbst gar nicht ahnend, daß ihm alles dieß gebeeche, daß ihm überhaupt iegend etwas mangle, hiee untee seinen Heerden, wo des lieben Gottes Sonne so warm schien und Alles so wae, wie es seyn mußte. Er war, wenn auch nahe bei dem ewigen Schnee und am Fuß dee Gletscher, mitten in Arkadien. Und ist man das nicht überall im fünfzehnten Jahe?

Wie veeließen ihn endlich, nachdem er uns den kleinen Steg im Eelengebüsch, das heißt einen über das Wasser gelegten Baum genau bezeichnet hatte, mitteist dessen, wenn wir nicht einen ziemlich weiten Weg wiedee zurückgehen wollten, auf das andeee Ufer des Flusses zu gelangen war und somit auf die Seite, wo wie unsere Richtung fortsetzen konnten. Wie thaten es, von dem kleinen anmuthigen Maler plaudernd und von Zeit zu Zeit zurückblickend auf die schon duechmessene Steecke und nach dem Kirchthurm von Chamonny, der sich, wie alle Kiechthürme in Alpenthälern, untee den himmeleagenden Kolossen, die ihn umringen, winzig ausnahm, kaum bemeekbar erhöht über der grünen Decke des Bodens. Um den Fuß des Montblanc zogen Nebel und wehten wie Schleier von den Eispyramiden des Bossongletschees. Ueber diesen Schleiern, welche seine Basis verhüllten, schien der Berg hoch am blauen Himmel zu schweben, wie ein Wolkengebild, oder, nachdem man seine Stetigkeit erkannt hatte, wie ein fremder Körper, der nicht zu unserem Planeten gehöete. Cäsar machte diese Bemeekung, und ee hatte Recht.

„Ich kann unseen Raphael nicht vergessen," sagte ich. „Welch ein Knabe! Wenn ich reich genug wäre, wüede ich ihn auf eigene Kosten nach Genf zur Ausbildung senden. Und doch, thäte man recht daran, den Engel in ihm zu tödten, um einen Künstler aus ihm zu machen? Wie wie ihn sahen, in dem Moment, wo er in seiner erhabenen Einsamkeit gestört, nach uns umblickte und erröthete, hatte ee in dee That etwas von einem Engel. Untee seinee groben Blouse zusammengefaltet lagen die Flügei des Cheeub." — „Wenigstens," eewideete Cäsae, „läßt sich annehmen, daß die Engel heeabsteigen zu seiner reinen Seele und sie mit göttlichen Gedanken näheen, wie der Thau die Blume, oder wie der Sonnenglanz den Krystall." — „Fürwahr, Freund, eine ganz eigene,

Digitized by Google

von uns ſogenannten Gebildeten ungeahnte Welt liegt in einem ſolchen Gemüthe verborgen, das ſich unter Heerden und Gletſchern entfaltet und mit künſtleriſchem Bildungstrieb begabt iſt. Ich möchte nur einen Tag lang dieſer piemonteſiſche Knabe ſeyn! Nicht daß ich Wiſſen, Welt und Erfahrung gering achtete, aber wohl empfinde ich, daß es Momente und Veranlaſſungen gibt, wo man ſich ſehnen kann, Alles das los zu werden und in einen primitiven Zuſtand zurückzukehren. Solch ein Moment kam in Antonios Hütte über mich." — „Well — Sie erlauben mir die Aeußerung," ſagte Cäſar leiſe. — — „Gewiß." — „Weil der Glaube Sie nicht durchleuchtet hat, der Strahl, der wärmer flammt als das Sonnenlicht, ſchönere Blumen treibt als dieſes und aus höhern Himmeln in unſere Seele fällt als das Licht aller Geſtirne auf dieſen unvollkommenen Planeten." — „Ach, Cäſar, der Planet iſt ſo vollkommen und die Sterne ſind ſo weit! — Hören Sie, es donnert über uns." — „Lawinenfall in den Aiguilles," ſagte mein Begleiter. — „Aber es rauſcht auch näher, wie ein wilder Strom." — „So ſind wir an der Mündung des Arveyron. Richtig, dort ſtürzt dieſes Gletſcherkind nach kurzem Lauf in die Arve."

Dem war ſo. Wir hielten uns nun rechts und mir ſchien die Luft kälter zu werden, je näher wir den Eismaſſen kamen, unter denen der Arveyron ſeine Quelle hat. Nicht lange, ſo ſtanden wir vor dem Gletſcher und machten uns fertig, die Grotte des Stroms zu befahren. — Von dieſer Expedition das nächſtemal.

Herr Piepmeyer.

(Schluß.)

Alles hatte für Piepmeyer Bedeutung. Ich darf es hier geſtehen, daß er außer den Harmoniebällen in ſeinem Wohnort noch keinen Abend in beleuchteten Sälen zugebracht, und vollends mit Erzherzogen, kaiſerlichen Prinzen, Reichsverweſeen und dergl. noch nie in Berührung gekommen war. Er ſchweifte horchend und beobachtend umher, er zog politiſchen Seim aus den Geſprächen, die er bald verſtand, wie die Biene Honigſeim von den Beeten. Seine Aufmerkſamkeit erregte es in hohem Grade, Herrn von Radowitz und Herrn Vogt in eifrigem Geſpräche zu erblicken. Er kam dadurch auf die extravaganteſten Vermuthungen. Die Religion der Zukunft und der Katholicismus, der Radikale und der Monarchiſt von Gottes Gnaden — welche Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche mochten hier wohl geführt werden? Nur einzelne Worte erhaſchte er: „Quantität, Sägſpäne, Todtenkopf, Scheidewaſſer, Geſchütz, Schlafmützen und Socken." Er brachte nichts zuſammen; aber die Beiden ſprachen, das ſah er, und das erzählte er ſpäter ſeinem Freunde, dem Journaliſten, der in einem ſehr intereſſanten und ſehr glaubwürdigen Artikel über die Soiréen beim Reichsverweſer des eifrigen Geſprächs zwiſchen Abgeordneten der äußerſten Fractionen erwähnte und namentlich v. Radowitz und Vogt anführte, woraus er auf Koalitionen, Conceſſionen und dergleichen ſchließen zu können glaubte. Dieſem Artikel folgte jedoch von anderer Hand die Berichtigung, daß der General v. Radowitz von dem Naturforſcher Vogt einen Aufſchluß über die Schießbaumwolle ſich erbeten hatte.

Piepmeyer hatte an jenem Abende die Ehre, dem Reichsverweſer vorgeſtellt zu werden, der einige Worte mit jener liebenswürdigen Freimüthigkeit an ihn richtete, welche dieſen Fürſten ziert. Mehr bedurfte es nicht, um Piepmeyers Inneres zu öffnen; er löſte die diplomatiſche Hülle ſeines Herzens und ließ deſſen Inhalt von der Zunge ſtrömen. Er wurde bitter, er brach in Klagen aus, er erſchien zerriſſen, unzufrieden, müde, gebrochen. Er werde auswandern — aus ſeinem Wohnſitze nämlich — ſagte er. Er wolle nach dem badiſchen Seekreis, dort ſcheinen ihm noch freie Männer zu wohnen. Gutmüthig lächelnd ertheilte ihm der Reichsverweſer den Rath, lieber Amerika zu wählen; dort ſey er deſſen gewiſſer.

Hier breche ich ab. Ein wehmüthiges Gefühl überſchleicht mich. Nicht die Furcht erregt es in mir, daß Deutſchland wirklich veröden könnte, wenn Piepmeyer und ſeine Sinnesgenoſſen es verließen. Sie ſtürben doch nie aus; die deutſche Erde erzeugt ſie, wie die Gerſte und den Hopfen des Bayerlandes, wie den Buchweizen der Marken, wie den Ginſter der Heiden, aber auch wie die Reben an den ſüdlichen Ufergeländen deutſcher Ströme. Das wehmüthige Gefühl, das ich empfinde, hat eine andere Quelle, die zu trüber Art iſt, als daß ich ſie hier von dem thränenfeuchten Mooſe und den ſchwerlaſtenden Steinen befreien ſollte, damit ſie zu Tage fließe und das bischen Luſtigkeit hinwegſchwemme, welches vielleicht meine Schilderung in einem und dem andern Leſer erregt haben mag. — Die Wirkung, die ich nicht zu erreichen vermochte, zu vervollſtändigen, greife man nach Schrödters und Detmolds Heften ſelbſt, um ſich an ächt deutſchem Humor zu erfreuen, der zu dieſer Friſt doppelt willkommen ſeyn muß.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Senat und die Grundrechte — Louiſe Aſton.

Daß der Plan, die Stellvertreteeſchaft beizubehalten, nicht gelingen wird, kann ich ſchon jetzt verſichern. Die für dieſes Jahr Ausgelooſten haben ſich an die hier beſtehenden, engverbundenen liberalen Vereine mit der Bitte um Unterſtützung ihrer gerechten Sache gewendet, und nicht nur iſt dieſe ihnen feſt zugeſagt, ſondern überdieß beſchloſſen worden, durch alle zu Gebote ſtehenden geſetzlichen Mittel die ſofortige Einführung der Grundrechte zu erzwingen. Von dieſen energiſchen Schritten benachrichtigt, ließ darauf der Senat während der Nacht unmäßig große Plakate drucken, worauf die deutſchen Grundrechte ſtanden, aber trotz dem noch nicht als eingeführt angegeben waren, und man ſah ſie am Morgen an allen Straßenecken angeklebt. Wozu ſoll dieſe neue Täuſchung führen? Wozu kann ſie führen, als die Maſſen noch mehr gegen die Behörden zu erbittern, da das Volk jetzt durch die Preſſe hinlänglich aufgeklärt iſt, um zu wiſſen, daß eine Publikation etwas Anderes iſt als eine Einführung? Auch iſt kein Menſch durch dieſe überflüßigen Plakate, deren Inhalt längſt unſere öffentlichen Blätter gebracht hatten, getäuſcht worden; vielmehr haben ſie die liberalen Vereine zu noch energiſcherem Auftreten angeregt. Auf Sonntag, den 25. Februar, iſt ein großes Volksfeſt, ein Bankett, zur Feier der Grundgeſetze angeordnet, und der Senat dürfte wohl thun, wenn er die Einführung derſelben zu dieſem Tage publicirt hätte.

Die Conſtituante hat ſich in ſieben Ausſchüſſe getheilt und arbeitet mit Fleiß und Eifer an der neuen Verfaſſung für unſern Staat, womit ſie ſchon ſo weit vorgeſchritten iſt, daß ſie nächſtens ihre Reſultate in den wieder aufgenommenen öffentlichen Sitzungen vorlegen und das Ergebniß derſelben der ungeduldig harrenden Menge mittheilen wird. Es ſitzen in jedem der Ausſchüſſe Männer von bedeutendem Talent und von dem beſten Willen für das Wohl des Staats beſeelt; ſo können wir denn eine gute Verfaſſung bekommen, wenn der Senat nicht durch den Eigenſinn, mit dem er der Einführung der Grundrechte entgegentritt, dieſe ſchönen Hoffnungen vernichtet, indem er den von ihm ſelbſt ſo ſehr gefürchteten Aufruhr herausfordert. Dieſer Augenblick iſt noch fern; der nächſte aber wahrſcheinlich nicht mehr.

Frau Louiſe Aſton, die bekannte Emancipirte, hat ſich hier niedergelaſſen, ſeit ſie aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Feldzuge zurückgekehrt, wo ſie, nach dem Zeugniſſe mancher Freiſchärler, auf dem Schlachtfelde und in den Hoſpitälern ſegensreich gewirkt. Ein von dieſer Dame im „Freiſchütz“ abgedrucktes Gedicht, ſo wie ihre bei Gaupe erſchienene Lebensbeſchreibung ſind aber nicht geeignet, ihr die Achtung und Zuneigung ſolcher zu erwerben, für die Zucht und Sitte noch etwas mehr als Phraſen ſind. Ich für meinen Theil gewann einen jungen Mann dadurch lieb, daß, als ihm das erwähnte Gedicht zufällig in die Hände gerieth, ſich ſein Antlitz mit einer brennenden Röthe überzog und er ſich zu einem Andern mit den Worten wandte: „Das könnte als Inſchrift über einem B..... angebracht werden!“ Gott erhalte uns Jünglinge, die ſo denken und fühlen, und bewahre uns vor Frauen, die ſo dichten! Es wird in unſern Blättern eine pikante Anekdote von dieſer Dame erzählt, die ich hier mittheilen will, um dieſen ſonſt ſo ernſten Bericht etwas damit zu würzen.

(Fortſetzung folgt.)

London, Februar.

(Schluß.)

Bettler. — Die de Vere.

Die Zeitungen verſichern, daß ſich zwanzigtauſend Bettler in den Straßen Londons erhalten, und das Publikum nährt auf dieſe Art die Faulheit und Lüge, während der rechtliche Mann, der ein ſo verächtliches Gewerbe verſchmäht, daheim mit ſeiner Familie umkommen kann, ohne daß ihm jene Unterſtützung zu Theil wird, die der Staat und ſeine Mitbürger ihm ſchulden. Nach dem anerkannten Satz: »And prove the Caesar or the Catiline. By the true touch-stone of desert, succeed,« wird das Betteln in London noch einmal unter die ehrenwerthen Profeſſionen gerechnet werden. Am Ende iſt es ja auch eine Art Müſſiggang, und Müſſiggang war hier von jeher angeſehener als Arbeit; denn der rechte Gentlemen rechnet es ſich ja als Ehre und Verdienſt an, daß er von ſeinen Renten leben und die Zeit vergeuden kann. Doch laſſen wir die Gentlemen. — Aubrey de Vere, der iriſche Patriot, iſt nach London gekommen, ſeinen Einfluß, der in ſeinem Kopf und ſeinem guten Willen liegt, für ſeine Mitbrüder zu verwenden. Der Dichter und Dramatiker iſt zum Politiker geworden und er hat in ſeinem Buche, »English misrule, and Irish misdeed,« darzuthun geſucht, worin die Fehler der engliſchen Regierung beruhen und was Irland verbrechen, um die gegenwärtige ſchauderhafte Kriſis über ſein unglückliches Haupt heraufzubeſchwören. Die Schwierigkeit für England, ſeinem Vaterlande wirkſam zu nützen, erkennt auch er darin, daß aller Grundbeſitz in Irland in den Händen von Engländern iſt, die im Parlament eine zu mächtige Partei bilden, als daß die Miniſter, ohne gegen ihr Intereſſe zu handeln, es wagen dürften, den Irländern durch Geſetze beizuſpringen, die ihre Herren und Zuchtmeiſter beeinträchtigten. Daher gibt man immer Geld, und nichts als Geld, und dieſe Unterſtützungen, ſtatt dem Volke zu helfen, entwürdigen es nur immer mehr. Will England, wie das Sprüchwort ſagt, es nicht wagen, den Ochſen bei den Hörnern zu nehmen, ſo wird es das Schickſal ſelbſt über ſein Haupt heraufbeſchwören; denn was bleibt den Hungernden endlich übrig, als das Mutterland zu überſchwemmen und ſich mit Güte oder Gewalt der fetten Fleiſchtöpfe zu bemächtigen? Stephen de Vere, der Bruder des eben genannten Dichters, hat ſeinen Namen früher ſchon in Aller Mund gebracht, indem er als ganz junger Mann ſein väterliches Gebe verließ und mit einem Emigrantenſchiff nach Amerika ging, wobei er während der Reiſe die Kleidung derſelben anlegte und ihre Nahrung theilte, nur um ſich zu überzeugen, in wie ferne das Loos derſelben beklagenswerth ſey oder nicht, und um ſeiner Darſtellung das Gewicht eigener Erfahrung beilegen zu können. Wenn nun Aubrey de Vere als Volkskämpfer für ſein Volk auftritt, ſo iſt das Vaters edle Aufopferung ihm ein Vorläufer geweſen, der ihm gleich bei Nennung ſeines Namens Ohren und Herzen öffnet. Ob aber etwas für Irland geſchehen wird, das laſſen wir dahingeſtellt; denn Lord John Ruſſel iſt ſchwerlich der Mann, »to take the bull by the horns.«

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 60. Sonnabend den 10. März 1849.

Das iſt alſo die Frucht des himmelſteigenden Baumes?
Das der Schatten, in dem endlich der Wanderer ruht?
Ha des Greuels! Harpyen gebar Anaphomene!
Keine Pallas gebar, furien Jupiters Haupt!

Klopſtock

Reichstagsſonette.

(Fortſetzung.)

An die Linke.

Des Unheils Vögel flogen von der Linken
Den alten Heiden; an dem ernſten Tage
Des Weltgerichts wird an den Ort der Plage
Nach links der Richter die Unwerthen winken.

Hofft Ihr, daß Euer Thun ſoll machen ſinken
Die linke Schaale von der Ehren Wage?
O fürchtet, daß einſt Deutſchland Euch verklage
Ob fauleu Thaten, die zum Himmel ſtinken!

Statt Euch zu müh'n in pflichtvoll ſchweren Thaten,
Blast Ihr den ſard'gen Ball aus Seifenſchaum;
Mit Steinen bau'n, nennt Ihr „das Volk verrathen!“

In toller Haſt nachjagend Eurem Traum,
Zerſtampft Ihr keck des deutſchen Glückes Saaten,
Entblättert kalt der deutſchen Ehre Baum!

An die Enthuſiaſten.

Wie einſt durch Indiens glanzvolle Flur,
Mit Wein bekränzt und Roſen den Goldwagen,
Von fleck'ger Panther zahmem Paar getragen
Der ſteggekrönte Dionyſos fuhr;

Licht quoll und Freude nach des Gottes Spur,
Zur Blüthe ward die Knoſpe grauer Sagen,
Ein Paradies wuchs auf in kurzen Tagen,
Geadelt fühlte jede Kreatur:

So wollt Ihr im Triumphzug hochgemuth
Mit Freiheits-Nektar Deutſchlands Völker tränken,
Begeiſt'rung ſtrömen in ihr ſchweres Blut;

Doch könnt die Panther zäumen Ihr und lenken?
Ihr nehmt den ird'ſchen Rauſch für Himmelsglut,
Und Wahnſinn nur kann Euch zu Göttern denken!

Coalition.

Als deutſche Brüder, die ſich lang gemieden,
In warmem Drucke boten ſich die Hand,
Wie Traum die Wolke Eiferſucht verſchwand,
Und über Allen ſchwebte goldner Frieden:

Da ahnten wir, uns ſey das Loos beſchieden,
Durch Einigkeit zu bau'n ein Vaterland;
Stark ſey genug der Liebe Macht, das Band
Der Einheit aus gedieg'nem Gold zu ſchmieden.

Ach! nicht gedeiht die Eintracht, die geſunde,
Der Liebe Kind, die kräftig iſt und mild,
In Deutſchland, dem ſchon ſchlug der Schwäche Stunde!

Was Stärke ſcheint, iſt Fieber toll und wild;
Es ſproßt nur aus des Haſſes eklem Bunde
Coalition, der Eintracht Afterbild.

Weſtindier.

Genug des Feu'rwerks praſſelndes Gekoder,
Genug die Schwärmer und Raketenlichter!
Die Finſterniß wallt hinterdrein nur dichter,
Der Pulverdampf tilgt nicht den Duft vom Moder.

Digitized by Google

Entſchließt Euch einmal zum Entweder — Oder!
Staatsmänner werdet, oder bleibet Dichter!
Seyd ganz Erſchaffer, oder ganz Vernichter,
Ihr Donnerskinder, Venedey und Schoder!

Wohl läßt ſich mancher ſcharfe Zwiſt verſöhnen,
Doch nicht vermitteln läßt ſich Ja und Nein,
Und Wer's verſucht, muß die Vernunft verhöhnen.

So ziehet endlich aus den holden Schein!
Die rauh'ſte Wahrheit kann Euch nur verſchönen, —
Und ſchenket endlich ein uns klaren Wein!

Deutſcher Hof.

Auf deutſchem Hof und unter grünem Baum
Da tagen ſie! — Wenn Deutſchland ſich erleſen
Die Helfer, — daß es ſollte raſch geneſen
Von aller Krankheit, fehlen kann es kaum!

Das Herz beſchleicht ein ſüß idyll'ſcher Traum;
Das ſind wohl Männer von urdeutſchem Weſen,
Die keck, mit unerbittlich ſcharfem Beſen
Wegfegen, was befleckt ſolch heil'gen Raum!

O eitler Wahn, Germanen hier zu finden,
Wie ſie die Chronik malt im Bücherſaal,
Ernſt, ehrſam tagend unter ſchatt'gen Linden!

Wild toben ſie beim üpp'gen Bacchanal;
Ihr Held iſt Aeolus mit ſeinen Winden,
Und Galliens Republik ihr Ideal!

Donnersberg.

O höret, wie ſo grauenvoll es wettert!
Dumpf grollt der Donnersberg, es zuckt der Blitz,
Der Regen ſtrömt; weh, wer zum Schutz und Sitz
Die Eiche hat, den deutſchen Baum, erklettert!

Verſengt wird ſie hinſinken und entblättert,
Da hilft kein Jahn, es hilft kein Radowitz;
Rothe Fraktur, brüllt Schlöffel und ziſcht Zitz,
Die Krone fällt, zerborſten und zerſchmettert.

Es droht des Himmels Wölbung zu zerſchmeißen
Dieſes Olympus heulend Sturmgebraus,
Und jeden Stern vom Firmament zu reißen;

Doch tobet ſelbſt Titanenwuth ſich aus,
Und ſo gebiert, nach fürchterlichem Kreißen,
Der Donnersberg nur eine rothe Maus.

Die Farben.

Wenn du ein ſeltſam Phänomen willſt ſeh'n:
Im Kreiſe mit raſtloſem Finger treibe
Die buntgeſtreifte ſiebenfarb'ge Scheibe,
So ſchwinden alle Farben von dem Dreh'n;

Nur reines Weiß wird dir vor'm Auge ſteh'n;
Doch ſorgſt du nicht, daß gleich der Umſchwung bleibe:
Farben, ſo viel ein Narr trägt auf dem Leibe,
Siehſt aus dem Einen Weiß hervor du geh'n.

Als der Bewegung Sturm griff in die Speichen
Der Räder des Senates, da verlor
Der Farben Zwiſt ſich plötzlich, der ungleichen;

Doch als die Zeit des Sturmes Dräu'n beſchwor,
Brach, weil in lahmem Drehn die Räder ſchleichen,
Der Farben Aufruhr fürchterlich hervor.

„Unſere (der Deutſchen) Göttin."

„Daß Schwiegermutter Weisheit nur, die neid'ge,
Strafpred'gerin mit faltigem Geſicht,
Die läſt'ge Mahnerin an Ehr' und Pflicht,
Das zarte Seel'chen niemals uns beleid'ge!

Dir folgen wir, o Phantaſie! — Meineid'ge
Nenn' uns die Welt! der Vorwurf rührt uns nicht!
Du, deren Macht verſchönt und heilig ſpricht
Jedwedes Thun, du, Göttin, uns vertheid'ge!

Doch ihr, die uns vorhält mit mürr'ſchem Schalten
Des Denkzwangs, der Geſchichte gelbes Buch,
Der Freiheit roſ'ges Blut uns macht erkalten,

Die ſchilt des Leichtſinns fröhlichen Verſuch,
Und Thorheit nennt des ſüßen Wahnſinns Walten:
Verbannung der Vernunft und ew'gen Fluch!"

(Schluß folgt.)

Der Pariſer Faſching unter der Republik.

Nie war, ſo lang ich weiß, der Faſching in Paris eine Periode ſchalkhafter Narrheit, ſinniger Luſt und herzlicher Fröhlichkeit, er war vielmehr, ſo weit ich ihn kennen gelernt, und wenn ich alle ihm mit andern Zeiten des Jahres gemeinſamen Freuden abziehe, immer nur eine wilde Jagd nach rohen Genüſſen, eine Miſchung von Orgie und buntem Prunk. Mit ſeiner Rückkehr fiel jedes Jahr die Eröffnung der Kammern und die Blüthenzeit der Theater zuſammen; zwei Dinge, die für die Pariſer Geſellſchaft, die dickſte Hefe abgerechnet, ſtets größere Bedeutung zu haben ſchienen als die Tollheiten der Maskenbälle. Städte, die mit einem kalten Winter geſegnet ſind, haben die maskirten Schlittenfahrten; Paris verdient ſeinen Namen Lutetia zu ſehr, als daß es die Poeſie dieſes Schauſpiels ſich verſchaffen könnte. Für die

Quälereien von Verwandten und Bekannten, die an kleinen Orten die Würze des Faſchings ſind, iſt die Stadt zu groß. Wenn Einer darauf gefaßt ſeyn muß, in einem ungeheuern Saal ſtundenlang fremde Geſichter zu ſehen, wie ein Jäger, der in einem entwildeten Bezirke halbe Tage herumſtreicht, bis er eine Kette Feldhühner oder ein Kaninchen aufſcheucht — da iſt es kein großer Spaß, mit der Kapuze auf dem Kopf und das Geſicht vermummt, hauſiren zu gehen mit ſeinen eigenen Geheimniſſen und ſeinem Witze. Nur die Faſtnachttage ſelbſt hatten durch das Menſchengewoge auf den Boulevards, den großen Ochſen und die faſt offizielle Theilnahme der Pairskammer an dem Feſt den Charakter einer wahrhaften, allgemeinen Volksbeluſtigung.

Ob unmittelbar nach den Februartagen des vorigen Jahrs der große Ochs noch ſeinen Umzug hielt, darüber höre ich häufig ſtreiten; alle Welt war damals mit andern Thorheiten ſo ſehr beſchäftigt, daß man gar nicht darnach fragte, ob die gewöhnliche Komödie ſtattfinde oder nicht. Auch dieſes Jahr wurde dieſe würdevolle Ceremonie unterlaſſen; der große Ochs, der früher in den Tuilerien ſeine Aufwartung machte, verſchmähte die Reiſe nach dem Elyſée National; der Präſident hat ihn

nicht angelacht,
Noch ihm ein Compliment gemacht.

Sonſt ging Alles vor ſich nach dem alten Ritus; der Faſching ging dieſelben Wege wie unter der Monarchie; die Maskenbälle todten, die Cachucha iſt noch nicht entthront; Tanzgeſellſchaften wurden gegeben, bei den Mächtigen des Tages herrſchten Abends Walzer, Polka und Quadrille; nur war Alles blaſſer, lahmer, ledloſer, die Freuden hatten das Schickſal der Geſchäfte. Von den frühern Gaſſenhauern hörte man die meiſten wieder, nur ſpielte die Marſeillaiſe eine größere Rolle als vor der Revolution, und die Gruppen Erleuchteter, die aus der großen Oper heimkehrten und dem Reſtaurant zuzogen, weihten ihr gewöhnlich die ganze Kraft ihrer Lungen und ſtellten ihr die ganze Tiefe ihrer Kehlen zur Verfügung. Zwiſchen einem Cancan und einem Hummerſalat nimmt ſich die patriotiſche Hymne allerdings erhaben aus.

Als etwas ſehr Patriotiſches muß auch die Befliſſenheit mancher Damen geprieſen werden, die Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, um zu dem großen Balle auf dem Stadthauſe Einlaß zu bekommen. Der Tanz in den Sälen, wo die Revolution gemacht wurde (ja, gemacht iſt das rechte Wort) und der zügellos anmaßende Pöbel der neuen proviſoriſchen Regierung ſeine Einfälle und Begierden aufdrang, ſoll eine unglaublich wohlthuende, wunderthätige Wirkung ausgeübt haben; es war das Feſt der Grazien auf dem Schlachtfeld, hieß es darüber in den Verſen eines Dichters, deſſen Name mir billigerweiſe entfallen iſt.

Einer der Orte, wo heuer am meiſten getanzt wurde, iſt der ſogenannte Wintergarten. Das Wunder ſtammt aus der Zeit kurz vor den Februartagen, machte damals einen Augenblick Furore, aber die Revolution fuhr dazwiſchen und er gerieth in Vergeſſenheit, als Luſtort wenigſtens; denn es iſt möglich, daß irgend ein Club dort ſein Weſen trieb und hiedurch der Tempel des Leichtſinns und der Freude eine ernſtere Beſtimmung und höhere Weihe erhielt. — Jezt, da ein wenig Ruhe zurückgekehrt iſt und die Leidenſchaften ſcheinbar etwas kühler geworden ſind, iſt auch der Wintergarten von Neuem in Aufnahme gekommen. Eine Art von Treibhaus, als Tanz- und Gartenſaal eingerichtet, Bäume, Büſche, Felſen, Springbrunnen zwiſchen vier Wänden, wie ſollte das die guten Pariſer nicht bezaubern? Ein Sommertag in den Tannenwäldern der Alpen, eine Mainacht im Golf von Bajá wäre ihnen ein geringerer Sinnenſchmaus. So geht hier Mancher blind mit offenen Augen vorüber an des Himmels Pracht. Der Horizont ſcheint wie trunken von Licht und feuchtem Duft; ganz Californien hat nicht ſo viel Gold als dort am weſtlichen Abhang der blauen Wölbung vom Pont royal bis zum Triumphbogen flaggert und glüht. Der Pariſer eilt vorüber und ſieht es nicht und denkt an wichtigere Dinge. — Einige Wochen ſpäter wird der jährliche Salon eröffnet; tauſende von Bildern ſind aufgeſtellt. Eine Landſchaft fällt ihm auf; es iſt ein Sonnenuntergang, recht ſchön, aber noch lange nicht das, was die Natur, wenn es nicht ganz häßlich Wetter iſt, beinahe jeden Tag in Paris ihm bietet; er aber, der achtungslos an der Natur vorüberging, bleibt lange vor dem Bilde ſtehen, bewundert es und iſt entzückt.

Und doch können dieſe unverbeſſerlichen Pariſer nicht leugnen, daß die Natur für ſie eine gütige Mutter iſt. Hat ſie ihnen doch zur Milderung der Bedrängniſſe, die ſie ſich ſelber zugezogen, einen Winter geſchenkt, wie die Balearen und Madera ihn nicht heiterer und ſanfter wünſchen konnten. Ein paar trübe Tage, hie und da ein kühler Abend, zuweilen ein nebelich naßkalter Morgen und die langen Nächte, das waren die einzigen Zeichen des Winters; ſonſt herrſchte vollkommener, ununterbrochener Frühling von Anfang Decembers bis Aſchermittwoch. Die Bettelleute, und es iſt kein Mangel daran, Dank dem Fortſchritt der revolutionären Zeit! die Blumenhändlerinnen, die Journalverkäufer, die Orgelſpieler, die Leute, die Handel treiben unter freiem Himmel, Alle, deren Gewerbe es mit ſich bringt auf der Straße Station zu halten, waren, ſo hart ſie es auch ſonſt haben mochten, doch inſofern gut daran, daß ſie, um

Digitized by Google

ſich zu wärmen, nicht zu trippeln, nicht die Hände zu reiben nöthig hatten. Die Armen brauchten keinen Sou für Feuerung auszugeben, die Bauten konnten bequem weiter gehen. Das Elend ward freilich dadurch nicht aufgehoben, ſeine Schwere jedoch bedeutend vermindert. Der Himmel will die Republik retten, oder wenn ſie nicht zu retten iſt, doch ſagen können: Es war nicht meine Schuld!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Beſchluß.)

Louiſe Aſton. — Gewerbsverhältniſſe.

Ein weit gereiſter, in einem fernen Welttheil jetzt hochgeſtellter, zum Beſuch hier anweſender Deutſcher traf zufällig an der Wirthstafel mit Louiſe Aſton zuſammen und mußte den Ausſpruch von ihr hören: die Männer ſeyen in der Regel ſo abgeſchmackt und langweilig, daß es keinem einzigen von ihnen gelingen würde, ſie auch nur eine Stunde zu unterhalten. Im Scherz ſchlug ihr darauf der Fremde vor, eine Wette auf eine bedeutende Summe mit ihr einzugehen, daß er ſie eine Stunde angenehm unterhalten wolle, und als ſie lachend die Wette annahm, fing er an von dem zu erzählen, was er auf ſeinen weiten Reiſen, bei ſeinem Aufenthalte in Aſien erlebt und erfahren hatte, und da er ſehr angenehm erzählte, überhaupt ein geiſtreicher Mann war, hörte die Dame ihm mit ſichtbarem Intereſſe zu. Als die anberaumte Stunde verfloſſen war, zog der Fremde ſeine Uhr heraus, und ſich zu ihr kehrend, ſagte er lächelnd: „Nicht wahr, wenn wir gewettet, hätte ich meine Wette gewonnen?“ verbeugte ſich gegen ſie und die übrigen Gäſte und ging. Einige anweſende junge Leute behaupteten, wohl nur im Scherz, nach der Entfernung des Fremden, dieſer habe die Dame im Grunde arg zum Beſten gehabt, und wußten ſie ſo zu reizen, daß ſie ſich augenblicklich hinſetzte, um ihren vermeinten Gegner ſcheinlich auf Piſtolen herauszufordern. Einer der Anweſenden, wahrſcheinlich ein Schalk, überbrachte ſodann dem nicht wenig überraſchten Fremden mit der ernſthafteſten Miene von der Welt das Cartel, erhielt aber natürlich die mit lachendem Munde gegebene Antwort, mit Damen ſchieße er ſich nicht, und damit hatte die Sache ein Ende. Es gibt wohl kaum eine große Stadt, in der eine ſolche Frau weniger an ihrem Platze wäre, als in der unſrigen, deren Damenwelt — zum Ruhme ſey ihr das nachgeſagt — noch nicht einen einzigen Schritt zu einer ſolchen Emancipation gethan hat, ſondern ſich vielmehr, was den äußern Anſtand und das Schickliche betrifft, in den engſten Kreiſen bewegt. Auch iſt Frau Louiſe Aſton hier faſt ausſchließlich auf männlichen Umgang angewieſen. — Von Bällen, glänzenden Feſten u. dergl. m. iſt im nun faſt verfloſſenen Winter hier weniger als ſonſt wahrgenommen worden, obgleich der Handel durch das frühe Aufgehen der Elbe, die nur einen Monat mit Eis bedeckt war, den durch die däniſche Blokade erlittenen Verluſt reichlich wieder einbringen konnte. So wie die Eisdecke des ſchönen Fluſſes ſich gelöſt und der raſche Strom die Trümmer derſelben in die unferne Nordſee hinabgewälzt hat, kündet der Donner der Kanonen im Hafen das Wiedererwachen des Handels durch das der Schifffahrt an und alle Hände regen ſich wieder fleißig. Indeß gebieten die Zeitumſtände und die zu befürchtenden Unruhen im Vaterlande ſelbſt, ja wohl gar ein in Ausſicht ſtehender Krieg, größere Vorſicht als ſonſt, und von großen Spekulationen vernimmt man nichts. Alles wartet zu und ſieht ſich nach dem um, was die nächſte Zeit bringen dürfte. Die Spekulation auf Staatspapiere iſt auf ein Minimum herabgeſunken, da kein einzige Staat ſichere Garantie für die Erfüllung der übernommenen Verpflichtung mehr darbietet, etwa Schweden und Norwegen ausgenommen; wie leicht können aber auch dieſe beiden Länder mit in den Strudel gezogen werden! Durch die immer mehr überhand nehmende Auswanderungsſucht, deren Strom ſich jetzt von hier auch nach dem Goldlande Californien zu wälzen beginnt, gewinnt der Handel und namentlich die Rhederei bedeutend. Auch wird hier jetzt ein Auswanderungsverein gebildet, deſſen Statuten großes Lob verdienen. Die intelligenten Bremer, welche die Erſten waren, die den Transport der Auswanderer in die Hand nahmen, drohten Hamburg dadurch zu überflügeln, wie es ſchon früher mit dem überſeeiſchen Tabaksgeſchäft der Fall geweſen; dießmal aber ſcheint die hieſige Handelswelt die ſie von dorther bedrohende Gefahr noch zeitig genug eingeſehen zu haben und regt ſich dahrr tüchtig, um das Verſäumte nachzuholen. Es iſt bei dieſem Geſchäft nicht bloß die Fracht, der Ueberfahrtspreis zu berückſichtigen, ſondern faſt mehr noch der Gewinn, den der Kleinhandel von den Auswanderern zieht, die ſich am Orte ihrer Einſchiffung natürlich mit allem dem verſehen, was ihnen in der neuen Heimath unentbehrlich ſeyn dürfte und dort weit theurer wäre. Trotz dieſen ſo mannigfachen Erwerbsquellen herrſcht hier in den niedern Ständen Armuths- und Muthloſigkeit, und nur die Hoffnung, daß es bald beſſer werden werde und werden müſſe, hält Viele noch aufrecht. Dieß erklärt auch den lebhaften, bis zur Leidenſchaft geſteigerten Antheil, den die Männer aller Stände an den öffentlichen Vereinen nehmen. Dort ſagt ihnen ein begeiſterter, gut ſprechender Redner, daß ſie nur noch kurze Zeit ausharren, nur die Beſtrebungen der Freiheitsfreunde wacker unterſtützen ſollten, dann würde es bald beſſer um Alle ſtehen, und man ſchenkt dieſen Verſicherungen Glauben, weil man ſo gern glaubt, was man wünſcht. Sehr in Verlegenheit müßten aber dieſe Redner und Tröſter kommen, wenn man von ihnen beſtimmten Nachweis foderte, wo denn eigentlich das gelobte Land liege, in dem für den Proletarier Milch und Honig fließt? Und wenn ſie das auch wüßten, hätten ſie den Muth, auf den Communismus, und was damit zuſammenhängt, hinzudeuten? Und doch ſteht in Ausſicht, daß für jedes Land, für jede Stadt ein Tag kommen wird, wo man zu dieſem Hülfsmittel für nur einen Tag greift, und die Beſitzenden, die Reichen haben Recht davor zu zittern.

(Schluß folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 18.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 61. Montag den 12. März 1849.

Bestürztes Vaterland, was wirst du endlich machen,
Wenn deine Söhne selbst zu deinem Schaden wachen?
Wenn Ehrgeiz, Biß und Neid des Landes Freiheit zwängt?

Gryphius.

Reichstagssonette.

(Schluß.)

Menagerie.

„Seyd ohne Falsch wie Tauben, klug wie Schlangen!“
Gebot einst eines heil'gen Leheers Mund.
Wie üben sie's in jenem hohen Rund,
Worein die Retter Deutschlands eingegangen?

Ach! Schlangenfalschheit, scheuer Tauben Bangen —
So wird das Wort erfüllt! Den falschen Bund
Schließt Eul' und Pfau, der Fuchs, der Hahn, der Hund,
Von läst'ger Sitte Band nicht mehr gefangen.

Die tiefgehegten Triebe, lang verhehlt,
Sie treten wieder fesselos zum Lichte,
Weil Freiheit keiner Creatur mehr fehlt;

Und ob ihr Thun auch Deutschlands Macht vernichte —
Studiren kann, wen Forschergeist beseelt,
An Senatoren hier Naturgeschichte.

Mit Blindheit geschlagen.

Deutschland, du bist verrathen und verkauft!
Der Freiheit Rasende, der Einheit Hasser,
Sie haben die gemischt toffanisch Wasser,
Das die bethörte Menge lechzend saust!

Wardst du vom bösen Feind mit Fluch getauft,
Daß du der Ehren Schatz wirfst weg, ein Prasser,
Indeß dein Volk, zerlumpter stets und blasser,
Um Brocken Brods, um Fetzen Prunks sich rauft?

Gott schlägt mit Blindheit, die er will verderben!
Weh! laut zur Förderung des Riesenbau's
Ruft Ihr das Volk — und häuft nur Schutt und Schrecken!

Dem Lichte huld'gend, gießt das Oel Ihr aus!
In Liebesglut wollt um die Braut Ihr werben,
Und zündet mit Mordfackeln an das Haus!

Der Basilisk.*

O deutsches Volk, wie schlimm wird dir vergütet
Der harrenden Geduld treuherz'ger Wahn:
Es brech' ein starker Aar, ein reiner Schwan
Aus jenem Ei, seit Jahresfrist bebrütet!

Geschoben ward in's Nest, zu schwach gehütet,
Durch Trug ein Ei, gelegt vom gall'schen Hahn,
Ein Basilisk kriecht aus, der ohne Zahn
Verderblicher als Wolf und Tiger wüthet;

Ein gleißend Ungeheu'r, gemischter Art,
Mit Hahnenkamm und buntem Schweif des Pfauen,
Dess grünes Auge Haß und Lüge paart.

Wer es erblickt, stirbt jähen Tods vor Grauen,
Doch selbst vom tödtlichen Gesetz gespart,
Kann es sein scheußlich Bild im Spiegel schauen.

Wechsel der Zeit.

In heißem Kampf erbittert ward gestritten
Sonst im fünfhundertköpfigen Senat;
Ein zwiefach Lager schien der hitz'ge Rath,
In Sturmkolonnen ward die Schanz' erstritten.

* Die Fabel läßt den Basilisken aus einem Hahnenei entstehen; sein Blick ist tödtlich; wenn er sich im Spiegel erblickt, stirbt er selbst.

Digitized by Google

Tief hat der Zunge scharfes Schwert geschnitten,
Und manches tapfre Wort war eine That;
Zerhau'nen Leib's vom Kampfplatz Mancher trat,
Und manch Paradepferd ward lahm geritten.

Jezt, wie Schauspielerbanden im Bankrott,
Vertrödeln sie (sammt Stimmen und Gewissen),
Schwert, Krone, Scepter, aller Welt ein Spott;

Der neue Kaisermantel wird zerrissen,
Dem Wenigstfordernden wird im Complott
Das neue Reich, zum Abbruch, nachgeschmissen.

Robert Blum.

I.

Der ruhig kalte Lenker und Entflammer
Des Volks, — deß Stimme mit metallnem Tone
Wie fernes Grabgeläute klang der Throne, —
Stumm ruht er jezt in enger, dumpfer Kammer.

Und als ihm unerbittlich schlug der Hammer
Der Todesuhr, umsonst ihr flehend: „Schone!"
Die Milde sprach: da, statt vom Haß, vom Hohne,
Ward seine Seele voll vom tiefsten Jammer.

Wer aber hat ihm jene bangen Stunden,
Wo Todesgrau'n sein männlich Herz durchwühlt,
Des Gatten, Vaters Sehnen nachempfunden?

Der Prüfung Glut, die ihm kein Trost gekühlt,
Und wo vom Ird'schen halb sein Geist entbunden
Den Lebenshauch der höhern Welt gefühlt?

II.

Von allem dem mag die Partei nichts hören,
Die, fühllos selbst, doch laut um Rache schreit,
Die, um Gewinn für sich im ird'schen Streit,
Des Hingegangnen Frieden würde stören;

Die, um das Volk zum Wahnsinn zu empören,
Den Pomp von der verhöhnten Kirche leiht,
Den Glauben und des Todten Grab entweiht,
Und Grimm und Bosheit schürt mit frommen Chören.

Eiskalter Spötter und Ungläub'ger Schaar
Spann heuchelnd, ohne Andacht, Trauerzüge,
Und — Jungfraun beachten Todtenkränze dar!

Doch gift'ge Rede that dem Haß Genüge;
Des Aufruhrs Predigt gellte vom Altar —
Das war der große Götzendienst der Lüge!

Wo ist die Schuld?

Anklagen fliegen hin und her, der Pfeil
Der buntgefiederte, die schwere Lanze:
„Verrathen wird das Vaterland, das ganze,
Zum Haupt, zum Leibe wirft sich auf der Theil!
Im Sonderstreben nimmer ruht das Heil!
Wenn Bollwerk Schutz gewähren soll und Schanze,
So sorgt, daß Eintracht drauf ihr Banner pflanze,
Daß nicht einbohre sich der Zwietracht Keil!"

Woran soll Treu' man und Verrath erkennen,
Wo Jeder sich mit Ehrennamen schmückt,
Wo Alle sich die Kämpfer Deutschlands nennen?

Habt Acht: Wer treu sich selbst, und unverrückt
Das Ziel im Aug', nie seitwärts weicht beim Rennen,
Und nie der eignen Ehre Kranz zerstückt!

Beschwörung.

An die Reichsversammlung.

Von der Gewohnheit wird der Geist besiegt;
Schwingt er empor sich wie die weiße Taube:
Die ird'sche Schwere zieht ihn bald zum Staube,
Der kurz im reinen Aether sich gewiegt.

Im Werktagsdrang der Weihe Oel versiegt,
Matt wird im Pilgergang der brünst'ge Glaube,
Trüb wird die Stirn der Braut, vom Myrtenlaube
Einst wie von ew'ger Jugend Reif umschmiegt.

Ihr Männer, deren Geist der hohen Sendung
Festlich Gefühl mit Adlerschwung einst hob,
Daß Deutschlands Sonn' Ihr schautet ohne Blendung:

O, wenn jezt Dämmrung Euern Blick umwob:
Nehmt neue Weihung! durch des Werks Vollendung
Grabt ein in ehrne Tafeln Euer Lob!

Die Zukunft.

Wie Schottlands Seher, mit dem Vorgesichte
Begabt, vermögt Ihr nicht der Zukunft Grau
Durchbrechend mit des Auges geist'ger Schau
Das Urtheil vorzufühlen der Geschichte?

Stellt Euch im Geiste diesem Fehmgerichte,
Das unbestochen, kalt, abwägt genau
Der Thaten Werth, das unter'm Himmelsblau
Verdienst und Schuld enthüllt dem Sonnenlichte.

Weh, wenn nur Leidenschaft, kurzsicht'ges Hassen,
Ein heißer, dumpfer Föhn, das Herz Euch lenkt,
Von fernhinschau'ndem Steuermann verlassen!

Doch ärg're Schmach, weß Seele, zu beschränkt,
Zu feig und matt, der Zukunft Bild zu fassen,
Sich träg im Lethepfuhl des Jezt ertränkt!

Warnung an Grosse und Kleine.

Ihr habt beim Sonnenschein, habt in Gewittern
Niemals gelernt, zu Herzen nie genommen:
Was Deutschlands Heil und Größe möge frommen;
Für's Vaterland könnt, Helden Ihr! nicht zittern!

Digitized by Google

Nicht seine Schmach kann Euern Trank verbittern;
Nur Euer Weizen soll zum Blühen kommen;
Dann schaut Ihr ungerührt und undeklommen
Deutschland zerstampft von blut'gen, fremden Schnittern!

Vielleicht die Warnungen, die nie Euch rührten,
Begreift, zu spät, Ihr, — scheut vor'm Judaslohn,
Verwünscht die Brände, die von Euch geschürten:

Wenn sich des hergelockten Fremdlings Hohn
Mischt mit dem Fluch selbst der von Euch Verführten, —
Wenn der Erob'rer wegwirft den Spion!

An den Grafen Giech.

Als auf der deutschen Heldenzeit Genossen,
Den tapfern, frommen Greis, deß freud'ger Sang
In trübster Nacht wie Gold und Stahl erklang,
Sich bittern Hohnes wilder Sturm ergossen:

Da hast, als ob von lustigen Geschossen
Gefahr dem theuern Haupte drohe, bang,
Du in besorgter Liebe raschem Drang
Ihn schützend, stark, mit treuem Arm umschlossen.

O Heil dir! deines Thuns trostreiches Bild
Verscheucht mit heitrer Ahnung mein Verzagen,
Wenn Haß und Bosheit toben zuchtlos, wild.

Treu' stehn und Liebe noch in diesen Tagen,
Das Heil'ge deckend wie mit Götterschild,
Und werden rettend es zum Siege tragen.

Der Büchertisch.

(S. Nr. 272—275. — 297—296 1846. — 22—23 1847.)

Der Leser besinnt sich wohl noch auf den runden Tisch im Salon einer lebhaften und geistvollen Dame, auf dem sich die im laufenden Interesse der Zeit geschriebenen Bücher und Broschüren anhäuften. Wir wollen, nachdem wir die dortigen Schätze bedeutend haben anwachsen lassen, wiederum einen Blick auf denselben werfen. — Für's Erste fällt unser Auge auf eine Menge illustrirter Tageblätter, und da die Dame in Berlin lebt, und die jüngsten politischen Ereignisse an ihrem eignen Glück und dem ihrer Familie hat vorübergehen sehen, so hat sie, zum Gedächtniß für künftige Tage, diese Blätter gesammelt und, so weit es möglich war, sorgfältig geordnet. Wir nehmen drei Pakete in die Hand; sie enthalten die Sammlung der drei vorzüglichsten hier erschienenen Witzblätter, des „Kladderadatsch," des „Krakehlers" und der „ewigen Lampe." Außerdem sehen wir noch eine Menge theils großer, theils kleiner Bogen mit satirisch-politischen Figuren besäet, auch Anschlagezettel und Veröffentlichungen, wie sie in jenen unruhigen Tagen im Laufe weniger Stunden zu Dutzenden an die „Linden" in der schönsten Straße Berlins und an die Häuserecken geklebt wurden. Das immerdar schreiblustige Berlin war damals gleichsam von einer Schreibewuth ergriffen, und die freigegebene Presse mußte mit einer fieberhaften Anstrengung Tag und Nacht arbeiten, um alle die patriotischen Anreden und Zurufe, Mahnungen, Warnungen und Deklamationen dem Publikum fast so rasch mitzutheilen als sie im Kopfe ihrer Erzeuger sich gebildet hatten. Viele der Bäume erlagen beinahe unter der Last der Annoncen, und man sah durch die dutzendweis übereinander geklebten Zettel, wo immer der neueste den neuern überdeckte, eine Art Reliefarbeit entstehen, bis denn endlich ein wohlthätiger Regen die ganze Kruste wegschwemmte.

Die drei genannten Blätter, und dann ein paar der großen Bilderbogen wollen wir hier kurz besprechen. — Es ist zum Erstaunen, wie rasch die Fortschritte sind, die der Berliner eigenthümliche skeptische und boshafte Witz in der Gattung des politischen Zerrbildes gemacht hat. Wie aus der Erde emporgeschossen, unmittelbar nach dem verhängnißvollen März vorigen Jahrs, sind eine Menge geistvoller, lebensprühender Zeichner erstanden. Man ahnte gar nicht, daß dergleichen möglich seyn könnte. Wir haben Bilder von Zeichnern ohne Namen hier entstehen sehen, die sich keck den besten dieser Art an die Seiten stellen können, die der Londoner „Punch" und der Pariser „Charivari" liefern. Das ist denn doch eine „Errungenschaft," die man mit Dank annehmen kann. Was Berlin früher in diesem Fache leistete, war höchst gering. Es gab weder Zeichner, noch, wenn es diese auch gab, Techniker, die in Holz oder Kupfer die Ideen der erstern geschickt hätten zur Anschauung bringen können. Jezt sind plötzlich beide da. Wo kommen sie her? Man weiß es nicht; sie sind eben da. Zeugniß hievon liefern jene Blätter, von denen jedoch nur die beiden erstgenannten Bilder bringen; die „ewige Lampe" erscheint nicht illustrirt; sie hat ihre Bosheit und ihr Gift nur den Typen des Druckers vertraut, ohne den Griffel des Zeichners in Anspruch zu nehmen.

Der Name „Kladderadatsch" ist ein Berliner Idiotismus und bedeutet soviel als ein langes, sich weithin verzweigendes Geplauder und Geklatsch, halb verläumderischer, halb possenhafter und unschuldiger Natur. Die Titelvignette zeigt einen humoristischen Kopf, dessen breite, poesielose, pöbelhaft grinsende Maske jene Sorte des Berliner Witzes anzeigt, der allerdings in den Schenken und Bierkellern geboren

Digitized by Google

wird, jedoch durch ſeine kauſtiſche Schärfe und ſeinen kecken Humor geeignet iſt in das öffentliche Leben aller Geſellſchaftsſchichten einzuwirken, wie er denn auch eingewirkt hat, denn man erzählte ſich die guten Einfälle des Blattes überall. Sechs-und-dreißig Nummern ungefähr ſind erſchienen; der Belagerungszuſtand machte dem Leben des Blattes ein Ende. Es wäre zu wünſchen, daß es wieder auflebte, nur müßte es ſich ſelbſt verſtändige Schranken ziehen, ohne die ſelbſt der Witz nicht mit Erfolg manövrirt. — Den Inhalt unſeres Witzblattes zu detailliren, iſt nicht möglich, es verbreitet ſich als ein ächtes Lokalblatt über alle Zufälligkeiten und kleinen Ereigniſſe des Berliner politiſchen Lebens jener bewegten Epoche. Vor allen Dingen ſind ihm die Miniſter Lieblingsfiguren, die es bald zu dieſem, bald zu jenem Schattenſpiel an der Wand benuzt. Das abſolut monarchiſche Berlin, das früher nur Miniſter-Excellenzen geſehen hat, die mit Würde kamen, zeitlebens blieben und in Pomp zu ihren Vätern verſammelt wurden, ſah jezt in vierzehn Wochen dreimal die Miniſterbänke in der Nationalverſammlung geräumt und mit neuen Figuren beſezt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Elend.

Sollten nicht die Beſizenden den ihnen nach gehörenden Augenblick ergreifen und durch freiwillige Erhöhung des Arbeitslohnes, durch billigen Antheil an dem durch die Arbeitskräfte Gewonnenen die Kluft auszufüllen ſuchen, die mit jedem Tage größer wird und endlich Alles in die Tiefe hinabzuziehen droht? Zu dieſem Zwecke ſollten ſich aller Orten Vereine bilden und mit Energie das vorgeſteckte Ziel verfolgen. Aber täuſchen wir uns nicht: nur der jetzige Augenblick iſt noch unſer. Täglich wird der Haß des Proletariers gegen den Beſizenden größer, giftiger, unverſöhnlicher, und täglich ſteht zu befürchten, daß dieſer Haß ſich Luft mache. Wer im Volke lebt, wer ſich die Mühe gibt, ſeine Neigungen, ſeine Gedanken zu erforſchen, wird ſich durch die Ehrenhaftigkeit und Beſcheidenheit, die ſelbſt in dieſer Zeit der Aufregung im deutſchen Charakter vorherrſchend ſind, angenehm berührt fühlen. Nichts Thörichtes, nichts Ungerechtes verlangt die Maſſe der deutſchen Beſitzloſen: nur genügendes Brod für ſich und die Seinen verlangt der Arme; nur ſo viele Gerechtigkeit, daß ſein Recht dem Reichen gegenüber gewahrt werde; nur ſo viele Freiheit, daß der nächſte beſte ſittenloſe Menſch ihn nicht in ſeiner Menſchenwürde ungeſtraft kränken dürfe. — Es kamen hier im Laufe des Winters auffallende, die Wahrheit des Vorſtehenden beſtätigende Auftritte vor. Als wegen der zugefrornen Elbe der Handel ruhte und die gänzlich erſchöpfte Staatskaſſe die Fortſezung der öffentlichen Bauten nicht geſtattete, folglich viele fleißige Hände ruhen, viele arme Familien darben mußten, ſah man große Haufen rüſtiger Männer mit Hacken, Beilen und Gradſcheiten bewaffnet zu den Thoren auf die angrenzenden, zum Stadtgebiet gehörigen Felder hinausziehen, den hartgefrorenen Boden mit unſäglicher Mühe aufhauen, aufgraben und die darin befindlichen Knochen und Steine ſammeln. Als man Polizei an dieſe unbefugten Gräber abſchickte, theils um ihnen dieſe Eigenmächtigkeit zu verbieten, theils um ſie zu befragen, was ſie denn eigentlich mit dieſer wenig lohnenden Arbeit bezweckten, ließen ſie ſich weder durch Zureden noch Verbot ſtören, antworteten aber ernſt: „Was wir wollen, fragt ihr? Brod für unſre hungernden und frierenden Weiber und Kinder wollen wir erwerben. Zwar gewinnen wir durch unſern ſauern Fleiß im Durchſchnitt täglich nur dritthalb Schillinge (anderthalb Groſchen etwa), aber wir thun, was wir können, und nebenbei zeigen wir den Reichen, daß ſie uns verläumden, wenn ſie von uns behaupten, wir wollten Wohlleben ohne Arbeit, wir wollten lieber ſie berauben, als thätig ſeyn. Jezt können ſie ſehen, daß wir den Müſſiggang haſſen, da wir für dritthalb Schillinge den Tag arbeiten!“ Man wagte nicht ſie in ihrer Arbeit auf dem uſurpirten Terrain zu ſtören. — Faſt noch ſchlimmer als der Proletarier iſt der Künſtler in unſerer Zeit, hier wie überall, daran. Der Maler, der, wenn er eben kein Genie war, ſich als Porträtmaler doch ernähren konnte, hat jezt gar nichts mehr zu thun, da Jeder, der ein getreues Abbild von ſich wünſcht, ſtatt zum theuern Porträtmaler, jezt zum Daguerreotypiſten geht, wo er für einen bis zwei Thaler, wenn gleich kein ſchönes, doch ein ähnliches Bild erhält. Dieſe Bilder findet man jezt faſt in jeder Hütte, an jeder Wand, wogegen Gemälde immer ſeltener werden. Wie der Pinſel des Malers ruhen muß, werden auch die Verſe des Dichters, ſofern ſie nicht die gegenwärtige Zeit berühren und abſpiegeln, wenig oder gar nicht beachtet. Am ſchlimmſten iſt aber die Schauſpielkunſt daran, einestheils aus Mangel an guten neuen Stücken, anderntheils, weil die Mehrzahl der Männer, die ſonſt wenigſtens Parterre und Paradies füllten, ſtatt in's Theater, in die Vereine gehen. Auch ſteht es um unſer Stadttheater ſo ſchlimm, daß, wenn nicht ganz unerwartet Hülfe kommt, ſein gänzlicher Ruin unvermeidlich iſt. Die Mitglieder haben noch 28,000 Mark an Gagerückſtänden zu fordern, und was das Schlimmſte iſt, Baiſon, der Hauptdirektor, iſt todt. Alle Erſparniſſe ſeiner frühern Jahre, wie man ſagt an 20,000 Mark, hat der Mann in den Schlund geworfen und hinterläßt jezt eine verarmte Wittwe mit drei noch ſehr jungen Kindern. Indeſſen haben ſich ſchon wieder Einige gemeldet, die das Steuerruder des leck gewordenen Bühnenſchiffs mit keckem Muthe wieder ergreifen wollen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 62. Dienstag den 13. März 1849.

— All is lost!
Fortune and Antony part here; even here
Do we shake hands!
Shakespeare.

Der 24. Februar 1848.

(s. Nr. 49—51.)

Während Odilon Barrot seinen vergeblichen Versöhnungszug duech die Stadt hielt, hatte sich auf dem Boulevard du Temple ein Haufe Gesindels versammelt, dem sich Arbeiter und auch Nationalgardisten aus jenem Bezirke anschlossen. Einige Volksredner waren bemüht, durch kecke Worte den Geist des Aufruhrs zu schüren; ihre Ausfälle gegen die Regierung zogen immer mehr Zuhörer an, und der Haufe wuchs zusehends, wie die Lust zu kühner That. Einer von ihnen, der durch begeisterte Worte und durch Selbstvertrauen bald das Vertrauen der Massen erworben hatte, ging mit dem Plan um, einen Handstreich auf die Tuilerien zu wagen. Doch konnte sein Haufe auf dem Wegr dahin auf Truppen stoßen, die ihn am Vordringen hinderten, und so mußten vor allen Dingen die Mittel gefunden weeden, dem Unternehmen gleichsam einen legalen Anstrich zu geben. Dieß geschah dadurch, daß er so viel Nationalgardisten herbeizog, als nur immer möglich, dann, und vorzüglich, dadurch, daß er zwei Beamte und Notabilitäten des Bezirks zu überreden wußte, am Zuge Theil zu nehmen. Diese waren der Obrstlieutenant Denis von der fünften Legion, ein gutmüthiger alter Soldat, und der Apotheker Bée, Maire des fünften Arrondissements. Beide ließen sich unter dem Vorwande der aufrecht zu erhaltenden Ordnung, dieser mit dreifarbiger Amtsschärpe angethan, jener in Uniform, bewegen, sich an die Spitze des Zuges zu stellen, und in Begleitung der sie überwachenden Volksführer den Weg zur Deputirtenkammer einzuschlagen. Diese, nicht die Tuilerien, waren als Ziel angegeben.

So zog der Trupp über die Boulevards und die Straße Richelieu, und gelangte zum Théâtre français am Ende dreselben, von wo aus man auf dem Carrousselplatz Truppen erblickte und Halt machte. Der Anführer nährete sich dem Platze, um zu erspähen, was dort vorgehe. Zu seinem größten Erstaunen bemerkt er, daß die Truppen sich in den Schloßhof znrückzogen. Er geht mit jenem Bataillonschef der Nationalgarde (er selber war Offizier) an das Gitterthor und verlangt Einlaß. Man öffnet, Beide treten mit blankem Säbel in den Hof und rufen dem ihnen entgegenteetenden Kommandanten zu, das Schloß sey umzingelt und ein blutiges Gemetzel unvermeidlich, wenn es nicht sofoet geräumt und der Nationalgarde übergeben werde. Der erschrockene Kommandant führt die beiden Offiziere zum Mittelpavillon des Gebäudes, wo der Heezog von Nemours mit seinem Generalstabe steht, und dieser gibt endlich den dringenden Vorstellungen nach. Der Befehl zum Rückmarsch wird ertheilt; Reiterei, Fußvolk und Geschütz ziehen ab, und zwar so eilig, daß die Posten nicht einmal abgelöst werden und stehen bleiben. Da holt, vom Gelingen seines gewagten Unternehmens selbst überrascht, der kecke Meuterer eiligst eine kleine Abtheilung Nationalgardr herbri und dringt mit ihr und dem umgebenden Haufen Volks in's Schloß, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ — Der König hatte eben abgedankt und die Tuilerien verlassen. Der diesen Handstreich ausführte, war ein im fünften Arrondissement ansäßiger Arzt, Dr. Aubert Roche, ein eifriger

Digitized by Google

Republikaner, derſelbe, der kürzlich (am 29. Januar d. J.) verhaftet worden iſt.

Wir müſſen hier eines ergreifenden Moments gedenken, welcher der ſo eben berichteten Räumung der Tuilerien vorangegangen war; einer jener Epiſoden, woran das im vollſten Sinn des Wortes erſchütternde Drama der Februarrevolution ſo reich iſt, und die, obgleich getreu nach den Vorgängen erzählt, ſo poetiſch ſind, daß ſie dem Gebiete der Kunſt anzugehören ſcheinen und einzelne von ihnen den Stempel des Shakeſpeareſchen Geiſtes tragen. Ich meine das Wiederſehen des Königs und des alten Marſchalls Gerard nach zweijähriger Trennung. — Der König hat zum erſtenmal die Gefahr ſeiner Lage begriffen; ſein vergeblicher, auf ein hochherziges Wort der Königin unternommener Ritt auf den Carrouſſelplatz, wo ihn die Nationalgarde mit feindſeliger Manifeſtation empfangen, hat ſeine letzte Kraft gebrochen, bleich und verſtört iſt er in's Schloß zurückgekehrt, um in wenigen Augenblicken dem Throne zu entſagen. Die Verwirrung iſt allgemein; Menſchen aus allen Ständen dringen mit ſchreckenden Gerüchten oder gutgemeintem Rath in die fürſtlichen Gemächer. Vom nahen Palais royal ſchallt heftiges Gewehrfeuer herüber; das Staatsſchiff iſt leck, von allen Seiten dringt die Fluth heran; in wenig Stunden ſind drei Miniſterien über Bord geworfen worden, der Sturm wächst. Einer, der zu andern Zeiten hätte retten können, iſt jetzt ohnmächtig und ſeine Popularität dahin: Thiers muß dem volksthümlichen Odilon Barrot weichen, der verhaßte Bugeaud ſich vor dem hochverehrten Gerard zurückziehen. Dieß iſt die letzte Zuflucht des Königs, auf Anrathen eines herbeigeeilten Ergebenen ſein letzter Verſuch, den Sturm zu beſchwören; aber auch jene Zwei ſollen ſich machtlos erweiſen, auch ihr Einfluß ſteht nicht mehr auf der Höhe der Situation.

Der Marſchall war ſchleunigſt in's Schloß berufen worden. Er wird gemeldet. „Herein! herein!" ruft der König bewegt und eilt dem Eintretenden entgegen. „O mein alter Freund," ruft er ihm zu, „Ihr allein könnt Rettung bringen!" — „Sire, ich habe nichts zu bieten als mein Leben," antwortete der alte Mann mit bewegter Stimme, „aber mein Leben iſt Euer!" — „So geht denn jenen Leuten dort entgegen, Marſchall, und meldet ihnen, daß ich abdanke." Der Marſchall verlangt ein Pferd; die Verwirrung iſt ſo groß, daß man kein anderes auftreibt als das vom König ſo eben beſtiegene, noch unabgeſattelte, auf welches man ihn hinauf hebt. Er verlangt einen grünen Zweig als Friedenszeichen, man reicht ihm das einzige Grün, das in der Eile gefunden wird, einen Cypreſſenzweig. So reitet der greiſe Marſchall im runden Hut und bürgerlicher Tracht, die ſeltſam abſticht gegen die goldverbrämte Sattelbecke, auf dem reichgeſchmückten königlichen Roſſe, mit dem ominöſen Trauerzweige in der Hand, über den Caroufſelplatz dem Aufſtand entgegen. Am Eingange der engen Gaſſe St. Thomas du Louvre ſtößt er auf die heranwogende Menſchenmaſſe, wird erkannt und mit einem Lebehoch begrüßt. „Freunde!" ruft er den Naheſtehenden zu, „ich bringe euch eine gute Nachricht, der ihr trauen dürft: der König hat zu Gunſten des Grafen von Paris entſagt!" Doch vergeblich wiederholt er dieſe Nachricht und ermahnt den Haufen, ſich zurückzuziehen; es wird nicht darauf eingegangen, ſondern immer nur: „es lebe der Marſchall!" gerufen und mit dieſem Ruf allmählig der alte Krieger auf den Carrouſſelplatz zurückgedrängt, von welchem ſich, ſo wie das Volk erſcheint, die Truppen in den Hof der Tuilerien zurückziehen und die Gitter hinter ſich ſchließen, ſo daß der Friedensbote ſelbſt nicht in's Schloß zurück kann, um ſeinem Fürſten zu berichten. Er begreift, daß Alles verloren iſt, ſteigt vom Pferde, das von dem Haufen als Siegesbeute aufgegriffen wird, und geht, ohne vom unglücklichen Monarchen Abſchied nehmen zu können, ſchweren Trittes und ſchweren Herzens nach der Waſſerſeite zum Schloßhof hinaus.

Als das ſtürmende Volk nach langem vergeblichem Schießen beim Palais royal durch das bekannte ſchreckliche Brandopfer von hundert und achtzig unglücklichen Soldaten, die ſich nicht ergeben wollten, den Durchgang erzwungen hatte, und nun durch die engen Gaſſen ſich auf den Carrouſſelplatz ergoß, um die Tuilerien zu ſtürmen, ſahen ſie zu ihrem großen Erſtaunen ihre Kameraden ihnen triumphirend aus den Fenſtern herabwinken: das Schloß war längſt vom Volk beſetzt, die Monarchie geſtürzt und jene ſchaudererregende That ganz überflüſſig geweſen.

Ein Wort zum Schluß. Um Ungewöhnliches zu leiſten, fehlte es dem Miniſterium an Begeiſterung für den König, und der Gedanke, daß deſſelben feenere Stellung zu ihnen unmöglich eine aufrichtige ſeyn konnte, war nicht geeignet, ſie ihren Kopf für ihn auf's Spiel ſetzen zu laſſen. Sie ſteckten das Schwert ein und traten mit der Friedenspalme vor das Volk. Dieſe Bloßſtellung des Thrones war es denn auch, was im Augenblicke des Scheidens, in tiefſter Entrüſtung und mit ſcharf einſchneidender Rede, die Königin dem gebeugten Thiers als Verrathsanklage an's Haupt ſchleuderte. Das war aber auch der Moment, wo die rächende Nemeſis auftrat. Der populäre Thiers hätte der Retter ſeyn können in der Noth; aber ſeine Popularität war dahin. Und wer hatte ihn darum gebracht? der König. Die unredliche Politik Louis Philipps, die in der orientaliſchen Frage ſolch Gaukelſpiel getrieben mit dem Miniſter vom 1. März, ihn

Digitized by Google

so vielfältig mißbraucht, gestissentlich abgenuzt und dann von sich gestoßen, hatte den Mißbrauchten in den Augen der Nation gänzlich entwürdigt, und im entscheidenden Augenblick kamen die bösen Früchte dieser argen Politik zu Beider Verderben zu Tage. Den Retter in der Noth hatte der Bedrohte längst mit eigenen Händen zerbrochen, und Beide trafen nach langjähriger Trennung in der Gefahr zusammen, um Beide darin unterzugehen.

Paris im Februar 1849.

Der Büchertisch.

(Fortsezung.)

Dann die neuerrichtete Bürgerwehr, die Weinhändler und Kattundrucker unter Waffen: auch noch nie dagewesen! Der Kladderadatsch ist dazu da, auch hierüber zu sprechen, und er thut es natürlich im Sinn des „Fortschritts," der „Bewegung" der „neuen Zeit." Er haßt nichts so sehr, als was an die alten Zustände vor dem März erinnert, und darum jubelt er auch, daß die Garde die Stadt verlassen hat und daß die eleganten Lieutenants des ancien régime nicht mehr in der modischen Conditorei bei Kranzler unter den Linden zu finden sind. Er machte Späße über die Taille dieser Lieutenants, über ihren unvertilgbaren Hang, Schulden zu machen und sich in Liebesgeschichten zu verwickeln. Er lobt den Patriotismus der Kattundrucker, die zu jeder Zeit, bei Wind, Regen oder Sonnenschein mit ihren Waffen auf den Sammelplätzen erscheinen. Aber die Bürgerwehr hat auch ihre komischen Seiten, und Kladderadatsch ist ehrlich genug, auch über diese zu spotten. Den Demokraten sagt er tausend schöne Dinge, aber wenn sie hoffen, daß sie ganz bei ihm durchschlüpfen, so irren sie, auch sie bekommen gelegentlich ihre Pritschenhiebe. Kladderadatsch ist ein Demokrat, aber wenn die Demokraten sich Blößen geben, ist Kladderadatsch der Mann dazu, ihnen auch nicht die kleinste Lächerlichkeit hingehen zu lassen. Das ist seine liebenswürdige Seite; seine unliebenswürdige ist, daß er von Zeit zu Zeit in seinem Feuilleton kleine ärgerliche und schmuzige Novellen mittheilt, zwar auch ganz im Berliner Geschmack, der neben der politischen Bosheit nichts so sehr als die maskirte Zote liebt, allein doch eben nicht im Sinn eines guten Witzblattes. Später, als man ihn verbot, wurde der Kladderadatsch giftig, und die lezten Nummern sind ohne Witz, nur hämisch, lauernd, boshaft. Von den Illustrationen sind einige meisterhaft, so die der Blätter 5, 6, 13, 19, 31.

Der „Krakehler" ist noch volksthümlicher, wie schon sein gut gewählter Titel prophezeit und auch gehalten hat. Der Berliner nennt im gewissen Sinne seine ganze Politik, besonders die den Behörden mißfällige, einen Krakehl. So ist denn die ungeheure Umwälzung des März für ihn auch nur ein kolossaler Krakehl; die Opposition gegen den König, gegen die Minister, gegen das Militär, gegen die alten Mißbräuche — alles ist Krakehl. Also war ein Blatt, das sich „Krakehler" nennt, recht eigentlich das allgemein nothwendig gewordene Organ der Bevölkerung. Zugleich ist in diesem Worte der Nebensinn des „bloßen Lärmmachens" enthalten, und darum eignete es sich zum Titel einer humoristischen Zeitschrift, die nicht ernstlich drohen, sondern nur witzig Lärm machen wollte. Dieß ist ihr in weiten Kreisen gelungen, denn das Blatt hat eine große Verbreitung gefunden. Die Consequenzen des Belagerungszustandes haben auch seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem es auf alle Weise durch Winkelzüge sich vergebens die Existenz zu sichern gestrebt. Der Krakehler zeichnete sich gleich bei seinem Beginn durch vortreffliche Illustrationen aus, und fuhr auch in dieser Weise fort, so daß sämmtliche Nummern, die bis zur sechs-und-vierzigsten vor uns liegen, dem Beschauer eine Sammlung der geistvollsten kleinen Zeitbilder in höchst gelungenen Gruppirungen bieten. Die witzigen Erklärungssätze sind meist ganz kurz, und hier ist Kürze höchst wichtig und nöthig. Es ist schwierig hier besondere Nummern auszuheben, denn sie sind alle gut; der Text ist durchweg, bis in das kleinste Detail der Annoncen und Tageswitzeleien, immer frisch, lebendig, die Spitze des Witzes ungelnickt und unumhüllt zur Schau tragend. Den Schreibern des Blattes, denn ohne Zweifel sind ihrer mehrere, kann man zu ihrer humoristischen Begabung Glück wünschen, und nicht weniger den Zeichneen. Der Krakehler hatte es lange Zeit mit der Opposition gegen das Militär, vorzüglich gegen die Garden zu thun, später ging er auch auf die Minister über, und ganz neuerdings hat er die Frankfurter Politik in die örtlichen Berliner Interessen hereingezogen. Auch er ist durch die erlittene Verfolgung boshaft geworden, doch nie witzlos, und bis zur lezten Zeile der lezten Nummer liest man ihn mit Vergnügen. Sehr anmuthig komisch ist das in rührendem Styl an den zeitweiligen allmächtigen Befehlshaber von Berlin, an General Wrangel gerichtete Schreiben, in welchem er um die Freigebung seines Bruders und guten Kameraden, des Heren Kladderadatsch, der wieder einmal verboten sey, bittet. Die kleinen Gedichte, die der Kralehler bringt, sind vortrefflich; wir nennen namentlich „die prophetische Ahnung" in Nro. 40, und den „lyrischen Krakehl" in Nro. 24.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, Februar.

Die Revolution

Auch in unſere alte gute Stadt mit den Giebelhäuſern, den gothiſchen Kirchen und den adeligen Höfen iſt der Geiſt der neuen Zeit mit ſeinem Gefolge von Dämonen und Kobolden eingezogen. Wehe uns, wenn der Sturmwind, der ihn begleitet, aus der dreihundertjährigen Aſche die Funken der Wiedertäufergluth aufſtörte! Es fängt hie und da ſchon an zu glimmen, die Aufregung der letzten Wahlen hat es gezeigt. Anfangs war hier freilich der rechte Zündſtoff nicht zur Hand; wir hatten zwar im März unſer Revolutionsfieber mit regelmäßigem Verlauf, aber man hatte ſich nicht einmal ſogleich auf einen politiſchen Vorwand beſinnen können. Die Aufhebung der Mahl- und Schlachtſteuer, jetzt längſt wieder berent, wurde das Loſungswort, um die Menge in Gährung zu bringen. An Aufhetzereien und Drohbriefen hatte es nicht gefehlt, aber zur Ausführung kam es nirgends. Nichts deſtoweniger wurde die zufällig in ihren Ballſälen verſammelte Adelsgeſellſchaft von paniſchem Schrecken ergriffen, man löſchte die Wachslichter und eilte in Ariosſchuhen auf Nebenwegen nach Haus, weil gedroht worden war, den „Damenklub“ zu ſtürmen. Dieſes Inſtitut, einzig in ſeiner Art, nach dem Muſter engliſcher Excluſivität mit ladies patronnesses an der Spitze, hat unangefochten gewiß ein Säkulum beſtanden, von den Bürgern aus unnahbarer Ferne mit gelaſſener Ehrerbietung, vom niedern Adel und höheren Beamtenthum mit verbiſſenem Neide betrachtet. Schücking hat in ſeinen „Ritterbürtigen“ eine geiſtreiche, wenn auch etwas karrikirte Zeichnung davon entworfen; ſicherlich hat er das Original nur vom Hörenſagen gekannt. Hätte er von Angeſicht zu Angeſicht dieſen Damenflor mit der ererbten Schönheit und den ererbten Diamanten geſehen, ſein Gemälde wäre gewiß anders ausgefallen. In der althergebrachten Formenſtrenge nehmen ſich dieſe Mädchengeſtalten mit den friſchen, unſchuldigen Mienen wie wohlgepflegte Blumen in einer Rococovaſe aus. Die glücklichen Schmetterlinge der jungen Männerwelt, die ſich in dieſem beneideten Zauberkreiſe bewegen, genießen meiſtens des Vorzugs näherer oder fernerer Verwandtſchaft, aber ſtrenge Zurückhaltung herrſcht nichts deſtoweniger bei der patriarchaliſchen Traulichkeit der Anrede. Kein Hauch trübt die Reinheit der Sitte, wie überhaupt das Familienleben beim Adel des Münſterlandes noch ſeine ehrwürdige Baſis hat. Noch grünen die Stammbäume im Frieden des Landlebens auf den reichen Beſitzungen, und es wird nicht gelingen durch den abſolutiſtiſchen Machtſpruch der Volksſouveränetät: „der Adel iſt aufgehoben,“ die feſten Wurzeln dieſer alten Stammbäume ſo ſchnell auszuroden. Gefährlicher wird ihnen die Ausbreitung der eigenen Zweige werden, denen keine Unterſtützung durch Damenſtifte und Domkapitel mehr zu Theil wird. Der Münſterſche Adel war bisher zu ſtolz und zu bequem, um im Staatsdienſt für ſeine jüngern Söhne Erſatz für letztere zu ſuchen, wie dieß in den übrigen Provinzen ſo häufig der Fall war. Hie und da nur wurde allenfalls ein Landrath oder ein Huſarenrittmeiſter in die Familie aufgenommen. Man war überdampt noch nicht recht preußiſch im Herzen und betrachtete Militär und Beamte noch unwillkürlich wie Eindringlinge. Erſt dem jetzigen Könige gelang es durch gewinnende Liebenswürdigkeit, das Erbtheil ſeiner Mutter, Sympathien für den hohenzollernſchen Scepter zu wecken. Aber ſeit dem März ſind dieſe meiſtens wieder erloſchen; man kann hier die Weichherzigkeit nicht vergeben, womit der König am 18. März in den Rückzug der Truppen willigte, und die Verfaſſung auf ſo „breiter Grundlage“ zu octroyiren, iſt in den Augen Vieler noch unverzeihlicher. Es iſt auch kein einziger vom hieſigen Adel bei den Wahlen aufgetreten, während Schleſien, Pommern, die Mark u. ſ. w. ihre ſtolzeſten Namen in die erſte Kammer geſendet haben. Schmollend verweilte der Adel bisher auf ſeinen Gütern und kehrt erſt jetzt, gelockt von der ſüßen Gewohnheit des Karnevals, in ſeine ſtädtiſchen Höfe zurück. Dieſe Gebäude, im Kommodenſtyl des vorigen Jahrhunderts, inmitten eines großen Hofs und Gartens von hohen Mauern umſchloſſen, ſind eine der Eigenthümlichkeiten Münſters. In dieſen Häuſern wird noch manch altes Pergament, manche Reliquie aus Münſters hiſtoriſch wichtiger Epoche aufbewahrt. Die Originalbilder faſt aller Wiedertäuferhelden finden ſich vor, ſo wie koſtbares Silbergeräthe, Schmuck- und Kunſtſachen aus jener Zeit. Bei der Anweſenheit des Königs hatte man ein ebenſo reiches als intereſſantes Muſeum dieſer verſchiedenen Beſitzthümer aufgeſtellt und auch dem größern Publikum geöffnet. Das Münſterland iſt noch überaus reich an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, und es iſt zu bedauern, daß nicht in der kürzlich abgelaufenen Periode politiſcher Ruhe irgend ein fleißiger deutſcher Sammelgeiſt eine Ueberſicht derſelben veranſtaltet hat. Gleich im Frühling des Revolutionsjahrs acht- und vierzig ſind viele dieſer Schätze verheert worden, namentlich iſt das koſtbare Archiv des Schloſſes Fürſtenberg, Eigenthum des Grafen Weſtphalen, ein Raub der Flammen geworden, von Bauernhorden angezündet vor den Augen des Beſitzers. Ebenſo wurde das Schloß zu Dülmen, dem Herzog von Croi gehörig, theilweiſe mit ſeinem Inhalt zerſtört. Ueberhaupt haben die Bauern in Weſtphalen ſich ſo roher Ausbrüche ſchuldig gemacht als ihre Standesgenoſſen vor drei Jahrhunderten im Bauernkrieg; ein Beweis, wie er im Laufe des vorigen Jahrs leider oft genug geführt wurde, daß die Kultur in die niedern Volksklaſſen nur ſehr oberflächlich gedrungen iſt. Eigentlich gedrückt iſt der Bauernſtand hier zu Lande nicht, und es herrſcht namentlich im Münſterſchen noch viel Wohlſtand bei den ländlichen Beſitzern. Die Aufregung verlor ſich bei uns auf dem Lande auch ziemlich raſch, faſt ohne militäriſche Hülfe, die in den übrigen Regierungsbezirken der Provinz Monate lang erforderlich war. In unſerer guten Stadt Münſter aber arbeiteten die politiſchen Maulwürfe unverdroſſen fort. Der bekannt gewordene Steuerverweigerer Temme wurde durch einen miniſteriellen Mißgriff hier zum Direktor beim Oberlandesgericht ernannt; die Fackelzüge, die ihm zu Ehren ſtattfanden, wurden von den hieſigen Bürgern ſtets desavouirt; nichts deſtoweniger ſetzte es ſeine Partei durch, daß er zur zweiten Kammer nach Berlin gewählt wurde, nebſt ſeinem Geſinnungsgenoſſen, Juſtizkommiſſär Gierſe. Beide ſind Proteſtanten, und was hier in Münſter faſt gleichbedeutend iſt, Preußen oder Eingewanderte.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage-Literaturblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 63. Mittwoch den 14. März 1849.

La source de l'Arveyron est un des objets les plus dignes de la curiosité des voyageurs. Que l'on se figure une profonde caverne, taillée par la main de la nature au milieu d'un énorme rocher de glace, qui par le jeu de la lumière paroit ici blanche et opaque comme de la neige, là transparente et verte comme l'eigun marine. — On a quelquefois la curiosité d'entrer dans cette caverne, mais c'est toujours une témérité Saussure.

Briefe aus Savoyen.

(ſ. Nr. 53—59.)

Wir gingen auf den Arveyron zu. Bold verſchwanden die Wieſen und der Boden ward felſig, rauh, oft durch übereinander gerollte Granitblöcke faſt unwegſam. Der Gletſcher zeigte ſich uns wie eine unregelmäßige, ziemlich ſteil zwiſchen Wald und Felswänden emporſteigende Fläche, die zum Theil da, wo ſie ausließ, ſich ganz auf den Boden herabſenkte, zum Theil in ſchroffen, wolkigen Maſſen endete. Dieſe Maſſen ſpielten im ſchönſten Grün und Blau, wie Wände von Kryſtall, eben ſo mehrere pyramidenartige Eisthürme, deren Oberfläche zu ſteil und glatt war, als daß eine Schneedecke darauf haften konnte; außerdem aber erſchien der ganze Gletſcher mit einer ſolchen bekleidet, und zwar mit einer, die nicht ganz weiß, ſondern grau und ſchmuzig war, beſonders nach dem Thal zu und an den Rändern des Gletſchers.

Immer eigenthümlicher ward unſer Pfad, und bald befanden wir uns im Bett des Arveyron und mußten von Stein zu Stein, von Granitblock zu Granitblock ſpringen, während der junge Strom brüllend um dieſe Hinderniſſe ſchäumte. Er floß nicht, er ſtürzte mit fuchtbarer Gewalt aus den Pforten ſeines diamantenen Palaſtes, die ſich jezt dicht vor uns erhoben. Nicht ohne Mühe, ſelbſt nicht ganz ohne Gefahr — auf den glatten naſſen Steinen konnte man leicht ausgleiten, und ich hätte es Niemand rathen mögen, in die wilde Fluth zu fallen — erreichten wir die Stelle, wo dieſelbe unter den Eismaſſen hervor kam.

Gern geſtehe ich, allein wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, unter den ſcharfen, nur geringen Spielraum laſſenden Rand des Gletſchers zu kriechen, um in ſeine innern Geheimniſſe zu dringen; aber Cäſar, der dieſe bereits kannte, gab mir das Beiſpiel, und ich folgte ihm nach. Die erſten Schritte waren in der That ſchrecklich: in faſt liegender Stellung vorwärts zu dringen, die drohenden Eismaſſen ſo nahe über dem Körper, daß ſie ihn zu zermalmen drohen, unter ſich ſcharfe Granitblöcke und tobendes Waſſer, das wie mit Menſchenſtimmen heult und brüllt, und einen Athem, kalt wie der des Todes von ſich haucht. Bei aller Vorſicht war es unmöglich, nicht hinein zu treten oder davon beſpült zu werden, wobei ſeine auffallende Kälte Fuß und Hand faſt ſchmerzhaft berührte. Große Luſt regte ſich in mir, wieder umzukehren und das warme Licht der Sonne wieder zu gewinnen; aber einmal hatte das Wenden des Körpers ſeine Schwierigkeit und dann war jede Mittheilung durch Zuruf unter dem Getöſe des Stroms unmöglich; ohne Weiteres aber den Gefährten zu verlaſſen, der, meiner Nachfolge gewiß, munter vorankroch, hielt ich für unrecht, und ſo befahl ich meine Seele dem Herrn, wie Cäſar auch gewiß gethan hatte, und ſetzte meinen gefährlichen und nichts weniger als angenehmen Weg fort. Bald glitt ich mit den Füßen in's Waſſer, bald ſtieß ich mich an einer Kante oder Spitze des Eisgewölbes über mir, welches von dem Getöſe des Stromes zu beben ſchien. Entſprang der Arveyron hier, ſo ließ ſich wenigſtens nicht ſagen, daß ſeine Kinderſtube ſtill und gemüthlich ſey.

Bald erweiterte ſich jedoch das Gewölbe nach allen Seiten, namentlich nach oben; man konnte wieder aufrecht ſtehen, und endlich erhob es ſich zu einer majeſtätiſchen Halle, von Pfeilern getragen. Pfeiler,

Digitized by Google

Wände, Bogen, Decke waren wie von Diamant und Kryſtall; das reinſte, ſchönſte Blau herrſchte als Grundton, während alle Farben des Regenbogens in überraſchender Pracht nicht fehlten. Es war eine Grotte aus der Feenwelt, aus tauſend und einer Nacht, und dennoch wirklich und wahr, wie der Strom, der ihren Boden bildete mit dem Moſaikpflaſter ewiger Granitblöcke. Nicht etwa Nacht oder Dämmerung war im Gewölbe, vielmehr heller Tag, obgleich kein Strahl der Sonne hineindringen konnte. Im Gletſcher ſelbſt ſchien Licht zu ſeyn und er von einem geheimnißvollen, wunderbaren Tage zu glänzen; dieſer Glanz war nicht blendend, aber von eigenthümlicher Schönheit. Jeder, der einmal im Innern eines Gletſchers war — es gibt in der Schweiz noch einige ähnliche Grotten, z. B. im obern Grindelwaldgletſcher und in dem von Roſenlaui — wird dieß bezeugen.

„Nun?“ fragte mich mein Begleiter, frei aufgerichtet und den Schweiß von ſeiner edeln und klaren Stirn trocknend, „nun, was ſagen Sie? wie gefällt Ihnen dieß?“ — „Ich ſage nichts, ich bewundere nur, Cäſar.“ — „Die Größe des Herrn auch in ſeinen Schrecken; denn ſchrecklich iſt es hier.“ — „Aber göttlich.“ — „Nicht wahr, es lohnte der Mühe, hier hineinzukriechen? Die gefrornen Wellen des Eismeers ſind über uns.“ — „Um uns alle launenhaften Wunder der Natur. Man möchte dieſem wilden, unbändigen Strom Schweigen gebieten, um hörbar zu beten. Sind Sie mit mir zufrieden, Cäſar? O ich kann auch beten! Nur oft nicht; dieſes Talent geht mir ab.“

„Jezt könnte es an der Zeit ſeyn,“ meinte Cäſar lächelnd, „denn ich will Ihnen nichts verhehlen, daß wir uns an einem gefährlichen Platze befinden. Es bedarf nur irgend eines kleinen Ereigniſſes oben in den Hochgebirgen, eines Windſtoßes, des Sturzes eines Granitblocks oder einer Lawine; genug, ein Athemzug der uns umgebenden Natur reicht hin, dieſe Bogen und Pfeiler wanken zu machen und die ungeheuern Maſſen dieſes meergrünen Gewölbes herabzuſtürzen, und dann würde es freilich um unſere kleine Exiſtenz geſchehen ſeyn. — Schon oft hat dieſes Eisgewölbe ſeine Geſtalt verändert und man nimmt an, daß ſolches etwa alle Jahrzehnte ſich ereigne. Sie kennen die Theorie vom Leben der Gletſcher, von ihrer immerwährenden Bewegung, von ihrem Fortrücken, ihrem Ausſtoßen des Fremdartigen aus ihrer Maſſe vom Sandkorn bis zum Granitblock.“ — „Ich habe davon geleſen.“ — „Nun betrachten Sie die Reinheit dieſer Maſſen, dieſes Azurblau, dieſes Meergrün. Da iſt auch nicht ein Atom, das nicht Eis und Klarheit wäre. Alles andere wird auf die Oberfläche des Gletſchers geſchafft, hinauf gearbeitet durch eben ſo unwiderſtehliche als geheimnißvolle Kräfte.“ — „Ich denke, wir nehmen unſere Kräfte zuſammen und verlaſſen die Grotte wieder.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Büchertiſch.

(Schluß.)

Die „ewige Lampe“ iſt ganz frei von Witz und liefert nur Bosheit, aber dieſe Bosheit iſt oft enorm, und die gehäßige Denunciation gegen Alle und Jeden überſteigt faſt überall, wo ſie ſich zeigt, alle Grenzen. Das Blatt ſprüht Funken griechiſchen Feuers, das ſelbſt unter dem Waſſer fortbrennt. Der Haß gegen das Königthum und die Ariſtokratie iſt hier zu einer ekelhaften Peſtbeule am Körper der Satire ausgebildet, man erſchrickt über den übeln Duft, den dieſe Bosheit ausſtrömt, und läuft davon. Man hält ſich die Ohren zu und will nichts mehr hören, denn jede Zeile iſt eine Kette von Schmutz- und Giftwörtern in noch nie dageweſener Frechheit der Form. Der Autor hat ſich, wie es ſcheint, „Junius Briefe“ zum Muſter genommen, allein wie tief bleibt er unter ſeinem Muſter! Und doch hat das Blatt ſeine Verdienſte und hat ſich einen Ruf gegründet. Es hat Mängel und Schäden aufgedeckt, die ſonſt nie, ſelbſt nicht bei dieſer Gelegenheit, ohne ein ſolches Organ zur Sprache gekommen wären. Den Titel „ewige Lampe“ nahm das Blatt vom Aushängeſchild eines obſcuren Schenklokals, das, in einer dunkeln Gaſſe gelegen, in ſeinem Speiſezimmer eine ſtets brennende Lampe hat. Hier verſammelte ſich, ſagt man, eine Anzahl maßloſer Republikaner und Umſturzmänner, die bei allen Schichten der Geſellſchaft ziemlich in Verruf ſtanden, ſelbſt bei denen, die mit ihnen politiſch ſympathiſirten, bei denen aber moraliſcher Werth noch Gewicht und Bedeutung hatte.

Dieſe drei Blätter ſind ganz originai, man kann durchaus nicht ſagen, daß ſie irgend einem fremden Zuſtande entlehnt, einer fremden Erſcheinung nachgeahmt ſind. Bis jezt konnte man in Berlin, ja in ganz Deutſchland immer die franzöſiſche oder engliſche Quelle nachweiſen, wenn eine künſtleriſche oder literariſche Produktion in's Leben trat. Dieſe Blätter ſind auf dieſem Boden gewachſen. Das iſt ein großer Schritt vorwärts. Die Frankfurter Karrikaturen ſind lange nicht ſo urſprünglich wie die Berliner. Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet, daß die genannten drei Zeitblätter manches bändereiche Geſchichtswerk unter hochtrabendem Titel, manche allwiſſende Broſchüre, manche gelehrte, unverſtändliche Abhandlung überdauern werden, denn in dieſen Gebilden iſt Kern und Mark, und der künftige Bearbeiter der preußiſchen Geſchichte des Jahres 1848 wird ſie nicht entbehren können und mögen.

Digitized by Google

Außer diesen Blättern sind verschiedene Bilderbögen erschienen, von denen nur drei uns beachtenswerth dünken. Die Zeichner sind leider unbekannt, allein es sind jedenfalls tüchtige Talente. Das eine Blatt zeigt den „Traum eines Reaktionärs," das zweite den „Traum eines Republikaners," das dritte ist ein Weihnachts- und Sylvesterblatt. Das leztere ist das gelungenste und voll der charakteristischsten Figuren, des Griffels eines Chodowiecki würdig.

Bei dieser Geiegenheit gedenken wir der „fliegenden Blätter," die in München erscheinen und die es schon über acht Bände gebracht haben. Sie wurden anfangs bekanntlich mit großer Freude von Kennern und Liebhabern begrüßt, schon deßhalb, weil die Münchner Künstler sich endlich einmal dazu bequemten vom Mittelalterlichen abzugehen und sich der modernen Zeit anzuschließen. Das Düsseldorf-Münchner mittelalterliche Wesen hat jeden gesunden Nerv der Produktion verkümmert und gelähmt; jezt scheint diese Krankheit überstanden, und sieht man irgendwo in Kunstausstellungen noch jene verzweifelt langweilige Gattung von hellblonden Ritterfräulein, oder die ewig wiederkehrenden Leonoren Tasso's, so hat man wenigstens den Muth, diesen Gebilden entschieden den Rücken zuzukehren. Die fliegenden Blätter betraten den Weg, den schon längst die geistreichen Franzosen betreten hatten (namentlich der geniale, nicht genug zu schätzende Granville), und gaben Gestalten aus dem wirklichen Leben. Zwar lief immer noch ein Stück Mittelalter mit hinein, allein man hatte doch nebenbei den Muth sich über dieses selbst lustig zu machen.

Den Culminationspunkt ihrer Wirksamkeit erreichten die besagten Blätter mit ein paar gelungenen komischen Figuren, mit der Geschichte der Herrn Eisele und Brisele, und den Abenteuern des Staatshämorrhoidarius. Diese Erfindungen, gut aus- und durchgeführt, gaben ganz Deutschland Stoff zum Lachen. Neuerdings sind die Blätter sehr an Werth gesunken und haben sich jener pöbelhaften politischen Uebertreibung angeschlossen, die nicht mehr komisch, sondern widrig und abstoßend wirkt. Auch sind die ewig wiederkehrenden zerlumpten Bettler- und Proletariergestalten ohne alle ursprüngliche Bedeutsamkeit dem Blicke zum Ekel geworden. Die guten Zeichner scheinen in den Hintergrund getreten zu seyn und die bloß technischen Handwerker vorzuwalten.

Es ist betrübend, daß zwei andere illustrirte Blätter — der Nürnberger Trichter und die Leuchtkugeln — ebenfalls gleich bei ihrem Beginn jene derbe, pöbelhafte politische Kritik handhaben und fast nur Rohheiten produciren, um der Menge zu schmeicheln, die Lästerungen auf Fürsten, Adel und Beamte jezt zu ihrer Lieblingsspeise erkoren hat. Wie sehr verdirbt das von vornherein allen Adel der poetischen Auffassung, dessen selbst ein Zerrbild, wenn es gelungen heißen soll, nicht entbehren darf! — Man sehe Hogarth, der ewig als Muster gilt, man sehe die Zerrbilder im „Punch," man sehe den Pariser Charivari, und dann die herrlichen Bilder dieser Art, die jener schon genannte Meister zu Berangers Liedern lieferte. Wir müssen den Deutschen immer wieder zurufen: „Vergeßt die Grazien nicht!" denn leider, wenn der Deutsche scherzhaft wird, wird er fast immer auch gemein. Schon der ewig wiederkehrende Spaß mit dem Zopf und dem deutschen Michel sollte doch einmal abgethan seyn; er ist in der That abgenuzt. Gleichwohl sind in jedem neu auftauchenden Witzblatt die ersten Bilder, die dem Auge begegnen, wiederum der deutsche Michel und wiederum der Zopf. Welche Armuth an Erfindung! — Die Leipziger illustrirte Zeitung hat Recht, wenn sie, statt zu dieser plumpen Sorte deutscher Originale zu greifen, lieber die anerkannt besten Zerrbilder des Punch dem Leser vorführt, dem das Original nicht immer zugänglich ist. Man hat dieser Zeitung vorgeworfen, daß sie nicht entschieden zu einer Partei sich schlage; allein man hat darin ganz ihre Aufgabe verkannt; sie will mit ihren geschriebenen sowohl als gezeichneten Artikeln nur dem Gros der gebildeten Welt dienen und Kenntnisse, Neuigkeiten und Zerrbilder nach allen Richtungen hin verbreiten. Sie ist nie plump, nie gemein, wohl aber manchmal weniger geistig ansprechend, als sie es seyn könnte.

Wir haben auf unserem Büchertisch die illustrirten Blätter etwas weitläuftig besprochen, aus keinem andern Grunde, als weil jezt dieser Zweig der künstlerischen Produktion sich ungemein ausbreitet und fortwährend in raschem Wachsthum begriffen ist. — Das nächstemal soll von Büchern die Rede seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

Die Kammern. — Der demokratische Bürgerwehrverein.

Wie es in der Natur stürmt und wetterleuchtet, so blizt und rumort es auch in den Köpfen der Menschen. Man fürchtet den nahenden März, in dessen Idus nur Wenige Tage des Heils erblicken wollen, und es könnte wohl möglich seyn, daß die Schattenbilder angstvoller Gemüther sich in Gestalten vollblütigen Lebens verwandelten. Unser engeres Vaterland Sachsen

wenigſtens befindet ſich gegenwärtig in einer Lage, wie kaum je zuvor. Die Vertreter des Volks tagen in Dresden, nehmen den Mund möglichſt voll, laſſen es nicht fehlen an ſogenannten freiſinnigen Phraſen, überdemokratiſiren die Demokratie und bringen mit dem Allem nichts zu Stande, als daß ein Theil des Volks herzlich wenig Vertrauen zu ihnen hat und das Miniſterium vom vorigen März vor ihrer parlamentariſchen Wirkſamkeit zurückgetreten iſt. Vor vier Wochen ſchon ſtand uns dieſe Miniſterkriſis bevor, damals jedoch willigte der König nicht ein, das Volk bat, ſie möchten bleiben, und weil noch kein ſcharf ausgeſprochener Grund vorlag, entſchloſſen ſie ſich zur Wiederaufnahme der Regierungsgeſchäfte. Jetzt endlich haben ſie unumwunden beiden Kammern erklärt, daß ſie nicht bleiben können, weil ſie das Vertrauen der Kammern weder in wichtigen noch in unwichtigen Dingen beſitzen. Wer nur flüchtige Blicke auf die bisherigen Verhandlungen unſerer Kammern wirft, wird dem ohne weiteres beiſtimmen müſſen. Treu ihrem früheren Ausſpruche, nur ſo lange das Staatsſchiff lenken zu wollen, als die Majorität mit ihnen ſey, treten ſie jetzt, wo das Gegentheil ſich herausgeſtellt hat, zurück, wie wir fürchten nicht zu Sachſens Glück. Die Propheten unter unſern Abgeordneten wiſſen nun freilich, daß dieſem Rücktritte ganz andere Dinge zum Grunde liegen, und handeln dem gemäß. Die Grundrechte, dieſer Zankapfel, den ein deutſcher Staat dem andern zuwirft, ſollen nach der Behauptung unſerer Weiſen der Stein des Anſtoßes ſeyn, dem das Märzminiſterium aus dem Wege gegangen ſey. Wir theilen dieſe Anſicht nicht, vielmehr ſind wir überzeugt, daß nur die gewonnene Einſicht, es laſſe ſich mit der gegenwärtigen Zuſammenſetzung der Kammern dauernd nicht ſo regieren, wie ſie es zum Heile Sachſens wünſchen mußten, ihren Rücktritt veranlaßt hat. Ob dieſe Anſicht eine irrthümliche ſey, wird die nächſte Zukunft lehren. Die neuen Miniſter — Sie kennen ihre Namen aus den politiſchen Zeitungen — haben keinen leichten Stand; ſehen wir zu, wie lange ſie mit der Majorität der Kammern in Harmonie werden leben können. Davon allein wird es abhängen, ob auch das neue Miniſterium ſeine Entlaſſung einreichen oder vielleicht zu andern Schritten ſich bewogen finden dürfte.

Leipzig iſt merkwürdig ruhig. Der Miniſterwechſel hat bisher außer einigen Plakaten hier gar keine Folge gehabt und wird auch ſchwerlich zu irgend einer Demonſtration führen, ſo lange nicht etwas ganz Unerwartetes geſchieht. Sollten uns etwa im nächſten Frühjahr Unruhen beſchieden ſeyn, was nicht unmöglich iſt, dann könnte ein Verein, der erſt kürzlich ſich gebildet hat, unter Umſtänden bedeutungsvoll werden. Dieſer Verein nennt ſich „demokratiſcher Bürgerwehrverein," nimmt nur ſolche als Mitglieder auf, die zur geſetzlich organiſirten Communalgarde gehören, und definirt in ſeinen Statuten Zweck und Beſtimmung folgendermaßen: „Verbreitung deutſcheinheitlicher Vaterlandsliebe, Sinn für ächte Demokratie und alſo Feſthaltung des Grundſatzes: des Volkes Wille iſt das höchſte Geſetz." Gäbe es eine Definition des Wortes „Demokratie," die von all denen, welche ſich Demokraten nennen für gültig anerkannt würde, ſo ließe ſich die Sache hören. Es gibt aber erſtaunlich viele ſehr ehrenwerthe, von ächter Vaterlandsliebe begeiſterte Männer, die im edelſten Sinne Demokraten ſind, und doch eben ſo wenig Luſt haben, die Grundſätze derjenigen, die ſich vorzugsweiſe ſo nennen, zu unterzeichnen, als dieſe ſich jemals entſchließen würden, ſie als vollwichtige Genoſſen unter ſich aufzunehmen. Können nun, wie dieß als gewiß anzunehmen iſt, nicht alle Mitglieder der Communalgarde Demokraten ſeyn im Sinne der Gründer des gedachten Vereins, ſo muß durch die Geſinnungsverſchiedenheit nothwendig ein Zwieſpalt in das bisher einige und geſchloſſene Inſtitut der Bürgerwehr kommen, der unmöglich Segen bringen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Münſter, Februar.

(Fortſetzung.)

Preußenhaß

Man muß wiſſen, daß hier noch vor wenigen Jahren die ſogenannten „Prüßen" ſo mißtrauiſch betrachtet wurden, daß man in den untern Klaſſen noch Zweifel hegte, ob in der „prüßiſchen Religion" die Ehen auch eingeſegnet und die Kinder getauft würden. Die Vorurtheile waren gerade in der letzten Zeit geſchwunden, aber die alten Antipathien ſind leicht wieder zu wecken. Beſonders waren es zwei Ereigniſſe, die viel dazu beitrugen. Das erſte war die unglückliche Betheiligung des hieſigen Oberpräſidenten Flottwell, zur Zeit Deputirten in Frankfurt, an der Petition gegen das Cölibat. Er hatte ſich mit Gritzner und Conſorten für Aufhebung deſſelben erklärt, angeblich aus humanen und ſittlichen Rückſichten. Die Aufregung in Folge deſſen war hier grenzenlos; man hielt die Prieſter für beſchimpft und der Haß gegen das proteſtantiſch-preußiſche Beamtenthum ward grimmiger als jemals. Nur mit Mühe konnte das ehemalige fürſtbiſchöfliche Schloß, die Dienſtwohnung des Oberpräſidenten, vor der Erſtürmung bewahrt werden, und noch jetzt darf dir Familie des Gehaßten nicht wagen dahin zurückzukehren, um ihre Effekten fortſchaffen zu laſſen. Flottwell ſoll übrigens ſelbſt ſehr beſtürzt geweſen ſeyn, als er erfahren, welcher Sache er mit ſeiner Namensunterſchrift beigetreten war; er hat ſich brieflich hierher ausgeſprochen, daß er dieſelbe nur aus Uebereilung und ohne nähere Kenntniß des Inhalts jener Petition auf Zureden einiger Bekannten vollzogen habe. Er iſt ein geiſtreicher, etwas zu feuriger und eigenwilliger Mann, der hier während ſeiner kurzen Wirkſamkeit bedeutenden Einfluß gewonnen und der Provinz manche Wohlthat durch ſeine raſche Thätigkeit erwieſen hatte. Das Lynchgeſetz, kraft deſſen das hieſige Publikum ihn ſeiner Stelle entſetzt hat, ſcheint höhern Orts beſtätigt werden zu ſollen, wenigſtens iſt bereits von ſeinem Nachfolger die Rede. — Das zweite Ereigniß, welches die Bewohner Münſters aufbrachte, war ein Soldatenexceß im November vorigen Jahrs. In der zahlreich beſuchten Volksverſammlung wurde von den Volksführern der Preußenhaß auf alle Weiſe angefacht und auf's Pöbelhafteſte wurde namentlich der König geſchmäht, der bei jeder Gelegenheit ſeine Vorliebe für das Münſterland an den Tag gelegt und es, wie den Rhein, aus einem verzogenen Kinde zu einem undankbaren gemacht hatte. Einige anweſende Soldaten gerathen in Zorn, gehen nach Haus, holen Säbel und noch einige Kameraden herbei und ſchlagen, zwanzig Mann ſtark, einen Haufen von fünfhundert in die wildeſte Flucht. Am andern Tag aber ſammelten ſich die Zerſprengten wieder und machten eine förmliche Hetzjagd zu hunderten auf einzelne unbewaffnete und am Exceß ganz unſchuldige Soldaten. Dem ruhigen münſterſchen Wint und der Beſonnenheit der Stadtbehörden, wie auch des kommandirenden Generals iſt es zuzuſchreiben, daß kein rigentlicher Straßenkampf entſtand. Aber die Erbitterung blieb und die politiſchen Jeſuiten, die wir hier, wie überall, haben, verſtanden es, ſie zu ihrem Zweckt auszubeuten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr 5

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 64. Donnerſtag den 15. März 1849.

Non quo dissimilis res sit, sed quo is qui facit.
Terent.

Mazzini und Guerrazzi.

Ein Zeitbild.

Unter den Namen, welchen die italieniſche Revolution eine ich weiß nicht ob beneidenswerthe Berühmtheit verſchafft hat, ſtehen die beiden, um welche es ſich hier handelt, in erſter Linie. Es ſind nicht die neueſten Ereigniſſe bloß, welche dieſe zwei Männer, Bürger der beiden unruhigen, revolutionären Städte, Genua und Livorno, aus der großen Maſſe italieniſcher Autoren, aus den gedrängten Reihen der Giovine Italia hervorgezogen haben; ſeit 1831 haben ſie, für denſelben Zweck arbeitend, der äußern Erſcheinung nach verſchiedene Rollen geſpielt, wie denn auch, ſofern ihre Perſonen in Betracht kommen, die Reſultate verſchieden geweſen ſind. Giuſeppe Mazzini iſt heute noch was er ſeit jenem Jahre geweſen, ein heimathlos Umherwandernder; Franceseo Domenico Guerrazzi hat die Verwaltung ſeiner Heimath in Händen. Man muß dieſen großen Abſtand zwiſchen den Schickſalen Beider nicht etwa einer Verſchiedenheit der politiſchen Principien, ſo weit ſie dieſelben an den Tag gelegt, zuſchreiben, denn das Princip der Giovine Italia hat geſiegt und Mazzini iſt, viel mehr als Guerrazzi, die Incarnation dieſes Princips. Die Verſchiedenheit des Erfolges hat ihren Grund in der Verſchiedenheit der Charaktere.

Mazzini, ſo verderblich ſeine Grundſätze ſeyn mögen, faßt die Dinge von einem höhern Standpunkte auf; ſo geringe Ausſichten der Moment bieten mochte, ſo unbedeutend die Hülfsmittel waren, über die er verfügen konnte, immer ſchwebte ihm ein großes Ziel vor, eine allgemeine italieniſche Republik, und nach dieſem Utopien ſteuerte er unermüdlich hin, in ſchwacher Barke mit Gegenwind ſegelnd und weder auf naheliegenden perſönlichen Vortheil ſinnend, noch das Schickſal ſeiner Gefährten bedenkend, die er in's Unglück zog. So hat er's getrieben, als er den Ramorinoſchen Einfall in Savoyen mitmachte und die Expedition der Brandieras nach der neapolitaniſchen Küſte veranlaßte; ſo hat er, das Praktiſche außer Augen laſſend, gewirkt, als er im Frühling des jüngſtvergangenen Jahres den Boden der Lombardei wieder betrat und durch republikaniſche Proklamationen, Zeitungen und Umtriebe dem entgegenwirkte, was unter den gegebenen Umſtänden das einzige Heilmittel war, dem einigen und thatkräftigen Anſchluß an Piemont. Und kaum war die Lombardei für die Inſurrektion verloren, ſo organiſirte er, dem Grundton ſeines Weſens treu und in gleicher Verbindung über das Verhältniß der Mittel zum Zwecke, einen Aufſtand in den Alpenthälern, welcher natürlich zu keinem Reſultate als zum Verderben der Theilnehmer führen konnte, und in dieſem Augenblicke noch träumt Mazzini von ſeiner Republik, und wer weiß ob ſein für ihn ſelbſt ſterilier, andere in den Abgrund ziehender Ehrgeiz auch nur die concrete Form einer künftigen imaginären Präſidentſchaft anzunehmen im Stande iſt.

Guerrazzi iſt ein ganz verſchiedener Mann. Darin ſchon, daß Anklage und Verfolgung und Strafe ihn nie haben vermögen können, die Heimath zu verlaſſen und von der Fremde aus zu wirken, liegt eine Grundverſchiedenheit. Der durch die revolutionären Wogen nach Frankreich und England Verſchlagene hat ein ferneliegendes Ziel im Auge, der unter den Landsleuten Bleibende ein viel näheres. Der Eine

führt eine Menge Steeiche, die meiſt in die Luft gehen; dee Andere greift ſeine Gegner Mann für Mann an. Es iſt nicht viel übee zwölf Monate her, ſeit Guerrazi ſchrieb: „mit jedem Tage wächst meine Ueberzeugung, daß Fürſt und Freiheit nicht neben einander beſtehen können;“ das hindert ihn abee nicht, der einflußreichſte Rathgeber eines Fürſten zu werden. — Mazzini betet die Freiheit an; es iſt eine bluttriefende Freiheit mit dee phrygiſchen Mütze, vor welcher dee Himmel uns bewahren wolle, aber des Mannes Auge iſt unverwandt auf dieſes Schreckbild geheftet. Auch Guereazzi ſagt, die Freiheit ſey eine Religion, aber dieß ſind nur Worte bei ihm; ſeine wahre Religion ſind Macht und Reichthum. Er haßt die Tyranei, aber weil er unterdrückt woeden, läßt ee Andere Deuck fühlen; ee lechzt nach Rache. Seine Natue iſt eine deſpotiſche Natue, und weil Geld zur Macht nöthig iſt, hat er mit allen Keäften nach Geld geſtredt. Er geſteht es: der Arme, ſagt ee, komme in eines Andern Gewalt und ſey oft genöthigt, ſeinen Nacken unter die Schmach des Joches zu beugen; er habe ſich durch Fleiß und Studien Veemögen erworben, und Freunde wie Feinde ſeyen ihm entgegen geweſen, weil ee ſich aus der Bedrängniß der Dürftigkeit befreit und eine Stellung erworben habe, die ihn beſtärkt in der unbeſiegten und herben Unabhängigkeit ſeines Chaeakters. Seine Natue iſt eine egoiſtiſche Natur: wenn er auch ſcheinbae Andere im Auge hat, immer iſt er doch von den eigenen Zuſtänden ausgegangen, und zu dieſen kehet ee immer zurück. Man merkt es ſeinen Büchern an, in denen man ſtets den Ausdruck ſeiner Peeſönlichkeit findet, die Wirkung ſeinee Eeledniſſe, ſeine Empfindungen und ſeine Leidenſchaften, ſo ſehr er auch zue Objektivität ſich zu eeheben und den Gegenſtand zu dominieen ſich beſtrebt.

Guerrazzi erklärt, ſeiner Ueberzeugung nach ſeyen Füeſt und Freiheit mit einander unverteäglich; aber um ſeinem Egoismus zu fröhnen und die zittern zu machen, die einſt gegen ihn ſtanden, dient er einem Fürſten, einem Fürſten, der ihn nicht gerufen, dem er ſich aufgedrängt mit Gewalt, mit Hülfe der Empörung. Einen von Beiden muß er verrathen, den Fürſten odee die Freiheit: es gibt keinen Ausweg aus dieſem Dilemma. Vielleicht vereäth er beide. Ein Mann von ſeiner Verſtandesſchärfe kann ſich über Richtung, Zweck und Mittel ſeines eigenen Handelns keine Illuſionen machen. — Mazzini iſt ehrlicher ſowohl als conſequenter. Er veehüllt nicht die wahre Bedeutung der demokratiſchen Idee, welche jezt vor einem großen Theil, ja von den meiſten der italieniſchen Peogreſſiſten an die Stelle der ſchon verbrauchten Ideen und Worte dee Nationalität und Conſtitution geſezt wird, während ſie ſich hie und da noch das Anſehen geben, als wollten ſie feſthalten an monaechiſchen Formen. Er ſagt offen heraus, die natuegemäße Foem dee Demokeatie ſey die Republik und dee Conſtitutionalismus ſey ein Baſtardweſen. Dieß erkläete ee im Apeil v. J., als man glaubte, der ſaedíſche König werde Oberitalien erobern und ein geoßes Reich gründen; er hätte damals, aus langem Eril nach Italien zueückgekehrt, dieſem Fürſten, den er einſt aufgerufen ſich die italiſche Krone aufzuſetzen, ſich geſchmeidig zeigen und für ſeine Idee unter der Hand wirken können; aber nein, er predigte ſeine Republik im ungünſtigſten Moment, ungünſtig für die eigenen Zwecke, zum Verderben füe das Land.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortſetzung.)

„Gewöhnlich, wenn ſie einſtüezt,“ fuhr Cäſar euhig fort, „verlündet es ein Donner, den das ganze Thal vernimmt. So geſchah es erſt vor deei Jahren. Man hatte lange das Ereigniß erwaetet, weil Spalten in horizontaler und vertikaler Richtung den Bogen duechſchnitten, dee die Hauptſtütze des Gewölbes bildet. An einem Frühlingstage im Mai trat es ein. Ein ſchreckliches Getöſe im Gletſcher machte das ganze Thal aufmerkſam. Der Arveyron höete auf zu fließen und ſein Kampf mit den auf ihn heradgeſtüezten Eisteümmern, die ſeinen Lauf ſperrten, ſoll ſo heftig geweſen ſeyn, daß die Grundveſten der Berge davon zitteeten. Hiee auf dee Stelle, wo wie ſtehen, war der Kampfplatz. Der damals höhere Eingang zue Grotte war zuſammengebeochen, große Maſſen hatten ſich vom Gewölbe gelöst und lagen auf der Wiege des jungen Stromes, den ſie zu erſticken drohten. Endlich rang er ſich von ihnen los und überwältigte ſie. Eis- und Felsſtücke eollend, ſie vor ſich hee teeibend im fuchtbaeen Wiebel, ſie umdrüllend und bedeckend mit dem Schaum ſeines Zornes, drach dee Arveyeon wieder hervor.“ — „Wie wäre es, Cäſae, wenn wir jezt auch hervordrächen? Die Geſchichte dieſes Kampfes muß ſich beim Frühſtück im Hôtel de l'Union noch ergözlicher anhören als hier.“ — „Sie haben Recht, quittons la voûte!“

Wie verließen das Gewölbe auf dieſelbe Art, wie wie heeeingekommen waeen, das heißt, halb kriechend, halb ſpringend, wie Amphibien, und ich für mein Theil athmete ſehe leicht auf, als wie wieder ein anderes Gewölbe, das des Himmels, übee uns hatten. Der Rückweg nach Chamouny war noch

Digitized by Google

viel angenehmer als der Herweg, wegen der majeſtätiſchen Ausſicht auf den Montblanc und ſeine Pics, die nun vor uns lagen, während wir ſie vorhin im Rücken hatten. Doch konnte ich nicht umhin, im Gehen mich öfters nach dem Glacier du Bois umzuwenden, obgleich, wohin ich auch das Auge richtete, ähnliche ſilberne Satteldecken des Hochgebirgs ihm entgegentraten.

„Wie mag es kommen," ſagte ich, „daß auf manchen Stellen die Gletſcher mehr eben oder nur gewellt, auf andern wieder mit den rieſenhafteſten Ungleichheiten, mit einem Wald von Eisthürmen und Pyramiden bedeckt erſcheinen, wie da drüben der Boſſon, der Taconnar, der Bionnaſſay und andere, unſern lieben du Bois nicht ausgenommen?" — „Sie werden," belehrte mich der verſtändige Cäſar, „dieß bei allen Gletſchern finden, je nach der verſchiedenen Neigung ihres Bodens. Da wo lezterer faſt horizontal oder wenig abſchüſſig iſt, zeigt ſich die Gletſcherdecke ebener, glatter, mit weniger Schrunden und Riſſen, auch wohl nicht von der erſtaunlichen Dicke wie in ſtark geneigten, ſteilen Lagen. Hier unten im Thal, über der Quelle des Arveyron, iſt der Gletſcher zuſammengeſchoben durch ſeine eigene Laſt und zeigt Pyramiden und Thürme, weil er mit dem Montanvert jäh herabfällt in's Thal. So ſehen wir den Boſſon, den Taconnar, welche in ununterbrochenem Sturz faſt vom Gipfel des Montblanc herabkommen, mit tauſend und abertauſend, meiſt ſehr hohen Spitzen geziert, gleich den Thürmen einer Geiſterſtadt. Weiter oben — wir werden es bald auf dem Montanvert ſehen — auf dem erſten Gebirgsabſatz, am Fuß der himmelragenden Granitthürme, Aiguilles genannt, beruhigt ſich das Eismeer; eine Ebene folgt auf die jähen Abſtürze, und man kann ohne allzugroße Gefahr Wanderungen, ja Reiſen in dieſen faſt unermeßlichen Wüſteneien unternehmen. Jede Spur von Vegetation hat hier aufgehört und die nackten, geſpizten oder gezackten Aiguilles ſtehen als Blumen umher." — „Sie ſind ein Dichter," ſagte ich proſaiſch genug. — „Wer würde es nicht in dieſem erhabenen Thal, das ſelbſt die Größe Oſſianiſcher Bilder hinter ſich zurückläßt? Sie kennen es noch wenig, doch hoffe ich Recht bei Ihnen zu behalten, wenn Sie vom Montanvert oder dem Brevent kommen, wenn Sie die Flechère ſahen und endlich, wie es Ihr Plan iſt, über den Col de Balme nach Wallis gehen." — „Sehen Sie," unterbrach ich ihn, „dort dampft die Hütte unſeres kleinen Malers!"

Wir kehrten jedoch dort nicht wieder ein, ſondern eilten ohne weitern Aufenthalt wieder nach Chamouny zu kommen, um die feſtgeſezte Stunde nicht zu verfehlen. Rüſtiges Auftreten war dazu erforderlich; denn obgleich die Entfernung vom Dorf oder Flecken bis zum Glacier du Bois nur eine Stunde, richtiger wohl eine franzöſiſche Lieue betragen ſoll, ſo ſchien ſie mir doch viel größer und eine von denen, bei deren Meſſung der Fuchs ſeinen Schwanz mit drein gegeben. Doch kamen wir noch zeitig genug, um flüchtig zu frühſtücken und dann Theil zu nehmen an der Cavalcade nach dem Chateau du Montanvert, wie das Häuschen auf dem Gipfel des Berges heißt und wie, bevor dieſes ſtand, der Stein, unter welchem Windham und Pococke einſt ſchliefen, von dem ſcherzhaften Landvolk genannt wurde. — Ein Schloß ſtand niemals auf dem Montanvert, und es möchte auch ziemlich freudlos ſeyn, droben über dem Eismeer und unter den Lawinen des Montblanc zu reſidiren.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, Februar.

(Schluß.)

Literariſche Erinnerungen. — Winke.

Sämmtliche Wahlmänner zur zweiten Kammer gehören der demokratiſchen Partei an. Die Wahlen zur erſten Kammer ſind dagegen katholiſch und conſervativ ausgefallen. Augenblicklich laſſen wir überhaupt die Politik etwas bei Seite, da wir nach gut katholiſcher Sitte unſern vergnügten Karneval haben wollen; freilich ſtehen wir darin gegen Köln ſehr zurück, unſere Masken zeigen ſich nicht auf den Straßen und es fehlt uns an der gehörigen Leichtigkeit zu Faſtnachtſcherzen, aber Tanz und Wein erſetzen die übrigen Freuden. Vornehm und gering, katholiſch und proteſtantiſch, Alles tanzt und trinkt gewiſſenhaft, bis die Mitternachtsſtunde vor Aſchermittwoch ſchlägt. — Wenn ich mir denke, wie ich in meinen frühern Briefen ſtets unſeres Antheils an der Literatur gedenken konnte, wird mir recht deutlich, wie gänzlich Alles in Politik aufgegangen iſt. In Münſter iſt ſo manches Haus ein Denkſtein reicher literariſcher Erinnerungen; hier wohnte Friedrich Leopold Stollberg, und dort in

der ſchmalen Gaſſe in einem verfallenen Hauſe mit ſteinernem Wappenſchilde die Fürſtin Gallitzin; im Gemüſegarten daneben unter Brenneſſeln liegt der Grabſtein ihres philoſophiſchen Freundes Hemſterhuys. Eine andere Straße, die zu den Lindenalleen unſerer ſchönen Promenade führt, war Immermanns Weg zu dem Hauſe ſeiner Norne, der ehemaligen Generalin Lützow. In einem kleinen Goldſchmiedladen nicht weit davon erzählte mir der Beſitzer, daß L. Schücking unter ſeinem Dache als junger Sprachmeiſter gehaust und ſich der Schriftſtellerei als Retterin aus der Noth in die Arme geworfen habe, und noch gar kurzer Zeit ſah ich unſere Dichterin Droſte, eine unerkannte Prophetin, durch dieſe Straßen von Antiquar zu Antiquar gehen, um ihre Sammlungen zu vervollſtändigen. Jetzt müſſen die Dichter den Staatsmännern weichen, und mehr wie jedes andere Haus wird die Leſer vielleicht die Geburtsſtätte unſeres politiſchen Redners, des Freiherrn Vinke, intereſſiren. Es iſt das hieſige ehemalige fürſtbiſchöfliche Schloß, die Amtswohnung des kommandirenden Generals und des Oberpräſidenten enthaltend. Der alte Vinke, der Vater der Provinz, der Freund und Geſinnungsgenoſſe Steins, lebte hier faſt dreißig Jahre als Oberpräſident; er war ein Juwel der preußiſchen Beamtenwelt, er beſaß eine Arbeitstüchtigkeit, eine Uneigennützigkeit, eine Aufopferung im allgemeinen und beſondern Wohlthun, wie ſie ſchwerlich wieder gefunden werden. Sein Leben iſt ſo reich an originell gemüthlichen Zügen, daß ſich eine Sagenwelt in der hieſigen Gegend daraus gebildet hat. Der Oberpräſident im blauen Kittel, mit der Militärmütze, iſt hier eine klaſſiſche Figur geworden. Der politiſche Landrath, ſein Sohn, iſt der erſtgeborene von ſechs talentvollen Kindern; ihr Mutter war eine geborene Freiin von Siberg, gleichfalls eine Frau von bedeutenden Geiſtesanlagen. In zweiter Ehe hatte der Oberpräſident eine Freiin von Hohnhorſt geheirathet, die ihm noch ſechs Töchter ſchenkte. Es herrſchte ein ſchönes Familienleben im alten Schloſſe zu Münſter; gar idylliſch ſah es aus, wenn die kleinen nachgebornen Vinken in dem reizenden Schloßgarten herumſpielten und die Kanarienvögel haſchten, die wie goldgelbe Blumen in den Sträuchen ſchwebten. Mit demſelben hatte der andere Bewohner des Schloſſes, der General Pfuel, den Garten bevölkert. Damals ahnte er noch nicht, daß er ſeine friedlichen Paſſionen noch einmal vertauſchen müßte mit einer ſchiefen Stellung im Berliner Parlament. In dieſem Augenblick iſt unſer ſonſt ſo heiteres Schloß verödet und traurig; die Leiche des liebenswürdigen Prinzen Waldemar ſteht im Bilderſaal der ehemaligen Fürſtbiſchöfe zur Schau.

Leipzig, Februar.

(Fortſetzung.)

Geſellſchaftliche Zuſtände.

Es iſt nicht genug zu ſagen: ſey Demokrat, wenn du Mitglied unſeres Vereins werden willſt; man muß zuvor beſtimmen, von welcher Farbe man die Demokratie im Vereine haben will, ehe man denen, die ſich die Demokratie anders gefärbt denken, rathen darf, lieber fern davon zu bleiben. Viel Gutes kommt ſchwerlich bei dieſem Verein heraus, wohl aber iſt es nicht undenkbar, daß bei etwaigen Unruhen, bei denen die Demokratie die Hand im Spiel hätte, zwei Parteien in der Bürgerwehr ſich bildeten und anſtatt wie bisher einmüthig zu wirken, wo es Erhaltung der Ordnung und Ruhe, wo es dem Schutze der Geſetze galt, einander als Feinde gegenüberträten.

Wo gäbe es heutzutage einen Ort, deſſen Geſammtbevölkerung nicht klagte über Mangel an Verdienſt, über Verfall kaufmänniſchen Kredits, über erſchreckend raſche Abnahme baarer Kapitalien! Leipzig müßte eine merkwürdige Ausnahme machen, wollte es nicht mit einſtimmen in dieſen Chorus. Und es ſtimmt mit ein, und, wie ich zu zweifeln keinen Grund habe, mit Recht, denn ſchlechtere Geſchäfte als im vergangenen Revolutionsjahr ſind in der Handelswelt hier wohl ſeit Menſchengedenken nicht gemacht worden. Leidet aber der Handel, die große belebende Pulsader der bei weitem größten Mehrzahl aller hier Lebenden, dann ſinkt auch das Gewerbe, dann wird dem Kleinbürger der Betrieb ſeines Geſchäfts verkürzt, der Handwerker, was immer er treiben mag, kommt zurück, namentlich aber leidet die große Anzahl von Menſchen, welche als Handlanger, als ſogenannte „Feiedenben“ kein beſtimmtes Geſchäft haben, doch gern zugreifen, wo es etwas zu verdienen gibt. Die Schaar der „brodloſen Arbeiter“ rekrutiet ſich aus ihnen, und wie bedeutende Summen dieſer neu aufgekommene „Stand“ volkreichen Städten koſtet, fühlt Jeder, der nicht für brodlos gilt. Man ſollte nun glauben, ſchon die ganz gewöhnliche Klugheit gebiete unter dieſen Umſtänden und unter ſo unſichern, zweifelhaften Ausſichten in die Zukunft Jedermann Mäßigung und Sparſamkeit, um der möglicherweiſe noch wachſenden Noth die Stirne bieten zu können; allein von ſolcher Hausvaterklugheit iſt wenig zu ſpüren. In keinem Winter gab es mehr Vergnügungen, als in dieſem; nie wurde häufiger getanzt, gejubelt, geſchwelgt, als in den letzten beiden Monaten. Und zwar ſind es nur die mittleren, ja mehr noch die niedern Stände, die aus einem Leben in wildem Saus und Braus gar nicht herauskommen. Irre ich nicht, ſo gab es allein neun-und-dreißig Maskenbälle, darunter nicht Einen, bei dem die höhere Geſellſchaft vertreten geweſen wäre. Dieſe ſchränkt ſich vielmehr ein, zieht ſich zurück, gibt nur wenige glänzende Feſte, um nicht das Proletariat zu reizen und ſich dem Vorwurf der Verſchwendung und nutzloſen Vergeudung auszuſetzen. Dieſer würde gewiß nicht ausbleiben, vielleicht ſogar begleitet mit Drohbewegungen, während jetzt, wo die Bemittelten dem Nothſtande der Zeit Rechnung tragen, dieſes Benehmen von Manchem als unzeitgemäße Knickerei verurtheilt wird. So ſtehen ſich denn überall die Anſichten ſchroff gegenüber und die Verſöhnung iſt ferner denn je. Dabei wächst die Beſtürmung derer, die nicht bloß als reich, ſondern auch als wohlthätig und freigebig bekannt ſind. Solchen Männern werden die unglaublichſten Zumuthungen gemacht, die unbilligſten Forderungen geſtellt; allen zu genügen, iſt bei täglich ſich mehrendem Andrange, ſelbſt beim beſten Willen nicht möglich, wohl aber kann ein derartiger permanenter Belagerungszuſtand auf die Dauer geradezu unausſtehlich werden. Solcher immerwährenden Bedrängniß haben wir demnächſt die Auswanderung einiger reichen Männer zu verdanken. Am empfindlichſten wird Leipzig den Weggang des bisherigen bayeriſchen Conſuls, des reichen und unermüdlich wohlthätigen Kaufmanns Schletter fühlen. Unvermählt, im Beſitz eines ſehr großen Vermögens, gebildeter Kunſtkenner und Weltmann half er nicht nur, wo immer es zu helfen gab, die Stadt hat ſeiner Munificenz auch manches anſehnliche Kunſtgeſchenk zu verdanken. Seine Privatgemäldegallerie war, wenn nicht die größte, gewiß die ausgewählteſte, eine wahre Zierde Leipzigs. Dieß Allen, fürchten wir, wird nun der Stadt verloren gehen. Schletter hat ſich dem Vernehmen nach in der Schweiz angekauft und wird zum Frühjahr Sachſen für immer verlaſſen. Sollten neue Unruhen ausbrechen, dann iſt es nur zu wahrſcheinlich, daß Andere dieſes Beiſpiel nachahmen werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 65. Freitag den 16. März 1849.

— Lectica Mathonis
Plena ipso
Horat:

Doubtless it is a brilliant masquerade.
Byron

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Unser Zug war ziemlich stark; es befanden sich dabei Damen zu Roß und in Tragsesseln. Diese leztere Art, hohe und steile Berge zu ersteigen, überhaupt in den Gebirgen zu reisen, liebe ich nicht besonders, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sie ihren Nutzen bewährt und manche Schöne und schön Gewesene, der zum Reiten der Muth oder das Geschick fehlt, zu Haus bleiben müßte, fänden sich nicht willige Arme, sie zu tragen. Und solche finden sich in Gebirgsländern immer, und nirgends williger und dienstfertiger als in Savoyen. Auch in der Schweiz mangelt es nicht an Trägern, aber doch hat es mir geschienen, als hätte ich dort seltener Männern begegnet, die sich zu Lastthieren herabwürdigen. Aber der Savoyarde thut es mit Freuden; der wohlgebildete, starke, freundliche Sohn der Montblancthäler ladet auf seine mächtigen Schulteen was Einer will, vergießt lächelnd seinen Schweiß unter der Last einer zweihundertpfündigen Lady, ja selbst Lords lassen sich schleppen, wenn sie zu unbehülflich zum Reiten sind; und er ist in allen Stücken ein so treuer, nicht zu ermüdender, himmlisch langmüthiger Knecht wie der Deutsche. Gewöhnlich sind sechs, auch acht Träger bei einem Tragstuhl, die einander in gewissen Zeiträumen ablösen; meistens sind es kräftige, schöne Jünglinge, die diesen mühsamen, aber einträglichen Dienst versehen. Die getragenen Damen unterhalten sich dabei, strecken die verwöhnten Füßchen behaglich von sich, blätteen in einem Almanach, lesen in einer Riesenzeitung, werfen dann und wann einen Blick zur Seite, ob die Scenerie der Gegend auch des Ansehens werth sey oder nicht, kokettiren mit dem Sonnenschirm, und bleiben Salonsfiguren auch auf dem Montanvert. Wohl könnte es freilich seyn, daß auch ein herziges, liebes Mädchen, frisch wie das Rhododendron, das sie hier umblüht, und schön wie die Natur, sich den Berg hinauf tragen ließe, eine brave Gattin, oder eine treffliche Mutter, die es verdiente, auf den Schultern ihrer Söhne getragen zu werden; aber dergleichen Fälle sind Ausnahmen und meist ist es vornehmer oder reicher Ballast, der dieses Mittel des Transports wählt. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß es einem Reisezug einen malerischen Anstrich gibt, etwas mittelalterlich Romantisches. Voran einige Ritter zu Roß oder Maulthier (die Rosse sind freilich schlecht, aber ihre Abart, das Maulthier, ist gut, kräftig, wohl genährt und so hübsch, als ein solcher Mischling von Pferd und Esel nur immer seyn kann); dann folgt eine Sänfte mit ihrer Bemannung von sechs bis acht Köpfen, abermals Reiter, wieder Sänften, und so fort, bis der Zug zu Ende ist, dem sich von Chamouny nach dem Montanvert, eine nicht lange, aber beschwerliche Strecke, noch Manches anzuschließen pflegt, was eigentlich nicht dazu gehört, die Eigenthümer und Vermiether der Thiere, Satteibuben, kleine Mädchen mit Erdbeeren, Sträußen von Alpenrosen, Orangenwasser, auch wohl Bettler; wo fehlten diese in einem katholischen und zu Italien gehörigen Lande?

Unser Zug war groß und bunt genug: deutsche Fürstinnen mit ihrem Gefolge, Kammerherren, Naturforscher, einige Heidelberger Studenten, Professoren,

Digitized by Google

ruſſiſche Grafen, zwei intereſſante junge Südländer mit bekannten Namen, von denen die Geſchichte weiß; Bedeutendes und Unbedeutendes miſchte ſich dabei durcheinander. Gleich beim Ort, im Angeſicht eines der Gaſthäuſer, ſpringt eine ſteinerne Brücke über die Arve, die wir paſſieten, und bald darauf befanden wir uns auf dem ſich erhebenden ſchmalen Pfad, der in das Waldgebirge führt und zwiſchen Kiefern und Tannen alsbald jäh emporſteigt. Er windet ſich im Bogen oder Zickzack um Felſenwände, nimmt bald dieſe, bald jene Richtung, bleibt im Ganzen aber doch der nordöſtlichen treu, oder der, von wo der Arveyron kommt und wohin ich heute ſchon einmal meine Schritte gerichtet hatte. Auf dieſem Pfad verlängert ſich die Caravane bedeutend, weil man nicht zu Zweien neben einander gehen oder reiten kann, ſondern genöthigt iſt hinter einander fortzuſchreiten.

Auf den untern Terraſſen des Berges traf man noch Hütten, ſogenannte Chalets, oft mit einer Art von muſikaliſchem Inſtrument vor der Thür, das zu Ehren der vorbeiziehenden Fremden angelaſſen ward und dann in ſeltſam ſchnurrendem Ton eine Melodie ſpielte, ähnlich der Muſik auf einem Schweizer Dampfſchiff, die meiſtens nur durch einen ziemlich unvollkommenen Mechanismus hervorgebracht wird. Kinder vor der Thür des Chalets nehmen dabei ein kleines Geſchenk in Empfang, das in der That müheios verdient wird. Ueberhaupt ſcheint der muſikaliſche Sinn weder bei den Schweizern noch bei deren nächſten Nachbarn, den Franzoſen und Savoyſinern — ſie laſſen ſich nicht gern Savoyarden nennen, weil ſo die kleinen Lumpen und Eſſenkehrer in Paris heißen, die Söhne dieſer Savoyſins — auf eine Weiſe ausgebildet, die dem deutſchen Ohre irgend genügen kann. Hier iſt ihre Feeſe des Achilles oder der Ort, wo wie ſie faſſen können: wie ſind ihnen in der Muſik überlegen. Der Franzoſe ſingt zwar den ganzen Tag und trillert Couplets und Chanſons, auch wohl Arietten aus ſeinen Opern; aber er trillert ſie eben nur, und die Melodien dieſer Vaudeville-Couplets ſind ſo, daß man ſtets die nämliche zu hören glaubt. Auch findet er nichts Widerliches darin, anſtatt einer ſchönen luſtigen Inſtrumentalmuſik, wie ſie unſere überall umherziehenden Böhmen geben, ſchnarrende Töne zu vernehmen, die mittelſt des Drucks einer Feder oder auf Dampfſchiffen durch Dampf innerhalb eines Kaſtens hervorgebracht werden. Wie vielen Geigern, Harfeniſtinnen, Flötenbläſern und andern Muſikanten würde man in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz auf einem von Fremden ſo beſuchten Wege begegnen, als der Saumpfad des Montanvert iſt!

(Fortſetzung folgt.)

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortſetzung.)

Eine communiſtiſche Republik muß man ſich übrigens unter der Mazziniſchen nicht denken, die ſeinige hat vielmehr etwas von der theokratiſchen an ſich. Gott allein iſt Herrſcher, ſein Name ſoll an der Spitze des Gebäudes glänzen, welches die Nation ſich errichten wird und deſſen Grundlage das Volk zu bilden berufen iſt. Er warnt die Italiener in fremdem Lande, die Dürftigen, welche in der Fremde Arbeit ſuchen, vor der Theilnahme an fremden, namentlich franzöſiſchen Aſſociationen. Die meiſten dieſer Verbindungen, ſagt er, haben Gemeinſchaft der Güter, Abſchaffung des Eigenthums auf ihre Fahnen geſchrieben; das ſind tyranniſche, aberwitzige, dem Fortſchritt der Menſchheit feindliche Lehren, Lehren, die glücklicherweiſe nicht in Ausübung gebracht werden können, aber den zweifachen Nachtheil haben, die Thätigkeit vieler wahren Freunde des Volkes zu erkälten und Vieler Energie in unmöglichen Projekten zu erſchöpfen. Und indem er zu dieſen Arbeitern redet, ſpricht er erſt von ihren Pflichten, ehe er ihre Rechte berührt. „Freilich," bemerkt er, „ſind die Rechte vorhanden; wenn aber die Rechte eines Individuums mit denen eines andern in Conflikt gerathen, wie darf man hoffen, ſie mit einander auszuſöhnen und in Einklang zu bringen, ohne ein Princip anzurufen, welches höher ſteht denn alle Rechte? Und wenn die Rechte eines Individuums, oder vieler Individuen, mit den Rechten des Landes im Widerſpruch ſtehen, an welches Gericht ſoll man ſich da wenden? Die Idee der der Menſchennatur angeborenen Rechte hat heutzutage allgemeine Geltung; dem Worlaut nach wird ſie heuchleriſch auch von ſolchen angenommen, welche ſie durch die That zu vernichten ſuchen. Warum iſt denn der Zuſtand des Volks dabei kein beſſerer geworden? Die Männer, welche die Revolutionen machten, ſtützten ſich nur auf die Idee der Rechte des Individuums; die Revolutionen griffen dieß auf und proklamirten dieſe Rechte. Jene Männer predigten, das Höchſte der Güter ſey die Freiheit; die Revolutionen errangen die Freiheit, individuelle Freiheit, Glaubensfreiheit, Lehrfreiheit, Handelsfreiheit, Freiheit in Allem und für Alle. Jeder ſorgte für ſeine eigenen Rechte und für die Verbeſſerung ſeines eigenen Standes, ohne ſich um die Uebrigen zu kümmern, und wenn die eigenen Rechte mit Anderer Rechten in Streit geriethen, gab's Krieg, nicht blutigen Krieg, ſondern Krieg, mit Gold und Ränken geführt, ein minder männlicher Krieg, doch gleich verderblich. Was anders iſt die freie Concurrenz, als erbarmenloſer Krieg, in welchem die an Mitteln

Digitized by Google

Reichen die Armen oder Unerfahrenen unterdrücken? In dieſem anhaltenden Kampfe wuchſen die Leute auf, ſie wuchſen auf zum Egoismus und zur Gier nach ausſchließlich materiellen Gütern. Die Glaubensfreiheit zerriß jedes Glaubensband; die Lehrfreiheit erzeugte moraliſche Anarchie. Ohne gemeinſames Band, ohne Einheit des religiöſen Glaubens und Zieles, nur zum Genuſſe berufen, verfolgten die Menſchen jeder die eigene Bahn, nicht beachtend, ob ſie dabei auf die Häupter ihrer Brüder traten, Brüder dem Namen, der That nach Feinde. Dahin ſind wir heutzutage gelangt, Dank der Theorie der Rechte. Nicht eine bloße Anſicht iſt dieß, es iſt Geſchichte, Geſchichte unſerer Zeit, Geſchichte, deren Blätter von Blut trieſen, vom Blute des Volks. Fraget die Menſchen, welche aus der Revolution des Jahres dreißig eine Subſtitution von Perſonen für andere Perſonen gemacht, welche die Leichname der in den Juilitagen Gefallenen in einen Schemel für ihre eigene Macht verwandelt haben: ihre Lehre war auf die Idee der Rechte gegründet, nicht auf den Glauben an die Pflichten des Menſchen. Ihr nennt ſie jezt Abtrünnige und Verräthee; ſie waren nur conſequent in ihrer Anſicht."

Und weiter: „Wodurch wollt ihr dem Individuum beibringen, daß es ſeinen Willen ausgleichen muß mit dem Willen ſeiner Brüder? Durch Kerker und Henker? So machte es die alte Geſellſchaft: aber das iſt Krieg, und wir wollen Frieden, das iſt tyranniſches Niederhalten, und wir wollen Erziehung. Erziehung iſt das Wort, welches unſere Doctrin in ſich begreift; die Lebensfrage unſerer Zeit iſt eine Frage der Erziehung. Es handelt ſich nicht darum, eine neue Ordnung der Dinge durch Gewalt einzuſetzen; eine mit Gewalt eingeſezte Ordnung der Dinge iſt immer eine tyranniſche, wenn ſie auch beſſer iſt als die alte; es handelt ſich darum, durch eine Kraft die thieriſche Kraft zu ſtürzen, welche ſich jeder Verbeſſerung entgegenſtemmt, der zur Erklärung ihres Willens befähigten Nation die Zuſtimmung zu ihrer neuen Ordnung vorzuſchlagen und mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln die Menſchen zur Entwicklung dieſer Ordnung und zu übereinſtimmendem Handeln zu erziehen. Mit der Theorie der Rechte können wir aufſtehen und Hinderniſſe bewältigen, aber keine ſtarke und dauernde Harmonie der die Nation bildenden Elemente erzielen. Mit der Theorie des weltlichen Glücks, des Wohlſeyns als erſter Lebenszweck, werden wir Egoiſten bilden, Anbeter der Materie, welche in die neue Weltordnung die alten Leidenſchaften hinübertragen und dieſelbe bald verderben werden. Es kommt alſo darauf an, ein über dieſer Theorie ſtehendes bildendes Princip zu finden, welches die Menſchen zum Beſſern leiten kann, welches ſie Standhaftigkeit im Opfer lehrt, welches ſie mit ihren Brüdern verbindet, ohne ſie von der Idee des Einzelnen oder der Gewalt Aller abhängig zu machen. Und dieſes Princip iſt die Pflicht."

Wer das Wahre und Verſtändige bedenkt, das dieſen Anſichten zu Grunde liegt, begreift nicht, wie die Praxis eine ſo ganz verſchiedene ſeyn, wie ein Mann, der den Grund des Uebels ſo klar erkennt, zur Vermehrung deſſelben durch ſein ganzes Wirken beitragen kann. Aber Mazzini iſt ein Ideolog und zum Handeln eigentlich gar nicht gemacht. Wenn er das Gebiet der Spekulation verläßt, ſo geräth er ſogleich an die Grenze des Unmöglichen. Es iſt als ob ſein eigener wie Italiens böſer Genius ihn in das Reich der Politik verſchlagen hätte, wohin er nicht gehört. Je poſitiver eine Sache iſt, um ſo unpraktiſcher nimmt er ſie, und da er die Gabe der Rede hat und ſeine Rede Ueberzeugung athmet, ſo ſtiftet er unermeßlichen wie unerſetzlichen Schaden. Und ſo conſequent er ſonſt iſt, ſo verwickelt er ſich in Inconſequenzen, wenn es auf's Handeln ankommt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Proudhon und Conſidérant.

Ein Federkrieg, der jedoch nahe daran war einen Zweikampf zwiſchen den Anführern zweier politiſcher Sekten zu veranlaſſen, hat einige Tage lang das Publikum beluſtigt. Es hat ihm drolligt geſchienen, zwei Männer, welche auf den Titel von Reformatoren der geſellſchaftlichen Ordnung Anſpruch machen, einander als Windbeutel und Marktſchreier behandeln zu ſehen. Der eine dieſer Männer iſt der berüchtigte Proudhon, der Feind des Eigenthums und alles religiöſen Glaubens, und der Stifter der ſogenannten Volksbank, über welche der Karrikaturenzeichner Bertall (deſſen wahrer Name Arnoul iſt,) bereits ein Dutzend komiſcher Spottbilder geliefert hat; der andere iſt Conſidérant, der ſeit Jahren das von Fourier geträumte und geſchilderte Glück des Zuſammenlebens in Phalanſtèren zu verwirklichen

ſucht, es aber bisher nicht dahin bringen konnte, ein Muſterphalanſtère zu errichten. Jeder der beiden hat ſein Tageblatt, Proudhon »le Peuple,« Conſidérant »la Démocratie pacifique.« In dieſen Blättern nun führen die beiden Herren, welche das Volk glücklich machen wollen, Streit miteinander und ſchimpfen ſich zur großen Beluſtigung Aller, welche den einen dieſer Herren nicht höher achten als den andern. Conſidérant ſagt in ſeinem Blatte zu ſeinem Gegner: „Ein Abgrund trennt unſern friedlichen demokratiſchen und organiſirenden Socialismus von eurem 'zerſtörenden, wilden. Ihr habt wüthende Angriffe auf das Eigenthum unternommen, welche nur dazu dienen konnten, ſchwache Geiſter und hitzige Köpfe zu bethören, und ihr habt nicht einmal die Entſchuldigung revolutionärer Ueberzeugung und irgend eines Zweckes. Welcher Vorwand bleibt eurer revolutionären Wuth wider das Eigenthum, und wie wollt ihr jetzt den geiſtigen Aufruhr wider daſſelbe, zu deſſen Ausbruch ihr ſo viel beigetragen habt, einigermaßen entſchuldigen?“ — Darauf erwidert nun Proudhon in ſeiner derben Sprache: „Die Démocratie pacifique, das tägliche Organ der vorgeblichen geſellſchaftlichen Schule, iſt nebſt der Phalange, welche jenem Blatte als Ergänzung dient, der Abfluß aller Thorheiten, Abgeſchmacktheiten und Unſauberkeiten des menſchlichen Geiſtes. Als Aushängeſchild dient der Name Fouriers, des größten Windbeutels der neuern Zeit; der Gegenſtand iſt angeblich die ſociale Umwandlung und der eigentliche Zweck eine Spekulation von Intriguanten ohne Grundſätze, ohne Theorie,' deren ſämmtliche Mittel ſich in dem Worte des Tacitus: omnia serviliter pro dominatione, zuſammenfaſſen laſſen. Ach, Herr Conſidérant, Eure letzte Stunde hat geſchlagen, Ihr habt Euch zwanzig Jahre lang bemüht, aber nichts geleiſtet, nichts zu Stande gebracht. Millionen habt Ihr vergeblich verwendet auf die zu Clairvaux, Rambouillet und anderswo begangenen Thorheiten, auf die Dummheiten Eurer Propaganda, die Aufſchneidereien Eures langweiligen Journals. Ihr habt die Gefälligkeit der öffentlichen Meinung mißbraucht, die Neugierde erſchöpft und ſogar die Ergebenheit ermüdet. Eure Unfähigkeit kommt ſogar in Eurem Zorn zu Tage.“ — In beiden Blättern geht es in dieſem Style ganze Seiten fort, und die beiden Gegner wollten ſich ſchlagen, als gutmüthige Freunde, wie es ſcheint, ſich in's Mittel legten. Im Grunde haben beide Herren recht und können ſich daher wechſelſeitig etwas vergeben. Das beſte Mittel für jeden, um ſeinen Gegner zu beſchämen, wäre, wenn er die von ihm geträumte und dem Publikum geprieſene Einrichtung endlich in's Werk ſetzte, Conſidérant ein Fourierſches Phalanſtère, Proudhon ſeine Volksbank. Aber nach dem Mißlingen zweier oder dreier Verſuche wird ſchwerlich ein Kapitaliſt, ſo fourieriſch er auch geſinnt ſeyn mag, geneigt ſeyn, eine bedeutende Geldſumme zu einem neuen Verſuch vorzuſtrecken, und Proudhon iſt nicht ſo dumm, daß er ſein Geld, falls er welches hat, zu ſeiner ſogenannten Volksbank hergeben ſollte. Er verlangt vielmehr, das Volk ſolle ſein Geld herbeibringen, damit es der Wohlthaten der Volksbank theilhaftig werde; für ein Fünffrankenſtück ſoll es eine Aktie erhalten, weßhalb man auf den Spottbildern Proudhon als einen Magier darſtellt, der nicht das Papier in Gold, ſondern im Gegentheil das Gold in Papier verwandelt; oder als einen Mäuſefänger, der die Mäuſefalle offen hält, damit die Thierchen gutmüthig hineinlaufen. Bekanntlich ſollen die Aktien keine Zinſen tragen, da nach Proudhons und anderer Socialiſten Grundſätzen die Verzinſung des Kapitals ein ſchweres Vergehen iſt. Dieſer Artikel der Proudhonſchen Ankündigung wird daher unter einem der vielen Spottbilder durch folgendes unüberſetzbare Wortſpiel paradirt: »M. Proudhon ayant remarqué que l'intérêt est trop souvent le mobile des actions, a décidé que les actions de sa banque ne porteront point d'intérêt.«

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Februar.

(Schluß.)

Vorleſungen. — Unglücksfall. — Witterung.

Zu den beliebteſten Genüſſen der gebildeten Klaſſe gehörte in früheren Wintern der Beſuch mehrerer Vorleſungen, die theils von Profeſſoren, theils von hier lebenden oder nur zeitweiſe bei uns ſich aufhaltenden fremden Gelehrten gehalten wurden. Ueber Aſtronomie, Phyſik, Chemie, über Geſchichte, Literatur, Kunſt fiel dadurch in weitere Kreiſe manches belebende, anregende, berichtigende Wort. Auch dieſe geſellſchaftliche Einigung an feineren Lebensgenuß Gewöhnter iſt heuer kaum zu bemerken. Licentiat Dr. Felcke hält einen Cyklus von Vorleſungen über Chriſtenthum und Kirche, ein Thema, das, ſo anziehend und wichtig es auch iſt, doch in den gegenwärtigen, politiſch erregten Zeitläufen nicht diejenige Theilnahme finden kann, die ihm ſonſt unſtreitig geſichert wäre. Zum Beſten brodloſer Arbeiter haben Mehrere, beſonders namhafte Profeſſoren, die zugleich Mitglieder des deutſchen Vereins ſind, von welchem die Arbeiter nichts wiſſen mögen, eine Reihe von Vorleſungen angekündigt, die ein dankbares Publikum finden. Endlich eröffnete erſt in voriger Woche Dr. Wolfsſohn, der ſchon in früheren Jahren mit Beifall über Literatur las, vor einem ausgewählten, aber ſehr kleinen Zuhörerkreiſe Vorträge über deutſche Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts. Ich behalte mir vor, in einem ſpäteren Briefe nochmals auf dieſe zurückzukommen, da ſich gegenwärtig noch kein Urtheil darüber fällen läßt.

In dem nahe gelegenen Dorfe Lindenau ereignete ſich vor Kurzem ein beklagenswerther Unglücksfall, der leicht noch weit ſchlimmere Folgen hätte haben können. In einer daſelbſt neu erbauten Dampfſpinnerei ſprang der Dampfkeſſel. Die Exploſion war ſo heftig, daß das ganze Keſſelhaus zertrümmert, der Keſſel ſelbſt aber über ſechzig Ellen weit durch die Luft geſchleudert und dann noch die ungeheure Eiſenmaſſe auf durchweichtem Erdreich gegen vierzig Schritte fortgewälzt wurde, bis ſie ſich endlich in die Erde eingrub. Zwei Menſchen, der Maſchinenmeiſter und ein in der Nähe beſchäftigter Arbeiter, wurden auf der Stelle getödtet. Wäre die Exploſion mehrere Minuten früher erfolgt, ſo würden vielleicht gegen zwanzig Menſchen das Leben verloren haben, da ſämmtliche Arbeiter in unmittelbarer Nähe der Maſchine beim Frühſtück verſammelt waren. — Die Witterung, die Mitte Januars ſehr ſtreng, iſt ſeit nunmehr ſechs Wochen naßkalt und ſtürmiſch, was eine ungewöhnlich große Sterblichkeit zur Folge hatte. Auch gegenwärtig will das ſtürmiſche und regneriſche Wetter noch kein Ende nehmen. In voriger Woche hatten wir ein ſehr ſtarkes Nordlicht, verbunden mit Donner und Blitz. Einige wollen ſogar Spuren einer Ueberſchütterung bemerkt haben, was indeß wohl auf Gefühlstäuſchung beruhen mag und wahrſcheinlich nur Folge heftiger Sturmſtöße geweſen iſt. Unſere Flüſſe ſind ſämmtlich ſchon ſeit längerer Zeit aus ihren Ufern getreten, ohne jedoch großen Schaden angerichtet zu haben. Da trotz dem die Temperatur andauernd mild iſt, macht ſich bereits die Nähe des erwachenden Lenzes überall bemerkbar. Bäume und Sträucher treiben Knoſpen und der Sonne ausgeſetzte Wieſenflächen beginnen hin und wieder ſchon zu grünen. Möchte nur der März nicht etwa durch Spätfröſte die Hoffnung auf ein zeitiges Frühjahr wieder zu Schanden machen!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 66. Sonnabend den 17. März 1849.

Voilà donc tes desseins! c'est donc toi dont l'audace
De la terre à ton gré prétend changer la face!
Tu veux, en apportant le carnage et l'effroi,
Commander aux humains de penser comme toi:
Tu ravages le monde, et tu prétends l'instruire!

Voltaire.

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortſetzung.)

Nachdem Mazzini in der Schrift, welcher die obigen Stellen entlehnt ſind, ſo klar entwickelt hat, wie die Pflichterkenntniß nur aus der Bildung des Volks hervorgehen könne, behauptet er ein andermal, indem er dieſes Volk zur Erhebung, das heißt zur Revolution und zum Kampfe anſpornt, es ſey eitel Zeitverluſt von den langſamen und zugeſtandenen Fortſchritten der Erziehung zu erwarten, daß die Nation in Italien erſtehe; die Elemente des Handelns ſeyen da, es bedürfe nur der Einheit, der Richtung, der Leitung; nicht an der Kraft fehle es, ſondern an der Erkenntniß der Kraft, an der „revolutionären Intelligenz.“

So wirft ihm der concretere Fall ſogleich das ganze ſpekulative Gebäude über den Haufen. So konnte er die auf das Verkennen aller Pflicht gegründete, auf den Umſturz alles Rechtes zielende Aſſociation der Giovine Italia gründen, von welcher man lange vor den neueſten großen Ereigniſſen mit Recht geſagt, daß ſie, intolerant in ihrem Princip, durch ihr excluſiv republikaniſch-unitariſches Symbol ſich den Projekten möglichen Beſſerwerdens und Fortſchrittes hindernd in den Weg ſtelle, nämlich den Beſtrebungen zu Bildung conſtitutioneller Monarchien, welche bei den an Einfluß und Mitteln reicheren Klaſſen ſo wie in den conſtitutionell regierten fremden Staaten Zuſtimmung und Unterſtützung finden konnten. Mazzini vernahm dieſen Vorwurf, aber er hörte nicht darauf, ſondern antwortete mit Recriminationen, und als die Zeit des conſtitutionellen Regimes gekommen war, als ſelbſt er nicht mehr von einer Sklavenhorde ſtatt von einem Volke reden durfte, als alle Beſſern der Nation ſich auf Eine Seite ſtellten und der Zukunft freudig in's Auge zu ſchauen begannen, erſchien er auf der Wahlſtatt, und der Geſchichte wie der Tendenzen Italiens nicht achtend, brachte er mit ſeinem republikaniſch-unitariſchen Symbol Zwieſpalt und Entmuthigung in die Reihen, und war es, der das zweite Stadium der Bewegung vorbereitete, das unter Verdrängung aller Führer der Gemäßigten, aller derer, auf welche die Nation mit Hoffnung und Vertrauen blickte, Italien nichts als Niederlage, Verarmung, Rebellion, Anarchie, Meuchelmord, Schande und Verzweiflung aller Wohlgeſinnten gebracht hat, und im Begriff ſteht, die größte Schmach wie das größte Unglück für ein Land und eine ſich ſelbſt achtende, von Andern Achtung heiſchende Nation, Einmiſchung Fremder in ihre innern Angelegenheiten, zu einer unabweislichen Nothwendigkeit zu machen.

Es gibt Staatsſophiſten, welche, ſo oft man ſie des Truges überwieſen hat, ſich immer wieder in ihren durchlöcherten Mantel hüllen und immer wieder neue Adepten finden. In ihre Reihe möchte ich Mazzini nicht ſtellen; ich halte ihn, wie geſagt, für ehrlich. Aber gerade dieſe Ehrlichkeit trägt dazu bei, ihn zu einem der allergefährlichſten Utopiſten zu machen. Er hat ſtets Anhänger um ſich zu verſammeln gewußt; die einen folgen ihm, weil ſie in der durch ihn veranlaßten Verwirrung ihren perſönlichen Vortheil zu finden hoffen, die andern, weil ſeine Viſionen die Farbe der ihrigen an ſich tragen. Dieſe, die leztern begreiflicherweiſe in ungleich geringerer Zahl,

Digitized by Google

bilden die gegenwärtige Bewegungspartei, deren Spuren sich beinahe überall auf die alte Giovine Italia zurückführen lassen, welche, nachdem sie sechzehn Jahre offen im Auslande, heimlich, aber allgemein verbreitet, im Inlande bestanden hatte, in der Lombardei im vergangenen Frühling als Associazione nazionale italiana auftrat. Mazzini ist stets derselbe geblieben, das Wort „italische Einheit" ist stets die Devise seines Banners gewesen. Es verschlägt nichts, daß er zu verschiedenen Zeiten verschiedene Mittel versucht hat, daß er im Jahre 1831 an Karl Albert von Savoyen sich gewandt, damit er ein verbündetes Italien aufbaue, im Jahr 1847 an Pius IX. Beiden, dem Könige und dem Papste, hat er zugerufen: „Italiens Einheit ist Gottes Rathschluß. Handelt! — wenn ihr nicht handelt, werden Andere handeln, ohne euch und gegen euch! Gott und das Volk sey euer Wahlspruch."

Schlimmer hätte es nicht gehen können als es gegangen ist. Die Fürsten haben gehandelt, aber nur bis auf einen gewissen Punkt. Als sie stehen bleiben wollten, wo ihre Rathgeber und die große Majorität, welche sich von den Mazzinianern unabhängig glaubte und es nicht war, die richtige Grenze zu erkennen wähnten, stand die Partei, welche durch den Abfall ihrer gemäßigten Mitglieder nicht geschwächt worden, sondern sich nur concentrirt und in der Stille das niedere Volk für ihre Zwecke bearbeitet hatte, feindlich gegen sie auf. Ueber zwei Staaten Italiens, Rom und Toskana, sind die Wogen der nicht aufbauenden, sondern vernichtenden Revolution schon zusammengeschlagen, und wer weiß, ob die größere materielle Macht und die zähere Kraft des Widerstands einen dritten rettet vor gleichem Loose!

In jenem Sendschreiben an Pius IX., auf das so eben hingedeutet worden, hat Mazzini sich selber geschildert. „Mein Name," sagt er, „ist wahrscheinlich zu Eurem Ohr gelangt, doch begleitet von allen Verleumdungen, von allen Irrthümern, von allen unsinnigen Conjekturen, welche die Polizeileute aus System, viele von meiner eigenen Partei aus Mangel an Kenntniß und Geistesarmuth daran geheftet haben. Ich bin weder ein Umwälzer, noch ein Communist, weder ein Blutmensch, noch von Haß erfüllt, weder ein Unduldsamer, noch ein exclusiver Anbeter eines Systems oder einer von meinem Kopfe ersonnenen Form. Ich bete Gott an, bete eine Idee an, die ich in Gott entsprungen glaube: die Einheit Italiens, Italien als Engel moralischer Einheit und fortschreitender Civilisation für die Völker Europas. So viel an mir lag, habe ich immerdar gegen die Laster des Materialismus, der Selbstsucht, der Rückschrittsversuche, wie gegen die zerstörenden Tendenzen gewirkt, welche viele von unserer Partei beflecken. Wenn die Völker aufständen in heftiger Bewegung gegen den Egoismus und die schlimme Regierung ihrer Herrscher, so würde ich, wenn gleich dem Rechte der Völker huldigend, dennoch mich bemühen, die Excesse und die Ausbrüche der Rache zu hindern, welche lange Knechtschaft zur Reife gebracht hat. Ich glaube fest an ein religiöses Princip, welches über allen socialen Anordnungen steht, an eine göttliche Ordnung, welche wir auf Erden zu realisiren suchen müssen, an ein providentielles Gesetz und höheren Rathschluß, welche wie Alle je nach unserem Vermögen zu erforschen und zu fördern verpflichtet sind."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde Steigens befanden wir uns dem „Holzgletscher," dem Glacier du Bois, zur Seite. Tief unter uns lag sein Fuß mit der Quelle des Arveyron, und wie wir, so stieg auch er empor mit seinen Zacken und Thürmen bis zur gewellten Fläche, wo er den Namen des Eismeers annimmt und zu dem großen Ganzen der unermeßlichen Decke gehört, die sich über die Hochalpen breitet und unter hundert verschiedenen Namen, getheilt und zerklüftet, in die nächsten Thäler hinab hängt. Da der Weg, wie schon bemerkt, im Zickzack lief und sich sehr oft fast in spitzen Winkeln wendete, so befanden wir uns bald im Angesicht des Eismeers, bald wendeten wir ihm den Rücken, um doch immer wieder an seine bewaldete Felsenküste zurückzukehren. Im Gegensatz mit der weißen Farbe des Eises und der starren Leblosigkeit, die auf dem Gletscher heimisch schien, war der Pfad, den wir zogen, obgleich steil, abschüssig, holprig und rauh — denn man muß sich unter dem Bild eines Alpenpfades keinen glatten und geebneten Fußweg vorstellen — doch von tausend Blumen in den schönsten Farben umblüht. Aus dem mit Moos bedeckten Boden sproßte in üppigstem Wachsthum jener schöne Strauch mit immergrünen Zweigen und purpurfarbener Blüthe, der mit Recht der König der Alpenblumen genannt wird und den süßesten Wohlgeruch athmet, die Alpenrose (Rhododendron ferrugineum). Den Namen Rose trägt übrigens der Strauch nur in deutscher Mundart und beurkundet dadurch wieder deren gemüthlichen und poetischen Sinn, während die französisch Redenden ihn Linnéisch „Rhododendron" nennen. Doch kann ich mir nicht vorstellen, daß jedes hübsche savoyische Kind, das seinen Hut

Digitized by Google

mit einem Strauß oder Kranz von Alpenrosen geschmückt hat, die schöne aromatische Pucpuedlüthe immer mit jenem langen und fremden Namen benenne, und vermuthe, daß ein kürzerer, bezeichnenderer und lieblicherer als jener in der gewöhnlichen Sprache gebräuchlich ist, habe ihn jedoch zu ermitteln versäumt. Nennen sie aber auch die Alpenrose mit einem kalt klingenden, gelehrten Namen, so wissen die Dirnen und Knaben Savoyens doch den gleichen Gebrauch davon zu machen, wie ihre Brüder und Schwestern in der deutschen Schweiz; sie kränzen ihre Hüte damit, sie stecken sie an den Busen und erhöhen mit der Schönheit der Blume ihre eigene.

Zu den Füßen des Rhododendron schaut das langstielige Alpenveilchen aus dem Moose und bekleidet ganze Strecken desselben mit seinem weichen Blau. Auch die Aurikel zeigt sich in ihrer ursprünglichen Alpengestalt und noch unverkünstelt durch die Kultur der Gärten tief unten im Land; sie hat nicht die Pracht der Farben wie dort, aber ein ungleich stärkeres Aroma, das sie, unbekümmert ob ein menschlicher Geruchsinn es auffange, durch die Einsamkeit des Hochgebirgs hinhaucht, wo in der Regel nichts dadurch herbeigelockt wird als ein Schmetterling, der auf seinen breiten, prächtigen Schwingen geflogen kommt und sich auf die demüthige, am Felsen hängende Blume niederläßt.

Von Zeit zu Zeit vernehmen wir während des Aufwärtssteigens einen donnerähnlichen Schall, der plötzlich entsteht und, vom Echo fortgetragen, lange durch die Gebirge hinrollt; dabei scheint der Boden zu zittern und die Zweige der uralten Tannen, zwischen denen wir hinzogen, rauschen durcheinander, als wehe ein Entsetzen durch sie hin: es ist der Fall der Lawinen in den Aiguilles. Endlich zeigte sich, als wir aus einem Dickicht hervor kamen, ein runder nackter oder nur spärlich bekleideter Felsgipfel unsern Blicken, und auf demselben eine hölzerne Hütte, oder ein kleines Haus mit einer Stiege vor der erhöhten Thür. Wir befanden uns im Angesicht des sogenannten Schlosses von Montanvert, dessen Lage in vielem Betracht einzig genannt werden kann.

Bis hieher reicht die Vegetation in diesen Gebirgen, nun hört sie auf. Die Region des Schnees, des Eises, der nackten Klippen beginnt. Ein Abgrund gähnt unmittelbar hinter dem Schloß, er führt auf das Eismeer, dessen starre Wogen unten in ewiger Ruhe branden. Gegenüber und noch in himmelragender Höhe über uns schwarze oder beschneite Klippenthürme, das Reich der Pics, Dents und Aiguilles, zu deren Fuß wir gelangt waren und die ihre kühnen Häupter entweder in die reine blaue Luft erhoben, oder sich mit Nebel und Wolken umhüllt hatten.

Ein allgemeines Staunen ging durch die Reisegesellschaft, als sie auf diesem Punkt angekommen war. Die Träger, ihres Dienstes so gewöhnt, hielten hier an, die Maulthiere standen von selbst, Alles schien dem überraschten Fremdling Muße geben zu wollen, den Eindruck dieser ungeheuern Natur in sich aufzunehmen. Endlich rückte man weiter bis an die Hütte vor, wo der Zug abermals hielt und sich auflöste. Ohne Zweifel würden in einem nördlichern Land die Führer, Träger und Maulthiertreiber sich nun in irgend einem für sie bestimmten Raum des Gasthauses — denn ein solches ist im Grunde die Hütte auf dem Montanvert — begeben und da bei einer tüchtigen Mahlzeit und bei starken Getränken sich von der Anstrengung zu erholen gesucht haben; unsere Savoyarden oder Savoyßner lagerten sich genügsam auf dem Boden, den die Natur ihnen darbot, auf dem hie und da mit Moos bedeckten Fels, und trockneten, den bekränzten Hut abnehmend und ihre Antlitze der Sonne preisgebend, die ihre Freundin ist, den Schweiß von den Stirnen. Das war, so viel ich bemerkt habe — und ich gab Acht auf sie — ihre einzige Erholung. Sänften und Thiere standen um sie her, die Saumrosse wieherten lustig, und ein Bild, so malerisch wie eines, gestaltete sich absichtslos, auch nur von Wenigen bemerkt oder beachtet.

Cäsar machte mich aufmerksam darauf. „Sehen Sie," sagte er, „diese guten Bursche! Da lagern sie in ihrer Einfalt und Schönheit. Und diese Scenerie, was sagen Sie dazu? Ich denke, es ist der Mühe so gut werth, den Montanvert zu besteigen, als die Quelle des Arveyron zu sehen? Wir besaheen doch zusammen das Eismeer?" — „Besaheen?" — „Nun, ich meine darauf herumklettern, etwa bis zum Jardin." — „Gewiß! Aber nun betrachten Sie die Kehrseite des Bildes. Sehen Sie diese Glacéhandschuhe, diese Sonnenschirme, diese Seidenroben, diese Koletterie, dieses Salonwesen hier oben an den Grenzen der lebenden Natur! Sehen Sie diese Lorgnetten, in's linke Auge geklemmt! Cäsar, es ist doch um des Teufels zu werden mit dieser sogenannten vornehmen Welt! Wenn sie nur unten bliebe in den Salons, wo sie hingehört, auf dem Parket der Intrigue, wo ihre Heimath ist! Meinen Sie nicht auch?" — „Ich meine nur, daß es nicht gut ist zu fluchen oder den Teufel zu nennen." — Er begleitete diese Bemerkung mit einem Seitenblick auf mich. — „Ah so!" rief ich, „verzeihen Sie, lieber Freund!"

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Proudhons Volksbank. — Noth der arbeitenden Klaſſen.

Die Leute ſollen den Vortheil haben, daß ſie mit dem Papier der Volksbank das ihnen Nöthige gegen das ihnen zu Gebot ſtehende eintauſchen können. Die Unternehmung ſoll zu Paris beginnen und ſich von hier allmählig über ganz Frankreich ausdehnen. Ueberall ſoll Jeder mit den Bankzetteln ſeinen Bäcker, Schneider, Schuſter befriedigen, welche dann mit demſelben Papier Mehl, Tuch, Leder u. ſ. w. ſich anſchaffen können. Das den Proudhoniſten ſo gehäſſige Kapital verſchwände alſo als ganz unnütz und man erblickte überall nichts als Bankpapier, womit man alles Mögliche erwerben könnte. Proudhons Journal verſichert, die Leute ſtrömen herbei, um ſich an der Unternehmung zu betheiligen, wer der Hand bemerkt man jedoch noch nicht, daß man das Geld verſchmäht, und Proudhon ſelbſt würde es wahrſcheinlich nicht ſehr behagen, wenn ihm die Staatskaſſe ſtatt der fünf-und-zwanzig Francs, die er täglich als Volksrepräſentant einzunehmen hat, Zettel ſeiner Volksbank reichte, die noch keinen Kurs, weder an der Börſe, noch anderswo haben, und wofür kein Bäcker ihm eine Semmel gäbe. Nun werden zwar häufig in den Schenken außerhalb der Barrièren Bankette gegeben, wobei ſchlechter Wein und nicht beſſere Reden aufgetiſcht werden und man auf Verbreitung der ſocialiſtiſchen Grundſätze trinkt; bis jetzt bleibt es jedoch ſo ziemlich beim Alten, und das Kapital verliert nichts von ſeiner Bedeutung. Wären Ledru-Rollin und Conſorten am Staatsruder geblieben, oder wären Proudhon und Conſorten daran gekommen, ſo wäre freilich das Kapital nach und nach verſchwunden, aber nichts Beſſeres an die Stelle getreten und das Elend wäre allgemein geworden.

Der Maler Diaz, der vermuthlich keine Gemälde mehr beſaß, hat alle ſeine Skizzen verſteigern laſſen und dafür beinahe fünfzehn tauſend Francs gelöst. Fälle der Art hört man täglich, nur daß der Erlös nicht immer ſo groß iſt. Der Handwerkerſtand iſt noch ſchlimmer daran. Ein Handwerker, Agricol Perdiguier, der ſchon vor mehreren Jahren ein Zeitblatt für Handwerker herausgab und ſeit der Februarrevolution zum Volksrepräſentanten gewählt worden iſt, gibt jetzt in einem demokratiſchen Tageblatt eine klägliche Ueberſicht der Lage des Handwerkerſtandes. Vielleicht übertreibt er manches, oder verſchweigt abſichtlich Thatſachen, welche nicht zu ſeinen Anſichten paſſen; indeſſen ſcheint doch gegen das Meiſte, was er anführt, wenig einzuwenden. So geht er mehrere hier von Frauenzimmern betriebene Handwerke durch, z. B. die der Blumenmacherinnen, Stickerinnen, Näherinnen u. ſ. w., und zeigt, daß ihr Tagelohn oder der Lohn, den ſie für eine beſtimmte Arbeit vor zehn Jahren erhielten, auf die Hälfte, ja zu noch weniger herabgeſunken iſt, und daß ſie zu den jetzigen niedrigen Preiſen oft nicht einmal Arbeit erhalten. Er ſagt, man ſehe um ſechs Uhr Morgens eine Menge armer Weiber und Mädchen in den großen Magazinen, wie la belle jardinière, les quatre nations u. a., um Arbeit bitten; ſie müſſen zuweilen oft wiederkommen, haben einen weiten Weg zu machen, und dennoch beträgt die Arbeit, die ſie erhalten, zuweilen nur fünfzig oder ſechzig Centimes. Sehr ſchlimm ſteht es nach A. Perdiguier mit der Ebeniſterei, die er ſelbſt zu betreiben ſcheint. Die meiſten Handwerker dieſer Art laſſen ſich von einem Meiſter Arbeit geben und verfertigen dieſelbe zu Hauſe. Da der Arbeiter ſo viele ſind, ſo ſind die Meiſter nie verlegen und machen daher harte Bedingungen. Der Handwerker muß den ganzen Tag arbeiten, um nur kümmerlich ſein Leben zu friſten; für ſeine Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit kann er nichts zurücklegen. Nur Wohlhabende kaufen gegenwärtig Meubeln; daher ſtehen die Magazine von ſolcher Waare und die Meiſter, die ſie nicht abſetzen können, ſind genöthigt ſie zur Auktion zu ſchicken. Man hat ſich wider dieſe Verſteigerungen erhoben und ſogar geſetzliche Verſchriften dagegen verlangt. Die Verſteigerungen ſind aber, nach Perdiguiers Behauptung, keine Urſache, ſondern eine Wirkung des allgemeinen Uebels; erlaubte man die Verſteigerungen nicht mehr, ſo würden die Waaren auf der Gaſſe zu Spottpreiſen ausgeboten werden. Andererſeits behauptet er, alle Lebensbedürfniſſe ſeyen theurer als früher, und nur was der Handwerker nicht brauche, oder nicht zu kaufen pflege, ſey jetzt wohlfeiler, was aber ſicher nicht richtig iſt; denn Kleidung und manches Andere koſtet jetzt nicht mehr ſo viel als ſonſt. Davon will aber der in der Nationalverſammlung ſitzende Handwerker nichts wiſſen; er beſchuldigt die, welche behaupten, der Handwerker habe nie ſo viel erworben und ſey nie ſo glücklich geweſen als jetzt, der Bosheit oder geoden Unwiſſenheit, und ſchließt mit folgenden gefährlichen Worten: „Was auch immer die Motive unſerer Verleumder ſeyn mögen, wir wiſſen ſeit langer Zeit, daß wir nur auf uns ſelbſt zu rechnen haben, um uns aus unſerer jämmerlichen Lage zu reißen. Wir müſſen aber auch geſtehen und es laut ſagen, daß unſer Egoismus und unſere ſträfliche Gleichgültigkeit die Haupturſachen unſeres Elends ſind. Laßt uns alſo, ohne Unterſchied des Standes, den Grundſätzen der politiſchen und induſtriellen Reform anhängen, ohne welche wir in der bürgerlichen Geſellſchaft Parias bleiben müſſen, wie wir es ſchon allzu lange ſind.“ Natürlich iſt A. Perdiguier weder aufrichtig noch unparteiiſch genug, einzugeſtehen, daß das Elend der Handwerker erſt dann recht eigentlich angefangen hat, als ſie mit der Flinte in der Hand auf die Gaſſen zogen, die Reichen bedrohten, Handel und Wandel erſchütterten und die ganze Stadt in Schrecken ſetzten. Freilich waren nicht alle, welche an den Aufläufen Theil genommen, Handwerker, und auch nicht alle Handwerker haben die Werkſtätten mit den Barrikaden vertauſcht; aber leider befanden ſich unter den rohen Haufen, welche umherzogen, ſehr viele Handwerker, welche ſich einbildeten, weil man es ihnen vorgeſpiegelt hatte, ſie würden von nun an ein herrliches Leben führen, wenig zu arbeiten und viel zu verthun haben. Sie ſehen nun, daß Gewerbfleiß und Handel einen Stoß erlitten haben, von dem ſie ſich ſobald nicht wieder erholen werden. Manche ſind ſo klug und kehren in ihre Werkſtätten zurück, wenn ſie Arbeit bekommen können, andere aber laſſen ſich von den Perdiguiers und ähnlichen Rednern täuſchen und meinen, die Revolution ſey erſt halb vollendet und ſie haben noch manches umzuwälzen, bevor ſie ihr Ziel erreicht.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 20

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortliche Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 67. Montag den 19. März 1849.

Au moment où l'on arrive au Montanvert, on se trouve presqu' au bord d'un précipice, dont le fond est une vallée large, remplie de neige et de glace et bordée de montagnes colossales, qui étonnent par leur hauteur et par leurs formes, et qui effraient par leur stérilité et leurs escarpemens.

Saussure.

Briefe aus Savoyen.

(Schluß.)

Wir gingen nun auch in das Haus, welches über dem Erdgeſchoß, einem ziemlich wüſten und dunkeln Raum, noch ein zweites hatte, zu welchem man mittelſt einer ſchlechten Treppe emporſtieg, wo der Comfort und eine Art von Luxus herrſchte. Es beſtand aus einem einzigen Gemach, einem Saal mit vielen Fenſtern, die nach allen Seiten zu der eigenthümlichſten und wildeſten Alpenausſicht lockten. In öſtlicher Richtung der Abgrund mit dem Gletſcher, der ſich nach Süd und Südoſt ausdehnt und ſteigend ausbreitet, im Süden ein furchtbarer Wall von beſchneiten Aiguilles, und mehr nach Weſten der Rücken des Dromedars mit ſeinen auf dieſer Seite ſchroffen Abſtürzen und Wänden, dem man jezt ſehr nahe zu ſeyn ſcheint und in der That auch iſt, im Norden Wald, der, durch den wir gekommen waren, und über demſelben, jenſeits des Thales von Chamouny ſich erhebend, die Gipfel des Mont Brevent, die Pics von Argentière, Drû und zahlloſe andere. Dieß zuſammen bildet ungefähr das Panorama aus den Fenſtern des „Schloſſes von Montanvert.“

Im Saal ſelbſt befand ſich auf langen Tafeln eine Wiederholung der Ausſtellungen von Servoz und Chamouny; Cryſtalle und Granite, in jeder Form geſchnitten und geſchliffen, die Laune und Luxus erdenken. Da gab es Pokale, kleine Chatoullen, Petſchafte, Ringe, wunderſchöne Schalen und andere Gefäſſe, Alles in reichſter Anzahl und Auswahl. In zierlichen Glasſchränken, welche rings an den Wänden hinliefen, ſtanden und lagen die verkäuflichen Herbarien, die Inſekten- und Vogelſammlungen, die Gemshörner und aus Gemshorn gedrehten Spielereien, die Reliefs der Umgegend, meiſt ſehr zierlich und richtig in Holz geſchnizt, genug, eine Menge von Gegenſtänden, theils dem Luxus, theils der Wiſſenſchaft dienend, wie ſie meines Wiſſens in ſolcher Schönheit und Vollkommenheit auf keinem deutſchen Berggipfel angetroffen werden. Man beſteige doch einmal den Brocken oder Inſelsberg, die Schneekoppe und andere norddeutſche Gebirgshäupter, was man finden wird; kaum ein Obdach für die Nacht. In Süddeutſchland, namentlich in Bayern, ſteht nicht ſelten ein Kloſter oder doch eine Kapelle auf ähnlichen Punkten, und dieß iſt doch ſchon mehr, aber noch weit von der Induſtrie und Schönheit, die in der Schweiz und in Savoyen ihren Sitz da noch aufgeſchlagen haben, wo die Grenze menſchlicher Exiſtenz iſt und die Natur ſelbſt in ihrem Leben aufhört.

In einem beſondern Winkel des Saales waren eine Menge langer Stöcke aufgeſtellt, wie Lanzen, nur mit dem Unterſchied, daß ihre Spitze von Eiſen ſich unten befindet und das obere Ende mit einem Gemshorn geſchmückt iſt. Ein junger Burſche verkauft dieſe Stöcke von mehr als Mannslänge, ziemlich ſtark und glatt gehobelt. Ich kannte ſie ſchon, denn bereits in Chamouny, Servoz, St. Martin, ja in Genf ſelbſt werden ſie zum Verkauf angeboten. Es ſind die nothwendigen Stüzen für Alpenreiſende, namentlich für ſolche, welche Gletſcher beſteigen wollen; in der ganzen Schweiz ſind ſie gebräuchlich, und in der Regel, wie es auch hier war, ſteht der Name des Ortes, wo ſie feil geboten werden, oben unter

Digitized by Google

dem Gemshorn eingebrannt. Ein ſolcher Stab iſt nicht eben wohlfeil; drei Franken iſt der gewöhnliche Preis, aber man kaufte einen, wenn er auch ſechs koſtete; denn erſtlich braucht man ihn, und dann iſt er ein hübſches Andenken an die Tage oder Stunden, wo man ihn gebraucht. Bald fühlte ich mich ſtolz im Beſitz eines Stockes mit einem Stachel, womit ich zur Noth einen Feind hätte erlegen können, und mit der gebrannten Rundſchrift: Montanvert. Viele Andere, auch Cäſar, verſahen ſich mit ähnlichen; von einem andern Knaben, der damit vor der Thür des Schloſſes ſpielte, wurden Eisſporen gemiethet; Führer in Menge boten ſich an, und ſo waren bald diejenigen in Stand geſetzt, welche eine Fahrt auf dem Eismeer zu verſuchen gedachten. »Goddam!« ſagte ein jovialer Engländer, der ſich ebenfalls dazu rüſtete; „wie viel Meere gibt es doch auf der Welt!“ — »Yes, Sir.« — »Yes.«

Die Geſellſchaft theilte ſich nun. Einige wollten den Gletſcher beſteigen, ſogar bis zum ſogenannten „Garten,“ ehemals Glacier du Talèfre, vordringen, andere zurückkehren nach Chamouny. Ich kümmerte mich wenig um das Thun und Laſſen des Gros du Corps, ſondern glaubte mich unter der unmittelbaren Obhut der Himmliſchen, wenn ich mich zu Cäſar hielt. Bald verließen wir auch, von muntern und rüſtigen Führern geleitet, das Schloß. Man thut immer wohl bei einer Wanderung über die Gletſcher mehr als die durchaus nothwendige Zahl von Führern ſich gefallen zu laſſen; zur Leitung genügte freilich Einer, aber bei Unerfahrenen ſind ihrer Zwei für den Mann nicht überflüſſig; denn es gilt oft Spalten und Schründe zu überſpringen, wobei Unfälle ſich ereignen und hülfreiche Hände nothwendig werden können. Den Lohn für überflüſſig ſcheinende Führer, überhaupt Geld, bringe man bei Reiſen in die höchſten Gebirge des Welttheils nicht in Anſchlag, lieber ſpare man daheim in ſeiner kleinen Stadt, wo es ſich gefahrloſer thun läßt.

So verließen wir denn zu Fünfen das Schloß mit ſeinen Kryſtallen und Blumen, dem Schmuck der Berggeiſter, ihnen aus unterirdiſchen Höhlen und von duftigen Matten an den Grenzen der Gletſcher geraubt, und ſtiegen nicht ſogleich zu den leztern hinab, ſondern erſt noch eine Strecke fort auf dem Rücken des Bergs, wo unter Geſtrüpp und Moos das eigentliche Schloß aufzuſuchen war, Windhams und Pococke's Stein, unter deſſen Dach dieſe kühnen Männer vor hundert und ſechs Jahren übernachtet hatten. — Wohl kann man ſich denken, daß dieſe Nacht ſchauerlich war, ſo weit von der Welt, in dieſen bezaubeten Einöden, wo auf den Flügeln des Schneeſturms böſe Geiſter rauſchten, wo die Gletſcher dumpf dröhnend krachten und mit wenigen Unterbrechungen ſchauerlicher Donner über ihnen rollte, ohne daß der Himmel mit Gewitterwolken bedeckt war. Allerdings waren die beiden Britten vorurtheilsfreie, nicht dem rohen Volksaberglauben unterworfene Männer, aber doch läßt ſich annehmen, daß ſie ihrer Wißbegierde ein ſchweres Opfer brachten, als ſie kamen, und daß ſie ohne Zweifel daheim in ihrem engliſchen Bett die Nacht comfortabler zugebracht hätten als hier in der Bärenhöhle oder dem Schlupfwinkel von Gemſen und Steinböcken unter der Granitplatte. Der edle Horace Benedict hat dieſe Platte mit den Namen der beiden unerſchrockenen Britten zieren laſſen; ſie ſind mit ſtarken, tiefen Buchſtaben darauf eingegraben, und noch manche Generation wird ſie dort finden, wenn die unſrige längſt vergeſſen iſt.

Nun galt es hinabzuklimmen zu dem See von Eis, deſſen Wogen mehrere hundert Fuß tief unter uns brandeten. Man vergeſſe nicht, daß der Gletſcher mit dem Montanvert emporſteigt, immer aber um das angedeutete Maaß tiefer bleibt als ſein weſtliches Ufer, viele tauſend Fuß aber tiefer als das öſtliche, denn dort erheben ſich, dem Montanvert gegenüber, Aiguilles oder Hörner von ungeheurer Höhe, wie le Drû, le Bochart, le Maine, le Couvercle und andere. Auf einem gefährlichen Fußſteg zwiſchen blätteigem Schiefer, der unter unſern Tritten wich und rollte, zuweilen auch in ſcharfen Klippen über unſern Häuptern hing, erreichten wir nach etwa halbſtündigem Gange das Eis. Ich geſtehe, daß meine erſten Schritte darauf zaghaft waren; doch der mit Eisſporen bewaffnete Fuß, der lange Stab, mit deſſen Hülfe ziemlich weite Sprünge auszuführen waren, mehr aber noch die Anweſenheit des Gefährten und der Führer gaben mir Muth.

Hie und da zeigte ſich der Gletſcher mit feiner Erde, auch mit Schnee bedeckt, meiſt aber und namentlich in der Nähe der Spalten vom reinſten Eiſe, hart und glänzend wie Diamant. Mit Schauder blickte ich in die erſte Spalte der Art, die unſern Weg durchſchnitt und die wir zu überſpringen hatten. Sie war etwa vier Schritte breit und ihre Wände erſchienen im ſchönſten Meergrün oder blau wie der Himmel. Dieſe Farben ſpielten in einander und wichen erſt in unermeßlicher Tiefe der Nacht: ein ſchöner Abgrund des Todes, denn der wohnte da unten, und an Rettung für einen Hinabgefallenen wäre nicht zu denken, und fand auch nie ſtatt, ſo oft ein ſolches Unglück geſchah. Noch vor einigen zwanzig Jahren (1821) ſtürzten drei Führer eines Reiſenden, eines Holländers Namens Hamel, wenn ich nicht irre, in eine Spalte und kamen ſchrecklich darin um. Bei der Glätte der Eiswände gleitet der Verunglückte ſo lange unaufhaltſam in die Tiefe,

Digitized by Google

bis ihm der Athem ausgedrückt und die Rundung seiner Formen zur Fläche geworden ist. Es ist daher in der That kein Spaß, einen Sprung über eine etwas breite Gletscherspalte zu thun. Man ist indessen auch in dieser Beziehung verwegener geworden und kettet sich auf der Reise über das Eismeer selten mehr mit Stricken an einander, wie es früher immer geschehen seyn soll, obgleich die Gefahr noch ganz dieselbe ist. — Noch eine Gefahr erwartet den kühnen Reisenden, und er ist nächstdem wohl noch von tausenden umringt, die er nicht ahnt. Mitten im periodischen Krachen und Donneen der Lawinen über ihm geschieht es wohl, daß ein Eisblock gerollt oder geschossen kommt aus den Höhen der umgebenden Nadeln, niederstürzt auf den Gletscher, der unter ihm erbebt, oder auf der Spitze eines Felsen, einer Eispyramide zerborsten ist und nun in Millionen Theilchen, wie ein Sprühfeuer von Diamanten, umherfliegt.

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortsetzung.)

In diesen wenigen Worten wie viele Widersprüche zwischen Principien und Handlungen, Widersprüche, welche, der sie geschrieben, vielleicht gar nicht inne geworden ist, wenn nicht die während des letzten lombardischen Aufstands und Kriegs von ihm gespielte traurige und verderbliche Rolle ihn daran gemahnt hat! Mazzinis späteres Verhalten läßt aber selbst dazu wenig Hoffnung, und wie sein Auftreten damals nur Zwiespalt gestiftet hat, ohne daß er darum zum Einschlagen eines andern Wegs bewogen worden wäre, so wird auch seine Theilnahme an der nach Rom berufenen constituirenden Versammlung, die sie die italienische nennen, zu der aber bisher bloß Rom und Toscana sich bekannt haben, das angebliche Einigungswerk nicht fördern, wenn er, wie es den Anschein hat, als Deputirter für Livorno auf dem Capitol in dem Nationalcongreß sitzen soll, welchen die Wünsche so vieler ächten und treuen Vaterlandsfreunde in's Leben zu rufen strebten, welcher jetzt aber unter Verhältnissen in's Leben tritt, die ein Gedeihen des zu unternehmenden Werks geradezu unmöglich machen.

Es ist, wie gesagt, nicht lange her, seit Guerrazzi seine Ueberzeugung aussprach, daß Fürst und Volk nicht neben einander bestehen können. Wenige Tage, nachdem er dieß geschrieben, führte eine in Livorno versuchte, aber unterdrückte Empörung ihn als Staatsgefangenen nach dem Failenthurm bei Porto Ferrajo auf Elba. Und wieder vergingen einige Monate, und eine zweite, nicht unterdrückte Empörung Livorno's führte ihn als Minister nach dem Palazzo vecchio zu Florenz. Da ging ihm ein Licht auf, und dem nämlichen Fürsten, gegen welchen er damals gesprochen und gehandelt, verhieß er in parlamentarischer Rede, nicht etwa im Schwunge der Romanpoesie, die Krone Mittelitaliens. Bewahre der Himmel vor solchen Kronen, vor Kronen von solcher Hand geboten! Heller aber als Alles, was sonst sich sagen und berichten ließe, stellen jene beiden neben einanderstehenden Aeußerungen des Mannes Charakter und Gesinnung in's Licht.

Ein merkwürdiges Schriftchen ist es, in welchem jene ersten Worte sich finden. Die Entstehung dieses Schriftchens war folgende. Der historische Roman: »l'Assedio di Firenze.« welcher ohne des Verfassers Namen, und bei einer späteren gerichtlichen Untersuchung vom Verfasser nicht anerkannt, im Jahr 1836 in Paris erschien, machte in ganz Italien ungewöhnliches Aufsehen. Es war damals noch die Zeit, wo Bücher, in denen die politische Frage und nationale Färbung durchschimmerten, eine große Bedeutung hatten. Silvio Pellico's Gefängnisse im Jahr 1833, Azeglios Ricroiò de' Lapi im Jahr 1841, Niccolinis Arnaldo da Brescia zu Ende 1843, Gioberti's Buch über den Primat und Balbo's Speranze d'Italia gleich darauf, haben solche schlagende Wirkung hervorgebracht, und Italien kann sich Glück dazu wünschen, daß hier der poetisch-philosophische Werth Hand in Hand geht mit der politischen Opportunität. Das ist nun vorüber, in Zeit von zwei Jahren ist Uebersättigung und Erschöpfung eingetreten, und nachdem man in der Literatur Cayennepfeffer und indische Saucen völlig verbraucht und sich den Gaumen wund gebrannt, ist die Literatur größtentheils als ziemlich unnütz bei Seite gelegt worden und das Journal selbst, das plötzlich Alles ersetzen sollte, ist häufig zum Straßenpamphlet herabgekommen. Im Herbste 1836 aber machte der Assedio di Firenze ungewöhnliches Aufsehen. Guerrazzi war als Schriftsteller nur durch seine „Battaglia de Benevento" bekannt; Talent zeigte sich auch in diesem unreifen Produkt, aber es ward beinahe erstickt durch unnatürlichen Schwulst, und die zu entlegene Zeit des Untergangs der Hohenstaufen, für den Roman zu entlegen, nicht, wie sich wohl von selbst versteht, für Epos oder Drama, ließ die Gestalten um so gekünstelter und gemachter erscheinen. Dieß war anders in dem neuen Buche. Es war ein Gegenstand, für den Alle sich interessirten, eine Zeit, welche als die des letzten Ringens der sterbenden Freiheit mit dem Despotismus eine weltgeschichtliche Bedeutung hat, Personen, Hauptrepräsentanten sowohl wie untergeordnetere, welche bis in die kleinsten Details von Gleichzeitigen geschildert worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Baupolizei.

Man geht jetzt ernstlich damit um, die Wohnungen des niedern Volks zu verbessern. Die Unbemittelten miethen ihre elenden Kammern in dunkeln engen Gassen, und es fehlt ihnen hier an Luft, Raum und Licht. Aus einem an die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften erstatteten und durch die Zeitungen bekannt gemachten Bericht des Professors Blanqui ergibt sich, daß es in Städten des nördlichen Frankreichs, besonders zu Lille, in dieser Hinsicht noch schlimmer aussieht; dort haben die Taglöhner keine andern Wohnungen als feuchte Keller, in welchen Alles, zuweilen sogar das Stroh zu einem Bettlager fehlt, weßhalb die Kinder dort ein bleiches, sieches Aussehen haben. So schlimm sieht es nun freilich in Paris nicht aus; aber dennoch bedürfen die Wohnungen der Armen dringend der Verbesserung und man entwirft gegenwärtig Plane zu großen Bauten, wo eine Menge Familien für mäßigen Miethzins ein Unterkommen und manche Bequemlichkeit finden würden, deren sie in den ärmlichen Gäßchen entbehren müssen. Aber die Bosheit der Parteisucht hat bereits Mittel gefunden, diese gute Absicht der Menschenfreunde, wo nicht zu vereiteln, doch zu verdächtigen. Ein Tagblatt der demagogischen Partei behauptet, man wolle die Taglöhner in Kasernen einsperren, um ihrer sogleich habhaft werden zu können, und sie insgesammt zu verhaften und zu deportiren, wenn man einen Aufstand zu befürchten habe. Hoffentlich werden sich jedoch wohl die Menschenfreunde, welche die Plane entworfen haben oder dieselben unterstützen, noch die Armen, mit deren Wohl man sich beschäftigt, durch diese verleumderischen Einflüsterungen abhalten lassen, die Sache in's Werk zu setzen. Viele Straßen sind indessen im Laufe dieses Jahrhunderts erweitert worden; aber leider sind noch viel zu viele enge Gassen im großen Paris, besonders in den ältern Revieren. Die Stadtbehörde läßt noch jährlich in solchen Stadttheilen neue Straßen durchbrechen, oder alte enge erweitern. Aber seit der Februarrevolution hat das Geld dazu dienen müssen, die vielen Hunger leidenden und unbeschäftigten Familien zu ernähren, und auch in diesem Jahr wird sie nicht viel auf öffentliche Bauten verwenden können. Sie mußte mehrere Millionen bei der Bank aufnehmen, um nur die laufenden dringenden Ausgaben bestreiten zu können Alles andere wird warten müssen, und in der Verschönerung der Stadt tritt ein Stillstand ein, der wenigstens bis zum folgenden Jahr dauern wird, wenn bis dahin kein unerwarteter Vorfall neue Verlegenheiten bringt. — Die Regierung besteht noch immer auf ihrem großartigen Plan, im Louvre alle Kunstschätze und die Bibliothek zu vereinigen, und zu diesem Ende Bauten zu unternehmen, welche Jahre lang tausende von Arbeitern und eine Menge Künstler beschäftigen würden. Die Nationalversammlung scheint aber nicht sehr geneigt zu einem Unternehmen, dessen Kosten zu dreißig Millionen angeschlagen sind, sich aber, wie es zu geschehen pflegt, auf's Doppelte belaufen werden, die Hand zu bieten. Abgesehen vom Kostenpunkt ist es noch eine Frage, ob es zweckmäßig wäre, in den Mittelpunkt der Hauptstadt und zwischen viele dichte Straßen die ungeheure Masse sämmtlicher Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen hinzustellen. Wenn ein Brand in jener Gegend ausbräche, so könnte ja Frankreich auf einmal aller Kunstschätze, Handschriften, seltenen Bücher, Kupferstiche u. s. w. beraubt werden.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., März.

Die Promenade.

Lassen Sie mich einmal das Steckenpferd der Politik, das wir Alle reiten, bei Seite thun. Die Paulskirche soll dießmal nur die alte Barfüßerkirche für mich seyn, in die ich nicht den flüchtigen Blick werfe, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß uns dieses und jenes an das Parlament und seine Gäste erinnert. Hinaus, hinaus aus den engen Gassen! die Lerchen trillern, die Bäume schlagen aus, und während wir im Herbst des Parlamentsjahres stehen, ja im Herbste, denn die Ernte soll bald beginnen — dir Natur über unserer Hoffnungsleere nach üppiger Blüthezeit — bereiten sich Erde und Himmel festlich für den neuen Frühling. — Die gefälligen Anlagen um die Stadt sind nun Nachmittags regelmäßig mit Spaziergehenden übervölkert. In den breiten Gängen wandelt die noble Welt, in den engeren die Kindheit auf den Armen oder an der Hand ihrer Ammen und Wärterinnen, und zumeist in der Begleitung preußischer, bayerischer, östreichischer, hessischer, oder auch der republikanischen Truppen der freien Stadt Frankfurt. Die Liebe blickt so fröhlig aus den Augen der glücklichen Mägde, und die Uniform hat außer ihrem herkömmlichen Reiz bei Alt und Jung in unserm Frankfurt auch noch den der Neuheit. Während die Preußen durch Gewandtheit und Galanterie die Schönen erobern, wissen sich die böhmischen Krieger durch Gutmüthigkeit und Gefälligkeit in die Herzen einzuschleichen. So ein Böhme unterzieht sich allen Dienstleistungen für seine Auserwählte und gleicht im Hause einem jener wohlthätigen Kobolde, die alle Arbeit bestellen und von denen das Mittelalter so viel zu erzählen wußte. Vielleicht ist es auch die Schwermuth auf diesen Gesichtern, die ihre Anziehungskraft übt, und Mitleid und Nachsicht ergänzen und vervollmetschen das gebrochene Deutsch und die unbehülfliche Beredtsamkeit. Welch ein Unterschied zwischen dem selbstbewußten munteren Preußen, der mit Leib und Seele in seinem blauen Waffenrock steckt, und einem melancholischen Weißrock, der vertraulich seinem alten Quartierherrn oder seiner Geliebten unter Thränen sein Schicksal klagt, Soldat zu seyn.

Es ist Sonntag. Eine bunte Menge drängt sich zwischen dem Gallus- und Eschenheimerthore in den mit belaubten Alleen hin und wieder, darunter eine Anzahl gluthäugiger Jüdinnen, denen unter der hiesigen Frauenwelt der Parisapfel der Schönheit gebührt, und deren Toilette auch immer die geschmackvollste ist. Nebenan auf der Fahrstraße traben und galoppiren unsere Frankfurter Reitkünstler und zeigen ihre größere oder geringere Geschicklichkeit. Der blasse Mann mit dem langen Schnurrbart, der dort in der Nebenallee mit einer Dame wandelt, ist der Erzherzog Stephan von Oesterreich, der schon einige Zeit hier incognito lebt, und die Dame an seinem Arm die Gemahlin des Reichsverwesers. Auch unsere Berühmtheiten aus der Paulskirche sonnen sich an dem schönen Frühlingstage.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 68. Dienstag den 20. März 1849.

Da freut' ich mich an Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen
Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.

Goethe

Der Nord-West-Bahnhof in London.

Der Schienenweg, auf welchem ich von London nach Birmingham dampfen wollte, heißt London and North-Western Railway und hat in London seinen Bahnhof auf Euston Square. Dahin brachte mich ein Cab. Es hielt; ein Mann in knappem, zugeknöpftem grünem Rocke öffnete den Schlag, bot mir den Arm zum Aussteigen und griff dann nach meinem Gepäck. Ihm den Rücken wendend lohnte ich den Cabführer ab; dieß dauerte vielleicht zwei Minuten. Mich wieder umdrehend sah ich den Mann gleich hülfreich an einem andern Wagen, dem nächsten hinter meinem abfahrenden, dem vordersten einer langen Reihe; aber mein Gepäck sah ich nicht. Es war verschwunden, fort mein bester Ueberrock, mein seidener Regenschirm, mein viel von meinem All enthaltender Mantelsack, meine Reisetasche, auch mein Necessaire von russischem Leder mit Chubbschem Patentschloß. Ich springe auf den Mann zu, ich frage; »all right,« antwortet er. Ich blicke nochmals umher und sehe ein Streifchen meiner gemusterten Reisetasche auf rasch fortrollendem Schiebkarren. Verliere nie das Gepäck aus den Augen, ist eine in mehrfacher Deutung goldene Lebensregel. Ich eile dem Karren nach, da wehet mir ein anderer grüner Mann und weist mich links. Ich erkläre ihm, warum ich rechts will und muß. Er lächelt und sagt, ich werde meine Sachen auf der Plattform finden, aber mein Weg gehe links. Ich bescheide mich, daß er dieß besser wisse als ich, und auf der Plattform winkt mir der Kärrner mit meinem Gepäck; er überliefert Stück für Stück und verlangt nichts.

Es war noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt. Langeweile war indessen nicht zu befürchten auf dieser nebst den Corridors mit 8797 Quadratellen Spiegelglas überdachten Plattform. In einem wahrhaft babylonischen Durcheinander wogten nach jeder Richtung Menschen aller Länder, aller Religionen und Sprachen, Menschen von hohem Charakter, von niedrigem Charakter und von gar keinem Charakter, Menschen auf der ersten und Menschen auf der letzten Stufe des Lebens, Manche, die gesehen, Andere, die aus ihnen am besten bekannten Gründen nicht gesehen zu werden wünschten, Viele, die ihre Freunde suchten, Einige, die beim Erblicken derselben einen Haken schlugen. Neben einem Waggon hing an der Thüre des Coupé ein schwarzes Täfelchen mit dem weiß darauf geschriebenen Worte: Engaged. Die Einsteigenden waren eine Dame und ein Herr, beide jung, schön und vom Scheitel bis zur Sohle neu gekleidet. Sie kamen geraden Wegs vom Traualtar, die Flitterwochen auswärts zu verbringen. Zwischen den Fahrgästen drängten sich hin und zurück eine Menge Träger und Kärrner mit allerhand Eigenthum. Hier einer, auf der rechten Schulter ein zwölf oder fünfzehn Fuß langes, sauber in Leinwand gepacktes Bündel junger Bäume. Die väterliche Sorgfalt, mit welcher ein ältlicher Herr, der hinterdrein ging, das Bündel hütete, bezeugte, daß sie ihm gehörten. Er hatte sie eben gekauft, er wollte sie in sein Gärtchen pflanzen, er sah sie schon grünen, blühen und Früchte tragen. Dort strengte ein Mann seine ganze gewichtige Kraft an, um eine Koppel sich sträubender Hühnerhunde zum Gepäckwagen zu schleifen, und hier und dort tauchten im Gewühle, Irrlichtern

Digitized by Google

ähnlich, die leichtbeſchwingten Merkure des Zeitungshandels auf.

Gleich mie hatten in der langen, anſcheinend endloſen, die Plattform begrenzenden Wagenlinie bereits Hunderte ihee Plätze genommen, und während Viele des ältern Geſchlechts Zeitungen entfalteten oder zum Leſen die Angengläſee puzten, plauderte das jüngeee Geſchlecht untee ſich oder mit müſſig an den Schlägen lehnenden Menſchen, und warf den Feeunden, die ſie begleitet, in Kußhänden ein Lebewohl zu. Unweit von mie ſtand ein junger Mann einem Waggon erſter Klaſſe gegenüber. Es war nichts Ungewöhnliches an ihm, nichts Auffallendes in ſeiner Geſtalt, in ſeiner Kleidung. Was ihn mir bemerkbar machte, war ſein weicher und doch ſcharf auf den Waggon gerichteter Blick, eine Innigkeit des Ausdrucks, die ſein innerſtes Leben bedeutete. Plötzlich ließ der Locomotivführer ſeine ſchrille Pfeife ertönen, ein Zeichen, daß der Zug ſich in Bewegung ſetzen werde. Der Ton ſchien des jungen Mannes lezten Lebensnerv zu zerſchneiden. Todtenbleich wankte er rückwärts; zwei Männer fingen ihn auf. Ob wohl im Inneen des Waggon eine Thräne für ihn ſich aus dem Auge, ein Seufzer für ihn ſich aus der Bruſt ſtahl? — Dieß iſt eines der Geheimniſſe, deren Daſeyn die ſchrille Pfeife verräth, ohne ſie bloß zu legen. Von dem Möeder, der voe den Schrecken der Gerechtigkeit flieht, bis zum Schuldner, welchen gehäuftes Unglück in die weite Welt jagt, von den Menſchen jedes Standes, die zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, bis auf den Knaben, der gern die Schule verläßt und nach den Ferien ungern zurückkehrt, von dem reichen, zur Einſchiffung nach Indien foeteollenden Generalgouverneur bis zum armen Handweeker, der aus demſelben Hafen nach Auſtralien ſegeln will, muß die vom großen Hauſen unbeachtete Pfeife das ſeltſamſte Gemiſch von Gefühlen wecken, welche kein Zuſchauer ahnt und keine Feder zu ſchildeen vermöchte.

Unmittelbae nach dem Abgang eines Zugs iſt die gedielte, eben noch von Menſchen wimmelnde Plattform völlig verödet. Einſam und allein wandelt der wachehaltende Officiant auf und ab und der Schall ſeines Tritts bricht ſich am Gewölbe. Ueberdrüſſig der Neuigkeiten, die ſie ſich ſelbſt zum Ekel als höchſt wichtig angerühmt, raſten die Händlee hinter ihren Verlaufsſtellen. Auch der Junge, der den Londoner Charivari, den luſtigen Punch in den Händen, unermüdlich umhergeſprungen, nickt auf einer Bank, und nichts ſtört die ſtumme Einförmigkeit des Lokals, als das Vorüberhuſchen eines Schreibers oder Aufwärters, die, wie Kaninchen aus einem Loche ihres Baus in ein anderes ſpringen, aus der auf die Plattform ſich öffnenden Thüee ihees Bueeau durch die Thüre eines andern entſchlüpfen. Doch nicht lange, ſo verkündet das laute Gepuff einer Locomotive das Nahen einer Kette leeeer Wagen. Dieſe werden ſofort für den nächſten Zug geordnet und geeüſtet, und das Schauſpiel beginnt auf's Neue. Mit nur wenig verringerter Stärke am Sonntage dauert dieſes Wechſelfieber von Läem und Stille, von Getümmel und Einſamkeit ohne Unterlaß von einvieetel nach ſechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends, Tag für Tag.

(Fortſetzung folgt.)

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortſetzung.)

Alles dieß hat Guerrazzi benuzt, hineingelegt aber hat er ſeine eigenen Geſinnungen, ſeinen angeblichen Republikanismus und ſeine Erbitteeung, und ſo iſt aus der Miſchung von Hiſtoriſchem und rein Individuellem ein ſeltſames Produkt entſtanden, welches das ſechzehnte Jahrhundert darſtellen ſoll und plötzlich dem von der großheezoglich toskaniſchen Polizei des neunzehnten verfolgten livorneſiſchen Advokaten aus der Seele eedet: ein großartig angelegtes Tablean, in welchem indeß die zu vorherrſchend ſubjektive Färbung die hiſtoriſche Wahrheit zerſtört nnd die Leidenſchaft des aus verdientem oder unverdientem Arreſt entlaſſenen Autors ſeinem Helden als Lebensathem eingehaucht wied. Guerrazzi iſt derſelbe als Schriftſteller und als Miniſter, ſein Ich deängt ſich allenthalben vor und ſein Standpunkt wird in jedem Augenblick ein falſchee. Als Schriftſteller wie als Miniſter zeigt er geoßes Talent, aber wenig Kritik und noch wenigee Mäßigung. Duech ergreiſende Situationen, duech Kraft und Schwung zieht er an, um durch Verhöhnung des Göttlichen und Menſchlichen, durch Maßloſigkeit und Ungeſchmack, durch Uebertreidung und Aufgedunſenheit noch mehr abzuſtoßen.

Ueber dieſes Buch ſchrieb Giuſeppe Mazzini einen merkwürdigen Brief an den Verfaſſer, einen Brief, dee in äſthetiſch kritiſcher Beziehung Beachtung verdienen würde, wenn auch dee moealiſch politiſche Standpunkt des Schreibenden nicht dieſe Beachtung heiſchte. Mazzini lobt die Wahl des Gegenſtandes und, ohne zu entſcheiden, ob das hiſtoriſche Genre an ſich gut ſey oder nicht, die Art der Behandlung: das Hervorragen des hiſtoriſchen Centrums, oder, um es poſitiver auszudeücken, die Perſonifikation von Florenz, um welches die Einzelheiten, wahr oder erdichtet, ſich geuppiren, ſtatt der von Scott und Manzoni vorgezogenen Anordnung, wobei das Hiſtoriſche

Digitized by Google

und Lokale als Corollar einer erdichteten Handlung dient. Aber er tadelt scharf die Gesinnung, aus welcher das Buch hervorgegangen ist, den Geist, der aus ihm spricht. Hören wir ihn in dieser Kritik, welche die innern Seelenzustände Guerrazzis durchdringt und enthüllt. „Es ist," sagt er, „ein Grundfehler in dem Autor, welcher ihn oft unter dem bleiben läßt, was er sich vorgesetzt als erhabenes Ziel. Ein Hauch des Skepticismus, der aus vielen Blättern des Assedio weht, ein in den schönsten Kapiteln verbreiteter Geist bitterer, nackter, verzweifelnder Trostlosigkeit, machen die beim Lesen erwärmte Seele gefrieren und vernichten zur Hälfte die gehoffte Wirkung. Das Werk Guerrazzis ist kein Ausfluß jenes Glaubens an die Mission des Menschen auf Erden, an die Mission der italienischen Nation unter den Völkern, des Glaubens, welcher die durch Religion bevorzugten Seelen in der Einsamkeit aufrichtet und für sich allein eine Gewähr des künftigen Triumphes ist; sein Werk ist ein Erzeugniß jenes Geistes gewaltsamer Reaktion, welcher bei jedem Schauspiel des Contrastes großer Bilder von Glorie und Freiheit mit Scenen des Drucks und der Erniedrigung in hochsinnigen und mächtigen Seelen natürlich sich entwickelt. Guerrazzi ist geboren zu kämpfen, mag daraus kommen was wolle. „Ruhe ist nicht Leben, sagt er; aus einem in den andern Zustand übergehen, sich ohne Rast bewegen in Freud' und Leid, angreifen und angegriffen werden, hassen und lieben, bald Engel, bald Teufel, ein Wurm oder ein Gott, das heißt Leben. Wir waren Freie, heute sind wir Sklaven; wir waren groß, heute sind wir niedrig, mächtig und gefürchtet, heute schwach und verhöhnt — warum sind wir so? warum sollten wir stets so bleiben?" Und indem er dann sich umschaut nach Unterdrückern und Unterdrückten, und jene der Herrschaft unwürdig und so schwach findet, daß ein einziger Akt wahren und energischen Willens sie hinabstürzen würde von ihrem Thron, diese so schwach uns vorkommen nach drei Jahrhunderten des Leidens, daß sie eines solchen Aktes nicht fähig sind, schwillt ihm vor Entrüstung die Seele und es dringen aus ihm Worte tiefer Verachtung für die Einen hervor, Worte lodernden Hasses gegen die Andern. „Laßt uns endlich aufstehen, ruft er; werdet ihr sterben beim Versuche? Was denn ist euer Leben, daß ihr es bewahren wollt auf Kosten der Ehre? Steht auf zur Rache! Alles wechselt: ihr habt so viel gelitten, daß das Maaß gefüllt ist; so werdet ihr denn siegen! Werden wir aber dann auch glücklich seyn? Was liegt daran? O kehrten diese Tage zurück, zurückgewünscht vom Stolz Italiens! Bitter ist die Wonne der Unterdrückung, aber sie ist eine Wonne, und Gott selbst freut sich der Rache für absichtliche Schmach." — Wie lange sein Triumph währen wird, er weiß es nicht, es kümmert ihn nicht. Ob Veredlung des Menschengeschlechts die Folge des Wagnisses seyn wird, ob das Geschöpf seiner hohen Bestimmung, der Entwicklung des Lebensgesetzes, seinem Schöpfer näher gerückt werden wird, er weiß es nicht, es kümmert ihn nicht. Rache und Macht, das will er, dafür würde er kämpfen gegen die Welt, gegen Gott selbst, wenn der Mensch es vermöchte. Seine Seele ist eine Titanenseele, er hat etwas von der Natur des Ajax und des Kapaneus."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Schluß).

Geselliges Vergnügen.

Das Parlament ist überhaupt an allen Orten Frankfurts reichlich vertreten, und ohne der Gastwirthe und Zimmervermiether zu gedenken, so werden unsere Frankfurter dereinst nach seiner Beendigung auf ihren Wegen und Stegen viele bekannte und unvermeidliche Gesichter vermissen, denen sie gewohnt waren hier auf der Promenade, oder in den Lesesälen, oder auch im verstrichenen Karneval auf den Bällen des Casino und der Freimaurerloge zu begegnen. — Das Parlament stellte viele Tänzer und Zuschauer, vielleicht zu viele, und die heurigen Casinobälle waren durch die doppelte, eisen- und redeschwerlumgürtete Parlamentsarmee so überfüllt geworden, daß manche Klage laut wurde. Ein dicker, kleiner, freundlicher Herr mit weißen Haaren, den wir häufig auf der Rednerbühne und fast jederzeit in den Verzeichnissen der Verbesserungsanträge unter den Antragstellern erblicken, drehte sich, wo eine Geige gestrichen wurde, fröhlich unter den Fröhlichen, manchen grämlichen Jungen, der ernst und langweilig in einer Ecke stehn blieb, beschämend. Auch an weiblichen Notten hatte die Nationalversammlung durch ihre „Parlamentsfrauen" und „Parlamentstöchter" ein erkleckliches Contingent beigesteuert, und wahrlich darunter manche Zierde des Salons. Frankfurt hat keinen Mangel an schönen Frauen und Mädchen, und wer auf den Gesellschaftsbällen des Casino

Digitized by Google

aus dem engen und übervollen Tanzsaale die Paare durch das Nebenzimmer langsam wandeln sah, konnte seinen Blick an schönen Augen, schönem Wuchs, den lieblichsten Zügen und Profilen weiden. Nur die schönen weichen Hals- und Nackenlinien vermißte ich, und ein Kunstfreund neben mir drückte den Wunsch aus, den Pinsel des Rubens in Anwendung zu bringen, um hie und da einigen dürren Schulterblättern mehr gefällige Weiche und Schmelz zu geben. — An Maskenscherz steht Frankfurt gegen das nahe Rheinland sehr zurück. Scherz und Lebenslust treten überhaupt wenigee hervor in der eensten Stadt. Mehr als zwei Bälle zu besuchen gilt für Mädchen in vielen Familien nicht für anständig, und die Tanzunterhaltungen endigen früher als anderer Orten. Dafür aber begegnet man auch nicht der widerlichen Raserei des Tanzes, wie sie in feühren Jahren in Wien in großer Ausbildung war, und jenen schnaufenden und keuchenden Mädchengestalten, auf deren blassen leidenschaftlichen Wangen ein flüchtiges Roth die nahe Lungensucht unheimlich verlüedet. — Ein fröhlicher Maskenscherz wurde von der Frankfurter Liedertafel in der Mainlust begangen. Unter andeen drolligen Maskenerscheinungen sahen wir einen Volksvertreter aus Schleiz-Geeiz-Lobenstein mit einer großartigen Protestation gegen die Zudringlichen, die seinem Landesfürsten, als Heerscher „zwischen der Elbe und dem Mühlgraben," durchaus die deutsche Kaiserwüede an den Kopf weefen wollen. So kann sich in unseeer Zeit selbst kein Maskenball politischer Späße und Aufpitlungen erwehren.

Paris, Mäez.

(Schluß.)

Die Tuilerien. — Louis Philippe. — Theater.

Nach dem Plane soll der Tuileeienpalast mit dem Louvre nur ein einziges Gebäude ausmachen, mithin sollen auch die Tuilerien zue Aufnahme von Kunstwerken dienen. Aber die Gemächer dieses Palastes sind sehr lostbar eingerichtet, und man müßte zuerst wieder manches zerstöeen, was mit großen Kosten unter den feühern Regieeungen hergestellt werden ist. Wie es scheint, hat der Präsident der Republik große Lust, diesen Palast zu beziehen, den weiland sein Oheim bewohnt hat, und seine Höflinge und Anhänger klagen schon, daß seine jetzige Wohnung, das Elysée national, nicht geräumig genug sey zu den großen Festen, die ee zu geben beabsichtige, und wenn ee jetzt nicht mehr Personen zu seinen Bällen und Konzerten einlade, komme es bloß daher, weil im Elysée national kein Saal einige tausend Personen fasse. Damit muß Allen, die bei den Versammlungen des Herrn Präsidenten glänzen wollen, daran gelegen seyn, daß man diesen Herrn, der vee wenigen Jaheen ein enges Zimmer in der Festung Ham bewohnte, und dem es jetzt schon im Elysée national zu enge wird, in die Tuilerien einführe. Einstweilen stehen diese leer. Was darin Privateigenthum der Orleansschen Familie war und beim Stueme am 24. Febeuae 1848 nicht geraubt wurde, hat man ihr wiedee zustellen lassen. Ebenso hat man ihr Recht auf den Besitz ihrer Privatgüteee anerkannt und ihnee bereits, da diese Güter einstweilen noch sequestrirt sind, einige hunderttausend Franes von den Einkünften zukommen lassen. Das Sequester soll so lange dauern, bis sämmtliche Gläubiger befriedigt sind, das heißt fünf Jahre, und bis der Staat sich wegen der außeeordentlichen Fällungen, welche Ludwig Philipp in den Staatsforsten hatte vornehmen lassen, um Geld zu machen, entschädigt haben wird. Schon in der alten Deputirtenkammer hatte man Klagen über diese Fällungen vergebeacht, und der Ministee des königlichen Hauses hatte daraus geantwortet, der König habe auf deutsche Aet, nach deutschen forstwirthschaftlichen Grundsätzen die Waldungen benützt. Ob es nun wirklich in Deutschland üblich ist, so starke Fällungen vorzunehmen, weiß ich nicht; aber so viel ist sicher, daß die Staatsforste manche Jahre lang nicht so viel eintragen werden als feüher; es ist demnach billig, daß der Staat dem ehemaligen Könige das, was er neu den Staatsgütern zu viel bezogen hat, vom Ertrage seiner Peivatgüter abzieht und zurückbehält. Ludwig Philipp wurde bei zunehmendem Alter etwas habsüchtig; Manche meinen, er sey es immer gewesen. Er zahlte nicht geen, aber geizig wae er doch nicht, denn er ließ auf allen seinen Gütern sehr viel arbeiten und verschönerte dieselben bedeutend, in der Hoffnung sie seinen Kindern zu hinterlassen. Er glaubte sich so klug eingerichtet zu haben, daß es ihm wohl niemals eingefallen ist, die Nation aber eine mächtige Partei könne ihn wieder in die Fremde treiben. — Der Jahrestag des meelwürdigen Barsalls, wo er mit der Königin zu Fuß durch einen verborgenen Gang aus den Tuilerien schlich, während das Volk von vorne eindeach, ist vor wenigen Tagen mehr ernsthaft als freudig gefeiert worden, und vielleicht wäre die Feier ganz unterblieben, wenn nicht ein Theil der Nationalversammlung daeauf bestanden hätte, obgleich unsägliches Elend seitdem übee die Natioa gekommen ist und das verheißene Glück noch erwartet wird. Da indessen die schreckliche eothe Partei für jetzt niedergehalten ist und nur noch in ihren Blättern wider die Wucherer, Bankiers und Kapitalisten überhaupt geifern kann, so beruhigt man sich wieder, tanzt ein wenig, besucht Konzerte und Schauspiele und trägt wieder etwas Luxus zur Schau, zue großen Freude der unzähligen Aebeiter, welche hiee ganz allein vom Luxus leben. Die Theaterdirekteren haben freilich noch viel zu klagea, und so eben hat wieder einer derselben, Namens Meyer, wahrscheinlich ein Deutscher, dee dem Gaiététheater und dem Cirque olympique vorstand, seine Zahlungen eingestellt, was nach dem republikanischen Gesetz eine Beschönigung des Wortes Bankerott ist. Das Odeon droht sogar, seine Vorstellungen ganz einzustellen, wenn ihm die Nationalversammlung die jäheliche Unterstützung, welche ihm der Staat zukommen ließ, abschneiden sollte, wie bereits vorgeschlagen worden ist. Es heißt, wenn der jetzige Direktor sein Amt veelassen sollte, wolle Felix, dee Vater der berühmten Rachel, die Direktion, wahrscheialich auch ohne Unterstützung, übernehmen. Alle seine Kinder sind ja zu Schauspieleen gebildet worden und er könnte ganz en famille spielen. Seine Tochter Rachel hat sich unterdessen mit dem Théâtre français wieder versöhnt und spielt nach wie vor; dieß ist sicher das Klügste, was sie thun konnte. In der großen Oper wird dee Meyerbeeresche „Prophet" schon seit Anfang des Winteee einstudirt. Es geht langsam damit, weil der Componist eine Vollkommenheit in dee Ausführung verlangt, welche schwer zu erreichen ist. Große Sänger und Sängerinnen sind nicht leicht zu finden. Seit Jaheen sucht die große Oper solche Virtuosen; sie hat sogar einmal einen in Italien gleichsam entwendet. Allein die italienischen Virtuosen bleiben selten lange bei der französischen Oper, sondern gehen bald wieder zur hiesigen italienischen über, wo sie sich heimischer fühlen. Aber neulich traf es sich, daß ein italienischer Sänger, Namens Bettini, dee eine Zeit lang in der französischen Oper gesungen und sich dann bei der italienischen engagirt hatte, am Abend, da er zum erstenmal auftreten sollte, sich nicht mehr getraute italienisch zu singen und zu spielen, so daß die angekündigte Vorstellung unterbleiben mußte. Dg.

Beilage. Literaturblatt Nr. 21.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 69. Mittwoch den 21. März 1849.

Prò caecus et amens
Ambitione furor! —
Lucan:

Mazzini und Guerrazzi.

(Schluß.)

„Wenn aber (ich sage dieß nach langer und trauriger Prüfung) die Hingebung füe eine Sache nue auf Reaktion sich gründet, wenn sie von einem gewissermaßen instinktartigen Impuls ausgeht, statt sich durch tiefe, Alles auf ein Centeum zurückführende Philosophie zu kräftigen, wenn sie vielmehr Frucht der Leidenschaft ist, als einer tiefwurzelnden Ueberzeugung, oder richtiger, eines religiösen Glaubens, daß die Sache von Gott gesegnet, daß sie im göttlichen Rathschluß liegt, daß sie sich stützt auf des Menschen Pflichten gegen das Vaterland, auf des Vaterlands Pflicht gegen die Menschheit, auf der Menschheit Pflicht gegen den Schöpfee, dann ist die Hingebung nicht probehaltig, nicht unüberwindlich. Sie erträgt ein gewisses Maß Gefahren und Leiden, ist sie darüber hinaus, so fällt sie zusammen; sie nährt sich mit Enthusiasmus und jugendlichen Hoffnungen; vernichten dann Jahre, Unglück, Täuschungen die Hoffnung, den Enthusiasmus und den Jugendeifer, so schwindet sie auch. In starken Seelen, wie die unseres Autors, weiche von Unterweefung nichts wissen, wird sie anfänglich Qual, dann steriler Menschenhaß; in schwachen Seelen, und das ist die Mehrzahl, wied sie die Eeinneeung eines Traumes und Versuchung zum Sichabschließen in unedlen Individualismus und gänzlichee Unthätigkeit. Ich schreibe diese Worte Angesichts einee ganzen Generation, weiche sie nue zu sehr durch die eigene Geschichte eriäutern kann."

Auf diesen Brief antwortete Gueerazzi: eine Erzählung seines Lebensganges und seiner moralisch ästhetischen Bildung, am 25. December 1847 in Livorno geschrieben, wae die Antwort. Erst ein Jahe daeauf, ais des Veefassers äußere Stellnng sich in einem Maße geändert, wie es nur in so wechselvollee Zeit möglich ist, wurden die Memorie di J. D. Guerrazzi vollständig gedeuckt, und so kurz das Büchlein ist, so nimmt es doch untee den interessantesten Stücken im Fache der Selbstbiographie seinen Platz ein. Es ist ein teaurigee Lebensgang, den es schildert, teaueig buech innere Nothwendigkeit wie durch äußerliche Verhältnisse, die meist von jener bedingt waren. Es ist ein Leben voll bittern Ernstes, voll Leidenschaft und Kampf gegen jede Fessel, willkührliche und heilsam gerechte, voll Hochmuth und höhnender Selbstüberhebung, und voll harter Demüthigung, verdienter wie unveedientee, die mit Zähneknieschen nicht sowohi ertragen, sondeen unter Gefahe des Erstickens gewissermaßen hinuntergewürgt wird. Es ist ein Leben voll dittern Ernstes, aber ohne es zu wollen, läßt die Erzählung den Eindruck zurück, daß großentheils Mangel an allee Demuth die Leiden verschuldet hat, und mit diesem Mangei dee seibstische Geist der Auflehnung, weicher nicht wie der rothe Faden, sondern wie dee rothe Blutstreif des Unrechts durch des Mannes ganzes Seyn und Handein hindurch geht, durch peesönliches wie politisches. Wenn man dieses Büchlein gelesen hat, beurtheilt man richtiger die Motive, die seit dem August vorigen Jahees in Toscana die Staatsumwälzung vorbereitet und heedeigeführt haben, in welcher das entschieden revolutionäre Element den Sieg feiert. Zwei Stellen aber, zwei Bemeekungen

reichen hin, die Entwicklung dirſes Lebensganges, abgrſehen von allen äußern Einflüſſrn, zu rrklären. „Mein Vater," heißt es, „ſchuf mit ſrinrm riſernen Willen in ſeinen Söhnen einen Willrn, drr drm Granit glich. In Bezug auf Religion lerntr ich nir etwas von mrinem Vater." — „Mich erhriteete nie mütterliches Lächeln, mütterliche Liebkoſung." Die beiden Ausſagen ſind bekannt in Toscana, abrr in noch virl ſchärfrrer Faſſung.

Und aus dem, was er gedacht, erfahern, gefühlt, gelitten, entwickelt Gueerazzi den Urſprung ſeines Romans. „Mein Lrben kam mie voe wie die Geäberſtraßr Pompejis: wohin ich blickte, zue Rrchtrn wie zue Linkrn, fand ich Geüfte. Zerriſſen und athemlos, im Herzen die Fänge mrinee Verfolger, ſcheirb ich die Beiagrrung von Fioeenz. Ich ſchrieb das Buch im Bewußtſeyn, daß rs mie nrue Verfolgung und Schmach birten wüede: es bereitete ſie mie; ich fragte nicht nach ihnrn, während ich ſie ahnte, ich fragte nicht nach ihnen, indem ich ſie eetrug. Meine Erziehung und das Unglück mrinrs Lrbrns geſtatteten mir nicht ein Werk verſchiebrnen Charakters zu ſchreiben, und hätte anch meine Natue mir dirß nicht brſohlrn, ſo würde das ſchriftſtellrriſche Gewiſſrn mir als höchſtrs Ziri der Kunſt vorgrſcheieben haben, daß das Buch einrm Orkan gleichr, zu peitſchen und zu bewegen die regungsloſen Waſſrr dirſes todten Meeres. — Ich behaupte, das für das Vatreland nützlichſte Week vollbeacht zu habrn, wrlchrs mit Dinte und Feber ſich ausführen ließ in dem elendrn Zuſtand, in welchen wir verſunken."

In dieſen wenigen Worten ſeines Geſtändniſſes über den Aſſedio di Firenze liegt der beſte Aufſchiuß über die Anſicht, die Guerrazzi von ſich, von ſrinrm Tairnt, von ſeinen Pflichten hegt. Hyperboliſche Eitelkeit und Seibſtübrrſchätzung ſind die Grundlage. „Er hat etwas von der Natur des Ajax und drs Kapanrus." Mazzini hat Recht, und wenn man ſich dieſen Mann denlt, vor der iezten Zeit, in wrlcher ſeiner Eheſucht äußeee Befriedigung ward, ſo hättr man ihm mit Viegils Worten in der Hölle des Dante zurufrn mögen:

„O Kapaneus, im Hochmuth unbezähmt,
Der dich erfüllt, liegt deine härt'ſte Strafe!

Sein Buch, ja, hat große Wirkung hervoegebracht, abee mit Schrrcken haben die Mriſten ſich wrggewendet von den kraſſen Uebertreibungen, mit Abſcheu von den Blasphemien. Und wenn, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, die Jugrnd wie daran feſtgenagrlt grblirben und dann glühend und wild in die Weit hinausgeſtüemt iſt, ſo mag dirß allrrdings eine Wahrheit ſeyn, nur daß der Verfaſſer vergißt, daß die Ergebniſſe füe dieſe nämlichr Jugend meiſt thränenwerthe geweſrn ſind, wie für die grſammte Helmath. Und auch die Jugend, wo ſie dem Nachdenken Raum gab, iſt die Unnatur des Buches innegrworden, und den Beweis, wie ſehr im Aſſedio das Zirl verfrhlt worden, hat fünf Jahee baranf Maſſimo d'Azrglio geliefert, als er im Riccolò br' Lapl denſelben Gegenſtand behandeite und zeigtr, wie warmr Vaterlandsliebe und glühenber Enthuſiasmus noch nicht dir Erceſſr der Wuth, den Wahnſinn der Lridrnſchaft bedingrn. Gurrrazzi erzählt, wie man nach Gavinana gepilgret ſey, um auf drr Stellr, wo Francesco Ferruccio drn Heidrn- und Todeslampf füe die Frriheit von Fioeenz brſtanden, ſeine Biättee zu ieſen. Ich grbe nicht viel füe dir, wrlche auf Gavinana's einſamrm, mit Kaſtanien und Eichen bewachſenem Abhange, Angeſichts der Scene und angewrht von den Erinnrrungrn eines inmitten allen Unglücks und aller Theänrn gloreeichen Ereigniſſes, der Unnatur ſolchee Reizmittrl bedueftrn, um „ſich zu begeiſteen zu kühnem Wagniß."

So aber iſt dirſer Mann, dre Alles auf ſich zurückführt, drr auf imaginäeem Kapitol ſich ſelbſt drn petearchiſchen Lorbeerkranz auf's Haupt ſezt, der ſich nicht ſchrut anzubeuten, daß ſeine, ungeachtet allen Tairnts, auf falſchem Peincip beruhende Scheeibart die Proſa Niccolini's und Manzoni's ſchlage, rine Schrribart, welchr drn Mißbrauch bibliſchee Bildrr, eine grgenwärtig in Italien übrrhandnehmende Landplage, in Romanen wie in miniſteriellen Sendſcheeiben zum lächerlichſtrn zuglrich und verbrrblichſten Erteem grſteigrrt hat. Es iſt eine ſeltſame Sache mit dieſen ſcheiſtſtelleriſchen Selbſttäuſchungen. Giovanni Roſini hat in ſriner kindlich naiven wir rhelich originellen Eitelkeit nie angeſtanden, ſeinr „Nonne von Monza," welcher im Grunbr nur dir Anknüpfung an das Thrma einer Manzoniſchrn Epiſodr, wie die hiſtoeiſchen Einzelhriten Intrreſſe verlrihrn, geradezu über die „Verlobten" zu ſtellen. Wenn drr Verfaſſer des Aſſedio di Fiernze nicht ein Gleiches thut, ſo rntſchädigt er ſich mehe als hinlänglich durch die Beteachtung, daß frriich Werke, buech die Hand dee Kunſt gewoben, längeres Leben haben benn jene, weiche Leidenſchaft geſchaffen, daß es abre nöthig iſt, dee Pflicht dee Gegenwaet nachweltlichen Ruhm zu opfern, und daß der Scheiſtſteller ſich mehe dee Befriedigung freuen ſoll, die aus dem guten Werke entſpringt, als des berühmtrn Namens, den das ſchöne Buch ihm veeſchafft hat.

Rom im Februar 1849.

Digitized by Google

Der Nord-West-Bahnhof in London.

(Fortsetzung.)

Dieß und was ich weiter sagen will, beeichte ich aus eigener Anschauung, zwae nicht allein von jenem Moegen her, wo ich nach Biemingham dampfte, sondeen aus seüheeer und späteeer Zeit, wo dee Wunsch, den peaktischen Mechanismus eines der größten englischen Eisenbahninstitute duech Augenschein kennen zu lernen, mie durch seeundliche Veemittlung eefüllt wuede. So kletteen wie denn jezt über fünf neben einander liegende Schienenwege, auf welchen die füe die nächsten Züge bestimmten Wagen stehen, nach der Plattform gegenüber, um doet die Ankunft eines Zugs zu beobachten. Diese Plattsoem ist aus begeeiflichen Geünden beträchtlich geößee als die, von welchee die Züge abgehen. Sie ist eine neunhundeet Fuß lange, mit Spiegelglas überspannte Biegung, welche Abends von siebenundsechzig mächtigen Gaslampen erleuchtet wied, die theils von dem netzförmig aus Metall geaebeiteten Dache niedereeichen, theils an den eiseenen, das Dach tragenden Pfeileen beseſtigt sind. Wie teeffen hier kaum zwei oder drei Menschen, abee unter dee Plattform zieht sich die ganze Länge hinab eine scheinbar endlose Zeile von Cabs und Gigs, Peivatwagen und Omnibus, und voe lezteren rufen weiße Woete auf schwaezen Tafeln bei Tag und Nacht die Steaßen und Gegenden aus, nach welchen sie fahren. Die Kutschee in Livrée und die schlanken, gepuderten Dienee sind zue Stelle, von den Miethkutscheen dagegen sehlen die meisten. Sie sind in den benachbaeten Trinkhäuseen; dieß kümmeet jedoch ihee Pseede nicht; sie stehen ruhig, schlummeend mit halb geschlossenen Augen, oder kauend in üdee den Kopf gehängten Futteesäcken. Ob sie abee schlummeen odee kauen, sobald ein Wagen voe ihnen soteückt, eücken sie nach. Sie wissen, woeauf sie waeten, und haben keine Luſt zu entlaufen, und jeder Londonee Miethkutschee versichert, sie gehen ebenso gern zum Bahnhof, als ungeen soet, aus dem einfachen Geunde, weil sie doet gefüttert weeden. Indeß besitzen nue fünf- und-sechzig Miethkutschee odee Cadsüheee das unmittelbaee Enteée zur Plattsoem. Sie behalten dieses von der Direktion ihnen eetheilte Voeeecht füe die Dauer ihres guten Benehmens, und zum Zeichen teagen ihee Cabs den Namen dee Gesellschaft. Reicht ihee Zahl nicht aus, so weeden seemde heebeigeeufen, die in der auftoßenden Steaße halten. Allein diese wie jene müssen, ehe sie zu einem dee Thoee hinaussaheen, dem daselbst angestellten Beamten ihre Nummee und den Oet nennen, nach welchem ihe Passagiee gebracht seyn will. Beides wied aufgezeichnet, und wer sich übee seinen Cabmann beschweeen, oder im Wagen Gelassenes zurückhaben will, kann sich hiee jedeezeit die Namensauskunft veeschaffen.

Wichtiger als diese Einelchtung, wichtiger im Verhältniß des Lebens zum Eigenthum, ist eine, welche sich hintee der Wagenzeile durch ein dumpfes, unheimliches Gezisch im Raume eines zwölf Fuß langen und neun Fuß tiefen Häuschens kund gibt. Dieses Geeäusch bedeutet die Meldung, daß dee Zug, den wie erwaeten, auf dee Camdenstation eingeteoffen ist. Sobald nämlich die Dampfsäule eines erwarteten oder nicht erwaeteten Zugs aus dem duechgeabenen Primeofehügel heevoetritt, so läßt ein dortigee Beamter die in einem Apparat mittelst einer hydeaulischen Peesse verdichtete Luſt duech eine zollstaeke eiseene Röhee soeteauschen. Sie eauscht augenblicklich in dem kleinen Häuschen des Londoner Bahnhofs zu Tage. Sobald der Wächter das melancholische Gezisch hört, öffnet ee die Thüe und faßt den Drückee einer Glocke, deeen easches zweimaliges Anschlagen das Nahen eines Zugs veekündet. Jeder, den dee Schall angeht, eichtet sich darnach. Auch die Cabpferde beachten ihn, weil sie ihn veestehen. Die schlummernden heben die Köpfe, die kauenden kauen schnellee; sie wissen, was eben geschehen und was demnächst ihnen geschehen wied.

Unveewellt ergeeift dee grün gekleidete Wächter deei Fahnen, eine eothe — füe Gefahe — eine grüne — füe Voesicht — eine weiße — füe „Alles in Oednung" — und geht wenige Scheitte nach einee Stelle, von welchee ee seinen Kameraden an der Mündung des Euston-Tunnels sehen kann. Gibt es ein Hindeeniß, so wied die eothe Fahne geschwenkt, und nur wenn auch vom Tunnel heeübee die weiße weht, kehet jenee in sein Stübchen zueück und meldet duech seine Luſtpeesse, daß Alles in Oednung, nach der Camdenstation, von wo der Billetsammlee keinenfalls den Zug früher abgehen lassen daef. — Warum aber nicht liebee einen elekteischen Telegeaphen? Auch ich habe das gefragt. Die Deähte sind gezogen, die Ziffeeblätter voehanden; indessen gilt das Fahnenschwenken für zuveelässiger, und vom Telegeaphen wied daher nue Gebrauch gemacht, wenn eine nebligte Atmosphäre das Sehen veehindeet. Nachts vertreten bunte Laternen die Stelle dee Fahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Der vereinigte Landtag und die Kammern.

Die Kammern ſind eröffnet. Wieder iſt eine Thronrede gehalten worden, die vierte auf derſelben Stelle im weißen Saale des Schloſſes und in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren, und die jetzige iſt ſo diplomatiſch abgewogen als die erſte ein freier Erguß der innerſten Ueberzeugung des königlichen Redners war. Die vier Reden ſind auf einem Blatt zuſammengedruckt herausgegeben worden an demſelben Tage, wo die vierte gehalten wurde; das Ganze iſt eine buchhändleriſche Spekulation und wohl kaum in wohlwollender Geſinnung unternommen, aber die vier Reden neben einander gewähren eine lehrreiche Vergleichung der Ideen, die damals, als die erſte gehalten wurde, die leitenden waren, mit denen, die heute der conſtitutionellen Monarchie zur Norm dienen. Die Rede vom 11. April 1847, dem Tage der Eröffnung des vereinigten Landtags, die dem größten Theil der Hörer nicht zu Herzen ging, weil dieſe Herzen für den damals geltenden Begriff des Königthums nicht ſchlagen konnten, dieſe Rede mit ihrem vollen, markigen Klang erſcheint ein vollſaftiges Gewächs auf reich getränktem Boden gegen die heutige, von den dießmaligen Räthen der Krone beſchloſſene, in der der Redner nur durch den ſtärkeren oder ſchwächeren Klang der Stimme die innere Herzensmeinung laut werden laſſen durfte. Und dennoch hat die jetzige, dem ſtarren Boden des Seſſionstiſchs entwachſen, die Mehrzahl der Hörer zu einem kräftigeren Lebehoch für den, der die abgewogenen Worte ſprach, fortgeriſſen, als die glänzende von damals. Jene wollte nicht eingeſtehen, daß die Nothwendigkeit, im Lande, im Volke Stützen für den Thron zu ſuchen, gekommen war. Die dazu Berufenen ſollten immer noch glauben, daß nur ein Ausfluß der königlichen Gnade den Ruf, auf den ſeit zwei- und dreißig Jahren gewartet worden, habe erſchallen laſſen, jetzt und überhaupt. Aber ſie, die ſolches heraushören ſollten aus den ſchönen Worten, wußten es anders. Sie wußten, daß die Zeit zu ihrem Kommen ſchon lange da war, daß des Redners eigenes Heil darin beruhte, und ſie ſtanden ungerührt und das Lebehoch am Schluß klang dürftig durch den weiten Saal. — Heute aber war nichts mehr zu verſchleiern, Phraſen hatten keine Bedeutung mehr, und man hörte ſolche auch nicht. Es handelte ſich um Thatſachen, die durch ſich ſelber reden und die durch kein ſchönes oder häßliches Wort in ein anderes Licht zu ſtellen ſind. Es galt Wahrheit zwiſchen dem, der ſprach, und denen, die hörten, und weil dieſe wußten, daß Alles, was geſagt wurde, nur Wahrheit ſeyn durfte, bekleideten ſie innerlich die dürren Worte mit dem fehlenden rhetoriſchen Schmuck, und die Rede erhielt ihren Glanz von ihnen, den Hörern. Dem Redner aber war verziehen, was er, oder die ihm damals riethen, unterlaſſen oder verſchuldet hatten; die Trengebliebenen und die Neugewonnenen ließen vereint ein Lebehoch erſchallen, das in ſeinen rauhen Tönen dem, welchem es galt, ſüßer klingen mußte, als die kunſtreichen Töne, die er oft genug in dieſem Saale, umgeben von ſeinem Hofe, aus Kehlen von europäiſchem Rufe vernommen hatte. Der Akt der Eröffnung der Kammern iſt würdig abgelaufen. Viele von den Geladenen hatten es zwar dießmal, wie bei der Eröffnung der letzten Verſammlung, unter ihrer Würde gefunden, ſich von dem König in ſeinem Hauſe begrüßen zu laſſen, und wollten wie damals, daß er zu ihnen käme in ihr Haus; aber die Mehrzahl hatte ſich doch eingeſtellt und darunter die Häupter der Linken von damals und von heute, weil ſie wohl gefühlt haben mögen, daß mit der aufopferndſten Liebe zum Volk ſich doch ein wenig Sinn für Schicklichkeit vereinigen läßt. Die Thronrede in ihrer mäßigen Faſſung mußte einen guten Eindruck machen; daß der Paragraph, der das Verhältniß zu den auswärtigen Mächten beſpricht, durch die Aufkündigung des Waffenſtillſtands von Seiten Dänemarks am Tage darauf nicht mehr ſeine Geltung hatte, konnte am Tag, in der Nacht vorher, wo noch an der Thronrede gefeilt worden iſt, nicht vorhergeſehen werden. — Wie ſehr man auch den neuen Ausbruch des Kriegs im Sinne der materiellen Wohlfahrt, des Handels insbeſondere, für welchen wieder unſägliches Hemmniß zu beſorgen iſt, fürchten muß, dennoch wollen wir uns eingeſtehen, daß der Krieg mit Dänemark im vorigen Jahr, gleich nach den Märztagen ein Ereigniß war, welches zu rechter Zeit einrat, um manches gährende Element aus unſern Mauern zu entfernen, aber auch um manches von Zorn und Wehmuth hoch aufſchlagende Herz wieder zu gleichmäßigem Puſſiren zu bringen. Die Truppen, unbeſiegt, und dennoch aus der Reſidenz vertrieben, konnten die Schmach, die ihnen im eigenen Lande widerfahren, wieder von ſich abwaſchen, und beſſer im fremden Blut, als in dem ihrer Mitbürger. Sie konnten wieder zu Ehren kommen, die ſie im Sinne des Soldaten verloren zu haben wähnten, und ſie haben ſie redlich wieder erſtritten. Nun konnten ſie zeigen, daß ſie auch zu fechten verſtänden gegen geordnete, wohl bewaffnete und gerüſtete Kriegerſchaaren, nicht allein gegen das wehrloſe Volk, und ſie haben es gezeigt. Preußens Garden, die in den Straßen Berlins gegen die Freiheit gefochten, haben den „Stammverwandten“ das Joch abſchütteln helfen, welches ein fremdes Volk ihnen auferlegt, und das ſie nicht länger zu tragen vermochten. Wenn unſere Truppen dießmal die Zuſchauer abgeben müſſen, ſo werden ſie es mit ruhigerem Blute thun, als wenn ſie im vorigen Jahr dazu commandirt worden wären.

Die Thätigkeit in unſern Kammern kann ſich bis jetzt nur auf Prüfung der Wahlen und darauf beſchränken, daß ſie ſich heimiſch machen in den eigends für ſie aufgebauten Häuſern. An dieſe Räume, die mit übermenſchlicher Anſtrengung für ſie geſchaffen worden, knüpfen ſich keine Erinnerungen an eine unglückſelige Vergangenheit. Möchten diejenigen, die dieſe herbeiführen halfen und die unter den Neuerwählten ſagen, nicht neue Verſündigung auf ſich laden, indem ſie kaum verharſchte Wunden wieder aufreißen. Vergeben und vergeſſen thut uns Noth, wie ihnen; auch ihnen, denn die Schaar ihnen gegenüber hat ſich jetzt um Häupter geſammelt, die den Capacitäten ihrer Seite mindeſtens die Spitze bieten. Aber auch numeriſch iſt ſie ihnen gewachſen, wie einige Abſtimmungen bereits bewieſen haben, und das dürfte wohl zu erwägen ſeyn, ehe man das Schlachtfeld betritt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 70. Donnerſtag den 22. März 1849.

Der abgeſchmackteſte Betrug
Iſt mir bekannt, verhaßt genug.
Goethe.

Das wunderthätige Kind in Berlin.

Preußen, der Staat der Intelligenz, hat ſehr beſtimmte Geſetze gegen Quackſalber, welche auch in allee Strenge von den Polizei- und Medicinaldehörden gehandhabt werden, und er muß ſolche Geſetze haben, denn es wäre gegen alle Intelligenz, es wäre gegen das patriarchaliſche Bevormundungsſyſtem, das bisher in Preußen geherrſcht, ließe die väterliche Regierung es zu, daß ihre Kinder um Geld oder Geſundheit betrogen würden. — Preußen iſt aber nicht nur der Staat der Intelligenz, es iſt auch der chriſtliche Staat par excellence, und als ſolchee iſt er ſchon oft, und ſo auch in dieſem Augendlick wieder in eigenthümlichen Zwieſpalt mit ſeiner vielgerühmten Intelligenz gerathen. Peeußen ſcheint nicht nur auf Wunder zu hoffen, ſondern es auch für ſein Aufgabe zu halten, den Wunderglauben zu nähren.

Es mögen jezt drei Wochen her ſeyn, daß ſich plötzlich in Berlin die Nachricht verbreitete, eiu eilfjähriges Mädchen, Louiſe Braun, ſey mit magnetiſchen Kräften begabt, thue Wunder und heile Kranke.— Wir hatten wenig darauf geachtet, denn der Zuſammenteitt der Kammern ſtand nahe bevoe, und man dachte ſo ſorglich an die Wahl der Volksvertreter, von denen man Heilung der tiefgewurzelten Krebsſchäden unſerer Zuſtäude erſehnte, daß daneben die Herſtellung einiger hyſteriſchen Frauenzimmer durch eln bleichſüchtiges junges Mädchen ſehr gleichgültig erſcheinen mußte.

Eines Tages aber kamen wir um die Mittagsſtunde nnter die Linden, und ein ungewöhnliches Menſchengewühl fiel uns auf. Es waren nicht die eleganten Damen in türkiſchem Shawl, mit Muff und Boa, nicht die Stuzer in gelben Handſchuhen, nicht die kokettirenden Griſetten mit Sammtſtiefelchen und freundlichen Blicken, welche ſonſt nm jene Zeit die Trottoirs der Linden beleben. Männer, vor Allem aber Frauen der arbeitenden Stände, gingen durch die große Mittelallee, in welchee — vermuthlich weil man ſich dort am freiſten und bequemſten bewegt — die vornehme Geſellſchaft ule ihren Spaziergang macht. Alle dieſe Frauen und Männer waren eilig und mit ſich beſchäftigt; diejenigen, welche aus dem Innern der Stadt kamen, hielten die von dem Brandenburger Thore her Heimlehrenden auf ihrem Wege an; man fragte, erzählte, es ging offenbar etwas Beſonderes vor, und da wir eben nichts Beſſeres zu thun hatten, folgten wir dem Menſchenſtrome, der ſich nach dem Thor hinwälzte.

An den Prachtbauten des Coenelius'ſchen Ateliers, der Raczynskiſchen Galerie vorüber wendete ſich die Menge der noch unbebauten Schifferſtraße zu, welche künftig die große Communikation mit dem Hamburgee Bahnhofe biden ſoll. Hier liegt eiu kleines, verfallenes, unſymmetriſches Haus, das eben durch ſeinen Mangel an Symmetrie nur halb fertig erſcheint, und den traurigen, unheimlichen Eindruck einer Zerſtörung voe der Vollendung macht. Das einſtöckige Haus hat keine Nachbarn; ganz allein liegt es da, mit zwei Seiten in Gehöften verborgeu, während die dritte, fenſterioſe, der Schifferſtraße zugewendet iſt und die Fronte mit einem Fenſter und einer Thüre auf den Exercierplatz ſieht. — In dieſer Hütte wohnt das wunderthätige Mädchen Louiſe Braun.

Digitized by Google

Mehr als tauſend Menſchen umringten das Gebäude, Perſonen jedes Alters und Standes, ſehr beläſtigt durch die Wagen, welche immer neue Beſucher hieher führten. Aus eleganten Equipagen hoben galonirte Diener zierliche Frauen und reich gepuzte Kinder heraus, vornehm ausſehende Großmütter nicht zu vergeſſen; daneben Bauerwagen, auf denen in rothe und blaue Bettkiſſen gepackt bleiche Jammergeſtalten herbeigeführt wurden, die ſehnſüchtig nach dem Tabernakel ihrer Hoffnungen blickten, während aus einer Droſchke nach der andern Kranke herausſtiegen, die ſich gleich an die nächſtſtehenden Perſonen wendeten, um zu erfahren, ob ihnen ſchon geholfen ſey oder ob ſie noch Hülfe erwarteten.

Eine wohlgekleidete junge Dame, welche ein verwachſenes, krank ausſehendes Mütterchen am Arme führte, trat zu uns heran und fragte: „Glauben Sie denn an das junge Mädchen?“ — „Nicht im Geringſten! es iſt ein unverſchämter Betrug.“ — „Ja,“ meinte ſie, „das ſteht aber doch feſt, daß ſie alle Nachmittage um drei Uhr in den magnetiſchen Schlaf verfällt, in dem ſie prophezeit. Es ſind alle Aerzte dageweſen, man hat ihr dann zur Ader gelaſſen, und nicht ein Blutstropfen iſt gefloſſen; das iſt doch etwas Wunderbares!“ — „Bah!“ rief mein Begleiter, ein ernſter Juriſt, „auf dem Kriminalgericht würde das Blut ſchon fließen.“ — Aber die junge Dame achtete nicht darauf, ſondern begann eine Erzählung der Wunderkuren, welche an Lahmen, Blinden, Taubſtummen, Blödſinnigen und andern unheilbaren Kranken durch Louiſe Braun bereits verrichtet worden waren, bis wir, des Hörens müde, ſie verließen.

Faſt in demſelben Augenblicke aber begegnete uns Fräulein v. A., ein geiſtreiches junges Mädchen, und rief uns lachend entgegen: „Ich habe das prächtigſte Abenteuer erlebt; ich weiß doch wenigſtens, weßhalb ich hier geweſen bin.“ — Wir fragten, was geſchehen ſey, und ſie erzählte. „Es iſt unter meinen Bekannten ein an Krämpfen leidender Knabe, dem kein Arzt bisher Linderung zu ſchaffen vermochte. Da dieſem Kleinen nun weiter kein Nachtheil daraus erwachſen konnte, wenn die Braun ihn einmal ſah, ſo erlaubten es ſeine Eltern, daß ich mit ihm hinausfuhr, um doch zu erfahren, was die Wunderthäterin beginne. Kaum waren wir hier aus der Droſchke geſtiegen und ich ſuchte ängſtlich, wie ich mit dem Kinde durch den ſchmuzigen Weg nach dem Hauſe kommen ſollte, als ein kleiner verwachſener Mann an mich herantrat und mich zutraulich am Mantel zupfte. „Hören Sie,“ ſagte er, „Sie wollen gewiß mit dem kranken Kinde zur Braun. Aber auf dem geraden Wege iſt für heute gar nicht daran zu denken. Sie ſehen, das Haus iſt wie belagert, die Conſtabler laſſen immer nur Einen nach dem Andern hinein und in einer Stunde muß die Braun zum Prinzen Wilhelm fahren. Der Kleine ſieht aber ſo jämmerlich aus, daß ich Ihnen herzlich gern dazu verhelfen will, mit ihm hineinzukommen, da ich hier bekannt bin. Gehen Sie nur rechts den Zaun entlang, hinten in die Hofthüre hinein, über den Bohlenſteg, da werden Sie an die Hinterthür kommen, und von da kann dann die alte Frau Braun Sie einlaſſen, ohne daß die Polizei es weiß.“ — „Ich war im höchſten Grade dankbar,“ fuhr Fräulein v. A. fort, „drückte dem hülfreichen Manne ein Geldſtück in die Hand, wanderte mit meinem kleinen Kranken um die Zaunecke, über den Bohlenſteg und befand mich, nicht an der Hinterthüre des Braunſchen Hauſes, ſondern an der Hinterwand eines Schweinſtalls, zu dem der Bucklige wohl ſchon viele Andere vor mir hingeſchickt haben mochte, indem er von unſerer Thorheit Vortheil ziehend, ſich einen Erwerbzweig geſchaffen hatte.“

Wir lachten mit unſerer jungen Freundin über dieſe Myſtifikation, bemerkten aber bald, daß dieſelbe nicht der einzige hier eingerichtete Erwerbszweig war. Dem Bedürfniß der Leute, welche von fern herbeigeſtrömt waren, entgegenzukommen, hatten hier Verkäufee von Lebensmittel ihre beweglichen Niederlagen aufgebaut. Bretzeln, Würſte, Kuchen, Bier und Branntwein wurden feilgeboten und verzehrt, während man die fabelhafteſten Berichte erzählte. Vor Allen waren es einige alte Frauen, die ſich, an die Neuankommenden drängend, ihnen Namen und Wohnort der Blinden nannten, welche das Augenlicht wieder gewonnen hatten, der Gichtbrüchigen, die nach jahrelangem Krankenlager jezt ſchon mit einer Krücke umhergingen. — Dazwiſchen traten Knaben zu uns, Papierſtreifen und Bleifedern zum Kauf andietend, um für die Wunderthäterin Namen, Wohnung und Alter der Preßhaften aufzuſchreiben; denn dieſe Punkte muß ſie wiſſen, um helfen zu können, ohne den Kranken geſehen zu haben. Hie und dort kaufte man von den Papieren, ſchrieb darauf und die wachehaltenden Conſtabler, die Diener der Polizei ſelbſt, reichten dieſe Blättchen in das Haus hinein.

(Schluß folgt.)

Der Nord-Weſt-Bahnhof in London.

(Fortſetzung.)

Ungefähr vier Minuten nach Empfang der Autoriſation, den Zug von der Camdenſtation abgehen zu laſſen, pflegt der am Euſtontunnel lauernde Hüter zum Zeichen des Herabkommens deſſelben ſeine

Fahne zu ſchwenken. In dieſem Moment berührt der Londoner Signalmann den Drücker der erwähnten Glocke. Sie ſchallt auf's Neue, länger und ſtärker, und die Wirkung iſt merkbarer. Die Cabpferde ſcharren, einige wiehern, ſpitzen die Ohren und beißen auf's Gebiß. Die Livreekutſcher ſetzen ſich zurecht und greifen feſter in die Zügel; die ſchlanken, gepuderten Diener richten ſich empor und ſchauen auf; die Kofferträger eilen an ihre Poſten, und wenige Sekunden ſpäter ſchießt, gleich einer Schlange aus ihrer Höhlung, der lange, dunkelfarbige, ſtaubbedeckte Zug aus dem Tunnel hervor, ohne Locomotive, hügelab von der eigenen Schwere getrieben. Zermalmend flöge er heran, aber ſtarke Eiſen und Schrauben bändigen ihn, zwingen ihn endlich zu ſo gemäßigtem Gange, daß die Bahndiener in raſchem Schritte mit ihm aufkommen und nebenher die Wagenthüren entriegeln. Während ſie dieſen Liebesdienſt verrichten, wird mancher Liebesgruß und manches Erkennungszeichen zwiſchen den Inſaßen der vorübergleitenden Wagen und denen getauſcht, die längs der Zeile der buntgemiſchten Fuhrwerke ihrer harren. Eine Gattin wirft ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern, eine Schweſter ihren zwei Brüdern Kußhände zu. Ein ehrliches Lächeln erhellt das breite Geſicht des auf dem Bocke ſitzenden Johann, als er ſeine treue Suſanne vorüberrollen ſieht, und verſchämt ſenkt Sally die Augen, weil ſie dem Flammenblicke eines Gepuderten begegnet.

Kaum hätt der Zug, ſo reißt ein allgemeines sauve qui peut die Maſſen fort, und wir, die über dem Gewühle ſtehen, machen die Entdeckung, daß, wie es ſchwer iſt Geld zu erwerben, und leicht es zu verthun, mindeſtens zwanzig Minuten nöthig ſind, einen langen Zug zu füllen, und höchſtens zwei, den längſten zu leeren. — Die allein Ruhigen in der ſtürmiſchen Bewegung ſind die Bahndiener, und es iſt unterhaltend, wie klug ſie die anſcheinende Verwirrung durchſchauen. Für diejenigen, welche nach Freunden, nach ihrer Familie ſich umſehen oder quer über die Plattform eilen, ein Cab zu beſetzen oder den eigenen Wagen zu ſuchen, haben ſie keinen Blick, kein Wort; ſie wiſſen, es wäre unnöthig. Irrt aber ein Paſſagier hin und her oder bleibt ſtehen und hat in ſtummer Verzweiflung Fragen auf der Lippe, die Niemand hört, ſo treten ſie zu ihm und ſagen höflich: „Folgen Sie mir.“ Sie errathen, daß er fremd iſt und was er wünſcht, und führen ihn, ohne daß er zu reden braucht, ſey es zu dem Bahnwagen, auf deſſen Dache ſein kleines Gepäck liegt, oder zu dem Gepäckwagen an der Spitze des Zugs, wo ſeine Effekten bereits ausgeladen ſind und die Empfangnahme erwarten. — Iſt dann nach kurzer Friſt das Händeſchütteln und die fieberiſche Vertheilung des Gepäcks vorüber, ſind Cabs und Equipagen in alle Winde zerſtoben und die ſchweren Omnibus fortgerafſelt, auch die in Decken gehüllten Pferde aus ihren Gefängniſſen entlaſſen, abgeführt oder weggeritten und die Fußgänger verſchwunden, ſo herrſcht auf der Plattform wieder die frühere Stille, während eine neue Zeile Cabs und Omnibus ſich bildet. Zu mancher Tageszeit dauert es keine zehn Minuten, ſo verkündet auf Geheiß der zuſammengedrückten Luft die Signalglocke, daß ein friſcher Zug vor der Camdenſtation angekommen.

Wer Gelegenheit hat, Abends im Dunkel einen Zug einlaufen zu ſehen, verſäume ſie nicht. Kein Laut regt ſich auf der Plattform; aber ziſchend und ſchnaubend, vor- und rückwärts, wie ein irrender Geiſt, bewegt ſich in einer Seitenhalle die Locomotive, welche den nächſten Zug abführen ſoll. Weiße Dampfwolken oben, glühende durchfallende Kohlen unten bezeichnen ihre Bahn. Die ökonomiſch zum kleinſten Lebensmaaß niedergeſchraubten zweihundert-zwei-und-dreißig Gasflammen werfen ein ſchwaches Licht auf den blanken Lack der zur Abfahrt gerüſteten Wagen, auf die meſſingenen Thürgriffe der wartenden Cabs, auf Schnallen und Stirnbänder der müden Pferde. Plötzlich erklingt das geheimnißvolle Ziſchen aus dem Signalhäuschen, gleich darauf der helle Glockenſchall, und in demſelben Momente ſchießen längs der Plattform ſämmtliche Gasflammen zu voller Höhe und vollſter Wirkſamkeit empor. Ein Meer von Licht ſtrömt über die Scene und zaubert rings den dunkeln Abend zur Tageshelle um.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle a. d. S., März.

Zuſtände ſeit den Wahlen

Sie hatten meinen Bericht über den Krawall, den wir zu Ende vorigen Jahrs nach Verlegung der Berliner Nationalverſammlung erlebten, zurückgelegt, „weil er von den Zeitereigniſſen überholt ſey.“ Und in der That, das Rad der Zeit läuft ſchneller als die Räder der Locomotiven zwiſchen Halle und Stuttgart. Noch ehe mein Brief in Ihre Hände gelangt, war aus der vereinigten Nationalverſammlung eine aufgelöſete geworden, und aus unſern Krawallen Paraden und Feſteſſen. Laſſen Sie mich nun wenigſtens der Folgen jenes Allarms erwähnen, die, wenn der Rauſch längſt vorüber iſt, langſam nachhinkt

zu kommen pflegen. Die Urtheile über die nach jener Schreckensregierung des Sicherheitsausschusses gefänglich eingezogenen Demokraten sind vor Kurzem veröffentlicht worden; dieselben lauten auf vier- bis achtjährige Zuchthausstrafe. Es muß Einen mit Zorn und Unwillen erfüllen, wenn man diese harten Straferkenntnisse liest und dagegen hört, daß diejenigen, welche die Haupturheber jener Unruhen waren, öffentlich vor Aller Augen nicht nur frei umher gehen, sondern in Amt und Würde bleiben. Aber wenn irgendwo, so gilt auf dem Gebiete der Politik das Sprüchwort: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“ So war es z. B. ein evangelischer Geistlicher aus der Umgebung Halle's, der in den Tagen der Steuerverweigerung in einem an seine Frau gerichteten, aber in unrechte Hände gerathenen und in hiesigen Blättern veröffentlichten Schreiben geradezu frohlockte: „Der Glanz des Hauses Hohenzollern ist erloschen! Nur noch wenige Tage, und wir haben gesiegt!“ Diese Herren trugen durch ihre öffentlichen und geheimen Aufhetzungen zu unsern Unruhen das Meiste bei; aber während die armen Verführten in's Zuchthaus wandern, wandern sie zum Theil wieder nach Berlin, wahrscheinlich um das alte Spiel von vorn wieder anzufangen. So ist jener Pastor Hildenhagen in seinem Kreise wieder gewählt. Hier in Halle sind die Wahlen nicht so schlimm ausgefallen. Die vier Gewählten sind wenigstens constitutionell Gesinnter. Ueberhaupt haben die Demokraten über den Sieg bei den Wahlen zur zweiten Kammer zu früh frohlockt. Es sind nur etwa zwanzig Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung wieder gewählt, also ein Viertel, und von diesen gehört noch der dritte Theil der Rechten an. Jedenfalls fehlt es dießmal in beiden Kammern nicht an tüchtigen Charakteren, die sich nicht einschüchtern und in schmählicher Flucht mit fortreißen lassen werden. Nach den bisherigen Verhandlungen der Kammern läßt sich freilich das Wesen derselben noch nicht beurtheilen; aber so viel kann der schärfer Blickende erkennen, daß auf Seiten der Regierung drei Parteien vertreten sind. Die eine, zu der der König selbst und die Verfasser der preußischen Note zu gehören scheinen, erwartet alles Heil für Preußen und Deutschland von einer „Verständigung“ mit der Paulskirche; die andere geht darauf aus, einen ehrenvollen Rückzug zu gewinnen, und ohne daß auf sie die Schuld fällt, mit Frankfurt zu brechen; die dritte möchte mit alter preußischer Pfiffigkeit gern bei dem ganzen deutschen Handel etwas für sich, für Preußen „erschnappen.“ — In meinem letzten Bericht erwähnte ich der beabsichtigten Gründung mehrerer neuer Zeitungen für unsere Provinz. Dieselben sind seitdem in's Leben getreten. Die „neue Hallesche Zeitung,“ das Organ des hiesigen Preußenvereins, hat sich nicht über lokale Bedeutung erhoben. Mehr Ansehen scheint sich der seit dem Januar in Magdeburg erscheinende „Magdeburger Korrespondent“ erobern zu wollen. Er bringt gründliche leitende Artikel und gut geschriebene Korrespondenzen und erfreut sich einer günstigen Aufnahme. Dennoch erfreut sich auch die ältere Schwester, eine wahre Buhldirne, noch immer vieler Verehrer. Als ich jüngst beide mit mehreren andern Blättern von der Post geholt hatte und mich im großen Saale des Thüringer Eisenbahnhofs niedersetzte, um sie durchzumustern, trat ein Hallescher Bürger zu mir mit der Bitte, „ihm auch ein Blatt zu erlauben.“ Ich hielt ihm von dem großen Haufen zuerst den neuen „Korrespondenten“ entgegen, aber wie von einer Tarantel gestochen bebte er zurück und wollte sich wieder wegwenden. — „Guter Freund,“ sagte ich, „ich habe mehrere Sorten; vielleicht gefällt Ihnen diese besser,“ und bot ihm die alte „Magdeburgerin“ an. Mit einem „die lese ich gern,“ nahm er sie freundlich, studirte fleißig darin und brachte sie mir dann dankend zurück. Der gute Bürger hat seine Leibzeitung, wie sein Leibgericht, und er bleibt ihr unter allen Umständen treu. Von den vielen andern Lokalblättern, die in Halle erscheinen, erwähne ich nur noch der „Halleschen demokratischen“ mit ihrem Beiblatte, dem „Wächter an der Saale,“ und zwar deßwegen, weil sie sich durch ihre giftigen, schmutzigen Ausfälle gegen Alles, was Recht und Ordnung und Sitte heißt, auszeichnet. Bis zum Frühjahr des vorigen Jahres hatte ich solche Schmutzblätter nur im Ausland kennen gelernt, wie z. B. den berühmten „Guckkasten“ in Bern.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Der Belagerungszustand.

Eine der ersten werkthätigen Handlungen, die von der zweiten Kammer ausgehen werden, soll der Antrag auf Aufhebung des Belagerungszustandes seyn. Daß die Anregung dazu von wühlerischen Elementen ausgeht, ist leicht zu übersehen; war doch die Wahl der hiesigen Abgeordneten nichts anderes als eine Demonstration gegen diese so vielfach angeklagte und doch so heilsame Maßregel. Daß sie heilsam war, erhellt schon daraus, daß selbst die untern Volksklassen die jetzigen Zustände für gesicherter halten, als die früheren; denn die Einlagen in die Sparkasse haben sich seit der Verhängung des Belagerungszustandes verdoppelt, verdreifacht, ja sie haben sich seit dieser Zeit überhaupt erst wieder eingefunden, und die Sparkasse ist wegen der geringen Beiträge, die sie überhaupt annimmt, gerade auf die untern Klassen berechnet, denen Gelegenheit gegeben werden soll, den sauer verdienten einzelnen Thaler, ehe er ihnen unter den Händen zerfließt, sicher anzulegen. Gründe für die Aufhebung des Belagerungszustandes hat man also eigentlich nicht; fragt man nach solchen, so heißt es, es sey doch eine Schmach für Berlin, daß es noch immer unter der Gewalt der Bajonette seufzen müsse. Ich habe Niemand seufzen, Viele aber den Himmel preisen hören, daß die Schmach, unter der wir im vorigen Jahr seufzten, von uns genommen ist, daß endlich Ordnung und Sicherheit wiedergekehret sind. Es hat auch Niemand ein Recht, über den Belagerungszustand zu klagen, als die Helden der Kinde in und außer den Häusern, die ihre Reden nicht an den Mann bringen können und dadurch der Vergessenheit anheimfallen, wenn sie nicht reellere Verluste erleiden; die Bummler ferner, die, wenn sie sich jetzt müßig umhertreiben, nicht das Bewußtseyn haben, es zum Wohle des Volks zu thun, und auch nicht dafür bezahlt werden; die Verfertiger, Drucker und Verkäufer der Plakate endlich, die indeß den Winter über auch ohnedem schlechte Geschäfte gemacht haben würden. Aber trotz des Belagerungszustandes sind denoch schon Versuche zu politischen Demonstrationen gemacht worden. Deputirte der Rechten wurden am Eröffnungstage der Kammern vom Volke verhöhnt, Deputirte der Linken mit Jubel begrüßt; auch der Präsident des souveränen Liederklubs zeigte sich am selben Tage mit einer riesigen rothen Kokarde am Calabreser an der wohlbekannten Ecke und suchte seine Getreuen um sich zu sammeln. Der Versuch mußte mißlingen, wie sich der Vielerfahrene selbst prophezeien konnte. Glaubte er vielleicht, daß wegen seiner Verhaftung das Volk von Berlin zu den Waffen greifen würde? So viel ist sicher, daß erst Gesetze, welche die vollständige Wiederkehr der Zustände vom vorigen Jahr verhindern, gegeben seyn müssen, ehe man mit gutem Gewissen an die Aufhebung des Belagerungszustandes denken kann.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 71. Freitag den 23. März 1849.

Possum tibi multa referre,
Ni refugis, tenuesque piget cognoscere curas.
Virgil.

Der Nord-Weſt-Bahnhof in London.

(Fortſetzung.)

Ich kann die Leſer nicht von der Plattform weiter führen, ohne ihnen in Betreff der Waggons vier wichtige Kleinigkeiten, Manipulationen, wenn Sie wollen, bemerkbar zu machen. Sobald ein Zug den Anfang der Plattform erreicht hat, aber noch in Bewegung iſt, und ehe ſein Condukteur, kenntlich am Bandelier von ſchwarzem Glanzleder mit breiter ſilberner Schnalle, das quer über die weißen Knöpfe des grünen Uniformrocks hängt, mit erlerntem Geſchick den Sprung auf die Plattform gethan, laufen zwei Männer in Leinwandjacken, jeder einen Oelkrug in der rechten Hand und einen baumwollenen Wiſchlappen unter'm linken Arm, zur Linken und Rechten der Fahrbahn dem Zuge nach. Während dann die Bahndiener, die Thürgriffe der entriegelten Waggons zur Verhütung vorſchnellen Ausſteigens noch in den Händen, raſchen Schrittes nebenher gehen, haben die beiden Männer den Zug überholt, wiſchen und reiben den Staub oder die Feuchtigkeit von den Pufferſtangen des hinterſten Waggon und ölen ſie tüchtig ein. Darauf kriechen ſie unter den inzwiſchen geöffneten Thüren, unter den Füßen der Ausſteigenden, die ſich eben ſo wenig um ſie, wie ſie ſich um jene kümmern, von Waggon zu Waggon, verrichten überall dieſelbe Arbeit des Reinigens und Oelens, und haben ihre Aufgabe vollbracht, ehe der lezte Omnibus abfährt. Ihnen auf den Füßen folgen zwei andere Männer in grünen Jacken, ebenfalls zu beiden Seiten der Wagen, jeder in der einen Hand eine hölzerne Büchſe, worin eine gelbe Schmiere aus Talg und Palmöl, in der andern ein kurzes, flaches Streichmeſſer. Mit dieſem öffnen ſie die kleinen eiſernen Fallthüren vor den Behältern zum Schmieren der Axen, erſetzen das Aufgezehrte, ſchließen mittelſt kunſtgerechten Drucks die Fettkammer, treten zur nächſten und haben ſämmtliche funkelnde Axen mit reichlicher Schmiere verſorgt, wenn die lezte Pufferſtange blank gerieben und geölt iſt.

Während ſolches durch vier Männer in den untern Regionen geſchieht, geſchieht zweierlei Anderes durch zwei in den obern. Auch ſie beginnen beim Ende, der Eine im, der Andere auf dem lezten Wagen. Was jener thut, beſagt ſein Name: er heißt der Sucher. Er beaugenſcheinigt zuerſt den ganzen Raum, hebt dann die blauen gepolſterten Sitzkiſſen und den Fußteppich auf, durchforſcht jeden Winkel und jede Ritze, greift in alle Taſchen und zieht mit dem, was er gefunden, zum nächſten Waggon. Weniger Mühe verurſachen und geringere Ausbeute geben in der Regel die Wagen dritter Klaſſe, die weder Taſchen, noch Teppiche und Kiſſen, nur hölzerne Bänke und hölzerne Wände haben; doch geht deßhalb der Sucher nicht an ihnen vorüber oder begnügt ſich mit flüchtigem Blick. Was gethan werden muß, meint der Engländer, wird am beſten gut gethan. Für den Mann, welcher gleichzeitig auf dem Verdecke der Wagen handthiert, habe ich kein ſeinem engliſchen Namen »strapper« entſprechendes deutſches Wort. Der Sinn ergibt ſich aus des Mannes Miſſion, denn heutzutage hat jeder Menſch eine Miſſion. Die Sendung Jenes auf Erden, oder vielmehr auf dem Verdeck der Waggons, beſteht in der Pflicht, die der Sicherheit wegen mit ſtarkem Eiſen-

Digitized by Google

draht gefütterten Gepäckriemen — strap — zu besichtigen, die unversehrten zu reinigen und mit Klauenfett zu tränken, die schadhaften zu verabschieden und durch neue ersetzen zu lassen.

Nachdem diese vier wichtigen Kleinigkeiten beendet sind, befiehlt der Stationsaufseher, damit für den nächsten Zug Raum werde, die angekommenen Wagen zu entfernen. Dieß geschieht in doppelter Weise; entweder schießt, gleich einer Spinne aus dem Centrum ihres Netzes, eine Hülfslocomotive aus ihrem Winkel, sezt sich an die Spitze des Zugs und schleppt ihn auf einmal in einen Seitengang, oder die Wagen werden von einander losgehackt, auf Drehscheiben gewendet und je nach Bedürfniß auf die erwähnten fünf Schienenwege vertheilt. Kaum sind sie in diesen Hafen momentaner Ruhe eingelaufen, so erscheint ein Trupp derber Bursche in hölzernen Pantoffeln und ledernen, über die Knie reichenden Gamaschen, die Einen mit Hadern und Bürsten, Andere mit welchen Lederlappen, noch Andere mit zwei an Tragbalken von der Schulter niederhängenden Wassereimern. Leztere werden aus den zu beiden Seiten der fünf Schienenwege liegenden Röhren gefüllt und die Wagenwäsche beginnt. Der Angriff erfolgt mit einemmal auf ein halbes Dutzend staubiger, beschmuzter Waggons, doch macht selbst unter den »moppers,« wie die Waschmänner heißen, sich dieselbe Rangabstufung geltend, welche in England alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft scheidet. Ein Mopper der ersten Wagenklasse würde es unter seiner Würde achten, einen Wagen zweiter Klasse zu waschen, und ein Mopper der zweiten Klasse muß vorher eine gewisse Zeitlang die Pferdekasten und Gepäckwagen gewaschen haben. Ist das nasse Werk gethan, so prüfen ein paar Aufseher des betreffenden Departements, ob Beschädigungen vorhanden, in welchem Fall sie die der Ausbesserung bedürfenden Waggons an den gehörigen Ort bringen lassen. Die für tüchtig erkannten kommen dann in lezter Instanz unter die Hände des Putzers, der mit einem Tuche, einem Leder, einer Bürste und einer Kehrichtschippe in jeden steigt, den Boden segt, die Fenster und die Rahmen puzt, die Teppiche schüttelt und die blauen Sitzkissen rein bürstet. Jezt erst werden die Waggons zu weiterem Gebrauche übergeben.

(Schluß folgt.)

Das wunderthätige Kind in Berlin.

(Schluß)

Mit dem Gefühl der schwindelnden Verwirrung, welche uns in einer Irrenanstalt überkommt, verließen wir die Straße, um zu einem Bekannten zu gehen, dessen amtliche Stellung ihm Nachrichten über die Braun verschafft haben konnte. Wir hatten uns nicht geirrt. Von ihm erfuhren wir, daß Louise Braun die Tochter einer im höchsten Grade pietistischen Mutter sey. Aus mehreren Schulanstalten, in die man Louise geschickt, war sie, obgleich sie für ein fähiges Kind galt, wegen Lügens und Ungehorsams entfernt worden; dennoch hat sie vom Elementarunterricht Vortheil gezogen und ist für ein Kind ihres Alters ziemlich weit vorgeschritten. Im Frühjahr dieses Jahrs befiel sie ein nervöses Fieber, das große Reizbarkeit zurückließ; und sey es, daß das Kind durch eigene Einbildung, oder durch Anleitung der überspannten Mutter dazu bewogen wurde, sie erklärte plözlich, Visionen zu haben. Sie sah einen schwarzen Mann während ihrer Krankheit, vor dem sie sich fürchtete, und der durch einen guten weißen Mann, einen Engel, vertrieben wurde. Dieser Engel bot sich ihr zum Führer an. Allnächtlich führt er sie in das Paradies und dann fragt sie ihn, ob die Kranken hergestellt werden können, welche sich an sie gewendet haben. Der Engel, anscheinend in der Lehre von den Medikamenten nicht bewandert, gibt keine Kurmethode an, sondern begnügt sich damit, einfach ja oder nein zu antworten, und so macht es auch Louise Braun, der Famulus des himmlischen Emplrikers. „Ihnen wird geholfen werden, aber Sie müssen an Gott glauben und beten und nicht sündigen," das ist die erhabene Weisheit, mit der sie die Blinden sehend, die Lahmen gehend macht. Sie nimmt sich nicht einmal die Mühe, mit dem gewöhnlichen Hokuspokus der Somnambulen die Ursachen des Uebels, die Mittel zur Heilung anzugeben und mystische Elemente in den Realismus des Betrugs zu mischen. Sie ist keine gebildete, sondern eine naturwüchsige Wunderthäterin. Sie läßt die Kranken kaum noch vor, sie individualisirt nicht, sondern thut Wunder in Bausch und Bogen. Und diese alberne, nicht einmal phantastische Farce lockt Tausende von Menschen herbei, beschäftigt die intelligenteste Stadt des Intelligenzstaates in einer Zeit, in der das Schicksal dieses Staates von Kammern entschieden wird. Es wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre und wenn die Behörden nicht eine sehr zweideutige Rolle dabei spielten.

In all den Wochen, seit dieser wahnsinnige Unfug getrieben wird, haben weder Polizei noch Medicinalbehörden etwas dagegen geäußert, einen Schritt zur Beendigung des Aergernisses gethan. Man hat aber bekannt gemacht, daß nur diejenigen, welchen von approbirten Aerzten ein Zeugniß der Unheilbarkeit ausgestellt worden, Zutritt zu der Braun erhalten, und ohne solches lassen die wachehaltenden Constabler

Digitized by Google

Niemand in das Haus. Die Polizei hat alſo den Betrug legaliſirt, die Aerzte unterhalten ihn. Nur die „mediciniſche Reform," ein Blatt, das nicht in die Hände des Publikums gelangt, hat der Braun Erwähnung gethan und ſie für eine Betrügerin erklärt.

Anders aber als die Behörden verhalten ſich die Pietiſten und Reaktionäre zu dieſem Ereigniß. Es wäre unbegründet, wollte man behaupten, ſie haben das Mirakel veranſtaltet; ſicher aber wird es von ihnen zu ihren Zwecken benüzt. — „Das iſt das ſouveräne Volk!" heißt es, „da ſieht man, was es mit der Einſicht des ſouveränen Volks, mit ſeinem geſunden Beeſtand für eine Bewandtniß hat! Und ſolchen Thoren ſoll man die Wahl ihrer Vertreter überlaſſen und ſie an der Staatsverwaltung Theil nehmen laſſen?" — Und dieſe ſpottende Frage wüede berechtigt ſeyn, wäre jene Leichtgläubigkeit die ausſchließliche Eigenſchaft der niedern Stände.

Die Braun hat behauptet, oder Feinde des achtzehnten März behaupten es für ſie und verbreiten es in den Volksmaſſen, welche vor ihrem Hauſe ſtehen, die Viſionen haben im Entſetzen über die Ereigniſſe des achtzehnten März begonnen. Damals habe ſie ihre Mutter, welche von Geſchäften in der Stadt feſtgehalten ward, in großer Gefahr, den König ebenfalls bedroht geſehen, und der Engel habe ihr geſagt, Mutter und König würden gerettet werden. — „Ja," ſagte ein gut Gekleideter vor dem Braunſchen Hauſe, „in ſo verruchten Zeiten muß Gott Wunder thun, muß er ſich des Königs, der armen verirrten Menſchheit annehmen, um ſie zurückzuführen auf den rechten Weg!" — „Gewiß!" bekräftigte ein Handwerker, der mit einem augenkranken, ſcrophulöſen Kinde herbeigekommen war, „gewiß, Sie haben Recht! Ich habe mich auch ſchwer gegen unſern Herrgott und gegen den König vergangen, ich bin im Sommer auch dabei geweſen; aber wenn die Braun meinem Kinde helfen kann, ſo will ich, ſo wahr Gott lebt, einen neuen Wandel beginnen und nie wieder gegen meine Obrigkeit mich verſündigen."

So ſchwirrt es durcheinander in den niedern Volksſchichten und den höhern Volksklaſſen. Als wir am Abend uns in einer Geſellſchaft von literariſch und künſtleriſch gebildeten Perſonen befanden, ſprach man natürlich ebenfalls von dem Wunderkinde. Eine Dame, welche uns zunächſt ſaß, erklärte, ſie könne ſich nicht denken, daß hier kein geiſtige oder himmliſche Inſpirationen obwalten. Wir waren derſelben Anſicht, feſt überzeugt, uns mit ihr vollkommen verſtändigt zu haben, als ſie plözlich, mit wehmüthigem Augenaufſchlag gen Himmel blickte und leiſe das Haupt hin und her wiegend, die Worte ſprach: „Es iſt leider das Werk des Teufels, teufliſche Eingebungen ganz und gar!" — Wie ſahen uns an und trauten unſern Sinnen nicht.

Noch immer daueet das Unweſen fort, noch immer werden die Namen der Peinzen dazu gebeaucht, um vor der Thüre der Braun als Lockſpeiſe zu dienen, obgleich Wohlunterrichtete behaupten, daß Louiſe Braun ſich, wenn ſie ihre Wohnung verlaſſe, nicht zu irgend einem Hofſtaat, ſondern in das nahe gelegene Haus eines überorthoboren Theologen begebe, der die Wunderthäterin nebſt ihrer Mutter unter ſeinen ſpeziellen Schuz genommen habe. — „Sie iſt ein Engel," ſagen die alten Weiber; „ſie iſt nicht von dieſer Erde, ſie iſt eine Schweſtee unſeres Heilands, die Gott auf die Erde geſchickt hat, uns zu helfen!" — Wollte der Himmel, daß ſtatt dieſer Schweſter des Heilandes, ſein Nachfoiger, ein wahrer Erlöſer auf die Erde gekommen wäre, um uns durch ein tüchtiges Geſez über allgemeinen Volksunterricht endlich von ſolchem Hexenſpuk zu befreien!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Das Theater des Friedrich Wilhelmſtädtiſchen Caſino's.

Ein Wallfahrtsort beſonderer Art iſt das Theater des Friedrich Wilhelmſtädtiſchen Caſino's. In dem Stadttheil, von dem das Caſino den Namen führt, und der erſt in den lezten zehn bis fünfzehn Jahren aus ſumpfigen Wieſen aufgeſchoſſen iſt, hat ſich ein Vergnügungsort aufgethan, der ſich auch während der Stürme der Revolution gehalten hat. Im vorigen Jahre wurde dort im Garten hinter dem palaſtähnlichen Hauſe ein

Sommertheater aufgeſchlagen, auf dem ſich rüheige Schauſpieler, von Wanderbühnen verſprengt, rüſtig tummelten. Das Theater konnte es wagen, als der Winter kam, ſich gegen dieſen zu umſchließen und zu überdachen. Die Bretterwände wurden mit Tapeten überſpannt, das Balkenwerk durch Farben und Gold aufgehöht, ein paar eiſerne Oefen zur Verbreitung einiger Wärme aufgeſtellt und den Zuſchauern überlaſſen, ſich durch zahlreiches Erſcheinen gegenſeitig zu erwärmen. In dieſem Theater nun, welches zugleich jungen Talenten Gelegenheit gibt, Erſtlingsverſuche einem dankbaren Publikum vorzuführen, wird jezt faſt an jedem Spieltage ein politiſches Luſtſpiel gegeben. Ein Commis einer hieſigen Buchhandlung hat daſſelbe nach dem franzöſiſchen vaudeville c'est le vole zurecht geſchnitten, hieſigen Verhältniſſen angepaßt und zugleich dazu benüzt, die Häupter, die voriges Jahr Berlin beherrſchten, mit ziemlich viel Geſchick und guter Laune zu verſpotten. Die Schauſpieler haben ſich treffliche Masken angelegt, die Helden werden bei ihrem Erſcheinen mit ihren Namen begrüßt, und wer im vorigen Jahre nicht das Glück gehabt hat ihre Bekanntſchaft zu machen, kann dieß jezt nachholen, denn er ſieht ſie wie ſie leibten und lebten vor ſich, tobend und mit Phraſen und Schlagwörtern um ſich werfend, die leider von ſo bedeutender und trauriger Wirkung geweſen ſind. Daß man dieſe Zeit mit ihren Wirren in ihrer Nichtigkeit darzuſtellen ſucht mit allen Mitteln, die dem Ernſte wie der Satire zu Gebot ſtehen, iſt recht und nichts dagegen zu ſagen; aber die Begebenheiten, die wir erlebt, ſind doch zu ernſt und noch zu neu, als daß wir jezt ſchon darüber lachen könnten. Doch wir ahmen auch darin den Franzoſen nach, wie wir ihnen im März die Revolution ihres Februars nachgeäfft haben.

Halle a. d. S., März.

(Fortſetzung)

Florencourt.

Während ich zu meinem Erſtaunen in den Zeitungen leſe, daß ſelbſt die jezt conſervativ zu nennende Regierung von Bremen den Redakteur des „Guckkaſtens“ verfolgt, erleben wir es, daß in Deutſchland in jedem Winkel ein ſolcher Zeitungsſpitz aufſchießt. Ich ſchrieb Ihnen in meinem lezten Briefe auch von dem in Naumburg von Franz von Florencourt redigirten Volksblatt für Stadt und Land, das in weiten Kreiſen geleſen wird. Ich würde demnach nicht auf dieſes Blatt zurückkommen, wenn nicht das Intereſſe an dem Redakteur mich dazu bewegte, deſſen neueſtes Schriftchen: „Berlin und Frankfurt,“ — geſammelte Aufſätze aus dem Volksblatt — in Ihrem Literaturblatt, wenn auch nicht beiſtimmend, doch anerkennend beſprochen wurde. Derſelbe will nämlich im nächſten Sommer oder Herbſt Europa verlaſſen, um ſich in Nordamerika eine neue Heimath zu gründen, nach einem vielbewegten literariſchen Leben. Es lohnt ſich wohl der Mühe, auf das Leben eines ſolchen Mannes zurückzublicken, der, kampfesmüde, ſein Vaterland aufgibt und ſich ſelbſt verbannt, weil er den Launen eines Volks nicht ſchmeicheln will, für deſſen Rechte er mehr als zehn Jahre lang mit Treue und Ausdauer, und unter mancherlei Verfolgungen gekämpft hat. Wehe Germanien, wenn die Vorherſagungen ſeines ſchreibenden Sehers alle ſo eintrafen, wie er ſie mit größter Beſtimmtheit ausgeſprochen! Und leider haben ſich manche ſeiner früheren Vorausſagungen nur zu bald beſtätigt. Florencourt redigirte von 1838 bis 1840 die literariſchen und kritiſchen Blätter der „Homburger Börſenhalle,“ ſchrieb von 1841 bis 1847 für die Brockhauſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung,“ redigirte von 1841 bis 1843 die „ſächſiſchen Vaterlandsblätter,“ gab 1848 „fliegende Blätter“ heraus, ſchrieb in demſelben Jahr drei Bände „Zeitbilder,“ ſpäter „zur preußiſchen Verfaſſungsfrage,“ „über Polen“ u. ſ. w. Außerdem ſchrieb er in verſchiedenen andern Blättern, in Biedermanns „Herold,“ in Brau's „Minerva,“ in den „Roſen,“ in der „Ameiſe,“ in einem Taſchenbuche „Vorwärts,“ ja ſogar in Wigands „Epigonen,“ von denen ein ganzer Band wegen eines Aufſatzes von Florencourt confiscirt wurde. Und dieſer alte Kämpfer, der ſchon vor vielen Jahren für eine preußiſche Conſtitution ſtritt, will nun, weil er ſich von allen ſeinen früheren Mitſtreitern verlaſſen ſieht und an Deutſchlands Zukunft verzweifelt, ſich mit ſeiner zahlreichen Familie in die Urwälder Amerika's zurückziehen. In der erſten dießjährigen Nummer des ſeit vorigem Frühjahr von ihm redigirten „Volksblattes,“ worin er den Leſern ſeinen Entſchluß mittheilt, ſagt er: „Was die Kloſtermauern für jene alten Ritter waren, das mögen für mich armen Ritter von der Feder der atlantiſche Ocean und die Urwälder und Prairien des nordamerikaniſchen Weſtens ſeyn. Keine Politik, keine Debatten über Revolution und Vereinbarung, über Emancipation von Schule und Kirche, keine Kölniſche Zeitung, keine unparteiiſche Oberpräſidenten, keine Frankfurter Nationalverſammlung! Ach, welche Unſummen von Jämmerlichkeiten und Elendigkeiten, denen auch die ſtärkſte Conſtitution zulezt unterliegen muß, wird man doch mit einemmale los durch eine kurze Reiſe über's Meer! Wie viel Unreinigkeit waſcht doch das Salzwaſſer mit einemmale von uns ab!“ Das ſchrieb zu Anfang des Jahrs 1849 derſelbe Mann, der noch vor wenigen Jahren ausgerufen: „Nur in Deutſchland wird der Deutſche verſtanden, nur in Deutſchland iſt Wiedererkennen ſeines tiefſten Weſens in der Seele des Andern, nur in Deutſchland jene tiefere Liebe, die auch ohne Worte ſich ohnt, nur in Deutſchland iſt endlich Verſöhnung jedes Lebenszwieſpalts für ihn möglich. Wer vermag es, die ganze Summe jener Seligkeit zu ſchildern, die man nicht an den Schuhſohlen mit ſich fortragen kann und die in dem Einen Worte „Deutſchland“ liegt!“ Was für eine Veränderung muß ſeitdem in dieſem Deutſchland vorgegangen ſeyn? denn der Mann, der jene, wie dieſe Worte ſchrieb, iſt derſelbe geblieben. Uebrigens fährt Florencourt bis zu ſeiner Abreiſe fort das Volksblatt zu redigiren und darin gegen „Seine Majeſtät den Pöbel“ ſowohl auf der Gaſſe als in der Paulskirche zu Frankfurt zu kämpfen. In meinem vorigen Briefe gab ich Ihnen einige poetiſche Proben dieſer Polemik. Sie werden mir dießmal wohl eine Probe im entgegengeſezten Sinne erlauben, die ſeerlich die Redaktion mit der Bemerkung begleitet: „Nicht unſere Anſicht. Der künftige deutſche Kaiſer muß erſt zu Hauſe König ſeyn.“ Es iſt nämlich eine Aufforderung an den König von Preußen, das „kühne Roß“ zu beſteigen. Nur einige Verſe:

Ob es ſich bäumt, ob es im Koller
Den Reiter abzuwerfen lacht,
Du reite wie ein Hohenzoller
Und lehr' es Deiner Roſſe Zucht

Und überſpringt es alle Schranken,
Bahn's hin Karriere wie ein Blitz,
Seg' ihm die Sporen in die Flanken,
Die Sporen von dem alten Fritz.

Ge gilt! Sprengt' über dieſe Brücke,
Es iſt ein Ritt um's gold'ne Vließ!
Vertraut dem alten Preußenglücke,
Das ſeine Reiter nie verließ!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 72. Sonnabend den 24. März 1849.

Zu Pferd! zu Pferd!
Es brennt das Land, Percy ist doch gestiegen,
Wir müssen, oder sie nun unterliegen.
Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banns von Croatien.

(s. Nr. 44—48.)

Von Wien nach Pesth.

Kaum war die Wunde, die ich vor Wien erhalten, wieder so weit verheilt, daß ich das Pferd besteigen konnte, so ging es auch wieder fort aus Wien. Ich freute mich aufrichtig darüber; es war höchst unbehaglich in der sonst so lustigen Kaiserstadt, man erkannte sie kaum wieder. Alle Kameraden, die bleiben mußten, beneideten uns, als wir nach Ungarn aufbrachen, und hätten gar gern mit uns getauscht. Und doch war voraussichtlich ein Winterfeldzug in einem so unkultivirten Lande wie Ungarn keine Lustpartie, und wir konnten uns auf Strapazen aller Art gefaßt machen. Wir haben sie denn auch in Fülle gefunden, und nur zu oft gefroren, daß uns die Zähne klapperten. So viel ich diesen Sommer in Italien von der Hitze ausstehen mußte, so sehr jetzt in Ungarn von der Kälte, und ich bin in diesem Jahre gehörig gebraten und dann wieder ausgekühlt worden. Aber auch nicht Einer meiner Soldaten hat während des ganzen Feldzugs geklagt oder gar gemurrt; Alle waren bei Tag und Nacht, im Sturm und Schneegestöber, willig zu jedem auch noch so beschwerlichen Dienst, voll Hingebung für ihre Offiziere und voll Vertrauen auf den Sieg.

In Ungarn rückten wir fast gerade an derselben Stelle wieder ein, wo wir es am 9. Oktober verlassen hatten. Wir sahen jetzt besser aus, waren vollständiger ausgerüstet, unsere Rosse wieder herausgefüttert und bei frischen Kräften, und so konnten wir es schon auf einen Winterfeldzug ankommen lassen. — Gleich in den ersten Tagen unseres Einmarsches bestand ich, der ich mit einer starken Rekognoscirpatrouille vorausgeschickt war, ein kleines Gefecht mit einer Abtheilung berittener Honvéds (Landsturm). Es kam nicht viel dabei heraus; die Insurgenten zogen sich bald auf eine Infanterieabtheilung zurück, die uns, als wir umkehrten, einige Kugeln nachsandte, welche aber weiter keinen Schaden thaten. Ueberhaupt machte es uns das Insurrektionsheer im Anfang gar leicht, und wir wunderten uns über den geringen Widerstand, den wir fanden. Preßburg ward ganz ohne Vertheidigung uns überlassen, und die große Mehrzahl der Bewohner dieser Stadt, die der Kossuth'schen Sache stets abgeneigt gewesen, empfing unsere Truppen mit lautem Jubel. Meine Wirthsleute schilderten den Terrorismus, der hier geherrscht, und die Rohheiten und Grausamkeiten, welche sich die Honvéds hatten zu Schulden kommen lassen, mit den abscheulichsten Farben. Einige Juraten freilich machten finstere Gesichter, und man sah wohl, daß wir ihnen gar unwillkommene Gäste waren, denen sie viel lieber mit Pulver und Blei, als mit rothem Ofner aufgewartet hätten. Einen harten Kampf erwarteten wir zuversichtlich vor und bei Raab, aber auch dort sahen wir uns zu unserem großen Erstaunen getäuscht. Die Insurgenten hatten dort weitläuftige Verschanzungen angelegt und Anstalten getroffen, als wenn sie dieselben mit ihrer ganzen Macht wochenlang vertheidigen wollten, und doch verließen sie die Werke, sobald wir erschienen. Warum Kossuth dem Lande alle diese Opfer auferlegte, so viele Feuchtbäume umhauen,

Digitized by Google

Brücken abtragen, Häuſer niederbrennen ließ, wenn er ſich doch nicht beſſer vertheidigen wollte, begreift man nicht. Die Gegend um Raab hat durch die Inſurgenten furchtbar gelitten und wird ſich in Jahren nicht erholen können. Statt ſich zu ſchlagen, hatten hier mehrere Honvéd-Abtheilungen über dreißig gefangene Soldaten eines croatiſchen Grenzregiments auf's grauſamſte ermordet, da es ihnen zu umſtändlich war, dieſelben weiter mit ſich herumzuſchleppen.

Auch Moor ward bald von unſerer Kolonne beſetzt, ohne daß dieſe ernſtlichen Widerſtand fand. Hinter Moor, nicht ſehr weit von dem bekannten Militärgeſtüt Babolna, kam es am 29. December zum erſtenmal zu einem tüchtigen Treffen zwiſchen uns und dem Perczel'ſchen Corps. Es war an dem Tage ein Froſt von 15 bis 16 Grad. Schon ſeit Nachmittag vier Uhr des vorhergehenden Tags waren wir die ganze Nacht durch marſchiet, um den Feind zu erreichen. An dieſen Nachtmarſch werde ich noch lange denken; ſo habe ich in meinem Leben nicht gefroren. Mark und Bein durchſchneidend pfiff der eiſige Nordwind über die weite Ebene. Auf den Pferden war es vor Kälte nicht mehr auszuhalten, und da es dazu glatt gefroren war und die Thiere ausglitten und oft zu ſtürzen drohten, war die ganze Cavallerie abgeſeſſen und zog zu Fuß vorwärts, die Roſſe am Zügel nach ſich ziehend.

So marſchierten wir auf einem ſchmalen hohen Damm, der durch die halbgefrorenen Sümpfe führte, die ganze Nacht durch, nicht in der munterſten Stimmung und manche Verwünſchung gegen die Inſurgenten ausſtoßend. Hätten dieſelben ihren Vortheil nur etwas verſtanden, ſo hätten ſie uns in dieſer Nacht auf den Dämmen angegriffen. Endlich, Morgens zehn Uhr, wo die Kälte ſchon bedeutend nachgelaſſen hatte, trafen wir auf einer Ebene das Perczel'ſche Corps, an 19,000 Mann ſtark, Fußvolk, Reiterei und Geſchütz. Unſere Soldaten, durch den kalten Nachtmarſch wüthend geworden, waren kaum zu halten, bis der Befehl zum Angriff da war, und ſtürzten ſich dann wie toll auf den Feind. Beſonders die beiden Küraſſierregimenter Wallmoden und Hardeg fanden hier Arbeit. Die Erde zitterte, als dieſe ſchweren Reitergeſchwader, feſt geſchloſſen Roß an Roß, in ſcharfem Trab auf dem hartgefrorenen Boden gegen den Feind raſſelten. Die Küraſſe, die Helme, die langen Pallaſche blitzten; es war ein wahrer Schlachtenanblick.

Das Heer der Inſurgenten focht theilweiſe mit großer Entſchloſſenheit; aber es fehlte an der Führung, am Vertrauen auf die Offiziere. Die Honvédbataillone löſten ſich bald auf und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Am haetnäckigſten focht ein Bataillon des früheren ungariſchen Regiments „Prinz von Preußen," das jezt, mit Ausnahme einzelner Offiziere und treu gebliebener Soldaten, ganz auf Seite der Inſurgenten ſtand. Es war früher ein ſehr ſtattliches Regiment, wohl bekannt und geehrt in der Armee, jezt iſt es dahin. Die Leute, größtentheils Magyaren von reiner Race, wehrten ſich mit verzweifeltem Muthe, aber ganze Rotten ſanken unter den Pallaſchhieben der mächtigen Küraſſiere, die furchtbar hausten, als ſie einmal in die Glieder gedrungen waren. Weithin konnte man das Klirren der Klingen auf den Bajonnetten hören, dazwiſchen die magyariſchen Flüche von der einen, die böhmiſchen von der andern Seite in buntem Gemiſch, auch wohl einzelne Schmerzenslaute der Getroffenen. Es war ein furchtbares Gefecht, das manches Leben koſtete.

Wir ſtießen hier auch auf eine ſtarke Huſarenabtheilung des Regiments, bei dem ich früher geſtanden hatte; glücklicherweiſe fügte es ſich nicht, daß ich ſelbſt mit ihnen handgemein wurde, obgleich mein Säbel an dieſem Tage auch tüchtig Arbeit fand. Es war mir leid genug, dieſe Leute, von denen ich ſo Manchen ſelbſt zum Soldaten gebildet, die ſo lange meine treuen Untergebenen geweſen, jezt gegen ihren König fechten zu ſehen. Einzelne der Huſaren ſalutirten mich im Vorbeiſprengen mit dem Säbel.

Bei dee Verfolgung der geworfenen Feinde, wo das Ganze ſich oft in ein Einzelngefecht auflöste, war ich Zeuge eines Auftritts, der den tiefſten Eindruck auf mich machte. Da mir etwas am Sattelgurt zerriſſen war, hielt ich an, um es auszubeſſern, und blieb ſo allein auf einer kleinen Wieſe zurück, durch welche ſich ein breiter Graben zog, über den man wegen der glattgefrorenen Ränder mit dem Pferde nicht ſetzen konnte. Plötzlich ſah ich aus dem nahen Buſchholz jenſeits des Grabens einen feindlichen Huſaren, von zwei Küraſſieren hart verfolgt, herausſprengen. Da der Graben mich von denſelben trennte, ich auch einen Schuß in meiner gezogenen Piſtole hatte, blieb ich ruhig neben meinem Pferde ſtehen, das Weitere abzuwarten. Als der Huſar näher kam, erkannte ich in ihm einen früheen Unteroffizier, der lange bei meinem Zuge geweſen war.

(Fortſetzung folgt.)

Der Nord-Weſt-Bahnhof in London.

(Schluß.)

In kurzer Entfernung von der Plattform iſt das Findlingsbureau, the lost luggage office, an welches der Sucher alles Gefundene abliefert. Der hier angeſtellte Beamte trägt jeden Gegenſtand in ein Buch ein, mit Angabe des Tags, des Zugs und der Wa-

genklaſſe. Hat der Gegenſtand eine Adreſſe, ſo wird er acht-und-vierzig Stunden zurückbehalten und dann, wenn in der Zwiſchenzeit von Niemand abgefordert, dem Adreſſaten überſendet. Hat er keine Adreſſe, fragt auch Niemand darnach und iſt er irgendwie verſchloſſen, ſo wird er nach Monatsfriſt geöffnet, und findet ſich in Betreff des Eigenthümers eine Ausfunft, dieſer brieflich unterrichtet. Fehlt jeder Anhalt, ſo bleibt der Gegenſtand zwei Jahre in Verwahrung und wurde dann bisher unter den Dienern des Inſtituts an den Meiſtbietenden verkauft, der Ertrag aber theils an den Krankenfonds zur Unterſtützung der im Dienſte Beſchädigten, theils an den von den Arbeitern gebildeten „freundlichen Verein“ abgegeben. Die Verwendung des Ertrags iſt fortdauernd dieſelbe, der Verkauf jedoch wegen wahrgenommener Ungebührniſſe jezt ganz öffentlich.

Außer gedachtem Buche wird im Findlingsbureau ein zweites geführt, Luggage Inquiry Book, wo Anfragen nach Sachen, welche weder vom Sucher, noch ſonſtwie eingeliefert worden ſind, niedergelegt werden. Beſchreibungen der angezeigten Gegenſtände ſchickt der Beamte an die Stationen, wo Gefundenes aufbewahrt wird, was nicht bei allen geſchieht, indem für die zwiſchen London und Wolverton gefundenen Effekten London, für die zwiſchen Wolverton und Birmingham gefundenen Birmingham der Stapelort iſt u. ſ. w. Geht hierauf keine Antwort ein, ſo erläßt der Beamte als lezles Mittel und wegen der Möglichkeit, daß eine Zwiſchenſtation die Ablieferung vernachläſſigt hat, oder eine falſche Angabe erfolgt iſt, an ſämmtliche 310 Stationen der zwei-und-vierzig Eiſenbahnlinien ein Rundſchreiben, nach deſſen Erfolgloſigkeit der Anfragende Meldung davon erhält. »The property you have lost, is not on the railway.« lautet die offizielle Phraſe.

Während der erſten zwei Monate nach erfolgter Einlieferung werden die Sachen in einem an das Bureau ſtoßenden Raume, dann für die nächſten zwei Jahre in einem unterirdiſchen Gewölbe aufgeſpeichert, deſſen Einrichtung und Inhalt wirklich ſehenswerth ſind. In vierzig Abtheilungen lagern die mit den Büchern übereinſtimmend numerirten und bezeichneten Sachen, und es dürfte leichter ſeyn zu ſagen, was nicht, als was hier zu finden iſt. Eine fabelhafte Menge Männer- und Damenhüte, Sonnen- und Regenſchirme, Stöcke aller Größen und Formen, Arbeitsbeutel jeden Alters, Tabaksboſen und Riechfläſchchen, geſtickte und ungeſtickte Taſchentücher, rothe Shawls, gelbe Shawls, Shawls jeder Farbe, ſchottiſche Plaids und ſeidene Slips überzeugen einen von der geheimnißvollen Macht des Ziſchens der zuſammengedrückten Luft im Signalhaus, des hellen Glockentons, des Wiederſehens harrender Freunde, mit einem Worte, von den wunderbar widerſtreitenden Gefühlen, welche bei der Ankunft im Bahnhofe das Gedächtniß verwirren und den Geiſt befangen mögen. Natürlich fehlt es in dieſer Rolandshöhle auch weder an Röcken und Mänteln, noch an Reiſetaſchen und Felleiſen, weder an Mappen und Neceſſaires, noch an Romanen, Reiſebüchern, Bibeln und Cigarrenetuis. Doch befremdete es mich, daß ſogar ein Jäger ſeine Büchſe, ein Angler ſeine Angelruthe, ein Soldat ſeinen Torniſter, ein Krüppel ſeine Krücken und muthmaßlich ein Schotte ſeinen Dudelſack vergeſſen hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Die Welkerſche Aufregung

Die Muſeumsſoiréen ſind geſchloſſen, die geſellſchaftlichen Soiréen mit ihrem einförmigen Gepräge neigen ſich ihrem Ende zu; wir befinden uns im Monat der „Märzerrungenſchaften.“ Die „Putſche,“ die man wiederholt angeſagt hatte, ſind nicht eingetreten; aber Herr Welker, der bis zum eilften Mäez Abends gut großdeutſch geſinnt war, hat plözlich am zwölften Morgens erklärt, daß das Vaterland in Gefahr ſey und eines preußiſchen Cäſaiſers bedüeſe. Wenn die „Putſche“ auf der Straße unterbleiben, ſo ſorgen unſere Profeſſoren dafüe. Es fand große Aufregung ſtatt; an allen Straßenecken und an allen Tiſchen im „Bürgeverein“ vernahm man Verwunderung, aber weniger über die Gefahr des Vaterlands, als über die Sinnesänderung des Herrn Welker. Es mußte Ungeheures geſchehen ſeyn, daß ein ſo ſteifer Verfechter Großdeutſchlands ſich einſtweilen mit einem Kleindeutſchland begnügen wollte. Die Herren aus Baden, welche die politiſche Handlungsweiſe Welkers aus ihrem früheren collegialiſchen Verhältniſſe zu demſelben zur Genüge kennen, wunderten ſich nicht; aber ſie nahmen mit Freuden ſeinen Abfall auf die ſchwarz-weiße Seite an. Die „deutſche Zeitung“ erklärte, daß der Name Welker noch immer einen zu guten Klang habe, als daß derſelbe durch irgend welche Verirrungen (sic)

Digitized by Google

hobe an Metall verlieren können. — Wo aber ſind die Märzerrungenſchoften? Wir können verſichern, daß die dramatiſche Aufregung, die in der Nationalverſammlung bei dieſer und ähnlichen Gelegenheiten herrſcht, ſich zwor leicht auf Augenblicke über die Straße verbreitet, ſich aber eben ſo ſchnell verflüchtigt. Im Volk wenigſtens foßt ſie nicht Fuß, das Volk iſt theilnahmlos gegen dieſe ohnmächtigen Zuckungen. Wahrſcheinlich wird der Welkerſche Theotercoup (wir können ihn nicht anders nennen, odwohl wir an der Ehrlichkeit dieſes Staatsmonnes keinen Augenblick zweifeln,) keinen bleibenderen Erfolg haben als frühere Verſuche, die deutſche Einheit zuzuſpitzen. Man wird ſich nachgerode überzeugen müſſen, daß es die Diskuſſion und dos Papier nicht thut, ſondern dus Leben. Wos das leztere betrifft, ſo kann man ſich freilich nicht länger gegen daſſelbe wehren; aber jezt, da mon eingeſtehen muß, daß ein Unterſchied zwiſchen Norden und Süden nicht zu beſtreiten iſt und doß die nationale Einheit, die in der Bildung unſtreitig vorhanden iſt, dem Begeiß der Maſſe ſehr fern liegt, jezt denkt man nicht mehr an eine notionale Einheit, ſondern an deren zwei, eine nord- und eine ſüddeutſche. Mon will ſich einſtweilen mit der norddeutſchen begnügen und an ihre Spitze den König von Preußen ſtellen. Soll das eine Märzereungenſchoft ſeyn? — In dieſen flüchtigen Andeutungen liegt die Entwicklung Deutſchlands ſeit dem März 1848 bis zum März 1849. Wird Gagern einſtweilen die Zeche zohlen müſſen? Wir Deutſche haben das Talent, Größen zu erfinden; wir werfen uns in den Staub vor einem Waſhington, den wir haben wollen, und iſt er hinterher nicht der, den wie in ihm ſuchten, ſo iſt dos ſeine Schuld. Wir ſchreiben Pamphiete, Broſchüren und Gedichte über und gegen ihn und unſere Begeiſterung kühlt ſich in demſelben Maße ab, in welchem ſie ongeſchwellen iſt. Sie gleicht dem überſiedenden Waſſer, das, wenn es zeitig von dem untergelegten Feuer genommen wird, wieder in die alte Behaglichkeit zurückteitt.

(Schluß folgt.)

Halle a. d. S., März.

(Schluß.)

Das Muſeum — Das Theater.

Sie ſehen, daß es bei uns troz aller Beſcheidenheit der preußiſchen Nate onch ſolche gibt, die ehrgeizige, kühne Hoffnungen hegen. Nicht weniger aber gibt es ſolche, die, obſchon oder eben weil ſie entſchiedene Preußen ſind, ſich über die „Beſtimmtheit und Feſtigkeit“ der öſterreichiſchen Nete freuen. Dürfte ich noch einen Vers herſetzen, ſo würde ich an dir Worte erinnern, die Mor von Schenkendorf zum Schluſſe ſeines Gedichts: „der Stuhl Karls des Großen,“ an J. B. Bertram aus Köln richtete:

Einen hat ſich Gott erſeh'n,
Dem das Erdtheil zugefallen,
Der ein Stern wien ſeyn vor Allen,
Und was Gott will, mag geſchch'n! —

Nach dieſer Zeitungsſchau möchte ich Sie noch auf unſer Halleſches literariſches Muſeum führen, auf dem ich auch Ihr Blott zu leſen pflege, wenn nur daſſelbe — das Muſeum, nicht das Morgenblatt — mehr zu rühmen wäre. Allein ich kenne kein ſchlechteres Muſeum ols das hieſige. Ich war früher Mitglied mehreter Muſeen, oder wenigſtens eine Zeit lang in dieſelben eingeführt, ſo in Göttingen, Heidelbeg, Bern, Leipzig. Ich nenne nur Städte, hinter denen Holle an Größe und zum Theil auch an Bedeutung keineswegs zurückſteht; aber in allen den genannten Orten ſind die Muſeen nicht nur zehnmal beſſer mit Zeitungen verſorgt, ſondern, was die Hauptſache iſt, es iſt mehr als zehnmal beſſer für die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit der Leſer geſorgt. Auf dem Halleſchen Muſeum findet man keine ſüddeutſchen und keine nordiſchen Zeitungen, den „öſterreichiſchen Lond“ und den „Homburger Korreſpondenten“ ausgenommen, ſondern nur Berliner und rheiniſche Zeitungen nnd Lokalblätter. Das Schlimmſte aber iſt, daß die gonze Anſtalt nur aus einem einzigen, großen Leſeſaal beſteht. Da gibt es keine Wirthſchaft, we man ein Glas Bier, eine Taſſe Kaffee eehalten könnte, kein Billard, ja nicht einmol ein kleines Sprechzimmer, we man eine Cigarre rauchen und mit einem Freunde über einen geleſenen Gegenſtond plaudern könnte. Da ſizt Alles ſteif und ſtumm um den langen, grünen Tiſch, über dem die ewigen Lampen hängen. Die Folge daven iſt, daß ſehr wenige Stndenten am Muſeum ſich betheitigen nnd daß die meiſten ihren eigenen, oft ſehr einſeitigen Leſezirkel haben. Bei einer nur einigermaßen comfortoblen Einrichtung würde das Muſeum ſehr an Mitgliedern gewinnen und dodurch die größeren Koſten reichlich gedeckt werden. — Das hieſige Theater kenne ich noch zu wenig, um ein Urtheil dorüber obgeben zu können. Wir hoben hier ober ein eigenes, für die Kunſt errichtetes nnd vor einigen Jahren reparirtes Schauſpielhaus. Doß ſchon im vorigen Johrhundert hier geſpielt wurde, erſoh ich kürzlich zufällig aus einem in meine Hände gefollenen Chroniſten. Nachdem er erzählt, daß im Jahr 1782 in Halle die ſpaniſche Inflnenza geherrſcht und durch „ſchweißtreibende Mittel“ vertrieben worden ſey, fährt er fort: „Um gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. die Inflnenza der Theaterprinzeſſen auf die Ruhe gemeiner Studenten und Offiziere zu heben, mußte Doblin auf höhern Befehl Holle nnd den Rothskeller, worouf ſie ſpielten, verloſſen.“ Daraus ſchließe ich, daß unſer jetziges Theater, dos keineswegs neu ausſieht, erſt noch 1782 eebaut ſeyn muß. Doch das nächſtemol mehr darüber. Für dießmal nur noch, doß kürzlich in einem hieſigen Blatte ein neues, zum erſtenmol zur Aufführung gelangtes Stück: „Landgraf Friedeich mit der gebiſſenen Wange,“ von Alexander Roß, ſehr günſtig beſprochen und der Verfaſſer ſogar als ein „neuer Heros auf dem verwahrloſten Gebiete der dromatiſchen Poeſie“ bezeichnet wuede. Ich bin wenig geneigt, auf derlei Redensorten ein Gewicht zu legen. Dagegen hobe ich einen andern dramatiſchen Verſuch, wenn auch nicht über die Bretter gehen ſehen, doch geleſen nnd mit Freuden begrüßt; ich meine das ſo eben hier in Halle erſchienene Trauerſpiel: „Rüdiger von Bechlarn,“ in welchem die Helden der Nibelungen auftreten. Der Verfaſſer iſt ein hieſiger junger Dichter, Wilhelm Oſterwald, Lehrer am Pödagogium, der im voeigen Johr einen Band Gedichte erſcheinen ließ und „aus der alten deutſchen Welt“ über Gudrun, Siegfried und Chrimhilde u. ſ. w. ſchrieb. Ein gründlicher Kenner der deutſchen Literatur, Bilmor, ſogt in ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte iegentwo: „wärr unſer Volksbewußtſeyn ſtork genug geblieben und nicht durch das übermächtige Eindringen fremder Stoffe, ſowie durch die Gelehrſamkeit und durch die hitzigen religiöſen Kämpfe geſchwächt worden, ſo hätten wir im ſechzehnten Jahrhundert die Sagen von Siegfried, Dietrich und Hildebrond ouf unſerer Bühne erblicken müſſen, wie durch Sophokles und Euripides die Helden der Sage vom Trojanerkriege und der Sage vom Oedipus auf die Bühne troten.“ Sollte unſer Volksbewußtſeyn ſo erwocht ſeyn, daß es in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das nachholt, was in der Mitte des ſechzehnten verſäumt werden iſt?

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 73. Montag den 26. März 1849.

— And all for nothing!
For Hecuba! What's Hecuba to him!
Shakespeare.

Ein Stück Bühnenleben.

Braut von Meſſina! — Auf der Bahre lag
Don Manuel, vom Trauertuch umfloſſen;
Bleich war ſein Antlitz, wie ein Wintertag,
Das Auge, ſcheingebrochen, feſt geſchloſſen.
An ſeine Bruſt warf ſich ein jammernd Weib
Und ſchrie zum Himmel ſo gewalt'ge Klagen,
So wahre, als ob' wirklich einſt ihr Leid
Den da erſchlag'nen mutterteeu getragen!

Dazwiſchen klingt der Chor. Die Kränze ſind
Auf ſeinen Häuptern welk ſchon und zerriſſen;
Düſtere Fackeln flackerten im Wind,
Der froſtig hinſchlich hinter den Couliſſen.
Dem ſcheinbar Todten rann durch Kopf und Bruſt
Ein tiefer Schauer, ſeiner Seele graute.
Er dachte an den Bruder von Sankt Juſt,
Der, ſo wie er, ſich ſelbſt als Leiche ſchaute.

Bang wird ihm, bang; die Schwüle ſteigt zur Glut,
Die ſpielerregten ſchnellern Pulſe klopfen;
Ihm iſt, als hör' er ſeiner Wunde Blut
Durch's Bahrtuch auf den Eſtrich niedertropfen.
Er drückt die Hand ſich feſter auf das Herz,
Daß es die Kerkerwölbung nicht durchſchlage;
Entrückt dem Spiel, dem lauten Mutterſchmerz,
Stimmt um ſich ſelbſt er an die ſtumme Klage:

„Und wenn einſt wirklich dieſe Wang' erbleicht,
Die Stirne kalt, die ruheios geſonnen,
Was iſt gewonnen dann und was erreicht?
Es war ein Nebelbild — und iſt zerronnen!
Nichts feſtgehalten! trügeriſche Kunſt,
Die mich zu ihrem Werkzeug auserkoren!
Ein Werkzeug nur — und das Gebild ein Dunſt,
Verflogen mit dem Licht, das es geboren!

Ein ſchales Maskenſpiel, nur reich an Zwang!
In Schmerz, in Luſt, ſtets mit geſchminkter Miene;
Ha, eine Lüge, denn kein Auge drang
Tief in die Werkſtatt hinter die Gardine!
Ein Kampf mit Neid und Mißgunſt! Nur ein Ball,
Geſchaukelt von den wechſelvollen Wogen
Des Beifalls und des Tadels! Rauch und Schall!
Und iſt's am Ziel — wie Rauch und Schall verflogen!

In Wahrheit arm, an Täuſchung überreich!
Wie ſchnell verdirbt der Tag des Abends Gnaden!
Dem gottverfluchten müden Paria gleich,
Mit meines Standes altem Fluch beladen!
Geſucht, verwöhnt, begafft wie fremder Tand,
Doch ſchon im nächſten Augenblick beſchwerlich;
Und drückt uns Der und Jener auch die Hand —
Ei was, jezt ſind auch Henkerfäuſte ehrlich.

Verflucht ein Leben, das nach Stunden zählt,
Die ungenüzt im Zeitenſtrome münden,
Die Nerven ſchwächt und nur die Muskeln ſtählt,
Die leichtgehorſam Schmerz und Lachen künden!
Geübter Täuſcher, der ſich ſelbſt beklagt,
So friedvoll ſcheinend und ſo unbefriedet,
Und feſt, indeß der Geier ihn benagt,
An der Verſtellung dürren Fels geſchmiedet!

Digitized by Google

Vor mir im hellen schöngewölbten Saal
Schweigsame Richter an bequemen Schranken,
Vom großen Haufen eine kleine Zahl,
An Dank wie arm, noch ärmer an — Gedanken!
Um mich beschäftigt die Kam'raden werth,
Beredte Freunde, zürnende Kollegen!
Wie ist's, Don Cäsar, stieße nicht dein Schwert
Mich gern für immer so aus deinen Wegen?

O glücklich der, dem nichts die Lust verdirbt,
Der nie gefühlt die Qualen der Verneinung;
Der nur um leichte Frauenherzen wirbt
Mit seines Wirkens schillernder Erscheinung;
Der auf die Würfel, auf die Karte wagt,
Was ihm der Schweiß des Puppenspiels getragen,
Und dem der wüste Taumeltanz behagt
Um Bachus und der niedern Venus Wagen!

Ich bin die Waare, die zu Markte geht,
Sich selbst anpreisend, vom Gedräng' umfluthet,
Die jeden Tag auf's Neu' zu kaufen steht,
Ein lächelnd Opfer, dem die Seele blutet;
Ein Körper nur, ein brauchbares Metall,
Das leicht in die gewünschte Form zu bringen.
Sein ganzer Werth ist Biegsamkeit und Schall;
Der Hammer schlägt daran und es muß klingen."

Und tiefer, immer tiefer so verlor
Der Mime sich in seines Scheintods Schatten;
Da nimmt die Bahre auf der junge Chor,
Den Sohn dem Vater ähnlich zu bestatten.
Nicht eine Seele ahnt im weiten Rund
Des Hauses, tiefergriffen von dem Spiele,
Den leisen Seufzer aus des Gauklers Mund:
„O wär' es Wahrheit und mein Vorhang fiele!"

Feodor Löwe.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Es war ein hübscher, frischer Bursche, als er sich vor sechs Jahren bei unserem Regiment anwerben ließ, ein ächter Cumane aus der Gegend von Debreczin, wild, zu allen tollen Streichen aufgelegt; aber brav und zuverläßig im Dienst, dabei ein ausgezeichneter Reitee, auch nicht ganz ohne Bildung, da er der Sohn eines Verwalters war; kurz ein Ideal des ungarischen Husaren. Als Unteroffizier, was er schon nach zwei Jahren geworden war, hatte ich ihn stets um mich, und es that mir leid, daß ich mich bei meiner Versetzung vom Regimente von ihm trennen mußte. Später erfuhr ich noch, daß er sich beim Aufstand in Galizien im Jahr 1846 mehrmals besonders ausgezeichnet, und so hoffte ich ihm einmal wieder als Offizier zu begegnen. — Auch Iwanka erkannte mich und senkte im Vorbeisprengen seinen Säbel zum Gruße gegen mich. Da der Graben dem Fliehenden im Wege lag, wandte er sich entschlossen gegen die beiden anstürmenden Küraffiere, ihnen die Spitze zu bieten. Jezt entspann sich ein Kampf, wie man ihn nicht schöner und malerischer in einem Kunstreitercirkus sehen kann, nur daß es hier bitterer Ernst war und um das Leben ging. Der Husar, der einen schönen Hengst von bester ungarischer Race ritt, wie denn überhaupt die Insurgenten theilweise sehr gut beritten sind, wußte sein schnelles Pferd mit wunderbarer Gewandtheit zu tummeln. So kurz warf er es auf den Hinterfüßen herum, dog so schnell rechts oder links aus, daß die Küraffiere ihm auf ihren unbehülflicheren Thieren lange nichts anhaben konnten, obgleich sie schon mächtige Hiebe nach ihm geführt hatten. Auch der Ungar führte manchen blitzenden Streich, der aber stets laut dröhnend vom undurchdringlichen Brustharnisch abglitt. Bereits war dem Husaren der Tschako vom Kopfe gehauen und er blutete aus einer Stirnwunde. „Nimm Pardun!" riefen ihm die Küraffiere in ihrem Deutschböhmisch wiederholt zu, aber hoch sich im Sattel aufrichtend antwortete er: »En Magyar wagyck« (ich bin ein Ungar) und führte neue Hiebe gegen die Gegner. Selbst sein Roß schien die Kampflust des Herrn zu theilen. Die schwarze Haut desselben war mit weißen Schaumflocken übeesäet, die rothen Nüsteen waren weit aufgerissen, die lange Mähne flatterte wild im Winde, das große Auge schien zu funkeln. Laut wieheend warf es sich förmlich auf die Pferde der Küraffiere, wild mit den Voedersüßen nach denselben schlagend, oder mächtig hintenaus hauend. Es war der eigenthümlichste Anblick. Endlich ging es gerade wie beim jungen ungarischen Edelmann, dessen Fall vor Wien ich erzählt habe. Wie der Ungar wieder wild vordeistürmte und zu einem mächtigen Hieb ausholte, nahm einer der Küraffiere den rechten Augenblick wahr, legte sich weit zum Stich aus, und die lange, spitze, blitzende Pallaschklinge traf den Gegner mit solcher Gewalt unter der rechten Achselhöhle, daß sie zur andeen Seite mit der Spitze hinausfuhr. Mit einem lauten Jesus Maria sank der Husar vom Pferde und war augenblicklich todt. Schade um ihn, daß er nicht für seinen Kaiser so sterben konnte. Später sorgte ich dafür, daß er von unsern Leuten unter einem Baume begraben wuede.

Auch Stuhlweißeuburg ward ohne ernstlichen Kampf durch unsere Truppen besezt. Unaufhörlich

verfolgten wir nun den flüchtigen Feind, der nach der Niederlage bei Moor nirgends mehr ordentlichen Widerstand leiſtete. Das Corps des Banus zog die ſogenannte „Fleiſchhackerſtraße," ſo genannt, weil auf ihr die großen Viehheerden aus dem ſüdlichen Ungarn größtentheils nach Oeſterreich getrieben werden. Da ich der ungariſchen Sprache ſo ziemlich mächtig bin, traf mich wieder das Loos, mit einem fliegenden Detaſchement von achtzig Mann nach allen Seiten Streifpatrouillen zu machen. Zwar viel Ehre, aber auch viel Gefahr und noch größere Strapazen. Wir kamen oft zwölf bis ſechzehn Stunden kaum auf Augenblicke aus dem Sattel.

Der Neujahrstag wird mir unvergeßlich bleiben; er war zu traurig für mich. Laß dir erzählen, was ich an ihm erleben mußte.

Als wir im Spätſommer des lezten Jahres aus Croatien aufbrechen wollten und die ganze Grenze ſich rüſtete, dem Kaiſer ſo viel Streiter als möglich zu ſtellen, kam auch eine penſionirte deutſche Hauptmannswittwe, deren Mann vor mehreren Jahren in einem Gefecht mit ränderiſchen Bosniern gefallen war, und brachte ihren einzigen Sohn, einen friſchen, muntern, ſtarken Knaben von kaum ſechzehn Jahren, tüchtig ſchon von Kindheit auf in den Waffen geübt. Gerne wurde er als Kadet bei den Huſaren angenommen, lernte in kurzer Zeit den Dienſt und hielt ſich bei jeder Gelegenheit ſehr gut. Ich gewann den treuherzigen muntern Knaben ſehr lieb. Beim Hinmarſch durch Ungarn und vor Wien, wie auch bei Moor hatte er tüchtig mitgekämpft, alle Strapazen mit leichtem Jugendmuthe ertragen, und ſeine Beförderung zum Offizier wäre wohl bald erfolgt. Er hätte ſich vielleicht eine glänzende Stellung im Heere erringen, denn er hatte alle Anlage dazu. Am Neujahrstage war er mit drei Huſaren auf eine Schleichpatrouille voraus geritten und wir andern erwarteten bei einem großen Wachtfeuer ihre Rückkehr, die ſich ungewöhnlich lang verzögerte, ſo daß ich ſchon unruhig wurde. Endlich kam einer der ausgeſandten Huſaren blutend, mit verſtörtem Geſicht, in vollem Lauf des Pferdes auf uns zugeſprengt. Noch im Sattel meldete er mir, ſie ſeyen mit dem Kadetten wohl etwas zu weit vorgegangen, da ſey plötzlich eine Bande von fünfzig bis ſechzig wilden Houvéds von verſchiedenen Seiten aus dem Walde hervorgebrochen und habe ſie umzingelt. Ihm ſelbſt ſey es gelungen, ſich durchzuſchlagen, der Kadet und die zwei andern Huſaren aber ſeyen gefangen genommen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

Prinz Waldemar von Preußen.

Wenn der unſterbliche Dichter des Wallenſtein uns die ganze Schönheit der jugendlichen Heldenerſcheinung Max Piccolomini's vor Augen ſtellen will, ſo geſchieht es in dieſen Worten des ſtrengen Herzogs von Friedland:

Er iſt der Glückliche, er hat vollendet.
— — — — — Sein Leben
Liegt fehlerlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend Neyd ihm keine Stunde.

Daran hat uns das trauervolle Ereigniß, welches das Leben eines edeln deutſchen Fürſtenſohnes ſchon ſo früh abgeſchloſſen vor uns hingelegt hat, in dieſen Tagen öfters erinnert. Anmuthige Bilder einer vergangenen Zeit ſind wieder lebhaft vor unſere Seele getreten, und es iſt uns als ein Todtenopfer für den abgeſchiedenen Prinzen erſchienen, dieſe Erinnerungen noch einmal hervorzurufen und in kurzen Zügen eine Perſönlichkeit zu zeichnen, welche einſt auf uns einen ſo großen Eindruck gemacht hat. Wir wiſſen, daß es allen ſo ergangen iſt, die dem Prinzen nahegetreten ſind; um ſo mehr hoffen wir auch einem größern Kreiſe durch ein ſolches Lebensbild etwas Angenehmes zu erweiſen.

Der Prinz Waldemar (Friedrich Wilhelm) von Preußen ſtand bei ſeinem Ableben im zwei- und dreißigſten Jahre ſeines Alters. Er war am 2. Auguſt 1817 auf dem Schloſſe zu Berlin geboren als der vierte Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, des Oheims des jetzt regierenden Königs, und der Prinzeſſin Mariane, einer gebornen Prinzeſſin von Homburg. Seine noch lebenden Geſchwiſter ſind Prinz Adalbert von Preußen, die Prinzeſſin Eliſabeth, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen-Darmſtadt, und die Königin Marie von Bayern. Prinz Waldemar zählte dreizehn Jahre, als im Jahr 1830 der Wahnwitz des franzöſiſchen Hofs, um ein Wort Niebuhrs zu gebrauchen, den Talisman zerſchlug, welcher den Dämon der Revolution gebunden hielt. Nichts ſchien näher als ein Krieg mit Frankreich, deſſen Dämagogen hohen und geringen Ranges das Gelüſte nach dem Beſitz des linken Rheinufers unverhohlen zur Schau trugen. König Friedrich Wilhelm III. glaubte daher die ſo theuer erkauften Rheinprovinzen ſchützen zu

müſſen. Er erkannte ſehr richtig, daß dieß durch eine Vertrauen erweckende Perſönlichkeit, in deren Hand zugleich eine ausgedehnte Macht läge, am beſten geſchehe, und ſendete alſo ſeinen Bruder, den edeln Prinzen Wilhelm, einen der tapferſten Kämpfer aus den Befreiungskriegen, als Generalgouverneur für das Rheinland und für Weſtphalen nach Köln. Am letzten Tag des Jahrs 1830 traf der Fürſt mit ſeiner Gemahlin und vier Kindern am jenſeitigen Ufer des Rheins ein. Für den Unterricht der Kinder ward alsbald die nöthige Sorge getragen, und eine gewichtige Empfehlung aus Berlin führte mich als Lehrer der Geſchichte in die Zimmer des Prinzen Waldemar. Ich habe dieſelben nie ohne hohe Befriedigung verlaſſen. Des Prinzen Benehmen war durchaus zwanglos und weit entfernt von Stolz; er war im Gegentheil der aufmerkſamſte Schüler, der mir das Wort von den Lippen nahm, das Aufgegebene mit größter Pünktlichkeit leiſtete und eine Liebenswürdigkeit des Betragens, eine Theilnahme an allem Erhabenen oder rein Menſchlichen entfaltete, daß ich darauf die erfreulichſten Hoffnungen bauen konnte. Sein Intereſſe ging auch über den gerade vorliegenden Gegenſtand hinaus; er hörte namentlich gern die Vergleichung früherer franzöſiſcher mit den jetzigen rheinpreußiſchen Verhältniſſen, die ich ihm aus mehrjähriger Bekanntſchaft zu geben im Stande war, und bethätigte dabei ſtets die wärmſte Vaterlandsliebe. Alles dieß tritt mir, indem ich dieſe Zeilen unter ſeinem Bilde ſchreibe, welches er mir im Jahr 1831 verehrte, auf das Lebhafteſte entgegen. Seine Theilnahme an meinen Angelegenheiten hat in ſpätern Zeiten nie aufgehört, und aus ſchriftlichen Belegen tritt auch hier wieder jene den hohenzollernſchen Fürſten eingeborne Liebe und Achtung gegen frühere Lehrer hervor, deren neueſten leuchtenden Beweis wir in dem ſchönen Briefe empfangen haben, welchen König Friedrich Wilhelm IV. am 16. Juli 1847 an ſeinen ehemaligen Lehrer, den hochbejahrten Ferdinand Delbrück in Bonn, gerichtet hat.*

(Fortſetzung folgt.)

* In Alfr. Nicolovius Lebensabriß Ferdinand Delbrücks Bonn 1848 (Seite 81.)

Frankfurt a. M., März.

(Schluß.)

Die Nationalverſammlung. — Theater. — Neue Zeitung.

Wer an Gagern gezweifelt hätte, der hätte einen Hochverrath an den Märzerrungenſchaften begangen, an jenen Errungenſchaften, die aus dem Heidelberger Einfall hätten hervorgehen können, ein Parlament in Frankfurt zu improviſiren. Wir ſind, wir geſagt, damit bis zu dem Antrag Welkers gekommen; aber wenn wir Nachdruck auf das Wort legen, ſo darf wohl gefragt werden, worin der Begriff beſtehe. Errungen haben wir nichts; was wir haben, iſt uns, wenn nicht im Schlaf, doch ohne große Anſtrengung zugekommen, und wenn wir nicht anders damit umzugehen wußten, als daß am 12. März 1848 das Vaterland wiederum in Gefahr iſt, ſo dürfte dieſes die einzige ſichere Errungenſchaft unſerer Berathungen ſeyn. — Die formelle Einheit Deutſchlands, wenn ſie wirklich zu wünſchen iſt, wird ſicher errungen werden müſſen, aber nicht bei vier Thalern Diäten, ſondern bei Sturm und Wetter, mit Gut und Blut, durch Aufopferungen, zu denen man ſich nicht freiwillig verſteht. Aus unſerer Nationalverſammlung wird ſie nicht hervorgehen. Wie es aber den Anſchein hat, wird dieſelbe auch nicht einmal den Grund dazu legen. — Es iſt hier nicht der Ort, uns in politiſche Vorherſehungen zu verlieren, und ſomit wollen wir einen Gegenſtand abbrechen, der in kürzeſter Zeit, wenn nicht ſeine Erfüllung, doch eine entſcheidende Wendung erhalten muß. Möge ſie nicht gegen die Nationalverſammlung in der Weiſe ausfallen, daß kein Ausweg der Vermittlung mehr möglich iſt! — Ich ſchreibe dieſe Zeilen kurz vor der Erörterung des Welkerſchen Antrags, der auf den 17. März zur Tagesordnung der Nationalverſammlung geſtellt iſt. Mindeſtens wird man ein Schauſpiel erleben, wie denn die Nationalverſammlung bei ſolchen Gelegenheiten, wenn ſie bis zur Abendſtunde ihre Debatten ausdehnt, offenbar unſerer Bühne Abbruch thut. — Was die letztere betrifft, ſo hat ſie ihre nationale Aufgabe während der Sitzungen des Parlaments ſchlecht begriffen; aber ſie hat nichts deſtoweniger gute Geſchäfte gemacht, ein Beweis, daß die Deputirten gern den Ernſt des Lebens mit ſeiner heitern und burleſken Auffaſſung vertauſchten. — Unſere Schauſpieler ſind in der Darſtellung der Proſa des Luſtſpiels und des Drama's mitunter vortrefflich; in der Tragödie dagegen vermiſſen wir in ihnen, wenn nicht durchgehends, doch in den meiſten Fällen, poetiſchen Schwung, jedenfalls poetiſche Tiefe. Wir ſehen Hamlet, Wallenſtein, Egmont mit recht routinirter Begabung dargeſtellt, aber die materielle Auseinanderſetzung in der Rede und der warme Hauch des Organs, die wir dem Hauptdarſteller dieſer Rollen nachrühmen müſſen, entſchädigen uns nicht für den Mangel der Charakterzeichnung und des Lebens. — Die Poeſie macht in den heutigen Schauſpielern nur zu häufig einer übertriebenen Natürlichkeit Platz, die jedenfalls tragiſche Stoffe herabzieht. Wir entſinnen uns nur Eines Künſtlers, der mit jener, trotz aller Verirrungen, Wunder wirkte. Solches aber kam daher, weil die Natur ſeine ganze Perſönlichkeit und ſeine künſtleriſche Individualität ſo feſt auf den Kothurn geſtellt hatte, daß ſie durch alle Manier nicht von dieſem Piedeſtal verdrängt werden konnte. — Trotz dieſer Mängel, die ſich auch bei der Darſtellung des „Sommernachtstraums“ bemerkbar machten, und trotz dem, daß das heutige Publikum ſich nicht leicht dem Humor Shakeſpeare's hingeben wird, hat dieſes dramatiſche Mährchen auf der hieſigen Bühne mehr Erfolg gehabt, als wir vorausſahen. Die Unverwüſtlichkeit der Dichtung und die Mendelsſohnſche Muſik mögen das ihrige dazu beigetragen haben. Dazu kommt, daß das heutige Publikum im Theater nicht mehr ausſchließlich die Täuſchung ſucht; die literariſche Kurioſität, die ihm in dieſem Stück geboten wurde, erregte mehr Intereſſe als die Hoffnung auf Unhaltung. Man kann nicht ſagen, daß die Darſtellung des „Sommernachtstraums“ irgend welchen Eindruck gemacht hat, aber nichts deſtoweniger war das Haus mehrmals ſtark beſucht. — Zu unſeren Journalen ſoll ſich nun noch eine Zeitſchrift geſellen, die unter den Auſpicien hieſiger Bürger gegen Wühler und Heuler, wie ſich das Programm ausdrückt, zu Felde ziehen ſoll. Zumeiſt wird ſie wohl, nach den Namen derer zu urtheilen, die ſich für das Unternehmen intereſſiren, gegen die Wühler gerichtet ſeyn; aber man hat der Unparteilichkeit wegen auch die Heuler mit zur Zielſcheibe genommen. Großer Eifer muß die Unternehmer nicht treiben. Obwohl man Namen unter ihnen trifft, die im Stande wären, allein das Blatt in finanzieller Hinſicht zu ſtützen, ſucht man doch fünfhundert Aktien, jede zu zehn Gulden, für das erſte Jahr. Das iſt die erſte Preßunternehmung, die aus dem Gemeinſinn der Frankfurter hervorgehen ſoll; aber man bedarf, um fünftauſend Gulden zuſammen zu bringen, fünfhundert Theilnehmer. Was wird man mit fünftauſend Gulden beginnen wollen? Die Wühler beſitzen mehr esprit de corps.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 74. Dienſtag den 27. März 1849.

— He that trusts you,
Where he should find you lions, finds you hares,
Where foxes, geese. You are no surer, no,
Than is the coal of fire upon the ice,
Or hailstone in the sun. He, that depends
Upon your favours, swims with fins of lead,
And hews down oaks with rushes. Hang ye! Trust ye?
With every minute you do change a mind.

Shakespeare.

Würzburg.

Wie die Februartage, hatten bekanntlich auch die Julitage in Deutſchland eine außerordentliche Aufregung zur Folge. Die Schwärmerei für das Neue und der Mißmuth gegen das Beſtehende brachen allenthalben in offene Fehde mit den Machthabern und ihren Dienern aus; das Volk erhob ſich an verſchiedenen Orten und veranlaßte da, wo der Verſuch ihm glückte, namhafte Veränderungen in Menſchen und in Dingen. Der revolutionäre Muthwille zeigte ſich den Wächtern der öffentlichen Sicherheit gegenüber höchſt erfinderiſch in Stratagemen des Hohns und der Neckerei, politiſche Verſammlungen entſtanden in vielen Städten über Nacht, die Preſſe entwand ſich ſo gut ſie konnte ihren Feſſeln, die wildeſten Reden wurden gehalten, die keckſten Lieder wurden geſungen und die Bevölkerung des ſüdweſtlichen Deutſchlands ſchien von einem Rauſch ergriffen, aus dem ſie erſt durch die Beſchlüſſe des Bundestags vom 28. Juni 1832, gerade ſechzehn Jahre vor dem Tage, an dem die deutſche Nationalverſammlung erklärte, ſie werde das proviſoriſche Reichsoberhaupt ſelbſt und zwar allein ernennen, ziemlich unvorbereitet und daher etwas unſanft geweckt ward.

Zu den Gegenden, wo es in jener Zeit am heißeſten brannte und am lauteſten gährte, gehörte das ehemalige Fürſtenthum Würzburg, und namentlich die Stadt Würzburg war ein Herd lärmender Unzufriedenheit und ein Schauplatz der keckſten Bewegung. Die Studenten der damals glänzenden Hochſchule, deren Profeſſoren ſelbſt zum Theil in den Reihen der Freiſinnigen oder doch Mißvergnügten ſich befanden und dafür von der akademiſchen Jugend mit häufigen Fackelzügen belohnt wurden, bildeten allein ſchon einen beträchtlichen Stock rebelliſcher Kräfte, leerten zu Ehren der weltverjüngenden Ideen unzählige Gläſer, ſangen zur Feier und Verbreitung derſelben ſich heiſer und bewieſen ſich durch vandaliſche Thätlichkeiten gegen die Straßenlaternen als eifrige Freunde der Aufklärung. Der Mittelſtand, durch mannigfache Mißverſtändniſſe gegen den Adel in eine faſt feindliche Stellung gebracht und mit einem Theil der höhern Beamtenwelt geſpannt, zugleich durch die in den erſten Regierungsjahren des Königs Ludwig halb entfeſſelte Preſſe mit den Vorſtellungen, die damals das liberale Europa von Staat und Kirche hatte, vertraut gemacht, und von der in jenen Tagen noch lebhaften Erinnerung an die frühere Herrlichkeit Würzburgs, als daſſelbe noch die Hauptſtadt eines kleinen, unabhängigen Landes war, an warmer Sympathie für das Verhältniß zu Bayern gehindert, ſchloß ſich der Bewegung um ſo lieber, um ſo feuriger an, als er darin auch für die Befriedigung ſeines Hanges zu den Freuden einer wohlbeſetzten Tafel vielfachen Anlaß und ehrbare Vorwände fand. Von den Angeſtellten war gleichfalls eine bedeutende Anzahl dem allgemeinen Ruf und Aufſchwung gefolgt, ſogar einige Offiziere wagten ſich dabei zu betheiligen, und die Gegenpartei blieb in einer ſo großen Minderheit, daß ſie es für gerathen hielt, auf jeden öffentlichen Ausdruck ihrer Geſinnung, ſo lange das Fieber dauerte, zu verzichten.

Das radikale Dulcejubilo währte aber, wie weltbekannt, nicht ewig. Zwar wurden die oben erwähnten Bundesbeſchlüſſe in Bayern nicht ihrem ganzen Um-

Digitized by Google

ſange nach anerkannt, und die blinden Erzpatrioten ſchmeichelten ſich einen Augenblick mit der Hoffnung, Sr. Majeſtät der König werde ſich in höchſteigener Perſon zur Bekämpfung der bösartigen Bundeshyder an die Spitze ſeiner treuen liberalen Bayern ſtellen; aber bald wurden auch die Kurzſichtigſten gewahr, daß es ſich hier um etwas ganz anderes als um eine Schilderhebung zu Gunſtrn der Preßfreiheit und der verfaſſungsmäßigen Volksrechte handle. Energiſche Maßregeln des Widerſtandes gegen die Keckheiten einer bis dahin zügelloſen Preſſe, kühne Griffe in die demagogiſchen Vereine und Verwahrung der Agitatoren unter Schloß und Riegel, Entfernung der mißliebigen Beamten und ſtark verſchärfte Aufſicht über Alt und Jung, thaten bald Jedermann kund, daß die Regierung ſich ermannt habe und fürder keinen Spuck und Spaß mehr mit ſich trriben laſſen werde. Das wurde Allen plötzlich wie durch himmliſche Erleuchtung klar, wie durch Zauberei ſprang mit einemmal die Stimmung der Bürger um, Helden, die kurz zuvor von Verjagung aller Bayeen wie von etwas Ausgemachtem grredet hatten, meinten jezt, es ſey doch nicht ſo ſchwer, das gute Würzburg vom Marienberg herab in Trümmer und Schutt zu ſchießen. Andere, welche drohende Worte vom Aufknüpfen der Ariſtokraten gefabelt hatten, waren froh, wrnn man ſie nicht beim Kragen nahm, die Verwegenſten erlaubten ſich leiſe, ganz leiſe zu murren. Alle duckten.

Am 25. Auguſt 1832 waren zum Namensfeſt des Königs ſo wenig Bürger ausgerückt, daß bei dee feierlichen Wachparade Muſik und Trommler um ein Drittei mehr ausmachten als die übrige Mannſchaft. Bald darauf verbreitete ſich das Gericht, das Appellationsgericht werde von Würzburg weg an die äußerſte Grenze nach Aſchaffenburg verlegt, und die amtliche Beſtätigung deſſelben ließ nicht lange auf ſich warten. Dieſer Schlag wirkte wie die Nachricht einer unerwarteten Niederlage; der Leiter der Oppoſition, Bürgermeiſter Behr, ward von den eigenen Collegen ſeines Amts beraubt, und bald kam auch er in jene bösartige Unterſuchungshaft, aus der man ſelten anders als mit einer Verurtheilung hervorging und die an ſich ſelbſt ſchon eine ganz rrrmplariſche Strafe war. Hierüber brach denn ein Schrei der Entrüſtung und des Entſetzens aus, aber es dauerte nur einen Augenblick, und am 15. Oktober, am Namenstag der Königin Thereſe, war die Bürgerwehr bei der Wachparade ſo zahlreich, wie ſie's ſeit vielen Jahren nicht geweſen. An dieſem Tag gab Würzburg ſeine politiſche Entlaſſung.

Unterdeſſen ging die Reaktion ihren Gang ungehindert fort, die politiſchen Prozeſſe, von einer ſchmiegſamrn Juſtiz langſam geführt und zum größern Theil dem Wunſche der Regierung gemäß entſchieden, ſchafften die gefährlichſten Häupter der liberalen Partei bei Seite und brachten Gleichgültigkeit oder doch Theilnahmloſigkeit gegen das öffentliche Lrben als eine Regel der Klugheit in Aufnahme. Dabei wurden durch den Abſchluß des Zollvereins den Landeserzeugniſſen neue und vortheilhafte Verſchleißwege eröffnet; die große Maſſe derer, welche die Güte der Staatseinrichtungen mehr nach dem Gewinn abmeſſen, den ſie ihrr Taſche abwerfen, und nach der Befriedigung, den ſie ihren vorherrſchrnden Gelüſten verſprechen, als nach dem Schwung, den ſie in den Seelen der Bürger hervorrufen, und der Gewähr, die ſie für Recht und Freiheit geben, ſchlug ſich dahrr bald auf die Seite der Regierung. Der politiſche Geiſt ſtarb ab und nur in kleinen Zuſammenkünften bei Bier und Pfeife murrte man harmlos und fruchtlos fort.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Von dieſem Huſaren geführt, jagten wir nun, ſo raſch es auf dem von Wald und Buſch durchſchnittenen Terrain möglich war, den Honvéds nach, um ihnen die Gefangenen wieder abzunehmen. Welch furchtbarer Anblick ward uns aber, als wir auf eine kleine Walddlöße kamen! Ihrer Kleider ganz beraubt, durch zahlloſe Hiebe zerfetzt, lagen hier die Leichen der beiden Huſaren, an einem Baum aber war der ebenfalls faſt ganz entkleidete Kadet angebunden, nachdem ihm die Unmenſchen mit ihren Handbeilen, die ſie Alle bei ſich führen, beide Hände im Handgelenk abgehauen hatten. So hatte er ſich langſam verbluten ſollen, die ſtrenge Kälte hatte aber das Blut erſtarren gemacht und der Arme lebte noch und war bei vollem Bewußtſeyn, als wir bei ihm ankamen. Es war wirklich entſetzlich, den armen Knaben zu ſehen, der übrigens mit männlicher Faſſung ſeinen Schmerz zu unterdrücken ſtrebte und nur bisweilen in ein leiſes Gewimmer ausbrach, das aber deſto tiefer in unſere Herzen drang. Wir banden ihn behutſam los und legten ihn auf ein Lager von unſern Mänlein; das wae Alles, was wir im Augenblick thun konnten.

Mit matter Stimme, häufig innehaltend, erzählte er mir, die Honvéds hätten zuerſt die beiden Huſaren niedergehauen, und dann von ihm verlangt, er ſolle ihnen Auskunft über unſere Stellung und Stärke geben. Als er dieß verweigert, hätten ſie ihn bis

Digitized by Google

auf's Hemd ausgezogen, mit Stöcken hart geſchlagen, dann die Hände abgehauen und ſo an den Baum gebunden, worauf ſie lachend und ſingend fortgezogen. Herzzerreißend war es nun, wie der Verwundete mich inbrünſtig bat, ihn zu erſchießen, um ſo ſeiner Qual ein Ende zu machen. „Was ſoll ich leben, wenn ich auch wieder geheilt würde, ohne beide Hände!“ ſagte er. „Schießen Sie mich doch todt, bitte, ſchießen Sie mich doch todt!“ Was ihm nicht erfüllt werden konnte, war unnöthig: von ſelbſt nahte ſich ihm der Tod als Erlöſer. Schon wurde ſein Athem ſchwächer, ſeine Augen gläſeen, man ſah, in wenigen Minuten war er in das Jenſeits abberufen, da raffte er ſich noch einmal auf und fragte mich, der ich vor ſeinem Lager kniete, mit ziemlich lauter Stimme, ſo daß ein Theil der umſtehenden Huſaren es vernehmen konnte: „Nicht wahr, ich bin als braver Soldat für den Kaiſer geſtorben?“ Als ich ihm aus voller Ueberzeugung dieß verſicherte, ſagte er ſichtbar erfreut: „Schreiben Sie der Mutter, ich ſey als braver Soldat für den Kaiſer gefallen, dieß wird ſie aufrichten in ihrem Schmerz, und ſchicken Sie ihr eine Locke von mir.“ Hier wurde ſeine Stimme zum leiſen Geflüſter und er war eine Leiche.

Ich hatte lange nicht mehr geweint, aber jezt, aus Schmerz und Wuth zugleich, floßen meine Thränen reichlich, und auch bei manchem der Leute war dieß der Fall. Da es zur Verfolgung doch zu ſpät geworden war, die Dämmerung bereits anzubrechen begann und wir uns auch nicht zu weit vom Hauptcorps entfernen durften, bivouakirten wir gleich hier auf dem Platz, nachdem wir uns gegen einen Ueberfall hinlänglich geſichert hatten. Mit großen Feuern thauten wir die Erde unter einer Eiche auf, ſo daß wir ein Grab mit unſern Beilen ſcharren konnten, und beſtatteten ſofort die drei Gefallenen ſo feierlich als möglich, und ſchwenkten zum lezten Gruß klirrend unſere Säbel über dem Grabe, da wir der Umſtände wegen die Salven aus den Karabinern unterlaſſen mußten. In die Rinde der Eiche ſchnitten wir ein † und die Anfangsbuchſtaben der hier Begrabenen, dabei gelobend, ihren Tod nach Kräften am Feinde zu rächen.

Daß ſolche Scenen und überhaupt die furchtbaren Grauſamkeiten, die ein Theil der Honvéds ſich gegen Alles, was in ihre Hände fällt, erlaubt, nicht dazu beitragen, unſere Leute milde gegen den Feind zu ſtimmen, iſt natürlich. Die Offiziere hatten oft große Mühe die Soldaten zu bewegen, daß ſie den Feinden Pardon gaben, und ſie ſtürzen ſich immer mit der furchtbarſten Wuth in das Gefecht. Unter dieſen Honvéds befindet ſich aber auch Geſindel aller Art. Manche Bataillone und Schwadronen derſelben ſind gut organiſirt, beſtehen größtentheils aus angeſeſſenen Bauern, werden von Edelleuten commandirt und in guter Disciplin gehalten und laſſen ſich ſolche Exceſſe nicht zu Schulden kommen. Andere Abtheilungen aber beſtehen aus den Inſaſſen der Zuchthäuſer und Gefängniſſe, die Koſſuth ſämmtlich geleert hat. Eine große Rolle ſpielen namentlich die vielen Räuber, die Ungarn von jeher hatte. Plünderungen und Greuelthaten der ſchandbarſten Art werden von ihnen verübt, und ſie machen wenig Unterſchied, welcher Partei Einer angehört, und plündern magyariſche Familien ſo gut wie andere. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß wir mit der Inſurrektion bald fertig werden, ſo mag doch lange Zeit vergehen, bis dieſe Räuberbanden wieder ausgerottet ſind. Die früheren regulären Truppen, die jezt bei Koſſuth ſtehen, und vollends die Offiziere derſelben, haben natürlich mit dieſen ſchmuzigen Verbündeten wenig Verkehr und ſuchen ſich dieſelben ſo viel als möglich vom Leibe zu halten. Zudem ſind aber im ungariſchen Heere Abenteurer aller Nationen zu treffen, die mit Offiziersſtellen bedacht ſind, wie denn überhaupt Jeder, der die Waffen gegen uns führen wollte, mit offenen Armen von Koſſuth aufgenommen wurde, wenn er auch direkt vom Galgen kam. Ein gefangener ungariſcher Edelmann, der kein Hehl daraus machte, wie ſehr er der Inſurrektion den Sieg wünſche, ſprach ſich mit tiefer Entrüſtung gegen viele Koſſuthſche Offiziere aus und nannte ſie geradezu Spizbuben und Lumpengeſindel, die nur Beute machen wollten, und mit denen dienen zu müſſen eine harte Aufgabe für einen ehrlichen Mann ſey. — Komiſch iſt, daß in dieſer angeblichen Freiheitsarmee der Stock ärger herrſcht als je in der öſterreichiſchen ſelbſt, wie uns wiederholt von Gefangenen erzählt worden iſt. Es wird dort furchtbar geprügelt.

Ueberhaupt ſoll es im Hauptquartier der Rebellen ſehr deſpotiſch hergehen, und Koſſuth, und mehr noch ſeine Frau und deren zahlreiches Gefolge, ſollen Anſprüche machen, als ob ſie zur kaiſerlichen Familie gehörten. Ein Huſar, der vor dem Wagen der Madame Koſſuth nicht den Säbel präſentirte, iſt deßhalb übergelegt worden und hat ſeine richtigen Fünf-und-zwanzig erhalten, wie er mir ſelbſt erzählte und ſeine Kameraden es beſtätigten. Auch die Offiziere ſollen gegen ihre Untergebenen ſich roh und brutal benehmen und überhaupt Zwietracht und Verwirrung in den Reihen der Inſurgenten herrſchen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortſetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Mein unmittelbares Verhältniß zum Prinzen ward im Herbſt 1831 gelöst, als ich zu einer andern Beſtimmung von Köln abgerufen wurde. Er ſelbſt kehrte nicht lange darauf mit ſeinen Eltern in die heimiſchen Räume nach Berlin zurück, und ich vernahm von Zeit zu Zeit von ihm ſelbſt, wie eifrig er ſeine hiſtoriſchen Studien betrieb, und hörte von andern, wie rüſtig ſeine körperliche Kraft ſey, wie groß ſeine Gewandtheit im Reiten und andern ritterlichen Uebungen, wie trefflich hier frühe Gewöhnung und eigene Anlage zuſammen ſtimmten. Ich durfte ihn ſeitdem mehreremal begrüßen, literariſche Zuſendungen empfing er ſtets von mir mit Freude und herzlicher Zuneigung; in öftern Zuſchriften, im flüchtigen Sehen und Sprechen, einmal auf der Landſtraße unweit meines damaligen Wohnorts, wo er mich ſogleich wieder erkannte, zeigte ſich überall das friſche, junge Gemüth voll Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, wie in der Natur, ſo in der Menſchenwelt. Oftere Reiſen in der Schweiz, in Tyrol, in Italien und am Rhein bildeten dieſen Sinn noch mehr aus, der auch in dem trauten Familienkreiſe auf Schloß Fiſchbach in Schleſien, wo er mit ſeinen Eltern Monate lang lebte, die edelſte Nahrung empfing. Von dieſem reizenden Aufenthalte her hatte er auch die beſondere Liebe für gebirgige Gegenden und hochragende Felſenreihen. — In den Jahren von 1835 bis 1844 durchlief Prinz Waldemar die verſchiedenen Stufen des Kriegerſtandes, dem er ſich, wie alle Prinzen des preußiſchen Königshauſes, frühzeitig gewidmet hatte. Im Jahr 1844 war er zum Oberſten aufgerückt. Sein Sinn für ernſte Beſchäftigung, ſeine Geſchicklichkeit im Zeichnen berechtigten zu den ſchönſten Erwartungen für ſeinen dereinſtigen Antheil an ausgedehnteren kriegeriſchen Unternehmungen. Daneben galt er auch viel in den wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften der Hauptſtadt (er war Mitglied der geographiſchen Geſellſchaft) und verkehrte gern in den gebildeten Kreiſen derſelben, unter denen ihn der Verein ausgezeichneter geiſtiger Begabung mit den vortrefflichſten Eigenſchaften des Herzens in der Familie der Frau Bettina von Arnim zu einem fleißigen Beſucher dieſes Hauſes gemacht hatten. Des Prinzen Neigung zu ihr und ihren liebenswürdigen Töchtern war zart und anmuthig; er ſuchte hier nichts als ein Behagen an der Gegenwart, die ihn in andern Umgebungen vielleicht weniger anſprechen mochte. Alles andere Gerede darüber iſt grundlos. Von ſeiner Gemüthsart und von der ganzen Beſchaffenheit des Verhältniſſes liegt überdieß Bettina's offenes Zeugniß aus dem Jahr 1844 in ihrer Zueignung des Buchs: „Clemens Brentano's Frühlingskranz," an den Prinzen vor, der als „lieber Prinz Waldemar" angeredet wird. Nachdem ſie in dieſer Vorrede die Beſcheidenheit des Prinzen und die Einfachheit ſeiner edeln Natur, die größere Forderungen an ſich macht, anerkennend erwähnt hat, heißt es weiter: „Fahre ich nun fort und ſage: in dieſem Buche werden Euer Hoheit viel Analoges mit ſich finden, ſo könnten die Schicklichkeitsmenſchen behaupten, dieß ſey ſchon unſchicklich, einem Prinzen zu ſagen, er habe Aehnlichkeit mit einer Volksſeele. Ich doch Ihnen dahre gar nichts ſagen, denn meine Anſprüchigkeit würde entweder von Ihrer Beſcheidenheit verneint, oder von dem Schicklichkeitsgefühl der Hofleute mir vermieſen." Und dann weiter: „Nun alſo, ihr Leute auf dem Markte, ich habe dieß frühlingduftende Buch nur dem darbringen können, gegen den ich keinen Zweifel hege, der Feldblumenkranz könne ihm zu gering ſeyn. Ich ſage euch aber, ihr Leute auf dem Markte, ihr, deren Gewiſſen Zeugniß gibt von jenen gefürchteten Fürſten, denen der Lorbeer und die Eiche und die Rante Ehrenkränze tragen, daß gleich in der Bruſt jener großen Männer auch ihm, der die Huldigung im Feldblumenkranz willkommen heißt, das vaterländiſch Edle, der Eifer für Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge, die Würdigung der Volkseigenthümlichkeit innewohnen, die ſein eigenes Streben mit den Kräften des Gemeingeiſtes zu allen edeln Opfern zuſammenſchmelzen." — Daß eine ſolche Wärme des Gefühls dem Gerede der großen und der kleinen Welt bloßgeſtellt worden iſt, liegt in der Natur unſerer Verhältniſſe. Die ſtille Freude des Prinzen mag dadurch geſtört werden ſeyn, und dieß mit andern verſtimmenden Gefühlen verbunden dahin gewirkt haben, daß er ſich entſchloß, die große Reiſe nach Indien zu unternehmen. Aber ſein Wunſch, ferne Länder zu ſehen und ungewöhnliche Erfahrungen zu machen, war immer lebhaft geweſen. Der Entſchluß ward gefaßt, und wohl ausgerüſtet durch wiſſenſchaftliche und andere Vorbereitungen verließ Prinz Waldemar zu Anfang Septembers 1844 Berlin. In ſeinem Gefolge befanden ſich ſeine Adjutanten, die Grafen v. d. Gröben und von Oriola, und der tüchtige Arzt und Naturkundige, Dr. Hoffmeiſter aus Braunſchweig, der von Humboldt, Schönlein und Lichtenſtein dem Prinzen als ärztlicher Begleiter empfohlen war. — Der Prinz reiſte von Triſt zuerſt nach Athen, ſchiffte von dort nach Alexandrien, fuhr auf dem Nil nach Cairo und landete mit den Seinigen nach manchen auf dem rothen Meer ausgeſtandenen Gefahren am 1. November in Aden, der Südſpitze Arabiens. Nach einer vierzehntägigen Seereiſe nahte er ſich den grünen Kokoswäldern und der glühenden Sonne der Inſel Ceylan, wo er auf das Ehrenvollſte von den engliſchen Behörden aufgenommen wurde und beinahe vier Wochen verweilte. In den Urwäldern zeichnete er ſich durch tollkühnen Muth und große Geiſtesgegenwart auf den gefährlichen Tiger- und Elephantenjagden aus, er drang unerſchrocken in die engſten, dunkelſten Schluchten ein und die augenſcheinlichſte Gefahr, von einem beimal in den Kopf geſchoſſenen wüthenden Elephanten erreicht zu werden, vermochte ſeinen friſchen Jagdmuth nicht zu lähmen. Der höchſt angreifende Zug auf den Adamspik war ein Vorſpiel noch größerer Beſchwerden; die Geſellſchaft mußte in dem dunkeln Walde mit ſeinem ſchwarzgrünen Laube über die glatten, naſſen Felſen oder über die ſchlüpfrigen Wurzeln ſteil aufwärts klettern, ohne Halt und Ruhepunkt, außer auf ſchwachen hölzernen Leitern und verroſteten eiſernen Ketten, und in den luftigen Hütten aus Bambus- und Palmblättern übernachten, die einen ſo froſtigen Zugwind durchließen, daß die Reiſenden aufſtehen mußten, um die erſtarrten Füße und Hände durch Bewegung zu beleben. Und doch war der Prinz immer voraus, mit dem Grafen Gröben der erſte auf der Höhe des Adamspik.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 75. Mittwoch den 28. März 1849.

Und trifft es morgen, ſo laßt uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.
Schiller.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Die Magyaren wollen nicht den polniſchen Offizieren gehorchen, die Koſſuth hat kommen laſſen, ſo daß dieſer ſich genöthigt ſah, den General Bem, unbedingt den fähigſten Führer der ganzen Inſurrektionsarmee, nach Siebenbürgen zu den Szeklern zu ſenden. Auch der gewaltige Adelſtolz der Magyaren zeigt ſich in ſeiner ganzen Schroffheit, und in den gut disciplinirten Abtheilungen des Heeres werden nur Edelleute als Offiziere angeſtellt. Freilich die Freicorps nehmen es nicht ſo genau, und im ſogenannten „Tyroler Honvéddataillon," das der frühere Beſitzer einer Winkelwirthſchaft errichtet hat, ſind ehemalige Schauſpieler, Kunſtreiter, Croupiers bei Banken als Offiziere angeſtellt. Der zweite Kommandant deſſelben iſt ein früherer k. k. Offizier, der wegen gemeinen Diebſtahls caſſirt und zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt war. — Die innere Zwietracht und Haltloſigkeit muß auch vorzüglich bewirkt haben, daß uns Peſth ohne Widerſtand eingeräumt wurde, da man doch dem Magyaren kühnen Muth, beſonders im ungeſtümen Angriff auf offenem Felde, nicht abſprechen kann.

Zwei Tagemärſche vor Peſth machte ich mit meinem Streifcorps noch einen guten Fang. Wir entdeckten, daß eine Honvédabtheilung von etwa hundert Mann einen Transport von vier Wagen eskortirte. Obgleich ich nicht mehr als ſechzig Mann bei mir hatte, beſchloß ich doch, wo möglich die Wagen zu erbeuten. Raſch auf Umwegen vorbeireitend gewannen wir einen Vorſprung, legten uns in einen Hinterhalt und fielen dann mit lautem Geſchrei über die beſtürzte Eskorte her, die ſich von dieſer Seite keines Angriffs verſehen hatte. Einige Honvéds ſetzten ſich zwar zur Wehr, ein Pferd ward einem meiner Huſaren erſchoſſen, zwei derſelben erhielten Streifwunden, auch mir ſchlug eine Kugel durch den Mantel, bald aber ſuchten ſie ihr Heil in der Flucht und überließen uns den Transport als Beute. Es waren größtentheils Lebensmittel aller Art auf den Wagen, aber auch eine Partie wollener Pferdedecken, die uns trefflich zu Statten kamen. Zuletzt fand ſich noch ein Korb mit fünfzig Flaſchen ächten Champagners, den ſich wahrſcheinlich ein höherer Offizier der Inſurgenten hatte kommen laſſen. Da war großer Jubel unter meinen Soldaten, von denen noch kein Einziger in ſeinem Leben Champagner getrunken hatte. Die Hälſe der Flaſchen wurden raſch abgehauen und der ſüße Schaumwein in gierigen Zügen getrunken. Er mundete ihnen gut, obgleich Manche doch erklärten, der „Sliwowitzer" (Pflaumenbranntwein) ſey ihnen lieber.

Wir ſchlugen auf dem Platz, wo wir die Wagen genommen, unſer Bivouak auf, und da entwickelten ſich nun Scenen voll Leben und Fröhlichkeit. Mächtige Feuer wurden wie gewöhnlich angezündet, denn es war noch ziemlich kalt, und an denſelben nach Herzensluſt geſotten und gebraten. Zufällig hatte eine Patrouille fünf Zigeuner mit ein paar Mädchen aufgegriffen. Dieſe, mit Inſtrumenten verſehen, ſpielten auf, und mit den Sporen klirrend, mit den Fingern ſchnalzend, tanzten meine Huſaren die halbe Nacht auf dem hartgefrorenen Boden, der einen guten

Tanzplatz abgab. Lauter Jubel und Luſt ringsum, und doch glaubten wir in den nächſten Tagen, wo es die Einnahme von Peſth und Ofen galt, einem heißen Kampf entgegen zu gehen. Aber der Soldat genießt nun einmal des Augenblicks, was die Zukunft bringt, kümmert ihn nicht.

Auch ich ließ mich von der Luſt des Augenblicks hinreißen und tanzte mit der ſchönen Sereſſanerin, deren ich früher erwähnt, mehrere Touren. Dann ſchob ich mir meinen Sattel unter den Kopf, wickelte mich in eine wollene Decke und legte mich an's Wachtfeuer, meine Umgebung zu betrachten. Ueber mir der dunkle Winterhimmel mit ſeinen funkelnden Sternen, in der Ferne dunkel geröthet vom Schein einer Feuersbrunſt, wie wir ſie faſt täglich ſahen, denn die Koſſuthſchen Schaaren verbrannten bei ihrem Rückzuge viele Wohnungen, ja ſelbſt Dorfſchaften, die von Deutſchen oder Slaven bewohnt waren. Um mich herum in weitem Kreiſe unſere Roſſe, ganz in die wärmende Decke gehüllt, entweder lang hingeſtreckt oder das Futter aus den vorgehängten Beuteln verzehrend; ein Theil davon natürlich gezäumt und geſattelt, bereit, im erſten Augenblicke ihre Reiter gegen den Feind zu tragen. Neben mir, grell vom Feuer beleuchtet, die tanzenden Huſaren in ihren weißen Mänteln, lauter kräftige Geſtalten, dunkle, ausdrucksvolle Köpfe mit düſtern, glühenden Augen, den untern Theil des Geſichts vom dicken ſchwarzen Bart umſchattet. Die paar Sereſſaner, die ich noch bei mir hatte, da ſie bei den Schleichpatrouillen ihrer ungemein ſcharfen Sinne und großen Gewandtheit wegen treffliche Dienſte leiſteten, lagen, in ihre rothbraune Kapuzmäntel gehüllt, am Feuer und ſchliefen, da es ſchon ältere Leute waren, die an Tanz und lärmender Freude keinen Geſchmack mehr fanden. Dazu die Töne der Zigeunermuſik, die gar nicht übel war, das Jauchzen, Singen, Schnalzen, Klirren meiner Leute. Aus der Ferne bisweilen der Anruf unſerer Vedetten, hie und da auch aus dem Innern des Waldes das Geheul der Wölfe, die in Ungarn noch ziemlich häufig ſind. Für dieſe war dieſes Jahr ein geſegnetes; manches geſtürzte Pferd, aber auch manche menſchliche Leiche fand den Weg in ihre nie geſättigten Mägen. — Gegen Mitternacht machte mein Gebot dem Tanz ein Ende, da die Leute ihre Kräfte nicht nutzlos vergeuden ſollten, und wen nicht der Dienſt wach hielt, der ſchlief bald am Wachtfeuer hingeſtreckt den geſunden Schlaf des Ermüdeten, der dem Soldaten im Felde immer wird. Kurz vor der Morgendämmerung wurden wir übrigen durch eine Vedette, die einen Ueberfall ſignaliſirte, allarmirt und ſaßen in wenigen Minuten gerüſtet im Sattel. Es war aber ein falſcher Lärm geweſen; kein Feind zeigte ſich, und wir konnten noch einige Stunden ruhen, bevor wir aufbrachen, um am Mittag in der Ferne zum erſtenmal die Thürme von Ofen zu erblicken.

(Schluß folgt.)

Würzburg.

(Fortſetzung.)

In den geiſtigen Zuſtänden Würzburgs war unterdeſſen auch eine merkliche Veränderung eingetreten. Durch die Verlegung des Appellationshofs nach Aſchaffenburg und durch die Entfernung mehrerer, in ihrer Sphäre ausgezeichneter und zugleich unabhängig denkender Profeſſoren von der Univerſität war zweierlei entſtanden. Erſtens war Würzburg um eine Anzahl gebildeter und geſcheidter Männer, die ihrerſeits wieder ein Mittelpunkt und gleichſam lebendige Organe anregender Geſelligkeit waren, ärmer geworden. Man konnte ſich namentlich überzeugen, wie günſtig vorzügliche Mitglieder der höhern Gerichtshöfe auf das Treiben und Trachten einer Stadt einzuwirken vermögen, und von welch hoher Bedeutung für die Bildung der Jugend es iſt, wenn die Meiſter einer Hochſchule nicht bloß tüchtige Fachgelehrte, ſondern auch intereſſante Menſchen ſind. Hiedurch wirkte, ohne es darauf anzulegen, wie kein anderer, Schönlein. Als Arzt, als zugleich praktiſcher und philoſophiſcher Lehrer ſeiner Kunſt geſchätzt, geſucht, gefeiert, glänzte er dabei als vollkommener Weltmann. Für ſeine Hauptſtärke am Krankenbette galt die Diagnoſtik, die Erkenntniß des Uebels. Aber auch im Salon und im Kreiſe ſeiner Freunde kam ihm dieſe Gabe ſehr zu ſtatten; er ſah die Seelen mit ſcharfem Blicke durch und zog mit ſarkaſtiſchem Lächeln ihre verborgenſten Gebrechen an's Tageslicht. Man behauptete wohl, in Auffindung von Tugenden ſey er minder glücklich und geübt; ich denke, er mochte die Vorzüge ſo gut als die Fehler wahrnehmen, allein er wollte diejenigen, die um ihn waren, vor allen Dingen unterhalten, und das erreicht man doch leichter und ſicherer durch Satire und böſe Chronik, als durch die gefeilteſte Lobrede. Wichtiger freilich war für Würzburg der Kliniker Schönlein, indem er durch die Tiefe ſeines wiſſenſchaftlichen Schauens, die Anſchaulichkeit ſeines Vortrags und die aus Beidem ihm erwachſene Berühmtheit eine Menge junger, lernbegieriger Männer aus der Ferne, namentlich aus dem nordweſtlichen Deutſchland, herbeizog. Dadurch kamen in das einigermaßen wilde Weſen der einheimiſchen Gewohnheiten und die Enge der anerzogenen Begriffe fremde, feinere Kulturſtoffe, deren Wirkung, ein's in's andere gerechnet,

Digitized by Google

eine günſtige genannt werden muß. Dieſer Zufluß, wenn auch deſſen gänzliches Aufhören einerſeits durch die fortwährende Gegenwart einiger Männer von Gehalt und gutem Klang an der mediciniſchen Fakultät, durch die Tüchtigkeit von Schönleins Nachfolger andererſeits verhindert wurde, nahm nach Schönleins Entfernung doch ſichtlich ab, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß auf dieſe Weiſe die geſelligen Verhältniſſe Würzburgs provincieller und kleinbürgerlicher ſich geſtalten.

Nächſt der mediciniſchen Fakultät hatte auch die philoſophiſche einen Mann aufzuweiſen, welcher die Univerſität Würzburg aus der Reihe der Landesuniverſitäten zweiten und dritten Rangs zu einer allgemeineren Bedeutung emporhob. Ich meine Johann Jakob Wagner. Ob Wagner, wie einige ſeiner Verehrer wollen, zu den Heroen deutſcher Weisheit gezählt und neben Kant, Fichte, Schelling als ebenbürtig genannt, oder ob ihm nur die Ehre eines genialen und eigenthümlichen Denkers, ohne weſentliches Verdienſt um den Bau und Fortſchritt der deutſchen Philoſophen, ohne bleibende Wirkung auf die Weltanſchauung des deutſchen Volks zugeſprochen werden dürfe, das laſſe ich dahingeſtellt ſeyn und halte auch die Unterſuchung dieſer Frage an dieſem Ort keineswegs für nothwendig. Aber was ſich nicht in Abrede ſtellen läßt, das iſt die merkwürdige Figur und Rolle, die er in Würzburg geſpielt.

Schon ſeine äußere, ziemlich aparte Erſcheinung mußte ſeinen Ruf über die Grenzen der Univerſität verbreiten. Die kleine, unterſetzte, wackelnde Geſtalt, das volle, nicht ſehr regelmäßige, halb launige, halb verdrießliche Geſicht, ſeine Haltung im Theater, wo er dem Lauf des Stücks mit unverrücktem Auge folgte, ſein raſches Wenden des Kopfs und ſein trotziges Umherblicken, das viereckige Haus, das er ſich in Uebereinſtimmung mit ſeinem Syſtem der Vierheit erbaut, hatten bei allen Klaſſen der Bevölkerung ein gewiſſes Intereſſe an ſeiner Perſönlichkeit geweckt. Man wußte, daß er häufigen Zerſtreuungen ausgeſetzt war, und was er auf dem Herzen hatte, mit einer Offenheit kundgab, die man ſonſt nur bei Kindern findet. Eines Morgens kam er in das Colleg und redete mit tief ſchwäbiſcher Ausſprache ſeine Zuhörer folgendermaßen an: „Meine Herrn!“ (zwei Minuten lange Pauſe), „meine Herrn! Ich kann heute nicht leſen, ich habe einen häuslichen Zwiſt.“ Und mit dieſen Worten verließ er raſch den Lehrſtuhl und ſtürzte zum Saal hinaus. Ein andermal wollte ich ihn beſuchen. Ich zog die Glocke des viereckigen Hauſes, keine Antwort; ich zog noch einmal, dießmal etwas lauter — gleiches Schweigen; endlich läute ich mit einiger Kraftanſtrengung, da fährt Wagner in eigener Perſon mit dem Kopf durch das Fenſter, ruft mit grimmiger Stimme: „Ich bin heute nicht zu Haus,“ und ſchlägt ſogleich das Fenſter heftig wieder zu.

Ein ſolcher Mann konnte weder der Aufmerkſamkeit noch der Kritik entgehen, aber dieſe Kritik war, nach dem was mir bekannt wurde, und ohne hier auf das, was Einzelne thun mochten, Rückſicht zu nehmen, nicht liebios, nicht feindlich; Wagner mochte belächelt werden, er wurde auch bewundert, geliebt, geehrt. Er hatte Schüler, die an ihm hingen, wie nur begeiſterte Jünger an einem großen Meiſter hängen können, und das größere Publikum, wenn es auch der Auseinanderſetzung ſeiner Tetras nicht ſehr fleißig folgte, drängte ſich doch mit Begierde in ſeine Vorleſungen, in denen er Goethes Gretchen mit der Gärtnerin Madonna zuſammenſtellte und es als etwas unendlich Schönes pries, daß von dem größten Maler ſowohl als von Deutſchlands gewaltigſtem Dichter die höchſte Fülle weiblicher Demuth und Liebkichkeit durch ein Mädchen geringen Standes verſinnlicht worden ſey. Von denjenigen ſelbſt, denen das Zarte und Sinnige dieſer Idee nicht einging, hatten ſich Manche daran erbaut, weil ſie eine Verherrlichung ihrer demokratiſchen Gedanken darin ſahen, und in der That theilte Wagner, freilich mit der Reife und Mäßigung ſeines Alters und Geiſtes, die liberalen Sympathien der Jugend.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Diſtichen.

I.

1847.

Ich auch liebe das Land, das von den Griechen geliebt ward,
Zu dem lichten Olymp ſchau' ich bewundernd zurück.
Mir auch ſind Plato, ſind Phidias göttliche Namen,
An dem attiſchen Geiſt hab' ich mich immer gelabt.
Mehr gehör' ich jedoch dem rings mich umfließenden Leben,
Das ſich mit rauſchender Fluth drängt an die pochende Bruſt.
Hier bewegt mich der Haß, hier trägt mich die Liebe, des Haſſes
Mächtige Mutter, und Furcht theilet mit Hoffnung mein Herz.
Hier in dem ewigen Streit von unverwüſtlichen Kräften
Werd' ich der eigenen Kraft immer von Neuem bewußt;
Und nicht fühl' ich mich altern, denn wie ein verjüngender Zauber
Tauchet in anderem Licht jeglicher Morgen empor.
Darum lieb' ich dich auch ſo ſehr, erkorene Heimath,
Darum weih' ich mein Lied, buntes Lutetia, dir.
Schön erſcheinſt du mir nicht wie die Trümmer helleniſcher Hallen,
Aber das Leben ſelbſt bleibet das Schönſte für mich.

Zürnet mir immer, daß ich die reinen Pfade verlaſſen,
Und in des Tages Gewühl ſuche den dauernden Reiz.
Seht ihr, ſeht ihr denn nicht, daß Sehnſucht keinen Gewinn bringt,
Daß die ſchaffende Kraft nicht von den Todten ſich nährt?

Wenn ihr Griechen nicht ſeyd, ſo werdet ihr nimmer es werden,
Aus den Ruinen Athens baut ihr kein neues Athen.
Leſet und forſchet und lernt; aus all dem Staube der Bücher
Ziehet ihr keinen Homer, keinen Menandee hervor.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortſetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Ungern trennte ſich der Prinz von Ceylan; er meinte, es liege wohl der ſchönſte Theil der Reiſe jetzt hinter ihm. Die weitere Seereiſe führte ihn nach Madras und Calcutta, wo er am 3. Januar 1846 eintraf und in des Generalgouverneurs Hardinge prächtigem Palaſt abſtieg, um aber bald wieder nach dem Kathamanduthal, den Bergen von Nepaul und dem iſolirten Bergkegel von Royalal aufzubrechen. Nach der Rückkehr ward der Weg durch das flache Land Indiens angetreten, um die altberühmten Städte Benares und Delhi zu bewundern. Der Weg war mühſelig und langweilig, der Staub lagerte ſich dick in den Augen, und doch hatte der Prinz nicht Ruhe; Tag und Nacht ward die Reiſe fortgeſetzt, bald in den Palankins, bald zu Fuß. Seine Einfachheit erregte hier wie ſchon in Ceylon das größte Erſtaunen der Eingebornen. Die mit Gold belaſteten, Kronen tragenden und von Elephanten getragenen Herrſcher und Häuptlinge des Orients wußten nicht, was ſie denken ſollten, wenn ſie den europäiſchen Prinzen in den leichten roth und weißen Beinkleidern von dünnem Seidenzeuge, in Hemd und Solahhut* einherkommen ſahen. Am 25. März traf Prinz Waldemar in dem großen Lucknow ein, wo ihm der engliſche Reſident, Shakſpeare, die bequemſte Wohnung in ſeinem ſtattlichen Hauſe zubereitet hatte, und wo der Nabob von Oude die Ankunft eines ſo ſeltenen Gaſtes durch reiche Geſchenke, prächtige Feſte, große Jagden und mächtige Thierkämpfe feierte. Auf der Rückfahrt von einem ſolchen Feſte in des Nabobs prächtigen Gondeln ſtimmte der Prinz mit ſeinen Begleitern Arndts Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland," an, und die klaren Stimmen erklangen lieblich zwiſchen Amjud Ali Schahs Roſengärten. — Ueber Agra, Bhurtpur und Delhi näherte ſich der Prinz mit ſeinem Gefolge den kühlen Bergen des Himalayah. Seine Abſicht war, von Merut aus die faſt unbetretenen Hochthäler dieſes merkwürdigen Gebirgs zu erſteigen, um durch daſſelbe, wenn es die chineſiſchen Behörden nicht hinderten, über einen der Grenzpäſſe in Thibet einzudringen. Dieſer Weg konnte aber nicht anders als zu Fuß zurückgelegt werden, wozu auch der Prinz ſchnell entſchloſſen war und ſeine und ſeiner Begleiter Pferde auf einem andern Weg um das Gebirge herum führen ließ. — Die eigentliche Bergreiſe begann am 4. Mai. Ihre ausführlichſte Schilderung liegt uns in den bereits vor zwei Jahren gedruckten indiſchen Briefen des oben genannten Hofmeiſters vor, und gibt das anſchaulichſte Bild von den Mühſeligkeiten, Beſchwerden und Todesgefahren, welche auf dieſen rauhen Gebirgspfaden, die wenige Europäer und noch nie der Fuß eines europäiſchen Fürſten betreten hatten, die Reiſenden ausſtehen mußten. Und das Alles aus freier Wahl, aus reiner Forſchesluſt und großer Freude an Erweiterung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. Bald wurden die brauſendſten Gebirgsſtröme auf leichten Brücken überſchritten, bald erſtieg man die ſchwindelnden Höhen auf ſchmalen Treppen, von denen man nur mit Schaudern auf die in furchtbarer Tiefe rauſchenden Wellen des Bergſtroms hinabſah, bald litten die Reiſenden von den ſenkrecht herabſchießenden Sonnenſtrahlen in den tiefen Thälern, bald verurſachte die im Juni empfindlich kalte Luft Schwindel und Uebelkeiten. Aber noch lohnten ſchöne Wälder, blumenreiche Gründe und der ſcharf gezeichnete Gipfel der hohen Himalayahberge unter dem blauen Himmel die Anſtrengungen der Reiſenden; die Schneebetten, durch welche ſie drangen, waren in dieſen Gebirgen noch mit ſchönen hellrafenrothen Anrikeln und ſchwefelgelben Primeln von lieblichem Geruch eingefaßt. Aber von dem Aufbruche aus dem Raſtort Pauali Dando (am 21. Juni) an, auf dem Weg nach und durch die tiefen Flußthäler, in welchen die Quellen des Ganges liegen, begannen die eigentlichen Schwierigkeiten dieſer fürſtlichen Anabaſis. Das Erdreich war ja lehmig und durch Regen erweicht, daß man ſich nur auf Händen und Füßen fortbewegen konnte; der Wind ſauſte kalt und ſchneidend in den Thälern und Felſenpäſſen, in denen dumpfes Brauſen die Nähe der Waſſerfälle des Ganges verkündete; die Gegend war ſchauerlich wild, mitunter mit prachtvollen Ausſichten in die zerklüfteten Thäler. Bald führte der Weg im Zickzack auf ſchwindel erregenden Treppen oder auf Brettern, welche über die Klippen und Abgründe gelegt waren, die ſteile Höhe hinauf, bald ſchwankte der Fuß in dem hohen naſſen Graſe, oder auf dem Geröll von bröcklichtem Thon und Granittrümmern, bald benahmen Nebel oder eiſig kalter Regen die nächſte Ausſicht, bald ſanken die Kniee in die weichen, glänzenden Schneefelder, und die Trümmerhaufen eines ringſtürzten Felſens erſchienen wie eine Oaſe, in welcher der Prinz und ſeine Begleiter ausruhten, um friſche Kräfte zu ſammeln.

(Fortſetzung folgt.)

* Solah wird das Mark des Wollbaumes genannt, aus dem Hüte zum Schutz gegen die Sonnenhitze gemacht werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 76. Donnerstag den 29. März 1849.

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.
Schiller

Würzburg.

(Fortsetzung.)

Wagner hatte namentlich seine Theilnahme den Polen zugewandt, und als einmal die Rede auf die Einnahme Warschaus und das nun, meinte der mit ihm Redende, vollendete Schicksal Polens kam, rief er laut und wie von heiligem Zorn ergriffen aus: „Nein, Polen ist so wenig gestorben wie Christus am Kreuz, und wie aus dem Leiden Christi das Heil der Welt, so wird aus dem Leiden Polens die Freiheit der Welt erstehen."

Ein solcher Charakter mußte der bayerischen Regierung, die in jener Zeit überhaupt die Charaktere nicht sehr liebte, ein Dorn im Auge seyn. Er ward behindert, beschränkt, gequält und endlich geopfert. Diese Stadt, die ihm zur andern Heimath geworden, sie ward ihm verleidet, er verließ sie; dieses Haus, ein Ebenbild der von ihm gedachten Weltform, es ward ihm unwohnlich gemacht, er verkaufte es und beschloß bald darauf sein reiches Leben in seiner Vaterstadt Ulm.

Von dort an entfremdete Würzburg sich zusehends dem höhern geistigen Leben; allgemeine Bildung ward täglich weniger ein Ziel des Lernens, die Wissenschaft täglich mehr Brodstudium, Gewinn und Behagen erschienen von Tag zu Tag als größere Güter. Allerdings wurde die Bühne fortwährend gepflegt und gestützt, doch nicht sowohl, damit sie eine Schule starker Entschlüsse und feiner Gefühle sey, sondern als probates Mittel gegen die Langeweile der Winterabende. Auch die Religion nahm in der alten bischöflichen Stadt einen doppelten Aufschwung; allein sie wurde weder ein Anlaß zu glänzender Gymnastik des Verstandes, noch erblühte die Poesie eigenthümlicher mystischer Anschauungen in ihrem Schooße; sie blieb etwas Gewöhnliches, eine Gouvernante der unmündigen Seelen, ein Heilbrunnen der erlahmten Weltkinder, und was das Schlimmste war, sie wurde mehr und mehr eine Parteisache. Daraus ergab sich denn von selbst der Gegendruck einer eben so gedankenlosen Abneigung gegen alles Kirchliche, die sich, weil sie den bestehenden Glauben verhöhnte, für Fortschritt ausgab und mit jener frostigen Hoffart auftrat, die ein Kennzeichen der deistischen Aufklärung ist. Sie war, nebst der Kritik gewisser Finanzsünden, welche sich die Regierung zu Schulden kommen ließ, der Grundstoff und die Hauptwaffe der liberalen Opposition in jener Zeit; aber wie der gerechte Tadel, den die Verwaltung des Staatsvermögens erfuhr, durch die Segnungen des Zollvereins, nicht zu Boden geschlagen, wohl aber in seinen Wirkungen geschwächt ward, so wurde die Unzufriedenheit der lauen Katholiken mit dem vom Ministerium in konfessionellen Dingen befolgten System durch die Empfänglichkeit eines großen Theils der Einwohner für priesterliche Lehren und Anordnungen zwar nicht gedämpft, aber doch im Schach gehalten.

Die Religion hatte einen mächtigen Bundesgenossen am musikalischen Sinn der Bevölkerung, dem sie durch ihre heiligen Tonwerke beständig Nahrung und Befriedigung gewährte. Ich erinnere mich mancher Tage im vorigen Sommer, an denen die harmonischen Ausflüsse aus dem Dom der Stadt mir

Digitized by Google

gar nicht aufzuhören ſchienen. Bald war es der feierlich magiſche Klang der Orgel, bald der innige Geſang des verſammelten Volkes, bald ein heller Chor wohlgeübter Kinder, bald der Choral des Kapitels, und bei außerordentlichen Gelegenheiten der Verein ausgebildeter Stimmen und energiſch geführter Inſtrumente. Morgens eilf Uhr, wenn ich an der Metropolitankirche vorbeiging, um mich zum Leſen der Zeitungen in die in dieſer Beziehung reicher als je ausgeſtattete Harmonie zu begeben, hörte ich den himmliſchen Gruß, und Abends, wenn der Julihimmel dunkler zu glühen anfing und Alles hinaus war in die Schenken oder Gärten, welche die Stadt umgürten, hörte ich oft wieder erhebende Hymnen durch die vereinſamten Straßen klingen. Ich befand mich zufällig öfters in der Nähe des Doms, auch mag die Hauptkirche in muſikaliſcher Hinſicht vor den andern bevorzugt ſeyn, aber nirgends wird in den gottgeweihten Räumen die Kunſt der heiligen Cäcilia vernachläſſigt.

Wie die Kirche, ſo die Schule. Das Haus, wo ich gaſtfrei aufgenommen wohnte, lag dem Schullehrerſeminar gegenüber, und jeden Morgen, bald nach Sonnenaufgang, folglich eh' es mir lieb war, wurde ich in Schlaf und Traum durch ein verworrenes Geräuſch mehr oder weniger geſtört. Ich wachte nicht auf und ich ſchlief doch nicht mehr; ich hörte etwas, erſt wie im Traum; es war reizend und phantaſtiſch; dann wurde es vernehmlicher und klarer, ich ſchlug die Augen auf, und wenn mir noch recht gegenwärtig iſt, was ich empfand, ſo war mir's, das erſte-, zweite-, drittemal wenigſtens, als ob das diſchen Licht, das durch die weißen Vorhänge und durch das ſchlecht geöffnete Auge in mich eindrang, die melodiſche Sprache redete, die ich hörte. Die Augen fielen mir wieder zu, aber das holde Flüſtern dauerte fort, ich dämmerte wieder ein, aber ich ward nicht ruhig. Ich muß mich jeden Morgen zum mindeſten zehnmal hin und her gewendet haben, bis ich ganz munter wurde und den Wohlklang, der aus dem benachbarten Gebäude, eine Zeitlang ſtörend, dann aber willkommen zu mir hereinkam, mit vollem Bewußtſeyn vernahm. Es waren die Schulkandidaten, die Lehrlinge im Lehren, die ſich im Zuſammenſingen übten und, wirkſamer als der Hahnenruf, mich täglich zu derſelben Stunde weckten.

Ich hatte ſchon früher etwas ähnliches empfunden, nur, ſtatt daß die Muſik meine Sinne der ſchon erwachſenen Sonne öffneten, begleitete ſie mich auf der ſchönen Reiſe in das Reich des Schlummers. Nie hat ſich jener wunderſame Moment aus meinem Gedächtniß verwiſcht, und ich denk' es, ich fühl' es ganz noch, wie mir damals war:

Nacht decket das Ufer und Nacht das Meer,
Die Glocken tönen von ferne her.
Wie tönen ſie lieblich und heilig und rein,
Sie wiegen in labenden Schlummer mich ein.
Nun kommen, da ich entſchlummert bin,
Die Glocken, die Glocken nicht aus dem Sinn.
Ich höre ſie läuten und läuten fort
Herüber vom luftigen Wallfahrtsort;
Und Pilger ſeh' ich in Reihen geh'n,
Und Fahnen in ihrer Mitte weh'n.
Auf jeder Fahne der Jungfrau Bild,
Und Lieder ſingen ſie fromm und mild.
Die Sonne leuchtet, der Himmel glüht,
Hoch ſtehen die Aehren, die Wieſe blüht,
Die Vögel ſingen mit Heiterkeit,
Und Alles iſt Frieden und Seligkeit.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Man glaubte in der ganzen Armee, die Inſurgenten werden ſich vor Ofen concentriren und verſuchen, dieſe Stadt mit dem damit verbundenen Peſth ſo lange als möglich zu halten; wir Alle ſahen hier einem entſcheidenden Kampfe entgegen und trafen alle Vorbereitungen dazu. Mit pomphaften Worten hatten die radikalen magyariſchen Zeitungen, die übrigens, beiläufig geſagt, faſt noch unverſchämter lügen und lächerlicher prahlen als die Wiener Blätter während des Oktoberaufſtandes, verkündet, Ofen werde ein zweites Saragoſſa werden, hier ſolle die k. k. Armee ihren Untergang finden. Monate lang war an weitläuftigen Verſchanzungen gearbeitet, ſehr viel Eigenthum fleißiger Familien verwüſtet worden. Und jetzt, da es galt, war Alles umſonſt geweſen. Koſſuth fürchtete zwiſchen zwei Feuer zu kommen; der größte Theil der Ofener und Peſther Bevölkerung, die ſeinen Charakter genugſam kennen gelernt und ſein ganzes ehrgeiziges Treiben durchſchaut hatte, war ihm und ſeiner Partei ſehr abgeneigt. Hätten wir daher von Außen angegriffen, ſo hätte er befürchten müſſen, daß ſich auch im Innern eine Partei gegen ihn erhebe, und dieß hat wohl ſehr viel zu ſeinem fluchtähnlichen Rückzug nach Debreczin beigetragen. Als uns unſere Kundſchafter meldeten, die Verſchanzungen bei Ofen ſeyen ganz unbeſetzt und das Koſſuth'ſche Heer flüchte aus Peſth, wollten wir dieſer Nachricht gar keinen Glauben ſchenken. Vorſichtig und immer noch Verrath oder Hinterhalt irgend einer Art fürchtend, rückten wir vor; aber es war wirklich ſo: wir fanden, einzelne Nachzügler

Digitized by Google

abgerechnet, keinen Vertheidiger in allen Werken und erhielten bald aus der Stadt selbst die sichere Kunde, daß wir gemächlich einziehen könnten. Manchem Kampflustigen in unserem Heere war diese Kunde gar nicht erwünscht. Hatten wir doch viele Abtheilungen, denen seit Wien nicht die Gelegenheit geworden, auch nur Eine Kugel gegen die Insurgenten abzufeuern.

Es war ein schöner Anblick, als wir am Mittag des 6. Januars über die großartige Schiffbrücke von Ofen nach Pesth marschirten, unseren Einzug in die erste Stadt Ungarns zu halten. So gut als möglich war Alles herausgeputzt und rauschend spielte die Musik mehrerer Regimenter die österreichische Nationalhymne. Laute „Eljens" und geschwenkte Taschentücher aus den Fenstern sehr vieler Häuser begrüßten uns. Jubel und Freude überall. Die vielen tausend Deutsche und Slaven, die die Hälfte der Bevölkerung beider Städte ausmachen, führten laute Klagen über die Leiden, welche der Uebermuth der Kossuth'schen Partei ihnen bereitet. Wer den rohen Hochmuth magyarischer Edelleute und die Wildheit magyarischer Bauern kennt, wundert sich nicht darüber. — Ein eigenes Gefühl war es mir, wieder in einem Bette zu schlafen, der Kleider mich entledigen zu können; seit dem 21. November, wo wir aus Wien wieder abzogen, war dieß nicht mehr der Fall gewesen. Ueberhaupt hatten der beständige Vorpostendienst und die unaufhörlichen Patrouillen Menschen und Pferde so mitgenommen, daß einige Erholung uns nothwendig war. Lange wird die Rast nicht währen, denn wenn auch die völlige Bezwingung der Rebellion vorauszusehen ist, so kann sich die Sache doch noch wochenlang hinziehen. Die vielen Ebenen Ungarns, die Distrikte der Cumanen und Jazygen, die Sitze des ächten Magyarenthums, werden fortan der Kriegsschauplatz seyn, und dort findet ein so gewandter, schlauer und dabei energischer Mensch wie Kossuth noch immer viele Hülfsquellen, wenn er das Aeußerste daran setzen will.

Die besten Verbündeten der Insurgenten sind übrigens die schlechten Wege, die im Frühling, wo Thauwetter eintritt, fast grundlos werden und jede Operation lähmen. Namentlich die Fortschaffung des Geschützes, in welcher Waffe wir den Insurgenten so weit überlegen sind, ist mit furchtbaren Anstrengungen verbunden. Hunderte von armen Pferden werden dabei zu Tode getrieben, und man kommt doch nur langsam oder gar nicht vorwärts, so daß der Feldherr nie mit Sicherheit einen Plan ausführen kann. Uns Husaren auf unseren leichten Rossen hindern die schlechten Wege weniger, wenigstens haben unsere Feinde, die auch nicht anders beritten und organisirt sind als wir, dieselben Beschwerden davon. In diesen ungarischen Händeln ist es eine schöne Sache, Kavallerist zu seyn, und wenn wir erst auf die weiten Ebenen kommen, die zu Reitergefechten wie gemacht sind, so wird man uns gut brauchen können. — Mein nächster Brief ist hoffentlich aus Debrezin datirt, dem Ort, wo ich in früher Jugend meine militärische Laufbahn begonnen.

Pariser Distichen.

II.

1848.

Lächelnd sah ich noch jüngst Paris im Gewande des Friedens,
Sah es auf Schmuck und Genuß immer von Neuem bedacht.
Leise nur zitterte noch das Echo früherer Kämpfe,
Und wir horchten nicht mehr auf den verscheidenden Klang.
Aber mit einemmal regt murrend sich wieder die Streitlust,
Und die Geister der Schlacht kehren im Dunkeln zurück.
Stolz und beschämt gedenkt das Volk der Thaten von ehmals;
Mächtiger Thatendrang folgt der Erinnerung nach.
Zu den Waffen! ertönt's, zu den Waffen! erschallt es von Neuem,
Bürger und Brüder! und schon stehet in Waffen Paris.
Wie von allmächtiger Hand gebaut erhebet in Einer
Nacht ein gewaltiges Heer trotzender Festungen sich.
Bald entspinnt sich die Schlacht; auf Entladung folget Entladung,
Und von Moment zu Moment steiget Erwartung und Angst.
Doch schon leuchtet der Sieg, es weichen, es fliehen die Truppen,
Und das jauchzende Volk stürmt in den öden Palast.
Nun beginnt das Geschäft der Zerstörung, die tobende Menge
Fühlt als Königin sich, fühlt im Zertrümmern sich groß,
Nimmt das Scepter zur Hand, den purpurnen Thron zu zerschlagen,
Und des Genius Werk gibt es den Flammen anheim.
Thut, was das Herz euch gebeut, der Gleichheit wilde Sektirer,
Seyd Baharen, ihr seyd's doch nur der Freiheit zu lieb.
Du, du aber, mein Lied, du Bild des wahren Gesetzes,
Du, der Grazien Freund, schweig' im entfesselten Sturm.

F. S.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortſetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Endlich war die Geſellſchaft am 13. Juli auf der Höhe des Paſſes angelangt; es war eine todte Wüſte, kein Vogel, kein lebendiges Weſen ließ ſich in dieſen Oden Gerölliflächen vernehmen. Aber noch mußte eine ſteile Gletſcherwand erſtiegen werden, während der Wind auf die Klimmenden beſtändig Schauer von kleinen Steinchen herabſchüttete. Und doch erreichten Prinz Waldemar, Hoffmeiſter und der Führer in vier Stunden die Höhe. Dieſe beſtand in einem hervorragenden, kahlen Trümmerkegel von weißem Granit, der bisher noch von keinem europäiſchen Reiſenden berührt worden war. Die Höhe wird Lawa Kaya genannt und liegt nach Hoffmeiſters Meſſung 15,355 Fuß über dem Meer; der Granitkegel mochte nach 300 bis 400 Fuß höher ſeyn. — Jetzt begann das Hinabſteigen über furchtbar ſteile Schnee- und Eisbänke, vor denen die eingebornen Laſtträger zurückſchauderten und nur durch Geld, durch Schläge weiter gebracht wurden, endlich dadurch, daß der Prinz und ſeine Begleiter das Gepäck auf ihre eigenen Schultern luden. Unter dem Schnee waren glatte Eismaſſen, man mußte mit der Axt in der Hand Stufen hauen, während kaum zu der peinlichen Arbeit ein feſter Stand gewonnen werden konnte, um nicht in den Abgrund hinabzuſtürzen. Faſt wäre dieß dem Prinzen, der ſtets auf das Thätigſte mit Hand anlegte, hier widerfahren; ſein Stock mit ſtarker, eiſerner Spitze hielt ihn aber noch im Fallen auf. Rutſchend kamen die andern nach, um dann wieder bald durch feſten, bald durch halbgeſchmolzenen Schnee zu wandern, um an den folgenden Tagen ſteile Wände zu erklimmen und über jähe Abſtürze von faſt 1000 Fuß zu ſchreiten, wo eine Gemſe den Weg gefährlich gefunden hätte. Von da an kam der Prinz allerdings in bewohntere Gegenden, die Reiſenden fanden wohlhabende Dörfer, gefällige Einwohner, blühende Gefilde und Cedernwälder; der Weg war zwar häufig noch ſchwierig, die Hinderniſſe jedoch mehr zeitraubend als gefahrdrohend. Aber den Plan, nach Thibet vorzudringen, mußte Prinz Waldemar zu ſeinem großen Bedauern aufgeben. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen, als die Bedenklichkeiten eines Dorfoberhauptes zu Tſchetkul, mehr noch die Unzuverläſſigkeit des Volks jede Ausſicht vereitelten, und ſehnſüchtig blickte der Prinz in die Thalöffnung, in welcher der Weg nach Thibet ſich hinauszog, der durchaus nicht ſchwierig oder gefährlich erſchien.

Wiederum ging es nun fort, bergauf und bergunter, längs dem Laufe des Sudletſch, auf guten und ſchlechten Pfaden, auf gefährlichen Uferwegen und ſcheroffen Klippen, neben tiefen Abgründen, wo es nicht anders möglich war fortzukommen als auf dem Bauche rutſchend, während der Führer die Füße dirigirte und ein anderer mit der Hand den Kragen feſthielt. „Wie wir," ſchreibt Hoffmeiſter, „alle ſo glücklich über die böſen Stellen hinübergekommen ſind, bei deren Erinnerung mich jetzt noch ein Schauer überläuft, wir endlich die Gepäckträger ſie, ohne den Hals zu brechen, paſſirt haben, iſt mir ein unauflöslich Räthſel." Aber je mehr die Geſellſchaft in dem Thal des Sudletſch vorrückte, deſto geſchmückter und reicher ward die Gegend, deſto zuvorkommender die Bewohner, deſto leichter das Unterkommen; auch gelang es dem Prinzen, von Rambja aus in den erſten Tagen des Auguſts auf mehrere Tage über die thibetaniſche Grenze zu kommen. In Kothjur wurde vom 30. Auguſt bis 1. September bei zwei deutſchen Miſſionären, Rudolf und Prochnow, geraſtet und das Ende der Bergreiſe äußerſt feierlich begangen, indem der Prinz die Pathenſtelle bei dem Kinde des erſteren übernahm. Es war das erſte Kind, welches hier getauft ward. — Die Reiſe hatte drei Monate gedauert, der Prinz hatte mit den Seinigen wenigſtens 180 deutſche Meilen zurückgelegt, und zwar zum Theil über Erhebungen von mehr als der Höhe des Montblanc, wegegen alſo eine Brocken- oder Schneekappenhöhe gar nicht in Anſchlag kam. Die beſchwerliche Reiſe hatte in Kleidern und Schuhen große Verwüſtungen angerichtet, und da das Leder in Indien ein ſeltener Artikel iſt, zur Anlegung von Sandalen genöthigt; die Nachtlager waren meiſt unbequem auf den krabbelnden Wollſäcken, feucht und mußten wochenlang unter den naſſen Zelten gehalten werden; die Nahrung war nichts weniger als köſtlich, denn ſie beſtand oft nur in zähem Bockfleiſch und hartem Schiffszwieback oder ſchlechtem Schipatti (Kuchen aus Gerſtenmehl), wozu, da der größte Theil des Weinvorraths verloren gegangen war, ein Schluck Branntwein vorzüglich gefunden wurde. Aber die gute Laune war den Reiſenden nie ausgegangen, das anſpruchsloſe, freundliche Benehmen des Prinzen belebte die ganze Geſellſchaft und das unermüdliche Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft erwarb ihm Liebe und Achtung bei Jedermann; wir finden nicht, daß die Eingebornen, Geringe wie Vornehme, ſich irgendwie widerwärtig gezeigt hätten. Dabei unterſtützte ihn auf's Vortrefflichſte ſeine körperliche Rüſtigkeit, die, ohne daß er ſich auf Turnplätzen in der Weiſe des alten Jahn herumgetrieben hätte, die Frucht einer verſtändigen Erziehung und eines mäßigen Lebens war.

So langte denn Prinz Waldemar am 4. Septembee in der engliſchen Geſundheitsſtation Simlah an. Seine Tracht war die eines Bergbewohners, der kurze Waffenrock von weißer, rauher Wolle, Bakn genannt, ſehr weite Beinkleider, die über den Füßen eng anſchloſſen, ein gewirkter Gürtel um den Leib und darin der Hirſchfänger; auf dem Haupte trug er eine kleine, braune Filzmütze mit umgerolltem Rande, das lange Haar war rückwärts über den Kopf gekämmt und der Bart hing ſtruppig, ungeordnet herab. Aber in Simlah, wo der größte engliſche Comfort herrſcht, wo Niemand öffentlich anders als im Frack und weißer Weſte erſcheint, ward man bald wieder an das europäiſche Leben gewöhnt. Dabei ging die Zeit unter zahlloſen Feſten, Bällen und Mittageſſen hin, welche dem Prinzen zu Ehren von dem engliſchen General Smith und ſeinen Offizieren veranſtaltet wurden. Den Beſchluß machte ein höchſt glänzendes Feſt, welches der Prinz in der Mitte Oktobers gab, und an dem die ganze ſchöne Welt von Simlah Antheil nahm. Es war eine Art ländlichen Feſtes in einem ſchönen Thalgrunde unter rieſenhohen Cederbäumen, die gegen Abend mit vielen hundert Lampen an allen Zweigen erleuchtet wurden und einen prachtvollen Saal mit zauberiſcher Beleuchtung darſtellten. Der Reichthum der Bewirthung, der Geſchmack der Anordnung und die Liebenswürdigkeit des Wirths wurden zu jener Zeit in den engliſchen und indiſchen Zeitungen viel beſprochen und gerühmt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 77. Freitag den 30. März 1849.

— Des Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.
Goethe.

Die Mythologie der Alpen. *

Mit Recht bemerkt Humboldt in seinem Kosmos, daß bei der Entwerfung eines Gemäldes des Weltbaus auch die Betrachtung der Weise, wie die Natur und Welt von den verschiedenen Völkern aufgefaßt wurde, sehr lehrreich und wichtig sey, und er fügt daher dem genannten Werke auch eine Abhandlung „über den Naturſinn bei alten und neuen Nationen“ und „eine Geschichte der Weltanschauung“ hinzu. — Auch die Darsteller eines Naturgemäldes der Alpen würden ihrem Werke eine sehr wesentliche Licht- und Farbenquelle entziehen, wenn sie nicht zeigten, wie dieses Bild sich in dem Sinne und Geiste der sie bewohnenden Bergvölker abspiegelt, auf welche Weise es ihre Phantasie erregt und in Bewegung gesetzt hat. — Die Theile dieses reflektirten Bildes studirend — gleich Malern, welche eine Landschaft aus dem Metallspiegel copiren — werden sie manchen feinen Zug des Originals selber erkennen. Durch dieselben Naturgeheimnisse und Wunder, die den simpeln Bergbewohner mit Furcht oder Ehrfurcht, mit Staunen oder Aberglauben erfüllen, wird der Forscher zu Untersuchungen und Entdeckungen geführt. Wo das Naturkind anbetet, da schwelgt der Naturästhetiker in seinen Gefühlen, oder malt und schafft.

Das Volk wird durch die Eindrücke, welche es von der Natur empfängt, theils zu anmuthigen Dichtungen, zu Liedern veranlaßt, in welchen es heitere oder erhabene Naturphänomene besingt, theils zur Bildung bedeutungsvoller oder bloß abergläubischer Mythen und Sagen. Vielfach können wir diese Sagen, diese Mythen, diese dichterischen Anschauungen des Volkes gleichsam als Wünschelruthen zur Entdeckung der Naturschönheiten benutzen. — Wir sehen hier ab von der Lyrik der Alpenvölker und beschränken uns auf die Mythen und Sagen, die durch die Natur hervorgerufen sind, wobei es sich denn von selbst versteht, daß wir alle Mythen und Sagen, die aus einem historischen Verhältnisse hervorgegangen, oder zu denen der Mensch den Anlaß nicht außer sich, sondern in seiner eigenen Seele gefunden, von unserer Untersuchung ausschließen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die ebenen Länder an gewaltig anregenden Naturwundern und daher auch an Naturmythen arm sind. Die meisten Mythologien sind entweder geradezu von Gebirgsländern ausgegangen oder haben sich doch an solche angeknüpft, und die Gipfel und Thäler derselben kann man als die vornehmsten Schauplätze aller Götter- und Heroensagen der Welt betrachten. — Die alten Mexikaner, sagt Humboldt, versetzten den Thron ihres großen Geistes Teotl auf die umwölkten Gipfel ihrer Berge, an jene geheimnißvollen Orte, wo nach ihrer Meinung der Donner erzeugt wurde. Auf dem höchsten Punkte ihres Landes hatten die Tolteken ihrem obersten Gotte eine Bildsäule aus weißem Stein errichtet. — Die Berge erschienen allen heidnischen Völkern, wo nicht immer als die Throne der Götter,

* Die hier vorliegende Abhandlung und andere, die seit einiger Zeit unter dem Titel „aus den Alpen“ in diesen Blättern abgedruckt worden sind, haben den bekannten Reisenden Kohl zum Verfasser. Dieser hat nun vor Kurzem „Alpenreisen“ erscheinen lassen, und so könnte die Vermuthung entstehen, daß dieses Buch das von uns Mitgetheilte oder Aehnliches enthalte. Wir bemerken daher ausdrücklich, daß dieß nicht der Fall ist.

Digitized by Google

doch als ihre natürlichen Fußſchemel, die ſie, aus dem Aether ſich herablaſſend, zuerſt betraten. Die Bergſpitzen ſcheinen ſich dem Himmelsgewölbe zu nähern. Auf ſie fällt zunächſt das fruchtbare Naß der Wolken, dort werden die Quellen geboren, ſie ſind elektriſche Leiter und holen das himmliſche Feuer, die Blitze, die in ihre Spitzen fahren, von oben herunter. So werden ſie die vermittelnden Conduktoren zwiſchen Göttern und Menſchen überhaupt.

Auf dem höchſten Felshorne von Creta hatte der erzeugende Vater Kronos ſeine Zuſammenkunft mit der Mutter Gäa, und auf dem Ida ſtand die Wiege des Zeus, deſſen jugendliches Bergleben, ſeine zarte Pflege durch die Nymphen, die Ziegen und Bienen des Gebirges, die Griechen, von Bergluft begeiſtert, in den lieblichſten Mythen ausgemalt haben. — Faſt alle hohen Berge waren den Hellenen, dieſen feinfühlenden Menſchen, die überall das Reizende und Erhabene in der Natur wie im Menſchenleben ſo richtig herauszufinden wußten, heilig, und auf die felſigen Gipfel ihrer Olympe, ihrer Helikone und Parnaſſe wurden die verklärten Sitze der Götter und Seligen verlegt. — Die naturliebenden und phantaſiereichen Hindus, die alle Kräfte ſymboliſirten und von den Sternen bis zu dem Grashalm herab in der Welt Alles belebten und deificirten, verlegten, wie die Griechen, die Scenen ihrer vornehmſten Mythen in die Gebirge und auf die Berggipfel. Jeder ihrer oberſten Götter hatte ſeine eigene himmliſche Reſidenz. Einige ihrer Himmelsberge ſind vierzig Meilen hoch. Das Centrum der Welt ſahen ſie im hohen Gebirge Meru, auf dem eine große Feuerſäule ſtand, die Brama in hunderttauſend Jahren nicht erſteigen konnte. Und was bei den Indiern der Meru, das war bei den Tibetanern der mächtige Righiel Lumbo, und bei den Perſern der Gipfel des Alborbi. Auf dieſem Berge ſteht nach der Fabel der Perſer die Säule, die den Weltbau ſtützt, und auf ihm thront der Herrſcher der Höhen und Tiefen. Auf einem andern ſeiner Gipfel ruht der erſte und reinſte Amſhaspand, die Sonne. — Auch Moſes ſtieg aus dem Staube der Wüſte zu den reinen Gipfeln der Berge empor, um in ſeinen Unterredungen mit Gott dort die zehn Gebote zu empfangen, und ſo knüpfen ſich denn an die heiligen Spitzen des Sinai und des Horeb auch die älteſten Sagen der jüdiſchen und ihrer Tochter der chriſtlichen Religion.

Das Beiſpiel des Ararat zeigt, daß die Berge auch ſchon deßwegen den Menſchen heilig wurden, weil ihre Häupter zuerſt aus den Urfluthen rettend, heilverkündend emportauchten. Auf dem Ararat ankerte die Arche Noahs, deſſen Nachkommen dann vom Gebirge aus weinpflanzend, ackerbauend, heerdentreibend ſich über die allmählig gewonnenen Flachländer verbreiteten. — Zu einem Ararat, einem Kaukaſus, einem Himalaja oder irgend einem andern heiligen Urberge führen uns die Urgeſchichten und die Urſagen faſt aller Völker hinauf, die dort wie die Ströme ihre Quellen haben. — Selbſt diejenigen Nationen, die gar keine Berge in ihrem Lande haben, wie die Ruſſen, geſtalten ſich Berge in ihrer Phantaſie und verlegen auf die Gipfel dieſer heiligen Phantaſiegebirge die hellleuchtenden Sitze Gottes und der Engel. — Auch unſere Dichter, die von den „blauen Bergen," die ſie zum Theil nie geſehen, ſo viele Lieder ſingen, beweiſen, daß unter den Menſchen allgemein eine tiefe Sehnſucht nach den Bergen und eine reizende Vorſtellung von ihren Gipfeln verbreitet iſt. Nennen wir ja auch dieſe Welt nicht einen Jammerberg, ſondern ein Jammerthal, welchem irdiſchen, dumpfen, dunkeln Thale dann die Vorſtellung von der Heiterkeit und Anmuth der himmliſchen, friſchen, lichten Höhen entgegenſteht.

In den Gebirgsländern gibt es in Fülle alle die Dinge, welche einen gefühlvollen und phantaſiereichen Menſchen, wie es die rohen Naturkinder und Urbewohner meiſtens ſind, mit Staunen, Schrecken, Schauder, Luſt oder Entzücken, oder mit andern wechſelnden Gefühlen zu erfüllen vermögen. Da ſind die Höhlen, welche alle Völker mit guten oder böſen Geiſtern zu füllen ſo ſehr liebten. Nur da gibt es die Steinniſchen und Grotten, in welchen Nymphen oder Windgötter wohnen können. Da findet Pan Felſen, die ihm zum Sitzen bequem genug ſind, wenn es ihn gelüſtet, auf ſeiner Pfeife zu muſiciren. Nur hier hat es Diana von ihrem hohen ſilbernen Wagen nicht zu weit, wenn ſie Endymion gelegentlich einen Beſuch abſtatten will. Nur in den Gebirgen erfreuen ſich die Najaden, die Faunen und tauſend andere Götter eines luſtigen, abenteuerreichen Lebens.

(Fortſetzung folgt.)

Würzburg.

(Schluß.)

Wie in der Kirche, wie in der Schule, ſo überall. Im Winter hat man eine Oper, die ſo gut iſt als es nur immer die Finanzen einer nicht großen Stadt zulaſſen; für Dilettanten beſteht ſchon ſeit vielen Jahren ein Inſtitut, das unter der Leitung des Profeſſors Fröhlich ein Haupthebel der muſikaliſchen Bildung Würzburgs war. In dem ihm angewieſenen Saal tönte Muſik aller Zeiten und Völker; altgriechiſche Chöre, über deren Aechtheit ich kein Urtheil

Digitized by Google

habe, wurden nicht lange vor der Julirevolution zu Ehren des in Würzburg anwesenden Königs Ludwig aufgeführt, und ein angehender Hellenist deklamirte ein in's Griechische von ihm selbst übersetztes Gedicht Sr. Majestät, das von den Anwesenden Niemand, ich nehme die Erlauchtesten nicht aus, verstand, und aus dem wahrscheinlich ein Simonides und Alcäus herauszukommen ebenfalls große Mühe gehabt hätten. Neben diesem Institut wirkt, wie allenthalben in Deutschland, ein Sangverein, die Harmonie gibt Fastenconcerte, der Militärmusik wird große Sorgfalt gewidmet, die Sommermonate hindurch tötet, schmettert und dudelt es an allen öffentlichen Plätzen, wo sich eine Bier oder Kaffee trinkende und, wenn man nur die schönere Hälfte betrachtet, geputzte Gesellschaft einfindet.

Wo nun die Politik Gelegenheit hat, musikalisch aufzutreten, da sangen die Würzburger gleich Feuer und politisiren so munter und flott wie immer. Die Sache von Schleswig-Holstein ist mit der Erinnerung an ein Sängerfest, auf das die Eingebornen sich viel zu gut thun, eng verwachsen, daher sehr populär, und im Jahre 1831 hatte die Stumme von Portici ihren Antheil an der allgemeinen Aufregung.

Das jedoch darf man sich nicht einbilden, daß Würzburg, weil es von dem geistigen Leben seiner früheren Zeit viel verloren hat, an der Politik ohne die Mitwirkung eines nicht politischen Reizmittels durchaus keinen Theil mehr nehme, und wie es sich früher mitten im Strudel befunden, sich jetzt von der allgemeinen Bewegung ganz entfernt halte. In Würzburg ist noch immer Sinn für Politik genug; die Erhebung Deutschlands im vorigen Jahre und der Versuch zur staatlichen Einigung seiner Stämme fand sehr lebhaften Anklang, und die Huldigungsfeier wurde mit allen Anzeichen warmer Sympathie begangen. Auch seine Oppositionsgewohnheiten hat Würzburg nicht verloren, und wenn man auch zu sehr auf das behagliche Medium hält, in dem man essend, trinkend, schmauchend, spielend, jagend, ein wenig spekulirend und ein wenig politisirend hinlebt, um republikanischen Gedanken, oder gar socialistischen Träumen nachzuhängen, so findet man sich doch ungemein befriedigt, wenn man der Polizei etwas Böses nachsagen und das Ministerium in die Lehre nehmen kann.

Aber so arg wie ehemals macht man es allerdings nicht mehr; Würzburg behauptet in dem Catalog der gut revolutionären Städte nicht mehr den ersten oder zweiten Rang; es ist in dem Ausdruck seiner Gesinnungen bescheidener, in seinen Gesinnungen selbst bedächtiger geworden, und gleichwie Manche, die rasch zu urtheilen, aber nicht scharf zu prüfen pflegen, Viel mit Alles verwechseln, so sieht auch in den Augen derer, die sich mit Geringem nicht begnügen, Wenig oft aus wie Nichts. Daher kommt es, daß Würzburg, das vor achtzehn Jahren so vorgerückt und so bewegt schien, heutzutage kaum mehr genannt wird. Der Abstand seiner jetzigen Zustände von dem, was es damals war, ist so groß, daß er dem Unterschied zwischen Tod und Leben ähnelt. Dem Toben eines Bergsturzes verglichen ist das leise Rieseln einer Quelle fast so viel wie völlige Stille.

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, März.

Die Parteien.

Unsere Minister sind, abgemattet durch das taube Treiben unserer Radikalen in den Kammern, abgetreten. Wir verdanken der Paytarität, die sie mit Ausnahme Pfordtens als Mitglieder der frühern Opposition im Volke hatten, und der Gewandtheit Pfordtens, daß wie während der Aufregung des vergangenen Jahrs von Putschen verschont geblieben sind. Aber durch zu viel Nachgiebigkeit gegen die Radikalen und durch Pfordtens partikularistische Tendenzen sind wir in Verhältnisse gekommen, die unerträglich sind und nicht lange mehr fortdauern können. Die neuen Minister, brave und einsichtsvolle Männer von constitutioneller Gesinnung, sind wenigstens unter sich einig und scheinen theils dem Radikalismus entschieden entgegen zu treten, theils eine mehr norddeutsche Politik verfolgen zu wollen. Daß sie aber mit diesen Grundsätzen unsern Kammern gegenüber nicht lange werden bestehen können, läßt sich mit Gewißheit voraussagen. Mögen sie es sich auch noch eine Zeit lang gefallen lassen, die staatsmännische Weisheit unserer Volksvertreter mit anzuhören, am Ende werden sie doch die Kammern auflösen müssen. Was soll aber dann werden? Neue Wahlen werden kein anderes Resultat herbeiführen, da trotz der immer kräftigern Entwicklung der freisinnig conservativen Principien in Vereinen und einflußreichen Zeitschriften, die wühlenden und wählenden Proletarier in Frack und Blouse doch das numerische Uebergewicht besitzen. Bei so verzweifelten Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn der alte sächsische Patriotismus immer mehr verschwindet, und wenn viele ganz gute Sachsen trotz ihrer Pietät für ihren guten König sehnsüchtig nach Preußen blicken, um so mit Ehren Deutsche bleiben zu können. Diese Stimmung greift unter den intelligenten Bewohnern Sachsens immer

mehr um ſich, und dieß iſt eine frohe Ausſicht für die, welche es mit dem deutſchen Vaterlande gut meinen. Denn die von den radikalen Führern aufgewiegelte Maſſe hat der Macht der Idee der durch Preußen zu gewinnenden Einheit Deutſchlands, welche in ganz Norddeutſchland immer mehr Raum gewinnt, nichts entgegenzuſetzen als die rohen Deklamationen der Winkelpreſſe und allenfalls die Gewalt der Fäuſte, mit der aber unſere Radikalen jetzt ſchwerlich experimentiren werden, da ſie ſich damit ſofort zu Grunde richten würden. Mögen ſie in ihren Zeitſchriften drohen, daß ſich gegen den nächſtens bevorſtehenden Abmarſch der Sachſen nach Holſtein alle Sachſen wie Ein Mann erheben würden: ſie werden abmarſchiren und man wird dem Abmarſch eben ſo gemüthlich zuſehen wie dem Einmarſch unſerer Soldaten aus Altenburg, der „verthierten Söldlinge," welche jene in Dresden erſetzen ſollen. „Bange machen gilt nicht!" iſt ein trivialer Spruch, der aber hier ſeine volle Beſtätigung finden wird. Unſere Soldaten bedürfen ſehr der Kräftigung des Selbſtgefühls, das ſie bereits durch den Umſchwung der Zeit gewonnen haben, durch einen Feldzug, damit es nicht von den Wühlern für anarchiſche Zwecke ausgebeutet werde. Es iſt wahrhaftig mehr als Naivetät, wenn die Radikalen ſelbſt in den Kammern durch ihr rohes Geſchrei gegen die Theilnahme unſerer Landsleute an einem deutſchen Kriege ihre wahren Abſichten ſo offenbar machen.

Aus Preußen, März.

(Fortſetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Hiemit war die eigentliche Reiſe beſchloſſen. Aber die große Geſchicklichkeit des Prinzen im Zeichnen hatte die Eindrücke derſelben friſch erhalten und eine große Anzahl ausgezeichneter Skizzen zum Andenken an ſeine abenteuerlichen Fahrten, wie er ſie in einem Briefe an mich nannte, entwerfen. Ein Jahr nach ſeiner Rückkehr war er mit der Herausgabe eines lithographirten Werkes beſchäftigt, in welchem er ſeine Skizzen von einem geſchickten Zeichner ausführen ließ. Es iſt uns nicht bekannt, wie weit die politiſchen Ereigniſſe und die ſpätere Verſetzung des Prinzen von Berlin den Fortgang dieſes Werks gehindert haben, deſſen Vollendung höchſt wünſchenswerth iſt, da es uns nicht allein Bilder aus den berühmteſten, ſchönſten und großartigſten Gegenden des Orients darbieten wird, ſondern auch die beſte Gelegenheit zu einer wahrhaften und ausführlichen Lebensſchilderung des liebenswürdigen Prinzen geben könnte.*

Aber noch war die Reihe der Ereigniſſe nicht erfüllt, zu deren unmittelbarer Theilnahme Prinz Waldemar auserſehen war. Er ſollte in Indien auch die Gefahren eines Kriegs erleben, und zwar eines der blutigſten und gefährlichſten, welche die neuere Zeit kennt. — Als der Prinz zu Ende Oktobers Simlah verlaſſen hatte, waren die Verhältniſſe der Engländer mit den kriegeriſchen Sikhs bereits ſehr geſpannt und der Ausbruch eines Kampfes ſchien unvermeidlich, wenn auch noch nicht ganz nahe. Früher jedoch als der engliſche Generalgouverneur, Lord Hardinge, es erwartete, brachen die Sikhs mit eben ſo viel Keckheit als Gewandtheit in den erſten Tagen des Decembers 1845 in vier Heerſäulen auf, gingen über den Sudletſch und befanden ſich auf brittiſchem Gebiete. Prinz Waldemar, der ſich mehrere Wochen in Ludiana aufgehalten und dort täglich das fünfzigſte engliſche Regiment, das Leibregiment der Königin (Queens own), hatte exerciren ſehen und mit dem Offiziercorps in die kameradſchaftlichſten Verhältniſſe getreten war, vernahm mit kriegeriſchem Behagen die Nachricht von dem Beginne der Feindſeligkeiten. Nicht daß ſein reines Gemüth Gefallen an Blutvergießen und Morden gefunden hätte, aber wohl quälte und ſchmerzte ihn die thatenloſe Ruhe, in welcher er bei dem allgemeinen Frieden die Jahre hinbringen mußte, in welchen die tapfern franzöſiſchen Herzoge Aumale und Joinville, ſeine Altersgenoſſen, ſich in Algerien Ruhm und kriegeriſche Ehre verdient hatten. Wer wollte es alſo ſeinem jungen, von den edelſten Vorbildern tapferer Ahnen erfüllten Gemüthe verdenken, wenn er eine Gelegenheit wahrzunehmen eilte, welche ihm in einem Kriege von den großartigſten Verhältniſſen die höchſte Aufbietung aller menſchlichen Kräfte, wie ſie nun einmal ein Krieg allein mit ſich bringt, zu zeigen verhieß und ihn plötzlich in eine Lage verſetzte, wo er dieſe, die natürlichen Grenzen des Alltagslebens überſchreitenden Forderungen in ſeiner unmittelbarſten Nähe erfüllt ſehen konnte.

Hunc animum repetentem exempla suorum
Et pater Aeneas et avunculus excitat Hector.

Daher fand auch Lord Hardinge, ein eben ſo weiſer Staatsmann als unerſchrockener Krieger, das Begehren des Prinzen, dem bevorſtehenden Feldzuge mit ſeinen Begleitern beizuwohnen zu dürfen, zu natürlich, als daß er dagegen hätte Bedenklichkeiten erheben ſollen. Hatte er doch ſelbſt zwei Söhne bei ſich, die von Kampfluſt glühten, und wußte er, daß in ſeinem Heere zahlreiche junge Offiziere von demſelben Kriegsmuthe beſeelt waren. So erſchien alſo Prinz Waldemar, nebſt den Grafen v. d. Gröben und von Oeiota in der Schlacht bei Mudki am 18. December unter den britiſchen Truppen. Im Gefolge des Oberbefehlshabers, Lord Gough, war er mit der reitenden Artillerie vorangegangen und befand ſich bereits im lebhafteſten Feuer, als das fünfzigſte Regiment, welches gegen die Batterien der Sikhs geführt wurde, den Prinzen erblickte und ihn einſtimmig mit einem weitſchallenden Hurrah begrüßte. Nach einem langen, aber heftigen Kampfe waren die Sikhs beſiegt. Aber es ſtanden noch weit blutigere Tage bevor. Am 21. December griff die britiſche Hauptmacht die Verſchanzungen der Sikhs bei Feroſchah an, die ſehr feſt und von einer ſuchtbaren Artillerie gedeckt waren. Die äußerſt heftigen Angriffe koſteten viele Menſchenleben; der engliſche Muth ſchien unter dem fürchterlichen Gewehr- und Kartätſchenfeuer zu wanken. Da ritt Lord Hardinge ſelbſt vor die Fronte, um ſeine Truppen anzufeuern. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von ſeinen Begleitern, von allen Seiten dem heftigſten Kugelregen ausgeſetzt. Da ward neben ihm ſein Arzt Hofmeiſter von einer Kartätſchenkugel getroffen und ſank todt zu Boden. Der Prinz ſprang augenblicklich, wie Lord Hardinge in ſeinem Schreiben an den Geheimerath Bunſen in Landen* ausdrücklich erwähnt, vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war ſchon entflohen, und da in dieſem Augenblicke die Feinde vordrangen, ſo mußte er mit den übrigen auf ſeinen Rückzug bedacht ſeyn und des Freundes Leiche zurücklaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

* In den Berliner Zeitungen ward im März von der nahen Vollendung des Reiſewerks, jedoch ohne ſichere Gewähr, geſprochen.

* Dieſes unter dem 1. Januar 1846 aus Feroſchur erlaſſene Schreiben ſteht in der Allgem. Preuß. Staats-Zeitung 1846, Nr. 62 und in der Allgemeinen Zeitung 1846, Nr. 63.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 78. Sonnabend den 31. März 1849.

— Tibi pocimus aras,
Nil orturum alias, nil ortum tale fatentes.
Horat.

Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

Vor dem Palaſt des Prinzen von Preußen werden gegenwärtig die Fundamente zu dem Denkmale Friedrichs des Großen gelegt, womit der vorige König den Profeſſor Rauch beauftragt, das aber erſt der jetzige König in dem Umfange, wie es nun zur Ausführung kommt, beſtellt hat. Auf einem Fußgeſtelle von anſehnlicher Höhe wird die eherne koloſſale Reiterſtatue Friedrichs erſcheinen, mit acht-und-zwanzig lebensgroßen Figuren am Sockel, die ſich um ihn ſtellen, „wie der Sterne Chor um die Sonne.“ Auf jeder Ecke des Geſtells wird ein Mann zu Roß vorſpringen. Dazu kommen noch zahlreiche Basreliefs und allegoriſche Figuren. Das Ganze wird, ſo weit man nach den einzelnen Stücken und nach dem großen, vortrefflich ausgeführten Modell im Lagerhauſe urtheilen kann, ein Werk von außerordentlicher Kraft und Schönheit ſeyn. Der König ſelber, der bereits gegoſſen und ciſelirt iſt, hat, vom Huf ſeines Roſſes bis zur Spitze des dreieckigten Hutes, eine Höhe von mehr als ſiebzehn Fuß. Dreihundert Centner Erz ſind von ihm und ſeinem Roſſe verſchlungen worden; der hohle Pferdeſchweif wiegt allein ſechs Centner. Man beurtheile darnach die Ausdehnung und das Gewicht des Ganzen.

Da die Vollendung und die Feſtſtellung des Monuments, das auf eiſernen Würfeln und Granitſtücken fußen wird, erſt nach anderthalb bis zwei Jahren zu erwarten ſteht, ſo muß bis dahin der Kunſtfreund in der Gießerei und im Lagerhauſe, der Werkſtätte Rauchs, ſich eine Anſchauung des Ganzen zuſammentragen. Auf dem Hofe der Gießerei iſt eine beſondere Behauſung für den reiſigen König errichtet. An der Wand läuft eine Treppe empor, auf der man wie in ein zweites Stockwerk ſteigt, um einen Standpunkt zur Ueberſicht zu gewinnen; denn von unten gewahrt man nicht viel mehr als den rieſigen Pferdebauch mit ſchwellendem Geäder.

Der alte Fritz ſitzt völlig ſo angethan wie wir ihn zu ſehen gewohnt ſind, mit dem Krückenſtock, der ihm vom rechten Arme niederhängt, im Sattel. Das Hütchen deckt ihm die Stirn bis zu den Brauen; aber es iſt noch genug von dem klugen feſten Geſichte übrig. Er neigt Haupt und Körper ein wenig zur Seite und ſtützt den einen Arm feſt in die Hüfte. Wir ſehen ihn an und ſagen: das iſt der Mann, der Europa getrotzt hat. Wenn er den Mund öffnete, könnte er ſein bekanntes Wort ſprechen: „Wenn Frankreich mein wäre, ſollte kein Kanonenſchuß ohne mich in Europa fallen.“ Oder vielmehr, er ſpräche jetzt, im Jahre des Heils 1849: „Wenn ich, ſtatt meines Urgroßneffen, auf dem Throne ſäße, ſo ſollte bald meinem Adler der zweite Kopf wachſen und Deutſchland unter meinem Zepter die ſtärkſte Burg Europas ſeyn.“ — Die ſchwierige Kleidung des Königs iſt mit außerordentlichem Geſchick behandelt. Das Roß, auf dem er ſitzt, iſt ein Thier, wie es ſolchem Fürſten und Heiden geziemt. Der mächtige Henſt ſpitzt die Ohren, als ob er Trompetengeſchmetter hörte; die breite Bruſt will die Schlachtreihen durchbrechen, jeder Muskel iſt von feuriger Kraft geſchwellt.

Aus den Ateliers neben dem vorläufigen Quartier des Preußenkönigs ſchallt ohrzerreißender Lärm. Hier werden die gegoſſenen Stücke des Monuments der rauhen Haut entkleidet und ciſelirt. Beine werden

an Körper, Figuren auf Roſſe geheftet. Es iſt die Auferſtehung eines Schlachtfeldes, wo Thiere und Menſchen, Glieder und Rumpfe bunt durcheinander liegen. Findet ſich eine Lücke im Guſſe, ſo fügt man eine Platte ein, die ſo geſchickt eingehämmert wird, daß keine Spur vom Uebergang ſichtbar bleibt. Das Erz, ſo wie es aus der Hand des Ciſeleurers hervorkommt, iſt goldſchimmernd; mit der Zeit aber gewinnt es jene ſchöne dunkelgrüne Farbe, die den Bronzen ſo wohl ſteht. Uebrigens hält es ſchwer, die nöthige Zahl Ciſeleurer zu ſchaffen; denn da dieſe Leute bis zu gewiſſem Grade Bildhauertüchtigkeit beſitzen, verlaſſen ſie leicht ihr ſchweres, betäubendes Geſchäft, um ſich zur angenehmeren Bearbeitung des Marmors zu wenden.

Von höchſtem Intereſſe war mir ein Beſuch in Rauchs Atelier. Rauch zählt jezt zwei-und-ſiebzig Jahre. Aus Arolſen in Weſtphalen gebürtig, zeigte und übte er ſchon früh ſeinen Kunſttrieb. Seine Armuth führte ihn nach Berlin in dienende Verhältniſſe; durch Schönheit und Gewandtheit ausgezeichnet, fand er bei Hof eine Stelle als Lakai. Die junge Königin erfuhr, wie er, in jeder freien Minute zeichnend und modellirend, ſeinem Kunſttriebe nachhing, ja die Schloßwände mit genialen Croquis verzierte. Sie machte es ihm möglich, die Feſſeln abzuſtreifen und 1804 nach Rom zu gehen, wo er, mit Thorwaldſen befreundet, ſich bald zum Meiſter aufſchwang. Als der König im Jahre 1811 eine Concurrenz wegen Anfertigung eines Denkmals der verſtorbenen Königin eröffnete, trug Rauch den Sieg über ſämmtliche Bewerber davon und gründete durch das bekannte, in Rom und Carrara gearbeitete und gegenwärtig im Mauſoleum zu Potsdam aufgeſtellte Monument ſeinen Ruhm. Nach den Freiheitskriegen wurde ihm die Aufgabe, die abgeſchiedenen preußiſchen Helden durch ſeine Kunſt im Gedächtniſſe der Menſchen zu verklären. So ſchuf er die Marmorſtatuen Schaenhorſts und Bülows vor der Hauptwache und ihnen gegenüber die Bronzeſtatue Blüchers, dem ſich ein zweiter Blücher in Breslau beigeſellte. Weiterer Werke, unzähliger Porträtbüſten und vieler Statuen, die überall hin verbreitet ſind, nicht zu gedenken, nenn' ich noch das Monument des verſtorbenen Königs Max in München und das Erzbild Albrecht Dürers in Nürnberg.

Die Aufgabe, die ihm jezt geworden, iſt ſeine Lebensaufgabe, die ihn ſchon ſeit vielen Jahren erfüllt hat. Sie wird alles, was er bisher geleiſtet, in den Hintergrund ſtellen und ſeinem Steene, nicht fern mehr vom Untergange, den hellſten Glanz verleihen. Sie wird Rauchs Namen denen der größten Meiſter beigeſellen, was nur durch die Vereinigung des doppelten Glückes geſchehen konnte, einmal vom Himmel begabt zu ſeyn, wie er es iſt, und zweitens einen Fürſten zu finden, der die Möglichkeit gibt, eine ſolche Aufgabe im vollkommenſten Umfange zu löſen.

(Schluß folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Erwägt man dieß Alles und betrachtet dabei den Prachtbau der Alpen, dieſes mächtigſten Gebirges Europas, dieſes wahrhaftigen Meru und Righiel Lumbo unſeres Welttheils, ſo wundert man ſich mit Recht über die Dürftigkeit deſſen, was wir die Mythologie der Alpen genannt haben. Gleich dem armeniſchen Ararat ragten einſt die Spitzen des ſavoyiſchen Montblanc und des penniniſchen Monte Roſa, der helvetiſchen Jungfrau, des rhätiſchen Ortleies, des noriſchen Glockner hoch und rettend aus der Sündfluth empor; aber wo iſt der europäiſche Noah, der in einem ihrer waſſererfüllten Hochthäler ſeine Arche wie in einem Hafen hätte einlaufen laſſen? Und doch haben ſogar die Grönländer ihren eigenen Noah, wie das kleine Theſſalien den ſeinigen hatte. Die Europäer haben weder in die Bergthäler von Como, noch in die reizenden Vertiefungen des Lemans oder des herrlichen Benaco ein allgemein geprieſenes Paradies verlegt, gleich dem, das die Aſiaten in den Alpen von Kaſhemir gefunden.

Unſere Sage, Mythe und Geſchichte nehmen von der Urzeit der Alpen keine Notiz. Sie ordnen Europas Bedeutung der der alten Aſia ganz ſo unter, wie Amerika wieder der Europas ſubordinirt iſt. Sie ſtellen unſeen Welttheil ganz als ein Kolonienland von Aſien dar, und darüber iſt alles Urvolk vergeſſen, das in grauer Vorzeit die Gebirgsländer Europas bewohnen mochte. Kaum hat man auch nur die Frage aufgeworfen, ob es aus dem Bau und der Bildung der Länder Europas nicht wahrſcheinlich wird, daß wir neben der ſpäter eingewanderten kaukaſiſchen Menſchenrace auch eine alpiniſche Race annehmen müſſen, eine alpiniſche Urrace, die ſich ſpäter unter den aſiatiſchen Einwandereen eben ſo verlor, wie die nordamerikaniſchen Indianer unter den romano-germaniſchen Koloniſten.

Höchſt ſonderbar ſcheint es, daß dieſe Alpen, die ſo manches hübſche, mit Bäumen und Kräutern gefüllte Bergthal gleich einem Frucht- und Blumenkorbe hoch zum Himmel emportragen, die wir für die ehrwürdigſten Ruinen, die Grundpfeiler und zugleich die höchſten Zinnen und Warten unſeres Continents halten, von denen wir mit Recht vermuthen

ſollten, daß, ſo wie ſie beherrſchend in der Mitte unſeres Welttheils liegen, ſie auch das Centrum unſerer moraliſchen Welt, unſerer Urgeſchichte ſeyen, der Brennpunkt eines weitverbreiteten Mythen- und Sagenkreiſes, der Ausgangspunkt eines europäiſchen Religionskultus — ſonderbar, ſage ich, ſcheint es, daß ſie, die an Höhe von wenigen Gebirgen, an welthiſtoriſcher Bedeutung von ſo vielen übertroffen werden. — Kein Moſes holte von den Höhen der Alpen göttliche Gebote vom Himmel für die kommenden Geſchlechter, kein Brama erklomm auf ihrem Gipfel eine Himmel und Erde vermittelnde Feuerſäule. Die Griechen ſchmückten mit Weinlaub und mythiſchen Dichtungen nur die Berge ihrer Halbinſel bis an den Fuß des Hämus hinauf. Sie ſcheinen dabei von den Alpen faſt gar keine Notiz genommen zu haben. Nicht einmal ihre poetiſchen Eingänge in die Unterwelt verlegten ſie in die Alpen, deren Gipfel ſie doch ſowohl im adriatiſchen Meere als in den liguriſchen Gewäſſern, die ſie beide beſtändig befuhren, erblicken konnten. Selbſt ihren Weltkugelträger fanden ſie lieber im afrikaniſchen Atlas als in den viel rieſigeren und ihnen weit näheren Alpen. Ihr Typhon wäre unter den ſchweren Laſten der Alpen viel ſicherer verſcharrt geweſen, aber ſie machten die ſicilianiſchen Berge zu ſeinem Grabmonument, und auch um den Prometheus anzuſchmieden zogen ſie es vor, zum entlegenen Kaukaſus zu gehen.

Die einzige auf die Alpen ſich beziehende Mythe, die uns die Griechen überliefert haben, iſt die vom Herkules. Als er aus Hiſpanien nach Italien zurückkehrte, ging er Wege bahnend und die Gebirge durchbrechend durch die Alpen, und zwar durch den Theil derſelben, welchen wir den grajiſchen nennen. Er entnahm ſogar von dieſen Alpen einen ſeiner vielen Beinamen und hieß Herkules Grajus. — Es bleibt zweifelhaft, ob die Geologen oder die Hiſtoriker ſich dieſen Herkules Grajus zueignen dürfen, und ob jene ihn etwa auf eine die Berge durchfurchende Naturgewalt, eine Waſſerfluth, oder ob dieſe ihn auf einen frühzeitigen Verkehr und auf in uralten Zeiten gangbar gemachte Päſſe und Gebirgswege, oder auf einen Kriegszug deuten ſollen.

Die alten Italiener ſcheinen auch die Alpen weit mehr als das Ende der bewohnbaren Welt, als ein »nec plus ultra,« wie auf einer in Bünden gefundenen römiſchen Säule geſchrieben ſtand, denn als das Centrum, das Herz und den Anfangspunkt europäiſchen Lebens betrachtet zu haben. Ihr glückſeliger Saturnus hatte ſein Reich im Sabinergebirge; alle ihre Faunen, Pomonen und ſonſtige Thal-, Wald- und Berggötter kommen aus den Thäleen und von den Gipfeln der Apenninen, und erſt ſpäter, von den auswandernden Etruskern gefördert und von einigen römiſchen Dichtern, die ſich am Fuße der Alpen niederließen, verlockt, wagten ſie auch an dieſen nördlichen Bergabhängen Gefallen zu finden.

Selbſt der Herd der nordiſchen Mythologie Europas findet ſich nicht in den Alpen, ſondern in den ſkandinaviſchen Granitbergen, auf deren Gipfeln Thor und Odin, die weit ſchöneen Alpen verſchmähend, hauſen. — Liegt etwas in der Natur der Alpen ſelbſt, was die Phantaſie der ſie bewohnenden Völker lähmte, oder war dieſe Phantaſie von Haus aus minder ſchöpferiſch als die der poetiſchen Hellenen, Italer und Odinsmannen — kurz, die Alpen kommen mir vor wie eine ungeheure Anhäufung großer Quantitäten poetiſchen Stoffs, der todt und unbenuzt liegen geblieben iſt.

Verehrten nicht mehrere alte Völker manchr große Steinblöcke bloß wegen ihrer ungewöhnlichen Lage, manche Felſen bloß wegen ihrer außerordentlichen Geſtalt? Welche zahlloſe Gelegenheiten wären ſolchen Naturverehrern da nicht in den auf ſo vielfache Art hingeſtellten und geſtalteten Blöcken und Felſen der Alpen geboten geweſen! — Brachten nicht andere Völker Steine, die ihnen ihrer auffallenden Farbe wegen merkwürdig und am Ende heilig wurden, in ihre Tempel und fabelten Wunderdinge von ihnen? Wurden nicht an jeden Aerolithen, ja an alle die verſchiedenen Belemniten, Echiniten und Turmaliten beſondere Sagen und Erzählungen geknüpft? Ließen nicht die Perſer aus dem Feuerſtein, weil er ein wunderbarer Quell des Lichts und der Flamme zu ſeyn ſchien, Götter hervorgehen?

Die Phantaſie aller ſüdlichen und orientaliſchen Völker iſt vom reizendrn Lichte der gefärbten Edelſteine bethört und begeiſtert worden. Sie haben faſt einen Gott in jedem dieſer Edelſteine erblickt; ſie haben tauſend anmuthige Mythen und Mährchen von den Bergprinzeſſinnen, ihren Schatzkammern und Geſchmeiden erfunden. Jeder edle Stein hat ſeine Bedeutung, ſeine Zauberkraft, ſeine Heiligen, ſeinen Monat im Jahre, ſeinen Stern am Himmel erhalten. Nun, in den Alpen gibt es ganze Bergwände, die mit Granaten und andern lebhaft gefärbten Steinen geſpickt ſind. Amethyſt-, Flußſpath- und Schwerſpathadern durchziehen die Berge. Aber dieſe roth gefärbten Adern, in denen die Griechen die Arterien eines vom Jupiter gebannten Encelabus oder Polydotes erblickt hätten, haben dieſe Alpenleute ganz ungerührt gelaſſen. Nur des Geldes gedenkend, das der Kaufmann ihnen für den Schwerſpath bezahlt, hämmern ſie jene Adern aus, ohne einen müßigen Augenblick mit einer ſolchen Dichtung anmuthig zu vergeuden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortſetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Mit dem brittiſchen Heer, das ſich bei einbrechender Nacht auf Kanonenſchußweite zurückgezogen hatte, um ſich durch einige Stunden Ruhe zum morgenden Kampfe vorzubereiten, brachte auch der Prinz die Nacht im Freien zu. Unfern von ihm lag der einarmige Generalgouverneur, in ſeinen Soldatenmantel eingehüllt, ein out-and-outer, wie ihn die Soldaten nannten, der Erſte und Letzte im Feld. Die Nacht war eiſig kalt, man war ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne Waſſer. Die Erde war mit Todten und Verwundeten bedeckt und die feindlichen Kugeln ſtreiften Schlag auf Schlag über den Boden hin. Endlich dämmerte der Tag. Um vier Uhr Morgens begann der Sturm auf das Lager der Sikhs mit unglaublicher Wuth; der Prinz war wieder unter den Vorderſten und an Lord Hardinge's Seite, der von ihm ſchreibt, es habe kein Soldat mehr Kaltblütigkeit, Unerſchrockenheit und Energie zeigen können als der Prinz und die Herren ſeines Gefolges. Dafür war er auch Zeuge des um ein Uhr Mittags erfochtenen vollſtändigen Siegs. — Am folgenden Morgen aber hielt es Lord Hardinge für ſeine Pflicht, den Prinzen zu bitten, ſich vom Heere zu entfernen. Es ſey ja, ſo meinte er, der Ehre genug gethan, er könne es aber mit ſeiner Hochachtung für die preußiſche Königsfamilie nicht länger vereinigen, daß einer ihrer Prinzen, welcher „mit der charakteriſtiſchen Tapferkeit ſeines Stammes und mit dem nationalen Unternehmungsgeiſte ſeiner Landsleute“ bereits zwei aſiatiſche Schlachten geſehen und ſich höchlich ausgezeichnet habe, ſich weiterer Gefahr unnöthig ausſetze. Prinz Waldemar willigte „mit großem Widerſtreben“ endlich in das Verlangen des geachteten Kriegsmannes und verließ mit ſeinen Begleitern Feroſpur am 23. December, um ſich über Sind nach Bombay zu begeben, nachdem er Sorge getragen hatte, daß auf dem Kirchhofe zu Feroſpur dem treuen Arzte und lieben Begleiter ein Stein errichtet wurde, zum Andenken an den wackern Reiſegefährten, deſſen Verluſt einen unauslöſchlichen Eindruck im liebevollen Gemüth des Prinzen zurückließ. — Auf der Weiterreiſe nach Bombay führte das Geſchick, welches den preußiſchen Prinzen im fernen Indien beſonders auszeichnen zu wollen ſchien, ihn noch einmal zu den brittiſchen Fahnen. Es war dieß bei Sobraon, wo ſich General Gough eben anſchickte, am 10. Februar den von ſiebzig Kanonen vertheidigten Brückenkopf dieſſeits des Sudletſch zu erſtürmen. Der Kampf war mörderiſch und die Briten verloren eine Menge ihrer fähigſten und tapferſten Offiziere, aber der Erfolg war ſehr günſtig. Der Bericht des engliſchen Feldherrn * ſagt hiebei: „Wir waren in dieſer Schlacht wieder beehrt mit der Gegenwart des Prinzen Waldemar von Preußen und der beiden Edelleute ſeines Gefolges. Hier, wie bei Mudki und Feroſchah, begnügten dieſe unſere ausgezeichneten Gäſte ſich nicht mit dem Anblick des Gefechts aus der Ferne, ſondern man ſah ſie, ſo lange der Kampf dauerte, im Vordertreffen, wo immer die Gefahr am größten war.“ Beſonders belobten die engliſchen Offiziere die Vortrefflichkeit der deutſchen Reitkunſt des Prinzen, obgleich er nicht aus der Schule ihrer Steeple chase hervorgegangen war, ſondern aus der Reitſchule der Obermarſtallsbahn in Berlin.

Nach dieſen Begebenheiten eilte der Prinz ſeine Rückkehr, wozu ihn vorzüglich die ängſtlichen Nachrichten beſtimmten, welche er über den Geſundheitszuſtand ſeiner geliebten Mutter empfangen hatte; er konnte aber nach der Landung in Trieſt, über Wien eilend, erſt in der zweiten Hälfte des Juni 1846 auf dem Schloſſe Fiſchbach eintreffen, wo er den Kreis der Seinigen in ſtiller Trauer und Zurückgezogenheit verſammelt fand. Denn es hatte bereits ſeit dem 14. April das Grab die Leiche der edeln Fürſtin, die durch Anmuth, Tugend, Aufopferung für das Vaterland, frommen Glauben und Thätigkeit in milden Werken eine ruhmreiche Stelle in der preußiſchen Geſchichte einnimmt. Wer aus eigener Anſchauung es erfahren hat, wie die Prinzeſſin ſo ganz für ihren Gatten und für ihre Kinder lebte, wie hoch ſie ihr Mutterglück ſchätzte und wie ſie alle die Ihrigen mit dem Zauber einfacher Häuslichkeit umwand, der wird den Schmerz Waldemars ermeſſen können, als er die Stätte leer fand, wo die Mutter gewaltet hatte.

Allmählig trat der Prinz nun wieder zu den Beſchäftigungen des gewöhnlichen Lebens zurück. Der König, voll Freude über die kriegeriſche Auszeichnung des an Welt- und Menſchenkenntniß ſo raſch gereiften Prinzen, ernannte ihn nach ſeiner Rückkehr aus Oſtindien zum Generalmajor und verlieh ihm den Orden pour le mérite. Gleich darauf übertrug er ihm auf ein Jahr die Führung des Gardedragonerregiments, und Königin Victoria von England ließ dem Prinzen ſchon bei ſeiner Durchreiſe durch Wien von ihrem dortigen Geſandten den Bathorden überreichen, ſo wie auch ſpäter die auf den Feldzug in Indien geſchlagene Denkmünze. Um der Monarchin perſönlich ſeinen Dank für die Gaſtfreundſchaft auszuſprechen, welche ihm von Seiten der engliſchen Nation während ſeines faſt zweijährigen Aufenthalts in Indien zu Theil geworden, begab ſich der Prinz im Jahr 1847 nach England und dehnte ſeine Reiſe bis nach Schottland aus. Allerſeits wurden ihm auf dieſer Reiſe die glänzendſten Beweiſe der Anerkennung gegeben, welche die engliſche Nation dem Muthe zollt, den der Prinz mit der ſiegreichen Armee am Sudletſch bewieſen hatte, und ſein Lob ſtieg noch höher, je mehr man die edle Einfachheit kennen lernte, die ſeinen Charakter auszeichnete. Daher behielt er auch eine große Liebe für England und dachte mit herzlicher Freude beſonders an das Zuſammenleben mit den braven Offizieren des fünfzigſten Regiments. Als ein thatſächliches Zeichen der Erinnerung an die glücklichen Tage in Ludianah und während des Kriegs am Sudletſch verehrte er in den letzten Tagen des Novembers 1848 dem Regimente einen ſchönen Goldpokal, welchen Lord Hardinge bei einem Feſtmahl im Dover den aus Indien zurückgekehrten Offizieren des Regiments zur Aufbewahrung überreichte. Es ſey, ſprach der greiſe Held, dieß ein Geſchenk eines ächten Abkömmlings Friedrichs des Großen.

(Schluß folgt.)

* Allgem. Zeitung 1846. Nro. 94.

Beilage: Monatsregiſter März.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 79. Montag den 2. April 1849.

Namen ubi est? ubi Di?
Ovid:

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Die berühmten Höhlen, welche mit dem klaren Bergkrystall gefüllt sind wie die Schatzkammern eines Königs, sind den Alpen ganz eigenthümlich. Diese Krystalle, diese ellenlangen Diamanten, sind mit künstlerischer Regelmäßigkeit gesormt und polirt. Seit Aeonen sitzen sie da und sind noch heutiges Tages so makellos und glatt, daß Jahrtausende sie nicht mit dem leisesten Anhauch trüben konnten. Sie wetteifern mit dem kastalischen Quell an Reinheit und Klarheit und erscheinen dem Geiste als die schönsten Symbole ungestörter, unveränderlicher Festigkeit und heiterer Selbstzufriedenheit, welche die Erde erzeugt. — Diese unerregbaren Gebirgsbewohner fragt aber ein reisender Dichter (wie etwa der Däne Anderson) vergebens, welcher Feenkönigin Besitzthum diese Geschmeide gewesen, bei welchen Zauberfesten sie gedient, welcher Künstler sie so schön geschliffen und sie bis auf die heutige Stunde bei solchem Glanze erhalten? Die Griechen, die für den sonnengelben Bernstein die hübsche Sage von den Thränen der ihren Bruder beweinenden Heliaden erfanden, hätten über dieses Alles gewiß genügende Auskunft gegeben.

Niemand kann läugnen, daß die zahllosen Steinblöcke, welche die Naturgewalten von den Gebirgen reißen, fast wie gliederlose Rümpfe von Thier- oder Menschenleibern aussehen. — Die Griechen und auch die Perser und Indier haben sich beim Anblick dieser Steine mancherlei Sagen und Mythen gebildet. Bald gehen lebendige Wesen aus diesen Steinen hervor, welche Kopf und Glieder emporrecken, bald ziehen strafwürdige Menschen auf das Geheiß der Götter Arme und Beine gleich Schildkröten ein und bleiben als Steine still liegen. Bald nimmt Brama selber die Gestalt eines Steinblocks auf Erden an, bald säet Deukalion Steine aus, die als Menschen davon laufen. — Die Alpenbewohner sind nie auf so kühne Hypothesen von Steinmetamorphosen gerathen.

Die großen Berge selbst haben wieder eben so viel Aehnlichkeit mit menschlichen Leibern wie die Steinblöcken. Von weitem sehen sie wie eine Reihe Torsos aus, und der Phantasie wird es leicht, ihnen noch Hände und Füße anzusetzen. Die Griechen personificirten ganze Gebirge, so den Atlas, den sie als Weltträger darstellten, den Kithäron, das Gebirge Rodope, die sie als Nymphen erscheinen ließen, den Hämus, den sie als kühnen, geüngekleideten Jäger bildeten. Auch die Hindostaner thaten dasselbe. Sie lösten in ihrer Phantasie die Kolosse des Himalaya vom Boden und ließen sie als Götter frei in der Welt umherwandeln und gleich fahrenden Rittern allerlei Fata und Abenteuer erleben. Die Gemsjäger und Alpenhirten sind nie darauf gekommen, in den grün gekleideten Bergen ihr Ebenbild zu erblicken, und verliebte Berge bei geliebten Nymphen, welche ihrerseits auch wieder Berge waren, Besuche machen zu lassen. Wie dürftig erscheint das, was sie dieser Art doch noch ersonnen, gegen das Phantasiespiel, das die Griechen und noch mehr die Indier mit ihren Bergen sich erlaubt haben! Man lese z. B. in den indischen Schastrus den Krieg der Riesen mit den Göttern. Angemessen der Anzahl von Berggipfeln, Felsen und Blöcken in den Gebirgen ziehen da ganze

Digitized by Google

Schaaren von Riesen mit hundert Millionen Schlachtwagen, mit hundertzwanzigtausend Millionen Elephanten und zehn Millionen schnellfüßigen Pferden gegen die Götter heran. Zahllos und doch alle gezählt und in den Schastrus genannt sind die Namen der Wesen, welche die Götter dagegen aufrufen. — Die Riesen, in Rhinocerosse und Elephanten verwandelt, wühlen die Erde bis in ihre Grundfesten auf und schleudern Berggipfel und Felsen in die Höhe. Die Thäler und Gebirgskessel zeigen noch heute die Spuren ihrer Fußtritte und Wühlzähne. Die Götter treffen sie mit ihren Pfeilen, nageln ihre Füße an den Boden, und so stehen sie noch als zahllose Bergcolosse, und aus ihren nie heilenden Wunden strömt unaufhörlich das Blut in den Quellen und Bächen.

Die Reisenden, welche nach Griechenland kamen, verwunderten sich, wenn sie den Olympos, den Helikon und den Paenassus erblickten, über das wenig imposante Aussehen dieser Berge, die von den Griechen mit solcher Herrlichkeit umgeben wurden. Die Hippokrene und die kastalische Quelle, welche nur von der Phantasie der Dichter verklärt wurden, erscheinen höchst unbedeutend neben den rauschenden Cascaden der Alpen. Die weltberühmte Höhle der Pythia ist ein enger, durchaus nicht ungewöhnlicher Spalt, wenn man ihn mit den Klüften vergleicht, die den Busen der Alpen zerspalten und aus denen doch weder dem Krösus noch der übrigen Welt je etwas prophezeit wurde. Eingänge zur Unterwelt hätte man dem Orpheus in den Alpen eine Menge zeigen können, und weit ergreifendere und phantastischere, als sie die Alten an verschiedenen Orten des Erdbodens je entdeckt haben. — Der Alpenreisende wird daher auf Schritt und Tritt auf umgekehrte Weise in Verwunderung gesezt. Wie jener in Griechenland überall Gegenstände zu finden glaubt, die nicht werth waren, so viele Dichter in Bewegung zu setzen, so sieht dieser dagegen überall den herrlichsten Stoff, den weder ein Homeros noch ein Hesiodos gefunden und ausgebeutet.

Ohne Zweifel ist, wie schon angedeutet, am Mangel mythologischen Schmucks in den Alpen zunächst eine im Verhältniß zum Seelenleben der Bewohner des Himalaya und des Helikon wenig rege Phantasie der Alpenvölker schuld. Manche Ursachen zur Erklärung dieser Erscheinung muß man aber in der Natur der Alpen selbst suchen. Und in dieser Hinsicht mögen wir zunächst bemerken, daß ihre Rauheit und Unersteiglichkeit der Entwicklung von Mythen nicht günstig seyn konnte. Einem Moses, der den höchsten Berg der Umgegend aufsuchte, um mit Gott zu verkehren, war es eben unmöglich, jene Jungfrauen, Glockner und Monterosas zu erklimmen. Sie sind alle der Reihe nach erst in den allerneuesten profanischen Zeiten gemessen und zugänglich gemacht worden. Minder hohe Berge, wenn sie nur in ihrem Gebietskreise dominiren, veranlassen einen viel bequemeren Verkehr zwischen Göttern und Menschen.

In den Alpen dauert so zu sagen der Krieg, den die Titanen mit Jupiter und mit den von ihm begünstigten Menschen führen, noch heutiges Tages fort. Ossa und Pelion und Oeta, die Zeus in Hellas schon vor der hellenischen Einwanderung längst wieder ausgeebnet, stehen dort noch immer übereinander. — Die höheen Alpengegenden liegen weit und breit unter wüsten Eis- und Schneemassen verborgen. Da konnte man sich keine anmuthigen Götter- und Museusitze denken. Sie erregten allen phantasiereichen Völkern im Süden fast nur Furcht und Schrecken. Der Sage und Mythe, die das Anmuthige liebt, waren die Alpen daher zu rauh und gewaltig. Es gehörten Riesenhände dazu, um in diesem Buche zu blättern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

(Schluß.)

Rauch ist einer der schönsten Greise, die man sehen mag, groß, schlank, blühenden Gesichts, mit leuchtenden blauen Augen und reichem Haare, das silberglänzend seine hohe Stirn umwallt. Haltung und Bewegung sind fürstlich edel; man erkennt auf den ersten Blick den Mann, der mit Königen verkehrt, den Höchsten ebenbürtig durch die Kunst, die über die Rangordnung hinausreicht.

Ich fand ihn mit einem Thonmodelle beschäftigt, welches eine der schmaleren Seiten des Fußgestelles einnehmen wird. Es waren fünf lebensgroße Figuren: Lessing und Kant rechts, Finkenstein und Schlabendorf, die Staatsmänner, links, und zwischen ihnen, begeistert aufwärts schauend, der Kapellmeister Graun, alle in lebendigster, geistvollster Auffassung. Man könnte mit dem Künstler rechten und fragen, was denn Lessing mit Friedrich II. zu schaffen habe; aber so wie er hier vor uns steht, möchten wir nicht um Alles der Gruppe diese Figur entziehen. An der Wand hingen mehrere Porträts und eine Todtenmaske des Dichters. Der Tod hat der geistigen Kraft dieses Gesichts keinen Eintrag gethan. Er bildet den Königsberger Philosophen, welcher, das dreieckigte Hütchen in der einen, den Spazierstock in der andern Hand, sauber gekleidet, wie er immee war, auf ihn

Digitized by Google

zutritt, mit ſeinen Flammenaugen an. Kant hat eine kümmerliche, aber doch ſehr eigenthümliche Phyſiognomie. Man ſieht den tiefen Denker, der das Leben um ſich her ungenoſſen verblühen ließ und niemals die Schönheit der Welt gekoſtet hat. Auch Graun und die Staatsmänner haben prächtige Köpfe.

Daß Rauch die Zeit Friedrichs auf das Sorgfältigſte ſtudiren mußte, um dieſe Arbeit auszuführen, liegt auf der Hand. Es ſollten alle hervorragenden Perſönlichkeiten, die in den Kreis des großen Königs gehören, auf dieſem Denkmale eine Stelle finden, die Götter erſten Ranges als Statuen, die zweiten Ranges bloß durch Aufſchrift der Namen auf einer am Sockel angebrachten Tafel. Hier galt es nun, zu unterſcheiden, wer in die erſte und wer in die zweite Ordnung zu verweiſen, und wer gar nicht zu berückſichtigen ſey. Die Wahl des Künſtlers war um ſo ſchwieriger, als von außen her ſich Einflüſſe geltend zu machen ſuchten. Aus der Hauptſtadt, aus der fernen Provinz ſtellten ſich ſchriftlich und mündlich Bewerber ein, die ihre Ahnen auf das Monument geſtellt zu ſehen begehrten, und mancher Junker, deſſen Großvater oder Großonkel einmal ein Scharmützel unter dem alten Fritz beſtanden und nachher wieder bis an's Ende ſeiner Tage Kohl gebaut, ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, um den „Profeſſor im Lagerhauſe“ zur Vernunft zu bringen.

Rauchs Seele lebt ganz in den Männern, deren Bilder er zu ſchaffen hat. Ihre Biographien ſind ihm lebendiger als dem Hiſtoriker, weil er ſich nicht allein in ihre Thaten, ſondern auch in ihre ganze äußere Perſönlichkeit verſenkt hat. Die Büſten und Bilder, die rings von den Tiſchen und Wänden ſchauen, zeigen das reiche Material, das ihm zu Gebote ſteht. — Wie gewiſſenhaft er überhaupt bei ſeinen Arbeiten zu Werke geht, beweiſen auch die anatomiſchen Pferdeſtudien, die er gemacht hat, um der Darſtellung der Roſſe völlig mächtig zu ſeyn. „Ein Bildhauer, der ein Gewiſſen im Leibe hat,“ ſagte er, „kann ja keinen Muskel, keine Sehne andringen, wo ſie nicht hin gehört.“ Ueberall hängen deßhalb auch Gypsabgüſſe von Pferdegebeinen. Sogar der Abguß eines präparirten Pferdeohrs iſt vorhanden, deſſen Sehnen und Bänder er uns wie der beſte Anatom erklärte. Ueberhaupt erging er ſich bald in heitern, bald in bewegten Geſprächen über ſeine Schöpfung und die Helden derſelben, von denen er einzelne außerordentlich charakteriſtiſche Züge mittheilte; und während dieſer Geſpräche unterbrach er ſeine Arbeit nicht gänzlich, ſondern ſetzte hier ein Fleckchen Thon an und nahm dort eines weg, in raſtloſer Thätigkeit. Es war eine reiche, unvergeßliche Stunde, dieſer Beſuch bei Rauch und ſeinen Heldengeſtalten.

K. A. Mayer aus Oldenburg.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Oeffentliche Vergnügungen. — Die Feſte des Präſidenten.

Ein öffentlicher Karneval hat in dieſem Jahr ſo wenig ſtattgefunden als im vorigen. Keine Masken haben ſich auf den Gaſſen gezeigt, ſie ſcheinen ſich vor der Republik zu fürchten, aber auch ſchon unter Louis Philippe hatte das Maskiren, wenigſtens das öffentliche, wenig mehr auf ſich, und dieſer alte Gebrauch ſcheint ganz auszuſterben, wobei hier ſicher nicht viel verloren iſt. Es war längſt eine Albernheit, ſich vor einer Million Menſchen, denen man unbekannt iſt, zu vermummen und in ſolchem Straßengewühl durch Kindereien die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden erregen zu wollen. An Privatvereinen, ſo wie an großen Bällen hat es dagegen keineswegs gefehlt; aber die Journale der jetzigen Regierung unterlaſſen nicht, die Luſtbarkeiten des zu Ende gehenden Winters zu übertreiben, damit man außerhalb Paris meine, alle Beſorgniß wegen der politiſchen Zuſtände habe aufgehört und man überlaſſe ſich wie ſonſt den Beluſtigungen der Jahreszeit. Freilich iſt man zugleich ruhiger als im März vorigen Jahrs, und allgemein machte ſich das Bedürfniß fühlbar, nach ſo langer Bangigkeit ſich in dieſem Winter zu zerſtreuen. So war denn an Aſſembleen und Soiréen in den letzten Monaten kein Mangel; es iſt fleißig getanzt und muſicirt worden, der Luxus wagt ſich wieder in die Oeffentlichkeit, und die geprieſene republikaniſche und ſpartaniſche Genügſamkeit war einſtweilen bei Seite geſetzt. Der Präſident der Republik hat ſehr glänzende Feſte gegeben. Einladungen dazu ſind an Leute aller Parteien ergangen und keine hat es verſchmäht denſelben beizuwohnen. Unter Ludwig Philipp ſchmollte ein großer Theil der legitimiſtiſchen Partei in ſeinem Winkel, der Vorſtadt St. Germain, und wollte mit dem neuen Hofe nichts zu ſchaffen haben, weil es ihr ein Hochverrath an der alten Dynaſtie ſchien, der neuen zu huldigen. Von dieſem legitimiſtiſchen Adel hat ſich ein Theil herabgelaſſen den Feſten Bonaparte's beizuwohnen, wie er es während des Kaiſerreichs nicht unter ſeiner Würde hielt, dem neuen Gebieter zu huldigen, da der Kaiſer, wie jetzt ſein Neffe, der Präſident, einſtweilen die Stelle der abweſenden alten Dynaſtie vertrat und gleichſam nur ein proviſoriſcher Regent war. Sie ſöhnen ſich weit leichter mit Ludwig Bonaparte aus, als

Digitized by Google

ſie ſich je mit der Orleanſchen Dynaſtie ausgeſöhnt hätten. Ein Präſident dünkt ihnen kein ſolcher Greuel wie eine Seitendynaſtie, welche ſich an die Stelle der legitimen geſetzt hat. Auch die Republikaner haben ſich in Menge in den Salons des Elyſée national eingefunden; die Republik beſteht ja, und Bonaparte iſt ja nur dreijähriger Präſident. Bonapartiſten, Legitimiſten und gemäßigte Republikaner halten gegenwärtig zuſammen, damit die furchtbare rothe Republik ihnen nicht über den Kopf wachſe. Dieſe Partei bleibt aber auch nicht müßig. Eines ihrer Blätter, la Révolution démocratique et sociale, wendet ſich mit folgenden Worten an die Anhänger des Präſidenten: „Enttäuſchet euch, ihr Herren Bonapartiſten! Die franzöſiſche Republik iſt ſtark genug, um ohne Gängelband gehen zu können; vergebens bemüht ihr euch, es wird euch nicht gelingen, ſie wegzumauſen. Nach Ablauf ſeiner Amtszeit wird Herr Bonaparte in's Privatleben zurück und nicht mehr aus demſelben heraustreten; er wird ſich glücklich ſchätzen müſſen, der erſte und letzte Präſident geweſen zu ſeyn. Sollten aber vor dieſer Zeit ſtrafbare Verſuche gemacht werden, um zu Gunſten dieſes oder jenes Mannes unter irgend einer Maske die Monarchie wieder herzuſtellen, ſo würde die Züchtigung nicht lange ausbleiben. Vergeßt nicht, daß während die Monarchiſten ſich in Legitimiſten, Regentiſten (Orleaniſten) und Imperialiſten theilen, die ſocialiſtiſchen Demokraten nur von einem einzigen Gedanken beſeelt und zu allen Opfern bereit ſind, wenn es gilt, die Republik wider alle und jede Gegner zu vertheidigen.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Preußen, März.

(Schluß.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Ueber die Theilnahme des Prinzen an öffentlichen Angelegenheiten ſeit ſeiner Rückkehr aus Indien fehlen uns die ſichern Nachrichten, und Gerüchte wollen wir nicht nachbeten. Mir ſchrieb er im Februar 1847 in Bezug auf mein früheres Verhältniß zu ihm: „Manches Erlebniß, manche Erfahrungen einer für mich inhaltſchweren Zeit liegen wie eine Kluft zwiſchen jener Zeit und heute. Ja, die Jugend, wo man noch ſo erwartungsvoll den Dingen, die da kommen, entgegenſieht, bleibt doch gar ſchön, und gerne denkt man an ſie zurück. Ihr Brief hat mich recht lebhaft an jene Jugendzeit erinnert.“ — Die unſeligen Ereigniſſe im März 1848 fanden den Prinzen in Berlin. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß ſein Sinn, wie volksfreundlich derſelbe war, (wie hätte Waldemar ſonſt können Bettina's Freund ſeyn!) die Beleidigungen der Krone und die Verunglimpfungen der preußiſchen Ehre auf das Schmerzlichſte empfunden hat. Ein ſo rechtliches Gemüth, wie das ſeinige war, eine ſo reine Neigung für geſetzmäßige Freiheit, wie er ſie bewahrte, mußte durch die Ausartung und den Terrorismus der Nationalverſammlung tief verwundet werden. Berlin namentlich, als der Schauplatz der Vaterlandsfeinde und Unruheſtifter, mag ihm beſonders widerlich geweſen ſeyn und er begab ſich gewiß gern, bald nach dem Ausbruche der Unruhen, in die Garniſon Münſter, wo der Hauptſtandort der dreizehnten Kavalleriebrigade war, zu deren Befehlshaber ihn der König ernannt hatte.

In Münſter führte der Prinz das ſtillſte, zurückgezogenſte Leben. Er erſchien nur wenig öffentlich; in Geſellſchaften verweilte er meiſtens nur kurze Zeit. Sein hohles, bleiches Antlitz ließ Alle, welche den blühenden Mann früher gekannt hatten, mit tiefem Schmerz wahrnehmen, wie zerrüttet ſeine Geſundheit war; daher beſchränkte er ſich faſt nur auf den Umgang mit wenigen Auserwählten und wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen füllten ſeine Zeit aus. Dazu nagte das Unglück der Zeit an ſeinem Herzen. So geſchah es, daß Viele in Münſter es kaum wußten, welch ein edler Gaſt in ſeinen Mauern weilte; aber die Offiziere hörte man ſeine überaus milde, faſt weiche Art und Weiſe rühmen, ſeine anmuthige Gabe zu erzählen und ſeine große Fertigkeit im Zeichnen. Ganz beſonders aber prieſen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, ſeine Wohlthätigkeit gegen Bedürftige und ſeine Milde gegen die Dienerſchaft. „Es war nicht leicht,“ ſo erzählt ein junger Arzt, der ihn in Münſter öfters ſah, „ſeinere Manieren, mehr Höflichkeit des Herzens, ein aufmerkſameres Achten auf fremde Wünſche zu erfahren, als von dieſem Prinzen.“ — Als der König von Preußen am 16. Auguſt v. J. nach Münſter kam, konnte Prinz Waldemar nicht bei den glänzenden Feſtlichkeiten zugegen ſeyn; er ſaß ſtill und viel beklagt in ſeinem Zimmern. Von da an begann die ängſtliche Sorge ſeiner Umgebung; man erfuhr den ärztlichen Ausſpruch: viel Hoffnung ſey nicht vorhanden, aber das Leiden könne noch lange dauern. Mit rührender Geduld, ohne Laut, ohne Klage ertrug er ſeine Schmerzen; jeden kleinen Dienſt vergalt er mit Dank und Liebe. So kam der Vorabend ſeines Todes heran. Man fragte ihn, ob er einen Geiſtlichen wünſche, aber Prinz Waldemar entgegnete: „Heute nicht; ich fühle mich zu ſchwach; ich glaube, ich werde ſehr krank.“ Und ſchon am Nachmittag des folgenden Tags (17. Februar) hauchte er ſein reines Leben aus in den Armen ſeines teuren Vaters, des Prinzen Wilhelm, der ſchon ſeit Monaten an dem Krankenlager des Sohnes verweilte, und des Prinzen Adalbert, ſeines Bruders, der von Frankfurt a. M. herbeigeeilt war. — Das Leichenbegängniß fand am 26. Februar im großen Saale des Schloſſes zu Münſter ſtatt. In der Mitte deſſelben ſtand der einfache, mit Blumen und friſchem Grün geſchmückte Sarg, neben ihm der Militärprediger Fabarius, der mit frommer Rede die Leiche einſegnete. Darauf bewegte ſich ein glänzender Zug durch die Stadt, deren Bewohner ſtill in großer Anzahl den Zug umgaben, bis zur Station der Eiſenbahn, auf welcher die Leiche des hoffnungsreichen Prinzen der heimathlichen Ruheſtätte zugeführt wurde.

Der König vernahm unter den ſchweren Sorgen, welche die trüben Zeitverhältniſſe täglich auf ihn häuften, das Ableben des Prinzen mit innigem Kummer. Er hatte den Verſtorbenen wegen ſeines ehrenfeſten, rittertichen und treuherzigen Weſens ſehr hoch geſchätzt und von ſeinem Pflichtgefühl die erſprießlichſten Dienſte auf den Bahnen des neuen Staatslebens gehofft. Solche Männer entbehrt ein Landesfürſt in den heutigen Tagen, wo die Treue ſo Vieler wankt, nur ungern. — Bei der feierlichen Beiſetzung im Dom zu Berlin trat der König an den Sarg, küßte den geliebten Verſtorbenen und kniete dann mehrere Minuten im ſtillen Gebet neben dem Sarge. Es ſoll dieß allgemeine Theilnahme erregt haben, was um ſo glaublicher iſt, da die Verſammlung wohl nur aus treuen Anhängern der königlichen Familie beſtand.

„Die Abweſenden,“ ſchrieb Goethe vor vielen Jahren, am 9. November 1778, an Frau Charlotte von Stein, „ſind wie die Todten *fern* und *ohne Gewalt*, deßwegen man auch *Gutes* von beiden reden ſoll.“ Das haben wir denn auch gethan; aber ſelbſt wenn Prinz Waldemar noch unter den Lebenden wäre, hätten alle unſere obigen Worte vor ſeinem anſpruchloſen und einfachen Sinn recht gut beſtehen können, weil wir nur die lautere Wahrheit geſagt haben. Sunt lacrimae rerum.

K. G. J.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 80. Dienſtag den 3. April 1849.

— This sceptr'd isle,
This other Eden, demiparadise:
This precious stone set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall,
Against the envy of less happier lands:
This blessed plot, this earth, this realm, this England.
Shakespeare.

Londons Geldſäcke.

Seit Frankreich ſeine, wahrſcheinlich nicht lezte, aber jüngſte Revolution gemacht, geht durch Frankreich, duech Deutſchland, auch durch England ein Schrei gegen den Geldſack. England iſt reich, Jedermann weiß es, und London iſt die Hauptſtadt des Reichthums. Londons unermeßlichee, übee die ganze Stadt verbreiteter Reichthum drängt ſich jedem Auge auf, iſt ein Hauptzug des Bildes, welches der Fremde bei ſeiner Wanderung durch die Rieſenſtadt in ſich aufnimmt. Er gehe rechts oder links, nach Oſt obee Noed, nach Süd obee Weſt, im Oſten begegnet er dem Handels-, im Weſten dem Peachtreichthume, überall eedlickt er des Reichthums Spiegeldild. Es tritt ihm auf beiden Seiten der Straßen aus den Verkaufsläden entgegen, aus den Magazinen der Fadrikanten, aus den Docks der Schiffsthedee, aus den Speichern der Kaufherren, ſogar aus Löchern und Winkeln, aus Gäßchen und Höfen. Er erkennt es im Schmucke dee Vorſtädte und in den zieelichen, die Stadt meilenweit umgebenden Gäeten. Mit der Scheu der Eule flieht die Armuth den verhaßten Glanz und flüchtet in dunkelſte Verboegenheit.

Londons Reichthum iſt kein Ereigniß von geſtern. Weil es ihn aber ſeit iange beſizt, hat es ſich längſt daean gewöhnt und ſtapelt ihn deßhaib weder zu ängſtlich auf, noch ſezt es ihn leichtſinnig auf Eine Karte. Es verwaltet und legt ihn klüger an als ſchnell eeich gewordene Städte. In London iſt man gewöhnt, das Geid in Thätigkeit, es von einer Sache zue andern verwendet zu ſehen; es gleicht einem Goldbache, der übeeall hingeieitet wied, wo man vernünftigerweiſe von ſeiner befruchtenden Kraft Steigerung dee Produktion erwarten kann.

Die Feage, woher Londou ſeinen Reichthum habe, ſoll hiee nicht beantwortet werden; die Kuituegeſchichte beantwortet ſie. Aus ihr erfahren wir, daß London ſeinen ächten, eigentlichen Reichthum, die Quelle ſeinee Schätze nicht ſeinem Unternehmungsgeiſte, nicht ſeinem Fieiße und ſeinem Handel, auch nicht dem Keedit verdankt, der ihn wie ein Magier raſch, ſicher und ununteedrochen von Oet zu Ort, von Hand zu Hand verpflanzt. Die Quelle ſeiner Schätze, der Urſprung ſeines Reichthums wurde ihm von der Natur zu Theil, durch die Güte dee Voeſehung. Kein gebildeter Londoner ſtellt dieß in Zweifel. Speicht er noch ſo ruhmredig von dee weitgreifenden Spekulation, von der unermüdeten Rührigkeit, von dem den Erddall umfaſſenden Handei, von der nationaien Ehrlichkeit und dem kommerziellen Vertrauen, er wird unbedenklich einräumen, daß nicht ſie dee Ueboden von Londons Reichthum und die Baſis ſeiner Handeisgröße ſind. Er wird mit Dankgefühi gegen Gott eingeſtehen, daß die Gold- und Siiberdarren der Bank von Engiand in den Schachten der engliſchen Erde gewachſen, daß Seide und Atlas, Goid und Juwelen, Wein und Gewüeze aus ihnen zu Tage geſtiegen ſind unter den Namen Eiſen und Kohle, Kupfer, Blei und Zinn. Er wird zugeden, daß Engiands Mineralreichthum der Unterbau ſeiner Geldherrſchaft iſt, und daß kein Engländer, und vollends kein Londonee, mit deſſeem Rechte darauf ſtolz ſeyn darf, als mit welchem der Sohn, der von ſeinem Vater eine Kiſte voll ungemünzten Goldes geerdt, ſich den Eewerber ſeiner Einkünſte deßhaid nennen kann, weil er das todte Metall

Digitized by Google

gegen zinstragendes Papier umgetauſcht hat. Aber nicht bloß umſetzbarer, auch geborgener Reichthum iſt dem begünſtigten England von der Vorſehung zu Theil geworden. Nicht allein das ungemünzte Gold, auch eine feſt verwahrte Kiſte dazu hat es durch die Schlöſſer und Riegel ſeiner inſulariſchen Lage empfangen. War es erſehen, als reiche Beute zu locken, ſo wurde ihm gleichzeitig das Meer zu ſeinem Schutze verliehen. Nicht alſo, daß die Engländer von der Natur beſonders befähigt wären, unermeßliche Schätze zu erwerben, ſondern die Natur hat ſie befähigt, ihren natürlichen Reichthum in Frieden zu genießen, und dieß iſt die köſtlichſte der Gaben. Und was von ganz England gilt, gilt vorzugsweiſe von deſſen Herzen, Seele und Gehirn, von London.

Betrachten wir einen Plan von London aus der angelſächſiſchen Zeit. Es wae ſchon damals kein verächtlicher Ort, lag auf trockenen, ſandigen, leicht erſteigbaren Hügeln, umzäunt mit Waldungen, frei von Miasmen und Seuchen, mit trefflichem Trinkwaſſer und zugänglich auf der unzerſtörbaren Straße ſeiner Themſe. Dieſe Oertlichkeit verbürgte ſeine kommende Größe, und jezt nach Jahrhunderten laſſen ſeine lezten Grenzen ſich noch nicht errathen. Es bietet Stoff zum Staunen und Nachdenken, wenn man vor drei oder ſechs Monaten, längſtens vor Jahresfriſt über die grünſammtnen vorſtädtiſchen Wieſen gegangen, wo Schafe und Rinder weideten, müſſige Jäger nach Sperlingen ſchoſſen, Schulknaben ſpielten und ausgeſendete Lehrlinge trägen Schrittes heimkehrten, und man, denſelben Weg heute gehend, ſich in einer großen, neugebornen Stadt erblickt, inmitten von Paläſten und Kirchen, von Straßen und Squares, zwiſchen Gärten und auf gut gepflaſterten Straßen mit breiten Trottoirs, und man die Häuſer bewohnt, gewichtige Namen an den Thüren, koſtbare Gemälde in den Zimmern, die Spiegelglasfenſter mit ſchweren Vorhängen drapirt, Diener in ſtolzen Livreen und einfach prächtige Equipagen halten ſieht. Aber von allen Gedanken, die den Kopf faſt ſchwindeln machen, iſt der erſte und lezte: woher kommt das Geld, alles dieß zu kaufen und zu bezahlen? Alles dieß nnd wie viel mehr außerdem!

Alles dieß und das tauſendmal Mehr, was die innern Räume der Häuſer und Paläſte an Luxus, Bequemlichkeit und Ueberfluß bergen, es wird aus dem Geldſacke bezahlt, gegen welchen ein Schrei durch England geht. „Nieder mit den Reichen, den Knauſern, den Geldſäcken!“ brüllt es in den communiſtiſchen Blättern. Daß bei denen, die weniger als Andere haben, ein Uebermaß von Galle ſich gegen dieſe Andern abſondert, begreift ſich. Warum aber nieder mit dem Kapital, das Wunder wirkt, warum nieder mit denen, die ihre Schätze nicht einſchließen, die durch Handel und Gewerbe ſich verſchaffen, was die Civiliſation von der Barbarei ſcheidet, die, indem ſie Hunderten und Tauſenden ihrer Mitmenſchen Arbeit geben, ſie vor Müſſiggang, Hunger und Elend ſchirmen? Warum? weil die Gewalt des Neides in der Menſchenbruſt, der Inſtinkt des Haſſens, des Unterſchätzens und Verleumdens nie ſtärker und mächtiger waren als jezt. Böſewichter aller und jeder Art haben von jeher Anhänger, Bewunderer und Lobredner gefunden; die Reichen hießen von jeher Böſewichter, aber ſtatt Lob haben ſie ſtets und nie in vollerem Maße als jezt die Schmähnamen Schmarotzer, Knauſer u. ſ. w. erhalten, haben nie mehr als jezt für der bürgerlichen Geſellſchaft nicht bloß unnütze, ſondern ſelbſt gefährliche Glieder gegolten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Einen zweiten Grund zur Deutung der Erſcheinung, die uns hier beſchäftigt, glaube ich in der Armuth der Alpen an edlen Metallen zu finden. Gewöhnlich ſind es dieſe, welche den Menſchen tief in das geheime Innere der Gebirge einführen. Durch die Goldgier wird ſeine Einbildungskraft mächtig in Bewegung geſezt. Da entſtehen dann die Sagen von den goldhütenden Greifen, von ihren Kriegen mit den einäugigen Arimaſpen; da lernt man die neckiſchen Kobolde, die großmüthigen oder neidiſchen Berggeiſter, die Bergpuke und Rübezahle kennen. — Alle Erzgebirge ſind daher vorzugsweiſe Anhaltspunkte für den poetiſchen Aberglauben und für Gebirgsmythologie, ſo wie eben ſie ſpäter auch vorzugsweiſe die Ausgangspunkte einer hellern Erkenntniß des Berginnern und der geologiſchen Verhältniſſe wurden. — Die Alpen haben vielleicht weniger Gold und Silber als irgend ein anderes Hochgebirge Europas, und ſelbſt Salz und Eiſen nur in ihren öſtlichen Theilen in Fülle. Auch hierin, ſage ich, liegt gewiß ein Grund der Erſcheinung, daß die alte Mythologie ſich mehr mit Sagen von den weitentlegenen, aber goldreichen ripaeiſchen Erzgebirgen (dem heutigen Ural) herumtrug, als mit ſolchen von den Alpen.

Endlich aber iſt die Armuth der Alpen an phyſikaliſchen Sagen und Mythen zum Theil in der That nur ſcheinbar. Und in dieſer Beziehung wollen wir Folgendes bemerken. Die ſchönen Mythen der Hellenen,

Digitized by Google

welche wir jezt in den Erzählungen des Ovid oder Horaz ſo ſehr bewundern, ſahen vermuthlich im Munde des Schäfers vom Oeta, oder des Jägers am Hämus nicht viel anders aus als der einfältige Schnack vom „Spuck im Walde," mit dem ſich eine „Schwoageein" in Steiermark, oder ein „Geisbua" in Tirol, oder ein „Gamsjager" im Appenzell noch heutiges Tages herumtragen. — Die Volksſage iſt überall ein roher Edelſtein, der erſt in geſchickter Dichterhand ſein geſchliffen und gefaßt werden muß, um geſchmackvollen Menſchen genießbar zu ſeyn. Haben aber die Alpenbewohner es häufig unterlaſſen, den in ihren Bergen ihnen dargebotenen Stoff zu verarbeiten, ſo haben die Dichter es wieder verſäumt, den von den Leuten wirklich vorbereiteten Stoff fernerhin zu geſtatten, alle Bruchſtücke fleißig zu ſammeln, alle angeſponnenen Fäden weiter auszuſpinnen und zu ſchönen Werken zu benutzen. — Wenn wir im Folgenden einen Verſuch zu einer ſolchen Zuſammenſtellung machen wollen, ſo müſſen wir dabei noch bevorworten, daß wir aus Mangel an vollſtändiger Kenntniß aller dahin gehörigen Dinge vermuthlich nur wieder dürftige Bruchſtücke von Bruchſtücken geben.

Zuerſt iſt darauf aufmerkſam zu machen, daß wir noch Spuren von einer uralten, in der Nähe der höchſten Alpen blühenden Götterverehrung haben. Die Römer ſprechen mehrmals von Alpenvölkern, welche die Sonne anbeten, und ihre Schriftſteller nennen die hohen Gipfel am Urſprung der Rhone „Sonnenſäulen." Manche dieſer natürlichen Sonnenſäulen ſollen geradezu von der Sonne den Namen haben, ſo z. B. der Adula in Graubünden, von At-jula, d. h. „Vater Sonne," der Julier eben daſelbſt von Joul oder Gyol, d. i. Sonne. Auch in andern Theilen der Alpen gibt es ſolche dem Helios gewelhte Berge. Auf manchen Hochpäſſen, wo jezt chriſtliche Kapellen ſtehen, finden ſich noch Säulen, die man für Ueberbleibſel von Sonnenaltären und Sonnentempeln gehalten hat. — Doch ſcheint es nicht, daß in den Sagen und Traditionen der Alpen noch einige Mythen von dieſem weltverehrten Sonnengott verſteckt ſeyen, ſo natürlich es auch geweſen wäre, wenn die Bewohner die Mythen von der Sonne, die auf ihren Berggipfeln und Thälern eine ſo merkwürdige Rolle ſpielt, lange bewahrt hätten.

Sehr viele mythenartige Sagen der Alpen knüpfen ſich an die Gletſcher, dieſes ſo intereſſante und wunderbare Naturphänomen des Hochgebirgs. Meiſtens iſt es die allen Völkern eigene und tief aus der Natur des Menſchen hervortretende Idee vom verlorenen Paradieſe, die hier ſich unter dem Bilde eines ehemals ſchönen und fruchtbaren, ſpäter aber auf der Himmliſchen Geheiß zur Strafe undankbarer Beſitzer verwüſteten Hochthals darbietet. — In den Thäleen des Monte Roſa, in der Nachbarſchaft des Montblanc, auf verſchiedenen Bergen im Berner Oberland, in Tirol, in Steiermark, überall kommt die Sage wieder vor. Ueberall wohnten in jenen herrlichen Thälern die Menſchen einſt glücklich und in Fülle; aber ihr Reichthum machte ſie undankbar gegen die Götter und ſie wurden zur Strafe unglücklich. — Die Hauptanlage der Sage und die daraus hervorgehende Lehre iſt immer dieſelbe, aber die Einkleidung iſt immer verſchieden. Zur Probe will ich ſie erzählen, wie ſie im Lande Glarus, an den Gletſchern des hohen Gläruiſch lautet.

Eine „Prachtsalp," ſo erzählen die Leute, überzog mit einem Blumenteppich ehemals den ganzen rauhen Glärniſch. Ein junger, leichtſinniger Hirte war ihr Beſitzer. Er hatte eine alte Mutter und eine Geliebte. Ueber den ſüßen Stunden, welche dieſe ihm bereitete, vergaß er alle Gefühle der Dankbarkeit, die er als Sohn jener ſchuldete. An einem ſchönen Sommertage ſieht er ein weibliches Weſen zu ſeiner Alp emporklimmen; er glaubt aus der Ferne die erſehnte Geliebte zu erkennen; es iſt aber ſeine alte keuchende Mutter, die ihn freundlich grüßt und ihn bittet, ihr emporzuhelfen, daß ſie bei ihm ausruhe und ſich erquicke. — Der Getäuſchte verweigert dieß in ſeinem liebloſen Aerger, und jagt mit Geſpött die Mutter den Berg hinunter. Gleich darauf erſcheint von der andern Seite ſein Mädchen. Der leidenſchaftliche Senn läuft ſchnell hinzu, rollt ſeine Käſe herbei, und pflaſtert damit einen Weg durch die feuchte Wieſe, die ſeine Alphütte umgab, damit die Geliebte ſich die Schuhe nicht beſchmutze. Das Beſte, was ſeine Senne zu geben vermag, tiſcht er auf und überläßt ſich mit ihr dem Rauſche der Liebe. — Unterdeß hinkte die arme leidende Mutter in Verzweiflung in's Thal hinab. Kaum aber war ſie in Sicherheit unten, ſo regten ſich die Götter der Rache. Des Berges Haupt hüllte ſich in Dunſt und Nebel, es fing an zu donnern und zu krachen. Ein Gletſcher ſtieg aus der Höhe hernieder und überdeckte die ſchöne Wieſenflur, mitſammt dem Vieh, dem Senn und ſeiner Geliebten, zur Strafe des Leichtſinns und ruchloſer Undankbarkeit. Und jezt, wenn es Georgentag iſt, muß der Senn unter dem Firn hervorkommen, und von den oberſten Eisſpitzen des Glärniſch ruft er, daß man's weit im Thale hört, vor Kälte ſchauernd, die Worte herab:

Ach ich und myni liebſte Cathri
Und mis Hündeli Pari
Müſſen immer und ewi
Unterm kalten Firn drunten ſi.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Lamartine — Lacordaire — Der Wintergarten.

Man konnte neulich aus dem heftigen Streite zwiſchen Proudhon und Conſidérant erſehen, daß es mit der geprieſenen Einigkeit der ſogenannten Socialiſten ebenfalls nicht viel auf ſich hat, und daß auch dieſe allerdings furchtbare Partei mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die in ihr ſelbſt liegen. Indeſſen werden ſie wenigſtens im Beſtreben einig ſeyn, die meiſten derjenigen, welche in der jetzigen Nationalverſammlung den verhaßten Berg bilden, wieder in die künftige Verſammlung zu bringen, und beim allgemeinen Wahlrecht werden ſie auch vielen dieſer unerbittlichen Demagogen, denen es in Frankreich noch lange nicht republikaniſch genug hergeht, wieder einen Sitz im Parlament verſchaffen. Sie ſind äußerſt erbost wegen der Hinrichtung zweier der Mörder des Generals Brea, und der Staatsanwalt mußte einige Tageblätter dieſer Partei vor Gericht ziehen, weil ſie die Frechheit hatten, den Mord des Generals als eine gleichgültige That, und die Hinrichtung der Mörder deſſelben als eine grauſame Handlung und als eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit darzuſtellen. Wahrſcheinlich kommt dieſe Angelegenheit in Kurzem zur öffentlichen Verhandlung.

Lamartine will dem Volk eine neue Zeitſchrift widmen, mit Rath und Anweiſung, wie es ſich zu betragen habe, weßhalb dieſe Zeitſchrift »le conseiller du peuple« heißen ſoll. Lamartine iſt ein Mann, der es mit keiner Partei verderben will und daher Worte der Verſöhnung für alle hat. In einer Zeitſchrift iſt er auch beſſer an ſeinem Platze als an der Spitze der Regierung, wo man oft durchgreifen und energiſch handeln muß, und wo das ängſtliche Streben, es Allen recht zu machen, zu allerlei Unſchick führen kann, wie es in den erſten Monaten der Republik geſchah. Schießt Lamartine in ſeiner neuen Zeitſchrift Böcke, ſo werden die Folgen davon wenigſtens nicht ſo bedeutend ſeyn als damals, als er regierte. Wenige der Männer, welche ſich gleich zu Anfang der Revolution mit Staatsgeſchäften abgegeben hatten, ohne denſelben gewachſen zu ſeyn, waren ſo klug, ſich bei Zeiten zurückzuziehen und ihrem alten Berufe nachzugehen. Zu dieſen gehört der Prediger Lacordaire, den man mit Erſtaunen in ſeinem Dominikanerhabit unter den Volksrepräſentanten ſitzen ſah, von denen er manchen Spott zu erdulden hatte. Er ſah am Ende ein, daß einer, der im Publikum für einen Mönch gelten will, in einer politiſchen Verſammlung, und noch dazu in einer ſo ſtürmiſchen, nicht am Platz iſt. Er legte alſo ſeine Stelle nieder, verzichtete auf die täglichen fünf-und-zwanzig Francs und begab ſich wieder an's Wandern und Predigen. In dieſen Faſten hält Lacordaire am Sonntage in Notre-Dame ſogenannte geiſtliche Conferenzen, d. h. Vorträge. Hier iſt der Mann an ſeinem Platz; er ſpricht ſehr geläufig und ſagt manches Zeit- und Ortgemäße. So ſollte es auch Lamartine machen, aber die Politik hat ihn nun einmal der Poeſie entzogen und ſchwerlich hat er jetzt noch Muße und Geiſtesruhe genug, um als Dichter etwas Bedeutendes zu leiſten. Einſtweilen wird er Selbſtverleger und ſammelt diejenigen ſeiner Scheiſten, über die er noch verfügen kann. — Ein anderer Mann, der ſich im Anfang der Revolution hervorgethan hat und wie die beiden genannten in die Nationalverſammlung berufen worden iſt, Abbé Lamennais, der übrigens den Abbétitel nicht mehr führt, hat ſich völlig auf die Seite der Demagogen geſchlagen und ſchreibt in einem ihrer Journale, aber die Rednerbühne beſteigt er ſehr ſelten und an den Debatten ſcheint er wenig Antheil zu nehmen. Mit dieſem Abbé iſt ſeit ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller eine erſtaunliche Veränderung vorgegangen. Großes Aufſehen machte ſeine Schrift über oder vielmehr gegen die Gleichgültigkeit in Religionsſachen; ſie war vortrefflich geſchrieben, und die Geiſtlichkeit freute ſich, einen ſo beredten Theologen in ihrer Mitte zu haben. Später begnügte ſich der Abbé jedoch nicht mit theologiſchen Abhandlungen, er gab ein Tageblatt: »l'Avenir,« heraus und zeigte ſich ſo ultramontaniſch, daß ſogar die digotte Regierung Karls X. ſich genöthigt ſah ihn vor Gericht zu ziehen. Unter Ludwig Philipp ſchlug er völlig um, geſellte ſich zu den Demagogen und verfaßte Flugſchriften in ihrem Sinne. Einige ſcharfſichtige Leute ſagten damals voraus, der Abbé werde in der Folge wohl noch einmal umſchlagen und etwa ein Dominikaner werden, wie Abbé Lacordaire, oder ſogar ein Jeſuit. Dieß iſt jedoch bis jetzt nicht geſchehen; Lamennais hält es noch wie vor mit der rothen Republik. — Die künftige Nationalverſammlung wird vermuthlich wenig geiſtliche Glieder zählen. In der jetzigen ſitzen einige Biſchöfe, welche Anfangs an den Debatten Antheil nahmen und ſich ziemlich republikaniſch zeigten. Da nun aber nach dem neuen Wahlgeſetz kein Biſchof in ſeinem Sprengel gewählt werden kann, ſo wenig als der Präfekt in ſeinem Departement und der Richter in ſeinem Gerichtsbezirk, ſo ſind ſie verſtummt.

Mit den öffentlichen Vergnügungen der Saiſon geht es beſſer als man hätte glauben ſollen. Aeußerſt rührig war namentlich die Direktion des Wintergartens, der ſich in der That zu Feſten und glänzenden Verſammlungen ſehr gut eignet. Es hat etwas ſehr Reizendes, unter tropiſchen Gewächſen zu wandeln, während ſich draußen Schneeflocken jagen, und ſich in einer lauwarmen Temperatur zu befinden, wenn die Sonne im Waſſermann ſteht. Es wurden daher auch ſehr oft in den Zeitungen und in ungeheuern Anſchlagzetteln Feſte angekündigt, welche der Wintergarten dem Publikum, gegen gute Bezahlung verſteht ſich, zum Beſten gab, mit Muſik, Tanz und dergleichen. Für den Karneval hatte man Kinderbälle veranſtaltet, wobei die Kinder mit einem Regen von Bonbons überſchüttet wurden. Ein andermal war eine Nachahmung des Jahrmarkts von St. Cloud angekündigt, der bekanntlich unter den hohen Bäumen des dortigen Schloßparks im Herbſt gehalten wird. Der Wintergarten iſt voll von Bäumen und Stauden, wenn ſie auch anders ausſehen als die wildwachſenden zu St. Cloud; man durfte nur Buden zwiſchen dieſelben ſtellen und mit Waaren füllen. Man reizte das lüſterne Publikum noch mehr durch die Ankündigung, daß ſchöne Schauſpielerinnen als Verkäuferinnen auftreten würden. Man miethete eine Anzahl Damen aus den Chören der kleinen Theater und ſetzte ſie, tüchtig herausgeputzt, in die Buden.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 81. Mittwoch den 4. April 1849.

— Alter tunc orbe novo coeloque recenti
Vivebant homines, quum furem nemo timeret.
Juvenal.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Im Berner Oberlande gibt es mehrere wüſte Gletſcherſtriche, welche „Blümlisalpen“ genannt werden, ein Name, der andeutet, daß nach der Meinung des Volks hier einſt ein erfreulicherer Zuſtand waltete. Die Sagen von der Verwandlung dieſer Blümlisalpen lauten ganz ähnlich wie die angeführten und laufen alle darauf hinaus, daß die Sennen es ehemals „i'guet g'ha händ und derby übermüthig worde ſi.“ — Bald haben ſie in ihrem Stolze geſprochen: „Wir haben ſo viel Gras, wenn's der Teufel nur nähme,“ was der Teufel dann that, bald haben ſie eine arme Bettlerin mißhandelt, die dann, die Aelpler verwünſchend, ausgerufen:

„Milcherchrut und Cypriu,
Söllet ewig dürre ſy,
Mutteri werd Fideri!“

Cypriu iſt ungenießbares Moos und Fideri ein Geſtrüpp. — Bald haben ſie einen armen alten Gebirgsmann, der auf den Bergen in Noth gerathen, ſtatt ihm zu helfen, ausgelacht, und dieſer Alte, der ein das Herz der Menſchen prüfender Geiſt war, kam dann auf einer furchtbaren Gletſcherlawine angeritten, und das Grasthal verwüſtend rief er den untergehenden Menſchen zu: „Jezt, horcht, will ich euch auslachen!“

Nicht immer indeß ſind es Strafboten des Himmels, welche gleich dem Erzengel die Schuldigen aus ihrem Paradieſe treiben, oft nur muthwillige und ſchlimme Geiſter, welche den Menſchen haſſen. So gibt es Gletſcher, die ehemals von hohen Felſen umſchloſſen, nur die höchſten wilden Thäler bedeckten ein böſer Berggeiſt aber bog die Felſen auseinander und ließ nun aus dem Thore das Eis auf die Menſchen und ihre Beſitzthümer herabpoltern.

Es liegt in der Natur der von Gletſchern, Lawinen und Bergſtürzen ſtets heimgeſuchten und verwüſteten Alpenthäler, daß ſich die Sage vom verlorenen und zerſtörten Paradieſe hier vorzugsweiſe ausbilden mußte, und daß man ſie als den eigenthümlichſten und am allgemeinſten verbreiteten Mythus der Alpen bezeichnen kann. — Am Monte Roſa ſuchen die Leute noch jezt ſogar nach einem verlorenen reizenden Thale, welches, wie ſie ſagen, mitten zwiſchen den Gletſchern ſtecken ſoll. Zuweilen will ein Jäger dieſes Thal aus der Ferne von einem hohen Gipfel herab geſehen haben; ein andermal verbreitet ſich die Nachricht unter den Leuten, es ſey das „verlorene Thal“ wirklich entdeckt worden; aber immer wieder entzieht ſich dieſes herrliche, erſehnte Land gleich einer Fata Morgana den Blicken, und Niemand hat es noch wirklich betreten. Stets und überall ſuchte der Menſch irgend etwas Liebliches am Horizonte ſeiner Phantaſie, das ſchöner als die Wirklichkeit ſey, gleich Iphigenien, die im Barbarenlande wohnend „das Land der Griechen mit der Seele ſuchte.“ Haben es nicht ſelbſt viele unter uns geliebt, mitten im Eiſe des Nordpols ſich wieder ein geſchmolzenes wärmeres Gewäſſer und darin ein noch unentdecktes Land zu denken, wie die Monte-Roſaner ihr „verlorenes Thal“ in den Gletſchern?

Ganz ähnliche Sagen von untergegangenen Thälern, von mit Eis bedeckten Dörfern und Kirchen finden ſich auch bei den Gletſchern im norwegiſchen

Digitized by Google

Granitgebirge. Die Kiölenbewohner glauben, die Kirchen ſtecken noch wohlerhalten unter dem gefrorenen Kryſtall und würden wieder zum Vorſcheln kommen, wenn die Gletſcher einmal wegſchmölzen. Man gedenkt hiebei des Bataverd, des Frieſen und Jüten, die, wenn ſie von ihren Küſtendünen in's Meer hinausſchauen, eben ſo Kirchthürme und Städte längſt vermoderter Vorväter unter den grünen Wogen zu erblicken glauben. Auch die Magyaren haben vom Balaton und andern Landſeen ganz ähnliche Dichtungen.

Oft bringen die Aelpler ihre Sagen von einem früheren ſchöneren Zuſtande mit einem beſtimmten, jezt verwilderten Thale in Verbindung; oft aber dehnen ſie die Sage auf ihre ganze Umgegend aus und entwerfen dann ein Gemälde von einem allgemein herrſchenden goldenen Zeitalter. Da entſtehen denn zuweilen ſehr groteske Bilder, wie ſie der Phantaſie eines groben Hirtenvolks angemeſſen ſind. — Einſt, in jener ſchönen Zeit, ſagen ſie, gab es noch nirgends Gletſcher, alles ringsum war grünende Matte. Auch fanden ſich nirgends Giftkräuter auf den Wieſen, auf denen Kühe von ungeheurer Größe graſten. Sie hatten einen ſolchen Ueberfluß von Milch, daß man ſie in gegrabene Teiche melken mußte. Man fuhr zu Schiffe aus, um den Rahm abzunehmen, und die Butterfäſſer waren ſo weit und hoch wie Thürme, voll ſchäumenden und ſchwellenden Fettſtoffs. Die Bienen füllten damals die jezt leeren Höhlen der Berge mit Honig und bauten ihre Waben groß und mächtig wie Stadtmauern und Thore.

Sollte man nicht glauben, dieſe Aelpler hätten ihre Vorſtellungen von jenem Laade, wo Milch und Honig fleußt, aus dem erſten Buche der Metamorphoſen Ovids genommen, wo es heißt:

— Rings Bäche von Milch, rings walleten Bäche von Nektar,
Rings auch träufelte gelb aus grünender Eiche der Honig.

Die Indier mit ihrer koloſſalen Phantaſie haben in ihrer Mythologie ſogar einen ganzen Ocean von Milch, in welchem die Rieſen und Götter mittelſt der als Strick dienenden Schlange Vaſuki einen Berg herumdrehen wie einen Stempel in einem Butterfaſſe.

Es iſt merkwürdig genug, daß alle pays de Cocagne der Welt eine ſo frappante Familienähnlichkeit haben. — Nicht daſſelbe läßt ſich, wie es ſcheint, von den verſchiedenen Verbannungsorten und Qualſtätten behaupten, von den verſchiedenen Bildern, welche die Völker für den Aufenthalt der Seelen der böſen Menſchen entworfen haben. Die in Europa am allgemeinſten verbreiteten Vorſtellungen der Hölle ſind, wie es ſcheint, von Völkern ausgegangen, welche in der Nähe des Aetna, des Veſuvs und anderer feuerſpeienden Berge wohnten und die nichts Peinlicheres in der Natur kannten, als die Hitze und Glut, die in den Kratern derſelben herrſcht. Alle unſere Höllen ſind heiß und feurig und treue Kopien der innern Naturzuſtände jener Feuerberge.

(Fortſezung folgt.)

Londons Geldſäcke.

(Fortſezung.)

Das Geſchrei gegen die Reichen, die mit ihrem Gold und Silber ſich Genüſſe kaufen, iſt von Seiten der arbeitenden und gewerbtreibenden Klaſſen ein Wühlen im eigenen Fleiſche. Aber das Schmähen der Geldſammler, der ſo geſcholtenen Knicker und Filze iſt ein Unrecht gegen Männer, welche den Glanz ihrer Familie begründen wollen, und um ihre Kinder oder Neffen groß und reich zu machen, ſich auf die Nothwendigkeiten des Lebens beſchränken. Ich habe einen ſolchen Knicker gekannt, und er war ein ehrenwerther Mann. Seine Kleider trug er bis auf den Faden ab, allein die neuen, die er dann kaufte, bezahlte er baar. Er ſpeiſte bei keinem Reſtaurant, in keiner Taverne, an keiner Wirthstafel; er begnügte ſich mit der einfachen Koſt eines beſcheidenen Speiſehauſes. Wenn er ſich aber zur Nachtruhe auf ſein Lager ſtreckte, geſchah es mit dem fröhlichen Bewußtſeyn, Niemand einen Heller zu ſchulden. Er hätte theuer wohnen können, er wohnte in billiger Gegend. Er hatte nie geheirathet, aber auch Niemanden getäuſcht. Er haßte nicht die Eitelkeiten des Lebens, aber er verſchmähte ſie für ſich, und weil er lebte, wie es ihm gefiel, weil er nicht hatte, was er nicht bedurfte, weil Geld zu ſammeln ſeine Freude ſchien, weil er durch ſein Beiſpiel bewies, wie gering und leicht zu befriedigen die Nothwendigkeiten des Lebens ſind, und er Niemanden ſagte, daß er den Soha ſeiner verſtorbenen Schweſter, ſeinen nächſten lieben Verwandten ſich zum Erben erſehen, und damit derſelbe die Bildung erhalte, deren Mangel er empfand und an deren Mangel die Verſchwendung ſeines Vaters ſchuld geweſen, er ihn nach Eaton, von da nach Orford gebracht, deßhalb wurde er ein Geizhals geſchimpft, verlacht, verhöhnt, und gab es in der ſchmutzigen Holywellgaſſe keinen jüdiſchen Antiquar, welcher nicht „Leben und Thaten des berühmten Geizhalſes in London“ mit karrikirter Abbildung für fünf Groſchen verkaufte. Der Geſchmähte iſt todt; ein einfach ſchönes Denkmal deckt in Kenſall-green ſein Grab; der Sohn ſeiner Schweſter beſitzt und bewohnt das prächtigſte Haus der prächtigen Weſtbourne-terrace, und viele, die den Oheim nicht hätten kennen mögen, fühlen ſich hoch geehrt durch die Bekanntſchaft des Neffen.

Digitized by Google

„Nieder mit den Reichen und Geldsäcken!“ Die das denken, schreiben und rufen, denken nicht daran, daß die Geldsammler ohne ihr Geld begraben werden, daß eine karge Verwendung des gelben Metalls in eigenen Nutzen ein karger Lohn für die Mühe des Sammelns ist in Ländern, wo auf den Wegen und Stegen des Lebens das Gold nicht so dick liegt, wie es in Californien liegen soll, daß, je länger es beisammen bleibt, der Hause desto größer wird, und daß früher oder später die Zeit kommen muß, welche die Schatzkammer sprengt und durch den abfließenden Strom gleich dem Nil durch sein Steigen überall, wo er verweilt, Fruchtbarkeit spendet. Indeß ist auch nicht zu glauben und zu fürchten, daß das Geschrei gegen den Geldsack in London dauernden Anklang finden und zu Stürmung des Eigenthums fortreißen werde. London ist recht eigentlich, um nicht zu sagen ausschließlich, eine Stadt der Arbeit und des Gelderwerbs. Kein anderer Gedanke, kein anderes Streben hat hier festen Grund und Boden. Das Romantische nackter Füße, das Ideale leerer Magen und die Würde eines hungernden Philosophen sind längst dahin. Der hier geltende Maßstab der Beachtung hat nichts gemein mit Monarchien, Autokratien und Republiken. Rothschild ist ein Krösus, ein Midas, unter dessen Händen sich Alles in Gold verwandelt. Die Handelswelt hat ihre Marquis, ihre Grafen und Barone, nur daß kein leerer und hohler Klang deren Abstufungen bezeichnet. Sie hat Männer, gute Männer, verantwortliche Männer, nur daß der Thermometer ihrer Messung im Geldbeutel steckt.

Vom utilitarischen Gesichtspunkte ist die Stellung der Londoner Handelsaristokratie bei allem äußern beneideten Glanze durch ihren Einfluß auf die Massen um so mächtiger, je größere Wohlthaten die Ausübung ihrer Macht, d. h. die Anwendung ihrer Kapitale den Massen erzeigt. Sind es doch jene, welchen die Masse Arbeit, Unterhalt und Vergnügen dankt. Weil aber, im Maße als ein Unternehmen Beschäftigung geben kann und gibt, die Beschäftigung das Unternehmen lohnt, so fühlt und weiß Jeder, daß er nicht für sich, sondern Einer für den Andern wirkt, und findet zwischen dem Arbeiter und dem Arbeitsgeber ein Unterschied statt, so besteht er darin, daß die größere Thätigkeit und der kleinere Eigennutz auf Seiten des leztern sind. Der Arbeiter genießt seinen Lohn Tag für Tag, wie er ihn empfängt; der Kapitalist im Besitze großen Reichthums genießt ihn weniger als daß er ihn anlegt. Er baut Städte, betreibt Bergwerke, durchschneidet das Land mit Eisenbahnen und Kanälen, auf allen Meeren blähen sich die Segel seiner Schiffe, verbinden die heiße und die kalte Zone und fliegen als Boten der Civilisation und als Träger des Comfort von Pol zu Pol. Er steht allein den Vielen gegenüber, welche davon Gewinn haben. Ihn ruft die Wissenschaft zu Hülfe, wenn es gilt, Theorien praktisch zu erproben. Ohne ihn hätte das Wissen keinen Werth, die Geisteskraft keine Erfolge, könnte keine Wasserleitung gebaut und keine Broschüre gedruckt werden, müßten wir in Höhlen wohnen, von Wurzeln leben und uns in Thierfelle kleiden.

Ich höre den Einwurf, daß der Reiche alles dieß um seinetwillen thue, zur Befriedigung seines Durstes nach mehr. Aber es geht der Gewinnsucht wie jeder Leidenschaft: erst das Uebermaß macht sie schädlich. Eben so wenig oder nicht mehr als andere arbeitet der Spekulant aus Gewinnsucht. Der Gewinn ist für ihn Mittel zum Zweck, der Zweck eine Stellung in der Gesellschaft, der Reiz ein löblicher Ehrgeiz, in seinem Berufe sich auszuzeichnen und dadurch einen geehrten Namen zu erwerben. Nur das Zuviel ist ungesund und schafft Nachtheile, welche die Vortheile des richtigen Maßes aufheben. Angehäuftes Kapital hat sein Gutes, überhäuftes ist ein Uebel. Weil es seiner Natur nach nur in den Händen Weniger seyn kann, wird es in den Händen dieser Wenigen zum Monopol, und alle Monopole beeinträchtigen die Gesammtheit. Das, von dem hier die Rede ist, muß schon deßhalb unheilvoll wirken, weil es unabweisbar darauf ausgeht, die bürgerliche Gesellschaft in zwei ungleiche Klassen zu theilen, sehr klein die eine, sehr groß die andere, in die Klassen, aus welchen nach des hochgelehrten Philosophen Sancho Pansa Ansicht die Welt besteht, die sehr Reichen und die sehr Armen, oder nach seinen Worten: die zwei Familien Habealles und Habenichts.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Mecklenburg-Schwerin, März.

Die Umwälzung.

Welche Veränderungen aller Art hat Mecklenburg in dem lezten Jahr erlitten, wie viel größere werden noch so vorbereitet, daß ihre Ausführung in den nächsten Monaten zu erwarten steht! Dieses Land, das früher in mancher Hinsicht so weit hinter dem übrigen Deutschland zurückgeblieben, das noch bis zur neuesten Zeit vielfache feudalistische Institutionen festgehalten, die man anderswo kaum dem Namen nach mehr kannte, hat in der Ausgleichung derselben bereits die merkwürdigsten Fortschritte gemacht, ja es ist in diesem Augenblick den vorgeschrittensten Staaten in Deutschland beizuzählen; droht es sich doch bisweilen sogar zu überstürzen, sitzt doch in der Abgeordnetenkammer in Schwerin eine nicht kleine Partei, welche in blindem, oft wohl auch in selbstsüchtigem Eifer Einrichtungen begründen

möchte, wie ſie unmöglich dem Lande zum wahren Wohle gereichen können. Dieſe äußerſte Linke möchte gar gern, gleich ihrem Vorbilde in Frankfurt, deſſen ziemlich ungeſchickter Abklatſch ſie iſt, alle unſere bisherigen Zuſtände von Grund aus umwühlen, ohne daß ſie einen auch nur einigermaßen genügenden Erſatz bieten könnte, ohne daß ſie uns ſagte, was denn an die Stelle des Zertrümmerten zu ſetzen wäre. Man muß ein ſtandhafter Freund der Freiheit ſeyn, um nicht dieſer Partei der mecklenburgiſchen Kammer gegenüber einige Neigung zur Reaktion zu ſpüren. Aber mit welch innerem Grimm, den ſie vergebens unter ſpöttiſcher Verachtung zu verbergen ſtrebt, ſteht vollends die zahlreiche Partei der vollkommenen Reaktionäre, deren Mecklenburg wohl mehr als die meiſten Striche unſeres Vaterlandes aufzuweiſen hat, auf die Linke, ja ſelbſt auf das Centrum der neuen Kammer herab! Es will dieſen Gutsbeſitzern noch gar nicht recht in den Kopf, daß jetzt endlich die Zeit vorbei iſt, wo Mecklenburg allein zum Nutzen und Frommen einiger hundert Familien, die bisher nach Luſt und Belieben deſſen öffentliche Zuſtände beherrſchten, geſchaffen ſchien. Das Benehmen dieſer Leute iſt oft ſo komiſch, daß man ſelbſt in dieſer ſchweren Zeit darüber lachen muß, und ſie ſo doch wenigſtens den Nutzen haben, daß ſie zur Erheiterung des Publikums beitragen. Es kommen bei vielfachen Gelegenheiten, namentlich in größeren geſelligen Kreiſen, Beiſpiele von Kaſtengeiſt vor, wie man ſie kaum für möglich halten ſollte. Uebrigens iſt das ganze Treiben dieſer Partei ganz ungefährlich für das Wohl des Landes; ihren frühern großen Einfluß hat ſie faſt ganz verloren und wird denſelben auch wohl nie wieder erhalten. Die Regierung, und glücklicherweiſe auch der Großherzog ſelbſt, der die unabweislichen Forderungen der Zeit richtig erfaßt und ſich die wahre Hochachtung aller vernünftigen Mecklenburger erwirbt, haben die verderblichen Rathſchläge dieſer kleinen Hochtorys ſo ziemlich abzulehnen gewußt. Deßhalb wird der Landesherr ſelbſt von dieſen Unverbeſſerlichen ein Demokrat geſcholten, bloß weil er ſich weigert, ihre unhaltbar gewordenen Privilegien zu ſchützen. Daß übrigens bei dieſem ſchroffen Gegenüberſtehen zweier Parteien, von denen jede die andere aufs Bitterſte haßt, alle Zuſtände hier ſehr unerfreulich ſind, iſt leicht begreiflich. Nirgends hat die Mittelpartei eine ſo ſchwere Stellung wie hier, da ſie ſtets auf beiden Seiten mit zwei erbitterten Feinden zu kämpfen hat. Und dennoch, Dank dem gar zu ſchroffen Auftreten der Extreme, vergrößert ſich dieſes Centrum nicht allein in der Kammer, ſondern auch im Volk von Tag zu Tag, und umſchließt jetzt ſchon den bei weitem größten Theil des Kerns der Bevölkerung. Das richtige und feſte Benehmen des jungen Großherzogs, der durch ſein ganzes Auftreten den aufrichtigen Dank des Landes in hohem Grade verdient und auch erhält, trägt viel hiezu bei. So kann man hoffen, daß Mecklenburg, kommen nicht äußere Ereigniſſe dazwiſchen, ſchwereren Stürmen entgeht, ſeine inneren Verhältniſſe auf friedlichem Wege ordnet, und ſo die drückende Zeit des Ueberganges und der damit verknüpften Wirren leicht erträgt.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Der Wintergarten. — Die Klubs.

Es iſt Schade, daß die Unternehmer des Wintergartens nicht im Stande ſind, auch die Luft der Tropen in denſelben hineinzubringen. Man ſieht es den armen Vögeln, welche hier in großen Käfigen gehalten werden, wie Papageien und andern, wohl an, daß ſie ſich nicht täuſchen laſſen und hier nicht heimiſch ſind, wie unter ihrem tropiſchen Himmel, und wenn hier viele Menſchen beiſammen ſind, fühlt man nur zu gut, daß keine freie Luft herrſcht. — Einige Konzertanſtalten hat man auch wieder in Gang zu bringen verſucht; allein dazu ſind die Zeitumſtände doch noch nicht günſtig genug, zumal dieſe Anſtalten keine Virtuoſen erſten Ranges bekommen können und ſich mit minder berühmten Tonkünſtlern begnügen müſſen. Sehr beſucht, wie immer, waren die Konzerte des Muſikconſervatoriums, das vor einiger Zeit ſeinen Orcheſterdirektor, den Deutſchen Habeneck, verloren hat. Dieſer vortreffliche Mann hatte ſich während ſeiner langen Wirkſamkeit am Conſervatorium die Liebe und Achtung der Muſiker erworben, und ſie haben eine Subſcription eröffnet, um ein Denkmal auf ſein Grab zu ſetzen. Ein großer Troſt für die elegante Welt iſt die italieniſche Oper, welche aber zu Ende dieſes Monats, wie gewöhnlich, aufhören wird, um die Londoner während der Saiſon zu ergötzen.

Das Schickſal der Klubs wird nächſtens von der geſetzgebenden Gewalt entſchieden werden. Die Erfahrung hat nun einmal gelehrt, daß die Klubs, wie ſie ſeit dem Februar vorigen Jahrs beſtanden, mit der Ruhe und dem Frieden der Geſellſchaft unverträglich ſind. Manche Wohlgeſinnte hatten ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, mittelſt der Klubs das Volk politiſch zu bilden; aber leider werden dieſelben weit häufiger von Schwindlern und Ehrgeizigen geleitet, welche ſich durch ſolche Verſammlungen Anhang verſchaffen. Die Klubs haben viel zum Aufſtand am 15. Mai vorigen Jahrs, deſſen Urheber gegenwärtig zu Bourges gerichtet werden, beigetragen, und die Empörung im Juni, welche ſo vielen Menſchen das Leben gekoſtet hat, iſt großentheils ihr Werk. Es kann Länder und Zeiten geben, wo Klubs ungefährlich ſind, aber beim jetzigen Zuſtande der Geſellſchaft in Frankreich, da mehrere ſocialiſtiſche Führer die ganze bürgerliche Ordnung über den Haufen zu werfen drohen, unter dem Vorwand, das Proletariat abzuſchaffen und das geſammte Volk wohlhabend und glücklich zu machen, ſind ſolche in den Klubs mit Nachdruck und Eifer vorgetragenen Lehren von der ſchlimmſten Wirkung. Das Volk wird ungeduldig, daß man es noch nicht in den Beſitz der verheißenen Glückſeligkeit geſetzt hat, und betrachtet die, welche das Staatsruder führen, als ſeine Feinde, weil ſie zur Ausführung der ſchönen Plane nicht die Hand bieten. In den Klubs werden die Bankiers und Kapitaliſten als Wucherer, als Blutſauger, als Verſchlinger des Staatsvermögens geſchildert und verhaßt gemacht. Die natürliche Folge dieſes dem Volk eingeimpften Haſſes iſt der Verfall des öffentlichen Kredits, der ſich nur auf ungeſtörte Benutzung des Kapitals ſtützt. Das Kapital ſelbſt wird von den Proudhons als der Krebsſchaden dargeſtellt, der die Geſellſchaft zu Grund richte und den man völlig ausrotten müſſe. Glücklicherweiſe machen die Grundeigenthümer und die Beſitzer irgend eines Kapitals, wo nicht die Mehrzahl der Staatsbürger, doch eine ſo impoſante Maſſe aus, daß ſie im Stande iſt den Angriffen der Feinde des Kapitals und des Grundeigenthums die Spitze zu bieten. Die Anfangs ſo tief geſunkenen Staatseffekten an der Börſe ſind daher auch beträchtlich geſtiegen, ſeit die Kapitalbeſitzer ſich von ihrem erſten Schrecken erholt haben, und ſeit die Regierung den feſten Willen zeigt, dem unſinnigen Treiben der rothen Republik Schranken zu ſetzen. Manche Mißbräuche der vorigen Regierung, deren Abſchaffung man von der republikaniſchen gehofft hatte, werden freilich beſtehen wie zuvor, weil man ſie lieber dulden, als ſich in die wilden Theorien Proudhons und ſeines Gelichters ſtürzen will.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 82. Donnerstag den 5. April 1849.

Wealth is a distinction only in traffic; but it must not be allowed as a recommendation in any other particular, but only just as it is applied.

Sam. Johnson.

Londons Geldsäcke.

(Schluß.)

Wäre das „nieder mit den Reichen und Geldsäcken!“ gegen das Monopol des überhäuften Kapitals gerichtet, so ließe es sich begreifen; denn die, wenn auch stumme, doch unwiderstehliche Gewalt solchen Monopols macht die kleinen Kapitalisten bankerott und zwingt sie zurückzukehren, woher sie gekommen, in die Reihen der Arbeiter. Die Arbeit aber strebt vergebens wider das Monopol des Kapitals ihre Rechte zu behaupten. Das Kapital kann leben, wo die Arbeit verhungern muß, und wächst wie der Baum, dessen Eigenthümer inzwischen schläft. Viele müssen für die Beschützung wenigee bezahlen, und während das Monopol die Industrie beengt, fordert es vom Werthe der verbleibenden eine höhere Steuer zu Staatszwecken, bis es endlich dahin gelangen kann, Alles zu nehmen und Nichts zu geben. Allein solchem Monopol gilt das Gebrüll der Londoner communistischen Blätter nicht. Es wäre ein Aufruf gegen einen Schatten, gegen ein Phantom, da solches Monopol in London nicht existirt und nicht existiren kann, eben weil London fast ausschließlich eine Stadt der Arbeit und des Gelderwerbs ist. Von unten nach oben und von oben nach unten, durch all die unendlichen Abstufungen der gesellschaftlichen Scala offenbaet sich dee industrielle, auf Gelderwerb sinnende Charaktee des Londoner Lebens und tritt noch auffallender hervor, vergleicht man ihn mit dem Charakter anderer Orte, wo die industriellen Bestrebungen minder vorherrschen, sey es, weil sie sich in andern Richtungen verlaufen oder weil die Industrie nicht mit derselben Gewißheit sich ihres Lohns gewärtigen kann.

Es soll außerhalb England Staaten geben, wo die Industrie von der Regierung, von Monopolen, von Begünstigung abhängt; die Londoner Industeie ist völlig frei und unabhängig. Aber der Londoner soll stolz seyn und hochmüthig, ein strotzender Geld- und Pfeffersack. Und wäre der Londoner Kaufherr stolz, hat er nicht das Recht dazu? Der Edelmann ist stolz auf seinen Stammbaum, auf seine Verbindungen, auf sein reines Blut, der Gelehrte auf seine intellektuellen Fähigkeiten. Mit gleichem, wenn auch nicht mit besserem Rechte könnte der Londoner Kaufherr sich auf seinen Geldsack etwas einbilden. Wenn es ein achtungswerther Ehrgeiz heißt, daß ein Mann von Talent und niedriger Geburt für sich und die Seinigen die Staffel zu ersteigen sucht, auf welcher die Vornehmsten des Landes stehen, warum soll es ein schmutziger Ehrgeiz seyn, nach einer Macht in anderer Gestalt, nach Geldmacht zu streben? Odee meint man, daß es weniger Geisteskraft und Anstrengung erheische, zu dieser Macht als zu jener Staffel zu gelangen? Wer das glaubt, irrt sehr. Um in London ein reichee Kaufherr zu werden, müssen in hohem Grade Eigenschaften zusammentreffen, die selten Eines Menschen Erbtheil sind. Er muß klug und ehrlich, easch und besonnen, fest und vorsichtig, mit allen Welthändeln vertraut und in allen Zonen zu Hause, gewandt, unermüdlich und für seineu Beruf zu jedem Opfer bereit seyn.

Die oft gehörte Aeußerung, daß der Gelderwerb durch Handei ein rein mechanisches Geschäft sey, gilt nur vom Kleinhandel, von der Krämerei. Es fehlt

Digitized by Google

in London nicht an Krämern, die reich geworden ſind, obgleich ſie nie über die Grenze des Detailhandels hinausgegangen, nie etwas gewagt, ihr kleines Kapital zu vermehren, ſich ſtets mit kleinem Gewinn und ſchnellem Umſatz begnügt haben. Aber ſie gehören auch nicht zu den Männern, von denen hier die Rede iſt, nicht zu den Londoner Kaufherrn, ſie ſind und bleiben und heißen immerfort Krämer — shopkeepers. Die Natur der großen Londoner Geſchäfte iſt Wagniß und Ferne. Das Gebiet der Londoner Kapitaliſten iſt die Welt, und jede Börſe empfindet ihren Einfluß. Ob Krieg geführt oder Friede geſchloſſen werden ſoll, irgendwie hat die Londoner Börſe ein Wort darein zu ſprechen. Deßhalb bietet die Umgebung und der innere Raum derſelben in der Stunde, wo die volle Fluth der Geldmänner ihn durchſtrömt, eines der intereſſanteſten Schauſpiele des Londoner Lebens. Die Geſichter der Geſchäftigen haben insgeſammt einen unverkennbaren Geldausdruck und ihre Haſt und ihr eilender Schritt bezeugen den Werth der Zeit. In der Umgebung der Börſe muß Jedem, der die oft prächtigen Comptoirs in den Provinzen geſehen, das Schmuckloſe, Verſteckte und Finſtere der Londoner Schreibſtuben doppelt auffallen. Er hat ein Geſchäft mit einem der angeſehenſten Aktienmäkler. Nachdem er durch enge Höfe und abſchüſſige Gäßchen ſich zurecht gefunden, gelangt er in die geſuchte Sackgaſſe und erblickt an einer maſſiven Thüre in kleinen, ſpiegelblanken Metallbuchſtaben die geſuchte große Firma. Beim Eintritt kommt er kaum zwei Schritte vorwärts; der Raum geſtattet keinen dritten. Ein Mahagonigeländer theilt das Zimmer in zwei ungleiche Hälften und ein keineswegs verſchwenderiſches Lampenlicht läßt drei oder vier Schreibtiſche, eben ſo viel Stühle, ein Fach unten für Bücher, oben für Briefe, längs der Wand gereihte Preiscourante und eine Uhr erkennen, deren Pendelſchlag an die inhaltſchwere Flucht der Zeit mahnt.

Von den zwei Chefs der Handlung lieſt der Eine den Börſenbericht der Times; er hebt den Kopf nicht auf. Der Andere, ein artiger, freundlicher Mann, voll Anſtand und Sitte, fragt den Eingetretenen, was er wünſche. Nach kurzem Geſpräche ſagt er: „Verziehen Sie wenige Minuten; ich will dem Markte den Puls fühlen.“ Das angetragene Geſchäft iſt bedeutend genug, um das Pulsfühlen nöthig zu machen. Er verſchwindet. Ein Bekannter des Hauſes unterbricht den Leſenden durch die Frage: „Mehr Leben?“ — „Alles todt.“ — „Zu viel Geld.“ — „Schlechte Zeit.“ — Darauf folgt ein Geflüſter, von dem man einzelne Worte hört. — „Hunderttauſend Pfund liegen müſſig.“ — „Drei Procent“ — „indiſche Papiere“ — „müſſen hinauf“ — „können herunter“ — „lange Annuitäten“ — „rathe nicht.“ Zwiſchendurch wird die Thür halb geöffnet; ein Kopf ſtreckt ſich herein, den Hut auf. „Bolano?“ ruft der Kopf. — „Gut,“ antwortet der Chef; dann ein anderer Kopf ſammt Hut: „ſpaniſche?“ — „Tiefer.“ Und in gleich kurzen, nur dem Eingeweihten verſtändlichen Worten erledigt der Chef die Fragen, ohne deßhalb das Geſpräch von „indiſchen Papieren“ und „langen Annuitäten“ abzubrechen. — Wie er verheißen, kehrt der zweite Chef nach wenigen Minuten zurück. Er hat dem Markte den Puls gefühlt. „Der Markt iſt fieberiſch,“ berichtet er; „Gedränge von Käufern, die Verkäufer entſchloſſen, eine Kriſis unvermeidlich; ich denke wir warten; übermorgen dürfte der Preis geſunder ſeyn.“ — Kein Geſchrei gegen den Geldſack wird die Londoner Geldſäcke vernichten.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Auch in Dante's Hölle ſpielt das Feuer entſchieden die Hauptrolle. Doch hat dieſer alle Qualen, welche Menſchenſeelen leiden können, wohl überdenkende und vollſtändig ſammelnde Dichter auch eine mit Eis und den Schauern der Kälte gefüllte Abtheilung der Unterwelt. Dante erwähnt nicht nur der Alpen im Allgemeinen häufig, ſondern auch einzelne Bergſpitzen nennt er und hat ſie vermuthlich gut gekannt. Seine Beſchreibungen der Eishölle im zwei-und-dreißigſten und vier-und-dreißigſten Geſange geben den Anblick der Gletſcher getreu wieder:

„Vor mir zeigte ſich
Und unter mir ein feſtgefrorner Weiher,
Der nur dem Glaſe, nicht dem Waſſer glich.“

Aus dem Eiſe ragen, zwiſchen ſeinen Spalten eingeklemmt, die zur Eispein verdammten Seelen mit dem halben Leibe hervor.

„Fahl, mit dem Ton des Storchs die Zähne ſchlagend,
War elend Geiſtervolk in's Eis verſteckt,
Zur Tiefe hingewandt das Antlitz tragend.“*
— Die Hälſe reckend, ihre Blick' erhoben,
Sah ich die Augen, feucht erſt innerlich,
Von Thränen träufeln, die, noch kaum vergoſſen,
Zu Eis erſtarrten.“**

Weicher Alpenbeſteiger erkennt nicht, daß Dante hier offenbar die zahlloſen Eiszacken und Eisſäulen vor Augen gehabt habe, die gleich vielfach geformten Statuen und Rümpfen aus dem Eismeere der zerklüfteten Gletſcher hervorragen? In der Mitte ſeines

* C. 32, V. 22—24.
** C. 32, V. 35—37.
*** C. 32, V. 45—47.

gefrorenen Weihers beſchreibt der Dichter den Kaiſer dieſes „thränenvollen Reichs.“ * Auch er entragt mit halber Bruſt dem Glaſe, und an ſeinem Rücken ſind rieſige, fledermausartige Flügel befeſtigt:

Sie flatterten ohn' Unterlaß und gaßen
Drei Winde nach verſchiedner Richtung aus,
Die kältend den Cocyt mit Eis verſchloßen. **

Die kalte Gletſcherluft, welche auf den eiſigen Abhängen herabfließt, kennt auch jeder Alpenbeſucher.

Dante alſo, ſage ich, macht eine Ausnahme von der Regel, und mit ihm thun dieß die Alpenvölker, die freilich auch, wie alle Chriſten, die Feuerhölle angenommen, daneben aber noch in ihren Volksſagen die der Natur ihres Landes ſo angemeſſenen Eishöllen beibehalten haben; eine Art Hölle, von der man ſich wundern muß, daß ſie ſonſt ſo wenig Anklang und Verbreitung gefunden, da doch im Ganzen überall das Feuer als wohlthätig ſchaffende Kraft verehrt wird und die Wärme angenehm erſcheint, während die Kälte allgemein das Element des Todes und Schreckens iſt. Schon in Rückſicht auf die Höllenmaler kann man bemerken, daß die bläuliche, kalte, bleiche Färbung in der Eishölle den ſpukhaften Geiſtern viel angemeſſener iſt als der rothe belebende Schein in der Feuerhölle, wo es den Künſtlern und Dichtern geradezu ſchwer werden muß, den geſpenſtiſchen Farbenton zu treffen. Ich glaube für manche Hochalpenbewohner, die acht Monate des Jahres im Schnee ſtecken, müßte unſere warme Hölle geradezu etwas Angenehmes haben. Im heißen Italien, wo die Menſchen nach Eis und Kühlung ſchmachten, iſt es natürlich umgekehrt. Die Alpenbewohner verſetzen alle ihre böſen Menſchen und Geſpenſter in die Spalten und Klüfte der Gletſcher, wo, wie Dante ſagt,

„Ziemlich friſch und kühl die Sünder wohnen. — *
Dort war ich, wo — ich ſing' es noch mit Schrecken —
Die Geiſter in durchſicht'ges Eis gebannt,
Ganz dünn, wie Splitterchen im Glaſe, ſtecken.“ **

Faſt von jedem Gletſcher erzählt der Aberglaube eine Sage, daß dieſe oder jene Seele auf zweitauſend oder dreitauſend Jahre, oder auf ewige Zeiten in ſeine Eishöhlen gebannt ſey.

Manche vergletſcherte Thäler gibt es, deren wilde Natur die Phantaſie beſonders angeregt zu haben ſcheint, und die daher geradezu als Höllenthäler weit und breit genannt werden. So ſoll z. B. das berüchtigte hohe Roththal, in deſſen öde Räume die Gipfel der Jungfrau und des Breithorns hinabblicken, das unbewohnt, völlig vergletſchert und ſehr ſchwer zu erreichen iſt, ganz mit Geſpenſtern und Seelen gefüllt ſeyn. Weit und breit bis in die ebene Schweiz hinab iſt der Spuck des Roththals und des wilden Heeres vom Roththal berüchtigt, und noch heutiges Tages hört man unter den Bewohnern der tiefren Nachbarthäler zuweilen von einem Capuziner reden, der mit einigen Schafen oder Ziegen durch's Dorf zog. Verwandelte und verwünſchte Seelen führte er in dieſer Geſtalt in's Roththal ab. Die Capuziner haben, ſelbſt nach der Meinung des proteſtantiſchen Berner Oberländers, eine Macht über die Seelen und Hexen. Sie vermögen die Seelen im Roththale zu bannen oder zu befreien, und werden auch ſonſt noch bei manchem Spuck aus den benachbarten katholiſchen Urkantonen zu Hülfe gerufen.

(Fortſetzung folgt.)

* S. 34, V. 28.
** S. 34, V. 50—52.

* S. 33, V. 117.
** S. 34, V. 10—13.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Mecklenburg-Schwerin, März.

(Fortſetzung.)

Die Abgeordnetenkammer. — Rüſtungen.

Aeußerlich gewähret die jetzt in Schwerin verſammelte Abgeordnetenkammer kein anziehendes Bild. Das improviſirte Lokal derſelben iſt klein, unzweckmäßig und ärmlich; beſondere Rednertalente treten ſehr ſparſam hervor, Mangel an Bildung und parlamentariſchem Takt machen ſich ſehr häufig auf höchſt unangenehme Weiſe bemerkbar. Die Gegner des conſtitutionellen Syſtems, und deren, offene und verſteckte, hat das Land genug, können ſich leider aus dieſer Kammer gar viele Scheingründe für ihre Anſicht holen. Aber jeder Anfang iſt ſchwer und nach den alten traurigen ſogenannten Landtagsverſammlungen, wie Mecklenburg ſie früher hatte, kann man nicht ſogleich eine geiſtig gediegene und auch äußerlich anſprechende Abgeordnetenkammer erwarten, ſondern muß den unangenehmen Uebergang als ein nothwendiges Uebel ertragen, ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen. Außer dieſen Landtagswirren beſchäftigen jetzt die kriegeriſchen Verhältniſſe die Bewohner Mecklenburgs gar ſehr. Als Küſtenland mit mehreren Häfen und großer Rhederei hat das Land im Fall eines Seekriegs ſchwere Verluſte zu erwarten, wie denn ſchon der Krieg mit Dänemark im

Digitized by Google

vorigen Sommer dem hiesigen Handel und besonders der Schiffahrt nicht geringe Opfer auferlegt hat. So begreift es sich, daß man hier nicht sehr kriegerisch gestimmt ist und besonders für den dänischen Krieg keineswegs schwärmt. Dennoch, ich muß es zur Ehre der Mecklenburger sagen, ist man auch hier fest entschlossen alle Kräfte aufzubieten und kein Opfer zu scheuen, wenn es gilt Deutschlands Ansehen und Macht jedem auswärtigen Feinde gegenüber aufrecht zu erhalten. Man wird auch hier allen Verfügungen der Reichsgewalt mit dem größten Eifer nachkommen und sich unbedingt den Anordnungen derselben unterwerfen. Daß unsere Reichsverfassung über die Frankfurter Nationalversammlung und die Centralgewalt spottet und von der deutschen Kriegsflotte nichts wissen will, kommt nicht in Betracht. Sie muß gute Miene zum bösen Spiel machen; aber freiwillig thut sie allerdings gar nichts für allgemein deutsche Zwecke. Arme sächsische Weber und Spinner haben von ihren Pfennigen dreitausend Thaler für die deutsche Flotte zusammengesteuert; von den hunderten unserer reichen Edelleute haben kaum zehn einige Louisd'or für diesen Zweck verwendet. Von den übrigen Ständen sind mehrere tausend Thaler freiwillige Beiträge für die Flotte zusammengekommen und der Großherzog hat achtzehntausend Thaler zu gleichem Zwecke aus seiner Privatkasse angewiesen. In den mecklenburgischen Häfen wird an einigen kleinen Kriegsschiffen fleißig gearbeitet, und mecklenburgische Matrosen werden zur Bemannung der deutschen Flotte ausgehoben werden. Da das Land an fünftausend tüchtige Seeleute besitzt, wird es ein nicht ganz unbeträchtliches Contingent für die Flotte zu stellen haben. Aber auch zu Lande rüstet man sich mit großem Eifer. Nach den Bestimmungen der Centralgewalt muß Mecklenburg sein Contingent fast verdoppeln, und so wimmelt es denn jetzt überall in den größern Städten von Rekruten, die möglichst schnell eingeübt, dann noch sechs bis acht Wochen wieder entlassen und durch neue ersetzt werden. Das System der allgemeinen Dienstpflichtigkeit, wie es in Preußen schon lange besteht, ist jetzt auch hier nach den Bestimmungen die Grundrechte eingeführt worden. Vornehm und Gering, Arm und Reich, Alles steht jetzt in gleichem Waffenrock im Gliede. Schon jetzt bemerkt man die wohlthätigen Folgen dieser Gleichheit der Dienstpflicht.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Aussichten. — Seltsamkeiten in der gelehrten Welt

Die Republik hat bei weitem nicht alle die guten Früchte getragen, welche manche Freunde der vorigen Regierung von ihr gehofft hatten; sie haben aber die Schuld großentheils ihren eigenen Freunden zuzuschreiben, welche in ihrer Wühlerei allzu weit gehen wollten, so daß man jetzt lieber das Alte, wenn es auch mit manchem Schlechten vermengt ist, einstweilen beibehält, als die vorgeschlagenen gefährlichen Neuerungen versucht. — So bequemte man sich unter den jetzigen Umständen leicht wieder zu einem Kaiserthum, bloß um der rothen Republik zu entgehen, obgleich man sich von einem Kaiser, wie der jetzige Präsident der Republik einer wäre, wenig Erfreuliches versprechen könnte. Des Königthums, wie es Karl X. und nach ihm Ludwig Philipp und seine conservativen Minister verstanden, ist man müde, der rothen Republik möchte man gern ausweichen, und so wäre es gar nicht zu verwundern, wenn noch in diesem Jahr ein Versuch gemacht würde, das Kaiserthum wieder herzustellen. Ob ein solcher Versuch gelänge, ist freilich eine Frage; aber wenn man in die Charybdis zu stürzen fürchtet, so wirft man sich unbedachtsam in die Scylla und findet dort eine andere Gefahr; einstweilen vermeidet man doch die Charybdis. Uebrigens wird man die politischen Vereine, sie mögen nun Klubs oder anders heißen, schwerlich ausrotten können; politische Erörterungen verweben sich in alle Unterhaltungen, und politische Anspielungen werden im Theater als Lockspeise des Publikums gebraucht. Leider kommen in den kleinern Theatern auch unanständige Anspielungen und Späße vor, und es gibt freche Theaterdichter und Theaterdirektoren, welche hierauf spekuliren. Léon Gozlan hatte sich als Theater- und Romandichter ziemlichen Ruf erworben; nun hat er aber kürzlich ein Stück voll Zoten auf einer der kleinern Bühnen aufführen lassen. Ein Theil des Publikums lachte und klatschte, ein anderer zischte und pfiff, und so entstand ein fürchterlicher Lärm im Saale. Diese Auftritte wiederholten sich an mehreren Abenden und die Direktion mußte am Ende das Stück zurücknehmen. Dagegen hat der Schwank: „la propriété c'est le vol,“ welcher nur den Socialisten mißfällt, jetzt schon hundert Vorstellungen erlebt, und Proudhon, der darin dargestellt wird wie er leibt und lebt, war so klug, keinen Lärm vorher zu machen. — Obgleich die gelehrte Welt die Poetereien toben läßt und sich nicht in den Streit mischt, fehlt es auch in ihrem Schooße nicht an Hader in Folge der Revolution. In der medicinischen Fakultät herrschte große Aufregung wegen des Dekanats. Unter der königlichen Regierung war der berühmte Arzt Orfila Dekan dieser Fakultät. Die an's Ruder gekommene republikanische Partei setzte ihn ab und ernannte einen andern Doktor, Namens Bouillaud, zum Dekan. Dieser konnte sich, wie es scheint, mit der Fakultät nicht vertragen und verlangte ungestüm Auskunft über gewisse Ausgaben, welche von Orfila angeordnet worden waren und deren Zweck durchaus nicht klar vorlag; so behaupteten wenigstens Doktor Bouillaud. Er weigerte sich also dieselben zu bestätigen. Um dem Streit ein Ende zu machen, setzte der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts auch den republikanischen Dekan ab und ernannte einen dritten. Indessen fährt Bouillaud fort, Doktor Orfila zu beschuldigen, er habe der Fakultät über fünfzigtausend Francs Ausgaben verursacht, von denen der Fakultät nichts zu gute gekommen sey. Orfila's Freunde — denn er selbst vertheidigt sich nicht öffentlich — behaupten dagegen, der ehrenwerthe Mann habe, weit entfernt die Staatsgelder mißbraucht zu haben, vielmehr vom Seinigen zugesetzt, und nur durch seine unermüdliche Sorge seyen die anatomischen Sammlungen der medicinischen Fakultät zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung gehoben worden. Im Collège de France verursachte das Wiederauftreten Ehrmanns, den die Zuhörer unter der königlichen Regierung nicht mehr hatten zu Worte kommen lassen, weil er in der Politik umgesattelt und die ministerielle Livrée angezogen hatte, einen solchen Lärm, daß er auch jetzt den Katheder verlassen mußte. Das nächstemal versuchte er seine Rechtfertigung vorzutragen; aber das Toben begann von neuem, und seine Vorträge sind einstweilen eingestellt. So sind die Leute: sie haben wahre Achtung vor einem Gelehrten, der steif und fest auf seiner Meinung verharrt, sollte sie auch noch so extrem seyn, als vor einem, der seine alte Ansicht mit einer verlauscht, die ihm bei veränderten Umständen die bessere und vernünftigere dünkt. Freilich fehlt es auch nie an Wissenschaftsmännern, die nur aus äußern Gründen, aus Ehrgeiz oder gemeinem Eigennutz, die Farbe wechseln, und solche dürfen sich nicht beschweren, wenn sie die Achtung des Publikums verlieren.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr 83. Freitag den 6. April 1849.

This was the noblest Roman of them all:
He only in a general honest thought,
And common good to all, made one of them.

Shakespeare.

Armand Barbes.

(Als Einleitung zu einem folgenden Aufſatze.)

Der merkwürdigſte Charakter unter den Männern, die wir in dieſem Augenblick vor dem Gerichtshofe zu Bourges ſtehen ſehen, iſt in jeder Beziehung unſtreitig Barbes. Bei ſeinen politiſchen Glaubensgenoſſen heißt er längſt der „Volksritter ohne Furcht und Tadel," der „Bayard der Demokratie." Bei dem allgemeinen Intereſſe, das der Prozeß zu Bourges erregt, wird Einiges über das Leben dieſes eigenthümlichen Mannes nicht unwillkommen ſeyn.

Armand Barbes, aus begüterter Familie 1810 zu Pointe a Pitre auf Guadeloupe geboren, kam jung nach Frankreich, beſuchte das Gymnaſium zu Sorraze und verbrachte ſeine Jugendjahre in Geſellſchaft und unter der Pflege einer geliebten Schweſter auf ſeinem Landgute zu Fortoul in der Nähe von Carcaſſonne. Schon früh durch die Beſchäftigung mit Rouſſeaus und Voltaires Schriften angeregt und geſtachelt durch die Kämpfe des Liberalismus gegen den jeſuitiſchen Obſcurantismus der Reſtauration, ward ſein jugendliches Gemüth von jenem den Franzoſen eigenen, edlen, aber ausſchweifenden Kosmopolitismus ergriffen, der ſich als ſchwärmeriſche Liebe zur Menſchheit kund gibt und nach dem Wahlſpruch der erſten Republik, „Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe," zu apoſtoliſcher That und begeiſterter Hingebung beſeuert. Dieſe Gemüthsrichtung trieb ihn denn auch bald auf ſolchem Felde Beſchäftigung zu ſuchen, und die geheimen Geſellſchaften boten ihm hiezu erwünſchte Gelegenheit. Er ließ ſich in die Geſellſchaft der „Menſchenrechte" aufnehmen, zu welcher viele der in jüngſter Zeit aufgetretenen politiſchen Männer gehörten, und trat ſpäter, nach deren Auflöſung, in die aus ihren Trümmern hervorgegangene Geſellſchaft der „Jahrszeiten," welche, gleich der erſtern, die von Robespierre im Jahre 1793 im Convent als Einleitung zur Verfaſſung beantragte berühmte Erklärung zur Grundlage ihres Glaubensbekenntniſſes gemacht hatte. Von dieſer Geſellſchaft gingen im Jahre 1834 die Bewegungen von Lyon und Paris aus, und zum erſtenmal betrat bei dieſem Anlaß der jugendliche Schwärmer die unſelige Laufbahn, in der er ſein ganzes Leben verharren ſollte. Er ward verhaftet, aber bei mangelnder Ueberführung nach einigen Monaten wieder in Freiheit geſetzt.

Das Jahr darauf entwickelte ſich vor dem Pairsgerichtshofe der unter dem Namen Procès monstre berühmt gewordene, gegen die Vertheidiger der Aprilangeklagten eingeleitete Prozeß, in welchen die ganze damalige liberale Preſſe und viele der ſeit der Februarrevolution an's Ruder gelangten Männer verwickelt waren, wie Gervais de Caen (jüngſt Polizeipräfekt), Trelat, Carnot, Flocon (alle drei nachmals Miniſter), Marraſt, Jean Reynaud u. a. m. Auch hier ward Barbes mit dem im Juni 1848 tödtlich verwundeten Abgeordneten Dornes, mit Aleris Thouret und andern nach kurzer Haft entlaſſen. 1836 ward er mit Blanqui wieder ergriffen und wegen entdeckter heimlicher Pulverfabrikation ein volles Jahr feſtgehalten. Er ſchien, gleich Blanqui, vom Schickſal zum politiſchen Ahasver geſtempelt, nicht ruhen noch raſten zu können in ſeinen Anſchlägen gegen die ihm verhaßte Regierung Louis Philippes, und er ſollte aus den Kerkern der von ihm befehdeten Monarchie nur entlaſſen werden, um nach wenigen Athemzügen in erquickender Freiheitsluft den Kerkern der Republik anheimzufallen, die ſein Ideal war.

Digitized by Google

Beim Ausbruch der Verschwörung vom 12. Mai 1839, an deren Spitze er mit unbegreiflicher Verwegenheit sich gestellt hatte, wurde er, an einer Kopfwunde besinnungslos darniederliegend, gefangen genommen und vom Pairsgerichtshof zum Tode verurtheilt. Die Ermordung des Infanterielieutenants Drouineau, der den Posten am Justizpalaste befehligte und zu friedlichem Zwiegespräch den anrückenden Meuterern mit gesenktem Degen entgegentretend, von Barbes, wie die Anklage lautete, meuchlings niedergeschossen worden, eine That, gegen die er beständig, aber vergeblich protestirte, fiel bei diesem Todesurtheil besonders schwer in die Wage. Auf die Vorstellung des Herzogs von Orleans, wie es damals hieß, verwandelte der König die Todesstrafe in lebenslängliche Haft.* Später erwies sich durch das Geständniß eines der Verschwörer, des Italieners Ferretti, der auf dem Sterbebette sich zur That bekannte, die Wahrheit von Barbes Aussage und seine Unschuld an gedachtem Frevel. Der Begnadigte ward statt auf's Schaffot nach dem Mont St. Michel abgeführt.

Der Mont St. Michel ist dem Leser aus mehr als einer Reisebeschreibung bekannt. Drei Stunden von Avranches, dem uralten Sitze der gallischen Abrincaten, dessen Stadtbibliothek, beiläufig bemerkt, das berühmte Manuscript von Abälards Sic et Non besitzt, erhebt sich aus dem Meere der Felsen, der jenen Namen trägt. Er ist von Alters her mit Wällen und Festungswerken umgeben und nur zur Ebbezeit, jedoch nicht ohne Lebensgefahr für Unbewanderte, die ohne Führer sich hinauswagen, von den Dünen aus zugänglich. Eine Straße windet sich an kleinen kümmerlichen Wohnungen und Fischerhütten vorüber bis auf den Gipfel des Felsens, auf welchem eine alterthümliche Kirche steht, und unterhalb, hart an derselben ein burgartiges Schloß aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, welches im Lauf der Zeiten in ein Staatsgefängniß verwandelt worden ist. Ueber dem Wasser also die Festung, über der Festung die Hütten, über den Hütten die Burg, und oberhalb der Burg die Kirche, auf deren Thurmspitze ein Telegraph mit eckigen Armen im Winde spielt. Eine Pyramide des Jammers, aber malerisch anzusehen vom Ufer aus, wenn nicht die Nebel sie verhüllen.

Hier, wo so mancher Stoßseufzer vergeblich zum Himmel drang und vom heulenden Sturm verschlungen ward, wo dem Wanderer merkwürdige Geschichten von abenteuerlichen, verwegenen Fluchtversuchen und wunderbaren Rettungen, selbst aus neuerer Zeit, erzählt werden, sollte nach vielen Vorgängern im Unglück auch Barbes in einem Alter von neun-und-zwanzig Jahren die Einsamkeit der Wüste kennen lernen, das ewige Einerlei der brausenden Brandung, das nichts unterbricht als das Aechzen der Möven und die wilden Kampflieder des tobenden Orkans. Für den thatendurstigen, jugendlich feurigen Geist ein Grab. Was er hier empfunden, hier gedacht, ersonnen, phantasirt — er hat es nicht ausgesprochen, wohl aber seine Gedanken und Gefühle während der beiden ersten Tage nach seiner Verurtheilung zum Tode, und diese wollen wir in einem folgenden Aufsatz dem Leser mittheilen.

Nach sechsjährigem Aufenthalt auf jenem Felseneilande war der Mann — nicht in sich gegangen; dazu stand seine politische Ueberzeugung zu fest, war er ein allzu eingefleischter Republikaner. Wenn aber nicht geistig gedemüthigt, war er doch physisch gebrochen, seine Gesundheit zerstört und sein Zustand so bedenklich, daß die Regierung in Erwartung seines baldigen Endes ihm die Wohlthat einer Ortsveränderung angedeihen ließ und er den rauhen Felsen mit einem mildern Gewahrsam vertauschen durfte. Er ward nach dem Centralgefängniß zu Rimes gebracht, wo unter günstigerem Himmelsstrich die Kraft seiner Jugend über die Auflösung den Sieg davon trug.

Hier traf ihn die Februarrevolution und gab ihn, seine Fesseln lösend, der Welt zurück. Hier auch schrieb er zur Erholung jene Erinnerungen, die wir im Auszuge mitzutheilen gedenken. Es weht darin bei allem Radikalismus der politischen Ueberzeugung ein edler, gebildeter Geist. Seine fernern Schicksale sind bekannt. Barbes ist ein Fanatiker der Volksidee und ihr Opfer zugleich, nach seiner Freunde einstimmigem Zeugniß aber ein durchaus nobles, ritterliches Gemüth, ein zuverlässiger, treuer Freund, ein unerschütterlicher Charakter, und damit stimmen auch diejenigen seiner Bekannten überein, die seinem Radikalismus abhold sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird ihn die Strafe der Deportation treffen und mit ihr der Schmerz Dantons, der, weil er den vaterländischen Boden, von dem er sich nicht zu trennen vermochte, nicht an den Fußsohlen mit sich fortnehmen konnte, der Selbstverbannung das Richtschwert vorzog. Leicht dürfte das jüngst zu Bourges ausgesprochene Wort: „Ich bin im Kerker geboren und werde im Kerker untergehen," an ihm nunmehr zur Wahrheit werden.

* Wir werden später über diese Begnadigung Umständlicheres aus einem interessanten Schreiben der Prinzessin Clementine an ihren Bruder Joinville mittheilen.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Dem Roththale ähnliche spukhafte Eisthäler gibt es überall in den Alpen, und zuweilen kommen in

dieſen kalten Höllen Beſtrafungen und Kaſteiungen vor, die eben ſo ſinnreich ſind wie die von den Griechen erſonnenen. — So geht z. B. in einem Theile der Alpen die Sage von einem Geiſte, der ſeiner Uebelthaten wegen in einen Gletſcher gebannt ſey mit der Aufgabe, dort innerhalb des Eiſes einen Garten anzulegen. Wer die Natur der Gletſcher kennt, wie ſie ſich vorſchieben und drängen, wie ſie Schmutz und Steine herbeiführen, wie ſie beſtändig überſtürzen und zerbröckeln, wie ſie ſtets ſchaurig kalten Athem ausſenden, der wird mit dieſem armen Gletſchergärtner faſt noch mehr Mitleiden haben, als mit den ſchöpfenden Danaiden oder mit dem Steine rollenden Siſyphus der Griechen.

Ich möchte wohl wiſſen, was die griechiſchen Mythologen aus dem durch die neueen mikroſkopiſchen Forſchungen ſo berühmt gewordenen rothgefärbten Schnee gemacht hätten, wenn er ihnen bekannt geweſen wäre. Die Aelpler, welche dieſen röthlichen Schnee häufig auf den Höhen finden, wenn ſie den rothen Wein des warmen Welſchlandes auf Saumroſſen über ihre Gletſcherpäſſe herüberholen, ſagen, es ſeyen dort die Seelen von Trunkenbolden in den Gletſcher gebannt. Der rothe Wein werde ihnen auf Schnee gegoſſen vorgeſetzt und entgehe ſo ihrem ſtets ſchmachtenden Gaumen. Und ſo hätten wir denn hier neben jenen Gletſcherdanaiden auch einen Tantalus der Alpen, zu deſſen Erfindung dieſe Berge ganz natürlichen Anlaß gaben.

Faſt eben ſo weit wie der Glaube an die durch Gletſcher zerſtörten Paradieſe iſt auch der an die Verwüſtungen durch Drachen in den Alpen verbreitet, und eben ſo natürlich wie jener iſt auch dieſer aus der Beſchaffenheit des Landes hervorgegangen. Die Drachen leben nach der Vorſtellung des Volks in den Höhlen und Schluchten der höhern Gebirge, wo ſie meiſtens zuſammengerollt ſchlafen. Zuweilen aber erwachen ſie und ſtürzen ſich dann Schrecken verbreitend in die Thäler herab, ihre Bewohner und deren Heerden vernichtend.

Ich glaube in dieſen Drachen eine Perſonificirung oder, wenn man lieber will, Animaliſirung der furchtbaren Lawinen, Schlamm- und Steinergüſſe, wie ſie in den Alpen ſo häufig ſind, zu erkennen. Sie, ſo wie die Wildbäche mit geſchwollener Waſſerader, geben das frappanteſte Bild eines rieſenhaften Ungethüms. Und daß auch die Alpenbewohner die Sache ſo verſtanden wiſſen wollen, beweiſt hinreichend der Umſtand, daß ſie in vielen Gegenden, wenn ein ſolches Unglück ihr Thal trifft, ſagen: „Ein Drache iſt ausgefahren.“ — Die Ingenieurs, welche die Wildbäche eindeichen, welche Dämme, Kanäle und Schalen anlegen, ſind die heutigen Bekämpfer dieſer Landplage. Leider aber iſt in den Alpen im Verhältniß zu der Unzahl von wüthenden Stein-, Schlamm-, Schnee- und Waſſerdrachen, die beſtändig das Land zerfleiſchen, die Anzahl jener der Mathematik kundigen Heiligen, jener wahrhaften Ritter George, jener neumodiſchen Strut von Winkelried, Sintram und Bertram noch ſehr unbedeutend.

An die Mythen von den Bergdrachen ſchließen ſich die vielfach in den Alpen verbreiteten Sagen von dem ſogenannten „Stollenwurme“ an, deren ich hier nur kurz erwähnen will, weil ich keine Beziehung deſſelben zur Natur des Landes entdecken kann, und weil dieſes gefürchtete ſchlangenartige Unthier mit Raupenfüßen und Katzenkopf mir ein reines Phantaſiegebild zu ſeyn ſcheint. — Es ſoll verſchiedene Arten ſolcher Stollenwürmer geben, ſchwarze und weiße, dieſe mit flimmernden Zauberkronen auf dem Haupte. Sie ſaugen dem Vieh die Milch aus, wogegen ein weißer Hahn bei der Heerde ſchützen ſoll. Einige ſind verzauberte Bergprinzeſſinnen oder Schlangenköniginnen, die dann wohl die Menſchen, welche ihnen Gutes gethan, mit reichen Geſchenken belohnen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Die Kaiſerwahl.

Ich habe die Kaiſerwahl in der Paulskirche beobachtet. Den ſonderbaren, faſt komiſchen Eindruck dieſer Scene bei allem Ernſt und aller Würde der Sache konnte ich als ruhiger Zuſchauer nicht los werden. Der Phyſiognomiker oder Plaſtiker konnte da intereſſante Studien machen. Die Wolluſt der Kernpreußen aus der Mark, die bittere, mephiſtopheliſche Ironie in den Geſichtszügen der Ultramontanen, die kalte Gleichgültigkeit der Oeſterreicher, das Mißbehagen der Partikulariſten, der Hohn der Radikalen — es war ein lebendes Potpourri von Leidenſchaften. In dieſem wichtigen Momente gab ſich Jeder wie er war. Am deutlichſten aber ſprachen ſich die innern Gefühle bei der Antwort auf den Namensaufruf aus. Wurde ein ächter Sohn der Mark aufgerufen, ſo erhob er ſich ſtolz, feſt und entſchieden, und rief mit Pathos und Aufwand aller phyſiſchen und moraliſchen Kraft: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen!“ Der Schleſier, der Rheinpreuße und der Weſtphale, wenn er aufgerufen wurde, erhob ſich nicht, ſprach den Namen ſeines Kandidaten auch nicht mit jenem ſtolzen Selbſtbewußtſeyn,

Digitized by Google

sondern rief, gleichsam als ob sich das von selbst verstände: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen!“ Die nicht preußischen Wähler, welche dem Könige ihre Stimme gaben, riefen, gleichsam einer unabwendbaren Nothwendigkeit nachgebend, ohne Haß und ohne Liebe, ganz einfach: „König von Preußen!“ Endlich gab es noch eine Kategorie Preußisch-Kaiserlicher, welche gegen ihre Ueberzeugung, nach dem Wunsche ihrer Wähler, oder wegen ihrer besondern Stellung in Preußen dem Könige ihre Stimmen gaben. Diese duckten sich und sagten kleinlaut und kaum vernehmlich: „König von Preußen.“ Noch viel auffallender gruppirten und charakterisirten sich die Antworten derer, welche sich des Abstimmens enthielten. Es war die respektable Zahl von zweihundert-acht-und-vierzig; aber sie bestand aus Elementen, die in ihrer Gesammtheit ein wahres Spiegelbild unserer bisherigen deutschen Geschichte, der Zerrissenheit und Jämmerlichkeit unserer Zustände darstellten. Es fehlte nichts, als daß jeder dieser Regirenden seinen eigenen Fürsten wählte, um den Jammer vollständig zu machen. Die Meisten riefen bei Nennung ihres Namens den einfachen Satz: „Ich wähle nicht!“ Aber diese drei Worte wurden so verschiedentlich betont, daß man alle Gefühlsnuancen, nur keine Wärme und Begeisterung herauslesen konnte. Die Einen sprachen die drei Worte kalt und gleichgültig, die Andern mit Hohn, mit Bitterkeit, mit Wegwerfung, wieder Andere im Tone der Opposition. Ein anderer Theil der Regirenden aber ließ es nicht bei diesen drei Worten bewenden, sondern sie glossirten sie, z. B. folgendermaßen: „Ich wähle nichts Erbliches!“ (Mohr); „Ich bin kein Kurfürst!“ (Fürst Waldburg) „Ich habe kein Mandat für eine Kaiserwahl!“ — „Ich will keinen Kaiser!“ u. s. w. Solche Zwischenrufe und Gefühlsentladungen gaben freilich den Sauerteig zur Monotonie dieser Kaiserwahlscene, und insofern waren sie erfrischend; aber sie zeigten auch, wie durchsichtig, lose und matt die deutsche Einheit noch immer geformt ist, sie zeigten, was Deutschland noch an Stammesbitterkeiten, an confessionellen Feindseligkeiten und partikularistischem Egoismus mit herüber genommen hat in seine neue Zeit, und insofern waren sie sehr betrübend. Wenn ich den Ultramontanismus rufen hörte: „Ich mag keinen Kaiser!“ so dachte ich bei mir: „Ei, warum nicht? aber er muß katholisch und süddeutsch seyn!“ Und so bei den Oesterreichern und Republikanern. Ich nehme das keinem übel; der Mensch ist von Natur ein Egoist; aber man sollte denn doch nicht beständig prunkende Redensarten im Munde führen, die entweder eine ganz andere Absicht haben, oder aus denen das Herz nichts weiß. So viel aber ersah ich mit traurigen Gefühlen aus dieser Wahlscene: wenn Deutschland so ist, wie seine Vertreter in der Paulskirche, so ist es zur Zeit weder für die republikanische, noch für die Kaisereinheit reif; seine ganze politische Höhe erhebt sich noch nicht über die Niederung des Direktoriums. Im Ganzen aber paßten diese Kaiserwähler im Ueberrock zur Monarchie von Gottes Gnaden, wie der Kaisertitel selbst in unsere demokratische Zeit paßt.

Aus Mecklenburg-Schwerin, März.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Schwerin.

Auch in der sonstigen Organisation des Heeres hat man ganz das preußische System angenommen und auch mehrere höhere preußische Offiziere in den hiesigen Dienst gezogen. Wahrscheinlich wird das ganze hiesige Militär der preußischen Armee vollkommen einverleibt, was auch in mehr als einer Hinsicht das Zweckmäßigste wäre, und wodurch manche unnöthige Kosten ohne den mindesten Schaden gespart würden. All diese kleinen Contingente von einigen tausend Mann sind Deutschland nur eine Last. Man glaubt, daß die mecklenburgischen Truppen bald an die östliche Grenze von Preußen rücken sollen, da die drohende Haltung Rußlands dort eine verstärkte Besatzung der Festungen nothwendig macht. Hieher wird ein Corps von zehntausend Mann posenscher Landwehr verlegt werden, um der Reichsarmee in Schleswig-Holstein als Reserve zu dienen. Preußische Küraſſierschwadronen stehen bereits hart an der mecklenburgischen Grenze als Vorposten größerer Truppenmassen, und Artillerietransporte, die nach Schleswig-Holstein bestimmt sind, kommen fast täglich hier durch.

Trotz aller dieser düstern Wolken am politischen Horizont geht das gesellige Leben in den höheren Kreisen seinen alten Gang. Die Leute tanzen zwar auf einem Vulkan, wie die Einsichtsvolleren recht wohl wissen, aber sie wollen wenigstens so lange als möglich in Lust und Freuden leben. Was man in der großen Welt die Saison zu nennen pflegt, ist in Schwerin noch nie so glänzend gewesen als in diesem Winter, wenn auch der Großherzog in vernünftiger Sparsamkeit alle größern kostspieligen Hoffeste einstellte. Der Landadel, dem es jetzt vielfach unheimlich auf seinen Gütern wird, zieht zahlreicher als sonst nach Schwerin, wo er noch die meisten Annehmlichkeiten findet, und trägt so viel dazu bei diese Stadt lebhafter zu machen. Auch der versammelte Landtag, dann die Eisenbahnen nach Hamburg und Wismar, und von dort die Dampfschifffahrtslinie nach Kopenhagen bringen viel Bewegung hervor. Die Stadt hat überhaupt in den letzten zehn Jahren in innern und äußern Verhältnissen so zugenommen, daß wer sie in dieser Zeit nicht mehr gesehen hat, sie kaum wieder erkennt. Früher ein enger, schmutziger Ort von zwölftausend Einwohnern, ausgezeichnet nur durch seine liebliche Lage, ist es jetzt eine sehr hübsche, elegante Stadt, die in diesem Winter gegen vier-und-zwanzigtausend Bewohner zählt. Ganze neue Straßen, ja selbst Stadttheile, sind angelegt, hunderte großer, zum Theil sehr geschmackvoller Häuser sind gebaut worden. Wo früher Sümpfe und Felder waren, erheben sich jetzt Reihen palastähnlicher Gebäude, theils zu öffentlichen Zwecken, theils Privatbauten. Der vorige Großherzog verwendete während seiner sechsjährigen Regierung fast die ganze Kraft des Landes dazu, diese seine Lieblingsstadt auf alle Weise zu schmücken und zu vergrößern. Sein Tod im Jahr 1843 setzte zwar dieser gar zu jähen Emporkleidung einige Schranken, aber das einmal begonnene Werk kam deßhalb nicht in's Stocken; es hatte bereits eigene Kräfte genug, um sich selbst zu fördern; die Stadt war einmal auf den Weg des Fortschritts gebracht, und verfolgte diesen sichern Gang. Kein Jahr verging, in dem nicht irgend ein größeres öffentliches Gebäude sich erhob, einige neue Straßen eröffnet wurden, die Bevölkerung sich um tausend Köpfe vermehrte. Jede Familie, die zuzog, brachte bald wieder andere herbei, jeder neu gebildete Kreis rief neuen Zuwachs hervor. Die wunderliebliche Lage der Stadt zwischen einem Kranze großer klarer Landseen, von denen der eine, der sogenannte „große See,“ an drei Meilen lang ist, und grüner, üppig bewachsener Hügel, reizte sehr zur Ansiedlung. „Hier laßt uns Hütten bauen!“ dieser Wunsch rührt sich leicht in der Brust eines Jeden, der an einem schönen Frühlingstage das Weichbild dieser Stadt betritt, besonders wenn er aus den öden Gegenden Mecklenburgs oder der angrenzenden Theile Hannovers oder Preußens kommt. Wasser, Wiesen, grüne Hügel in anmuthiger Abwechslung geben zwar kein großartiges, aber ein sehr angenehmes Bild von idyllischem Charakter.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 84. Sonnabend den 7. April 1849.

Doubtless it is a brilliant masquerade,
This paradise of pleasure and ennui!
Byron.

Eine Pariſer Soirée im December 1847 und im December 1848.

Es war am 23. December 1847. Die Beluſtigungen, Feſte, Soiréen und dergleichen hatten ſchon überall begonnen und waren im beſten Zug. In der Chauſſée d'Antin, wo die hohe Finanz, die Bank und das Notariat reſidiren, folgte ſchon ein Ball dem andern. Mariton, der „berühmte" Haarkräusler und Millionär, d'Herbant, der „berühmte" Modehändler, Conſtantin, der „berühmte" Blumenverfertiger und andere dergleichen Pariſer Berühmtheiten waren ſchon in voller Thätigkeit, mit einem Wort, die ganze Faſhion war im Gang.

Wer eine Vorſtellung haben will, was Pariſer Luxus und Geſchmack an einem Ballabend leiſten, wie viel Reichthum, Pracht und Blendwerk ſie da vereinigen, wie viel ſie verſtellen und verhüllen, der muß heute Abend in das prächtige Hôtel Duſournel treten. Am Eingang ſtehen zwei große Lampenpyramiden, die weithin blendendes Licht verbreiten. Dazwiſchen fahren die Wagen in den Hof, aber unerträglich langſam, zum großen Leidweſen der ſchönen Frauen, die in den Kutſchen ſitzen. In dieſer endloſen Reihe bewegen ſich viele ſchöne, ſelbſt prächtige Equipagen. Man könnte glauben, es ſey der Palaſt eines Prinzen oder eines Ambaſſadeurs, der den Geburtstag ſeines Herrn feierte. Nicht alſo: wie geſagt, hier wohnt nur Herr Duſournel, berühmter Bankier, der ungeheure Spekulationen an der Börſe macht, dem es freilich vor fünfzehn Jahren mit ſolchen Wagniſſen unglücklich gegangen iſt, woran aber jezt Niemand mehr denkt.

Verſuchen wir's, durch das Thor in den Hof zu gelangen. Glückt uns dieß, ſo haben wir alle Schwierigkeiten überſtanden. Der Wagenſchweif am lezten Ball war ſo unmäßig lang, daß mehr denn hundert Perſonen nicht vor dem Ende des Feſtes hatten einfahren können. Dieß iſt allerdings ſehr ärgerlich, es darf aber kein reputirlicher Ball ohne ſolchen Aerger ſeyn, ja, die Ballgeber rechnen darauf und laden immer einige hundert Perſonen mehr ein, als eigentlich Platz finden können. Das iſt beſter Ton. Um ſo ſchlimmer für die, welche zu ſpät kommen, und doch iſt es ſehr ſchlechter Ton, zur rechten Zeit zu kommen.

Im Hof herrſcht ſchon prächtige, taghelle Erleuchtung. Wir ſteigen die Treppe hinauf zwiſchen großen Spiegeln und einer Doppelreihe von Camelias und andern ſeltenen Gewächſen. — Im Vorzimmer drängen ſich die Bedienten des Hauſes in reicher Livree. Einem übergeben wir unſere Mäntel gegen Blechkarten. Die unſern tragen die Nummern 404 und 405. Endlich öffnet man uns die Thüre des Salons. Mit dieſem Oeffnen hat es aber ſeine eigene Bewandtniß. Zuweilen, ja in der Regel wird nur Ein Flügel, nur manchmal werden beide geöffnet, mit mehr oder weniger Geräuſch, zuweilen ganz ſtill, je nach dem Namen und dem Titel der eintretenden Perſon.

So treten wir in den erſten Salon, aus dem uns eine entſezliche Hize entgegenqualmt, die nicht an den December in Paris, ſondern an den September in Senegambien erinnert. In einer Wohnung, wo ſich nur dreihundert Perſonen anſtändig bewegen können, ſind faſt tauſend zuſammengedrängt; ſie

Digitized by Google

ſollen athmen in der Atmoſphäre von unzähligen Gaslichtern, erhizten Tänzern und Tänzerinnen. In jedem Zimmer tanzen dreißig Paare, wodurch ein ſolches Gedräng entſteht, daß man ſich kaum vorwärts bewegen, noch weniger tanzen kann.

Der Contretanz iſt ſo eben zu Ende; ſuchen wir dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen, um uns geſchickt in das nächſte Zimmer zu ſchieben. Da finden wir die hübſcheſten Frauen, die ausgeſuchteſten Toiletten, die berühmteſten Modepriesterinnen von Paris. Einer meiner Bekannten, auf den ich glücklicherweiſe ſtoße und der von Allem ſehr wohl unterrichtet iſt, erklärt uns gern Alles mit Kennermiene und halblauter Stimme. „Dieſe hübſche Braune hat einen Gimpel zum Mann; das ſchadet aber gar nichts, denn ſie verſteht die Geſchäfte und hat darum genug mächtige Freunde; wenn ſie noch einige Jahre hübſch bleibt, ſo kann es ihr Mann zum Präfekten oder zum receveur général bringen. — Dort jene große Blonde weiß auch für die Ihrigen Stellen zu erwiſchen; ſie hat aber eine Ungeſchicklichkeit begangen: ſie liebte einen jungen Mann und zog ſich auf einmal einige Monate aus der Geſellſchaft zurück, was ihr großen Schaden gethan hat. — Die Elegante dort mit Veilchen von Parma im Haar iſt bei Hof und in der Stadt wegen ihrer Abenteuer wohl bekannt; man ladet ſie aber doch ein, weil ſie hübſch iſt und bei ihrem bedeutenden Vermögen glänzende Soiréen gibt; ihren Mann kenne ich gar nicht. — Neben ihr ſteht eine ſchöne Frau; es iſt aber faſt Alles an ihr Lug und Trug; ſchon geraume Zeit iſt ſie vierzig Jahre alt, aber ſie hat einen ſehr geſchickten Haarkräusler, und dazu die tauſend und aber tauſend Hülfsmittel der Kunſt. — Und dort ſehen Sie eine ſehr hübſche junge Frau, einfach, aber mit Geſchmack gekleidet. Leider macht ſie ſich durch ihre Anhänglichkeit an ihren jungen Mann lächerlich; ſie erſcheint nie in Geſellſchaft oder im Theater ohne ihn, was gegen allen guten Ton iſt. Sehen Sie nur, wie abgeſchmackt! er ſpricht gerade mit ihr. — Vor der Dame im blauen Atlaskleid nehmen Sie ſich in Acht; ſie iſt geſchwätzig, impertinent und hat eine böſe Zunge.“

Gefielen uns ſolche Nachweiſungen, ſo könnten wir dem Sprecher noch einige Stunden zuhören. Da kommt aber eben die Frau vom Hauſe; wenn ſie bei uns vorüber geht, müſſen wir ausrufen: „Herrlich! entzückend! welch bewundernswürdiges Feſt!“ Dann benutzen wir die Gelegenheit, ihr die herkömmliche Verbeugung zu machen, womit für uns Alles abgethan iſt. Wenn wir zufällig Monſieur Duſournel begegnen, ſo fragen wir ihn nach Fanny, ſeiner Lieblingsſtute, die eben krank iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Das Wunderbarſte bei dieſer wahrſcheinlich rein aus der Luft gegriffenen Sage iſt ihre allgemeine Verbreitung in den Alpenthälern. Man kann hundert Meilen weit in den Bergen reiſen und findet in jedem Thale Leute, die von dem Stollenwurme eine ganz übereinſtimmende Schilderung geben. Noch in dieſem Jahrhundert hielt es ein ſchweizeriſcher Naturforſcher der Mühe werth, eine ernſthafte Abhandlung über dieſes Fabelthier zu ſchreiben, derſelben ein ſorgfältig gezeichnetes Bildniß des Ungeheuers beizufügen und die Sache den Naturforſchern zur Unterſuchung zu empfehlen. Jedenfalls muß es Pſychologen und Ethnographen intereſſant ſeyn, aus des trefflichen Tſchudis Reiſen in Peru zu erfahren, daß auch die Bergbewohner der Anden ihre Einbildungskraft mit einem ganz ähnlichen Thiere plagen, das ſie Carbunculo nennen. Wie der Stollenwurm eine leuchtende Krone auf dem Kopfe, ſo hat dieſer Carbunculo einen hellen feurigen Edelſtein darin. Wenn man ihm naht, ſchlägt eine Klappe ſeiner Hirnſchale auf und der Stein verbreitet ein ſo helles Licht, daß die Menſchen geblendet und an ſeiner Verfolgung gehindert werden. Dadurch gewinnt das Thier Zeit, ſich jedesmal ſeinen Feinden zu entziehen. Alle Indianerſtämme weit und breit erzählen die Sage vom Carbunculo ganz auf gleiche Weiſe.

Wie die Steinfälle, Lawinen und Schlammſtröme ſelbſt oft mit Drachen verglichen werden, ſo erſcheinen ſie zu Zeiten auch gleich den Gletſcherausbrüchen von Berggeiſtern zur Strafe der Menſchen veranlaßt. Dieſe Berggeiſter reiten dann ſelbſt oft mitten in dem donnernden Getümmel auf großen rollenden Felsklözen oder Erdſchollen. Es iſt dieß ein ziemlich abenteuerlicher Ritt, und man erkennt in dieſer Sage das Streben der Alpenbewohner ſich mit ihrer Phantaſie mitten in den Aufruhr der Elemente hinein zu verſetzen. Zuweilen haben jene Berggeiſter unter den Dorfbewohneen ihre Lieblinge, die ſie dann dadurch retten, daß ſie den großen Felsblöcken hinter ihren Wohnungen Halt gebieten, damit ſie ſo im Rücken derſelben einen ſchützenden Wall bilden. — In den Werken der Dichter und Maler über die Alpen ſieht man ſogar ſolche Scenen geſchildert und bildlich dargeſtellt. Der Berggeiſt ſteht rieſig mitten in der Lawine auf einem großen rollenden Felsſtück. Er hält einen Baumſtamm wie ein Ruder in der Hand, leitet damit den Gang ſeines cyklopiſchen Schlittens und pflanzt ihn hinter der Hütte armer Leute auf, die knieend und dankend ihm ihr Angeſicht zuwenden. So deuten die Leute

Digitized by Google

auf poetiſche Weiſe die Launen und ſonderbaren Sprünge der fallenden Felſen und Beege.

Wie dieſe Steineegüſſe, wie jene Gletſchee, ſo haben auch andere Eeſcheinungen in den Gebirgen zuweilen zue Erfindung mythiſcher Geſchichten Anlaß gegeben. So fabeln ſie von Felſenthoren, daß die Bergrieſen ſie geſpeengt, um ſich einen bequemen Durchweg zu bahnen, von Löchern und Höhlungen, daß ſie die Spueen der eingedrückten Fäuſte, Finger oder Füße ſolcher Rieſen ſeyen. — Zuweilen werden dann meheere benachbarte Felsformen zu einer ganzen Geſchichte zuſammengefaßt. So ſieht man in einem Hochthale dee Alpen ein beeites Felſenthor, auf der einen Seite dieſes Thores eine Felſenniſche, die wie der Eindruck eines Menſchenrückens geſtaltet iſt, auf der gegenüberliegenden Seite, hoch oben am Berge, eine Höhle, die den ganzen Beeg buechbohet und durch die das Licht wie buech einen Schornſtein hereinſchimmeet. Ein Beegeleſe, ſagen nun die Leute, ſpaltete jenes Thoe. Ee beückte dabei mit dem Rücken gegen die Wand, daher jene Niſche. Er teug wie alle Beegbeſteiger einen Bergſtecken, und dieſen ſtemmte er gegen den Berggipfel auf der andern Seite. Bei dee ungeheuern Anſtrengung des Thoeſpaltens fuhe aber der Stecken durch den Berg hindurch, dahee jenes Loch.

Ganz ähnliche Spaltungen von Beegen und Einſprengungen von Felspforten haben nach dee Mythe der Noemannen die Jetten, dieſes nordiſche Gebiegsrieſengeſchlecht, oder Thor mit ſeinem Hammee in den norwegiſchen Granitgebirgen vorgenommen. In den Pyeenäen verteitt die Stelle des Thor mit dem Hammer der Held Roland mit ſeinem Schweete. Dort findet ſich die berühmte Rolandsbeeſche, eine weite Kluft, durch die ſich ein Gletſchee heeabdeängt. Roland hat ſie mit ſeiner trefflichen Klinge ausgehauen, und er eeinneet uns an den Heekules Geajus der Alten, der mit ſeiner Keule ſich einen Weg duech die geajiſchen Alpen brach.

Wenn auch nicht ſo zahleeich und ſo hübſch zuſammenhängend wie in den Gebirgen Gelechenlands, ſo ſind doch auch in den Alpenthälern mythiſche Deutungen dee Felsgebilde nicht ſelten. Viele wundeeliche Zeeklüftungen des Gebieges ſind das Werk von Berggeiſtern, meiſtens nur einfach der Hexen und des Teufels, daher die zahlreichen „Teufelsbeücken," „Teufelsſprünge," „Teufelsklippen," „Hexenſtege," „Hexenmauern" ꝛc. In einem Thale des Berner Landes findet man einen „Teufels-Karrweg." Dieſee Kaeeweg iſt eine breite Doppelfueche, die ſich an einer ſteilen Felswand hinſchlängelt. Sie ſieht genau ſo aus wie eine tief eingedrückte Wagenſpur. Da Niemand ausmachen kann, wie die Natur dieſe Spur zu Stande gebracht, ſo fabeln die Aelpler, der Teufel ſey daran hingefahren, wenn er den Mönchen des benachbaeten Kloſters einen Beſuch machte. — Wenn man ſich das Bild eines auf feurigem Wagen längs der ſteilen Felswand mit Sicherheit hinrollenden Dämons lebendig ausmalt, wird man geſtehen müſſen, daß die Vorſtellung ſo kühn iſt wie die vom griechiſchen Neptunus, der auf den Spitzen der Wellen einherfährt. — Ich will hier daran erinnern, daß auch ſchon die Juden bei dem Anblick gewiſſee Spueen von Ausſchleifungen in den Felſen ihres Landes auf eine ganz ähnliche Voeſtellung von einem überirdiſchen Weſen, das auf einem Wagen über die Berge dahin rollte, gekommen ſind. Im 65. Pſalme werden ſolche Felseinſchnitte „Jehovas Fahrgleiſe" genannt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Miscellen.

Heute, am drei- und-zwanzigſten dieſes Monats, weht ein eiſiger Boreas und große Schneeflocken fallen vom Himmel, um im nächſten Momente wieder einer hellen Sonne Platz zu machen, die dann, wie ſpottend, das leichte weiße Tuch des Todes in einer Minute wegräumt, und ſich hinter einer Wolke verſteckend, das Spiel der beiden Antipoden abermals beginnen läßt. Froſt und Hitze, Regen und Sonnenſchein, ſo wechſeln auch die Welt und das Leben, und in dem ewigen Kreislauf aller Dinge wird die belebte und unbelebte Natur, wird der Menſch und das Weltall nach gleichen Geſetzen fortgezogen, und er, der ſich oft ein Gott träumt, iſt nicht weniger ein Spielball der Umſtände als jene Schneeflocke, die dort vor meinem Auge zerrinnt. Allermittelſt ſpielt Jeder das Drama ſeiner Weisheit nach ſeinen beſten Kräften und wuchert mit dem Pfunde, das ihm verliehen iſt. Während der Continent noch den Heroen ſeufzt, die die Zeit erzeugen ſoll, um wieder die Zeit zu erzeugen, während Windiſchgrätz die Einen hängt, »pour encourager les autres,« und Lord Gough ſich im Drang des phyſiſchen Muthes vor die Fronte ſeiner Armee ſtellt und die Schlacht dadurch verliert, ſpekulirt der Kaufmann in der City in ungetrübter Muße, ſtreitet das orthodoxe Oxford über Hölle und Teufel, und die Politiker über die Nothwendigkeit, Irland nach Sir Robert Peels Vorſchlag anzukaufen. Lord Brougham ſpielt indeſſen den edlen Ritter und tröſtet die Dulcinea, die hier in Curzonſtreet, May Fair, ihr Toboſo gefunden hat.

Milnes (Monckton) seufzt unter der Last des Eindrucks, den sein Brief an Lord Landsdowne im Publikum gemacht; denn Sympathie für italienische Freiheit und ein vereinigtes Italien hatten selbst seine genauesten Freunde nicht von ihm gefürchtet, und ihre Achtung ist ihm verloren, so wie ihr Vertrauen. Disraeli, der seine Sache besser versteht, hat als Tory-leader den Mantel schnell nach dem Winde gedreht und seine herrlichen Juden, diese erste und höchste Menschenrace, die alles Talent, alle Wissenschaft, alle Kunst besitzt, im Stich gelassen. Das ist der Welt Lauf, und wer kann mit Erfolg gegen den Strom schwimmen? Carlyle sitzt indessen ruhig zu Hause, flugt sein altes Unkenlied über die englische Regierung und bewundert dafür mit Bunsen den König von Preußen und dessen Werke. — Was aber macht Louis Blanc, diese neueste, auf englischem Boden seltsamste Erscheinung? Er ist ein „Löwe“ und genießt sein Löwenleben hier die auf die Hefen. Nichts kann ohne ihn geschehen, überall muß er seyn und gleich Tom Thumb jedem Mahle die Würze geben; denn es fehlt an einer zweiten Kuriosität, die ihm die Hälfte der Bürde solcher Notorität tragen hälfe. — Gestern, als die Schneeflocken vom Himmel fielen, mußte der kleine „Freund des Volks“ um neun Uhr in bitter kalter Nacht in der Royal Institution seyn, um eine Vorlesung über Nebelsterne von Professor Baden Powell anzuhören. Da saß das Männchen in seinem weißen Ueberzugrock und blickte auf die im Amphitheater dicht gereihte Damenschaar in Hüten und Blumen und Federn, und tiefer unten auf die drei Rundkreise der ehrenwerthen »Members of the Institution,« die so sanft in dem Herrn entschlummerten und die trostlose Häßlichkeit ihrer Physiognomien dadurch nur auffallender machten, und auf den Redner, der bleich und ernst dastand und sich vergebens bemühte, in den trockenen Stoff die Würze einiger Scherze zu werfen, die sein lerndegieriges Publikum wach erhalten möchten, und auf die mit Sternen bemalten Tafeln, für die weiblichen Zuhörer der anschaulichste Theil der Sache, und endlich auf eine an einem langen Faden befestigte Kugel, die der Professor jetzt in raschen Kreisen schwang, um der Versammlung »the law of rotation« begreiflich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Meklenburg-Schwerin, März.

(Schluß.)

Aufschwung der Stadt Schwerin.

Wir kennen wenige Residenzen in Deutschland, die sich hinsichtlich der Schönheit der Umgebung mit Schwerin vergleichen ließen. Die Kunst hat diese Vorzüge der Natur geschickt zu benutzen gewußt; großartige Gartenanlagen, in gutem Geschmack angelegt, erstrecken sich auf der einen Seite weit über eine Stunde und gewähren eine reiche Auswahl der lohnendsten Spaziergänge; dazwischen liegen geschmackvolle Landhäuser wohlhabender Familien mit ihren zierlichen Blumengärten vor den von Säulen getragenen Vorhallen. Diese schöne Sitte, sich hübsche Gartenwohnungen zu erbauen, war früher hier fast unbekannt, ist aber in den letzten zehn Jahren allgemein geworden. Es gibt wirklich keinen Ort, wo ein unabhängiger Meklenburger, der die Grenzen seines kleinen Vaterlandes nicht überschreiten mag, angenehmer leben könnte als in Schwerin oder dessen Umgebung. Auch das Straßenleben selbst gewinnt allmählig einen Anflug von Großartigkeit. Man begegnet schon häufig Gesichtern, die selbst der ächte Schweriner nicht mehr kennt, mächtige Omnibus, die Fremde zu dem Eisenbahnhofe führen oder sie von dort zu den verschiedenen großartig und comfortabel eingerichteten Gasthäuser abholen, rasseln durch die Gassen; sehr gut gehaltene Fiaker und Droschken kreuzen sich mit den elegantesten Privatwagen. Letzterer hat die Stadt weit mehr aufzuweisen als mancher weit größere Ort. Der meklenburgische Adel setzte von jeher fast seinen einzigen Ruhm darein, in der Pferdezucht etwas Tüchtiges zu leisten und sich durch schöne Rosse auszuzeichnen; wenn er auch in allen andern Dingen zurückblieb, so hat er doch dieß erreicht, und nirgends in Deutschland sieht man verhältnißmäßig so viele edle Wagen- und Reitpferde. Auch Straßenbeleuchtung, Trottoirs, äußere Ausstattung der Läden, Alles was man sonst noch von einer größern Stadt fordert, vervollkommnet sich hier immer mehr. Ebenso das Theater, das vom Hofe sehr freigebig unterstützt, zu den bessern Bühnen zweiten Ranges zu zählen ist und sich auch stets eines zahlreichen Besuchs erfreut. Künstler von Ruf besitzt dasselbe augenblicklich nicht; dennoch ist das Spiel in der Oper und auch im Lustspiel ganz lobenswerth, weniger freilich im höhern Drama, das ja überhaupt in ganz Deutschland ganz darniederliegt. Die äußere Ausstattung ist durchgängig geschmackvoll, oft sogar prächtig. — Auch das literarische und geistige Leben der Stadt ist im Fortschreiten begriffen, und namentlich hat der Umschwung des letzten Jahres die geistige Regsamkeit sehr gesteigert. Früher erschien hier nur Eine politische Zeitung, die wöchentlich nur zwei- oder dreimal herauskam; jetzt erscheinen fünf oder sechs Blätter. Daß viel schlechtes, unreifes Zeug darunter ist, darf nicht verwundern; leider befindet sich jetzt in ganz Deutschland unsere Lokalliteratur großentheils in sehr unsaubern Händen. Aber diese schmutzigen Winkelblätter, wie auch Meklenburg jetzt deren zu viele besitzt, werden sich auf die Länge nicht halten können. Wir sehen die vielen geringen Blätter als Produkte einer Uebergangsperiode an, die zwar viel Unangenehmes hat, aber nothwendig zu einem bessern Zustand führen muß. Von größerer Bedeutung, und auch verbreiteter als die andern hier erscheinenden Blätter, ist die „Meklenburgische Zeitung,“ die im Sinne des ruhigen Fortschritts von Professor Hegel, dem Sohn des Philosophen, redigirt wird. Mehrere Aristokraten haben die berüchtigte preußische „Kreuzzeitung,“ ein Organ des starrsten Absolutismus, das sich in wirklich oft pöbelhaften Schmähungen gegen die Frankfurter Nationalversammlung gefällt, zu ihrer Lieblingslektüre gewählt und schwören auf die Ansichten derselben. Drei recht gute Buchhandlungen und mehrere große Leihbibliotheken versorgen die Bewohner der Stadt und Umgegend hinreichend mit geistiger Nahrung. Was man aber hier sehr vermißt, ist ein nur einigermaßen gut ausgestattetes Lesekabinet. Dank dem Kastengeist und dem Absonderungssystem, die hier so recht zu Hause sind, gibt es hier sehr viele Klubs oder Casinos, oder wie ihre Namen sonst seyn mögen, und so sind die pekuniären Mittel derselben so gering, daß in keiner dieser Gesellschaften ein erträglich ausgestattetes Lesezimmer anzutreffen ist. Wahrscheinlich aber wird die nächste Zeit ein großartig eingerichtetes Kaffehaus, wie größere Städte sie besitzen, hier entstehen sehen, was für die vielen Fremden ein nicht geringer Gewinn wäre. — Dieß ist in flüchtigen Umrissen die gegenwärtige Lage Meklenburgs und besonders Schwerins, seiner wichtigsten Stadt. Bewahrt uns das Geschick vor innerem wie äußerem Krieg, so sind die Aussichten des Landes und der Stadt sehr günstig. Der schweren Bürde seiner mittelalterlichen Feudalzustände, die wie ein drückender Alp auf dem Lande lasteten und jede freie Entwicklung hemmten, ist Meklenburg endlich entledigt; schon dieß bietet hinreichenden Ersatz für alles Ungemach des letzten Jahres.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 85. Montag den 9. April 1849.

Zeigt sich eine Felsenritze,
Ist auch schon der Zwerg zur Hand.
Goethe

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

In unsern Ebenen, wo nichts Kolossales sich darstellt, begreift man die Schaaren der Zwerggeister, der kleinen Elfen, Gnomen, Pygmäen und Puke, mit denen wir unsere Felder, Heiden und Moräste erfüllt haben. Aber auch in den Alpen, wo so viel Riesiges geschehen ist, und wo man vermuthen sollte, daß die Phantasie der Menschen nur Giganten geboren hätte, findet man sonderbarerweise weit mehr Sagen von Gebirgszwergen als von Bergriesen verbreitet. Fast in allen Thälern haben die Berggeister diminutive Namen, wie „Bergmännli," „Wichtlein," „Schrättlein." — Zur Deutung dieser auffallenden Erscheinung kann man indeß zweierlei bemerken: erstlich daß es viel geistreicher und zutreffender ist, im Innern der Gebirge sich kleine Wesen sowohl schaffend als zerstörend zu denken, als alles durch Riesen verrichten zu lassen. Die höchsten Gebirge bestehen am Ende doch aus einer zahllosen Menge zusammengelegter Sandtheilchen und Kalkstäubchen, oder kleiner Krystalle aller Art, und zerstört werden sie auch durch eine Menge kleiner Wirkungen, durch die vielen feinen Eiskeile, durch die zahllosen Schneeflocken, Regentropfen und Bachwellen, welche Theilchen entführen. Dieß Alles kann man sich wohl als durch Zwerge verrichtet vorstellen.

Die Indier haben daher auch in ihrer Mythologie das Gebirge Gandaki, das von ungeheuern Massen kleiner Insekten zernagt wird. Bei dieser Zernagung fallen kleine Brocken in den Fluß Gunduku, und diese Brocken, welche wieder mit Netzen aus dem Wasser gefischt werden, sind die heiligen Steine Schaigama, welche die Indier verehren. Auch die Griechen scheinen in der Mythe von den zahllosen Bienen, die den Jupiter auf dem Berge Ida mit Honig versahen und dann in Steinchen verwandelt wurden, die man als Massen kleiner gelber Schwefelkieskrystalle in den Felsen sitzen sieht, auf eine Entstehung der großen Berge aus kleinen Anstrengungen hindeuten zu wollen. Wie die Honigwaben, scheinen die Griechen zu sagen, so wurden auch die Felswände aus Stäubchen und Partikelchen gewoben.

Die zweite Bemerkung, die man dabei machen kann, ist aber diese, daß nicht immer ein solcher Diminutivname auch ein sicherer Beweis ist, daß die Leute sich das dadurch bezeichnete Wesen als zwergartig dachten. — Wie die Griechen ihre Höllengeister die „Guten" nannten, und wie auch die Isländer ihre Dämonen »the good people« (das gute Volk) nennen, so schmeicheln auch wohl die Alpenbewohner ihren „Bergmännli" mit dem Diminutivum. Es gibt in einem Alpenthale einen Berggeist, dem Riesenthaten zugeschrieben werden, dessen Porträt in den Riffen und Klüften eines gewaltigen Felsgebirges erkannt wird, und der nichtsdestoweniger bei den Thalbewohnern das „Männli" heißt.

Diese Bergmännli und die Geschichten, welche man von ihnen in den Alpen erzählt, haben, wie es scheint, wenig Eigenthümliches aus der Gebirgsnatur entnommen. Vielmehr gehen von ihnen fast buchstäblich ganz dieselben Sagen wie von den deutschen, schwedischen und irischen Gütlein, Puken, Elfen und Good people. Es scheint eine phantastische Geister-

Digitized by Google

bevölkerung zu ſeyn, welche durch alle Länder Europas hindurch geht und überall ganz dieſelben Tugenden und dieſelben Rücken hat. Wie im Rieſengebirge Rübezahl, erlauben ſie ſich auch in den Alpen allerlei Späße mit den Menſchen, verleiten die Leute von ihren Wegen, laſſen ſie in Gruben fallen, retten ſie aber auch wieder daraus, ſchenken den Menſchen, die ihren Willen thaten, dürre Blätter oder Kohlen, die ſich in Gold verwandeln. Wie ſie in Schweden und Norwegen im Innern der Berge die verſteinerten Muſcheln und andere menſchlichen Geräthen ähnliche Steingebilde fabriciren, welche „Zwerggeräthſchaften“ genannt werden, ſo ſchleifen ſie in der Schweiz die blanken Kryſtalle, welche die Aelpler „Zwerggeſchmeide“ nennen. Hie und da, ſcheint es, werden ſie als weibliche Weſen gedacht und dann „Bergfräulein“ oder „Bergwibli“ genannt. Sehr häufig bekommen ſie nach benachbarten Bergen, die man vermuthlich als ihre Sitze anſieht, eigene Namen. In dieſem Thale gibt es ein „Habermännli,“ in jenem ein „Wydawidli,“ dort ein „Pulſterewibli.“

Oft ſind dieſe Zwerge wahre Naturgeiſter, den griechiſchen Faunen zu vergleichen, ein andermal aber erſcheinen ſie mehr als bloße Hausgeiſter, wie die Haspule der Jüten und Norweger, wie die ſogenannten „Servans“ in einigen franzöſiſchen Alpengegenden. Als ſolche gehen ſie uns denn hier gar nichts an, obwohl es ein nicht unintereſſantes Faktum iſt, daß auch ſie wie die Naturpuke in ganz Europa eine überraſchende Familienähnlichkeit haben, ſo daß die Sennen der Alpen ſich durchaus mit denſelben Geſchichten von ihnen tragen wie die Fiſcher an der Nordſee.

Doch will ich hiebei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die zauberiſche Lagunenſtadt am adriatiſchen Meere unter dem Zwerg- und Zaubervolk der Alpen keine geringe Rolle zu ſpielen ſcheint. — Von Venedig kommen zu Zeiten nach der Sage Gnomen, Elfen, Zauberer oder „fahrende Schüler,“ auch ſimpelweg „Venediger“ genannt, herüber. Sie machen die Reiſe von Venedig nach den Alpen in einer Nacht hin und zurück. Sie ſuchen Steine auf den Bergen, die ſie durch die Luft heimführen. Auch haben ſie wohl zuweilen einmal, um ihm alle Herrlichkeiten ihrer Vaterſtadt zu zeigen, einen Alpenſohn mitgenommen, der dann in der Nacht Alles beſah und doch am andern Morgen wieder im Bett ſeiner Sennhütte erwachte. Dieſe intereſſante Sage beweiſt denn, daß die Aelpler ſich in ihren Träumen häufig mit der alten gewaltigen Lagunenſtadt beſchäftigt haben, was uns nicht wundern darf, wenn wir bedenken, daß die Venetianer nicht nur einen Theil der Alpen beherrſchten und nicht nur alle Thäler der Alpen kriegend oder handelnd durchzogen, ſondern daß auch von vielen weitentlegenen Alpenſpitzen, ſogar vom Großglockner aus, die Gegend des adriatiſchen Meeres bei Venedig zuweilen erblickt werden kann.

Da auch die mailändiſche Ebene, ebenſo die von München und endlich die von Lyon von vielen Alpenſpitzen aus ſichtbar ſind, und da dieſe großen Städte und Ebenen von jeher ein Gegenſtand der Neugierde und des Wunders für die Hirten der Berge ſeyn mußten, ſo möchte man bei näherer Unterſuchung wohl finden, daß ſie ſich auch mit ihnen durch reiſende Geiſter auf ähnliche Weiſe in geiſtigen Rapport ſezten, wie mit der Beherrſcherin Adrias durch die fahrenden „Venediger.“

In einem folgenden Artikel gedenken wir den Sagenkreis der Alpen vollends zu durchwandern.

(Schluß des erſten Artikels.)

Eine Pariſer Soirée im December 1847 und im December 1848.

(Fortſezung.)

Gehen wir nun in ein anderes Zimmer, in das Schlafgemach der Madame Dufournei, wo ſie aber nie ſchläft. Man nennt es deßhalb ſpöttiſch ein Heiligthum. Jedenfalls iſt's ein Meiſterſtück von Pariſer Eleganz und Geſchmack. Auf Geſtellen von Palifanderholz, mit Gold eingelegt, ſehen wir Curioſitäten aus allen Theilen der Welt, allerliebſte kleine Nichtigkeiten aus allen Zeiten, ein ganzes Muſeum, und ich habe von Hausfreunden gehört, daß dieſe Sammlung über hunderttauſend Franken koſte.

Im nächſten Zimmer thut ſich eine ganz andere Scene auf. Da ſind keine Damen mehr, nur Männer an Spieltiſchen. Nicht etwa, als ob die Frauen der ſchönen Welt die Karten nicht liebten und nicht übten, im Gegentheil. An ſolchen großen Feſten ſpielen ſie indeſſen gewöhnlich nicht; ſie enthalten ſich aber des Spiels nur ungern und aus Anſtand, um ſich an einem der nächſten Abende in kleiner Geſellſchaft für die Entbehrung zu entſchädigen. — Da ſteht der Tiſch für den „Landsknecht,“ Lansquenet auf franzöſiſch, ein uraltes Spiel aus dem ſechzehnten Jahrhundert, das in Wallenſteins Lager gäng und gäbe war, das aber König Guſtav Adolph bei ſeinen Leuten nicht duldete, jezt das Modeſpiel in Paris. Zwanzig junge Leute ſitzen da um einen halbrunden Tiſch und erwarten mit Unruhe, aber in der tiefſten Stille den entſcheidenden Fall. Der Spielhalter, in deſſen Händen eben die Karten ſind, hat bereits neunmal gewonnen, der Tiſch liegt voll Gold. „Ich halte einen Louisdor,“ ruft ein ganz junger Commis des Hauſes; — „zehn Franken,“ ſagt

Digitized by Google

ein bescheidener Mann, „fünf Louisdor," ein Dritter, und zulezt erschallt das fatale „Banko" aus dem Munde eines kühnern Spielers, zum großen Aerger der Andern, die nun ihren Einsatz zurücknehmen müssen. Der Bankhalter schlägt die zwei ersten Karten um, dann die dritte; diese ist nicht glücklich für ihn, er muß das gewonnene, vor ihm aufgehäufte Gold und Silber, das er zu verdoppeln, zu verdreifachen hoffte, schwinden sehen, muß zusehen, wie sein glücklicher Gegner alle seine Taschen damit füllt. Nun gehen die Karten in andere Hände über, und die Bewegung, die Hoffnung, die Unruhe beginnt von Neuem.

Ununterbrochen folgen einander Freude und Glückwünsche, Vorwürfe, Bedauern und Klagen. Jedoch geschieht alles mit Maaß. Allerdings kann man in der besten Gesellschaft spielen wie in einem Spielsaal, es wäre aber ganz gegen den guten Geschmack, wenn man dabei seinen Aerger laut werden ließe; schon die Eitelkeit und das Jagen nach Schein erlaubt dieß nicht. Nur ganz im Stillen flucht man, und wenn man je bleich wird, so geschieht es immer mit einem Lächeln auf den Lippen. Da sehen Sie den schönen „Löwen" mit Schnurrbart; er gewinnt fast immer; er sezt stets mit Ueberlegung und Spielverstand. Er verliert seine Zeit nicht mit Tanzen oder Hofmachen, oder gar mit Limonadetrinken. Spielen, Beobachten, Bankorufen, As oder König umdrehen, ist sein einziges Geschäft und sein Gewerb, mag dieß nun mit rechten Dingen zugehen oder nicht. Da sitzen zwei junge Leute, die nie weniger als zehn Louisdor setzen; es sind vielleicht Söhne eines reichen Hauses? Mit nichten, nur Schreiber eines Notars. Der Eine hat so eben in wenigen Minuten den ganzen Betrag seines Jahrgehalts verloren; dieß irrt ihn aber nicht, er weiß schon, wo er morgen Abend wieder Geld findet.

Rechts und links stehen Tische für Bouillote und Whist, wo nur angesehene und gesezte Männer spielen. Die vier dicken Herren dort beim Kamin sind auch Bankiers, wie Herr Dufournel; sie spielen sehr hoch, ihre Bouillote kostet sie über fünftausend Franken monatlich; durch solches Spiel gewinnt aber der Ruf ihrer Stellung, ihres Reichthums und ihres Kredits, wo dann die Geschäfte Alles wieder einbringen. Dort sitzen vier lange, hagere Herren, in ihr Whist vertieft, angesehene Staatsbeamte, Generalsekretäre, die ihrer Würde etwas zu vergeben fürchteten, wenn sie sich zu amüsiren schienen; es muß sogar manchmal ein verdecktes Gähnen oder ein spöttisches Lächeln auf ihren Lippen schweben, wenn sie sich umsehen und gewisse Leute hier erblicken. Bei einer durch Habsucht und Ehrgeiz so zerrütteten Beamtenwelt, bei solcher Käuflichkeit in den hohen und höchsten Sphären, bei einer Verdorbenheit des Privatlebens in den obersten und reichsten Ständen, wie sie jezt in Paris herrschen, ist es nicht zu verwundern, wenn ein zufällig anwesender Ehrenmann mit seltsamen Augen auf die Leute sieht, die um ihn her eine Rolle zu spielen und zu glänzen suchen.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit.

1.

Wohl magst du Thorheit, was das Volk begehret,
Wohl magst du Irrthum, was es glaubet, heißen,
Was ihm zuwider ist, das magst du preisen,
Und magst verachten, was es brünstig ehret.

Wen aber die Geschichte gut belehret,
Der wird ihm darum nicht die Zähne weisen.
Die stärksten Bande kann's im Nu zerreißen,
Und durch das Schwert nicht wird sein Herz bekehret.

Der Unglückseel'ge, den der Geist verlassen,
Arbeitet eitel mit der vollen Lunge,
Und ohne Sinn bewegt sich seine Zunge.

O reiz' ihn nicht! es könnte Wuth ihn fassen,
Und hat er einmal dich in seinen Armen,
Dann, armer Freund, dann gibt es kein Erbarmen.

2.

Ihr seht die Sonne gern im Aether thronen,
Und wünschet nicht, daß sie entthronet werde;
Sie ist von dort die Pflegerin der Erde,
Und bringet Leben in die fernsten Zonen.

Ihr wollt hinauf nicht in die Regionen,
Wo ruhig zieht der Welten große Heerde.
Ihr wißt, es kann nicht an dem Flammenherde
Der kalte Sohn des Wandelsternes wohnen.

So stärken auch die reinen Ideale,
Womit ihr denkt die Völker zu beglücken,
Die Seele, die sie schaut, mit fernem Strahle.

Doch wollt ihr sie in unsre Nähe rücken,
Ihr strebt umsonst nach allzu hohem Ziele
Und opfert eure Ruhe bei dem Spiele.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mäez.

(Fortſetzung.)

Eine Soirée. — Louis Blanc.

Dem Herrn Profeſſor gegenüber iſt hoch oben an der Wand eine Uhr angebracht, nach der ſich mitunter Aller Blicke lenken, um den Fortgang der Zeit im Auge zu haben; denn die Anweſenden ſcheinen nicht zu fühlen, wie die Glücklichen, denen keine Stunde ſchlägt, und dem Redner geht es hierin ganz wie ſeinem Publikum; auch ſeine Lorgnette nimmt oft jene Richtung, und mit dem erſten Schlag der zehnten Stunde hat er ſein letztes Wort geſprochen. Nun erhebt ſich ſchnell die ganze bunte Menge, und Jeder eilt, vor dem Andern den Ausgang zu gewinnen. Doch unter den mit Nebelſternen bemalten Tafeln hervor ſchreitet auch Sir Bulwer Lytton dem Ausgange zu. Er hat ſeinen langen rothen Seemannsbart abgeſchnitten; er ſieht bleich, aber heiterer aus als im letzten Jahre; um ſeinen Mund ſpielt ein Lächeln, das gewohnte Lächeln, das nicht der Zufriedenheit, dem Glück, dem Scherze ſeinen Urſprung dankt, ſondern jenes Lächeln, das ſeinen Sitz recht eigentlich in den Winkeln des Mundes hat, und das dem Studium der Menſchen für die Menſchheit ſeinen Urſprung verdankt. Er zieht jetzt eine Nummer aus der Taſche, gegen die er vom Portier ſeinen warmen Ueberrock zurückerhält, knöpft ſich ein und geht in die kalte Nacht, dem Menſchenſtrome nach, wahrſcheinlich um in ſeinem Klub den Abend mit einer Parthie Whiſt zu enden. — Der Sekretär der „Royal Inſtitution," Barlow, hat indeſſen in ſeiner Wohnung eine kleine Converſazione verſammelt, bei der ſich die ihm bekannten Zuhörer der Vorleſung einfinden. Als Erfriſchung gibt es nur Thee, den jeder Ankommende ſich zum voraus unten im Eßzimmer reichen läßt, worauf er ſeinen Weg nach dem Empfangzimmer im erſten Stock nimmt. Es iſt ſchon gedrängt voll, denn die Räume ſind eng und der Menſchen viel. Neben dem Kamin auf einem Sopha ſitzt Miß Grant, die Verfaſſerin der „Ninfa," in weißem Gewande hingegoſſen, und ſpricht zu einem Männchen, das auf einem Stühlchen zu ihren Füßen ſitzt. „Das iſt Louis Blanc!" hört man flüſtern, und „Louis Blanc — Louis Blanc!" ſchallt das Echo von Ohr zu Ohr, bis Aller Augen dem einen Punkte zugewendet ſind, und jedes Herz es beſeufzt, den Fuß nicht dem Blick folgen laſſen zu können, um doch wenigſtens einen Ton der göttlichen „Löwenſtimme" als Andente davon zu tragen. Aber vergebens! Man iſt hier wie in einer Häringstonne, Schulter an Schulter aufgeſchichtet. Einen Bekannten finden zu wollen, wäre Thorheit, und wer eine Thürecke oder ein Stückchen Wand als Anlehnungspunkt auffinden kann, ſchätzt ſich nur zu glücklich und wird den gewiſſen Vortheil nicht für ein ungewiſſes und erſt zu ſuchendes Gut aufgeben. Louis Blanc verläßt jetzt ſeinen Sitz, und man ſieht, daß er unendlich klein und ſchmächtig iſt. Er trägt einen grünen Frack mit blanken Knöpfen, ſein ſchwarzes, glattes Haar hängt über eine nicht ungewöhnlich gewölbte Stirne, ſeine Augen ſind tief braun und leuchten wie die von Fanny Tarnow, ja, es ſind dieſelben Augen; ſeine Züge ſind weder ſchön noch ergelmäßig, ſein Mund iſt groß und zahnlos, re ſpricht ſehr langſam und gezogen. Ich fragte ihn, welchen Eindruck England auf ihn gemacht habe. „Es iſt," erwiderte er, „ein Land, in dem die Geſetze dem Bürger merkwürdige Freiheit gewähren, die Geſellſchaft aber eine Tyrannei ausübt, die ihn dreifältig dafür beſchränkt." Ich mußte über dieſe Antwort lächeln, weil ſie ſo ganz dem entſprach, was ich ſelbſt ſtets über dieſen Punkt empfunden und gedacht. Im weitern Verfolg des Geſprächs kamen wir darin überein, daß dieſe ſociale Tyrannei das Individuum allzu oft verhindere ein ehrlicher Menſch zu ſeyn; denn Niemand wage es, eine Meinung auszuſprechen, die den Anſichten des Tages oder ſeiner Partei entgegenſtehe, oder auch den nationalen Vorurtheilen widerſpreche, welches Punkt vielleicht obenan ſteht. Als Beleg hiezu führte er an, daß John Mill, der politiſche Oekonomiſt, ihm geſagt, er bedaure, ihm bekennen zu müſſen, daß er in ſeinem großen Werke nur halb ausgeſprochen, was er gedacht, aus Furcht Anſtoß zu geben. Und doch iſt John Mill ein ganz frei daſtehender Mann, der von Niemand etwas zu erwarten hat, und dem daher keine gemeine Rückſicht die Zunge binden konnte. Wenn er alſo aus Furcht vor John Bulls eingefleiſchten Vorurtheilen und einmal angenommenen Grundſätzen und Anſichten ſeine Meinung nicht zu äußern wagte, was ſollen da Andere thun, die durch ſolche Aufrichtigkeit etwas Reelles einbüßen könnten? „Ueberdem," fügte Louis Blanc hinzu, „iſt nicht einmal ein Austauſch der Ideen möglich. Der Engländer fürchtet ſich gewiſſermaßen, daß die Gründe des Andern ſeine Anſichten wankend machen könnten, und vermeidet darum ein Geſpräch über ſolche mit einem, der, wie er weiß, nicht ſeiner Meinung iſt. Comme cela, toute discussion est impossible, und dieß benimmt der Unterhaltung den größten Reiz." Er hatte vollkommen Recht; aber ſo iſt es nun einmal. Der kleine Verdammte wird jetzt einen Ausflug nach Brighton machen und ſpäter noch der Schweiz gehen. Woher ſoll aber England dann gleich wieder einen andern Löwen nehmen? — Doch wer weiß? Der Continent iſt jetzt ein ſolcher Krater, daß er uns jeden Augenblick eine andere Beut zuwerfen kann, und zwar das verſchiedenartigſte Gethier, ſo daß wir die phrygiſche Mütze und das Diadem noch öfter an dieſen Ufern dürften antreiben ſehen. — Die Hitze iſt aber ſo groß, dem „Löwen" wird es ſo warm; er trinkt ein Glas eau sucrée. »Look, he is taking eau sucree!« flüſtert die Geſellſchaft. »How nasty!« — Aber der Löwe vernimmt ihr Gemurmel nicht und trinkt in nationalem Selbſtbewußtſeyn emſig fort, bis er die Neige erſpäht; dann ſchüttelt er ſich und geht ab. Die Vorleſung über die Nebelflecken, von der er, der Sprache zu unkundig, nichts verſtanden, hatte le moral et le physique en lui völlig erſchöpft. — Jetzt blickt die Löwin (Miß Grant) umher und findet, daß ihr das Schlachtfeld geblieben. Ein Heer mit einem gewaltigen Schnurrbart und fehr jüdiſcher Phyſiognomie macht ihr jetzt einen demüthigen Kratzfuß, den ſie ſehr gnädig erwiedert. Es iſt Doktor B., ein Deutſcher, der hier Unterricht ertheilt, ſich aber unter dem Titel eines »reporters for the german papers« den Zutritt zu Geſellſchaften zu verſchaffen gewußt hat.

(Vorleſung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 86. Dienſtag den 10. April 1849.

Von grünen Bergesgipfeln
Auf eine Welt von Gipfeln,
Fern, fern hinauszuſehn,
Dieß gibt mir Prieſterweihe,
Ich glaube hier zum Preiſe
Des Herrn erhöht zu ſtehn.
Carl Mayer.

Aus den obern Vogeſen.

Die breite Rheinebene des Oberelſaſſes, durch welche die Eiſenbahn von Straßburg nach Mühlhauſen und Thann führt, iſt eine vollkommene Fläche, fruchtbar, reich angebaut, überall mit Dörfern beſetzt, hier und da breitet ſich ein ſchöner Laubwald aus. Kartoffeln, Getreide, hochaufgeſchoſſenee Hanf und mitunter Tabak ſind die am allgemeinſten kultivirten Gewächſe, und längs der Wege ziehen ſich Obſtbäume hin. Nach Weſten, wo ſich der Boden hebt, bedeckt ununterbrochenes Weinland, aus dem überall lachende Dörfer hervorſchauen, den Fuß des Gebirges, deſſen Höhen, mit Nadelholz bewachſen, in mannigfaltigſter Abwechslung und ſchönen Formen dem Rheinlauf parallel dieſen Strom in der Ferne begleiten. Zahlloſe Burgruinen zieeen die Abhänge und Gipfel.

Es war Nacht, als ich mit meinem Freunde in Thann ankam; der helle Mond goß ſein Silberlicht über Wald und Flur, und die ſchöne Kathedeale ſtieg in ſcharfen Schatten aus der Häuſermaſſe empor. — Hier befindet man ſich mitten im bedeutendſten Induſtriebezirke des Elſaſſes. Ein kaufmänniſches Patriciat erfreut ſich hier eines thätigen, frohen Lebens, große Fabrikgebäude und elegante Landhäuſer, mit ſchönen Anlagen umgeben, zeigen, daß die Aebeit vom Erfolge gekrönt wird. Durch den Fleiß und die Geſchicklichkeit der Bewohner iſt dieſe Provinz der Edelſtein des ſchönen Frankreichs geworden; die Concurrenz, welche Keaft und Unternehmungsgeiſt erzeugt, unterſtützt von den herrlichen Hülfsmitteln, welche die waſſerreiche Gebirgsnatur bietet, füheten dahin, daß einer der wichtigſten Handelsartikel, die rohe Baumwolle, von Havre quer durch das ganze weite Land hierher geſchafft, hier für ganz Frankreich verarbeitet und von dieſem äußerſten Winkel des Reiches aus als verarbeiteter Stoff wieder in allen Richtungen bis an die entfernteſten Grenzen vertrieben wird.

Wir traten hier in das Gebirge, in die obern Vogeſen. Unſee Weg führte am nächſten Morgen durch das freundliche Wäſſerlingthal auf einer guten Straße, die mehrere Stunden ſanft anſteigt, fortwährend an Hand- oder Maſchinenſpinnereien und Webereien vorübee, nach St. Amarin. Die Gegend iſt von Deutſchen (Dütſchen) bewohnt und es wird hier meiſt auch deutſch gepredigt. Die Aufſchriften an den Häuſern ſind deutſch und franzöſiſch durcheinander. Eine kleine Strecke hinter dieſem Orte verließen wir die Straße und ſchlugen einen Pfad an der Seite der Berge ein, um von hier aus den Ballon de Guebviller, die Krone dieſes Gebirges, zu beſteigen, 1435 Meter oder 4563 rhein. Fuß über der See. Der ſteinige Abhang bot mancherlei anziehende Pflanzen. Dann führte der Pfad ſteil aufwärts durch ein ſchönes Gehölz von Weißtannen, welches aber bald dem Laubholz (vorherrſchend Rothbuchen) Platz machte, unter denen der ſchöne rothe Fingeehut und große Farnkräuter hervorſproßten; Heidelbeeren und der blaue Haſenlattich ſind übrigens die vorherrſchenden Pflanzen.

St. Amarin iſt ein beſuchter Wallfahrtsort; ſchon auf der Höhe dieſes Waldes erinnerten daran die kleinen Muttergottesbilder, welche in Baumſpalten hinter einem kleinen Vorhange von frommen Händen aufgeſtellt waren, und bald begegneten wir auch zahlreichen Gläubigen, welche aus dem andern Thale kommend, den ſteilen, aber näheen Weg über

Digitized by Google

den Ballon nicht ſcheuten, um ein frommes Werk zu thun.

Allmählig werden die Buchen niedriger, gedrungener; vielfach bedecken ſie als Gebüſch die ſanft gerundeten Höhen, dazwiſchen blüht der ſchöne blaue und, zur rechten Freude des Pflanzenfreundes, der hohe gelbe Enzian, drei Fuß hoch und höher, in reicher Menge. — Nach langem Suchen auf verſchlungenen Wegen durch die niedern Bucheugebüſche und auf den wellenförmig ſteigenden und ſinkenden Gebirgsweiden fanden wir endlich, müde genug, um nach dem ungewohnten anhaltenden Steigen den Genuß der Ruhe nach Gebühr zu würdigen, die Melkerei (Châlet) Moreſeld.

Solche Melkereien, den Sennhütten der Schweiz zu vergleichen, liegen in dieſem Gebirge überall auf den Höhen zerſtreut, näher oder ferner; ſie ſind meiſt nur im Sommer bewohnt, während welcher Zeit die mit der Käſebereitung beſchäftigten Hirten und Melker vom Thale aus verproviantirt werden. Sie ſind auf ſteinernem Fundament von Balken aufgezimmert und theilweiſe ſolid genug gebaut, um wohl auch im harten Winter Schutz auf dieſen luftigen Höhen zu gewähren. — Auf dem Moreſeld war ein warmes Zimmer uns recht willkommen. Man verſah uns mit ächter Hirtenkoſt, Brod, Butter, Käſe nebſt Schnaps, und dann mit Milch, die aus einem kleinen hölzernen Züberchen verzehrt wurde.

Man kommt unweit dieſer Melkerei an einer Schlucht vorüber, die weiter unten dicht mit Buchen bewachſen iſt und in ihrem Schoße den dunkelgrünen, ſtillen Lac du Ballon, einen kleinen, aber ſchön gelegenen Gebirgsſee, einſchließt. Die Vegetation nimmt nun immer reiner den ſubalpinen Charakter an; bald verſchwinden die Buchengebüſche ganz und gar, der Raſen wird immer kürzer, moosreicher, Preiſelbeeren und würzige Kräuter, vor allen der gelbe Enzian und die Bärenwurz, das Alpenwindröschen und das gelbe Alpenveilchen mahnten uns, daß wir in der Wolkenregion ſind, wenn nicht die ſcharfe Luft ſchon genügend daran erinnerte. Der Gipfel des Ballons iſt in ähnlicher Weiſe bewachſeu, an dem Steingerölle kleben die nordiſchen Flechten, das isländiſche Moos und andeee Pflanzen kalter Regionen, ſo daß man leicht vergeſſen könnte, welch reiche Vegetation man erſt vor wenigen Stunden verlaſſen, wenn nicht, von dem Grat des Bergrieſen aus ſichtbar, tief unten die Silberfäden der Bäche, umgeben von Döfern, friſchen Wieſengründen und Obſtpflanzungen, uns freundlichen Gruß zur luftigen Höhe hinaufwinkten. Die Ausſicht iſt groß und erhaben; weit nach allen Himmelsgegenden thürmen ſich immer neue Bergmaſſen über einander, von einzelnen kühn geſtalteten Rieſen überragt. Wild und gewaltig iſt Alles durcheinander geworfen, und man bemerkt an der Geſtalt der kahlen oder ſchwach bewaldeten höchſten Spitzen gar wohl, daß hier die Werkſtätte mächtiger Erdrevolutionen war, ehe das liebe Grün dieſe Weit ſo ſchön uud dem Menſchen zur Luſt bekleidete.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Pariſer Soirée im December 1847 und im December 1848.

(Schluß.)

Nun werden Erfriſchungen herumgegeben. Alles kommt aus den „Offizinen“ des berühmten Rouſſ. Greifen Sie ja zu, denken Sie nur an ſich ſelbſt, denn die Zeiten ſind lange vorüber, wo man Artigkeit und Aufmerkſamkeit gegen Andere übte, wo es Sitte war zuerſt die Damen zu bedienen; wollte man dergleichen jezt thun, ſo würde man ſich lächerlich machen, als gehöre man zum alten Eiſen.

Bemerken Sie, daß keiner der Modeherren an den Contretänzen Theil nimmt. Der gute Ton unterſagt es ihnen; dieſes Vergnügen ſchickt ſich jezt nur noch für Schüler, Studenten und andere junge Leute der Art. Außerdem könnte das Tanzen glauden machen, man wolle irgend einer Dame eine Höflichkeit oder Artigkeit erweiſen, damit aber würde ein junger Mann ſeine ganze Reputation als Löwe oder Faſhionable auf's Spiel ſetzen. Hätte jedoch Einer trotz dieſer Gefahr Luſt, ein- oder zweimal zu tanzen, ohne ſich allzuſehr zu compromittiren, ſo begeht er ſicher nicht, gleich den jungen Leuten aus der Provinz, die Thorheit, mit den hübſchen, aber armen Mädchen zu tanzen, die bisher auf den Bänkeu ſitzen geblieben ſind; er würde ſich auch damit ſehr lächerlich machen, denn man kennt auf einem Ball nur die „brillanten,“ „magnifiquen,“ die reich, ſehr reich ſind und deren Eltern auch Feſte geben. Will er aber, ohne wirklich zu tanzen, doch das Anſehen haben, als ſey er ein Tänzer, ſo fordert er die Dame vom Haus auf, natürlich nur der Form wegen. Sie wird ihn, auch zur bloßen Form, für den zwölften oder fünfzehnten Contretanz in ihr Gold- und Perlmutterbüchlein einſchreiben und heenach nicht mehr an ihn denken, ſelbſt wenn es durch ein Wunder zu dieſen Tänzen käme. Die Heldin des Feſtes, das heißt die Hausfrau, muß nothwendig für die ganze Nacht engagirt ſeyn, und es iſt ganz in der Regel, daß ſie keinen Schritt thun kann, ohne mit neuen Tanzengagements bedrängt zu werden. Sie verfehlt nicht, ſich laut darüber zu

Digitized by Google

wundern und zu beklagen, beſondees gegen ihre Freundinnen, die bisher keine Tänzee geſunden haben. Sie darf jedoch, ja ſie muß viele Engagements verſehien oder ihre Touren abbrechen, ohne daß man ihr deßhalb den geringſten Vorwurf machen kann. Sie klagt immer, daß ſie gar keine Zeit habe, all die Eingeladenen zu begrüßen. Im Grund aber macht ſie ſich dieß ſehr leicht, denn um ihre Freundinnen, um die alten Freunde und Bekannten des Hauſes bekümmert ſie ſich gar nicht, ſie mögen kommen oder gehen, ſie gibt ſich nur mit Leuten von Diſtinktion ab. Werden die Doppelflügel der Thüre für eine Gräfin, für einen fremden oder einheimiſchen Fürſten, für eine Marquiſe, eine Miniſterfrau oder etwas Aehnliches aufgeriſſen, ſo läßt ſie ihren Tänzer ſtehen, eilt den Ankommenden entgegen, um ſie einzuführen, ihnen Stuhi oder Lehnſeſſel anzubieten.

Gewöhnlich endigt der Ball mit einem glänzenden Souper. Die Tiſche ſtehen in den Bureaur des Bankiers, aus denen Bücher, Pulte, Deathgitter und alles übrige Geräthe weggeſchafft worden iſt. Der gleichfalls berühmte „Chevet" iſt beauftragt, die Tafein mit den ausgeſuchteſten Speiſen und mit den feinſten Weinen zu beſetzen. Deßhalb hat er eine Viertelſtunde vor dem Souper ſeinen erſten Commis geſendet, der mit ſeiner Lorgnette die Tiſche flüchtig überſehen und dann Chevet berichtet hat, es ſey Alles in Ordnung. Iſt die Dame des Hauſes beim Beſtellen des Soupers ſelbſt bei Chevet vorgefahren und hat mit Madame Chevet freundlich geſprochen, ſo iſt Monſieur Chevet wohl im Stande ſelbſt zum „Coup-d'oeli" zu kommen, was dann beim Souper geſtiſſentlich' untee die Leute gebracht wird. Alle Departements unb ſelbſt viele fremde Länder liefern dazu ihre Beiträge; Trüffeln von Perigord duften da neben Steaßburger Gänſeleberpaſteten und der Lachsforelle vom Genſerſee; das Deſſert kommt von London unb hat allein über ſechstauſend Franken gekoſtet.

Nun haben wir, wie man ſagt, das Bouquet der Fête geſehen, ſeine zwei- bis dreihundert Frauen, die einander an Schönheit, Anmuth, geſchmackvollem Putz und reichem Schmuck zu übertreffen ſuchen, ſeine fünfhundert jungen Leute, unter denen wenigſtens fünfzig „Lions" ſeyn müſſen, Wunder von Unbeſcheidenheit unb Gefräßigkeit. Von den ältern Herren reden wir gae nicht, wir würden uns gar zu lächerlich machen.

Ich ſchlage Ihnen vor, jezt fortzugehen, denn es iſt nichts mehe zu ſehen, nichts mehr zu belächeln oder zu bedauern. Wir gehen alſo und brauchen dabei natürlich weder Wirth noch Wirthin zu grüßen. In den Vorzimmern und auf den Treppen, ja ſelbſt im Hof hören wir, gleichſam als Schlußakkord des Feſtes, Lob und Preis des reichen, gaſtlichen Bankiers. Alle, die ihm bereits ihr Geld anverteaut haben, freuen ſich darüber, Andere nehmen ſich vor, keine Zeit zu verſäumen und dieß ſchon am folgenden Tag zu thun, worauf ſie dann vielleicht eine Woche ſpäter erfahren, daß Monſieur Dufournel ſein Zahlungen eingeſtellt und eine kleine Luſtreiſe nach Brüſſei gemacht hat.

Im December 1849. Paris iſt jezt die traurigſte Stadt in Europa, noch viel trauriger aks Wien unb Berlin. Alles, was ehemals deſſelben Zierde, Luſt und Freude ausmachte, iſt verſchwunden oder doch verſteckt. Die Theater ſind ihrer Todesſtunde nahe und müſſen vor den ieeren Bänken verenden, wenn ihnen nicht bald wieder aufgehvifen wird. An glänzende Geſellſchaften, Bälle unb Conzerte iſt nicht mehr zu denken. Wer möchte, wer könnte auch jezt dergieichen geben? Die Reichen? Es gibt vorerſt keine Reichen mehr, kaum will Jemand noch wohlhabend ſeyn. Die Glücklichen? Dergleicheu hat Paris auch nicht aufzuweiſen; es könnte einem ſchiecht gehen, wenn er von ſeinem Glück ſpräche; alle ſeufzen und klagen. Die Hauseigenthümer? Hauseigenthum iſt fürs Erſte nur eine Laſt; die meiſten Miethsleute bezahlen keine Miethe mehr, ſie machen ſich über ihren Hauseigenthümer luſtig. Die Bankiers? Die reichſten ſind ruinirt, unſichtbar geworden, oder haben die Geſchäfte ganz aufgegeben. Die Wechſelagenten? Ihre Aemter, die ihr ganzes Vermögen, nebſt dem ihrer Frauen, Kinder und Familien verſchlungen haben, ſind jezt nicht ſo viei werth, um damit eine Gerichtsſchreiberſtube in der Provinz zu kaufen. Der Großhandel? Liegt au einem Schlaganfall darnieder.

So iſt jezt in Paris nur noch ein einziger Ort, wo ein Ball gegeben wird, das Hôtel des Monſieur Marraſt, des Präſidenten der Nationalverſammlung. Was ſind das aber für Bälle! Sie riechen ſtark nach denen vou 1793. Die ungleichartigſten Leute treiben ſich hier mit dem Ausdruck der Nichtsbedeutung und der Gemeinheit, des Zwangs, der Langeweile und der Verlegenheit an einander herum. Nur Eines herrſcht auf dieſen offiziellen und vom Budget bezahiten Feſten, eine Miſchung von Ungemüthlichkeit, Unruhe, Furcht vor der Emente, Niedergeſchlagenheit und Geldverlegenheit. Die armen Frauen unb Mädchen, die durch die Verhältniſſe ihrer Männer und Väter gezwungen ſind, hieher zu kommen, finden hier ein jämmerliches Vergnügen und ſpielen eine traurige Rolle. An die Stelle der ehemaligen Löwen ſind gemeine Burſche getreten, die nach ſchiechtem Tabak und nach der Kneipe riechen. Dieſe ſogenannten Herren zeigen in Allem, daß ihre Stelle nicht iſt, wo Anſtand gezeigt werden ſoll, und es

Digitized by Google

behagt ihnen ſelbſt gar nicht in ſolchem Gedränge, das ein offizielles Feſt genannt wird.

Das iſt jezt Paris, die vor neun Monaten noch ſo reiche, glänzende und belebte Stadt, der Sammelplatz aller Berühmtheiten Europas und der überfeelſchen Welt, die Stadt, welche ſich komiſch genug anmaßte, der Höhepunkt der Civiliſation zu ſeyn. Jezt ſehen wir hier nur unruhige, ängſtliche Geſichter, oder ſolche, vor denen einem Angſt wird, Geſichter, die leeren Magen und Hoffnungsloſigkeit verkünden, oder Straßenbuben, die an einem Band der Ehrenlegion hängen.

Von den Pariſern, die man einſt auch mit den Athenienſern verglich, ſagte man ſie brauchten, wie die Römer, nur zweierlei, Brod und Schauſpiele. Der Brodkorb iſt jezt vielen Ständen hoch gehängt; aber hunderttauſend Menſchen werden vom Staat durch müſſiggehende Arbeit ernährt und dadurch moraliſch noch mehr verdorben, als ſie es vorher ſchon waren. Die Schauſpiele ſinken immer mehr; ein merkwürdiges und trauriges, aber lächerliches Schauſpiel gaben dagegen im Februar, Mai und Juni die Pariſer dem ganzen übrigen Europa. Da ſah man auf blutiger Bühne ein Volk, das nach ſo großen politiſchen Erfahrungen abermals kindiſch aus einer Thorheit, aus einem Extrem, aus einem Problem in das andere fällt und nie klug werden kann.

Jene Scenen aus der großen Welt von 1847 werden ſich aber ſchnell erneuern, ſobald das an Hülfsquellen ſo reiche Frankreich wieder zur Beſinnung, zur Ruhe und zu Kräften kommt. Dann wird ſich die Geſellſchaft mit ihrem falſchen Scheln, mit ihrem Luxus, ihren Vorurtheilen und Lächerlichkeiten ſchneller als alles andere wieder erheben, denn darin iſt die franzöſiſche Hauptſtadt unverwüſtlich.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſezung.)

Jenny Lind. — Muſik.

Damit Doktor B. ſein Glück mache, muß jeder Weg gelten, und Miß Grant mochte hoffen, ihren bereits unſterblichen Namen durch ſeine Feder auch auf deutſchem Boden verewigt zu ſehen, ſonſt hätte ſie ſich ſchwerlich ſo huldreich bewieſen, denn ſie iſt gewöhnlich ſehr kurzſichtig, ein in der Geſellſchaft ſehr angenehmer Naturfehler, der dazu verleitet, daß man immer nur die Leute ſieht, die man gerade ſucht, während man vor den nicht Geſehenen immer vollkommen geeechtfertigt und bedauert daſteht. Bald aber ſchlich auch die Löwin davon und nun verlief ſich das kleinere Gethier gar ſchnell; denn obwohl noch der gewaltige Schnurrbart des Admirals Seyks, des Direktors der oſtindiſchen Compagnie, zurückgeblieben war, ſo ſchmeckte der dem verwöhnten Gaumen der Landratten wohl zu wäſſerig. Der Tag war alſo hin, und allen Löwen und Löwinnen der weiten Hauptſtadt eine gute Nacht! — Das Oſterfeſt iſt nahe und ſo ſteht eine Pauſe im Kreislauf zeittödtender Beſchäftigungen bevor; darum muß dem Augenblick das Mögliche abgewonnen werden, und dieß geſchieht auch redlich. Das Jahr 1849 hat ziemlich munter begonnen. Feſte und Bälle ſind einander gefolgt, und Biſchöfe und Lords haben mit einander gewetteifert, ihre Anerkennung der guten Gaben Gottes thätig an den Tag zu legen. Die engliſchen Geiſtlichen ſind darin liebe Leute, daß ſie nichts verwerfen oder zu klein finden. Wer hätte es aber geglaubt, daß die kleine Jenny dem Himmel von ihnen wieder gewonnen werden, und daß der Schelm ſich zu dieſem Spaße hergeben würde? Das evangeliſche Publikum meint nun, ſie ſinge nicht, weil der Biſchof von Norwich ihr eine Bibel geſchenkt, worin freilich nichts gegen das Opernhaus ſteht, aber doch ſtehen könnte. Dieſe Idee findet ſehr großen Anklang unter jenem Theil des Publikums und gewinnt ihr zahlloſe Herzen. Indeſſen verpflichtet ſich die kleine Liſtige in Exeter-Hall in ſechs Concerten zu ſingen. Kaum iſt dieß Engagement gemacht, ſo kommt Lumley und thut dagegen Einſprache. Will ſie ſingen, ſo muß ſie für ihn ſingen und er will die Konzerte geben. Dieſer Streit liegt jezt dem Publikum vor und iſt noch nicht entſchieden. Man fängt aber an zu vermuthen, daß »the little artless creature« wohl am Ende viel mehr Weltverſtand beſizt, als ſie bis jezt glauben laſſen, und daß ihr Wort nicht von altem deutſchem Schlag iſt. Es ſind ſogar ſchon Wetten angeſtellt von ſolchen, die genau mit ihr bekannt ſind, daß ſie, falls „der Prophet“ einer erſten Sängerin ermangle, wieder auftreten werde, obwohl ſie jezt vorgibt, die Luft im Theater widerſtehe ihr und ſchade ihrer Geſundheit. — Die Alboni iſt indeſſen mit vielem Beifall in der italieniſchen Oper aufgetreten und wird auch nach Oſtern ihre Rollen dort fortſetzen. Schade nur, daß ſie ſo klein, häßlich und ungeſchickt fett iſt! Sonſt fehlt es gar ſehr an Talenten, d. h. an bedeutenden, und es wird noch viel geſchehen müſſen, bis das verwöhnte Publikum zufrieden geſtellt iſt. Im philharmoniſchen Konzert wird jezt „Attila“ eingeübt. Coſta gibt ſich unendliche Mühe damit, hat aber erbärmliche Sängerinnen. — Die Viardot Garcia wird erwartet. Ihr Bruder iſt ſchon ſeit einiger Zeit hier, um Geſangunterricht zu ertheilen, den er in ſeiner Wohnung die Stunde zu einer Guinee gibt; geht er aber zu den Leuten, ſo erhält man nur eine halbe Stunde für denſelben Preis. Er iſt ſeiner Schweſter im Aeußern ſehr ähnlich. Er ſoll ſeinen Schülerinnen ſehr gefährlich ſeyn. — Balf zieht ſich einige Sängerinnen für die engliſche Oper, die in einer troſtloſen Verfaſſung iſt, ein wahres Aergerniß. Auch beſucht Niemand dieſelbe, außer Leuten, die keine Ohren mitbringen, und wie Viele gehen nicht in die Oper mit ihren Augen allein!

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 87. Mittwoch den 11. April 1849.

Daß kürter Menſch nicht Menſchen knechten möge,
Geh, Feuer, du und trage ſeine Laſten,
Geh, Eiſen, du und wandle ſeine Wege!

A. Grün

Reiſefragmente vom Auguſt 1848.

1. Eiſenbahn und Dampfſchiff.

Erwaetend ſteh' ich, ſieh, da eollt heean
Dee Zug von Wagen auf dee Elſenbahn.
Ihn führet ſeltſam geformt ein Ungeheuer,
Gleich einem fabelhaften Zaubeedeachen,
Dem tief im Eingeweide beennt das Feuee.
Nun ſpeit ee plötzlich aus dem offnen Rachen,
Dee ziſcht und ſchnaubt und keucht im wilden Kampf,
Des heißen Athems Glut und ſchwaezen Dampf.
Dann pfeift's und ſcheillt unheimlich, daß vom geellen
Getön dem Höeee ganz die Oheen gellen.
Doch ſieh, nun hat ee mächtig ſie gefaßt,
Der Menſchen, Wagen ungeheuee Laſt,
Und ſchleppt und rollt ſie weitee ohne Raſt.
Sie fliegt mit ihm von Meile foet zu Meile,
Durch Beeg' und Thäler jagend gleich dem Pfeile,
Und hochauf ſteigt des Dampfes flüſſige Säule.
Schau, wie der Menſchengeiſt als Herrſchee waltet
Des Elements, es bändigt und geſtaltet,
Daß die Natuekraſt, blind und ohne Willen,
Sein Machtgebot nur dienend muß eefüllen.
Gebiege weiß er, Felſen zu zerreißen,
Baut mitten duech ſie hin den Weg von Eiſen.
Den Pfad verſchlingt jezt dichte Finſterniß;
Er führet duech einen weitgeſpeengten Riß
Hinein tief in des Beegs geheimen Geund:
Thut hier ſich auf der Hölle ſchwaezer Schlund?
Welch geauſes Dunkel ringsum, und Geraſſel
Der Rädee, horch! wie Mühlenweels Gepeaſſel,
Davon die Felſenwölbung mit Gewalt,
Die unterird'ſche, debt und wiedeehallt,
Bis endlich neu an's feohe Tageslicht
Der Zug hervoe, der unveeſehete, beicht.
Und muß nicht auch den endlos beeiten Rücken
Der Ocean, der alte Rieſe, bücken
Dem Schifflein, das dahinfliegt ungehemmt,
Ob Sturm und Fluth ſich ihm entgegenſtemmt,
Mit ſeines Zaubers Keäften wie im Spiel
Die Fahet veefolgt, hinduechdeingt an das Ziel?

Auch euee Mächte ſeyen denn, wohlan!
Deutſchlands veejüngtee Zukunft unteethan!
Ihe Eiſenbahnen, knüpft die ſtaeken Ringe
Um ſeine Völkee, unzeeeeißbae ſchlinge
Sich um ſie mit dem bald vollendeten Neh
Dee Lieb' und Einteacht heiliges Geſetz!
Führet ſie zuſammen ſchnell aus allen Feenen,
Daß ſie als Brüder ſich umfaſſen lernen!
Ihe Dampfer, auf des Noed- und Oſtmeees Nacken
Weht friſch mit euren ſchwaezeothgoldnen Flaggen;
Beflügelt übee See und Strom und Meee
Als leichte Boten feeundlichen Verkehr;
Beingt hin und wiedee eilend in die Runde
Dee deutſchen Stämme ſchön vereintem Bunde
Von Thaten und von Siegen eaſche Kunde!

2. Die Turnſchaar.

So rollt dee Zug und raſſelt foet,
Nun hält ee voe dem Bahnhof doet.
Hier eben angekommen war
Von jungen Tueneen eine Schaae,
Mit Eichengrün und rothen Blüthen
Des Sommers peangend auf den Hüten.

Digitized by Google

Sie grüßen, reichen gern die Hand,
Mir längſt befreundet und bekannt.
Der Knaben munterem Gedränge
Wird jezt der Wagen faſt zu enge.
Schulprüfung geſtern hatten ſie;
Nach ehrenvollen Tages Müh
Treibt ſie ſo friſch und fröhlich heute
Die Wanderfahrt hinaus in's Weite.
Schon mancher hat der wackern Jungen
Der Turnlunſt erſten Preis errungen,
Und mancher ſchreibt mit raſchem Kiele
Volltönend, abgerundet ganz
In Xenophons und Livius Style
Die Sprachen Roms und Griechenlands.
Geübt auch ſind ſie in den Waffen,
Oft ſchnell zur Kriegsſchaar umgeſchaffen,
Die gar kunſtfertig aufmarſchirt
Und trefflich Flint' und Säbel führt,
Und ſichre Schwenkung rechts und links
Vollbringt, gewärtig jedes Winks. —
Auf einmal, horch, ein ſchönes Stück
Beginnt von kriegriſchee Muſik;
Trompeten ſchmettern, Pfeifen tönen,
Dazwiſchen Trommelwirbel dröhnen,
Daß unterwegs die Hörer all
Ergözt der feurigſüße Schall.

Ob ſolcher Jugend fühlbar ſchwebt
Des Lehrers Geiſt, der ſie belebt.
Da ſteht er in der Schüler Mitte
Und lenkt und hütet ihre Schritte.
Er ſchaut mit Ernſt in guter Ruh,
Doch heiter ſtets, den Knaben zu,
Und leuchtet ſelbſt dem muntern Chor
So mild am Tag der Freude vor,
Wie ſonſt in männlich edler Kraft
Auf ſonn'gem Pfad der Wiſſenſchaft.
Zu ihm, des lauten Jubels froh,
Spricht der Gefährten einer ſo:
„Ein Bild der Volkswehr hier im Kleinen,
Ließeſt du uns, o Freund, erſcheinen,
Die recht fürwahr erſt wird gedeihn,
Wenn ihr die Knaben ſchon ſich weihn.
Leicht ſchreiten ſie voran zum Ziel
In ſolchem rüſtig ernſten Spiel.
Geſund bleibt ſo und friſch das Blut
Der Jugend, hochauf flammt ihr Muth;
Der Arm wird ſennig und gewandt,
Das Auge ſicher, ſtark die Hand;
So wird die junge Kraft geſtählt
Und früh vom ächten Geiſt beſeelt.
Des Kampfes wie des Friedens Kenner,
Erwachſen Jünglinge und Männer,
Die ſtehn wie Mauern kühn vereint,
Wenn's gilt, und werden jeden Feind,
Will er in's Land herein ſich wagen,
Gar bald hinaus mit Schande jagen."

J. Krais.

Aus den obern Vogeſen.

(Fortſetzung.)

War der Weg aufwärts ſtreckenweiſe ſchon beſchwerlich genug, ſo koſtete das ſteile Abſteigen auf einer Rutſchbahn noch weit mehr Anſtrengung. Solche Bahnen ſind im Gebirge häufig zu finden und dienen dazu, das Holz auf leichten Schlitten hinabgleiten zu laſſen. Dieſe Schlitten ſind ſo einfach gebaut, daß ein Mann einen ſolchen auf den Schultern bergauf bis in den Wald zu tragen vermag. Dort wird wohl ein Klafter Scheiterholz darauf gepackt, und nun wird die Laſt ihrem eigenen Gewichte überlaſſen, doch ſo, daß der Führer ſie hinten leitet, zurechtſchiebt und wo es nöthig iſt nachhilft. Die Bahn iſt meiſt die bloße Erde, die bei allzugeringem Fall des leichteren Rutſcheus wegen quer mit Tannenzweigen belegt iſt. In einzelnen Fällen (z. B. in den Forſten der Familie Hartmann) ſind die Bahnen dauerhafter angelegt und bilden eine Art liegender breiter Leitern, welche ſich in langem Zickzack meilenweit von der Höhe der Berge hinabziehen. Dieſe heißen Holzwege, jene Grundwege.

Der Abhang des Ballon iſt auf der Nordſeite mit Weißtannen bedeckt, unter denen ein dichter grüner Teppich von Sauerklee und Farnkräutern den Boden überkleidet. In der Schlucht liegt in lieblicher Abgeſchloſſenheit und Stille das Dörfchen Felſenbach, während des Sommers durch hohe Berge ringsum genügend vor den kalten Winden geſchüzt, welche die rauhen Höhen umſauſen. So ſahen wir hier Nußbäume, von hohen Epheuranken umſchlungen, und anderes Obſt, beſonders Zwetſchgenbäume in Menge um die Häuſer ſtehen, und ein Sadebaum von fünf Fuß Höhe reckte ſeine Aeſte an einer Mauer empor. Dem Thälchen abwärts folgend wanderten wir an Sägemühlen und lang gedehnten Reihen von Bauernhäuſern vorüber, vor denen auf fetten Grummetwieſen die weißen Kühe mit fernhin tönenden Glocken am Halſe einherſchritten, dann wieder durch einen ſchönen Wald von hohen Weißtannen, unter denen die Stechpalme üppig wucherte, und kamen mit einbrechender Nacht nach Bad Sulzbach. — Hier öffnet ſich das Seitenthälchen in das breitere Münſterthal, welches öſtlich nach der Rheinebene ausgeht und, wie alle

Digitized by Google

ähnlichen Paralleltäler der Vogesen, mehrere Stunden weit aufwärts mit Reben bepflanzt ist.

Die freundlichste Septembersonne beleuchtete die Gegend, als wir am nächsten Morgen das Thal hinauf westwärts weiter zogen. Ansehnliche Dörfer liegen hier auf der Sohle zerstreut, eine Einsiedelei blickt in leuchtendem Weiß über den Weinbergen herab, die Berggipfel sind mit Nadelholz bewachsen. Das Münsterthal ist berühmt wegen seiner bedeutenden Fabrikthätigkeit, und dann auch wegen des trefflichen Käses, der ringsum auf den Höhen in den Melkereien bereitet wird. Auch der Wein wird geschätzt, obgleich er den besten elsässer Sorten, dem Dürkheimer Rothen, dem Thanner und dem von Gebweiler nicht gleich kommt. Die Weine sind hier ausnehmend billig, dabei sehr gut und werden allgemein auch von den niedern Ständen getrunken. Die Ausfuhr nach Deutschland ist der Zollverhältnisse wegen nicht rentabel, noch weniger die nach dem innern Frankreich, theils wegen der Schwierigkeit des Transports nach dieser Seite, theils wegen des Ueberflusses daran im Lande selbst. Glücklich das Land, wo auch der gemeine Mann sich an Gottes schönster Festgabe erlaben kann! er sieht die Welt in heitererem Lichte als andere Menschenkinder. Jeder, der in die Nähe des Rheins kommt, muß diese Bemerkung machen.

Eine breite, gut gehaltene Straße führet nach dem Städtchen Münster. An dem munter fließenden Gebirgswasser sind hie und da große, wahrhaft palastartige Baumwollspinnereien und Webereien erbaut, welche der Gegend zur hohen Zierde gereichen. Hier ist gut reisen. Wo eine reiche Natur vorgearbeitet hat, wo frisches Wasser ringsum sprudelt, wo fleißige Menschen ihr rühriges Wesen treiben, da fühlt man sich wohl und behaglich. — Es war gerade Sonntag. In den schloßähnlichen Arbeiterkolonien, wo hunderte von Menschen mit Weib und Kind unter Einem Dache wohnen und Freud und Leid mit einander theilen — ein rechtes Miniaturbild der Erde — regte es sich lebendig. Da sah man die Männer hinter den Fenstern den Bart scheeren und den Schweiß der Woche abwaschen; die Weiber trugen frische Wäsche zurecht, oder waren emsig mit dem Kaffeegeschirr beschäftigt. — Die bedeutendsten Fabrikgebäude gehören der Familie Hartmann, welche, wie wenige in dieser Gegend, die Kräfte der Menschen und der Natur sich zinsbar zu machen verstand. Ihre Geschichte ist sehr einfach, ihre Genealogie zählt nur wenige Jahre rückwärts, und wenn ich recht berichtet bin, so war der Vater des jetzigen Familienhauptes ein fremder, armer Einwanderer. Und jetzt gebieten sie über Millionen, besitzen viele Quadratmeilen der schönsten Waldungen und Weiden, weithin auf allen Höhen, und heißen bei den Bauern allgemein „die Herrschaft."

Säuberlich und geputzt, von der freundlichen Sonne beschienen, lag Münster da. Von allen Seiten her strömten Bauern und Bäuerinnen der Stadt und der Kirche zu, einige Nonnen gingen eilenden Schrittes über die Straße. Hier, wie in der ganzen Umgegend, herrscht die deutsche Sprache vor; das Gebirge überhaupt ist fast ganz von Deutschen bewohnt (sie nennen uns Ueberrheiner „Deutschländer," sich selbst aber „Dütsche"). Die französische Sprachgrenze läuft einige Stunden weitee westlich, im Ganzen parallel mit dem Rhein; doch gehen einzelne Ausläufer hie und da in den Seitenthälchen ziemlich weit östlich herüber. Die Hirten betrachten die Gegend als „deutschen Boden;" auch die Tracht ist in nichts auffallend von der deutschen verschieden; der dreieckige Hut findet sich häufig genug, daneben aber sieht man auch die kleinen schwarzglänzenden Leder- oder Seidenhüte, wie sie sonst zum Sonntagsstaat der Matrosen gehören. Vor den Fenstern der Häuser grünt das Basilienkraut, an dem die Rheinländer einen besondern Geschmack zu finden scheinen. Große Massen von Holzschuhen sind an einzelnen Kaufläden aufgestapelt, sorgfältig geschwärzt und allerdings von leichterem Bau als die im Fuldaischen gebräuchlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der böhmischen Grenze, März.

Charlottenbrunn. — Sonst und jetzt. — Das Beinertsche Haus.

Die Thäler des Porphyr- und Kohlensandsteingebirges im Waldenburger Kreise Schlesiens, welche an die böhmische Klosterherrschaft Braunau grenzen, bieten dem Reisenden ein so vielseitiges Interesse dar, wie vielleicht wenige Gebirgsgegenden Schlesiens. Der Naturfreund und der eigentliche Naturforscher finden hier eben so vielen Stoff für ihre Anschauungen und Forschungen, wie der Statistiker, der Fabrikant und Techniker. Auch der Politiker von Profession kann in unsern Tagen hier Manches erfahren und lernen.

Zwischen den beiden Höhenzügen, die von Waldenburg einerseits das Granit-, andererseits das Porphyrgebirge bilden, erstreckt sich das Kohlensandsteingebirge bis dicht bei Charlottenbrunn, wo es zu einer ansehnlichen Höhe, der lange Berg genannt, emporsteigt, und gewissermaßen die Hochebene zwischen

Waldenburg und Charlottenbrunn bildet. Dieſes Baderörtchen liegt in einer anmuthigen Schlucht, und war früher eben ſo bedeutend als Marktplatz für den in der Gegend blühenden Leinenhandel, wie durch ſeine beiden Säuerlinge, die Charlotten- und Eiſenquelle. Als die erſtere noch allein bekannt und der Ort überhaupt noch unſcheinbarer war, kannte man noch eine beſſere Zeit in dem Brunnenorte. Damals läutete das Marktglöckchen in der thurmähnlichen doppelten Kuppel über dem Brunnenhäuschen noch zu dem lebhaften Verkehr im Leinengeſchäft, welches mit Bremen, Hamburg und Holland zu überſeeiſcher Spedition im Gang war. Seit zwanzig Jahren jedoch iſt der Leinenhandel hier wie im ganzen Gebirge ſo geſunken, daß man von ſeinem Flor nur noch wie von einer freundlichen Sage ſpricht. Aber es leben überall für jene gute Zeit noch Zeugen genug, welche bei ihrer und ihrer Väter goldenen „Errungenſchaften“ bequem vom Breiten zehren können. Seitdem iſt das unſcheinbare Brunnenhäuschen mit der doppelten Kuppel verſchwunden und hat einem ſchönern Platz gemacht. Aber auch das ſegenverſprechende Marktglöckchen iſt verſchwunden, denn für das Hemdenbedürfniß zweier Welttheile gab es keinen Markt mehr in Charlottenbrunn. Auch ein neues Badhaus entſtand, buchſtäblich auf der Ruine der guten alten Zeit, in welcher viele Tauſende von Webern mit lohnender Arbeit verſehen und Millionen Thaler in's Land gezogen und in Umlauf geſetzt wurden. Das alte, überflüſſig gewordene Leinenlaufhaus wurde niedergeriſſen und der Tempel der Hygiäa an deſſen Stelle geſetzt. — Unter den Gebäuden des Orts wird mit Recht von dem Reiſenden zuerſt das Beinert'ſche aufgeſucht. Es iſt nicht das ſchönſte, aber das merkwürdigſte Haus durch ſeinen vielbekannten Beſitzer, Karl Chriſtian Beinert, der als Apotheker, Weinwirth, Brunnen- und Polizeiinſpektor, durch ſeine liebenswürdige originelle Perſönlichkeit in Ort und Umgegend eben ſo viel Bedeutung erlangt hat, wie in der gelehrten Welt als Naturforſcher und Schriftſteller durch ſeine Verdienſte um theoretiſche und praktiſche Chemie, Botanik, Geologie und insbeſondere um Petrefaktenkunde. Selten wird man ein Haus finden, wo praktiſche Lebensrichtungen in einer ſo ergötzlichen Wechſelbewegung mit wiſſenſchaftlichen Intereſſen und rein geiſtigen Beſtrebungen verfolgt werden, wie hier. In dieſen Bezügen, in jüngſter Zeit auch in politiſcher Hinſicht, iſt die Apotheke zu Charlottenbrunn nicht nur für den Ort, ſondern für die ganze Umgegend gewiſſermaßen repräſentativ geworden. Ich bin überzeugt, daß alle Männer von höherm Urtheile, die hier geweſen ſind, gern den Satz unterſchreiben: den Brunnenort ohne Beinert und ſein Haus kennen zu lernen, heißt in Rom geweſen zu ſeyn, ohne den Papſt geſehen zu haben. — Das Haus hat zwei Eingänge. In der einen Flur, vor der Ortsapotheke, ſteht man an der Wand einige ſchießiſche Keeiskarten, am Boden, auf Bänken und Tiſchen Flaſchen und Fäßchen von verſchiedener Form und Inhalt. Eine Glasthür führt zu einem grünen Weinzimmer, welches beide Hausflure verbindet. In dem jenſeitigen düſtern, gewölbten Hausraume ſteht zerſtreut ein reiches Petrefaktenlager; große foſſile Stämme und Steinbruchſtücke zeigen hier mehr oder minder bedeutende Spuren vorweltlicher Vegetation.

(Fortſetzung folgt.)

London, März.

(Fortſetzung.)

Theater. — Literatur.

Die faſhionable Welt hat ſich indeſſen an das franzöſiſche Theater in St. James gehalten, wo das Perſonal immer allerliebſt gekleidet iſt und das Auge, wie in einem Drawingroom, nur Beaumonde erblickt; denn John Bull verſteht noch nicht Franzöſiſch genug, um hier auf die Galerie zu gehen. Es wird aber unter aller Kritik geſpielt; ja, die Stücke ſind ſo langweilig und die zärtlichen Scenen werden ſo hölzern gegeben, daß man ſich nur mit Mühe des Schlafes enthält. Der Platz koſtet eine Guinee, ein wohlfeiles Vergnügen iſt es alſo wenigſtens nicht; dafür aber bringt man drei Stunden zu und die Damen erſcheinen à demi nues, was immer viel Satisfaktion gibt, aber mit der engliſchen Prüderie im ſeltſamſten Widerſpruch ſteht. Weiß Gott! man weiß mitunter nicht, wohin man vor Schoam und Ekel ſeine Blicke richten ſoll; und je älter, deſto ſchlimmer. — Ein neues dramatiſches Talent bietet ſich jetzt dem Publikum ganz unerwartet in Herrn Lewis, der in dieſem Augenblick in Mancheſter als Shylock mit einigem Erfolg auftritt. Lewis war bis jetzt Literat und hat ſich durch ſeine Ueberſetzung deutſcher Philoſophen um die Literatur verdient gemacht, in der er ſpäter auch als Romandichter durch ſeinen „Ranthorp“ und „Roſe, Blanche und Violet,“ aber mit weniger Erfolg, bekannt wurde. Jetzt nun ſcheint er ſich zum Dramatiker umbilden zu wollen, und zwar im doppelten Sinne, indem er nicht allein ſchreibend, ſondern auch agirend vor das Publikum tritt, dem er ein Stück, »The noble heart,« anbietet, in dem er ſelbſt die erſte Rolle übernehmen will. Was man alles erleben muß! Er iſt noch ein junger Mann und hat eine allerliebſte Frau, die von ſehr guter Familie iſt. — Unter den Literaten, die die geſellſchaftlichen Zuſtände zum Thema ihrer Romane machen, ſteht Thackeray jetzt oben an und glänzt als Held des Tages. Er iſt zudem ſehr witzig und ein höchſt angenehmer Geſellſchafter, und als geborener Gentleman in der Salonsetikette völlig zu Hauſe. Ich ſah ihn neulich um zehn Uhr Abends, wo er in voller Toilette war, um noch drei Geſellſchaften zu beſuchen; dieß ſey, ſagte er, ſein Geſchäft, nicht ſein Vergnügen; er müſſe das Feld beſuchen, das er zu bearbeiten habe. Einer dieſer drei Beſuche galt Lady Bleſſington, die jetzt in Kenſington wohnt und noch wie vor Männer empfängt. Graf d'Orſay, ihr Schwiegerſohn, lebt wieder bei ihr, ſeit er ſeine Gläubiger ſo weit begütigt hat, daß ſie ihm dieſe Freiheit geſtatteten. Die Gräfin d'Orſay hält ſich ſchon ſeit Jahren in Paris auf. Früher wurde der Cirkel bei der Gräfin Bleſſington zu den angenehmſten gerechnet, wo ſich alle Talente und Stände zuſammenfanden und die Unterhaltung leicht und frei floß; ſeit die Gräfin aber ſelbſt nicht mehr den Hauptreiz dieſer Reunions ausmacht, ſcheint ein gewiſſer Hattpunkt, eine Centralſonne zu fehlen, um die ſich die männlichen Geſtirne zu ihrer Befriedigung drehen könnten, und ſo ſieht ſie denn die „Habitués“ früherer Jahre in verminderter Zahl erſcheinen. — Thackeray kam eben von Paris und las uns ſein Gedicht, »Boullabaiſe,« das er für den „Punch“ in Folge dieſes Ausflugs gedichtet, mit den dazu gehörigen topographiſchen Bemerkungen vor. „Es iſt Alles Wahrheit darin,“ ſetzte er hinzu, „aber das iſt lange her! Zwölf Jahre liegen dazwiſchen, in denen ich mit überſtrömenden Augen manches jener Gedichte geſchrieben habe, die das Publikum mit ſchallendem Gelächter geleſen. Das iſt der Autor und ſein Werk!“ Er ſeufzte. „Aber die Zeit heilt manche Wunde,“ fügte er hinzu und blickte wieder heiter empor.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr 6

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Honſſ.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 88. Donnerſtag den 12. April 1849.

— Winter falls,
A heavy gloom oppressive o'er the world.
— Mean-while the cottage-swain
Recounts his simple frolick.

Thomson.

Kiltabendgeſchichten.

Aus der Weſtſchweiz.

Am ſonnigen Leberberg, wo unter ſenkrechten, ſonderbar zerklüfteten und waldbekrönten Flühen Felder und Matten in ſanfter Abdachung gegen Mittag zum Thal ſich neigen, ſteht unter dem Schirm eines weit vorragenden Strohdaches ein ſtattliches Haus, von mächtigen Birn-, Apfel- und Nußbäumen, als von einer Leibwache grüner Rieſen rings umgeben. Der Eigenthümer dieſes ſtattlichen Hauſes heißt Karlibürſen Joggi * und iſt unter dem Namen des Bauers an der Sommerhalde bekannt. Nicht Jedermann weiß, was es heißt, ein Bauer ſeyn. Ein Bauer iſt nicht jeder, der mit einer Miſtgabel herumſtolpert oder mit einem Dreſchflegel dreinſchlägt, nicht jeder, der eine Ziege im Stall hat, oder ein Kühlein von Brienz, von denen wenigſtens drei auf eine rechte Freiburgerin oder Emmenthalerin gehen. Nein, wer ſich einen Bauern nennen darf, hat ſeine drei oder vier Pferde, ſeine acht bis zwölf Milchkühe im Stall, verkauft jährlich ſeine zwei- bis dreihundert Säcke Getreide und blickt ungefähr mit den gleichen Gefühlen auf einen Tauner oder Geißbauern, wie ein Standesherr auf einen ſimpeln, erſt geſtern geadelten Herrn „von.“

Dem Bauern an der Sommerhalde wird es alſo wohl Niemand verdenken, daß er Liſeli, ſein einzig Kind, nicht dem erſten beſten, der Kuhſtaden an den Zwilchhoſen herumtrug, an den Kopf warf, ſondern es gleichſam hütete wie ſeinen Augapfel. Ebenſowenig aber darf man ſich darüber wundern, daß ſämmtliche junge Burſche aus ſieben Dörfern in der Runde ſehnſüchtige Blicke auf Liſeli warfen — auf Liſeli mit dem goldigen Haar und den blauen Scheimenaugen, mit dem tannenſchlanken Wuchs und der hellen Glockenſtimme, auf Karlibürſen Joggi's Liſeli, des Sommerhaldenbauern einziges Töchterlein. Schon hatte mehr als einer der keckſten in hellen und finſtern Nächten es probiren wollen, an Liſelis Gadenfenſter zu klopfen. Solchen Spaß verſtand aber der Ringgi mit dem nägelbeſchlagenen Halsband und dem Gebiß eines Haifiſches, der faſt ſo groß war wie ein vierzehntägiges Kalb, keineswegs, ſondern hielt ſo gute Wache, daß der verwegenſte Kiltbube den Verſuch nicht zum zweitenmal wagte, wobei Ringgi von ſeinem Meiſter, deſſen weiße Nachtmütze dann meiſtens an der Spalte eines Fenſterladens ſichtbar wurde, durch ein nachdrückliches „gs, gs, pack den Schelmen!“ aufgemuntert ward. Dagegen verwehrte es der Sommerhaldenbauer dem einen oder andern anſtändigen Knaben keineswegs, an ſchönen mondhellen Sommerabenden zu der Hausgenoſſenſchaft vor die Küchenthüre auf's Bänklein zu ſitzen, oder im Winter nach dem Nachteſſen auf ein paar Stunden „z'Stubeten“ zu kommen, was dann gewöhnlich nicht ohne Kurzweil und Fröhlichkeit abging, denn Liſeli war nicht minder frohen Gemüthes, als der Buchfinken einer, die an ſchönen Märztagen auf den Kirſchbäumen an der Sommerhalde ihre Lieder in die Lüfte ſchmetterten.

Es war im Wintermonat, wo die Nächte ſo lang werden, daß man ſie faſt an beiden Enden wieder zuſammenknüpfen kann. Ein kalter Nebel lag über Feld und Wald, man hätte mit Löffeln davon

* Karli iſt des Großvaters, Bürs (Urſus) des Vaters Name.

abſtechen können. An ſolchen Tagen kommt es vor, daß die reichen Engländer aus purem Maßleid ſich aufhängen oder vergiften. Ein Bauer iſt klüger als ein Engländer und thut ſich ſelten ein Leides an, denkt aber bei ſo trübſeliger Witterung zumeiſt an Viehſeuchen, Hagelſchlag und ähnliche unanmuthige Vorkommniſſe. So ging's eben auch Karlidürſen Joggi. Er ſaß oben am Tiſch zunächſt der düſter brennenden Ampei, hatte vor ſich eine Schiefertafel und in der Hand die Kreide, und ſuchte auszurechnen, was es koſten würde, wollte er die „Lebwaar" in ſeinem Stall in der Viehaſſekuranz verſichern. Zwar ſey er bis jezt nicht unglücklich geweſen im Stall, aber die Welt werde heutzutage immer ſchlimmer; es könnte ſeyn, daß der böſe Zeitgeiſt zulezt ſogar in die Kühe führe, und da ſey es vielleicht doch gut, ſich bei Zeiten vorzuſehen. So weit die Ampel zünden mochte, hatte die „Weibſame" mit ihren Spinnrädern Poſto gefaßt, die ihr einförmiges Lied ſurrten und ſchnurrten. Auf der Ofenbank ſaß des Müllers Rubli aus dem Schwaderloch. Er war Wachtmeiſter bei den Kanonieren, maß ſeine ſechs Fuß zwei Zoll neu Schweizermaß und hatte den Dufour auf der Pfeife. Unten am Tiſch war noch der Schulmeiſter, ein Bürſchchen, das vor zwei Jahren aus dem Seminar entlaſſen worden, und bohrte durch die Dämmerung, die dort herrſchte, mit den Augen in einem Zeitungsblatt.

Liſeli war die einzige in der ganzen Stube, deren Augen ſo munter glänzten wie am ſchönſten Frühlingstag. Sie helfe, meinte ſie, ein Lied ſingen, wenn der Schulmeiſter anſtimmen wolle; man könnte ſonſt faſt meinen, man wäre hier an einer „Gräbt." — „Still, Meitſchi, wenn man rechnen will!" brummte Joggi über ſeiner Schiefertafel. Aber Liſeli ſprang vom Spinnrad auf, nahm den Vater beim Kinn und ließ ihre Blicke über ſein Geſicht ſcheinen. „Biſt höhn, Aetti? zürnſt doch ſonſt nicht, wenn ich lüſtig bin!" — Liſeli wußte wohl, wer eigentlich Meiſter war im Hauſe. Er werde, meinte Joggi, das Rechnen für heute aufſtecken müſſen; dann aber ſollten ſie etwas zur Kurzweil anfangen, was einem die ſchweren Gedanken vertreibe, ſonſt helfe er Feierabend machen und ſchlafen gehen. — Aus dem Singen werde allweg heute nichts, bemerkte der Schulmeiſter; es ſchnüre ihm den Hals zuſammen, als ob er den Schulinſpektor die Dorfgaſſe heraufkommen ſähe. — Wenn ein Kartenſpiel im Haus ſey, könne man ein Rams machen, ſagte des Müllers Rubli. Aber der Sommerhaidenbauer ſchüttelte unwillig den Kopf. Seit der erſte Pfoſten an dieſem Hauſe aufgerichtet worden, ſey kein Kartenſpiel über die Schwelle gekommen, und hoffentlich werde keines darin zu finden ſeyn, bis der lezte Sparren von den Würmern zerfreſſen, wenigſtens ſo lang er hier etwas zu befehlen habe. — So ſollte einer eine Geſchichte erzählen, rief Liſeli; entweder etwas rechts luſtiges, daß man dabei lachen möge, oder etwas, wo es einem davon kalt über den Rücken laufe, daß man in keinen finſteren Winkel mehr ſchauen dürfe. „Weißt was, Rübli? bericht uns etwas von damals, als du „z'Chrieg" warſt; da wirſt du wohl allerlei Gräuliches erlebt haben, wovon einem die Haare zu Berge ſtehen." Er wüßte nichts Apartes, war Rubli's trockener Beſcheid. „Und mir," meinte der Lehrer, „iſt heute, als ob meine Gedanken verkafelte Schulſchriften wären, ohne Sinn und Verſtand; auf franzöſiſch nennt man dieß melanchondriſch."

(Fortſezung folgt.)

Aus den obern Vogeſen.

(Fortſezung.)

Jenſeits Münſter verengt ſich allmählig das Thal; durch ein langgezogenes Dorf, wo eben ein „Austrommler" in allemanniſchem Dialekt und äußerſt vernachläſſigtem Aufzuge, die Schlafmüze auf dem Kopfe, die Amtsweisheit zum Beſten gab, ſchreitet man unter Nuß-, Apfel- und Birnbäumen zwiſchen Kartoffelfeldern und Wieſen hin. Große Flächen der leztern ſind mit Baumwollenzeugen bedeckt, welche hier gebleicht werden. Der Bach iſt gefüllt mit Scheltern von Tannenholz, welche vom obern Gebirge herabgeflößt werden.

Bald führt der Pfad an der nördlichen Thalwand ſteil und beſchwerlich in die Höhe. Man befindet ſich nun hier in der Formation des bunten Sandſteins, ohne daß ſich indeß im Charakter der Vegetation eine beſondere Eigenthümlichkeit bemerken ließe. Nach einer halben Stunde erreicht man eine treffliche Straße, welche, vom nächſten Paralleltälchen (von Colmar her über Suizeren) heraufkommend, in endloſen Serpentinen die Höhen hinanklimmt. Abermals weit und breit nur ein großer Forſt von Weißtannen, die Aeſte mit ellenlangen Bartflechten behangen, aus deſſen kühlem Feisboden eine Menge quellender Bächlein dem Thale zueilen. Je mehr man ſich erhebt, deſto gewaltiger, deſto einſamer wird die Gegend; das ſchmale Thälchen mit ſeinen Dörfchen und Bleichereien entſchwindet mehr und mehr in der Tiefe; endlich hoch oben am Rande des Gebirgskammes tritt man durch ein kühnes Felſenthor und ſchaut nun vom höchſten Punkt der Steige in eine großartig wilde Gegend, die „Schlucht." Ueber uns thürmen

Digitized by Google

ſich die Felſen lothrecht höher und höher, unter uns verengt ſich das Thal zu einee düſtern Schlucht, die einſt mit Wald bewachſen war, wie Alles rings umher, die aber durch die verheerende Macht des Feuers im Jahre 1801 in ihren öden Urzuſtand zurück verſezt wurde. Wie langſam erſezt doch die Natur, was wenige Stunden zu zerſtören hinreichen! Tiefe Stille rings umher. Nur das ferne Tönen der Glocken von weidenden Kühen ſchallt aus dem tiefen Walde herauf. Gegenüber nach Weſten bilden die Höhen einen kahlen, ausgedehnten Bergrücken, auf welchem, wie erzählt wird, einſt eine Schlacht zwiſchen einem Könige der Franken und einem Herzoge von Lothringen in wilder Einöde ſtattfand; der Sattel heißt noch jezt das Frankenthal.

Sobald man die Waſſerſcheide erreicht, ändert ſich mit einemmal dee Charakter der Gegend. Abgerundete Bergrücken ziehen in langer Reihe nach Norden und nach Oſten, mit Viehweiden bedeckt oder mit niedern Rothbuchen bewachſen; weit und breit kein Nadelholz mehr zu ſehen. Darüber nach Weſten hin erhebt ſich in blauer Ferne die lothringiſche Ebene am Horizonte hinauf. — Auch die niedere Vegetation hat ſich geändert; denn während noch eben dee rothe Fingerhut längs dem Wege prangte, ragen jezt aus dem bleichen Graſe die hohen Schafte des gelben Enzians (Anzione oder Ringwurzel genannt und als treffliche milcherzeugende Pflanze geſchäzt), mit ihren ſchönen ovalen Blättern in Menge hervor; das gelbe Veilchen mit blau und gelber Blüthe in den mannigfaltigſten Uebergängen, unſeeem Stiefmütterchen täuſchend ähnlich, ſtreckt überall ſeine ſchöne Krone dee Sonne entgegen. Häufig hat, dem Charakter dee Wolkenregion entſprechend, der Boden eine moorige, torfige Beſchaffenheit und iſt mit dem entſprechenden Mooosflor bekleidet. Im Buchengehölz wächst das ſchöne „Evablatt“ mit blaueother Blüthe in Menge, wird aber vom Vieh verſchmäht. Auch die „Palme“ (Stechpalme) fehlt nicht, eereicht aber nur eine geringe Höhe.

Wir machten hiee oben einen kurzen Halt in einer Melleeel, theils um die Käſebereitung kennen zu lernen, theils um einige Ruhe zu genießen. Der Wirth, ein verſoffener Kerl, dem im lezten Winter bei einem unabſichtlichen Nachtquartier im Schnee die Finger halb abgefroren waren, verſtand kein Deutſch. Hier berührt man die Sprachgrenze, welche ſich von da nordöſtlich über Bonhomme hinzieht. Was uns beſonders auffiel, war der Umſtand, daß die anwohnenden deutſchen Hirten dagegen kein franzöſiſch verſtehen; ſie konnten ſich nur ſehr nothdürftig über einen Trunk Wein verſtändigen. Intereſſant war auch die Unterhaltung dieſer Hirten. Eine tüchtige Menſchenart, die auf ihren Höhen geſund und kräftig gedeiht und weit wenigee von dem Krieg und den Revolutionen der Welt tief unten berührt wird, als von den böſen Geiſtern, die in ſtürmiſcher Nacht die Kühe beheren.

Von dieſen hohen breiten Beegrücken ſchaut man weithin auf beiden Seiten in die Länder hinab; öſtlich folgt das Auge dem Rheinlauf übee Breiſach bis zu den Schweizerbergen am fernſten Horizont, abwärts bis Straßburg; nach Weſten ſchweift der Blick über Frankreichs fruchtbare Gefilde — die Hirten ſahen von hier aus in den lezten Kriegen tief unten in der Feene mehr als einmal die Kanonen blitzen — bis ſich der Blick, ungehemmt durch irgend ein höheees Gebirge, in blauer Ferne verliert. Dieſer Grat bildet die Centralkette der Vogeſen unb zieht von Süden nach Norden; auf beiden Seiten ſind die wirr durcheinander liegenden, niedrigeren Vorberge von Sandſtein angelehnt, welche als die Uferbildung des großen Binnenmeers betrachtet werden, das einſt das obere Rheinthal geweſen iſt. Der Gebirgszug wird öfter durch Querthäler, welche ſenkrecht auf die Rheinfläche ausmünden, durchſchnitten. Gerade an dieſee Stelle ſcheint in der Urzeit eine Hauptwerkſtätte jener ſchaffenden, Berge hebenden Thätigleit geweſen zu ſeyn; drei Bergſeen, deren Waſſer ſich in alten Keſſein mit ſteil abfallenden Wänden ohne alle Vegetation geſammelt haben — der Sulzerer, der ſchwarze und der weiße See, unweit davon der „lange See“ in etwas milderee Umgebung — ſind hievon deutliches Zeugniß.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſetzung.)

Literatur.

Thackeray hatte das Unglück, daß ſeine Frau wahnſinnig wurde zu einer Zeit, wo er ſeine Vermögensumſtände durch leichtſinnige Wirthſchaft ſo heruntergebracht hatte, daß er ſie nicht einmal zur Heilung in einer Anſtalt unterbringen konnte, ſondern ſie unter ſeinem eigenen Dache ſelbſt verpflegen mußte. Da hat er das Leben kennen gelernt und die Schmerzen deſſelben in jeder Abſtufung durchfühlen müſſen; da hat ihn die Noth auch gelehret, von dem bis dahin in ihm brach liegenden Talent Gebrauch zu machen, das Anfangs freilich, wie jedes

Talent, mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er iſt jetzt ungefähr fünfzig Jahre alt; ſein Haar iſt gebleicht, aber ſeine hohe, kräftige Geſtalt und friſche Farbe geben ihm demungeachtet ein jugendliches Anſehen. Nahrungsſorgen drücken ihn nicht mehr; ſein Ruf als Schriftſteller ſichert ihm mehr als er bedarf. Sein neues Werk, »Pendennis,« wird ihm für jede monatlich erſcheinende Nummer mit hundert Pfund Sterling honorirt, und außerdem fehlt es nicht an neuen Ausgaben und Beiträgen zu Journalen, von welchen Punch allein ſchon eine ſchöne Ausbeute gewährt. »The Hogarty Diamond,« eine Erzählung, die früher in einem Journale erſchienen und jetzt beſonders herausgegeben worden iſt, hat ihm fünfhundert Pfund Sterling eingebracht, und doch gehört dieſe Erzählung eben nicht zu den gelungenſten. Was aus »Pendennis« werden wird, läßt ſich noch nicht ſagen. — Von Dickens iſt in neueſter Zeit nichts erſchienen. Vielleicht iſt er fertig, das heißt, wenn ſein Verleger ihm erlaubt Baſta zu rufen, was eine große Frage iſt; denn wie gewonnen, ſo zerronnen, heißt es gewöhnlich bei den Belletriſten dieſer Gattung. — Macaulay's Geſchichte Englands iſt das Entzücken aller Weiber, die gar nichts anderes mehr leſen wollen. Staatsmänner meinen, man könne ſich die Lektüre aufſparen, bis das Ganze vollendet ſey, was in etwa zehn Jahren der Fall ſeyn wird. — Mrs. Jameſon hat ein neues Werk über »Legendary Art« erſcheinen laſſen, das aber nur für eine beſondere Klaſſe von Leſern paßt; denn die Beſchäftigung mit der Kunſt als Wiſſenſchaft iſt ſchon an und für ſich nicht eines Jeden Sache, und kommt man nun gar auf Legenden und Märtyrer, ſo bedarf es eines eigenen Geſchmacks, um ſich in den Stoff hinein und hindurch zu wühlen. Doch thut dieſer Mangel an allgemeinem Intereſſe dem Werke an ſich keinen Abbruch und vermindert den Werth deſſelben durchaus nicht; ſicher hat der feine Kunſtgeſchmack und die genaue Kenntniß des Stoffes die Verfaſſerin in den Stand geſetzt, Alles zu leiſten, was ſich auf dieſem Felde leiſten läßt, und die verdiente Anerkennung wird ihr nicht entgehen. Es iſt immer erfreulich, wenn eine Frau ſich an ein Abſtraktes wagt, da ihre Natur ſie ſo leicht an das Subjektive und das Feld der Beobachtung bindet. — Mrs. Auſtin, die Paris verlaſſen hat, hält ſich auf dem Lande auf und ſcheint weniger thätig auf dem Felde der Literatur zu ſeyn, als man ſonſt von ihr gewöhnt war. Das Ueberſetzen wird jetzt überhaupt eine mißliche Sache; dieſes ewige Nachdrucken, dieſe raſch aufſchießenden wohlfeilen Ausgaben machen es hinfort jedem Buchhändler unmöglich, eine erſte Arbeit nach Gebühr zu honoriren, und ein guter Ueberſetzer wird ſeine Zeit nicht für einen Spottpreis hingeben wollen.

(Schluß folgt.)

Von der böhmiſchen Grenze, März.

(Fortſetzung.)

Beinert.

In einem anſtoßenden kleinen freundlichen Saale zeigt Beinert ſofort mit großer Gefälligkeit ſein ſyſtematiſch geordnetes eigentliches Muſeum naturgeſchichtlicher Gegenſtände, und es iſt ein hoher Genuß, den gelehrten, unermüdlichen Sammler in ſeiner zwangloſen Weiſe über Petrefactologie zu vernehmen, welche einen ihrer verdienteſten ſyſtematiſchen Begründer in dieſem Mann gefunden hat. Mit beſonderer Vorliebe verweilt derſelbe bei einem viertelpfündigen Bruchſtücke gediegenen Eiſens, dem merkwürdigen Dokumente einer verunglückten Weltkörperbildung. Es iſt ein Stück jener meteoriſchen Eiſenmaſſe, welche in zwei Fragmenten im Sommer 1847 auf zwei weit von einander entfernten Punkten der böhmiſchen Herrſchaft Braunau niederfiel und aufgefunden wurde, während zu der urſprünglichen Kugelform der Meteormaſſe ein drittes Bruchſtück noch fehlt und vielleicht ſpäter durch Zufall noch entdeckt wird. Beinerts inſtruktivſtes Stück des Meteoriten iſt ein Geſchenk des Prälaten Dr. Rotter, auf deſſen Herrſchaftsgebiete der Niederfall der beiden Fragmente geſchah. Nächſt dem hohen gelehrten Beſitzer ſelbſt, der für die Ermittlung und aktenmäßige Feſtſtellung der hiſtoriſchen Umſtände des merkwürdigen Meteoritenfalles ſorgte, erwarb ſich Beinert um die wiſſenſchaftliche Unterſuchung deſſelben ein wirkliches Verdienſt. Er machte zunächſt das große Naturereigniß, welches genauer als jedes vorangegangene ähnliche beobachtet worden war, bekannt, und daſſelbe gab ihm zu einer werthvollen Monographie und intereſſanten Hypotheſe über die Natur der Meteoriten Veranlaſſung. Die Schrift erſchien indeſſen gerade vor einem Jahr, alſo in jener großen ſturmbewegten Zeit, wo ſelbſt die Gelehrten ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich den politiſchen Geburtswehen der Erde zuwandten und keine Zeit zu kosmogoniſchen Betrachtungen übrig hatten. Daher wurde die wichtige Beinertſche Arbeit bisher weniger bekannt, als ſie verdiente.

Beinerts einfach ausgeſtattetes Weinzimmer, das ſich wie ein halbes Geſchäftsbureau ausnimmt, iſt der Centralpunkt des Orts für Wiſſenſchaft, Intelligenz und adminiſtrative Angelegenheiten. An dieſen grünen Tiſchen, auf den gepolſterten Lederbänken faßen ſeit Jahren viele wiſſenſchaftliche und dichteriſche Notabilitäten Deutſchlands, von denen ich nur einen Poggendorf, Roſe, Göppert, Adalbert v. Chamiſſo und Theador Mundt nennen will. Sie alle kamen nicht des Weines, ſondern des jovialen Wirthes wegen her, und wurden bald aus ſeinen frohen Gäſten ſeine herzinnigen Freunde. Denn Beinert iſt einer der ſeltenen Menſchen, welche mit dem Reichthum an Herz, Geiſt, Wiſſenſchaft und praktiſchem Verſtande jene Macht der Perſönlichkeit verbinden, der ſich überall leicht die Herzen zuwenden. Bei dem großen vielſeitigen Thätigkeitskreiſe, welchem der Mann ſich mit immer gleicher Rüſtigkeit hingibt, bei dem dadurch bedingten lebendigen Verkehr mit den verſchiedenſten Menſchenklaſſen, hat er dennoch nur wenige Feinde. Seine Verdienſte ſind vielmehr von ſeinen zahlreichen perſönlichen Freunden, von den wiſſenſchaftlichen Vereinen, denen er angehört, ſo wie vom Staat auf die entſchiedenſte Weiſe durch Ehrenbezeugungen anerkannt worden. — Beinert hat für Arm und Reich, für Hoch und Niedrig ein freundliches Herz und Geſicht. Bei ihm allein iſt in dem Ort für alles geiſtige Leben ein lebhafter Anklang zu finden. Er ſelbſt iſt in naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht eine ſtets geöffnete perſönliche Kenntnißquelle, und er beſitzt eine reiche Privatbibliothek, während ſonſt in der Gegend im Allgemeinen wenig Sinn für Literatur zu finden iſt. Der Whiſttiſch und die Weinflaſche ſind für die zahlreichen wohlhabenden Müſiggänger, welche meiſt die gute Geſellſchaft bilden, der Inbegriff alles Lebenszwecks und Genuſſes. — Mit dem intereſſanten ſocialen Wirthe im engern Kreiſe in ſeiner grünen Weinſtube zu ſitzen, iſt ein eigenthümlicher Genuß. Er hat in den meiſten praktiſchen und theoretiſchen Lebensgebieten ein treffendes Urtheil. Als Beſitzer von Braun- und Steinkohlengruben, als Rittergutsbeſitzer, als praktiſcher Apotheker und Fachgelehrter, als Communalbeamter, mitten im Wechſel des bunteſten Lebensverkehrs weiß er der Unterhaltung immer leicht ein lehrreiches Feld zu öffnen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr 14.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 89. Freitag den 13. April 1849.

Why, there was a crown offered him; and being offered him, he put it by with the back of his hand, thus.

Shakespeare.

Berliner Briefe.

I.

Die Kaiſerwahl.

„Ein Schauſpiel, aber ach! ein Schauſpiel nur!“ ruft Deutſchland mit dem Repräſentanten ſeines eigenſten Weſens, dem Goetheſchen Fauſt, in dieſem Augenblicke, wo eine neue Hoffnung ihm zerſtört, eine ſchöne Zukunft, welche ſich vor dem Auge ſeines Geiſtes entrollt hatte, abermals zertrümmert worden iſt. — Goethe kannte ſein Volk und wußte was er that, wenn er ihm in ſeiner erhabenſten Dichtung den unglückſeligen Dualismus der deutſchen Natur verkörperte. Noch heute erwartet das deutſche Volk wie Fauſt ſeine Verjüngung von einer Macht, die außer ihm iſt; noch heute möchte es ſich mit dem Princip der Herrſchaft verbinden, um die Befreiung von Herrſchaft zu erlangen; noch heute weiß es nicht, daß jede Wiedergeburt nur durch die kraftvolle, energiſche Selbſtconcentration des Weſens zu Stande gebracht werden kann, welches ſich dieſer Wiedergeburt bedürftig fühlt. Die Herren auf den Thronen im rothen Purpurmantel haben wie Mephiſtopheles mit ihrem ſpeciellen Beſchützer und Erſchaffer, dem lieben Herrgott, die Wette eingegangen, daß es auch fürder wieder möglich ſeyn werde, die Deutſchen von dem rechten Wege abzulenken. Ich möchte aber wiſſen, ob der deutſche Jehovah an unſere dereinſtige Vereinigung zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit glaubt, wie der Goetheſche Gott an die Rückkehr ſeines Dieners Fauſt zum Guten, obſchon Fauſt ihm „jezt nur noch verworren dient.“ — An Verwirrung und Zwieſpalt kann Deutſchland es ſicher mit dem guten idealiſtiſchen Fauſt aufnehmen.

Es waren wunderliche Zuſtände in Berlin, während der Tage, welche der Ankunft der Frankfurter Deputirten vorausgingen. Man überlegte, wie es zu machen ſey, daß dieſe Abgeordneten nicht von den Conſtablern fortgewieſen, daß ſie nicht gewrangelt würden, da ihrer drei-und-dreißig waren und im Belagerungszuſtande jede Menſchengruppe von zwanzig Perſonen zwanzig Verbrecher einſchließt. Wird doch dem dicken Fähnrich Rummelpuff in Krähwinkel befohlen, auseinander zu gehen, warum ſollten nicht die drei-und-dreißig Deputirte die Weiſung erhalten auseinander zu gehen? Sind ſie doch ein Auflauf. Aber vorausgeſezt auch, ſagten ſich die berathenden Bürger in der belagerten Hauptſtadt von Preußen, vorausgeſezt auch, daß die Conſtabler keine Schwierigkeiten machten, daß die Deputirten ungehindert vom Bahnhof an die Stadtmauer kämen, was würde das Zollamt dazu ſagen, welches dort Wache hält? Jeder von den Bahnhöfen kommende Wagen wird nämlich immer noch an der Barrière geöffnet, in jeden guckt ein Steuerbeamter hinein und fragt, die Mahl- und Schlachtſteuerdefraudation zu verhüten: „Haben Sie nichts zu verſteuern?“ Wie, wenn man den Wagen des Präſidenten der Nationalverſammlung öffnete, wenn der Beamte fragte: „Haben Sie nichts zu verſteuern?“ Wenn Simſon entgegnete: „ich habe nichts als eine Kaiſerkrone bei mir;“ wenn der Beamte nicht wüßte, was mit einer Kaiſerkrone in den hohenzollernſchen Erblanden zu machen? denn es iſt die erſte, die man in's Land bringt, und es iſt daher kein Tarif dafür feſtgeſezt. — Muß Simſon dann warten,

Digitized by Google

bis man auf dem Hauptzollamte nachgefragt, ſich an den Miniſter gewendet und von dieſem beſchieden worden iſt, ob deutſche Kaiſerkronen ſteuerfrei ſind oder nicht? Extraordinäre Zufälle, wie die Erwählung eines Königs von Preußen zum deutſchen Kaiſer, ſind furchtbar für einen wohlgeregelten Staat.

Arg quälte uns die Frage: wird der König annehmen oder ablehnen? — „Der König wird es annehmen, muß es annehmen," riefen die Nationalpreußen und ſonnten ſich bereits in den Morgenſtrahlen dieſer künftigen Glorie. — „Der König muß es annehmen, wird es annehmen," riefen die Berliner Bürger, und die königlichen Hoflieferanten guckten bereits zu ihren Magazinſchildern empor und überlegten, daß bei dem zu hoffenden Gewinn ein breiteres Schild leicht angeſchafft werden könne, auf dem das „kaiſerlich königlich" in großen goldenen Lettern prangen ſollte. „Der König muß es annehmen, wird es annehmen," ſagten die ſogenannten Freunde bürgerlicher Ordnung und feſter Geſtaltung der Zuſtände. — Die Royaliſten und die Republikaner, die Ariſtokratie und die Demokratie ſchüttelten aber die Köpfe. „Er kann es nicht annehmen," ſagten die Erſten. „Wie ſollte der König ſich in den Conflikt bringen, König zu ſeyn par la grace de Dieu, und Kaiſer par la volonté du peuple? Ein Hohenzollern ſollte eine Krone annehmen, welche ihm Profeſſoren und Kaufleute, welche ihm Unterthanen zuerkennen und welche ihm von dem Sohne eines Juden überbracht wird? Nimmermehr!" — „Der König nimmt es nicht an," behaupteten die Demokraten. „Welker und Conſorten ſind abermals dupirt, man hat den Triumph haben wollen, in einer recht auffälligen Handlung darzuthun, wie man die Souveränetät des Volkes nicht anerkenne."

Während all dieſer Fragen und Zweifel fuhren die Deputirten von Frankfurt ab und die Stadt Berlin fing an zu überlegen, in welcher Weiſe man ſie zu empfangen hätte. Ihre Unterbringung in den erſten Hôtels war leicht zu bewerkſtelligen, nur auf ihr Vergnügen hatte man bedacht zu ſeyn. Einige Stadträthe wurden zu Herrn v. Küſtner geſendet, um das Repertoire für die Tage zu erfahren, welche die Kronenbringer hier verweilen würden.

„Was werden Sie am erſten Tage aufführen laſſen?" fragten die Herrn beſcheiden den allmächtigen Intendanten. — „Die Räuber," entgegnete er, im vollen Gefühle ſeiner Würde und Unfehlbarkeit. Die Stadträthe prallten zurück vor dieſer ſinnigen, geſchmackvollen Wahl; aber ſo groß war dießmal die Energie ihrer Begeiſterung für die erbliche Kaiſerwürde, daß ſie muthig zu erklären wagten, wie ſie Proteſt dagegen einlegen müßten. Es gebe doch andere Stücke, welche geeigneter wären, man habe ja vaterländiſche Dramen; ſie dachten vermuthlich an „Zopf und Schwert," oder an das ſchöne Raupachſche Schauſpiel „vor hundert Jahren," das während des Frühjahrs 1848 allwöchentlich gegeben wurde. — Nach vielem Hin- und Herſprechen kam man endlich zu einer glücklichen Verſtändigung. Man beſchloß Don Carlos aufführen zu laſſen, in dem der König Philipp ſeine Maßregeln vom Inquiſitionstribunal holt und der Vertreter der Gedankenfreiheit erſchoſſen wird.

(Schluß folgt.)

Kiltabendgeſchichten.

(Fortſetzung.)

Jezt gab der Ringgi unter dem Ofen unverſehens Laut, vor dem Haus ließen ſich Tritte hören und bald ging die Stubenthür auf. Ein ſchlankes Bürſchchen trat wohlgemuth ein, den Bündel, den es trug, in einen Winkel legend. „Guten Abend miteinander, und hätt' Euch gern gefragt, Vetter Joggi, ob Ihr mich übernacht haben wollt?" — „Warum nicht, Friedli! Gottwilche bei uns!" war des Bauern Antwort. „Liſeli ſoll dir etwas zum Erwärmen einſchenken; das thut wohl, wenn man aus dem Nebel kommt." Liſeli langte flink eine Flaſche vom Wandbrett herunter und ſchenkte das perlende Gigertſchiwaſſer* in ein blankes Gläschen, dann holte ſie ein gewaltig Stück duſtiges ſchwarzbraunes Roggenbrod aus der Tiſchlade hervor und legte es mit einem Meſſer vor den neuen Ankömmling auf den Tiſch.

Dieſer hieß in der ganzen Amtei nur der „Trumerfriedli" und war weit und breit als ein luſtiger Vogel berühmt, der ſich dreimal drehen konnte, bevor ein anderer nur den Kopf gewandt hatte. Er machte Anſpruch darauf, Joggis Vetter zu ſeyn, mit nicht minderem Recht als je irgend ein Burſche, der etwa einmal den achten oder zehnten Theil eines Taunergütchens erben konnte und ſich als Sackzeichner durch die Welt ſchlug, eines Bauern Vetter ſich nennen durfte, der drei Pferde im Stall und ſeinen Hof von ſechzig Jucharten frei ledig und eigen hat.

„Jezt erzähliſt du uns aber eine recht ſchöne Geſchichte," ſprach Liſeli zum Vetter, indem ſie ihm ſein Gläschen zum zweitenmal füllte. „Sie ſind heute Alle ſo ſchweigſam und langweilig zum Einſchlafen, und es iſt ein rechtes Glück, daß du noch gekommen biſt." — „Dir zu lieb, Baſe, will ich ſchon ſo was

* Obſtbranntwein.

Digitized by Google

aus dem Aermel schütteln, mit dem Beebrhalt, daß ihr's nicht gae zu genau nehmrn dürft; denn wenn Einrm so mitten im Eifer drr grnaue Sachverhalt nicht gleich einfallen will, so lügt man in der Geschwindigkrit etwas dazu." — Das wäre man von einem gewiffrn Trummrrfriedli schon gewohnt, meinte dee Joggi; ee follr es nur nicht gae zu grob machrn. — Da drs Müllers Rubli feinrn Dufour ſtopfte, ſo füllte Friedli ſein Pfeifchrn rbrnfalls aus drs Wachtmeiſters Päcklein, zündete an und frzte ſich dem goldhaarigrn Bäschen geradr gegrnüber. „Es fällt mir ein Stücklein ein, das ich habe aufführen helfen, juſt als dre Krieg gegen drn Sonbrrbund angegangen. So paßt denn auf und redet mir nicht hinein."

Das war, mei' Seel, einr kuriosr Zrit, Anno firbenundvierzig um den Herbſtmaekt heeum! Da wußtr kriner, ob ee nicht hrut oder morgrn ſein Halbleinkuttli an den Nagel und den blau und rothen Uniformrock an den Buckel zu hängen habe. Man lrbte wie der Vogrl auf dem Aſt. Dabei machte keinee ſo gute Geſchäfte wie dee Rößliwieth zu Lürligen. Drr wußte wohl, daß die Leutr jezt ägee auf die Neuigkeitrn erpicht waeen, als dir Spatzen auf dir Basler Kieſchen; hatte drßhalb immrr etliche für ſrine Gäſte parat, und ging's nicht anders, ſo ſchüttelte er handkeheum ein Halbdutzend ſelbſtgemachte aus dem Aermrl; hielt auch zwei Blättee, rines füe dir Nruen und eines für die Alten, in drnrn jrdrr irſen konnte was ihm wohl gefirl. Einige hieltrn ihm ſogar voe, er habe zwei Geſichtrr, die er nach Belieben aushänge, je nach der „Gaſtig." Item, beim Rößli waren immee alle Tiſche beſezt, und wrr etwas Neues erfahren wollte, durfte ſich's nicht gerruen laſſen, dem Wiethe mindeſtens ſechs Krruzer für einen Schoppen von ſeinem Saueeſten zu rntrichten.

Ich faß alſo mit einem Trupp Kameeaden, s'war am zweiten Sonntag vor Allerheiligen, beim Rößli hintee riner Flaſche. Der eothe Wegknecht bei dre neuen Griengrube führte das geoße Woet. Die Jeſuitee, rief er, und ſchlug dazu auf den Tiſch, daß der Wein aus den Gläſern ſprizte, die Jeſuiter düeſe man nicht länger dulden in der Eidgenoſſenſchaft, ſonſt hätten ſie das Volk bald ganz dumm gemacht; man fange ſchon jezt ordrntlich an es zu meeken, und der Sigwaet, der uns den Kaiſer und dir Franzoſrn über drn Hals ſchicken wollr, der müſſe an den höchſtrn Galgrn gehenkt werdrn, ſonſt komme rs nicht gut im Vateeland. — Im finſtreſten Winkel dre Gaſtſtube hatte Einer einen Schoppen Rothen. Ihm ſchien nicht recht grhruer zu Muthe; mit dem einen Auge ſchielte er übrr ſeinen rothen Lacöte-Schnabel verſtohlen nach uns herüber, mit dem andern bewachte rr die Stubenthür, als ob rr ſich füe den Nothfall einrn unbehindreten Rückzug ſichern wollte. Als drr rothe Wegknecht ſo gewaltig auf den Tiſch ſchlug, fuhr drr Frembe zuſammen und hob bereits den einen Fuß zur Flucht; da ee aber höete, daß Einer von uns wideeerdete: was die im Beenbiet dazu ſagen würden, wenn die Luzrener und Ländler ihnen ihee Prädikantrn verjagrn wollten? wenn das Sprüchwoet wahr ſey, der beſte Luzerner habe rinen Sack grſtohlen, ſo ſey der Sigwart noch lang gut genug zu ihrrm Schulthrißen u. ſ. f. — ſo ſezte er ſich wirdrr zurecht und rücktr ſogar aus ſrinem finſtern Winkel hervor, um ſich in unſern Diskurs zu miſchen. Der Sigwart, meinte er, ſitze noch feſtrr auf ſrinem Stuhl, als mancher Landammann odrr Präſident, den er lirbee nicht nennen wolle; und wenn drr Ochſenbein mit hundrt tauſend Mann in's Luzernbiet zirhe, rr wrttr zehn Maas Zwetſchgenwaſſrr gegen rin halb Schöppli Ankenmilch, es komme kein ganzrs Bein mehe heraus.

Abee wohl, bigopp!* wie ſuhe ihn da der Wegknecht an! Wee rr fry und wohrr rr kommr? Das Maul ſolle ee halten, wenn er nicht eine Flähee** wollr, daß ihm alle Zähnr in den Rachen hinunter führen; drnn hier ſey man liberal und laſſr ſich nicht von jedem Ariſtokraten und Sonderbündler ungrſtraft ſeppen. Erſchrockrn fuhr dee frmdr Gaſt etliche Schuhe nach der Grgend, wo der Zimmermann das Loch gemacht. — Da ſagte mir der Wieth leiſe in's Ohe, rs ſolltrn Einige von uns ſich des Mannes annehmen, wenn wie ein paar Maas vom Beſſern auf unerchthabrndr Koſten trinken wollten; es ſey der Koch aus drm reichen Kloſter z'nächſt im Luzernerbiet drüben und werde ſich rin Hämpfrli*** Fünfliber gewiß nicht greuen laſſrn.

Was der Rößliwirth meinte, wae uns zum Profit und ihm nicht zum Schaden. Ich ſtieß deßhalb einen und den andern meinrr Kameeaden mit dem Fuß und ſcheie den Wegknecht an, ee ſolle es nur nicht probiren, dem ſeembrn Herrn etwas in drn Weg zu legen; wir ſeyen in einrm freien Land, bigopp! wo jedee reden könne wie ihm der Schnabel gewachſen. Zudem möge der Herr vielleicht wohl recht haben; es könne ſeyn, ee verſtehe ſich beſſee drauf als unſeeeiner.

(Fortſezung folgt.)

* Bei Gott!
** Ohrfeige.
*** Handvoll.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der böhmiſchen Grenze, März.

(Fortſetzung.)

Beinert.

In politiſcher Hinſicht hält Beinert jene gemäßigte Richtung ein, welche allein heilbringend werden kann. Er iſt für ein einiges Deutſchland unter einem erblichen Oberhaupt, für ein conſtitutionelles preußiſches Königthum auf volksthümlichen Grundlagen, wie es die Verfaſſungsurkunde gewährleiſtet. Er verketzert dabei keine fremde politiſche Meinung, ohne die Conſequenz ſeiner eigenen irgendwie aufzugeben. Ob rothe Republikaner, ob eingefleiſchte Reaktionäre in ſeinem öffentlichen Lokale verkehren und in breiten Tiraden ihre Ueberzeugungen geltend machen — die Höflichkeit ſeines Herzens weiß alle Colliſionen, welche ſein Verſtand herbeiführen könnte, zu vermeiden. — Ein anderer Genuß iſt es, mit dem Repräſentanten von Charlottenbrunn auf die Berge zu ſteigen, in ſeine alten und neuen Anlagen, wo er vielen ihm theuern Perſonen an beſtimmten reizenden Plätzchen einfache Denkmale geſetzt und für die Badegäſte bequeme Wege dahin geſchaffen hat. Da gibt es eine Göpperts Höhe, eine Theodors (Mundts) Ruhe, einen Holtei's Platz, Roſe's Platz, Wilhelminens Platz, Anna's Ruhe. Adalbert v. Chamiſſo hat ſeinen Ehrenplatz in der Höhe des Beinertſchen Wohnhauſes. Auf jedem intereſſanten Umſichtspunkt entwickelt der liebenswürdige Cicerone ungeſucht ſeine gründliche und vielſeitige Kenntniß der Gegend. Da erfährt der Reiſende genau die ihrer chorakteriſtiſchen Formation entſprechenden geognoſtiſchen Verhältniſſe der Bergzüge. Dort die Kette kegelförmiger Höhen beſteht aus Porphyr, mit Baſaltit auf gewiſſen Punkten, während die Grundlage Kohlenſtöze ſind. Drüben über dem Weißritzthale ziehen ſich die aus Gneuß gebildeten Kammlinien des Eulengebiegs hin. Im Hintergrunde des vorliegenden ſchönen und lebenvollen Thales bezeichnet die Koppe des Fühtigs die Grenze der Grafſchaft Glaz, während mehr zur Rechten die böhmiſchen Grenzberge hinziehen. Gelegentlich bringt der heilere Doktor, entfernt von allem Schulmeiſtertone, die zum Theil ſeltene Flora des Gebirgszugs zur Sprache. Da macht er an kleinen Bächen aufmerkſam auf die Montia fontana L.; Leucoium vernum L. findet ſich ſchon im Februar und März blühend, der ſehr ſeltene Narcissus pseudo-narcissus L. dagegen im April und Mai. Am Lorbeer- und langen Berge ſieht man die Cineraria crispa L., und auf den Reimswaldauer Höhen das ſeltene Hieracium lanatum. — Beinert wird nicht verſäumen, ſeinen Gaſt von der Ludwigshöhe aus, wo er nächſtens ein Muſeum im Schweizerſtyl für ſein Petrefaktenlager zu bauen gedenkt, auf geebnetem Wege nach dem Plätzchen Garvesruhe zu führen, wohin man von der andern Seite aus tiefer Schlucht auf einer Treppe ſteigt und der Ausſicht in das herrliche Lehmwaſſerthal genießt. Der Breslauer Philoſoph Chriſtian Garve, dem ſelbſt Kant dieſes Prädikat in der vollſten Bedeutung zugeſtand, obgleich jener ſeine Lehre beſtritt, hielt ſich ganze Sommer bei einem Privatmann in Charlottenbrunn auf, und hatte zu ſeinen Redeiten im Freien das nach ihm genannte Plätzchen erwählt, wo ein einfaches Sommerhaus ſteht.

(Schluß folgt.)

London, März.

(Schluß.)

Literatur. — Denkmäler von Ninive.

Humboldts Kosmos hat einen großen Krieg über dieſes Thema entzündet. Murray gab die erſte Ueberſetzung heraus, die dann einen anſtändigen Preis hatte. Jezt erſcheint eine Ausgabe bei Bohn zu fünf Schillingen, die eine Miß Otte für ihn gearbeitet und die natürlich mit Benuzung der ſchon beſtehenden Ueberſetzung des Werkes leicht vollkommener zu machen war und daher der Murray's vorzuziehen iſt, wodurch ſich dieſer genöthigt ſah ſeine Ausgabe auf den vierten Theil des anfänglichen Ladenpreiſes herabzuſetzen, um ſo mit ſeinem Nebenbuhler einigermaßen in die Schranken treten zu können. — Ein küzlich erſchienenes, ganz vortreffliches Buch iſt: »Wakefields view af the art af coloniztion.« Dieſer Punkt hat immer für den engliſchen Staatsmann große Schwierigkeiten geboten, und ſo oft auch Charles Buller und Lord Stanley die Frage behandelt haben, wurde die Schwierigkeit doch nicht gehoben, der Weg zur Beeſſerung nicht leichter. Wakefield hat die Sache reiflich durchdacht und eine gediegene Arbeit geliefert. Er ſcheint ſich nicht zu ſagen, daß der Hauptfehler der engliſchen Regierung darin liege, daß ſie ſich die Männer, die ſie in ihre Kolonien ſenden wolle, nicht eigens dazu erziehe, daß ſie immer ſolche ausſende, die zu Hauſe zu nichts zu brauchen ſind, und die alſo als pis-aller ein ſolches Amt annehmen, in der Hoffnung, ſich dabei in möglichſt kurzer Zeit zu bereichern. Die natürliche Folge ſey, daß die Kolonien keinen Fortgang haben, ſo lange der Gouverneur ohne alles Intereſſe an ihrem Gedeihen bleibe. Man müſſe hinfort Männer ausſenden, die einem ſolchen Beruf gewachſen ſeyen, und man ſolle dieſen in den Kolonien Länderbeſitz und eine Pairie als Lohn für eine Verwaltung vorhalten, die dem Mutterſtaat Früchte trage. Dieſer Plan würde nach und nach dazu führen, auch dorthin eine Ariſtokratie zu verpflanzen, die der Geſellſchaft daſſelbe Gegengewicht hielte, wie im Mutterſtaat, und die den Kolonien allein das Gedeihen ſichern könnte; denn nur ſo ſey eine permanente Anſiedlung der beſſern Volksklaſſen dauernd zu bewirken. Wakefield war ein naher Freund von Charles Buller, und hatte ſich mit ihm gewiſſermaßen im Laufe der Jahre in dieſe Frage hineingelebt. Er iſt eine kurze unterſezte Geſtalt, ohne bedeutendes Aeußere, aber kräftig gebaut und ein großer Magnetiſeur. — Man zeigt jezt im brittiſchen Muſeum die von Ninive angekommenen Alterthümer, die freilich die jezt nur geringe Ausbeute gewähren, aber darum nicht minder intereſſant ſind. Die Schrift kann man leider noch nicht leſen, und ſo lange man damit nicht zu Stande kommt, benimmt das über das Alter der Monumente herrſchende Dunkel dieſen Steinbildern viel von ihrem Werthe; ſobald aber dieſer Punkt aufgeklärt iſt, wird der Geſchichtforſcher intereſſante Folgerungen über die frühere Geſchichte Aſſyriens ziehen können, und uns weiter in die Vergangenheit hinauf zu führen vermögen, als unſer Blick je zu reichen hoffen durfte. Die Geſichtsbildung der Figuren trägt ganz den jüdiſchen Typus und dieſer hat ſich im Laufe von Jahrtauſenden ſo ſeltſam unter dieſem Volk erhalten, daß ſich uns mehrmals die Bemerkung aufdrängte, wir könnten leicht das Original zu dieſer oder jener Porträtſtatue lebend aufzeigen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur; Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 90. Sonnabend den 14. April 1849.

Sie haben üble Humore mit ihm geſpielt; das iſt das Wahre von der Sache.
Shakeſpeare.

Kiltabendgeſchichten.

(Fortſetzung.)

Jezt merke er doch, ſagte der Kloſterkoch, friſch zu Athem kommend, daß er unter guten Chriſten und nicht unter Ketzern und Freiſchärlern ſey, und es würde ihn freuen, mit ſo wohldenkenden Knaben ein Glas Wein in Frieden zu trinken. Der Herr Wirth ſolle nur gleich eine Maas obee zwei aus dem hintern Faſſe herauf holen. — „Auf meine Rechnung, wohlverſtanden," fügte er bei. Als der rothe Wegknecht hörte, daß es etwas zu trinken gebe, erkältete ſich ſein Eifer für die liberale Sache um ein Merkliches; er meinte, ſo bös ſey es vorhin nicht gemeint geweſen, und rückte, als der Rößliwirth, in jeder Hand eine Maasflaſche tragend, aus dem Keller zurückkam, dem Sonderbündler ſo nah als möglich. — Der liebe Herr ſolle nur nicht bange ſeyn, bemerkte der Wirth abſtellend und ſuchte ſein gottſeligſtes Gottestrumpfgeſicht hervor; wir ſeyen alle gute katholiſche Chriſten und werden es uns zur Ehre anrechnen, ein Glas auf die Geſundheit des Kloſters zu trinken.

Der Kloſterkoch ſchenkte ein und fragte, ob vielleicht einer von uns beim Militär ſey. — „Ja freilich, wir Alle." — „Ihr werdet aber doch daheim bleiben, wenn d'Tagſatzig Krieg beſchließen ſollte gegen den Sonderbund? Es wär' ja Sünd und Schade füe ſo hübſche brave Knaben!" — Wie er das meine? fragten wir. Der Koch richtete ſeine Blicke obſig * nach der ſchwarz angerauchten Decke, ſtieß einen ſtarken Seufzer aus und trank andächtig ſein Glas. „Ich ſage euch, Knaben, wer ſich alſo verſündiget und zieht mit dem Ochſenbein z'Chrieg gegen die katholiſchen Kantone, der hat Haus und Heim, Vater und Mutter zum leztenmal geſehen." Das werde doch nicht ſo gefährlich ſeyn, meinten wir; er aber erwiderte, er wiſſe es beſſer, er ſey erſt vorgeſtern noch in Luzern geweſen und habe Alles mit eigenen Augen geſehen. Da ſey kein Weg und Steg, die nicht in die Luft geſprengt werden könnten mitſammt ganzen Bataillonen des einrückenden Feindes; an allen Kreuzwegen ſeyen Schanzen gebaut mit vielen hundert Kanonen, die der König von Frankreich den Luzernern zum Präſent gemacht; hinter jedem Zaun aber ſtehen Ländler Schützen, von denen der Mindeſte auf tauſend Schritt einen Zweieäppler * treffe; von ſolchen Schützen hätte man keinen Begeiff bei uns. — Wahr ſey wahr, beſtätigte der Rößliwirth. Es ſey einmal ſo ein Ländler Scharfſchütz bei ihm über Nacht geweſen, der um einen Schoppen Gigertſchiwaſſer gewettet, ein Loch durch den Mond zu ſchießen, und hab's richtig gewonnen; man könne das Loch noch jezt ſehen in hellen Nächten.

„Noch eine Maas, Herr Wirth," beſtellte der Kloſterkoch. Dieß ſey aber noch Alles nichts, fuhr er fort. Heute oder morgen kommen zehntauſend Walliſer über die Schneeberge. Die könnten ihren Kanton unten mit einem großen Stein verſperren, wo dann keine Katze mehr hinein läme, und hätten alſo all ihre Mannſchaft den Luzernern zu Hülfe geſchickt. Die verſtänden

* Aufwärts

* Winzige Scheidemünze.

weder deutſch noch wälſch und ſchlügen Alles zu Kreuzſtücken zuſammen ohne Pardon.

„Lüg' du dem Teufel ein Ohr weg!“ dacht' ich, und je mehr der Kloſterkoch in Zug kam, deſto fleißiger ließ ich mir einſchenken und die Kameraden auch, und nickten zu allem gläubig mit dem Kopf. — Fehlen könn's allweg nicht, wiederholte der Koch, der Sigwart hab's ſchriftlich von der heiligen Mutter Gottes, daß ſie in eigener Perſon an der Spitze der himmliſchen Heerſchaaren dem Sonderbund zu Hülfe kommen werde. — Er hab's auch gehöret, und zwar von einem, der's wiſſen könne, bekräftigte der Wirth. Das Schreiben ſoll mit goldgelben Buchſtaben auf himmelblauem Seidenpapier geſchrieben geweſen ſeyn. — Meine beſte Pfeifenſpitze hab' ich in Stücke zerbiſſen, um nicht herauszuplatzen. Warrn aber Etliche, die nahmen die Ländler Schützen, die gräulichen Walliſer und den Brief der heiligen Mutter Gottes in vollem Ernſt und wurde ihnen angſt und bang dabei. Es wäre ihm ſchon recht, daheim zu bleiben, meinte der rothe Wegknecht; aber ſtelle man ſich nicht, ſo komme man über die Brücke * auf ein oder zwei Jahre und zuletzt gar noch um den Poſten. — Noch immer beſſer als mitten von einander geſchoſſen oder mir nichts die nichts in den Mond hinauf geſprengt zu werden, meinte der Kloſterkoch; übrigens gebe es noch einen beſſern Ausweg. Wir ſollten ſammt und ſonders nach Luzern. Es wären dort ſchon mehr als tauſend Aargauer aus dem freien Amt und faſt aus allen andern Kantonen; die würden in beſondere Bataillone eingetheilt und erhielten den doppelten Prä. ** Bei den hochwürdigen Vätern Jeſuitern bekomme man dann Zeicheli; wer ſie trage, dem könne weder Schuß, noch Hieb, noch Stich etwas anhaben. Er habe ein paar mitgebracht und wir ſeyen vielleicht neugierig, wie ſie ausſehen.

Holte auch gleich etliche dieſer Wunderzeicheli aus dem Sack hervor. Wahrhaftig, er glaubte uns bereits ſammt und ſonders für den Salls-Soglio geworben zu haben. Da iſt aber gerade der Landjäger eingetreten. Da treffe er uns ja hübſch beiſammen, ſagte der; er hab' es wohl gedacht, beim Rößli zu Lürligen könne er ſich ein paar Gänge erſparen. — Was wir gefehlt, daß wir vor den Präſidenten müßten? fragt' ich. — So gefährlich ſey's nicht, der Befehl laute bloß: den Tornister auf den Rücken und Gewehr in Arm. — Alſo Krieg! riefen wir Alle in Einem Athem. — „Denk wohl!“ Die Tagſatzung habe einmal für den Anfang ein Aufgebot von hunderttauſend Mann beſchloſſen; man treffe Staffetten auf allen Straßen an; er ſelbſt habe eine ganze Handvoll von Aufgeboten zu beſorgen. „Da iſt gleich ein's für dich, Teummerſriebli, jetzt kannſt du deine Schiegel wieder rühren; für den Rothen da hab' ich's auch, und für den Peterſepp, den Hansſepp und den Durs-ſepp. Nehmt und leſt ſie euch ſelber aus, und Gott befohlen!“

Beim Eintritt des Landjägers hatte des Kloſterkochs Naſe die Farbe einer halbreifen Zwetſche angenommen, erhielt aber bald ihre ebenrechte Röthe wieder. Ob wir denn wirklich dem Aufgebot folgen wollten? fragte er kleinlaut. Es war aber jetzt keine Zeit mehr zum ſpaßen, wollte man noch die Uniform ausklopfen, den Säbel putzen und vom Schatz Abſchied nehmen. Ich ſagte nur noch zu ihm, er ſolle uns doch gefälligſt Quartier beſtellen im Kloſter drüben; bevor wir uns von den Pulverfäſſern, welche die Luzerner unter die Straßen gegraben, in den Mond ſprengen ließen, wollten wir den Weinfäſſern im Kloſterkeller noch einen Beſuch abſtatten. — Wie ein begoſſener Pudel ſtrich ſich der Kloſterkoch dem Haag nach von dannen. Ich aber mußte die Trommel umhängen und „z'Chrieg.“

(Fortſetzung folgt.)

* In's Zuchthaus.
** Sold.

Berliner Briefe.

(Schluß.)

Indeß die Stadträthe wünſchten noch mehr für den freundlichen Empfang der Deputation zu thun, ſie wünſchten ſie mit einer Operndarſtellung zu erfreuen. Hier aber mußten ſie der Unmöglichkeit weichen, denn Herr v. Küſtner erklärte, er laſſe eine Halevy'ſche Oper einſtudiren und könne kein Intermezzo dulden, das die Proben unterbreche, die Sänger anſtrenge. Vergebens erbot ſich die Prima Donna, Frau Köſtee, in ehrlichem patriotiſchem Eifer, ſo oft und ſo viel zu ſingen, als man verlange; vergebens bewieſen die Stadträthe, ein Ereigniß wie dieſes verdiene doch, daß man den regelrechten Verlauf des vieljährigen Berliner Theaterſchlummers einmal unterbreche; Herr v. Küſtner blieb unbewegt. Herr v. Küſtner würde, ein zweiter Joſua, der Sonne Stillſtand gebieten, dem Weltuntergang zu warten befehlen, wenn bei dem Hereinbrechen dieſer Kataſtrophe die letzte Opernprobe noch nicht vorüber wäre. Das nennt man einſichtsvolle, pflichttreue Beharrlichkeit eines Beamten.

So vergingen die Tage bis zum zweiten Apeil. Der Himmel hatte Alles gethan, was man von ihm verlangen konnte. Er hatte ſich nach vielen kalten,

Digitized by Google

trüben Tagen am Morgen des zweiten Aprils erhellt, er lachte auf Berlin herab, er war bereit, eine zahllose jubelnde Menschenmenge zu beleuchten, er hatte sich auch sanft bewölkt, um im entscheidenden Augenblicke die unerläßlichen Freudenthränen herabweinen zu können; er war viel gefälliger, viel besser auf den Empfang der Deputirten vorbereitet, viel deutscher erhoben, viel preußischer begeistrrt, als Hrrr v. Küstner. — Die Vorbereitungrn des Himmels halfen indessen zu nichts, weil der Erdenkommandant in den Marken, Graf Wrangel, den Belagerungszustand nicht aufgehoben hatte. Die Straßen blieben leer und kein Frsttagsjubel war zu hören, drn die Sonne hätte beschelnen können. Das Volk dachte: rs steht uns nicht frei, zur Wahl eines preußischen Deputirten, zur Besprechung über unsere nächsten Angelegenheiten uns zu versammeln, und wir sollten einen Kaiser gewählt haben? Das ist gar nicht möglich!

So blieben die Arbeiter bei ihrer Arbeit, die Straßen leer, und nur auf dem Bahnhofe hatten sich ein paar tausend Menschen der müssigen wohlhabenden Klassen eingefunden, die Kaiserdeputation ankommrn zu sehen. Man wartete von vier bis gegen sechs Uhr. Endlich erschallte die grelle Pfeife der Locomotive, die Bewillkommer eilten auf den Perron, von der Eingangsthüre des Bahnhofes hingen schlaff zwei vorjährige, wieder abgestäubte deutschfarbige Fahnen hernieder und der Magistrat nahte den Ankommenden mit einrr Darlegung seiner Empfindungen und Gesinnungen. Dirse Gesinnungen und Empfindungen waren auch vorjährig und abgestäubt wie die Fahnen. Der Liberalismus und die Deutscheinigkeit des Berliner Magistrats sind wie ein Fieber, von dem er im Frühjahr ergriffen wird. Hrute, am vierten April, dürfte der Fieberanfall bereits vorüber und der Angstschweiß eingetreten seyn, der den Magistrat in den gewohnten Zustand zurück versetzt; die Eigenart dieser Frühlingsfieber bringt es mit sich, daß sie gar keine Spur ihres Dageweseufeyns hinterlassen.

Als der Worte in dem Bahngebäude genug gewechselt waren, Magistrat, Kammerdeputirte und Reichsboten sich die Herzen leicht gesprochen und sich alle ihre gegenseitigen Wünsche und Hoffnungen mitgetheilt hatten, fuhren die Wagen des Magistrats vor, der Präsident Simson und Profrssor Dahlmann bestiegen mit dem Bürgermeister Naunyn den ersten Wagen und zogen entblößten Hauptes in die Stadt ein. Die andern Deputirten folgten; die Zuschauer vor den Thoren riefen Vivat, und so still und öde es in den Straßen war, fragte man sich dennoch mit hochklopfendem Herzen: „was werden die nächsten Tage bringen?“

Wir wissen nunmehr, was sie gebracht. Friedrich Wilhelm IV. hat es abgelehnt, das Scepter der höchsten ordnenden Macht in Deutschland zu ergreifen, das ein großes Volk ihm mit Vertrauen darbot. — Seitdem ruht eine Wolke über der Stadt; eine Stimmung hat sich verbreitet und selbst die Friedliebendsten ergriffen, gegen welche General Wrangels strengste Befehle keine Macht haben. Man hört es hier gleichgültig, dort mit Achselzucken, in andern Kreisen mit Ingrimm, daß die Deputirten die Theater besuchen, bei Hofe speisen und auf der Schwelle verweilen, wo man ihr Geschenk, das höchste, das Menschen einem Mrnschrn bieten können, nicht annehmbar gefunden. — Was wird der Frühling des Jahres 1850 erzeugen, aus der Saat, welche in diesem Augenblick gesäet wird?

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

Politischer Zustand.

Die Physiognomie des März, im vorigen Jahr entschieden revolutionär, war heuer kriegerisch anzusehen. Anfangs schreckte man unsere Bevölkerung mit falschen Gerüchten von Einrücken fremder Truppen, unter deren Schutz angeblich die Kammern aufgelöst und eine sogenannte Contrerevolution versucht werden sollte. Die „entschieden Freisinnigen,“ in jeder Hinsicht liebenswürdige Adamssöhne, sind nie verlegen um Mittel, wenn es gilt die etwas in's Stocken gerathene demokratische Spektakellust wieder in Gang zu bringen. Um einmal eine recht zahlreiche Volksversammlung zu arrangiren, wurde geschwind eines schönen Morgens — ich glaube es war an einem Bußtage, wo Jedermann Zeit hatte, improvisirten Versammlungen beizuwohnen — die schreckhafte Nachricht mittelst Anschlags verbreitet, es sollten zwanzigtausend Bayern in Sachsen einrücken. Das Warum ward natürlich nicht angegeben. Einmal wußte man ja doch keinen bestimmten Grund, und sodann ist es ja überhaupt überflüssig, für Behauptungen irgend welcher Volksmänner Gründe anzuführen, und wären sie, wie Falstaf sagt, so wohlfeil wie Brombeeren. Es ward erreicht, was man wünschte, eine Volksversammlung, der Tausende aus Mangel an Raum nicht beiwohnen konnten. Beliebte Redner hatten Gelegenheit sich auszusprechen und gern gehörte Phrasen wiederholt beklatschen zu lassen. Bald darauf erhielt die sächsische Regierung Befehl von der Centralgewalt, ein Truppencorps mobil zu machen, um es auf den ersten Wink nach Schleswig-Holstein rücken zu lassen, wo der Wiederausbruch des Kriegs mit Dänemark schon damals wahrscheinlicher war als eine Verlängerung des Waffenstillstands. Unsere radikalen Kammern, die glorioseften, welche seit Menschengedenken in europäischen Staaten getagt haben — denn sie sprechen gleich Sancho Pansa, dem würdigen Knappen des unsterblichen Don Quixote, nur Juwelen und

Perlen — unsere Kammern waren als gut partikularistisch gesinnte Sachsen über solche Zumuthung höchst entrüstet. Einer der berühmtesten Interpellations- und politischen Consusionsräthe verlangte allen Ernstes, die Regierung solle der Centralgewalt nicht Folge leisten, da dieselbe für Sachsen nicht vorhanden sey. Andere meinten, der Krieg in Schleswig-Holstein habe nichts auf sich, er werde bloß zum Schein geführt und könne eher zur Unterdrückung als zur Befreiung des Volks führen. Diese Ansichten und Meinungen, die jetzt unter den „entschieden Freisinnigen" sehr populär sind, hängen eng zusammen mit der wahrhaft schmachvollen, ja man möchte sagen vaterlandsverrätherischen Behauptung, die zu beschaffende deutsche Flotte solle nur den Dynastien, nicht dem Volk zu gute kommen, weßhalb das Publikum öffentlich aufgefordert wird, ja keinen Heller zu den Flottensammlungen beizusteuern. Könnte man's nicht mit eigenen Augen lesen, man würde solchen politischen Wahnsinn nicht für möglich halten; leider aber ist dem deutschen Partikularismus und verbissenen Parteiwesen Alles möglich. — Die sächsische Regierung hielt es indeß doch für angemessen, zur Ehre Sachsens und des gesammten Vaterlandes das verlangte Contingent sofort mobil zu machen und unverweilt nach den bedrängten Herzogthümern abgehen zu lassen. Dieß brachte auch in unsrer Stadt, wo etwa die Hälfte der Brigade sich sammelte, kriegerische Lebendigkeit. Die Truppen — Infanterie, Kavallerie und Artillerie — bezogen theils in, theils außer der Stadt auf einige Tage Quartiere und brachen am 23. März gen Norden auf. Tags vorher kam der König mit den Prinzen Johann und Georg von Dresden und hielt unter großem Zulauf von Menschen Heerschau über die Krieger, die mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen vor König und Generalstab defilirten. Einen besonders schönen Anblick gewährte das Gardereiterregiment, aus lauter kräftigen, vortrefflich berittenen und tüchtig eingeübten Leuten bestehend. Seitdem nun haben wir fast täglich Truppendurchmärsche gehabt, die noch immer fortdauern. Viele tausend Mann Bayern — Fußvolk und zwei Batterien schweren Feldgeschützes — desgleichen ein starkes Bataillon reußischer Truppen, alle nach den Herzogthümern bestimmt, passirten unsere Stadt. Die meisten Bataillone wurden von unserm Stadtcommandanten eingeholt und bis zum Magdeburger Bahnhofe begleitet. Diese Truppenzüge sind aber auch die einzigen Zeichen politischer Aufregung, die seit langer Zeit äußerlich hier sichtbar wurden. Für gewöhnlich lebt man hier uns still vor sich hin, sey's nun, daß man alle Betheiligung an der Politik satt hat, oder daß man wenig mehr darauf gibt. Sicher anzunehmen ist, daß die Meisten zufrieden seyn würden, wenn nur auf irgend eine Weise etwas Haltbares zu Stand käme. Ob sich das Ding Kaiserthum oder Directorium oder gar Republik nennte, darum würde man sich, brächte sich nur der Verkehr und wüßte man, daß es bei einem oder dem andern sein Verbleiben hätte, sehr wenig kümmern.

Bei dieser politisch flauen Stimmung konnten die neuesten Beschlüsse der Nationalversammlung in Frankfurt wenig Eindruck machen. Man nahm die erste Verwerfung des erblichen Kaiserthums eben so phlegmatisch hin, als später die etwas unerwartet kommende Erwählung des Königs von Preußen zum zukünftigen Kaiser der Deutschen. Innigen Theil daran nahmen vielleicht bloß die Mitglieder und Anhänger der deutschen Vereine in Sachsen, die, was immer die Gegenpartei ihnen vorwerfen und Schlimmes nachsagen mag, die eigentlichen Vertreter wahrhaft deutscher Gesinnung in unserm Lande sind. Sachsens politische Vergangenheit kann uns einer preußischen Hegemonie nicht sehr geneigt machen. Der großen Masse brennen noch immer die früher geschlagenen Wunden, und eine, wenn auch nur im Stillen fortgrollende Abneigung gegen alles Preußische läßt sich nicht fortcommandiren. Darum wird Sachsen, nimmt der König von Preußen die Kaiserkrone mit aber ohne Wenn und Aber an, nicht gerade sehr jubeln über den neuen Kaiser, ernstliche Widersetzlichkeit aber, glaub' ich, wird auch nicht zu fürchten seyn. Der Sachse ist zu verständig und am Ende auch zu berechnend, um all zu unpraktisch gegen nicht wieder abzuändernde faits accomplis sich aufzulehnen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der böhmischen Grenze, März.

(Schluß.)

Industrie.

Hier schrieb Garve von 1779 — 1783 die berühmte Uebersetzung von Cicero's „Pflichten," zu der ihn Friedrich der Große veranlaßt hatte. Auch seine Abhandlung „über die Schönheit der Gebirgsgegenden" entstand auf diesem Lieblingsplätzchen. — In den Thälern des Waldenburger Kreises findet ein lebhafter Fabrikbetrieb und Steinkohlenbau statt; der Ackerbau an den steilen sterilen Berglehnen, welche zu großem Theile auch bewaldet sind, ist wenig lohnend. Die Straßen sind geschwärzt vom Kohlenstaube, und häufig begegnet man den bleichen Männern vom schweren unterirdischen Berufe, im dunkeln Grubenzeuge und die Lampe in der Hand. Die Sophiengrube bei Charlottenbrunn wird mit Dampf betrieben und gibt diesseits in dem Lehmwasserthale mit der Kolonie Sophienau einen interessanten Gesichtspunkt, wie in dem querlaufenden schönen Weistritzthale das stattliche Schloß zu Tannhausen und die große Maschinenwollenweberei zu Wüste-Giersdorf. Diese großartige Fabrikanstalt wurde von der königlichen Seehandlung unter dem Minister Rother angelegt, und beschäftigt zur großen Aushülfe in der weberreichen und arbeitsarmen Gegend in und außer dem Hause mehrere tausend Menschen, auch jetzt noch, nachdem Rother aus dem Staatsdienste getreten ist. Das große Handlungshaus Reichenheim in Berlin beschäftigt für seine Rechnung ausschließlich diese großartige Etablissement, wo eine Menge Zeugwaaren verfertigt werden, welche die schlesische Industrie bisher noch nicht darzustellen im Stande war. — Betrachtet man die durch das Fabrikwesen in der Gegend zusammengedrängten Arbeitermassen und ihre Verhältnisse einerseits, sowie die Menge thätiger und unthätiger Kapitalisten andererseits, so ergeben sich von selbst die schroffsten Gegensätze der politischen Gesinnung: die starke Majorität einer demokratischen, die Minorität einer eigentlich reaktionären Partei, welche die Beschränkung ihrer Vorrechte fürchtet. Daß bei dem im vorigen Jahr unterbrochenen Fabrikbetrieb und der Nahrungslosigkeit Tausender von Proletariern nicht bedeutende Excesse in Angriffen des Eigenthums vorfielen, war zu verwundern, da überall das Ansehen des gesetzlichen Schutzes so furchtbar gesunken war und Alles dem Wahnbegriff einer gesetzlosen Freiheit huldigte. Allein es droht aus anderm Grund hier ein bedenklicher Bruch zwischen den arbeitenden demokratisch gesinnten Klassen und der besitzenden constitutionellen Partei im Allgemeinen. Dieser Bruch wird durch die Anhäufung von Mißverständnissen herbeigeführt, welche von unvorsichtigen Fanatikern der wirklichen Reaktion ausgehen, an deren Spitze ein durch Wucher und Schwindelgeschäfte zu Vermögen gekommener Müssiggänger zu Charlottenbrunn als ein wahrer Don Quixote steht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 91. Montag den 16. April 1849.

Uns legt ihr nun die Feierkleider an?
Und ſtreut ihr nun ihm Blumen auf den Weg?
Hinweg!
In eure Häuſer lauft, fallt auf die Knie,
Und fleht die Götter an, die Noth zu wenden,
Die über dieſen Undank kommen muß!

Shakeſpeare

Einem Vergeſſenen.

Mit Sang und Klang, als Reiches Retter
Begrüßt, im Römer kam er an,
Ein Rauſchen ging durch alle Blätter
Auf ſeiner Triumphator-Bahn;
Und nun, da — ungekrönt! — er wieder
Verläßt die Krönungsſtadt am Main,
Nun ſoll ſein Gehen ohne Lieder,
Soll klanglos ſein Verſchwinden ſeyn?

Wo ſind ſie denn, die Patrioten,
Die großen und die kleinen Herrn,
Die damals in der Noth nach Noten
Lobſangen dem Johannis-Stern?
Wohl ſah ich ihrer viel erſcheinen
Vor ihm, glückwünſchend und gebückt;
Doch heute ſeh' ich Keinen, Keinen,
Der ihm die Hand zum Abſchied drückt!

Vor jener Sonne, die gen Norden
Verhüllt und zögernd ſich erhebt,
Iſt bleich der ſchöne Stern geworden,
Der dienſtbar ihr vorausgeſchwebt;
Und dennoch war ſein Amt das ſchwerſte,
Das jemals einem Stern geſetzt:
Er kam im Graun der Nacht der erſte
Und ſchwand im Morgengraun zuletzt.

Drum, eh' er ganz hinabgegangen
Am Saum der Alpen von Tirol,
Laßt uns noch einmal ihn umfangen
Mit langem, lautem Lebewohl;
Vom Donauſtrande bis zur Weſer
Erhebt die Stimmen, Mann für Mann:
Ein Hoch dem deutſchen Reichsverweſer,
Ein Hoch dem Erzherzog Johann!

Kredenzt ihm, wie beim Einzugsmahle,
Den feierlichen Ehrentrank,
Doch ja nicht in derſelben Schale
Wie Fürſten-Dank, auch Volkes-Dank!
Das wolle nie, mein Volk, vergeſſen,
Daß er in Nöthen zu dir kam,
Und daß er, da du nichts beſeſſen
Als ihn, ſich ſelber dir nicht nahm!

Wohl mag die Neuzeit, die in ätzend
Giftwaſſer alle Namen taucht,
Und jeden Mann als Waare ſchätzend,
So raſch ihn mißbraucht wie verbraucht,
Wohl mag ſie auch an dieſem nagen,
Seit ſie zu „ſchwach" den „Greis" erfand;
Ei, hatt' er denn ein Schwert zum Schlagen,
Hatt' er zum Handeln eine Hand?

Auf ſeiner ſchmalen Höhe ſtund er,
Vom Abgrund links und rechts umklafft;
Daß er nicht ausglitt, war ein Wunder,
Das Wunder ſeiner eignen Kraft.
Als Haß und Hader und Entzweiung
Die deutſche Erde weit zerriß,
Da hielt er über der Parteiung
Sich aufrecht, — einſam, doch gewiß!

Digitized by Google

Nein, ſchmäht undankbar nicht den Alten
Auf ſeines Weges letztem Schritt,
Der viel verhütet, viel gehalten,
Der tiefer, als wir alle, litt.
War es die Schuld des wackern Mannes,
Daß in der Wüſte zu Berlin
Auf ihn, den tauſenden Johannes,
Noch kein getaufter Chriſt erſchien?

Zieh heim, gleich allen Zeitpropheten
Grauſam verbüßend fremde Luſt!
Die Lüfte, die vom Taunus wehten,
Sie drückten lang ſchon deine Bruſt;
Zieh wieder heim, und trinke wieder
Den Athem deiner Berge ein,
Und bade die erlösten Glieder
In warmer Lethe von Gaſtein!

Einſt, wann die Fluth des Zeitenſtromes
So hoch nicht mehr wie heute geht,
Wenn unſres deutſchen Einheits-Domes
Glanzvolle Spitze fertig ſteht:
Dann wird an den granitnen Veſten
Als ächter Eck- und Quader-Stein
Der Name Johann bei den Beſten
Des deutſchen Volks geſegnet ſeyn!

Franz Dingelſtedt.

Kiltabendgeſchichten.

(Fortſetzung.)

Es kam nun, daß während der Duſour mit den einen Bataillonen gegen Freiburg marſchirte, das unſere die Grenze gegen das Luzernerbiet mußte hüten helfen. Das war ein Gewimmel und Gewühl von Soldaten in den Grenzdörfern, daß den Meitſchene das Herz im Leibe lachte, die Aiten aber, die uns füttern mußten, in den Haaren krazten. Da waren Scharfſchützen aus Appenzell, Dragoner aus dem Züribiet, Kanoniere von Bern, Jäger von Baſelland und Fußvolk aus mehr als einem Dutzend Kantone, Bataillon an Bataillon; es furrte Alles durcheinander wie in einem Impfſtock, der ſtoßen will. Dann kamen wieder einmal ein paar Grüne vom Generalſtab dahergeſprengt, mit ihren karmoſinrothen Aufſchlägen, ihren goldigen Epauletten und Federhüten. Ein andermal kam eine lange Wagenreihe gefahren, die hatten Waidlinge, Ballen und Latten aufgeladen, das war das Zeug, wo man Brücken damit ſchlägt; oder es rollte ein Gehäus wie ein Heuſchüürli * auf vier Rädern heran und etliche Hellblaue mit Brillen humpelten auf lahmen Mähren daneben her; es hieß, das ſey ein Feldſpital. Dann kamen wieder Staffetten geritten, bald Land auf, bald Land ab, die einen mit neuen glitzernden Helmen, die andern mit Tſchakos, man wußte nicht, waren es einmal Löſcheimer geweſen. Dazu wurde hier deutſch, dort wälſch geflucht; in der einen Ecke brannte ein Berner ſein Donners-Donner oder ein Züribegel ſein Strohlshagel los, in der andern futterte ein Wälſcher ſein Rundedie.* Und während heute die übermüthigen Dragoner die Fünfliber ** aus vollen Händen ungezählt in allen Winkeln herumrollen ließen und jedes Babi und Züſi mit Champagner traktirten, ſangen morgen die Appenzeller Schützen bei einem Schoppen Moſt ihre luſtigſten Lieder, wo einem das Herz dabei noch einmal ſo weit aufging, als geſtern beim Champagner. Wir ſpürten aber doch Alle, daß wir zuſammen gehörten, als wären wir aus *einem* Dorfe. Das machte das rothe Armband mit dem weißen Kreuz, das Jeder trug, keiner ſchöner und keiner ſchlechter, der Tambour wie der Obergeneral, der mit dem Helm wie der mit dem Löſcheimer auf dem Kopf, der Solothurner wie der aus Graubündten hinten.

Hatten auch meiſtentheils gutes Quartier bei den Bauern; denn es war beinah keiner unter ihnen, der nicht einen Buben im Kriege hatte. Da langte denn die Mutter, wenn ſie der Einquartierung das Eſſen kochte, noch einmal ſo tief in den Schmalzhafen als ordinär, in der Hoffnung, die Frau, wo ihr Kobi oder Hans im Quartier liege, werd's auch ſo machen. Mit dem Exerciren wurden wir wenig geplagt. War man nicht etwa auf die Wache beordert, ſo rutſchte man, ſo weit das Prä langen mochte, in den Wirthshäuſern herum, und waren die paar Batzen verthan, ſo ſtrich man den Aepfeln, den Nüſſen oder den Meitſchene nach.

So gingen unſer etliche Kameraden eines kühlen Abends auf Marode hinten um's Dorf. Da begegnete uns Einer in einem Kaputrock, der den Kragen hoch über die Ohren gezogen hatte; aber aus dem Kragen hervor glänzte etwas wie Karfunkelſtein. Den Vogel, dacht' ich, kennſt du an den Federn; einen ſo wohl angerauchten Maſer im Geſicht führt kein anderer Menſch als mein Freund, der Kloſterkoch. Was mochte der hier wollen um dieſe Zeit? Lauf nur, dacht' ich! Wollen einmal ſehen, ob wir dir nicht hinter die Schliche kommen. Ich ſtelle alſo in aller Eile die Poſten auf. Etliche ſchicke ich der Hecke

* Heuſcheune.

* Nom de dieu

** Fünffrankenthaler.

entlang dem Dorfe zu, um dem Koch einen Vorsprung abzugewinnen, wir Andern vertheilen uns hinter die Nußbäume, um ihm den Rückzug abzuschneiden. „Wer da!“ ruft's dort. Eilig macht er rechtsumkehrt. „Wer da!“ ruft's aber auch hier. „Gut Freund!“ und als ob er Feuer an den Sohlen hätte, will er vorbei. Er solle doch nicht so pressiren an alten Bekannten vorüber; es wären etliche da, die Zeicheli kaufen möchten. — Wir sollen ihn lassen, er kenne uns nicht und pressire heim. — So möge er uns doch nur anvertrauen, was er im Dorfe auszurichten gehabt; da er so plötzlich umgekehrt, könnten wir ihm vielleicht etwas bestellen. — Er werde uns beim Hauptmann verklagen. — Was gilt's, du pfeifst mir bald aus einem andern Loch? dachte ich und fragte: was er da am linken Beine für einen bösen Presten habe, daß es so geschwollen sey. — Der Koch wurde todtenblaß und fiel uns zitternd zu Füßen. Wir sollen um aller Heiligen willen ihn laufen lassen, er wolle seiner Lebtag dran denken, und wenn einmal Einer von uns in's Kloster komme, so würde es uns gewiß nicht gereuen, ihm aus dem Unglück geholfen zu haben. — Unterdessen hatt' ich das geschwollene Bein näher in Betracht gezogen, und es rauschte beim Anfassen wie Papier. „Strumpf ab!“ befahl ich, und ein dickes Paket fiel heraus. Das werde wohl wieder ein Schreiben von der Mutter Gottes seyn, das er zu bestellen gehabt. Für heute wollten wir ihn der Mühe überheben und es selbst besorgen, wo es hin gehöre. Jezt solle er sich aber aus dem Staube machen und das hab' er dem guten Wein des Rößliwirths von Lürligen zu verdanken; lasse er sich aber noch einmal erwischen, so könne er darauf zählen, sich am nächsten kühlen Morgen am Aste eines dieser Nußbäume zu finden. — Das ließ sich Freund Klosterkoch nicht zweimal sagen, sondern nahm mit möglichster Behendigkeit den Finkenstrich, uns nebst dem aufgefundenen Brief noch den Strumpf mitsammt dem Strumpfbande als Beute zurücklassend.

Wir aber zogen mit unserem Faag ganz hochmüthig zum Hauptmann von der Wache. Dem fiel die Cigarre aus dem Mund, als er die Adresse las: es sey ein Schreiben vom Sigwart an den Gesandten von Frankreich. Sogleich mußte eine Ordonnanz zu Pferd sitzen und mit dem Fund in's Hauptquartier. Uns kitzelte es bis in die Fingerspitzen, in der Hoffnung, unser Lob im nächsten Tagsbefehl vor dem ganzen Bataillon ablesen zu hören. Aber der Tambour denkt und der Hauptmann lenkt; denn alldieweil und in Betracht wir den gefährlichen Spion nicht auf die Wache gebracht, sondern laufen lassen, kam jeder von uns drei Tage in's Loch, meine Wenigkeit aber, als Wortführer, noch extra einen Tag darüber.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Cholera. — Die bevorstehenden Wahlen. — Preußen

Nun tritt auch die Cholera als neue Ruhestörerin auf; wir hatten schon genug an den eventuellen Friedensstörern, und glaubten nun endlich wieder frei athmen zu können. Freilich fällt dießmal die asiatische Seuche nicht so plötzlich und plump in's Land, wie im Jahr 1832; bis jezt greift sie meistens nur arme Familien in den dumpfen schmuzigen Revieren der Stadt an, nachdem sie bereits seit einigen Monaten in den nördlichen und nordwestlichen Ländern Frankreichs umhergeschlichen war. Jezt sind die Leute hier zu sehr mit der Politik beschäftigt, als daß sie dem Wiedererscheinen der Cholera große Aufmerksamkeit schenken könnten, und so lange die Seuche nur in den Hospitälern ihre Schlachtopfer sucht, ohne die vornehme Welt anzugreifen, wird sie als Nebensache beachtet werden. Indessen werden doch schon jezt manche vom Schrecken ergriffen und laufen davon. Im mittäglichen Frankreich hat man die Cholera noch gar nicht gesehen, und es hat den Anschein, als ob sie auch dießmal sich nicht nach Süden wenden wolle. Vorerst bleibt sie in Paris, verbreitet sich auch in der Umgegend, thut aber keinen bedeutenden Schritt von der Seine nach der Loire. Es erscheinen ärztliche Flugschriften, die Stadtbehörde ergreift Maßregeln zur Säuberung der Stadt, und es werden Vorkehrungen getroffen, um die von der Cholera befallenen Armen sogleich in den Hospitälern aufnehmen zu können. Damit hat es sein Bewenden, und die Pariser Welt denkt zu sehr an die bevorstehenden Wahlen, als daß sie sich mit einer Seuche abgeben könnte, die jezt vielleicht ihre lezte Kraft fühlen läßt, um sofort auszusterben. So hofft man wenigstens und denkt nicht weiter daran. Die Wahlen! das ist jezt der Angelpunkt der Gedanken und Bemühungen der Parteien, und sie führen zu den wunderbarsten Umwandlungen. Prondhon und Considérant, die beiden Führer zweier sociatistischer Parteien und Herausgeber zweier Tageblätter, legen ihren Streit einstweilen bei Seite, haben Frieden geschlossen und arbeiten in einem und demselben Sinne zu Gunsten der Demagogie. Andererseits sieht man die Vertheidiger der Legitimität, die Henriquinquisten, wie man sie nennt, sich brüderlich mit den Bonapartisten und den Orleanisten vereinigen und sich mit ihnen über die Kandidaten verständigen. Die Noth hat diese drei Parteien von der Wahr-

Digitized by Google

heil des alten Spruches: vis unita fortior, überzeugt, und sie lassen einstweilen den Parteigeist ruhen, um zu verhindern, daß die Socialisten bei den Wahlen den Sieg davon tragen. Ihre Gegner sehen ein, daß sie jetzt mit Gewalt nicht leicht mehr etwas werden durchsetzen können; das vor einigen Tagen vom außerordentlichen Gerichte zu Bourges gefällte Urtheil wider Baebes und die andern Rädelsführer, welche im Mai vorigen Jahres Regierung und Verfassung wieder über den Haufen werfen wollten, kann Allen, welche etwa Lust hätten ihrem Beispiele zu folgen, zur Warnung dienen. Freilich halten sie noch heftige Reden bei ihren Bankelen, und ihre Tageblätter sprechen sehr kriegerisch. Proudhon, der wegen der aufrührerischen Artikel in seinem Journal »le peuple« zu dreijähriger Haft und zu einer Geldbuße von tausend Francs verurtheilt worden ist, behauptet in eben diesem Tageblatt, er falle als Opfer seines Kampfes wider den Präsidenten der Republik, der für alle Fehler seiner Minister verantwortlich sey, und an den er sich also halte, wenn diese gesetzwidrig handeln oder das Wohl des Volks auf's Spiel setzen. Proudhon ist bekanntlich Repräsentant und hat sicher Lust, bei der nächsten Wahl wieder in die Nationalversammlung zu kommen. Da hat ihm denn einer seiner Gegner einen sonderbaren Streich gespielt. Man sah neulich einen sehr großen Anschlagzettel an den Mauern, der einen Aufsatz wider die Apostaten enthielt und Proudhon unterzeichnet war. Der Aufsatz war theologischen Inhalts, und zwar im Sinne der katholischen Kirche geschrieben. Ein demagogisches Blatt eiferte gewaltig gegen diesen Wisch, hielt denselben für ein Machwerk der Feinde Proudhons, obgleich ihm der Zweck der Fälschung nicht einleuchtete, und zweifelte nicht, daß Proudhon den Urheber vor Gericht ziehen werde. Aber wider Erwarten gestand Proudhon, daß der Aufsatz wider die Abtrünnigen wirklich von ihm herrühre und vor zehn Jahren nebst andern ähnlicher Art für eine sogenannte katholische Encyclopädie geschrieben worden sey, in der jener Aufsatz abgedruckt stehe. So erfuhr man denn, daß derselbe Mann, der sich jetzt rühmt ein Gotteslängner zu seyn, vor zehn Jahren im Sinne der katholischen Theologen schrieb. Nun versichert er freilich, er habe damals allegorisch geschrieben und bereits die Socialisten dabei im Sinne gehabt. Dieß gibt einem religiösen Blatte, »l'Univers,« Anlaß zur Frage, welche Achtung man vor einem Schriftsteller haben könne, der sich rühme, in einer katholischen Schrift, an der er mitgearbeitet, seinen Worten einen ganz andern Sinn untergelegt zu haben als den man natürlich darin finden mußte. Die Wahrheit ist wohl, daß es Proudhon eben um's Honorar zu thun war. Er versichert aber, man sey ihm das Honorar noch schuldig, worüber l'Univers bemerkt, wenn die Sache sich verhalte, wie der Verfasser behaupte, so habe er auch kein Honorar verdient. Trotz solcher kleinen Aergernisse hat der Mann sehr warme Anhänger; sie veranstalten Kollekten, um seine Geldbuße zu zahlen; sie suchen Käufer für die tausend Aktien, durch welche sein Journal fortgesetzt werden soll, und da sein Blatt noch mehrere Prozesse vor dem Polizeigericht zu bestehen hat, so werden sie auch noch Leute suchen, die sich dazu herbeilassen, die weitern Geldbußen zu decken, zu denen der Unternehmer wahrscheinlich verurtheilt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung)

L i t e r a t u r

Aengstliche und Leichtgläubige hatten vor den Idus des März große Furcht. Glaubte man auch nicht gerade an einen Aufstand, so hielt man sich doch auch nicht für sicher. Unbestimmte Gerüchte von verlappt umherreisenden Emissären, vorkommende Einbrüche in Stadt und Umgegend, bei welchen die Diebe es vorzugsweise auf Entwendung von Waffen abgesehen hatten, und vor Allem der Jahrestag der Berliner Revolution steigerten diese Besorgnisse und veranlaßten für unsere Stadt Vorkehrungen, die jedenfalls unnöthig waren. Ein Verbrüderungsfest der Demokraten, das gerade in diese Zeit fiel und von dem man glaubte, es würde außergewöhnliche Theilnahme finden, trug auch mit bei die Leute zu ängstigen. Es rührte sich aber keine Maus, und das Verbrüderungsfest, lange vorher mit großem Pomp angekündigt, ward nur sehr spärlich besucht. Die Verständigen sehen immer mehr ein, daß derartige Demonstrationen, wenn man sie so nennen will, gänzlich gefahrlos sind. Je mehr den Exaltirten Gelegenheit gegeben wird sich auszutoben, desto eher beruhigen sie sich.

Das Herannahen der Ostermesse war sonst die Zeit der Verheißung für den deutschen und speziell für den Leipziger Buchhandel. Auf diese Zeit des Segens und der Erlösung wartete Alles, was mit Feder, Papier und Lettern zu thun hatte, und wie arg man auch, uralter Sitte und buchhändlerischer Diplomatie gemäß, über Kebse schrie, man lebte doch gar nicht schlecht. Man strich Geld ein und spekulirte mit frischem Muth in die Zukunft hinein. Wie wird das heuer werden? Was, muß man fragen, hat der Buchhandel binnen Jahresfrist zu Tage gefördert, zu Tage fördern können? Ich sprach in meinem vorletzten Briefe von unserer Zeitungsliteratur, sofern sie nicht rein politische Tendenzen verfolgt, und führte an, daß einige Blätter eingegangen, andern die Spuren der Auszehrung bereits anzumerken seyen. Mit der Buchliteratur aller Branchen, fürchte ich, haben die Beeleger im letzten Jahre noch schlechtere Geschäfte gemacht. Was nicht ganz in die Zeitbewegung eingriff, darnach fragte kein Mensch, und selbst die Broschüre, der freilich ein weites Feld der Bebauung eröffnet war, fand nicht immer hinlänglichen Absatz. Einzelne Erscheinungen freilich, wie die „Brustbilder aus der Paulskirche," machten allgemeines Aufsehen und fanden Käufer. Vor Kurzem ist die zweite vermehrte Auflage des elegant geschriebenen Buches erschienen, dessen Verfasser der bekannte hiesige Novellist Robert Heller ist, der sich seit Mitte vorigen Sommers in Frankfurt aufhält. — Gewissermaßen als literarische Kuriositäten zu bezeichnen sind zwei kleine Schriften, von denen die eine sich mit den abstraktesten Dingen von der Welt, die andere mit Enthüllungen beschäftigt, welche gläubigen Christen großen Anstoß geben. Die erste Schrift hat einen hiesigen Advokaten, Karl Portius, zum Verfasser und führt den Titel: „Ueber den Ursprung der Begriffe, ein neues Lehrgebäude der ersten Grundelemente einer jeden Wissenschaft ꝛc." Diese Grundelemente sind dem Verfasser; Einheit, Seyn und Ursache. Aus dieser Dreiheit leitet er Alles her, auf sie führt er Alles zurück, und construirt auf diese Weise neu und mindestens ganz eigenthümlich Mathematik, Logik, Philosophie, Theologie, Sprachlehre, Staats- und Rechtswissenschaft, ja selbst die Einheit Deutschlands bringt er glücklich damit zu Stande auf — dem Papier. Großer Scharfsinn und überraschende Consequenz ist dem Verfasser nicht abzusprechen, und kann man sich überwinden, seine Prämissen zu acceptiren, wogegen sich freilich mancherlei Bedenken erheben ließen, so ist man genöthigt ihm Recht zu geben. In philosophischen Kreisen wird daher diese kleine Schrift auf alle Fälle Aufsehen erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 92. Dienſtag den 17. April 1849.

Die Luft macht manchen Sauen,
Am ſtillen Stundenflug
Um Dorf, Gebüſch und Matten
Bekomm' ich nie genug.

Karl Mayer.

Aus den obern Vogeſen.

(ſ. Nro. 86—88.

(Fortſetzung.)

Der Sulzerer See iſt vom oben erwähnten Hartmann in ein großartiges Waſſerreſervoir mit gewaltigen Schleußen verwandelt worden, wo für trockene Sommer die Waſſer aufgeſammelt werden; und wo einſt die Urkräfte der Elemente wüthend tobten, brauſt jezt auf des Menſchen Geheiß in wohlgebahnten Wegen ein Bach hinunter in's Thal, um die Räder der Spinnmühlen in Bewegung zu ſetzen und hunderten von Menſchen Arbeit und Nahrung zu verſchaffen.

Die Heiden und Weiden auf dem breiten Bergrücken gleichen im Vegetationscharakter jenen des Ballon, doch iſt mehr Torfbildung bemerklich, und dieſer wird auch benuzt. Sumpfmooſe, Heidel- und Moosbeeren, nebſt der Bärenwurzel („Bärmueder"), Preiſelbeeren und dürftigen Gräſern, ſind die vorherrſchenden Pflanzen. Eine ſolche Strecke nennt der Hirte „Sommerberg." Sie kann für das Vieh nur durch unmittelbare Abweidung den Sommer über benuzt werden.

In dieſer Gegend kommt der Hirſch noch im offenen Wald vor; auch der Auerhahn iſt nicht ſelten. Nach Wölfen habe ich mich vergebens erkundigt; ſie ſcheinen ausgerottet. Intereſſant war die Bemerkung der Hirten, die den Wolf noch von früherher kannten, daß er nämlich eine beſondere Liebhaberei für den Eſel habe. Er pflegte dieſen, wenn er den Melkern die Speiſen vom Thal heraufſchaffte, vom Wege abzulenken, an eine ſichere Stelle im Dickicht des Waldes zu treiben, dort mit ihm nach Katzenart zu ſpielen und endlich, des Scherzens müde, ihn in Stücke zu reißen.

Wir ſchritten munter vorwärts, um von dieſen öden Höhen wieder in bewohntere Gegenden zu kommen, und gelangten nach einigen Stunden durch einen feuchten Nadelwald und an mehreren Gehöften vorüber, wo die Leute eben mit der Grummternte beſchäftigt waren, nach Bonhomme. — Die Gehöfte, welche tiefer abwärts in den Thaleinſchnitten des Gebirges liegen, ſind von ganz verſchiedenem Charakter, verglichen mit den grauen, ganz aus rohen Balken gezimmerten Melkereien auf den Sommerweiden der Bergrücken, die eben ſo ſchnell und leicht erbaut, als abgeriſſen und in der That großentheils nur als zeitweilige Hirtengezelte zu betrachten ſind. Erſtere, tiefer abwärts an den Bergabhängen in geſchüzten Thälchen gelegen, ſind wahre Meiereien, ſtattlich in zwei Stockwerken aufgeführt; ihr Inneres verräth Behaglichkeit und Wohlſtand; ihre von außen weiß angeſtrichenen Wände und die blauen Schieferdächer darauf geben ihnen inmitten der ſie umgebenden Obſtbäume und der ſaftigen Bergwieſen, Matten genannt, im Hintergrunde gewöhnlich von Wald umſchloſſen, ein gar wohnliches, freundliches Anſehen. Sie begleiten, weitläufig an den grünen Abhängen zerſtreut, den Wanderer meiſt ziemlich lange, wenn er aus den bewohnteren Hauptthälern mit ihren Städtchen und Dörfern aufwärts über die Gebirgsrücken von einem Thal in's andere ſteigt. Namentlich liegen ſie gar lieblich an der Seite des Weges und in dem engen Wieſenthälchen, längs welchem man nordwärts von Bonhomme, einem ganz franzöſiſchen

Digitized by Google

Orte, nach Markirch geht. Ueberall ſtanden auf den Matten die duftigen Grummetſchwaden, auf deren einem ein liebendes Paar franzöſiſcher Landleute ſich des ſchönen Abends und des lachenden Lebens erfreute; ein liebliches Bild, das den Wanderer, der flüchtigen Fußes immer nur vorwärts ſtrebt, eindringlich mahnt, daß auch dem Verweilenden, Raſtenden das Leben hier gar ſchöne Stunden bietet. — Fortunatus et ille deos qui novit agrestes.

Das Wieſenthälchen verengt ſich, je höher man ſteigt, deſto mehr; der Wald tritt immer näher heran; ſo wie man die Waſſerſcheide überſtiegen hat, wandert man auf der halben Höhe des dichtbewaldeten Abhanges einer Schlucht abwärts. Die gegenüberliegende Bergſeite iſt wieder reich mit Bauernhöfen beſezt. Als wir mit einbrechender Nacht in das Dorf hinabkamen, war hier ein gar munteres Leben. Mädchen und Burſche ſchwangen ſich im Kirchweihtanze, trauliche Gruppen kamen und gingen; aus der Ferne tönte ein deutſches Lied nach der Weiſe: „Steh' ich in finſtrer Mitternacht.“ Hier berühren ſich fortwährend die beiden Sprachgrenzen, man hört durcheinander das Franzöſiſche und das Allemanniſche; indeß ſcheinen die guten Leute ſich meiſt nur in den allernöthigſten Dingen gegenſeitig zu verſtehen, und ich begreife nicht, wie man ſo nahe an und unter einander wohnen kann, und dabei ſo wenig von einander lernen, wie hier. Von nationaler Abneigung des Einen gegen den Andern iſt indeß nichts zu bemerken. Die Meiſten ſind Handwerker.

In Markirch (St. Marie aux Mines), einem freundlich in engem Thale hingeſtreckten Städtchen, ging es noch toller zu. Schon das ſchwirrende Getöſe, das uns im Vorübergehen aus den Wirthshäuſern entgegentönte, weiterhin die hellerleuchteten Räume voll walzender Paare in einzelnen Häuſern, deuteten auf Jahrmarktsherrlichkeit; und auf dem Markte waren, bunt glitzernd beleuchtet, inmitten eines dichten Menſchengewühles, Buden aller Art, mit nützlichen und unnützen Kramwaaren, mit Hanswurſt und Tauſendkünſtler, mit Trompetern und Pfeifern, gezähmten Schlangen und Panoramen, in Menge zu ſehen. Wir kehrten im großen Hirſch dicht dabei ein, hatten es aber beinahe zu beklagen. Statt der ſo nöthigen Ruhe nach anſtrengendem Marſche ward uns eine Nacht voll Lärm und Getöſe, erſt außerhalb, dann auch innerhalb des Hauſes, und der celtiſche Impetus der Trinker und improviſirenden Sänger unten in der Wirthsſtube wollte gar kein Ende nehmen.

Markirch hat eine Bevölkerung von etwa zwölftauſend Einwohnern, welche ſich meiſt mit Handweberei beſchäftigen und buntfarbige Baumwollenſtoffe verfertigen. Das benachbarte Bergwerk, welches einſt reichen Gewinn brachte, wird jezt nicht mehr bearbeitet.

(Schluß folgt.)

Kiltabendgeſchichten.

(Fortſetzung.)

Solche Stücklein wüßte er allenfalls auch noch zu erzählen, meinte der Rubli aus dem Schwaderloch; er hätte nur geglaubt, ſie wären viel zu einfältig, als daß Jemand Freude daran haben könnte; aber ſo Merkwürdiges, als etwa ein Tambour erlebt, hab' Einem bei den Kanonieren auch paſſiren können. — Morgen ſey auch noch ein Tag, mahnte aber der Vater, er helfe jezt allerſeits zur Ruhe zu gehen. „Wenn uns der Rubli morgen Abend ſeine Geſchichte erzählen will, ſo ſoll er Dank haben. Du, Friedli, bleibſt unterdeſſen hier; ich habe ein Dutzend neue Säcke, die ſollten gezeichnet ſeyn.“ — So ſtolz ſonſt der Wachtmeiſter bei den Kanonieren auf den ſchmächtigen Trommetſchläger herunter ſchaute, ſo hätte er doch heute gern mit ihm getauſcht; er mußte aber, ſo ſauer es ihm vorkam, mit dem Schulmeiſter zum Abzug blaſen, während der glückliche Friedli mit Liſeli unter Einem Dache blieb.

Wer niemals dabei war, wo eine Batterie Zwölfpfünderkanonen ausrückte, fing des Müllers Rubli am andern Abend an, nachdem er ſeinen Schnurrbart geſtrichen, der hat, beim Donner! noch gar nichts geſehen. Wenn man nur daran denkt, ſo lacht Einem das Herz im Leibe. Voran die Trompeter mit ihrem luſtigen Blaſen, dann die gewaltigen glitzernden Pfeifen, wo Euereinem Hören und Sehen vergeht, wenn damit aufgeſpielt wird, vor jeder acht ſtampfende, ſchnaubende Roſſe; dann die Munitionswagen mit den ſchweren Patronen, hinten die Feldſchmiedte; daneben her hoch zu Roß die Offiziere und Unteroffiziere mit den wehenden Roßhaarbüſchen und den klirrenden Säbeln; dann die Mannſchaft, keiner minder meſſend als ſechs Fuß, mit den breiten Scharlachſtreifen auf den dunkelblauen Hoſen, ſtolz einherſchreitend neben ihren Stücken. Das iſt ein Schmettern und Klirren, ein Raſſeln und Stampfen, ein Glitzern und Glänzen; wenn unſer Herrgott ſelbſt mit den himmliſchen Heerſchaaren zum jüngſten Tage ausrückt, es kann, beim Donner! nicht ſchöner ſeyn. Es hatte aber auch Alles gewaltigen Reſpekt vor uns; wo wir einrückten, vergaßen die Leute, beim Eid! faſt die Mäuler zuzumachen.

Digitized by Google

Der Dufour, der machte uns viel zu viel Fiseli-Fäseli, und hätten lieber heute als morgen mit unſern Pfeifen dem Sonderbund zum Längaus aufgeſpielt; wußten wohl, daß wir nur ein wenig drein zu donnern brauchten, um den Sails-Soglio mit ſammt ſeinen Schwarzenbergen und Schweinichen wie Spreuer * zum Land hinaus zu fegen. So lagen wir aber zu unſerem großen Verdruß ſtill in einem Dorfe zunächſt dem Luzernerbiet, und hatten nichts zu thun als unſere Roſſe zu ſtriegeln. Am Waldrande jenſeits der Grenze ſahen wir tagtäglich den Luzerner Landſturm herumſchwärmen mit ſeinen Hellebarden, Sempacher Spießen und Morgenſternen, und auf den Anhöhen ſtanden die feindlichen Vorpoſten. Wir mußten dem Dinge zuſehen und durften nicht einmal probiren, ob unſere Amſein mit den ehernen Schnäbeln noch recht bei Stimme ſeyen.

Damals hatt' ich einen gar guten Kameraden bei der Kompagnie. Schlag der Donner in die Sonderbündler Haubitze, die ihm bei Gislikon das Lebenslicht ausgeblaſen! Dem mangelte es zu keiner Stunde an einem luſtigen Einfall, und hätten wir ihn ſelbesmal nicht bei uns gehabt, wir wären vor lauter Langeweile und Ungeduld aus der Haut gefahren. Saßen alſo einmal in einer Pinte ** beiſammen, ich, mein Kamerad und etliche andere Kanoniere, und ſuchten unſere böſe Laune im Wein zu ertränken. Das war aber ein ſchlechter Spaß, denn ſelbſt um ſchweres Geld war da kein rechter Tropfen zu bekommen, und man war genöthigt durch die Menge zu erſetzen, was an der Güte abging. Waren ungefähr an der fünften oder ſechsten Maas und ſchauten einander ganz trübſelig in die Augen; plötzlich ſpringt mein Kamerad vom Tiſch, läßt einen Jauchzer, daß die Scheiben klingeln, und ruft: „Wer hilft mitmachen? Ich weiß euch einen Streich, von den luſtigſten einen, den noch nie ein Kanonier hat aufgeführt.“ — Der Hauptmann war eben ausgeritten, der Oberlieutenant kareſſirte des Wirths Tochter und hatte keine Zeit, ſich um uns zu kümmern, die beiden andern Offiziere waren junges Blut und hatten ſelbſt ihre größte Freude am Spaß. So hatten wir freies Spiel und legten alſo gleich Hand an's Werk.

Allererſt wurde ein alter Miſtkarren aus dem nächſten Schuppen hervorgezogen; unterdeſſen mußten etliche auf einen hölzernen Teichel ausgehen. Der Miſtkarren ſtellte eine Lafette vor, der Teichel die Kanone. Ein alter Beſen, womit unſere Bäurin die Schweine wuſch, wurde zum Wiſcher, ein Peitſchenſtiel zum Luntenſtock. So zogen wir mit möglichſtem Lärm und Geſchrei zum Dorf hinaus und auf die Anhöhe, von welcher die feindlichen Vorpoſten ſichtbar waren. Drüben trieb ſich eben wieder ein Haufen Landſtürmer herum, hatten Wachen ausgeſtellt und wollten thun, die Donnersnarren, als ob ſie ordentliche Soldaten wären. „Abgeprotzt!“ kommandirte mein Kamerad. Nun wurde mit dem Schweinbeſen geladen; wäre der Sulzberger * hinter uns geſtanden, wir hätten's nicht ſchöner machen können; ich viſirte mitten in den dichteſten Landſturmhaufen. „Erſte Pièce — Feuer!“ Aber mein Landſturm wartete das Losbrennen unſeres gefährlichen Geſchützes nicht ab, er fuhr, beim Donner! auseinander, daß einer über den andern purzelte, und handkehrum war kein Mann mehr zu erblicken. Im erſten Schreck hatten die feindlichen Wachen ihre alten roſtigen Gewehre abgeſchoſſen. Nicht lange, ſo zogen die Sakermenter im nächſten Dorfe die Sturmglocke. Bald knallten auch die Lärmkanonen, und als die Nacht einbrach, ſahen wir, ſo weit man ſchauen konnte, im ganzen Luzernerbiet die Feuer auf den Hochwachten brennen. Dieſen ganzen Lärm hatte, digoppi unſere neumodiſche Kanone angeſtiftet.

(Schluß folgt.)

* Spreu.

** Schenke.

* Berühmter ſchweizeriſcher Militärinſtruktor.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Fortſetzung.)

Literatur. — Theater.

Die zweite Broſchüre beſchäftigt ſich mit der Todesart Chriſti und beweiſt angeblich aus einem uralten, zu Alexandrien aufgefundenen Manuſcripte, daß Chriſtus Eſſäer geweſen, von Eſſäern von Jugend auf heimlich überwacht, durch Brüder dieſes Ordens nach der Kreuzigung wieder in's Leben zurückgerufen worden und einige Monate ſpäter in ſtiller Abgeſchiedenheit an den Ufern des todten Meeres geſtorben ſey. Die Schrift iſt intereſſant zu leſen, gut gemacht — denn erfunden iſt die ganze Geſchichte ohne allen Zweifel — und ſo geſchickt, ja vollkommen natürlich erzählt, daß mancher glauben wird, es werde ſo geweſen ſeyn. Die Schrift findet trotz der politiſch bewegten Zeit reißenden Abſatz, ein Beweis, daß der Deutſche für religiöſe und kirchliche Fragen ſtets vorzugsweiſe empfänglich bleibt. Wenige Wochen haben ſchon eine vierte Auflage von mehreren Tauſenden nöthig gemacht. Wenn ich außerdem noch das werthvolle Buch des unermüdlich fleißigen Ethnographen Kohl, „die Alpenwelt,“ nenne, wovon kürzlich der erſte Theil erſchienen iſt, und eine Schrift des vormaligen ſächſiſchen Kultminiſters Wietersheim, „die Demokratie in Deutſchland,“ die ſo eben die Preſſe verlaſſen hat, ſo kann ich für dießmal die literariſche Umſchau ſchließen.

Digitized by Google

Unſer neuer Theaterdirektor Wirſing ſcheint einiges Leben in dieſes ebenfalls matt gewordene Inſtitut bringen zu können; ich ſage können, weil es am Willen wohl auch ſeinem Vorgänger, der nunmehr bereits nach Amerika unterwegs iſt, nie gefehlt hat. Die letzten Wochen brachten uns mehrere Neuigkeiten, von denen freilich die meiſten weniger als mittelmäßig waren. Das Trauerſpiel, „ein deutſches Herz," von Gotthelf Logau, hätte als dramatiſche Produktion ein beſſeres Loos verdient, als ihm von einem kaum beſuchten Hauſe zu Theil werden konnte. Der unſers Wiſſens noch jugendliche Poet — es wird uns geſagt, er ſey von deutſchen Eltern in Dänemark geboren — hat die Geſchichte Ulrichs von Hutten zur Compoſition einer Tragödie benuzt, der bei allen Schwächen dramatiſches Geſchick, poetiſche Diktion und glückliche Charakteriſtik einzelner Perſönlichkeiten zugeſtanden werden muß. Mit der Geſchichte hat es der Verfaſſer freilich nicht allzu genau genommen, doch verzeiht man dergleichen einem Poeten gern, wenn ſein Gedicht nur ſo beſchaffen iſt, daß man daran glauben kann, und dieſe Illuſion wird uns nicht merkbar geſtört. Das Stück erlebte leider nur eine einzige Darſtellung. Gleiches Schickſal ſcheint eine andere Tragödie, „Theodor Körner," von Julius Hartmann, einem Sohne Leipzigs, der jezt in Stuttgart lebt, zu theilen. Aus eigener Anſchauung kann ich nicht über das Stück urtheilen, was ich aber davon hörte, klingt nicht ermuthigend. Beifall hat die Arbeit hier durchaus nicht gefunden; es muß alſo doch irgendwo fehlen. Hartmann hat ſchon früher mit dramatiſchen Verſuchen nicht unglücklich debutirt, was Ergreifung geeigneterer Stoffe in Zukunft hoffen läßt. Vielen und wiederholten Beifalls erfreute ſich ein neues Luſtſpiel von Roderich Benedix, „der Prozeß," nicht ſeines literariſchen Werthes halber, ſondern weil ein dreiſter, ſein Publikum längſt kennender Autor ein gewöhnliches Sujet mit längſt verbrauchten Motiven keck auftiſcht, und mit fauſtdicken Pinſelſtrichen zwar keine komiſche, wohl aber eine lächerliche Wirkung hervorbringt. Mehr verlangt das gewöhnliche Publikum nicht. Es will amüſirt ſeyn, und wer ihm darin den Willen thut, gleichviel auf welche Weiſe und durch welche Mittel, dem klatſcht es Beifall zu. Gleichen, nur verdienteren Beifall fand ein ironiſches Luſtſpiel von v. Puttlitz, „Familienzwiſt und Frieden," das von geſundem Humor überſprudelt. Beide Kleinigkeiten wurden ſchon mehrmals wiederholt und können eine Zeit lang Zugſtücke werden. Unbedeutend waren „die Volksadvokaten, oder die Politik der Satire," nach einer Novelle Robert Hellers von Lubojatzky dramatiſirt, und noch ein Poſſenſpiel, „Müller und Müller," das dem Publikum entſchieden mißfiel und gebührend ausgepfiffen ward.

(Fortſezung folgt.)

Paris, April.

(Fortſezung.)

Caricaturen. — Satiren.

Was unterdeſſen aus der ſogenannten von Proudhon projektirten Volksbank wird, weiß man nicht; ſchwerlich wird etwas daraus, und die armen Arbeiter, welche ihren Sparpfennig eingelegt haben, laufen Gefahr, nichts als ein Stück Papier dafür zu bekommen. Proudhon ſchimpft in ſeinem Blatt gewaltig auf diejenigen, welche trotz ihrer verſchiedenen Anſichten Louis Bonaparte als Präſidenten der Republik unterſtüzen; er nennt dieß eine doktrinäre, legitimiſtiſche, orleaniſche, imperialiſtiſche, kapitaliſtiſche und jeſuitiſche Verſchwörung, an der die Anhänger aller Deſpoten, die Tartüffe aller Religionen Theil nehmen. Sie ſetzen, ſagt er, ihre lezte Karte auf das Geſchick des Thnegauer Bürgers, des Intriganten von Arnenberg, des Pierrotole von Straßburg, des Helden von Boulogne u. ſ. w. Seitdem hat er noch einen heftigeren Aufſatz wider den Präſidenten geſchrieben und iſt dafür vor Gericht gezogen worden. Man ſieht nicht ab, wie er ſich aus all den Prozeſſen herausarbeiten will. Man glaubt, daß er ſich aus dem Staube machen und ſich zu ſeinen Freunden und Genoſſen nach London begeben wird. Der Präſident iſt übrigens die Zielſcheibe der Angriffe und des Witzes mehrerer Tageblätter, und die »Revue comique« hat eine Zeitlang lauter Spottbilder auf ihn zum Beſten gegeben, und ihn als Pfau, als Gans, ſogar als Eſel abgebildet. Beſſer als dieſe groben Spöttereien war eines ihrer Bilder, auf dem die Statue des Neffen neben der des Oheims zu ſehen war; auf dem ehernen Fußgeſtell der letztern ſtanden die Worte: Marengo, Auſterlitz, auf dem gypſernen Fußgeſtell des Neffen: Straßburg, Boulogne. Luſtig iſt auch das Tagebuch eines reichen Engländers, dem zu Anfang des Jahrs 1848 die Chartiſten zu viel Lärm in ſeinem Vaterland machen, und der ſich daher auf das Feſtland begibt, um daſelbſt in Ruhe zu leben und ſich zu amüſiren. Er hofft einen fröhlichen Carneval in Paris zu verleben, und richtet ſich daher ſehr koſtbar und geſchmackvoll ein. Kaum iſt dieß geſchehen, ſo beicht die Revolution aus; in ſeinem Hauſe hält ein Volksklub ſeine Sizungen; man zwingt den Engländer einen Freiheitsbaum pflanzen zu helfen, zu illuminiren u. ſ. w.; der nächtliche Lärm raubt ihm alle Ruhe; er fühlt eine große Nervenſchwäche und beſchließt in deſpotiſch regierten Ländern ſein Domicil aufzuſchlagen, in der Hoffnung, dort ruhig leben zu können. Somit verkauft er ſeine Meubeln mit fünfzig Prozent Verluſt und begibt ſich nach Mailand. Kaum iſt er angelangt, ſo bricht auch hier eine Revolution aus. Die Oeſterreicher bombardiren die Stadt; man wirft ihm ein Fortepiano auf den Kopf. Die eben angeſchafften Meubeln verkauft er mit ſechzig Prozent Verluſt und faßt den Entſchluß, nunmehr in conſtitutionell regierten Staaten zu leben. Er läßt ſich in Berlin nieder; abermals eine Empörung; ſein Haus wird militäriſch beſezt, Kugeln ſauſen ihm um die Ohren; er verkauft alſo ſeine Meubeln mit achtzig Prozent Verluſt und iſt entſchloſſen, es nun wieder in einem Staate zu verſuchen, wo der Hof unumſchränkt regiert. Natürlich führt ihn ſeine Wahl nach Wien. Am Tage nach ſeiner Ankunft beſteigt die Empörung aus. Er ſezt ſich in ein Cabriolet; das Volk wirft es um zu einer Barrikade, ehe der Engländer ſich herausflüchten kann; die beiden Parteien ſchießen über ihm herüber und hinüber. Es gelingt ihm endlich ſich aus der Barrikade loszumachen; er macht ſich ſchleunig aus Wien fort, die öſterreichiſchen Truppen halten ihn aber für einen Inſurgenten und er muß vierzehn Tage im Gefängniß ſchmachten. Aus Verzweiflung will er wieder nach Paris, vernimmt aber noch zur rechten Zeit die blutigen Juniauftritte; er wirft ſich alſo in den deutſchen Bund. Er iſt eben in Heſſen angelangt, als die Studenten die Fenſter einſchlagen, und der Engländer muß eine furchtbare Menge Bier mit ihnen verſchlingen. Von da nach Frankfurt; hier geräth er in den Septemberkrawall und reiſt nach Brüſſel. Er iſt aber nunmehr ſo ſehr an Revolutionen gewöhnt, daß ihm eine Stadt, wo es keine gibt, langweilig vorkommt. Man räth ihm, nach Rom zu gehen; hier findet er Alles in voller Bewegung, und ſeine Abſicht iſt, bald Petersdom zu beſuchen, in der Hoffnung, daß es auch da losgehen werde, ſo bald er angekommen ſey.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 93. Mittwoch den 18. April 1849.

Der Streich ist desto besser, als ihr ihn euch selber geholt habt.
Beaumont und Fletcher.

Kiltabendgeschichten.

(Schluß.)

Glücklicherweise kam der Hauptmann Abends ertragut gelaunt zurückgeritten. Er hatte nämlich den Befehl erhalten, am nächsten Tage das Nest zu verlassen, wo wir seit fast vierzehn Tagen im Quartier gelegen, und die Batterie in ein Städtchen zu führen, wo es guten Wein und hübsche Meitschene in Fülle gab. Der ließ sich den Spaß, den wir uns erlaubt, erzählen, und fluchte etliche Kreuzschwerenöther dazu. Wir hätten verdient, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; unsere ganze Division sey vielleicht von dem verfluchten Lärm in Allarm gebracht worden. Zum Schlusse wurde der Wirth angewiesen, uns etliche Maas auf des Hauptmanns Rechnung zum Besten zu geben. Und glaube, beim Donner! der Dufour selbst hätte kein saures Gesicht gemacht, wäre ihm das Stücklein zu Ohren gekommen.

Nach diesen Worten stand des Müllers Rubli vom Ofensitze auf, klopfte seine Pfeife aus und sah sich in der Stube um, welche Wirkung seine Geschichte gemacht haben möge. Er konnte bemerken, daß die Meisten mit einem gewissen Respekt zu ihm hinaufschauten, der mittelst eines hölzernen Teichels den gesammten Luzerner Landsturm hatte in's Bockshoen jagen helfen. Selbst Liseli's kornblumenblaue Augen ruhten jetzt mit besonderem Wohlgefallen auf des Kanonier-Wachtmeisters stattlicher Gestalt. — Der Friedli werde schwerlich je solch ein Donnersstücklein aufgeführt haben, er möge noch so lang mit seiner Trommel im Land herum gekübelt haben, fügte Rubli zuletzt noch höhnisch seiner Erzählung bei. Der Trummerfriedli gehörte aber nicht zu denen, welche eine Antwort schuldig bleiben. Wenn irgendwo, meinte er, ein Stücklein passire, das man in den Kalender setzen könnte, so hätten Kanoniere ordinäri mitgeholfen. Eines der artigsten sey die Zaunsteckenschlacht. Ob er sie vielleicht zum besten geben solle? Der Herr Wachtmeister wüßte aber wohl besser davon zu berichten, da er glaublich selber dabei gewesen, jedoch dießmal nicht mit hölzernen Kanonen. — Das müsse etwas apart Lustiges seyn, riefen Alle aus Einem Munde. Der Rubli aber wurde roth wie ein gesottener Krebs und sprach, er wolle lieber selber damit ausrücken, als den Trummerfriedli nach seinem gewohnten Brauche die Sache verdrehen lassen, der nicht zu gut sey, mit seinem bösen Maul auch dem Bravsten einen Schlämperlig anzuhängen. — Vergnügt über das Gelingen seiner kleinen Rache, stieß Friedli das Bäsli mit dem Fuß, Rubli aber ergriff nach einigem Zögern und Besinnen das Wort wieder wie folgt.

Endlich hieß es: vorwärts gegen Luzern! — Jeder Speicher werde vom Landsturm vertheidigt, die Dörfer, eher als sie uns zu überlassen, angezündet, die eidgenössischen Bataillone beim Einrücken mit sammt der Landstraße in die Lüfte gesprengt. Da galt es Vorsicht gebrauchen. Als wir aber hereinmarschirt kamen in die ersten feindlichen Dörfer, da war vom Landsturm kein Bein zu sehen; aus allen Häusern hatten sie eidgenössische Fahnen herausgehängt, die Luzerner Meitli brachten uns Wein und Most bis zu den Rossen und Kanonen, und wer uns die Häuser der Rothen* weisen

* Partreiname der Anhänger des Sonderbundes.

wollte, ſie zu plündern und zu verwüſten, das waren die Luzerner Schelmen ſelber. Die Minen, welche uns in die Luft ſprengen ſollten, hatten unſere Offiziere vom Stab alle auf ihren Landkarten aufgezeichnet; da mußten denn allemal die Sappeurs voran, ſie zu zerſtören, fanden aber in den meiſten nicht einmal Pulver, geſchweige denn einen brennenden Schwefelfaden. So rückten wir alſo, ohne einen Feind zu ſehen oder einen Schuß zu thun, voran. „Der Salis-Soglio, hieß es, ziehe alle ſeine Kräfte gegen Luzern, um uns dort zwiſchen den Bergen dann um ſo beſſer auf die Niſſe zu hauen. Waren jedenfalls auf einen kecken Hoſenlupf gefaßt.

Die Nacht, bevor wir den Feind vor der Stadt angreifen ſollten, wurde bivakirt. Unſerer Brigade war zum Lagerplatz ein weites Feld angewieſen, das vor uns im Halbkreis von einem dichten Tannenwald umgrenzt war; in unſerem Rücken lag ein Dorf. Die Stücke wurden aufgefahren, den Roſſen das Futter vorgeſchüttet, die Wachtpoſten ausgeſtellt, und bald flackerten auf dem weiten Felde hunderte von Feuern in langen Reihen. Es war ein ſtrenger Befehl ergangen, wir ſollten von den Bauern im Dorfe nichts als Brennholz und Stroh verlangen und uns mit dem Spatz * begnügen. Aber wir waren halt im Kriege. So kam's daß dieſer oder jener, der beim Ammann oder Friedensrichter ein paar Strohbünde hätte holen ſollen, in der Zerſtreuung ein fettes Schwein mitnahm; wer beim Bach oder Brunnen hätte Waſſer holen ſollen, verirrte ſich zuweilen in des Pfarrherrn Keller und füllte ſeinen Eimer unter dem Faſſe. Konnten deßhalb, bigopp! an unſerem Feuer nicht einmal unſere Suppe eſſen; der Koch hatte zum Nachſchütten ſtatt Waſſers einen Keſſel mit ſaurem Apfelmoſt erwiſcht. — Wer im Wintermonat bei Regen und Wind auf freiem Felde ſchläft, der hält ſich an's Feuer. Das Stroh war nur ſparſam vorhanden, und hatte ſich einer ein Neſt gemacht und ſchlief ein, ſo waren gleich etliche Andere dahinter her und ſtahlen ihm die Streu unter dem Leibe weg. Zuletzt ſchliefen doch die Meiſten, mit Ausnahme der Schildwachen, die auf ihren Poſten ſchweren Schrittes auf und nieder gingen.

Plötzlich gibt's Allarm. Die Trommler ſchlagen General; handkehrum ſteht die ganze Brigade unter den Waffen. — Kaum fing der Tag an zu dämmern; ein paar hundert Schritte vor uns ſtand der Feind in Schlachtordnung aufgeſtellt; deutlich zeichneten ſich die ſchwarzen Gewehre gegen den dunkelgrauen Himmel ab. In den Flanken brechen zum auskundſchaften unſere Jäger aus; ein paar leichte Stücke protzen ab, um dem Feind ein Halbdutzend Granaten zuzuſchicken; die fliegen aber über ihn weg in den Wald. Nun knallt's drüben auch, als ob unſer Feuer erwidert würde. Keine fünf Minuten und wir wären im vollen Gefechte begriffen geweſen, wenn nicht der heller werdende Tag den Feind in eine lange, von hohen Zaunſtecken überragte Hecke verwandelt hätte. Unſere eigenen Granaten, die im Wald drüben platzten, hatten uns als Schüſſe des Feindes gegolten.

Dieß iſt die ganze Geſchichte von der Zaunſteckenſchlacht, die Einem jetzt von jedem Kübelſchläger aufgerupft wird. Soll mich aber der Donner in den Boden ſchlagen, wenn ein einziger von unſern Zwölfpfündern eine Sylbe dabei hat verlauten laſſen. Sechs Stunden ſpäter aber bei Gislikon an der Reuß, da pfiffen ſie um ſo lauter ihr Lied, daß die Fetzen davon fuhren. Und noch ſechs Stunden ſpäter lag mein Kamerad mit zerriſſener Bruſt neben ſeinem Stücke.

* Fleiſchration des Soldaten.

Aus den obern Vogeſen.

(Schluß.)

Nordwärts von Markirch führte uns in der Frühe des nächſten Morgens eine ſteil aufſteigende, lange hin und wieder laufende Serpentine wiederum an freundlichen Meiereien (chaumes) vorüber auf die Höhe, wo uns von Neuem der dichte Tannenforſt aufnahm. Selten ſieht man Buchen, und die Eiche iſt hier, wie in den obern Vogeſen überhaupt, ein ſehr ſeltener Baum. Wir hatten uns ein wenig im Forſte verirrt, und erſt als wir eine Holzſammlerin, eine ächte Celtin mit dunklem Teint, ſchwarzen blitzenden Augen und ſchwarzen Haaren antrafen, gelang es uns mit deren Hülfe den Fußſteig wieder zu finden. — An einer lichten Stelle ſtand auf der Höhe ein Crucifix, vor welchem zwei andächtige Frauen, eine Nonne und eine junge Bäurin, ihr Morgengebet in friſcher großer Waldnatur verrichteten. Wie ſo einfach, aber auch wie innerlich reich iſt das Leben der Gebirgsbewohner! Sie reden wenig, ſie räſonniren nicht; aber ihr Herz iſt warm und der edleren menſchlichen Gefühle in hohem Grade fähig. — Nach einigen Stunden oft zweifelnden Hin- und Hertappens in dem endloſen Walde öffnete ſich plötzlich auf der Höhe das Dickicht und wir ſtanden an einer ärmlichen Bauernhütte, von der man tief hinab in das liebliche, oſtwärts ziehende Urbeisthal ſchaut. Da drunten war Jung und Alt emſig mit der Grummet beſchäftigt; ein klares Bächlein rieſelt eiligen Laufes der Sohle entlang, das hie und da Eiſenocker abgeſetzt hat und aus einer verlaſſenen Mine hervorkommt. Im Wirthshauſe ging es munter zu; einige Bauernburſche lezten

Digitized by Google

ſich mit ſaurem Weine zum Morgentrunk, und ein ausgedienter Dragonerunteroffizier tobte und ſchimpfte über die Republik, wo man für jeden Frank Abgaben jezt 29 Sous bezahlen müſſe. Auch Louis Philipp kam als ein homme avare äußerſt ſchlecht weg, deſto beſſer aber Charles X.: ce'était un brave homme, der auch dem Soldaten zu rechter Zeit ein Trinkgeld zu geben wußte." Er hoffte, daß Henri V. recht bald ſeinen Einzug in Frankreich halten werde. Wie der alte Schwarze aufſprang und, die Flaſche ſtatt eines Säbels in der Hand, im Zimmer umher manövrirte, als ſäße er auf ſeinem Roſſe von ehedem! — Uebrigens auch hier wieder dieſelbe Sprachconfuſion wie bisher. Man redet den Einen deutſch an, er antwortet franzöſiſch; der Nächſte, den man franzöſiſch anſpricht, erwidert, er verſtehe nur deutſch. Die Leute leben hier in einer ſüßen politiſchen Unſchuld. Die franzöſiſche Alpenarmee vermutheten ſie in Italien, und natürlich ſiegreich den Oeſterreichern gegenüber; unter den Großen der Erde hielten ſie für den mächtigſten den Kaiſer von Rußland, dann komme „der deutſche Kaiſer" und nach ihm — der Kaiſer von Marokko.

Thalabwärts gelangt man bald darauf nach Villé, das in Bauart und Sprache deutſch und im ganzen Habitus ein ächtes Pfälzer Dorf iſt; auch fehlt, wie dort, das Baſtlicum vor keinem Fenſter. Hier fängt wieder die Weinkultur an; man iſt nahe am Rande des Gebirges, deſſen Vorberge hier, wie längs der ganzen Kette, einen oft mehrere Stunden breiten Gürtel von Weingeländen bilden; in den Hauptthälern ziehen ſich dieſe ziemlich weit nach Weſten thalaufwärts. Der Boden beſteht aus weißem Vogeſenſandſtein, wie vielfältig auch in der bayeriſchen Pfalz. — Weithin Alles kultivirt; Wein und nichts als Wein. Die Wälder ſind auf die Höhen zurückgedrängt und haben, der ſtarken Bevölkerung dieſer Gegend entſprechend, nichts mehr von jenem impoſanten Urwaldcharakter, wie die erſt jüngſt von uns verlaſſenen des höhern Gebirgs. Die Dörfer, ſehr verſchieden von den Gebirgsdörfern, ſind in Breite und Länge gleichmäßig ausgedehnt, die rothen Ziegeldächer ſtehen dicht an einander, das Pfarrhaus ſchaut ſtattlich hinter hohen Mauern hervor.

So gelangten wir gegen Abend auf die lezten Vorberge, und als wir über die Sandſteinfelſen eine Weile hinabgeklettert waren, öffnete ſich vor und unter uns das Thal, worin das Städtchen Andlau liegt. — Andlau iſt durchaus deutſch; eine nicht unbedeutende Säbelfabrik befindet ſich hier; übrigens beſchäftigen ſich die zweitauſend dreihundert Einwohner mit Weinbau, Ackerbau und ſtädtiſchen Gewerben.

Ein dichter Septembernebel deckte das Thal und die mit Wein, zahmen Kaſtanien und Buchwald bedeckten Bergwände, als wir am Morgen weiter zogen. Erſt als wir auf die Höhe im Nordweſten des Städtchens gelangten, wurde es heller, und die ſchönen Ruinen von Schloß Andlau zeichneten ſich maleriſch vom Himmel ab. Der Granitrücken des Berges zieht ſich, ſanft anſteigend, Stunden weit nach Weſten; bald machen die Buchen wieder den ſchönſten Weißtannen Platz. Man kann wohl ſagen: hier iſt die Heimath dieſes herrlichen Baumes. Meilen weit, ſo weit das Auge reicht, ſind Höhen und Tiefen mit dieſen gewaltigen Stämmen bewachſen, darunter viele zweihundert Jahre alte und ältere. Der Boden iſt wild, zerklüftet, felſig, dicht mit Farren, Sauerkleee und Mooſen überdeckt, und in den Klüften ranken die Brombeerſträucher, die, wie Trelawney ſagt, uns Nordländer faſt allein noch an eine gütige, ſpendende Natur glauben laſſen, und die glänzende, dunkelgrüne Stechpalme mit ihren rothen Beeren mannshoch empor.

Wenn man ſo einige Stunden lang auf bequemem Waldwege weſtwärts geſtiegen iſt, erreicht man das Forſthaus des Herrn Herzog, warm und ſolid aus Holz gebaut, und ein beliebter Ruhepunkt der Reiſenden. Es liegt neunhundert-und-fünfzig Meter über der See, und nahe dabei ragt ein hoher Fels, der Reuteſtein („Rinteſtein"), aus dem Dickicht des Waldes hervor, welcher eine Ausſicht darbietet, ſo groß, ſo ſtill, ſo gewaltig, wie ſie nur irgend ein Waldgebirge bieten kann. Weit und breit nur ein ſchwarzgrünes Meer von Tannen, das ſich über alle Berge hinzieht, fern im Oſten die Ruinen von Schloß Andlau, und darüber hinaus, jenſeits des Abfalls der Vogeſen, die fruchtbare Rheinebene in ſchimmernder Bläue. Auf ſolcher einſamen, weithin das Land überragenden Höhe gedenkt man gerne der Worte Uhlands:

„Wir ſehn in die weiten Lande
Und werden doch nicht geſehn."

Doch wir ſcheiden von dieſer ſtolzen Höhe und verſenken uns wieder in den grünen, friſchen Wald. Der ſauſende Wind treibt kalte Wolken heran und wir wandern zum leztenmal dem Rheine zu. — Aehnlich wie beim Heraufſteigen, umgibt uns auch auf dieſem faſt parallelen Wege der tiefe Tannenbühl; kein menſchliches Zeichen weit und breit, Alles ſtille, nur zwitſchernde Meiſen treiben ſich auf den weißbärtigen Aeſten umher. — Ehe man in die Rheinfläche hinab gelangt, hat man noch einen hohen Vorberg zu überſteigen, den Mont St. Odile. Auf der Höhe deſſelben erhebt ſich ein weitläuftiges Gebäude, halb erhalten, halb Ruine; ein Wallfahrtsort,

Digitized by Google

nebſt Meiereien, auch ſollen noch einige Nonnen in dieſem Gemäuer hauſen. Nirgends im düſtern Hofe begegnete uns eine Seele; wie traten in die feuchten niedern Gewölbe der Kirche, wo fromme Verehrung ihre kleinen, bunt verzierten Altäre errichtet hat; aber bald verließen wir dieſe öden Räume wieder, um uns draußen auf dem Felſenvorſprung an der Oſtſeite des Gebäudes unter die ſchattige Linde zu lagern, um hier noch einmal, zum letztenmal, die Schönheit des Gebirges zu genießen. — Vor uns, unter uns Wald, umgürtet nach Oſten hin von weiten Weingeländen, aus denen ſich reiche, freundliche Dörfer und Städtchen erheben; weiter hinaus das breite, fruchtbare Rheinthal mit unzähligen Städten und Dörfern, über welche die Wolkenſchatten leiſe dahinzogen; der Rhein in langem Silberſtreif, und jenſeits der deutſche Schwarzwald mit dem hohen Feldberge, der ihn überragt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Fortſetzung.)

Theater. — Kunſt.

In der Oper ſahen wir alte Sachen, neu in Scene geſetzt. Spontini's „Veſtalin" eröffnete den Reigen dieſer älteren Compoſitionen und fand ein aufmerkſames Publikum verſammelt. Mehr noch reizten die Schauluſt der Menge die ſeit ſehr langer Zeit hier nicht mehr geſehene „Aſchenbrödel," die in Frau Günther-Bachmann, unſerer noch immer rüſtigen Soubrette, eine treffliche Darſtellerin fand, und „das Donauweibchen." Außerdem brachte das Gaſtſpiel des Tänzerpaares Benè aus Berlin einige Abwechslung in das gewöhnliche Theatereinerlei. Von unſerm ſogenannten Ballet iſt wenig zu ſagen, obwohl wir ein Balletcorps beſitzen. Es fehlt an tüchtigen Solotänzern, zu deren Beſoldung das Theaterbudget nicht ausreicht und nie ausgereicht hat. Frau Brunè, eine angenehme Erſcheinung, errang hier vielen Beifall, obwohl ſie als Solotänzerin nur den geübten zuzuzählen iſt, die mit verführeriſchem Anzuge, gewinnendem Lächeln und feiner Koketterie die Zuſchauer bethören. Beſonders gefiel ſie in den charakteriſtiſchen Nationaltänzen, die ſie auch wirklich mit vieler Grazie und Gewandtheit ausführte.

Del Vecchio's Kunſtausſtellung überraſchte die Freunde der Kunſt in den letzten Wochen wieder durch manches werthvolle Bild. Am meiſten verdiente Anerkennung fanden zwei Gemälde der Speck von Sternburg'ſchen Galerie, erſt kürzlich von dieſem Mäcen der Kunſt erworben. Das eine ſtellt „Sakuntala" dar, im Begriff, ein Gedicht auf ihren Geliebten zu entwerfen. Thierſch, ein Sohn des bekannten Gelehrten in München, iſt der Schöpfer dieſes trefflich compoñirten Gemäldes. Wir ſehen Sakuntala, allerdings nicht die Tochter des heißen Indiens, vielmehr eine deutſche Schönheit mit dunkelm Haarwuchs, umgeben von ihren Geſpielinnen, unter üppigen Gewächſen ſüdlicher Zone ſitzen, in der Rechten den Griffel, in der Linken ein Lotosblatt. Das dunkle große Auge, glänzend, nicht rollend „in ſchönem Wahnſinn," blickt ſinnend nach oben, die Geſpielinnen folgen neugierig dem Blick der Gebieterin, während der glückliche Geliebte in buſchigem Hintergrunde die reizende Gruppe heimlich belauſcht. Will man tadeln, ſo iſt dem Künſtler vorzuwerfen, daß ſeine Geſtalten eben ganz und gar keine Indierinnen ſind. Solche vollſaftige, gutmüthig blickende Brünetten und Blondinen von ſo blüthenweißem Teint pflegen am Ufer der Iſar, nicht des Ganges zu wachſen. Gruppirung und Zeichnung anlangend, bekundet der junge Künſtler bereits eine Meiſterſchaft, die für die Zukunft Bedeutendes verſpricht. Das zweite Bild aus der Sammlung des Baron Speck von Sternburg ſtellt einen Knaben dar, im Begriff einem Hunde militäriſches Exercitium beizubringen. Dieſes Bild von F Dürck iſt in jeder Hinſicht tadellos und kann ſich dreiſt mit den berühmten Bettelbuben Murillo's meſſen. Der Junge, ein prächtiger, von Geſundheit ſtrotzender Burſche, als Proletarierkind in klaſſiſche Lumpen gehüllt, die meiſterhaft gemalt ſind, kniet vor einem aufwartenden Hunde, der ſich alle erdenkliche Mühe gibt, eine Weidenruthe juſt wie ſein Herr die blecherne Flinte zu ſchultern. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob Junge oder Hund genialer gemalt iſt; der Hund iſt mit einer Naturtreue hingezeichnet, die Liebhaber dieſer Thiergattung nahezu in enthuſiaſtiſches Entzücken verſetzt. — Von andern mehr oder minder werthvollen Gemälden erwähne ich noch von Merkelbach „der letzte Rath eines Vaters," ein Gemälde im großen Styl der alten Niederländer, nur leider in den Figuren ſteif verzeichnet. Abgeſehen von dem triſten Gegenſtande liebt die moderne Welt dieſen Styl nicht mehr, der bei allem Schwunge kühner Pinſelführung doch etwas Plumpes hat, was unſerem geleckten Geſchmack nicht mehr behagen will. Von dem bekannten Wiener Maler Waldmüller ſahen wir neulich mehrere neue Gemälde: „Mädchen, einen Brief leſend," in Schalken'ſcher Manier, „badende Mädchen," hübſche Geſichter, aber ſchlecht gemalte Körper; ferner „Kinder am Chriſtmorgen," ein gelungenes Genrebild. In dem auf einem Schemel knieenden Knaben, der ſchelmiſch lächelnd nach dem kleinen Schweſterchen beide Hände bittend ausſtreckt, um der ſpielenden Unſchuld einen Apfel abzuſchwatzen, ſpricht ſich die ganze ehrliche Gutmüthigkeit des oberöſterreichiſchen Volkscharakters aus. Benno Adam in München hat einen „Pferdeſtall" geliefert mit ſchön gemalten Roſſen und einer Katze, die Luſt hat mit einem Mops anzubinden, der vor der Krippe ſitzt. Die Darſtellung ſämmtlicher Thiere bekundet tiefes Studium der Thierwelt. Unter den Landſchaftsbildern, die immer ſehr zahlreich ſind, gebührt die Palme einer „Mondlandſchaft" von Verreigt in Köln; ferner einer „Kloſterruine am Abend" von Haſenpflug in Halberſtadt. Sehr reichhaltig ſind die immer von Neuem ſich ergänzenden Kupferſtichſammlungen und Zeichnungen. Unter letzteren nenne ich als Rarität zwei Bücher mit chineſiſchen Malereien. Beide Hefte kommen direkt aus China und ſind ungemein ſauber und minniös mit glänzenden Farben auf das feinſte Seidenpapier gemalt. Die Form des menſchlichen Körpers ſcheinen die chineſiſchen Maler noch nicht ſtudirt zu haben, denn alle Figuren ſind entweder total verzeichnet oder haben dürre und knochige Gliedmaßen, etwa wie die Figuren unſerer altdeutſchen Meiſter.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr 94. Donnerſtag den 19. April 1849.

— Mit den Augen bangen Muths
Seh ich, wie einen Sternſchuß, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen.
Shakeſpeare.

Lamartine's Fall.

Kleine Geiſter mögen ſich freuen, wenn große ſich auf ihrer Höhe nicht halten können, ſondern herabgleiten; immer aber iſt's eine traurige Erſcheinung, daß das Edle ſich in der Windsbraut der neueſten Zeit nicht halten kann, ſondern gemein wird. So ſehen wir jezt das ſchnelle Sinken und Fallen eines Mannes, der vor kurzem noch als Dichter, Geſchichtſchreiber und Staatsmann ſo hoch ſtand, einige Monate lang in der proviſoriſchen Regierung ſeines dämoniſch gepeitſchten, zur Republik umgeſtalteten Vaterlands die wichtigſte Rolle ſpielte und ſich in den ſchönſten Worten vernehmen ließ, als er ausſprach, daß Frankreich die europäiſchen Traktate von 1815 nicht mehr anerkenne und ſich für die Freiheit und Nationalität Italiens verbürge. Wie dieſe Bürgſchaft vernichtet am Boden liegt, ſo auch der Mann, der ſie als Miniſter ausgeſprochen hat.

Im verfloſſenen Februar verbreitete Lamartine in und außer Frankreich in großer Menge einen Proſpektus mit folgendem autographirten Briefe: „Paris 1. Februar 1849. Mein Herr, das intellektuelle, manchmal herzliche Wohlwollen, das ſich auf ganz natürliche Weiſe zwiſchen dem Schriftſteller und ſeinen Leſern bildet, gibt mir vielleicht das Recht, Ihnen den beiliegenden Proſpektus meiner ausgewählten, verbeſſerten, vermehrten, commentirten und von mir ſelbſt herausgegebenen Werke zu empfehlen. Wenn ich mir Ihre Nachſicht für dieſe ſchwachen Werke nicht zu groß vorgeſtellt habe, ſo wage ich es, mein Herr, Sie zu bitten, Sie möchten dieſen Proſpektus leſen, unter Ihren Bekannten verbreiten, die Namen der gefälligen Subſcribenten ſammeln und ſie mir mittheilen. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, mein Herr, daß Ihr Name nicht allein auf den Seiten dieſer literariſchen Arbeit, ſondern auch in meinem Gedächtniß ſtehen wird. Alph. de Lamartine."

Vielen, die dieſen Proſpektus erhielten, iſt es gegangen wie Schreiber dieſes. Sie hielten ihn für einen ſchlechten Scherz auf Koſten Lamartines, deſſen ewiges Geldbedürfniß ſprüchwörtlich geworden iſt. Wir haben uns aber geirrt, der Proſpektus iſt durchaus ächt. Soll man ſich darüber betrüben oder lachen? — Nie iſt ein ſo hochgeſtellter Schriftſteller und Dichter, ja keiner von nur einiger Bedeutung dergeſtalt zur merkantiliſchen Ausbeutung ſeines Namens und ſeines Talents herabgeſtiegen.

Kurz vorher geſtand Lamartine in der Vorrede zu ſeinen Confidences, daß ihn nur der von einem Journal gebotene Preis bewogen habe, die Schrift dem Publikum mitzutheilen. Die Freunde des Dichters nannten dieß ehrenwerthen Freimuth, wir aber nennen es einen ſchimpflichen Handel, und Alle, die noch etwas von literariſcher Würde fühlen, werden unſere Anſicht theilen. Mit obigem Proſpektus iſt es noch ſchlimmer. Lamartine hat hier nicht einmal die Entſchuldigung, daß er nur der Verſuchung eines bedeutenden Geldgebots nachgebe. Er ſelbſt bietet ſeine Waare an; er offerirt ſie jedoch, wie im Proſpektus ſteht, nur im Intereſſe Anderer (dans l'intérêt d'autrui), d. h. mit andern Worten: „meine Gläubiger warten;" der Erlös aus den Confidences iſt ſchon verthan, ſo wie das ungeheure Honorar für die Girondiſten; Alles iſt bereits in den bodenloſen Schlund von Spiel und unſinniger Verſchwendung

Digitized by Google

gefallen. Iſt es doch, als bitte er den geneigten Leſer um Mitleid mit ſeiner beängſtigenden Lage.

Der obige Brief ſelbſt iſt wohl das Teaurigſte; es iſt der Styl eines feinen Commis Voyageue, der mit ſüßen glatten Worten ſeine Weine, Kattune, Linnen, Büchee, Actien odee deegleichen anbietet und abzuſetzen ſucht. — Schon daß er autographirt iſt, muß Charlatanerie genannt werden. Offenbar hat Lamaetine die Leute dadueh gewinnen wollen, daß er ihnen eine Peobe ſeiner ſchönen Schrift gibt; beſondees aber hofft ee damit ſeiner Mittheilung einen gewiſſen Charakter von Intimität zu geben, der Manchen reizen und gewinnen dürfte. Deßhalb finden wie auch Wendungen wie in einem vertraulichen Brief an einen alten Freund, Formen, die in einem zu vielen tauſend Exemplaren nach allen Gegenden und Ländern geſchickten Brief lächeelich und lügenhaft erſcheinen. Am Ende heißt es gae, dee Name dee Subſcribenten ſolle nicht allein in einem Band dieſer neuen Ausgabe abgedruckt werden — was ſchon eine Chaelatanerie iſt — ee ſolle auch im Andenken des Veefaſſees eingeſchrieben ſtehen; eine Veeſicherung, die Viele veefüheen mag, wenn ſie gerade nicht daran denken, daß ſie dieſe Auszeichnung und Ehre mit vielen Tauſenden, mit Bekannten und Unbekannten, Würdigen und Unwürdigen theilen ſollen. Für achtzig Franken erkauft man das Andenken Lamartines, einen Theil ſeines Heezens; gewiß ſpottwohlfeil! Auch an rührender Demuth fehlt es nicht. „Wenn ich mie Ihre Nachſicht füe dieſe ſchwachen Werke nicht zu geoß voegeſtellt habe, ſo wage ich es ꝛc.“ Beſcheidenheit iſt allerdings lobenswerth, wenn aber ein Mann, deſſen Namen ganz Europa füllt, um „Nachſicht“ bittet, wenn er ſeine Schriften „ſchwach“ nennt, Schriften, die größtentheils allgemeine Bewunderung erregt haben, ſo iſt dieß nicht mehr Beſcheidenheit, ſondern Dünkel und Chaelatanerie, auf's Höchſte geteiebene Charlatanerie.

Wie wünſchen zue Ehre dee Poeſie und dee Moeal, daß dieſee Aufeuf des „gefallenen Engels“ keinen Erfolg habe. Wenn ſich alle Schaam aus den höchſten Schichten der feanzöſiſchen Liteeatue veriert, wozu es allen Anſchein hat, ſo wäre es Zeit, daß das Publikum durch ein veeächtliches Stillſchweigen zeigte, daß das Genie nicht Alles zu entſchuldigen vermag.

Die Mythologie der Alpen.

Zweiter Abſchnitt.

(ſ. Nr. 79—85.)

Seit dee Einfüheung des Cheiſtenthums gingen alle Ideen von wohlthätigen Göttern in dee einen Idee des einzigen großen Gottes auf; die böſen Geiſtee dagegen verſchmolzen dabei nicht alle ſo in eins, weil kein chriſtliches Dogma einen ſo ſtrengen Glauben an die Einheit des Teufels fordeete. Schon Chriſtus ſagt, das Reich des Teufels ſey in ſich ſelbſt uneins und die Evangeliſten ſcheinen auf eine Menge oberſter und unterſter Teufel hinzudeuten. Dahee, glaube ich, kam es, daß bei den meiſten chriſtlichen Völkern faſt alle guten und ſchönen Naturgeiſter verſchwanden und die Welt mit ſo viel böſem Spuck erfüllt wurde. Die Schaaren dee ſchreckhaften dunkeln Naturgeiſter wurden um ſo größer, da auch diejenigen guten Götter, die man nicht völlig aus dem Gedächtniß der Menſchen verbannen konnte, von den Peieſtern zu böſen Mächten umgeſtempelt wurden. — Es ging ihnen allen wie dee „Frau Holda,“ die nun eine „Unholdin“ wurde. Venus wurde eine „Here,“ Diana ein „Geſpenſt,“ die Nymphen „Nixen,“ die ſchönen Kinder der Mutter Gäa „Kobolde.“ Alle in der Nacht des Heidenthums mild leuchtende Geſtiene behielten vor dee Sonne des Chriſtenthums nue noch ein mattes geſpenſtiſches Licht, wie der Mond am Tage.

Daher erkläet es ſich denn wohl, daß auch die Alpenbewohnee, die doch ſonſt die Schönheit ihres ſo heerlichen Landes wohl erkennen und ſie in reizenden und rüheenden Liedern beſingen, da wo es ſich um Perſonificieung eines Naturphänomens oder um Symboliſieung eines Naturgefühls handelt, gewöhnlich auf Schreckgeſtalten und Zerrbilder verfallen ſind. Man bringt ein ſehe langes Verzeichniß zu Stande, wenn man alle die Ungethüme und unheimlichen Naturmächte aufzeichnet, mit welchen die Aelpler ihre Thäler und Wälder bevölkeet haben. Hiee hört man vom „Roß, das keinen Kopf hat,“ dort findet ſich dee „wilde Geiſee,“ der im Walde lärmt, dort wiedee dee „Ruſelhund,“ dee eine lange Kette übee die Berge ſchleppt. Dee „Butzima,“ dee „Bölima,“ dee „Mattſeiteln Bock“ und noch viele ſolche Lokalgeſpenſter weedeu heegezählt.

Sogae die ſchönen kryſtallklaeen Alpengewäſſee ſind von ſolchem Aberglauben getrübt woeden. Unheimliche Drachen, ungethüme Schlangen und Wüemer ſehen die Alpenbewohnee in ihren himmelblauen Seen, während die Griechen nicht nue ihee Bergquellen zu eeizenden Najaden zuſammenrinnen, ſondern ſogae aus dem ſchreckhaften Meee die Göttin dee Schönheit ſelbſt hervorgehen ließen, und die Indier eine Menge hübſcher Erzählungen von dem Heabſteigen der Quellen des Ganges und andeeer ihnen heiligen Flüſſe erfunden haben, Erzählungen, welche die Quellenbildung aus Wolken und Regen ſehe anmuthig mythiſieen. — Es gibt, glaube ich, keinen

Digitized by Google

einzigen Alpenſee, den nicht die Sage von einem „Seeſeäulein," oder einem „Halenmann," der die Menſchen mit einem Halen in die Tiefe zieht, oder von einem ſchlangenartigen „Nichus" eben ſo umſpukt wie die noewegiſchen Küſten der Glaube an die geoße Meeeſchlange.

Hie und da bewegt ſich das Waſſer der Seen, ſey es in Folge unterirdiſcher Quellen oder aus andeen Ueſachen, in gefähellchen Wiebeln. In dieſen Wiebeln laueet der Halenmann. Zuweilen demerkt man auf dee hellen Oberfläche der Seen dunlle, langgezogene, gewundene odee geballte Flecken, die ſelbſt dem Phyſikee unerklärllch ſind. Dieſe Flecken zeichnen ſich von der hellen Obeefläche des Sees ſo ſchaef ab, wie Dintenflecke vom weißen Papiee. Veegebens bemüht man ſich, am Himmel die Wolke, odee den keäuſelnden Wind, oder im Waſſer die Pflanzenmaſſe, oder die unterirdiſche Quelle aufzufinden, von der dieſe dunkeln Stellen heerüheen könnten, die uns dahee ſo räthſelhaft bleiben wie unſern Voevätern die Flecken in der Sonne. — Der Bergdewohnee, dee ſie, aus ſeinen Thalſchluchten auf den See hinaddlickend, demerkt, ſpricht: das ſey der Schatten des auf dem Geunde des Waſſers lebenden Thieres.

Oft iſt ein ſolches Waſſerungethüm wohl nue ein Popanz für die Kindee, oder man kann daein eine Peeſonificieung dee in's Verdeeben lockenden und toddeingenden Kraft des flüſſigen Elements erdlicken, wie Goethe ſie in ſeinem reizenden Liede vom hinabgelockten Fiſcher beſungen hat. Wundeen muß man ſich dann nur, daß die Aelpler nicht auch eine Schwindelgottheit eeſunden haben. — Man kennt den geheimen Zug in die Tiefe, der viele Menſchen beim Anblick eines Abgrunds mächtig ergeeift. Mit dieſem Zuge in die Tiefe, mit dem Schwindel haben die Beegdewohnee mehe zu kämpfen als mit irgend einem andeen Uebel, und es iſt dabei, was auch die Aeezte darübee ſchreiben mögen, doch noch immer etwas Geheimnißvolles. Ich ſage dahee, es bleibt eine unbegeeifliche Lücke in dee Beegmythologie, daß wie niegends die trockenen Gründe und Schlünde mit fieenenhaften Schwindelgottheiten gefüllt ſehen. — Dieſe unbeachteten, ungekannten Sieenen, die am Fuße jedes Abgeunds laueend ſitzen, haben doch von jeher nicht wenigee Menſchenknochen benagt, als jene Meerjungfeen an Siciliens Küſte.

Die geoßen von Menſchen geſtalteten Bildſäulen des Memnon, des Oſymandias, der Sphinee in Egypten, die aus lebendigen Felſen gehauenen Statuen im peteäiſchen Aeadien und die neueellch entdeckten Göttee-, Prieſtee- und Königsfiguren untee den Trümmeen von Ninive haben bedeutend unter den zerſtöeenden Einflüſſen dee Verwitterung gelitten und leiden noch. Jhee Naſen und Fingee fallen ihnen aus, Köpfe und Arme ſind ihnen abgefault, Füße und Beine abgeſchlagen, ſo daß von vielen nichts als ein ungeſtaltee Klotz geblieben. — In den Bergen hat die Verwitterung gerade den umgekehrten Effekt. Hiee geſtaltet ſie die gliedeelofen Felſen gleich einem Bildhauer. Dicht nebeneinandee läßt ſie ein paae Steine ausfallen: die entſtandenen Löchee gleichen Augen, die ein Meißel eingedohrt hat. Dazwiſchen bleibt eln gleich einer Naſe heevorragendes Felsſtück. Unten wird wieder eine Felſenmaſſe weggeböckelt, damit das Kinn ſich zeige und dee ſchlanke Hals ſich heeausbilde. Wäldee, die auf dem Scheitel des Felſens ſtehen, Geſtrüpp, das ſich an die Lippen ſezt, ſtellen Baet und Haarwuchs voe, und ſo vollendet ſich das Menſchenantlitz, an das ſich oft noch weitgeeifende Aeme und mächtige lahie Felſen als nackte Beine ſetzen. Dee Menſch, dee ſein eigenes Bild ſo geen überall abgeſpiegelt eeblickt, hat dieſe äffenden Spiele dee Natue nicht überſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Guizot. — Theater.

Die »Revue comique« bringt ferner eine Menge von Epigrammen und ſatiriſchen Liedern; z. B. ein Lied, in dem Guizot die Hoffnung ausſpricht, daß er mit den andern Manaechisten bald wieder an's Staatsruder kommen werde:

Les suppots de la royauté,
Reconquièrent l'autorité;
Au pouvoir chacun se glisse,
Dans un assez proche avenir
Je crois que mon tour va venir.
Que le passé
Soit un rêve effacé!
Embrassons nous et que cela finisse!

In der That ſcheint Guizot, der durch ſeine Starrheit ſo viel zur Revolution beigetragen hat, Hoffnung zu haben, zu Liſieux

wo er ein Gut beſitzt, zum Repräſentanten gewählt zu werden, und das aus Orleaniſten, Legitimiſten und Bonapartiſten beſtehende Wahlkomité in Paris, welches von den Bewohnern jener Gegend deßhalb um Rath befragt worden iſt, hat es nicht gewagt ſich dawider auszuſprechen. Es wäre doch eine kurioſe Erſcheinung, wenn das nächſtemal die Republik durch eine monarchiſch geſinnte Nationalverſammlung repräſentirt würde.

Die vom Miniſter des Innern verlangte Summe für die ſogenannte Inſpektion der Theater iſt von der Nationalverſammlung verweigert worden, und ſie hat dadurch zu erkennen gegeben, daß ſie keine Inſpektion, oder mit einem andern Worte keine Theatercenſur will. Derſelbe Miniſter des Innern hatte die Vorſtellungen des ſatiriſchen Vaudeville's: „der Thalertanz," ſuſpendirt, weil die Nationalverſammlung darin als ein Verein von Deathpuppen dargeſtellt wird, und Proudhon und Conſidérant ſo natürlich geſchildert ſind, daß man ſie nicht verkennen konnte. Gegen dieſen Gewaltſtreich erhob ſich aber ein ſolches Geſchrei, daß der Miniſter es für gut fand nachzugeben und die Vorſtellungen wieder zu erlauben, nachdem er den Verfaſſer bewogen hatte, einige anſtößige Stellen wegzulaſſen. Von Leon Gozlan, dem Verfaſſer des „Milchtropfens," verlangte der Miniſter ein Gleiches, und in der That wäre aus dieſem unſittlichen Stück, deſſen Haupthandlung darauf hinausgeht, daß man für den Dauphin eine Säugamme ſucht, die ſich einhundert-und-fünfzig Bedingungen unterwerfen muß, ehe ſie angenommen werden kann, gar vieles auszumerzen; da ſich der Verfaſſer aber nicht dazu verſtehen will, bleiben die Vorſtellungen einſtweilen unterbrochen. Der Verfaſſer beſchuldigt in den Tagesblättern elegante Stutzer der royaliſtiſchen Partei, ſie ſeyen Schuld an der übeln Aufnahme des Stücks, indem ſie die Anſpielungen auf den verdammten Hof Ludwigs XV. aus legitimiſtiſchem Eifer ausgeziſcht haben. Er will ſie ſelbſt auf den erſten Plätzen im Saale geſehen haben, wie ſie ſich alle Mühe gaben, den Unwillen des Publikums zu erzeugen. Die Wahrheit aber iſt, daß unſittliche Späße im Stück vorkamen, und daß dieſelben von Leuten aller Parteien laut mißbilligt wurden. Dem Publikum mißfallen witzige Anſpielungen keineswegs, aber der anſtändige Theil deſſelben duldet nicht, daß man aus dem Theater eine Schule der Unſittlichkeit mache, und da keine Cenſur mehr beſteht, ſo muß das zahlende Publikum ſelbſt über die neuen Stücke und ihre Verfaſſer zu Gericht ſitzen, und wenn es ſeine Schuldigkeit thut, wird man keinen Grund haben die alten Cenſoren oder Inſpektoren zurückzuwünſchen. Vom „Ideenmarkte" hat eines der kleinen Theater eine Fortſetzung gegeben; die Verfaſſer ſcheinen aber keinen großen Vorrath von neuen Ideen zu beſitzen; denn ſie haben deren wenige zu Markte gebracht, und ihre Späße über die politiſchen Zuſtände ſind ziemlich matt; wahrſcheinlich wird der Markt mit dieſer neuen Lieferung geſchloſſen werden. Ein anderes kleines Theater hatte den Einfall, von Zeit zu Zeit eine ſatiriſche Parapheaſe des Wechſelkurſes oder der Börſennachrichten abſingen zu laſſen. Aus dieſem Einfall hätte etwas Gutes werden können, wenn ſich ein witziger Kopf damit befaßt hätte; an der Börſe werden alle Tagesnachrichten, wahre und falſche, beſprochen, und im Gewande eines Kurszettels ließe ſich eine witzige Muſterung der Tagesbegebenheiten veranſtalten. Aber die erſten Verſuche waren unbedeutend, und wahrſcheinlich werden ſie aus Mangel an Theilnahme nicht fortgeſetzt. Auch mag es dem Publikum, nachdem es mit Tagblättern und Flugſchriften überſättigt worden, zu viel werden, wenn es Abends auch noch auf der Bühne Zeitungen vortragen hören ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Schluß.)

Die Centralhalle — Gerſtäcker

Zu Oſtern wird eine dritte Bürgerſchule für unſere Stadt errichtet. Direktor dieſer neuen Anſtalt, die vorerſt zwiſchen ſechshundert und ſiebenhundert Zöglingen erhalten wird, iſt Dr. Ramshorn, ſeit Jahren einer der fähigſten und geachtetſten Lehrer an der erſten Bürgerſchule, geworden. Ramshorn iſt auch der literariſchen Welt bekannt durch mehrere hiſtoriſche Arbeiten. Wenn ich nicht irre, war eine ſeiner letzten hiſtoriſchen Schriften die Geſchichte Kaiſer Joſephs II. — Die Bauluſt, in frühern Jahren faſt zur Manie geworden, hat ſeit der Revolution ſehr abgenommen. Von allen Bauten, die etwa ſchon in Angriff genommen worden ſind, verſpricht nur eine bedeutend für die Stadt zu werden, die „Centralhalle," am Ufer der Pleiße, der Thomaskirche gegenüber gelegen. Das außerordentlich umfangreiche Gebäude iſt erſt im Entſtehen begriffen, muß aber, wenn es vollendet wird und Alles das leiſtet, was es verſpricht, ein wahrer Muſterbau werden. Dieſe Centralhalle ſoll nämlich dem Plane nach in ſich vereinigen: 1) eine Induſtriehalle von zehntauſend Quadratellen Flächenraum als permanenten Bazar; 2) eine Börſenhalle, zwölfhundert Quadratellen groß, als merkantiliſchen Sammelplatz für Fremde und Einheimiſche; 3) eine Unionshalle von fünftauſend Quadratellen Flächenraum, mit zwei Salons, vier Logen, zwei Chiocks, Peoſeenium, Galerien ꝛc., als Vereinigungspunkt für gemeinnützige und geſellige Zwecke; 4) eine Badeanſtalt von fünfzehnhundert Quadratellen. Dieß ſind nur die oberflächlichſten Angaben; eine ausführlichere Darlegung Alles deſſen, was die Centralhalle in ſich vereinigen ſoll, erlaubt mir der beſchränkte Raum eines Briefes nicht. Dem ausgegebenen Plane zufolge wird noch ein Wintergarten, ein Gewächshaus, eine Molkenkuranſtalt ꝛc. damit verbunden. Kurz, was der Menſch wünſchen kann, iſt hier in Ausſicht geſtellt. Es fragt ſich nur, ob Leipzig als Stadt ſchon groß genug iſt, um eine ſo großartige Anſtalt hinreichend unterſtützen zu können. Von den Meſſen allein kann ſolch ein Inſtitut nicht exiſtiren. Von Regierungswegen ſoll mit dem Erbauer, dem Kammfabrikanten Lugenſtein, unterhandelt worden ſeyn wegen Ablaſſung und Einrichtung eines Lokals, das ſich für die zukünftigen Sitzungen des Geſchwornengerichts eignete. Zur Zeit fehlt es an einem derartigen Lokal in unſerer Stadt. Lugenſtein iſt aber, wie ich höre, nicht darauf eingegangen. — Friedrich Gerſtäcker, ſchnell bekannt und dem Publikum lieb geworden durch ſeine amerikaniſchen Schilderungen, hat vor Kurzem eine Reiſe um die Welt angetreten. Sein nächſtes Ziel iſt das neu entdeckte Eldorado Californien. So viel ich weiß, wird er von ſeiner Reiſe aus mit ſämmtlichen Journalen der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, Allgemeine Zeitung, Morgenblatt, Ausland ꝛc. in Verbindung bleiben, und in derſelben auch Reiſeberichte niederlegen. Es wär Schade, wenn in Folge der neueſten Beſchlüſſe der nordamerikaniſchen Staaten Gerſtäcker der Beſuch jenes intereſſanten und edelhaften Goldlandes nicht geſtattet würde. Gerſtäcker, kräftig, muthig, an Entbehrungen gewöhnt, mit glücklichem Auffaſſungsvermögen begabt, als kühner Jäger einem Indianer vergleichbar, iſt ganz der Mann, eine ſolche Expedition glücklich zu Ende zu führen. Von Californien wird ſich Gerſtäcker nach dem Cap der guten Hoffnung und von da nach Oſtindien begeben. Möge er Glück haben und von ſeiner Reiſe wohlbehalten nach dem — Gott gebe es — dann endlich einig und ſtark gewordenen Deutſchland zurückkehren!

Beilage: Kunſtblatt Nr 15

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 95. Freitag den 20. April 1849.

Dulce et decorum est pro patria mori.
Horat:

Drei Wunden.

1.

Die Preußen ziehn in Jenas Schlacht:
Mit der Musketen blanker Pracht
Wallte Zug an Zug die Stadt entlang,
Voran der Trommeln und Pfeifen Klang.
Die Schule spelt die Knaben aus,
Die springen nach in Saus und Braus,
Sie gaffen an Fahn und Montur sich satt
Und rennen im Jubel heim zur Stadt.

Nur Einer läuft durch Feld und Bach
Wies Hündlein den Soldaten nach.
Lang dehnt sich der Weg, der heiße Tag,
Er folgt im Takte dem Trommelschlag.
Ihn schnaubt vom Gaul an der Major:
„Was krabbelt nach der kleine Thor?"
Das Knäblein hält mit dem Roß den Schritt:
„Herr, nehmet mich mit, ich bitt, ich bitt!"

„Bin ich zu klein noch für den Zopf,
Gebt einen Hut doch meinem Kopf,
Ein blaues Röcklein um meinen Leib,
Und einen Säbel zum Zeitvertreib.
Die Pfeife meinem Mund vertraut;
Ich pfeif Euch wie ein Vogel laut,
Die Franzosen blas ich euch alle fort,
Ich geb Euch darauf mein Ehrenwort!"

Der kleine Held dem Herrn gefällt,
Er hat ihn vor die Front gestellt,
Er heißt ihn ziehn auf die Lagerwacht,
Und Triller pfeifen zu Jenas Schlacht.

Der Heerruf schallt, Kanonen schrein,
Er pfeifet Muth den Reihen ein;
Die Kartätschen mähen Glied an Glied,
Er bläst seinen Brüdern ihr Todtenlied.

Die Kugel trifft des Knaben Arm,
Er sinkt in seinem Blute warm.
Sie schleppen ihn fort in die Flucht gepreßt,
Er hält in der Linken die Pfeife fest.
Sie führen ihn zum Vaterhaus,
Er bricht in hohen Jubel aus:
„Ich trag an dem Arm eine Wunde scharf,
Die ich für den König erdulden darf!"

2.

Zum Jüngling ist der Knab erblüht,
Für Stahl und Eisen nur erglüht,
Drum wird er ein dröhnender Hammerschmied
Und peift an dem Feuer sein Schlachtenlied.
Was klingt herein so wild, so schön?
Das ist seiner Trommeln und Pfeifen Getön.
Was braust der hohe, stolze Klang?
Das ist seiner Brüder Kriegsgesang:

„Du tief entehrtes Vaterland,
Wir reißen dich aus Frankreichs Hand,
Wir fahren herauf im Racheschrei,
Wir machen mit Gott dich groß und frei."
Ihm rann die Thräne, schwoll das Herz,
Er fühlt sich los vom langen Schmerz.
Er reißt seine Büchse von der Wand,
Im Wehrmannsschmuck bei den Seinen stand.

Digitized by Google

Sie jagen aus dem Vaterland
Den Feind bis an der Seine Strand;
Gut traf der Schmid mit dem Kolbenſtoß,
Der Schütz mit dem rächenden Jagdgeſchoß,
Er hämmert auf der Städte Thor,
Trägt nach Paris die Fahne vor,
Und bei Waterloo auf der Siegerbahn
Da packt er die fränkiſchen Reiter an.

Sie ſpalten ihm das blonde Haupt,
Das ſinkt von Blumen roth belaubt.
Er ſtarrt hinaus in die herrliche Schlacht
Und fleht für ſie zu der himmliſchen Macht.
Sie führen ihn zum Vaterland,
Dort legt er dankend Hand in Hand:
„Ich trag' am Haupt eine Wunde ſcharf,
Die ich für Preußen erdulden darf."

3.

Der Schmid iſt ſchon ein alter Mann,
Dem der Schweiß von der narbigen Stirne rann,
Und hat errungen Haus und Gut,
Hat ſich nachgepflanzt ſein Fleiſch und Blut.
Er hat ſein Weib, der Augen Luſt,
Mit Leid zu Grabe tragen gemußt;
Doch freut ihn ſeiner Töchter Glanz,
Die prangen als ſeines Alters Kranz.

Horch, horch der hohe Pfelſenklang
Erbrauſet neu die Stadt entlang!
Die Völker erſtehen in junger Kraft,
Umklammern zürnend der Waffen Schaft.
Nun, Meiſter, führ' den Meiſterſtreich,
Es gilt das einige deutſche Reich;
Jezt muß es in ſeiner Macht erſtehn,
Oder muß auf ewig untergehn.

Der Schmid vor ſeinen Töchtern ſtand,
Er ſegnet ſie mit Mund und Hand,
Und theilet ihnen das Seine aus:
„Dir ſey vermacht das Gewerb und Haus;
Dir geb ich meiner Saaten Feld,
Und dir, der Kleinen, all mein Geld.
Fahrt wohl, o denket im Frieden mein,
Mich ladet mein Volk in ſeine Reihn."

„Nun Alter führ den Hammer ſtark,
Dein Ambos der helft Dänemark,
Auf dem will ich ſchmieden die deutſche Ehr,
Daß die Funken fahren auf Land und Meer;
Auf dem will ich ſchlagen den deutſchen Krieg,
Auf dem will ich ſinken in Luſt und Sieg.

Empfang, mein Herz, deine Wunde ſcharf,
An der ich für Deutſchland ſterben darf!"

Georg Rapp.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſezung.)

Schon die Iſraeliten, wie wir aus der Bibel wiſſen, erkannten in einem Salzfelſen Loths verwandeltes Weib. Die Griechen ſahen in allen Bergen Menſchen, die vor dem verſteinernden Angeſichte der Meduſa zu Granit- oder Kalkſteinſtatuen erſtarrten. Selbſt die heutigen Griechen noch erkennen in den Umriſſen eines großen Felſen bei Smyrna eine klagende Niobe. Ja ſelbſt die Indianer Südamerikas verehren in den wunderlichen Felsgeſtalten des verwitterten Cordillerenkamms Erdbewohner aus längſt verfloſſenen Jahrhunderten, welche der Gott Pachacamac in ſeinem Zorn in Stein verwandelt, und in den Umriſſen der Küſtengebirge bei Rio Janeiro erblicken noch jezt die europäiſchen Schiffer die Geſtalt eines ausgeſtreckten Rieſen.

Ich klagte oben, daß die Alpenbewohner die Häupter, Augen und Nacken ihrer Gebirge ſelten zu unterhaltenden mythiſchen Gebichten benuzt haben. Doch iſt auch dieſe Klage nicht ganz ohne Troſt, und man kann im Ganzen ſagen, daß wenigſtens der Samen zu ſolchen Mythen überall entdeckt wird, wenn auch die poetiſche Pflanze ohne Frucht und Blüthe geblieben iſt. Die Thäler dieſer Gebirge durchreiſend ſtößſt du hier auf eine Felſenmaria mit dem Chriſtuskinde im Arm, dort auf einen in ſteinerne Ruhe verſunkenen Eremiten, oder auf einen ſchlafenden Mönch, und es dringt ſich dir die luſtige Ueberzeugung auf, daß Natur und Menſchengeiſt die Alpen geradezu mit einem ganzen Heere felſigen Statuenvolks belebt haben, wobei das merkwürdigſte iſt, daß dieſe Menſchenbilder hier ſchon ſeit den Urzeiten ſo ſtehen und es alſo menſchliche Phyſiognomien in den Felſen gab, ehe überhaupt ein Adam auf Erden exiſtirte. Auf einem Paſſe der penniniſchen Alpen ſteht eine Büſte Napoleons, die ſchon ſeit Jahrtauſenden die Züge des großen Mannes mit frappanter Aehnlichkeit zur Schau trägt, und die zahlreichen Marienbilder hielten ihr Cheiſtuskind in den Armen ſchon in den dunkeln Jahrhunderten lange vor der Geburt des Heilands, als hätten ſie, gleich den Propheten, in der Heidenzeit ſeine Erſcheinung der Welt vorher verkünden wollen.

Viele dieſer aus den Felſen hervortretenden Götter- und Menſchengeſtalten ſind bloß eine müſſige Erfindung der Thalleute, welche dem neugierigen

Fremden überall gern etwas Außerordentliches zeigen möchten. Manche aber haben tiefere Wurzeln im Volke geſchlagen und ſind mit ſeiner Dichtung und ſeinem Aberglauben verwebt. So kenne ich eine Felſenpartie im Berner Oberlande, die ein ſo höchſt frappantes Bild eines am Berge hinſchreitenden Rieſen oder eines dort mit langausgeſtreckten Armen und Beinen angehefteten Prometheus gibt, daß Maler ſein Porträt verfertigt und in den Journalen des Landes veröffentlicht haben, und daß die Thalbewohner ſelbſt, von den markirten, ausdrucksvollen Geſichtszügen betroffen, glauben, dieſe Felſengeſtalt ſteige zuweilen lebendig in's Thal hinab.

Unter den Thieren der Alpen gibt es eine Menge, die nicht ihres Gebiſſes oder Giftes, ſondern der ihnen angedichteten Zauberkraft wegen gefürchtet werden. Unter den Kräutern ſind noch heutiges Tages nicht weniger Zauber- als Heilkräuter, und unter den Quellen werden viele als Wunderbrunnen bezeichnet. Und all dieſer Aberglaube gibt dann zuweilen zu mythiſchen Sagen und Erzählungen Veranlaſſung.

So werden z. B. die Wieſel in vielen Alpengegenden als übelberufen bezeichnet. Man ſoll ſie nicht ſchießen können, ohne ein Unglück zu erfahren. Auch ſollen, wenn ein Jäger dennoch den Verſuch gemacht hat eines zu erlegen, zahlloſe Schaaren derſelben erſcheinen, um das bedrohte Brudergeſchöpf zu retten. Auch von den Murmelthieren wird gar manche Geſchichte erzählt, welche unſere Naturforſcher in das Reich der Dichtung verwieſen haben. — Die in ganz Europa gleich einem Irrlicht ſpuckende Sage vom Wehrwolf, oder loup garou, hat in den Alpen ebenfalls Verbreitung gefunden, und wo hier kein Wolf ſich findet, da nimmt der Fuchs ſeine Stelle ein. Wie jener, ſoll auch der Fuchs zuweilen die Kraft haben allen Schüſſen der Jäger zu entgehen oder ſich in allerlei Geſtalten zu verwandeln.

In den Hochgebirgen ſoll es zu Zeiten weiße Gemſen geben, und erſcheint eine ſolche einem Jäger, ſo iſt ſie ihm ein ſicherer Todesbote. — Die Sage von einem wohlwollenden Berggeiſte, der die hübſchen Gemſen in ſeinen beſondern Schutz nehmen ſoll, ſcheint unſere naturliebenden Dichter mehr beſchäftigt zu haben als die Alpenjäger, die mit unwiderſtehlicher Begierde alle Gemſen verfolgen und jenen poetiſchen Schutzgeiſtern zum Trotz niederſchießen. — Doch verknüpfen ſie allerdings wieder in ſo fern etwas Uebernatürliches mit den Gemſen, als ſie glauben, daß das Blut dieſer Thiere, warm getrunken, ein Zaubermittel gegen Berggefahren ſey und vor Schwindel, Schwäche und anderem Unglück ſchütze. Dieſer Aberglaube, der übrigens ziemlich natürlich erſcheint, iſt allgemein in den Alpen verbreitet, und viele Gemsjäger führen ein ledernes Trinkgeſchirr bei ſich, um ſogleich den Blutrank darin aufzufangen. Auch die Indianer auf den ſüdamerikaniſchen Cordilleren trinken das Blut des Condor, weil ſie glauben ſich dadurch einige Eigenſchaften dieſes ſtarken, gewandten Bergbewohners anzueignen. — Wie von dem Trinken des Gemsblutes Schwindelfreiheit, ſo erwarten ſie vom Tragen der wunderlichen, aus Haaren und Pflanzenfaſern zuſammengeſetzten Ballen, die ſie zuweilen im Magen der Gemſen finden, Schußfeſtigkeit.

Auch an die Federn, die Leber, Lungen und Augen der Adler und Geier, die zu vielen Dingen gut ſeyn ſollen, heften ſich mancherlei Arten von Aberglauben, wie ſie auch bei den Jägern anderer Länder vorkommen. — Wie anderswo, ſind auch hier die Krähen, Elſtern, Spechte und Eulen Tod und Unglück verkündende Vögel. Insbeſondere aber ſprechen ſie viel von dem „Bergrappen." Es iſt dieß eine ſehr große Rabenart, die auf den höhern Bergen von den Leichnamen des gefallenen Viehs lebt, zuweilen aber auch gleich dem Lämmergeier junge Schafe und andere lebende Thiere angreifen ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Blumenausſtellungen. — Oeffentliche Vorträge. — Theater. — Kunſt.

Je ſchwieriger es mit jedem Tage zu werden ſcheint, ſich in unſern immer finſterer werdenden politiſchen Räumen zurecht zu finden, um ſo mehr macht ſich der geraume Zeit ganz vernachläßigte Gedanke geltend, daß der Menſch zu den geſelligen Thieren gehört, und daß es weit angemeſſener iſt, in der Geſelligkeit Zerſtreuung zu ſuchen, als ſich von der ſtockfinſtern politiſchen Zukunft im Voraus abängſtigen zu laſſen. Einen Beweis dafür gibt unter anderm der ungemein zahlreiche Beſuch, deſſen zwei ſo eben zugleich ſtattfindende Pflanzen- und Blumenausſtellungen, die eine im Lokal der jährlichen Kunſtexpoſitionen, die andere in den Gewächshäuſern des Kunſtgärtners Seidel, ſich erfreuen. Letztere dauert ſchon einige Wochen und beſteht hauptſächlich in Camellienſträuchern, zum Theil von ganz ausgezeichneter Größe, und bietet ſchon ſeit mehreren Jahren der

Digitized by Google

eleganten Welt einen der angenehmsten ersten Frühlingsgenüsse; die andere auf der Elberterrasse führt uns so viel als möglich die gesammte Pflanzenwelt vor das Auge und versetzt die Empfindlichen durch die bewunderungswürdigste Mannigfaltigkeit von Formen und Farben, wie durch kunstreiche Zusammenstellung in einen wahren Freudenrausch. Vermißt man auch diesmal die von frühern Jahren her gewohnte Fülle an Hyacinthen, Narzissen und andern zu dieser Jahreszeit heerschenden Blumen, so gewähren die zum Theil sehr seltenen Blüthen, welche hier zuvor noch nicht erschienen waren, hinreichenden Ersatz dafür. — Liefert die Natur allerdings die köstlichsten aller Zerstreuungen, so nehmen doch auch Wissenschaft und Kunst auffallend mehr als noch vor Kurzem die Aufmerksamkeit der Gebildeten in Anspruch. Besonders zeigt sich eine wärmere Theilnahme an öffentlichen Vorträgen fast aus allen Gebieten des menschlichen Wissens. Namentlich fanden mehrere naturhistorische Vorlesungen des Hofraths Reichenbach und ein von Professor Richter gehaltener interessanter Vortrag über Fanatismus ungemeinen Beifall.

Nach allen öffentlichen Blättern waren die Kunstleistungen der nun in ihre englische Heimath zurückgekehrten Tänzerin Lucile Grahn auf hiesigem Theater vom größten Erfolg gewesen. Es konnte ihr auch im Andenken des für sie begeisterten Publikums dadurch kein Schaden geschehen, daß unser trefflicher Komiker Röder Gelegenheit nahm, bei den neuesten Aufführungen seiner beliebtesten Posse: „der Weltumsegler wider Willen," ihre ganze Person und Wirksamkeit auf das sinnreichste und glücklichste darzustellen. — Die allgemeine Aufmerksamkeit pflegt auf die neuen dramatischen Arbeiten Gutzkows sehr gespannt zu seyn. Dieß war auch bei dem Trauerspiel „Liesli" der Fall. Bei Aufführung desselben schienen sich wirklich die großen Erwartungen von demselben Anfangs im vollsten Maaße bewähren zu wollen. Die gedankenreiche Diktion und das glückliche Bestreben unserer besten Darsteller und Darstellerinnen, hinter dem Dichter nicht zurückzubleiben, erregten eine solche Stimmung in dem zahlreich versammelten Publikum, daß ein außerordentlicher Erfolg des sorgfältigst ausgearbeiteten Stücks gewiß schien. Indessen zeigte es sich im Fortgange der Aufführung immer mehr, daß man sich hierin getäuscht hatte. Selbst die glänzendsten Schönheiten reichten nicht hin, die Zuschauer mit dem undankbaren, der Kriminalistik entlehnten Stoffe zu versöhnen.

Der sächsische Kunstverein, der immer mehr gemeinnützige Thätigkeit entwickelt, beschäftigt gegenwärtig wieder das gebildete Publikum durch eine Fülle von Oelgemälden und Zeichnungen sowohl aus dem goldenen Zeitalter der Malerei als aus neuester Zeit. Der größere Theil derselben besteht in einer Sammlung, welche dem Freiherrn von Biedenfeld gehören soll und manches wahrhafte Kunstkleinod in sich faßt. Es ist daher ein empfindlicher Verlust für die deutschen Kunstfreunde, daß sie durch den so eben stattgefundenen Verkauf derselben an einen Amerikaner uns über das Meer entführt werden wird. Alle Kenner und Kunstliebhaber bewundern ein im Kunstvereine aufgestelltes lebensgroßes Kniestück vom berühmten Begas in Berlin gemalt. Es stellt den verdienstvollen Senior in der Bildnerei, Direktor Schadow dar, und ist eines der Bilder, bei denen Zeichnung und Kolorit ganz vergessen werden über der lebendigen Natur. Das Bild darf dem von Rubens und Vandyk geschaffenen zur Seite treten. Große Theilnahme findet gleichfalls eine aus Rom hierher gekommene Marmorbüste Pius IX., dessen einnehmende Gesichtszüge deutlich sein so geistreiches als liebevolles Naturell verkündigen.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Theater.

Hat man die langen Debatten der Nationalversammlung, die vielen Bemerkungen darüber in den Tageblättern der verschiedenen Parteien, die vielen politischen Nachrichten aus allen Ländern der Erde und so vieles andere gelesen, so hat man die Politik übersatt und wünscht sich Abends etwas zur Zerstreuung. Daran fehlt es denn jetzt auch nicht, und die Theaterkritiker beklagen sich in den Feuilletons, daß sie nicht mehr im Stande seyen allen ersten Vorstellungen beizuwohnen, da zuweilen an einem nnd demselben Abend drei oder vier neue Stücke auf verschiedenen Theatern gegeben werden. Und doch hat die italienische Oper wie gewöhnlich mit dem März ihre Vorstellungen eingestellt; der Direktor des Theatres der Porte St. Martin ist bankerott geworden und die Bühne ist geschlossen, nachdem kürzlich, als das Publikum schon eingelassen war, die Schauspieler sich geweigert hatten aufzutreten, weil sie ihre Gage nicht erhielten, so daß nicht gespielt werden konnte und man dem Publikum sein Geld zurückgeben mußte. Etwas Neues in der Theaterwelt war das Auftreten der Demoiselle Rachel in einem kleinen Lustspiele des Théâtre français. Die Zeit, da sie mit wilder Begeisterung die Marseillaise sang, ist längst vorüber; obgleich kaum ein Jahr seit jener Zeit vergangen ist, sind wir doch in eine ganz andere Epoche getreten, und mit dem Fahnenwesen und dem enthusiastischen Singen ist es vorbei. So hat denn auch die Rachel klüglich einen andern Weg eingeschlagen und läßt die Demokraten allein singen. In dem kleinen Lustspiel: „der Sperling der Lesbia," spielt sie die Rolle der Geliebten des römischen Dichters Catull, der seinem Liebhaberleben ein Ende machen, seine Geliebte verabschieden und sich mit einer Dame verheirathen will. Nun verliert Lesbia gerade ihren lieben Sperling und wird darüber innig betrübt. Ihr Schmerz rührt den Dichter; er besingt den Verlust, den Lesbia eben erlitten. Sie hat sich mit den Kleinodien geschmückt, welche Catull seiner künftigen Frau zugedacht hat, und so erscheint sie dem Bräutigam so reizend und liebenswürdig, daß er sich nicht entschließen kann sie zu verlassen und auf seine Heirath verzichtet. Auch die Damen im Schauspielsaale mußten die Rachel bewundern, wie sie mit einem kostbaren Schleier, einem mit Gold verbrämten Kleide und mit künstlichen Weintrauben im Haare vor Catull stand. Sie wurde lebhaft beklatscht, und obgleich sie durchaus nicht schön ist, so fand sie doch Jedermann so reizend, wie der Dichter im Lustspiel. Es heißt nun, die Rachel studire eine Rolle in einem großen Lustspiel von Scribe und E. Legouvé ein. Eine andere Schauspielerin des Théâtre français, Demoiselle Brohan, ist neulich als Theaterdichterin aufgetreten, aber bloß in einer geschlossenen Gesellschaft. Ein Verein reicher Familien hatte eine Kollekte zu Gunsten armer Kinder veranstaltet und den Beisteuernden dafür eine theatralische Vorstellung in einem Hôtel der Vorstadt St. Germain versprochen. Man sollte wenigstens zehn Francs bezahlen. Als aber bekannt wurde, daß ein Lustspiel aufgeführt werde, das Demoiselle Brohan, die ausgezeichnete Soubrette des Théâtre français zur Verfasserin habe, und daß sie selbst die Hauptrolle darin spiele, während der Graf v. Nansouty ebenfalls darin auftrete, stiegen die Billete dergestalt im Preise, daß für manche fünfzig bis hundert Francs geboten wurden und kein Platz im Saale des Hôtels leer blieb.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 96. Sonnabend drn 21. April 1849.

Formam aedificiorum novam excogitavit.
Sueton.

Scelestae haec aedes, impia est habitatio.
Plautus.

Berliner Briefe.

Ein Baumunder.

Kennen Sie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klingr, das krinen Stiel hat? Nehmrn Sie an, daß die Quadratur des Cirkels zu rntdrcken sey? Begeeifrn Sir das Hamiet'sche Seyn und Nichtseyn? Ist Ihnen dir Möglichkeit des Wunderthuns klar? — Sie schüttrln mit dem Kopfr? Es ist Ihnen nicht klae? Sie glauben nicht an Wunder? — Nun, so gehen Sir nach Berlin, doet ist ein Wundee vollbracht, rin Undenkbares möglich gemacht: man hat doet die geheime Oeffentlichkeit rrfundrn.

Wenn man in Paris duech die Rue eoyale nach dem Platr de la Concoede kommt und sich jenseits des Odelisken von Luxor der Brückr nähret, so leuchtet vom andern Seineufer ein großes prächtiges Gebäude uns entgegen, frei und stolz theonend auf mächtig hinansteigendee Treppr, mit stattlich geöffnetem Thore zum Eintritt ladend. Es ist die Deputietenkammer, dee Sitz der französischen Nationalversammlung. Sieht man in Florenz, in Bologna mitten auf dem Markte eine weitr gastliche Halle, offen dem Eintritt jedes Bürgers bei Tag und Nacht, so sind es dir alten Versammlungsoete des Volks, in denen es über sein Wohl und Weh in freier Rede berirth. Adee Beelin, die Stadt dee Intelligenz, konnte sich mit dem schon Voehandenen nicht begnügrn, sie mußte etwas Neues haben, etwas Wunderdaees, das dir Welt noch nicht gesehen außee ihren Mauern, und man fand diefrs Unerhörtr, weil man rs so eeustlich gesucht hatte. Man baute die zweite Kammer der preußischen Volksvertretung nach jenen Vordildern, weiche die Sage uns von den Gerichten dre heiligen Vehme auf dee rothen Erde Westphaiens überliefeet hat, und veemittrlte so dir Fordrrung der neurn Zrit mit der christlich geemanischen, die Rrvolution mit dem historischen Rechte. Es ist kein Zwrifel, dee tapfere Vrtrrter drs Rechtsbodrns muß sich sehe hrimisch fühlen im mystischen Gebäude dee zweiten Kammee.

In der Niederwallstraße, einer engen, alten, finstrrn, von Krämern und kleinrn Gewrrbtreibenden brwohnten Gassr, „in der Niederwallstraße Ne. 8 ist für das Publikum der Eingang zue zweiten Kammer," so lautet die Weisung auf den Einlaßkarten. Mit meinem Billrtte in dee Hand teat ich voe das beteeffende Haus; hiee ein Böttigeeladen, in dem man schadhaft gewordene Sachrn flickt, dort rin Milchbureau, das wassergetränkte Milch als die begehrte kräftige Naheing ausbirtet; Kammmachee, Knopffabrikanten u. s. w., aber keine Spur von einee Deputirtenkammee. Rathlos blieb ich stehen und schaute umhee; da eedlickte ich einen Polizeikommissär und zwei Constadler, welche sich des schiechten Wettres wrgen in eine Hausflur zurückgezogen hatten, und zweifelte jezt keinen Augenblick mehe, daß ich mich am Eingang des Lokales brfinde, in dem das freie Volk dee Peeußen seine oktroyirte Verfassuug revidiet.

Es ist sondrrbar, abee man kann von gewissen Brgriffrn nicht leicht loskommen. Ich habe mit dem Worte Revision immer das Suchen nach Defekten verbunden. Kasseneevisionen, gründliche Revisionen bei dre Entlassung unzuverlässigrr Dirnerschaft, das sind alles sehe gehässige Dingr, nothwendige Uebel, denen man sich widerstrebend untrezieht, um noch größerem Veeluste voezubeugen; Zustände, weiche uns mißmuthig

machen, wenn man ihnen nahe tritt. Solch ein mißmuthig machender Hauch ſchwebt ſchon über dem erſten Eingang zu der Kammer, in der die oktroyirte Verfaſſung revidirt wird.

Ein ſchmaler, kaum fünf Fuß breiter Durchgang nimmt uns auf, mit feuchter blaßgrüner Farbe heuchleriſch übertüncht, um die alte, verräucherte Mauer zu verbergen. Am Anfang und Ende dieſes Flurs ſitzen hinter ſchlechten Holztiſchen wachehaltende Controleurs, deren lezter die Weiſung ertheilt, durch die ſehr einfache Hinterthüre weiter zu wandern. Aus dieſer Thüre kommt man in einen Hof, aber ſelbſt der kleine Raum, welchen die Architektur der Vorzeit in der natürlichen Beſchränkung hier geſchaffen, ſchien jezt wohl noch zu weit, bot noch zu viel Spielraum für freie Bewegung; man hat ihn mit einer feſtgefugten Bretterwand von Fichtenholz ſo abgetheilt, daß in dem engen Gange, den die Brandmauer des Hauſes und der Holzverſchlag bilden, nur ein paar Menſchen neben einander gehen können. Ich habe einmal in einem Schlächterhauſe zugeſehen, wie man eine Ladung angekommener Schafe behandelte, welche ſich in unruhigem Haufen vor der Thüre drängten. Man machte die Thüre nur ein klein wenig auf, ſtieß die Schafe zurück, die man nicht brauchen konnte, und langte ſich jene in's Haus hinein, deren man habhaft zu werden wünſchte.

Es regnete und ſchneite, als ich den ſchmalen Gang hinab ging. Ich hatte in der Hausflur meinen Schirm geſchloſſen und beim Austritt auf den Hof eben geöffnet, als ich ſchon wieder vor einem Haus ſtand und ihn ſchließen mußte, um eintreten zu können. Ein Conſtabler öffnete die Thür, abermals zehn Schritte durch einen wüſten, nach naſſem Kalke riechenden Raum, ein neuer thüröffnender Conſtabler, und abermals hinaus unter freien Himmel, zwiſchen eine andere Brandmauer und einen andern Holzverſchlag. So geht man in der unbehaglichſten Weiſe durch alte Häuſer und verſchlagene Gehöfte fort und fort, bis man endlich eine neugezimmerte Treppe, rohe rothe Ziegelwände, eine wahrhafte Bauſtelle erreicht, und von dem wachehabenden Beamten erfährt, jezt ſey man an den für das Publikum geöffneten Tribünen der Deputirtenkammer angelangt.

Man kann nicht lachen über den elenden Bau, man kann ſich nicht ärgern über die Verworrenheit dieſes Einganges, welcher bei irgend einem Zufall, der eine ſchnelle Entleerung der Räume nothwendig macht, geradezu lebensgefährlich werden müßte; man hat nur Eine Empfindung dabei, man ſchämt ſich für ſein Volk. Hätten die Deutſchen das feine Ehrgefühl, den Schicklichkeitsſinn der Franzoſen, wie bitter würde eine Einrichtung wie dieſe von dem Spott der Preſſe gegeißelt! welche Calembourgs würde es regnen, wären im Franzöſiſchen die Redensarten: „hier iſt die Welt mit Brettern vernagelt," und „vernagelt ſeyn," ſo bedeutſam als in unſerer Sprache!

Das Innere der Kammer iſt freundlich, aber charakterlos. Es erinnert an Krolls Etabliſſement; hier wie dort könnten Seiltänzer, Weihnachtsausſtellungen, Muſard'ſche Orcheſter ihr Weſen treiben. Durch die grelle Farbenausſchmückung wird ein Gefühl von Unruhe erzeugt. Einfache, ruhig emporſtrebende Säulen, milde Färbung der Wände wären einem Berathungsſaale viel angemeſſener als dieſes wüſte Gemiſch von hellbraunem Holz, feuerrothen Vorhängen und bunten Teppichen, bei denen alle Farbenkombinationen frei durcheinander laufen, und nur die Zuſammenſtellung von ſchwarz, roth und Gold nicht zu finden iſt.

Die Räume für das Publikum ſind im höchſten Grade beſchränkt und die Einrichtung getroffen, daß jeder Deputirte nur einmal in der Woche eine Karte erhält, um ſie für Zuhörer zu verwenden. Dabei iſt die Communikation zwiſchen dem Publikum und den Deputirten innerhalb des Hauſes völlig geſperrt, und der König kann in kürzerer Zeit eine telegraphiſche Depeſche aus Cöln erhalten, als ein Volksvertreter irgend eine Notiz von der Tribüne herab. Man muß den ganzen beſchriebenen Herweg rückwärts machen, den Hausvogteiplatz, die Jeruſalemer Straße, den Dönhoffsplatz durchſchreiten und dort durch das Hardenbergſche Palais einen eben ſo mühſeligen, vielfach kontrolirten Eingang ſuchen, will man einen der Deputirten ſprechen oder ihm eine Mittheilung machen, welche augenblicklich ihm von Wichtigkeit ſeyn könnte. Dieſe Oeffentlichkeit iſt das vollkommene Seitenſtück des Belagerungszuſtandes.

Unter dieſen Umſtänden iſt es kein Wunder, wenn die Phantaſie des Berliner Volks an den offen liegenden Merkwürdigkeiten des Lokals nicht genug hat, ſondern deren auch geheime aufzufinden weiß. Die hohlklingenden Fußböden, auf denen man in die Kammer gelangt und die angeblich über Gräben und Cloake führen, ſollen noch ganz andere Geheimniſſe verbergen, ſichere, unnahbare Ein- und Ausgänge. Da gibt es Thüren, die mit Eiſen beſchlagen ſind, und Perſonen, die im Bewußtſeyn dieſer architektoniſchen Vorzüge des Hauſes ſich ſo behaglich fühlen auf den Miniſterbänken der zweiten Kammer, wie jener öſterreichiſche Offizier, der ſich für die Campagne ein paar tüchtige Reitpferde angeſchafft hatte.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Durch viele über ihn gedichtete Erzählungen haben die Dichter den Bergrappen faſt zu einem ſo fabelhaften

Digitized by Google

Thiere gemacht, wie den Vogel Greif; ſie haben ihn ſelbſt in ihren ſogenannten Alpenſegen aufgenommen, den nach alter Sitte ein Senn vor Sonnenuntergang laut über das Thal hinrief:

Herr ſchütze unſer Vieh
Vor des Wolfes Zahn,
Vor der Kröte Biß,
Und vor des Rappen Schnabel.

Halb aus den Sitten dieſer Hirtenvölker, halb aus der Natur ihres Landes hervorgegangen iſt die Sage von der „ſchwarzen Heerde.“ Ein ſchlimmer geiſterhafter Hirte, mit Einem Worte der Böſe ſelber, ſagen ſie, führt bei Nacht eine wilde Heerde über die Gebirge. Die geſpenſtiſchen Rinder, Schafe und Ziegen, aus denen dieſelbe beſteht, ſind ſchwarz, ihre Augen feurig, den Kopf haben einige wohl verkehrt auf dem Rumpfe, und ihre ſonſt ſo friedliche und träge Natur ablegend, ſtürmen ſie ſchnaubend und tobend über die Felſen und Alpen. Man vernimmt ihr Glockengeläut und ihr Brüllen von ferne, wie das Hallo, das Geheul und Bellen der wilden Jagd. Wehe dem, der ihnen begegnet!

Der wilde Hirte ſucht zuweilen ſündhafte Sennen heim und entführt ihnen ihr Lieblingsvieh, das er ſeiner Heerde wie ein diebiſcher Kakus beimiſcht. Kühnen und frommen Sennhirten gelingt es aber wohl, gleich Herkules, dieſem zweiten Kakus das Vieh wieder zu rauben und es aus dem geſpenſtiſchen Getümmel in das Reich der Wirklichkeit, in ihre Ställe und auf ihre Alpenwieſen zurückzuführen.

Vielfach und oft ziemlich poetiſch ſind die Erzählungen, in denen dieſe ſchwarze Heerde, die hie und da auch wohl „das Nachtvolk“ genannt wird, eine Rolle ſpielt. In einer dieſer Erzählungen ſtellt ſich die Sache ſo dar: Ein verliebter und eiferſüchtiger Senn ſprach eines Abends den Alpenſegen aus und rief, wie vorgeſchrieben, die Gnade und den Schutz Gottes auf Alles herab, was im Thale wohnt und athmet. Als aber ſein Blick auf die Gegend fällt, wo ſein Nebenbuhler wohnte, den er von ſeiner Geliebten für begünſtigt hielt, da nimmt er dieſen und ſein Vieh vom Segen aus und murmelt des Himmels Fluch auf ihn herab. Ein murrendes Echo wiederholt ſeine Worte. Entſetzt verbirgt ſich der gotteslästerliche Senn in ſeiner Hütte. So wie die Nacht ſich herabläßt, klingt und brüllt und toſt es aus der Ferne. Es iſt das Nachtvolk. Die Alp erzittert unter ihren Hufen; der Böſe ſelbſt tritt in die Hütte des frevelhaften Hirten, deſſen Augen der Schlaf flieht, und mit dem Finger drohend entführt er ihm ſeine Heerde. Aber die Unſchuld ſeiner frommen Geliebten, zu der er am Morgen eilt und der er Alles geſteht, ihr Flehen und die Gewalt, die ſie über den Böſen übt, bringt das Vieh wieder zurück und gleicht am Ende Alles gütlich aus.

Auch mit dem ſogenannten „Rücken der Kühe“ bringen ſie dieſe Heerde des Nachtvolks in Verbindung. Es geſchieht nämlich zuweilen, daß eine ganze Rinderheerde plötzlich, wie von paniſchem Schrecken ergriffen, wild wird und die Thiere in blinder Wuth dahingeriſſen dem Hirten entlaufen und wohl über Felſen hinweg ſich in Abgründe ſtürzen, ſey es, daß die anführende Kuh von einer Bremſe geſtochen wurde, oder ſonſt ein Zufall die Thiere erſchreckte. Die Hirten, welche dieſen Zufall oder jene Bremſe nicht entdecken können, behaupten dann wohl, der böſe Hirte habe ihr Vieh entführt.

Die Sage von der wilden Rinderheerde iſt den Triften und Weiden bewohnenden Alpenvölkern eigenthümlich. Es wäre wohl einmal der Mühe werth, nachzuforſchen, ob auch die viehzuchttreibenden Nomadenvölker in den Steppen eine ähnliche Sage haben, ob auch vielleicht die grönländiſchen und lappländiſchen Fiſchervölker, einen ſolchen „wilden Fiſcher“ kennen, wie die jagdliebenden Germanen einen „wilden Jäger“ und die Aelpler einen „wilden Hirten.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Provinz Sachſen, April.

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

Die preußiſche Provinz Sachſen iſt überaus reich an kleinen Bädern, welche in Deutſchland wenig bekannt ſind, dennoch aber ihr Publikum haben und durch die würzige Bergluft, welche um ihre Quellen weht, vielleicht mehr noch als durch die ihnen inwohnende Heilkraft alljährlich ihre Wirkung üben. Wie mancher alte Major kommt aus Norddeutſchland nach

Ilſenburg im Oberharz zur Prinzeſſin Ilſe, von der Heine ein ſo liebliches Mährchen zu erzählen weiß, in das er den „kranken Kaiſer Heinrich“ verwebt hat! Wie mancher Geheimerath kommt aus Berlin nach Suderode, Giebichenſtein und Köſen! Auch nach Wippra, tiefer im Hoezgebirge, verirrt ſich wohl einmal eine Hofdame aus Dresden. Dieſen Bädern gedenken wir, mit Erlaubniß, bald einmal eine Skizze zu widmen, wobei dann auch das anhaltiſche Alexisbad, das der Lage nach ganz zu denſelben gehört, nicht vergeſſen werden ſoll. Für dießmal führen wir den Leſer etwas weiter nördlich vom Gebirge, wo in dem am Abhange des Harzes ſich ausdehnenden grünen Hügellande wohlhabende Dörfer mit ſtattlichen Kirchthürmen verſteckt liegen. Erſt im Elmwalde, welcher nach der Beſtimmung des Tacitus die Grenze des Harzwaldes bildet, nach der jetzigen Geographie aber mindeſtens ſechs Meilen über denſelben hinaus liegt, finden wir, bereits im Braunſchweigſchen, nach Norden zu die erſte Heilquelle wieder. Aus ſchwarzem, fruchtbaren Moorboden, der dem holſteiniſchen Marſchlande nicht unähnlich ſeyn mag und auf dem ſich die prächtige Waldung weithin ausdehnt, quillt ſie hervor. Auch bei dieſem Bade, in dem die Natur eben weiter nichts bietet als den herrlichen Wald, wollen wir nicht verweilen. Zwiſchen dem Elm und dem Harz aber, in einer ganz ähnlichen Landſchaft, wurde während des dreißigjährigen Kriegs eine Zeitlang ein Bad beſucht, das damals bei weitem das berühmteſte in Deutſchland geweſen zu ſeyn ſcheint; es war das Bad zu Hornhauſen bei Oſchersleben. Durch die Nachforſchungen des dortigen Predigers Pröhle ſind wir in den Stand geſetzt, über dem damaligen Badeleben an dieſem Ort auf einen Augenblick den Vorhang emporzurollen. Die Kriegszeit und die dadurch hervorgerufene, auch bei dem Gebrauch dieſer Quellen ganz beſonders hervortretende religiöſe Stimmung der Menſchen verleihen denſelben ein ſehr eigenthümliches Gepräge. Als das Bad bereits wieder verödet war, hörte man noch die Meinung, es ſey dieſes Brunnen „ein rechter Gnadenblick Gottes geweſen, der da eben zu der Zeit, als unſer ganzes geliebtes Vaterland deutſchee Nation durch viel und mancherlei Trüb- und Deangſal von langer Zeit her gar eine elende und betrübte Geſtalt gewonnen, als eine recht erwünſchte Freudengeburt, zum Troſt vielee armen Leute, die bisher bei ſo langwährenden vielfältigen Kriegsabenteuern theils durch Schrecken und Entſetzen, Herzensbekümmerniß und Trauern, theils auch durch offenes, gewaltſames Jagen, Plagen, Prügeln, Hauen und Stechen krank und ſiech gemacht worden, an dieſes Tages Licht kommen;“ und der kindliche Sinn unſerer Vorfahren merkte daraus des lieben Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der nicht allein zerreißen und ſchlagen, ſondern auch wiederum verbinden und heilen wolle und könne.

Zahlreiche Sänger prieſen das Bad in lateiniſcher und deutſcher Sprache. Unter den lateiniſchen Gedichten, die uns vorliegen, befindet ſich auch eines von dem Vater des Philoſophen Leibniz. In poetiſcher Hinſicht iſt jedoch nur ein deutſches Gedicht von G. Finkelhaus von Bedeutung, welches den Brunnen zu Hornhauſen, dieſen

„Herzog aller Brunnen,
Daraus aus Balſam kömmt, und Salb' aus Oehl geronnen,“

in Alexandrinern weit über Karlsbad, Eger und Töplitz erhebt. Auch hier wird an die Betrachtung der Hornhauſer Quellen der fromme Gedanke geknüpft, „daß Gott das arme Land wolle geneſen laſſen, nachdem er es verwundet und geſchlagen habe mit allzu ſcharfem Beſen.“ Wahrhaft reizend aber iſt folgende Stelle, welche uns zugleich im Hintergrunde des ſtillen Badelebens den Blick auf die ſtürmiſche Kriegszeit eröffnet:

Du wirſt dich nah, o Weſt, durch ſanften Zephyr regen,
Weil ſich mein krankes Volk muß auf den Raſen legen,
Das ſich in Hütten hält und her ein kleines Dach
Vor deiſem Sonnenſtich und Wetters Ungemach.
Kein Donner ſchrecke ſie, kein Hagel, Sturm noch Regen!
Das Unheil welche fern von allen ihren Wegen!
Kein Landesknecht ſey erkühnt, ſie frech zu fällen an!
Wer ſie betrüben will, der hab's Gott angethan!

(Fortſetzung folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

Theater. — Ein Hellſeherodor.

Nach Alfred de Muſſets Beiſpiele, der mit Beifall einige Sprüchwörter dramatiſirt hat, die auf der Bühne des Théâtre français ſehr gut aufgenommen wurden, obgleich man ſie nur als dramatiſche Bagatellen betrachten kann, hat auch Demoiſelle Brohan ein ſolches Sprüchwort behandelt; es heißt „compter sans son hôte,“ und iſt ebenfalls eine dramatiſche Kleinigkeit. Eine auf dem Lande lebende Gräfin glaubt nichts von einem in der Nähe lebenden eleganten Herrn zu fürchten zu haben, und geſtattet ihm daher den Zutritt in ihrem Hauſe ohne Bedenken; er aber ſchleicht ſich unvermerkt in ihr Herz ein, und das Ende vom Lied iſt eine Hochzeit. Demoiſelle Brohan ſpielte die Gräfin, Herr v. Nanſouty den eleganten Nachbar. Das eben ſo elegante Auditorium fand das Stück vortrefflich. — Das Pariſer Theater, welches jetzt die beſten Einnahmen hat, iſt die komiſche Oper. Sie hat viel Glück mit ihren neuen Stücken. Nachdem das „Andorrathal“ bereits an fünfzigmal gegeben worden iſt und der „Gaid“ ebenfalls ſchon zahlreiche Vorſtellungen erlebt hat, kommt nun eine neue Oper hinzu, „die Montenegriner,“ von einem — wenn ich nicht irre — belgiſchen Tonkünſtler Namens Limnander, die ebenfalls ſehr gefällt. Die Vorſtellungen der italieniſchen Oper haben mit einem Prozeſſe geendigt, den der Direktor Ronconi der Schauſpielerin Albony angehängt hat, die nach London davongegangen iſt, ohne das Ende der Saiſon abzuwarten, was die italieniſche Truppe hätte in Verlegenheit ſetzen können, wenn nicht zum Glück Ronconi eine Frau hätte, die ſelbſt eine vortreffliche Sängerin iſt und bisher nicht aufgetreten war. Zum Schluß wurde die Donizetti'ſche Oper „Lucrezia Borgia“ gegeben, welche ſonſt nicht aufgeführt werden konnte, weil Victor Hugo, der Verfaſſer des franzöſiſchen Trauerſpiels, nach welchem das italieniſche Libretto zugeſchnitten iſt, die Darſtellung der Oper als eine Beeinträchtigung ſeines Autorenrechts unterſagt hatte. Er geſtattete zuletzt zwei Vorſtellungen, was in dem von ihm patroniſirten Tageblatt als eine gewaltige Großmuth von ſeiner Seite gerühmt wurde. — Eine ächte Pariſer Sehenswürdigkeit gibt gegenwärtig einigen Stoff zum Geſpräche: ein vierzehnjähriger Knabe, der, ohne magnetiſirt worden zu ſeyn, eine auffallende Kraft des Hellſehens entwickelt. Man verbindet ihm die Augen mit einem dicken Tuch, und ſo lieſt er Worte in verſchiedenen Sprachen, welche von Anweſenden auf eine hinten im Saale hängende Tafel geſchrieben werden, oder ſagt, an wen ein Brief, den ſie in der Taſche tragen, gerichtet iſt, und andere Dinge mehr. Man iſt hier aber immer geneigt, in ſolchen Fällen Taſchenſpielerei zu argwohnen, zumal immer ein Magnetiſeur oder ſonſtiger Führer den Mittelsmann dabei ſpielt, und wohl auch in der That der Vermittler zwiſchen dem Publikum und dem Wunderknaben oder Wundermädchen iſt. D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 97. Montag den 23. April 1849.

Die Heiterkeit und Fröhlichkeit der Wenden ist unverwüstlich. Mitten unter ihren Arbeiten hört man sie lustig pfeifen und singen. In den meisten ihrer Lieder finden wir den lebhaftesten und unzweideutigsten Ausdruck eines fröhlichen Leichtsinns, einer aufgeräumten Heiterkeit, einer unverwüstlich guten Laune, im Gegensatz zu der derben und treuherzigen Gemüthlichkeit, wodurch die germanischen Völker sich auszeichnen.

L. Haupt.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

Wenn man von Zittau, aus dem hohen Geenzgebirge kommend, die Heerstraße nach Bautzen einschlägt, erreicht man hinter dem Herrnhut zunächst gelegenen Dorfe Strahwalde eine beeite Hochebene, wo sich nach allen Himmeisgegenden die reizendste Aussicht aufthut. Diese Hochebene bildet in meilenweitee Ausdehnung die Wasseescheide zwischen den geößeen und kleineen Zuflüssen der Elbe und Odee, aiso dee Gewässee, welche die geoßen Becken dee Nord- und Ostsee füllen heisen. Außeedem ist sie als Scheidewand zwischen dem eigentlich sogenannten Oberlande und dem Niedeelande zu beteachten, untee weich lezterem das Volk alles nöedlich und westlich vom Kottmae gelegene Land versteht, dessen Gebiegszüge im Veegleich mit dem Geenzgebiege niedrig zu nennen sind. Einige Steecken dieser Hochebene gehöeen zu den unheimlich ödesten Gegenden, die man sich denken kann, und geeade die Heerstraße beeühet bei dem sogenannten „Todten" einen Punlt, wo ein freier Blick üdee diese teaueigen Landsteecken gewährt ist. Die Sage, wie sie bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes sich erhalten hat, zeichnet den Charakter diesee teostlosen Oede, in dee einem fühlenden Heezen wieklich angst und bange werden kann, am besten. „Als dee Teufel sich in der Welt umsah," heißt es daein, „um sich einen Ort auszusuchen, wo ee die Hölle bauen könnte, kam er auch in die Gegend von Dürrhenneesdoef, Oberkunnersdorf und Schweidnitz, und wie er sich da umsah, war ihm die Gegend zu schiecht und der Teufel baute da die Hölle nicht."

Kaum zwei Stunden nöedlich von dem höchsten Rande genannter Hochebene beginnt die Herrschaft der slavischen Zunge, erst in bunter Mischung mit deutschen Lauten, bald abee entschieden das deutsche Idiom veedeängend. Der seemde Wanderer fühit bald, daß ee sich unter einem andern, nicht deutschen Volksstamme befindet, denn abgesehen von dee Speache, die er vielleicht nicht einmal höet, weicht die Bauaet der Häusee ab von dee untee den Deutschen üblichen, und andeee Teacht, bisweilen auch andere Sitte, verräth die fremde Nationalität.

Die deutsche Lausitz kann man stundenlang duechsteeifen, ohne in den endiosen Döeseen einen andern Laut zu hören als das Klappern der Webstühie, das Schnueeen dee Spuleädee und, wenn es hoch kommt, das unmelodische Jodeln eines Kuhhieten bei seiner Heeede. Berüheen ausnahmsweise Gesangtöne sein Ohe, so sizt iegendwo in halb verfallenem Gedingehäuschen eine einsame aite Spinneein und singt mit zitternd näselnder Stimme ein geistliches Lied. Wie ganz anders dagegen kündet die Heimalh dee Wenden sich an! Da hallen Feid und Wald aller Orten wieder von hellem Gesang. Im Wettgesange Feage und Antwort gebend unterhäit sich dee aebeitende Nachbae mit der schäkeenden Nachbaein, und kaum möchte es Abends ein Haus geben, in dessen Inneeem nicht eine eigenthümlich rüheende Melodie von geübten Stimmen gesungen wüede. Tiefer im Heideiande, an den sumpfigen Ufeen dee Spree, hört man wohl auch bisweilen noch den Dudelsack, ein ächt national wendisches Insteument, das jedoch in neuerer Zeit mehe und mehe aus der Mode kommt. Die wendische Odeelausitz kenut Dudeisackpfeifer nur als Raritäten und beiohnt soiche umherwandernde Künstler wie

Digitized by Google

Bärenführer und Kameeltreiber; zum Tanz locken ſeine quäkenden Töne nur ſelten noch Burſche und Mädchen.

Schon in dieſer Hinneigung zu Geſang und geſelligem Verkehr verräth ſich die ſlaviſche Nationalität und bildet einen um ſo größeren Abſtand von der umwohnenden germaniſchen Bevölkerung, als dieſe, wie ſchon früher bemerkt ward, in der Lauſitz geeinge muſikaliſche Begabung beſitzt. Wäheend der deutſche Bauer ſtill und ernſt hinter ſeinem Pfluge hergeht, ſingt der wendiſche Pflüger eines ſeiner zahlloſen „Feldlieder" (Pszepóins); ſitzt der deutſche Leineweber mit trübſeliger Miene hinter ſeinem Webſtuhle, nur darauf denkend, recht bald die aufgebäumte Leinwand tadellos dem Lohnherren ablieferu zu können, ſo vertreibt ſich der Wende Zeit und Grillen dadurch, daß er mit den andern Hausbewohnern einen „Rundgeſang" anſtimmt. Wie auch die Zeiten beſchaffen, ob die Feldfrüchte duech Hagelſchlag und widrige Witterung verdorben ſind, ob Waſſerfluthen die Heuernte vernichtet, ob der Blitz die Scheuer angezündet und eine Feuersbrunſt Haus und Hof verzehrt hat, ſeine Fröhlichkeit, ſeinen Hang zu geſelligem Leben, ſeine Luſt an Geſang und Tanz läßt dee glücklich begabte Wende ſich nicht rauben. Es iſt deßhalb im Allgemeinen mit Wenden leicht Umgang zu pflegen, mit ihnen bekannt und vertraut zu werden. Sie ſind nicht verſtockt und düſter, wie die Czechen, nicht ſo launiſch und ſlaviſcher Tücke voll, wie die Polen. Ein Jahrhunderte lang fortgeführtes Leben mitten unter Deutſchen, mit dieſen in ununterbrochenem Verkehr, ſcheint die abſtoßenden Eigenſchaften der ſlaviſchen Nationalität in den Wenden faſt gänzlich verwiſcht zu haben, während alle liebenswürdigen Seiten ſich ſchärfer herauskehrten und ſie als umgängliche, leicht zu behandelnde Menſchen Jedermann angenehm machen. Nur bisweilen, wenn Fremde ihre Marken überſchreiten und ſich nach Weg und Steg erkundigen, regt ſich in der Jugend die Luſt zu Neckerei und Schabernack, und nicht ſelten kommt es voe, daß ſolche Fragende entweder durch falſche Antwoeten irregeleitet werden oder daß ſie gar keine, höchſtens aber eine höhniſche Antwort erhalten. Häufig ſtellt ſich bei ſolchen Gelegenheiten der Wende, als verſtehe er nicht deutſch, und die Antwort »nerazymju« (ich verſtehe nicht) kann man auf eine Frage ſehr leicht erhalten.

Betritt man in wendiſchen Ortſchaften den Krug oder Kretſcham, ſo kann man ſicher darauf rechnen, Geſellſchaft zu finden. Iſt der Abend nahe, ſo finden ſich mehrere ein, und gibt es Frauen und Mädchen darunter, ſo iſt ein Tanz bald arrangirt. Bei ſolcheu Gelegenheiten hört man nur wendiſch ſprechen, wie ſie denn ſeit undenklichen Zeiten unter ſich ihres weichen, ſehr wohlklingenden ſlaviſchen Idioms ausſchließlich ſich bedienen. An ſolchen Orten ſieht man auch ihre eigenthümliche Nationaltracht, vornehmlich an Sonntagen, wo Frauen und Mädchen im Feſttagsſchmucke erſcheinen. Hat man das Glück, einen wendiſchen Krug gerade während einer Kindtaufe oder einer Hochzeit zu betreten, ſo kann man mit Bequemlichkeit Manches von wendiſcher Art und Sitte kennen lernen und ſich dabei wahrhaft vergnügen. Ich möchte deßhalb den Leſer freundlichſt erſuchen, mich auf einer Sonn- und Feiertagswanderung durch's Wendenland, bei den Deutſchen „die Wendei" genannt, zu begeiten, ſich mit mir niederzulaſſen am gaſtfeeien Tiſch des Sorben, der für jeden Fremden gedeckt iſt, und ein paar Stunden mit ihm zu leben in Haus und Hof, auf Feld und Flue, zu Sommer- und Winterszeit, und ich hoffe, daß er nicht gelangweilt zurückkehren wird in ſein deutſches Heimweſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Dieß etwa iſt Alles, was ich von Alpenmythen, die mit der Natur des Landes zuſammenhängen, in Erfahrung bringen konnte. Daß deſſen ſo wenig iſt, dieß rührt, ich wiederhole es, zum Theil von der minder iebhaften Phantaſie der Alpenvölker hee, zum Theil aber von der gefliſſentlichen Zerſtörung der chriſtlichen Prieſter, die natürlich alle aus dem Heidenthume ſtammenden Sagen ausrotteten, und endlich von der Fahrläſſigkeit unſerer Forſcher, die ſolche Sagen, als von ſimpeln Bergleuten und bäuriſchen Thalbewohneen herrührend, wenig beachtet, und die dabei vergeſſen haben, daß jene ſo ſorgfältig in jedem ihrer An- und Auswüchſe aufdewahrten helleniſchen Mythen urſprünglich doch auch zum Theil von eben ſolchen bäuriſchen Thai- und Bergleuten erfunden ſind.

An die heidniſche Mythe ſchließt ſich die chriſtliche Legende an. Wie für jene ſcheinen auch für dieſe hohe Gebirge der eigentliche Sitz und Urſprungsort ſeyn zu müſſen. — Jene dem Menſchen ganz natürliche Vorſtellung, daß Beeggipfel dem Himmel näher ſind, hat das Chriſtenthum nicht zerſtört. Schon durch die allererſten chriſtlichen Sagen ſind die Berggipfel gleichſam verherrlicht und als geweihte Punkte bezeichnet. Da haben wir die Bergpredigt, die Chriſtus von einer Höhe herab an das Volk hielt, da haben wir den Oelberg, auf deſſen Spitze der Heiland betete, den Leidensberg, auf dem ſein Kreuz erhöhet war,

Digitized by Google

und jenen erhabenen Erdpunkt, von dem aus er zum Himmel emporschwebte.

Fast alle christlichen Einsiedler in allen Ländern haben sich Höhen zu ihren Wohnsitzen ersehen, und da, wo sich keine Berge darboten, wählten sie die Spitzen von Säulen und Pyramiden. Die heiligen Auserwählten zogen sich aus dem flachen Nildelta auf die Berge der thebaischen Wüste zurück, und von dem heiligen Berge Athos, der von frommen Eremiten wie ein Thermitenhügel von Ameisen durchlöchert ist, bis zum Monte Cassino und jenem berühmten Benediktinerberge in Spanien, sind fast alle weltberühmten, durch frommes Leben, durch Tempel- und Klosterbau geweihten Orte hoch aus dem Nebel der Ebene emporgehobene Bergstätten. — Fast bei jeder christkatholischen Stadt ist eine benachbarte Höhe zu einem Passionsberge umgewandelt und zu Wallfahrten benuzt. — Aus den sarmatischen Ebenen pilgern die Polen zu den heiligen Wallfahrtsorten in den Karpathen empor, aus den Donauniederungen die Ungarn zu den Klöstern auf den Höhen des Bakonyer Waldes oder zu den heiligen sieben Mönchspalästen auf den semlinschen Gebirgen.

Die hohen Zinnen der Alpen werden aus einem hunderte von Meilen langen und breiten Ländergebiete erblickt, und man sollte demnach vermuthen, daß diese mächtigen Göttersitze, diese gewaltigen Tempelpiedestale, diese fern schauenden Eremitenhöhen auch in der christlichen Zeit für alle Ebenenbewohner weit und breit die heiligen Wallfahrtsplätze, die berühmtesten Kirchen und Klöster enthalten haben müßten. — Wie die Völker Indiens zu den heiligen Gangesquellen im Himalayagebirge emporpilgern, so sollte man auch die Bewohner der schwäbischen, bayerischen, ungarischen, lombardischen und burgundischen Flachländer auf einer beständigen Pilgerschaft zu den Kirchen und Einsiedeleien an den Quellen der Rhone, des Rheins und der Donau begriffen glauben.

In der That gibt es in den Alpen einige heilige Stätten, die aus allen den genannten Ländern Pilger zu sich heranziehen, so das weltberühmte Kloster Einsiedeln in einem grasigen Hochthale an den Waldgrenzen des Kantons Schwyz, und das ebenso berühmte Mariazell in den rhätischen Alpen. — Aber diese Pilgerschaften scheinen doch in keinem Verhältniß zu der dominirenden, Ehrfurcht erweckenden Höhe der Alpen zu stehen, und vermuthlich ist auch daran wieder hauptsächlich die Unwirthlichkeit der hohen Gipfel schuld. Könnten wir den Alpen das Klima der Cordilleren in Merico geben, könnten wir so selbst ihre höchsten Gipfel noch den Eremiten und Tempelbauern zugänglich machen, so hätte man vermuthlich Passionsstationen bis zum Montblanc hinauf errichtet, so besäße die europäische Christenheit in den Gipfeln des Monte-Rosa und der Jungfrau und der Finsteraarhörner die vornehmsten Sammelplätze zur Begehung ihrer Mysterien.

Ich sagte oben, daß der Mangel an Phantasie, dessen man die Alpenbewohner beim Anblick der Dürftigkeit ihrer mythologischen Dichtungen beschuldigen möchte, zum Theil wirklich, zum Theil aber nur scheinbar sey. Dieß wird aber noch klarer, wenn man die gewöhnliche Redeweise und die Ausdrücke der Aelpler, deren sie sich beim Besprechen der Naturphänomene ihrer Gebirge bedienen, betrachtet, und die ihrer Redeweise zum Grunde liegende Denkweise und Vorstellungen studirt.

Wenn du mit einem Gebirgsbewohner eine Zeitlang von irgend einem dieser Phänomene, z. B. von ihrem vielbesprochenen Winde, dem Föhn, geredet hast, wenn er dir gezeigt hat, wie jezt eben der Föhn dort oben auf jener Bergspitze in graues Wolkengewand gehüllt sizt, aus Italien herüber *lugend*, wie er jezt vom Berge auf den Gletschern in's Thal herab*fährt*, wenn er dir erzählt hat, wie der heiße Föhn *begierig* ist den Schnee auszu*saugen* und zu ver*schlucken*, wie er in den obern Gebirgen *tobt* und *wüthet*, und wie er schließlich damit endet, daß er eine dicke Regenmasse auf die Thalschaften aus*schüttet*, so weißt du am Ende nicht mehr, ob ihr von einer todten Sache oder von den Verrichtungen eines mächtigen Dämons gesprochen habt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, April.

Studentenleben. — Die Kaiserdeputation.

Es ist seit einigen Tagen etwas leer und einförmig geworden in unserer sonst so bunten und bewegten Universitätsstadt. Die vielen goldgestickten Cerevismützen, die beschnürten Sammtröcke, die schillernden Verbindungsbänder, denen man sonst auf jedem Spaziergange, in den Wirthshäusern und auf den Bahnhöfen begegnet, tauchen nur noch einzeln aus der farblosen Menge hervor; die ganze Romantik unserer Stadt ist auf Reisen gegangen, die Ferien haben sie aus ihrem Lieblingssitze hinausgelockt auf die Eisenbahnen und Heerstraßen. In der That entfaltete sich in Halle die Romantik des Studentenlebens seit den Märztagen des vorigen Jahrs schnell zu einer vorher nie

gesehenen Blüthe. Auch das Studentenleben trug aus jener Zeit eine „Errungenschaft" davon, nämlich die, sich mit seiner alten Farbenpracht wieder umgeben zu dürfen. So glücklich waren wir nicht, als wir noch unter der Controle königlich hannover'scher Landdragoner auf der Georgia Augusta die Insignien unserer Studentenwürde unter Rock und Futteral verbergen mußten und höchstens zu festlichen Zeiten, bei einem Commers oder am Stiftungstage, bei verschlossenen oder bewachten Thüren sie an's Licht der Lampen hervorholten. Wie bevorzugt sind dagegen diese Wingolfiten in ihren goldverbrämten Sammtmützen, diese weiß-orangefarbigen Märker, oder weiß-grün-schwarzen Westphalen, daß sie die Embleme ihrer Verbindungsherrlichkeit im hellen Licht der Sonne leuchten lassen dürfen! Doch, wie gesagt, seit dem Beginnen der Freien haben diese schmetterlingsfarbigen Musensöhne fast all' das Weite gesucht. Dagegen hatten wir vor wenigen Tagen ein anderes, die Einförmigkeit des Philisterlebens unterbrechendes Intermezzo. Es war die auf dem Rückzuge aus Berlin unsere Stadt berührende Kaiserdeputation, welche die Gedanken und Zungen der verstimmten Stadt einmal wieder in Fluß brachte. Diese zur Ausführung der Frankfurter Kür, um nicht Willkür zu sagen, bestellten Würdenträger waren auf ihrer Hinreise bekanntermaßen rheinabwärts bis Köln und dann über Hannover, Braunschweig und Magdeburg gereist; auf ihrem, einer Flucht nicht unähnlichen Rückzug kehrten sie auf der thüringischen Eisenbahn über Halle und Erfurt nach Frankfurt zurück. Die Meldung ihrer Ankunft war erst einige Stunden früher als sie selbst in Halle eingetroffen, so daß es den Behörden kaum gelungen war, die einfachsten Vorkehrungen zu ihrem Empfange und zu einem Souper auf dem thüringischen Bahnhof zu treffen. Selbst diese Vorkehrungen aber waren vergeblich gewesen, indem die sichtlich niedergeschlagene Deputation, an der Spitze den kranken Präsidenten Simson, nichts sehnlicher zu wünschen schien, als den unter ihren Füßen glühenden Boden Preußens zu verlassen, um wieder nach dem Sitze ihrer eigenen unbedingten Herrschaft, nach Frankfurt, dem Reich ihrer Träume, zu gelangen. In einem schönen Traume läßt man sich nur ungern stören, zumal wenn man mit Kaiserkronen spielt und Königreiche verschenkt. Darum eilten die Herren so schnell als möglich das Reich der traurigen unerwarteten Wirklichkeit zu verlassen, und manche fulminante Rede, mancher freiheitsschwärmende Toast ihrer hallischen Freunde mußte zurückgedrängt werden in des Herzens Tiefe, wo er im Geheimen fortsiedete und zischte. Doch ganz ging es nicht ab ohne den zum Himmel aufsteigenden Dunst der innerlichen Herzenswallung. Ein die hiesige Bürgerschaft repräsentirrn wollender Redner begann die Deputation dadurch zu bewillkommnen, daß er den König einen „halsstarrigen Mann" nannte. Herr Löw aus Calbe, dem leider zu einem Löwen noch etwas mehr als ein bloßes e zu fehlen scheint, erwiederte diese Begrüßung, indem er „mit dem Stachel tiefen Ingrimms im Herzen zurückkehrend" seinen Schrei der Entrüstung mit einer Appellation an das Volk schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Provinz Sachsen, April.

(Fortsetzung.)

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

Daß der Kriegsschauplatz sich während der Badezeit nicht bis zu dem früher schon arg verwüsteten Darfe ausdehnte, wurde auch als eine besondere Gnade Gottes betrachtet. Dagegen konnte es freilich in einer solchen Zeit nicht fehlen, daß viel obdachlos gewordenes Volk aller Art und viel ruchloses Gesindel sich hier sammelte. — Friederike Lohmann hat in einer Erzählung: „Mathilde von der Asseburg," das Auffinden der Quelle mit der Zerstörung des nahen Magdeburg in eine romantische Beziehung zu setzen gewußt. Wenn sie hiebei nicht einer Sage gefolgt ist, so wird man mit Rücksicht auf das oben Gesagte ihrer Erfindung poetische Wahrheit doch nicht absprechen können. Historisch ist es, daß die zuerst aufgefundene Heilquelle auf einer Brandstätte, wo Haus und Hof durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet war, in einem während eines heftigen Gewitters entstandenen Erdfalle zum Vorschein kam. Ob nun ein Schäfer, der den über Nacht fortgeschwemmten Steg über den Bach wieder zurecht legte, oder ob aus der Schule heimkehrende Kinder auf dem wüsten Hofe diesen Erdfall mit der Quelle zuerst bemerkten, kann hier dahin gestellt bleiben. Gern aber nehmen wir mit einem dieser Berichte an, daß, nachdem die Kranken des Orts, einem seltsamen Instinkte folgend, unter brünstigem Gebet das farbige Wasser aus dem schmutzigen Erdfalle, und zwar mit Erfolg, zu trinken begonnen, durchreisende Helmstedter Studenten die ersten waren, welche den Ruhm der Hornhauser Quelle ausbreiteten, da die Universität Helmstedt durch die sorgfältige Sammlung fast aller auf das benachbarte Bad bezüglichen zahlreichen Schriften, welche sich in ihrer jetzt nach Wolfenbüttel verlegten Bibliothek noch vorfinden, auch sonst ein besonderes Interesse für dasselbe an den Tag gelegt hat. Nach und nach sprangen dann noch viele andere Heilquellen plötzlich aus dem schwarzen Moorboden innerhalb und außerhalb des Dorfes hervor, was natürlich nur dazu beitragen konnte das Wunderbare des Bades zu steigern.

Als ein durchaus nothwendiger Zubehör wurde das Niederknieen vor dem Trinken betrachtet. Das Gebet, das man dabei sprach, ist uns aufbewahrt. Die Kurgäste sagen darin, daß sie mit traurigen und ängstlichen Geberden vor Gottes Angesicht erscheinen. Sie beklagen ihre Sünden und Missethaten, womit sie wider den gerechten Gott gesündigt, seinen feuerbrennenden Zorn geweckt und allerlei Strafen über sich gebracht haben, weßhalb er sie nicht allein äußerlich mit Kriegsverfolgung, theurer Zeit und andern Sündenstrafen heimgesucht, sondern auch an ihren Leibern mit mancherlei Krankheit, Schaden und Gebrechlichkeit gar hart gezüchtigt und gedemüthigt habe. Sie klopfen, wie sie sagen, an die Thür des Himmels mit ihrem einhelligen Gebet und starken Geschrei, das durch die Wolken schalle; denn ihr himmlischer Vater sey der wahre Arzt Leibes wie der Seelen: darum habe er auch seine „Wunderkraft und heimliche Wirkung" den Elementen, Mineralien, Kräutern, Blumen und andern Gewächsen eingepflanzt. Am Schluß des sehr langen Gebets heißt es: „Gib deinen Brünnlein Wassers die Fülle und eine stets währende Kraft!" — Der damalige Ortsprediger Salchmann, ein sehr frommer, gebildeter, kluger und gewiß auch auf seinen Vortheil bedachter, übrigens allem Anschein nach höchst rechtschaffener und in jeder Hinsicht gewissenhafter Mann, leitete die ganze Kur hauptsächlich mit seinen Andachtsübungen. In Erwägung, daß „bei solchen großen Werken" der gemeine Haufen, welcher gar zu sehr zum Aberglauben geneigt sey, dabei die Sache versehen und Gott erzürnen könne — wie solche Fälle in Hornhausen schon vorgekommen seyen — unternahm er es täglich zweimal an den Quellen Betstunden zu halten. Wie nun Salchmann, der Leiter der Kur, ein protestantischer Pfarrer und Hornhausen ein protestantisches Dorf war, sehen wir hier denn wirklich, dem Zeitalter des confessionellen Streites ganz angemessen, ein vollkommen protestantisches Bad vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 98. Dienſtag den 24. April 1849.

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Stier,
Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.

Schiller.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortſetzung.)

Wenn zwei verſchiedene Luftzüge einander begegnen, ſo blickt der Aelpler hinauf und zeigt dir, wie der obere Wind mit dem untern ringt, wie jener dieſen deückt, wie dieſer dann wieder den andern zurückwirft, und wie endlich dann der obere doch ſiegt und nun allein im Thale regiert. Faſt ſiehſt du dabei die unſichtbaren Lüfte die Geſtalt und Form zweier lebenden und ſtreitenden Weſen gewinnen.

Von ſeinem See ſagt der benachbarte Bergbewohner, er zürnt, er tobt, er ſpeit Schaum, oder er iſt ruhig und ſtill, als hätte dieſer See eine Seele, eine Galle und ein Herz. Wenn im Frühling der See ſich mit dem Blüthenſtaube der Fichten bedeckt, ſo ſagen ſie, er blühe, als wäre da ein Leben und Geſtalten in ihm, wie im Organismus einer Pflanze. Wenn im Sommer um Mittagszeit die Wellen und Strömungen, die über Nacht in die Ebene hinausdrangen, nun umgekehrt, von den regelmäßigen Thalwinden getrieben, aus der Ebene in's Gebirge einwärts ſich bewegen, ſo ſagen ſie: „der See wendet ſich," oder „er wirft ſich herum," als wäre er ein Menſch, der in ſeinem Bette ſich von der linken auf die rechte Seite dreht.

Die Seen haben in der Bilderſprache der Aelpler ihre Launen, ihre Verſtimmungen, ſie ſind ſanft oder ſchlimm, und haben ſie dir lange von ihren Seen geſprochen, ſo glaubſt du am Ende ſtatt Waſſer und Wogenſchaum lauter launiſche Götter und Nymphen vor dir zu ſehen. — Selbſt von den todten, eiſigen Gletſchern ſprechen ſie, als ſchrieben ſie ihnen Leben zu. Der Gletſcher gräbt Felſen aus, wie ein Arbeiter, er wühlt in der Erde wie ein Maulwurf; der Gletſcher duldet keinen Schmutz und kein Geſtein in ſeinem Innern; „er leidt's nit," ſagen die Aelpler, „und wirft es Alles wieder von ſich," als hätte er wie die Thiere ein Bedürfniß ſich zu putzen. Und wenn kalte, eiſige Luft vom Gletſcher in's Thal herunterfährt, ſo ſagen ſie: „der Gletſcher bläst," als hätte er einen Mund und eine Lunge. — Wenn eine Wolke ſich auf einem Gipfel feſtſezt, ſo ſagen ſie: „der Berg ſezt ſeinen Hut oder ſeine Nebelkappe auf." — Hängt eine Wolke lang an den Seiten des Berges herunter, ſo iſt es ſein Degen, hüllt er ſich breit darin ein, ſo hat er einen Mantel umgelegt, und auf dieſe Weiſe ſtaffiren ſie einen Berg faſt ganz wie einen Menſchen aus. Felslinien und Abſätze, die an ihm hinlaufen, ſind ſeine „Gürtel" oder „Bänder."

Faſt alle in den Alpen gebräuchliche Benennungen verſchiedener Theile und Formen der Berge ſind von den Namen der Glieder lebendiger Organismen hergenommen. Die Gipfel ſind Köpfe, die Baſis heißt der Fuß, ein langer hoher Damm iſt ein Rücken, ein in den See vorſpringender Fels eine Naſe, ſeiſige Pyramiden und Spitzen heißen Hörner oder Zähne; kurz überall membra disjecta des gewaltigen Rieſen. Alles noch heutigen Tages faſt ſo wie in der Aſen Zeiten, wo die Erde lebte, die Gewäſſer das Blut des großen Rieſen Ymer waren, der Wald ſeine Haare, die Berge ſeine Knochen, die Wolken das Gehirn und der Himmel die Hirnſchale.

Man findet überall in den Alpen in den verſteckten kleinen Thälern einſam wohnende Leute, deren

Digitized by Google

Hütten in der Mitte der Thalwildniß ſtehen, wie ein indianiſches Blockhaus in der Mitte des Urwaldes. Tritt ein und ſprich mit ihnen von dem Wildgewäſſer, das neben ihrer Pforte vorüberrauſcht und von dem ihr Wohl und Wehe in höherem Grade abhängt, als von irgend einer ſonſtigen Macht der Erde. Dieſer rege kleine Bergtyrann zerwühlt zu Zeiten ihre Felder und wirft ihnen Felſen auf den Acker; oft iſt er aber auch wieder mild und wohlthätig, bringt etwas fruchtbares Erdreich herunter und legt es auf dem Kopfe eines Felſen nieder. Voriges Jahr aber hat er ihnen ein Schaf weggenommen; ſie fürchten ſehr, es könnte ihm einmal einfallen, auch noch ihre Hütte ſelber anzutaſten. Bisher hat er ſie noch geſchont, aber alle Jahre wird er böſer. Kurz die Leute ſprechen vom todten Elemente ganz wie etwa ein ruſſiſcher Leibeigener von ſeinem böſen Herrn.

Vermuthlich war dieß in den griechiſchen und indiſchen Fabelbergen ganz ebenſo, und aus einer ſolchen, allen Bergvölkern eigenen Bilderſprache und lebendigen Vorſtellungsweiſe gingen dann erſt mit Hülfe der Dichter, Maler und Bildhauer, die das alles buchſtäblich faßten, die Götter und Mythen hervor, und die einfachen Naturkinder mochten ſich dann ſelbſt oft über die Schöpfung der Kunſt verwundern, zu denen ſie vielfach unſchuldig Anlaß gegeben.

Ich habe in der obigen Betrachtung vergleichsweiſe mehrfach auf den Reichthum und die Fülle der griechiſchen und indiſchen Gebirgsmythologie hingewieſen. Ich hätte auch noch diejenigen mythiſchen Phantaſiebilder und Geiſterſchaaren herbeiziehen können, mit welchen im Mittelalter die Alchymiſten die todte, in den Bergen aufgeſchloſſene Erdeinde anfüllten. Zum Schluſſe will ich das Verſäumniß hier nachholen, und zwar nicht bloß um die genugſam erwieſene Armuth der Alpenmythologie noch einmal in's Licht zu ſetzen, ſondern um eben dadurch auch den Reichthum an phantaſtiſchen und poetiſchen Anregungen, den die Alpen bieten, noch fühlbarer zu machen, worauf es mir bei Schilderung der Alpennatur hier natürlich beſonders ankommen muß.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus der wendiſchen Lauſitz.

(Fortſetzung.)

1. Hochzeitgebräuche.

Jahrhunderte langes Zuſammenleben Deutſcher und Sorben auf einem kleinen Stück Erde hat in die Sitten und Gebräuche beider Volksſtämme viel Aehnliches, ja ganz Uebereinſtimmendes gebracht. Ob Germaniſches oder Slaviſches im Allgemeinen darin herrſchend geblieben iſt, läßt ſich kaum ermitteln, doch kann man annehmen, daß die Sorben als der unterworfene Stamm mit größerer Zähigkeit an den Ueberlieferungen ihrer Väter feſtgehalten haben, als die erobernden Deutſchen, und daß, wo ſich volle Gleichheit der Gebräuche unter Deutſchen und Sorben findet, die wendiſche Sitte in der Regel tonangebend geweſen ſeyn mag.

Dieſe Ueberzeugung drängt ſich dem Beobachter von ſelbſt auf, indem wie bei den Deutſchen immer ein minus, bei den Wenden ein plus in allen Gebräuchen finden. Dort iſt das Herkommen loſer, wandelbarer, hier geſchloſſener, ſtabiler. Außerdem finden wir bei Deutſchen und Wenden für dieſelben Dinge faſt gleiche Bezeichnungen, nur daß die deutſche Zunge das urſprünglich ſlaviſche Wort germaniſirt hat. Von ſolchen ſlaviſch-deutſchen Ausdrücken im gewöhnlichen Leben wimmelt die lauſitziſche Volksſprache. So ſagt man z. B. für „teinken" „pitſchen," von picz, für „junge Gans" „Huſchel," von buss u. ſ. f.

Schon der deutſche Lauſitzer hat, wie wir ſchon geſehen, bei Hochzeiten eine Menge Förmlichkeiten zu beobachten, ſoll dem geheiligten Herkommen ſein Recht werden. Ungleich förmlicher geht bei dieſer Feierlichkeit der Wende zu Werke. Wo der wortkarge, kurz angebundene deutſche Bauer zu ſprechen pflegt oder für ſich ſprechen läßt, da ſingt und ſpielt der ſanguiniſch leichtblütige Wende. So häufig ſchon bei der Werbung um das Mädchen ſeiner Wahl. Hauptperſon iſt von Anfang an als Ceremonienmeiſter, Luſtigmacher und Schalk der Brautwerber oder Hochzeitbitter (braska, auch druzba genannt). Dieſer, nicht der heirathsluſtige Burſche, geht zu dem Vater des Mädchens, und zwar gewöhnlich Abends, um im Fall einer abſchläglichen Antwort nicht von Schadenfrohen ausgelacht zu werden. Er hält aber nicht etwa geradewegs um das Mädchen an, ſondern ſtellt ſich, als ob er um etwas handeln wolle, weßhalb denn die gewöhnliche Frage lautet: ob nicht ein junges Ferkel, eine Ziege oder anderes Thier u. dgl. zu verkaufen ſey? Dabei kommt denn gelegentlich die wirkliche Abſicht zu Tage. Schlägt der Vater das Geſuch nicht rund ab, ſo findet ſich ſpäter in Begleitung des Braska auch der Bräutigam ein, um die Braut zu beſehen, weßhalb dieſe Beſuche auch „Beſichtigungen," wuhlady, heißen. Sie endigen mit der Zuſage des Mädchens, dem „Jawort."

Die Verlobung (slub) iſt bei den Wenden ein reiner Familienakt, während die Deutſchen der Lauſitz ſie in einen kirchlichen verwandeln. An manchen Orten, gewöhnlich aber bei wenig Bemittelten, findet ſie

Digitized by Google

ohne alles Ceremoniell ganz in der Stille ſtatt, an andern dagegen und bei Begüterten faſt überall unter langen Reden des Druzba, der auch ſchließlich die Hände der Verlobten zuſammenfügt. Die Anweſenden ſingen einen Vers und ein heiteres Mahl endigt die Feierlichkeit.

Zur Hochzeit, die, wie bei den Deutſchen, nach dreimaligem öffentlichem Aufgebot gehalten wird, ſchicken ſich Braut und Bräutigam gegenſeitig einige Geſchenke, die gewöhnlich aus Kleidungsſtücken beſtehen. Es iſt üblich, daß die Braut dieſe, ſo weit möglich, ſelbſt näht. Etwa acht Tage vor der Trauung erhält der Hochzeitbitter den Auftrag, die Gäſte perſönlich einzuladen. Zu dieſen Ehrengängen wird er durch die Braut ganz beſonders herausgeputzt. Ein Kränzchen mit flatterndem Bande von rother Seide wird an ſeinen Hut geſteckt, ein gleiches an den großen Stock, den jeder Hochzeitbitter trägt, befeſtigt; ein buntes Tuch guckt weit aus der Taſche des Rockes, ein anderes baumelt vorn am linken Rockflügel. So phantaſtiſch ausſtaffirt tritt er ſeine Wanderung an, bei jedem einzuladenden Gaſte eine feierliche Rede haltend. Etwas anders geſtaltet ſich dieſer Akt in den wendiſchen Heidelanden. Hier beſorgt nicht der Druzba die Einladung, ſondern zwei Freunde des Bräutigams, die zu Pferd von Hof zu Hof reiten und, ich weiß nicht warum, der Große und der Kleine (weliki und maty) heißen. Zwei oder drei Tage vor der Hochzeit pflegen die Gäſte allerhand Geſchenke an Lebensmitteln, am meiſten aber Milch und Butter, in das Haus der Braut zu ſchicken, um die Koſten der Ausrichtung des Brautmahls einigermaßen mit tragen zu helfen. Weil unter allen Gaben Butter die Hauptrolle ſpielt, nennt man dieß „das Tragen der Butterbüchſe" (krinku nosyc).

Zur Trauung wird der Bräutigam von ſeinen Freunden und Verwandten, wie bei den Deutſchen, in ſeinem Hauſe abgeholt. Hier findet ſich auch der Braska ein, dem die Pflicht obliegt, jeden einzelnen Gaſt zu begrüßen, ihm Bier oder Branntwein zu reichen, und dazu jedesmal einen ziemlich langen Spruch herzuſagen. Sind alle Gäſte beiſammen, ſo leitet der Braska „das Scheiden" oder „Ausſegnen" ein, was immer durch Abſingen eines Liederverſes geſchieht. Fragen und Anreden voll Salbung an Bräutigam und Gäſte folgen, ſo wie Dankſagungen an Pathen, Bruder, Schweſter, Vater und Mutter, worauf abermals unter Anſtimmung eines Geſangs Stube und Haus verlaſſen wird und der Zug nach dem Brauthauſe ſich ordnet. Herrſchte bisher Ernſt und feierliche Stimmung vor, ſo gewinnt während dieſes Umzugs Heiterkeit und Uebermuth die Oberhand. Unter lautem Jauchzen und Jodeln nähert ſich der Zug dem Orte, wo die Braut ängſtlich bangend des Bräutigams harrt.

Lebt die Braut in einem andern Dorfe, ſo macht der Zug an der Grenze deſſelben Halt. Zwei Freunde des Bräutigams gehen allein als Abgeſandte zum Richter und fragen an, ob es fremden Männern geſtattet ſey, das Dorf zu betreten. Die Antwort lautet bejahend, doch mit dem Bedeuten, daß ſie Kindern und alten Leuten nichts Uebles zufügen möchten. Die Abgeſandten gehen zurück, ihnen auf dem Fuße aber folgt die Dorfjugend und hält den Hochzeitern, bevor ſie das Dorf ſelbſt betreten, eine mit Bändern verzierte Stange vor. Es entſpinnt ſich nun zwiſchen jenen und dem Braska ein Geſpräch, das mit Erlegung einer unbedeutenden Summe endigt, worauf die Stange entfernt wird. Dieſe Sitte, „das Abkaufen der Stange," hat ſich bis heut auch auf den deutſchen Dörfern erhalten in der Form des ſogenannten „Verſchnürens," was ebenfalls eine kleine Gabe von Seiten des Bräutigams erheiſcht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Provinz Sachſen, April.

[Fortſetzung.]

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

So weit die Kurliſten vorliegen, waren die berühmteſten Gäſte proteſtantiſche Fürſten, ſchwediſche Feldherren und deren Frauen, berühmte proteſtantiſche Theologen, Profeſſoren der Moral aus Leipzig u. ſ. w. Es wird gerühmt, wie man an dieſen Quellen viele vortreffliche reine Lehre gehört habe, und wie die Leute von dieſem leiblichen Brunnen auf den rechten Heilbrunnen, Chriſtum, geführt worden ſeyen. Auch miſchten ſich hier geradezu confeſſionelle Streitigkeiten ein; denn die Katholiken wurden bald eiferſüchtig auf den Erfolg und den über ganz Europa ſich ausbreitenden Ruhm des proteſtantiſchen Bades und traten endlich mit der Behauptung hervor: dieß ſey das heilige Land, wo vormals ſo viele heilige Männer gelebt und begraben worden, deren Gebeine noch im Tode Wunder thäten. Welch vortreffliche Stoff für die Streitſchriftſteller jener Zeit! Die proteſtantiſchen klagten, die Katholiken wollten ihnen ihre Heiligen „hie gleichſam mit Gewalt in's Grab ſetzen."

So mußte denn der eigentliche mediciniſche Geſichtspunkt bei dem Gebrauch dieſer Quellen ſehr in den Hintergrund treten. Zwar fanden ſich mit weiſen Kennermienen ſehr viele Aerzte an dem Badeort ein, wir finden aber nicht, daß man ſonderlich von ihnen Notiz genommen hätte. Wird es doch auch an den Quellen gerühmt, daß ſie beſonders den Armen geholf-

Digitized by Google

fen haben,' welche ſich bekanntlich um die Aerzte überhaupt wenig zu kümmern pflegen. Was die Beſtandtheile des Waſſers betraf, ſo verbreitete ſich natürlich im Geiſte einer noch immer an der Goldmacherei hängenden Zeit bald die Nachricht, daß es Gold enthalte. Indeſſen wurde zu Helmſtedt auch eine chemiſche Analyſe angeſtellt. Sie konnte freilich damals nur unvollſtändig vorgenommen werden, und mit Hülfe der geſammten fünf Sinne brachte die dortige mediciniſche Fakultät heraus: das Waſſer enthalte vor Allem Gold und Silber, Perlen, Korallen und ſelbſt Edelgeſteine; dann Kupfer, Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber und ſämmtliche Mineralien. Könnte man nun nach alle dem zweifelhaft werden, ob überhaupt dieſen Quellen eine Heilkraft ingewohnt habe, ſo geht dagegen aus einer unter dem Titel: „der Medicorum oder Aerzte Bedenken," uns aufbewahrten Schrift hervor, daß dieſelben zwar ſehr zum Nachtheil der Patienten bei den verſchiedenſten Krankheiten benutzt wurden, daß ſich aber wohl eine Reihe von Krankheiten aufſtellen laſſe, in denen die Wirkung eine vorzügliche geweſen. Der unvernünftige Gebrauch, den das Volk mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit von dieſem Bad machte, mag ohne Zweifel ein Hauptgrund ſeyn, weßhalb daſſelbe ſo bald in Vergeſſenheit gekommen iſt. Nur einen Sommer hindurch (1646) währte ſeine eigentliche Blüthe. Die Zahl der Kurgäſte betrug während deſſelben vier-und-zwanzig-tauſend. Im Jahr 1647 ſollen die Quellen plötzlich wieder verſchwunden ſeyn; 1680 kamen ſie wieder zum Vorſchein, jedoch, wie es ſcheint, hauptſächlich um jetzt die heftigſten Angriffe auf ihren Gehalt von den Medicinern erfahren zu müſſen. Indeſſen fehlte es doch auch jetzt eben ſo wenig an einem ſehr gründlichen Vertheidiger als an Kurgäſten. Sie blieben ziemlich bis zum Jahr 1720. Zuletzt befand ſich nur noch ein einziger Kranker bei der Quelle, der über Reißen im Leibe klagte, und dem es vorzugsweiſe um Almoſen zu thun ſchien. Neuerdings ſollen verſchiedene, ſehr gewiſſenhaft angeſtellte chemiſche Analyſen dargethan haben, daß dem Waſſer eine ähnliche und nicht geringere Heilkraft inwohnt, wie dem berühmten Bade Pyrmont. So konnten Plane zur Wiederherſtellung des Hvenhauſer Brunnens nicht ausbleiben. Was ihrer Verwirklichung ernſtlich entgegenſteht, iſt wohl nur der Umſtand, daß der Sinn für Naturſchönheiten jetzt ſehr allgemein geworden iſt, weßhalb es jetzt ſehr ſchwierig ſeyn möchte, ein Bad in Aufnahme zu bringen, das vier Meilen vom Gebirg entfernt, wenn auch ſeemdlich, doch ganz anſpruchslos unter fruchtbaren Kornfeldern gelegen iſt.

(Schluß folgt.)

Halle, April.

(Fortſetzung.)

Die Kaiſerdeputation.

Zum Schluſſe trat noch der ſo eben nach Halle berufene außerordentliche Profeſſor Prutz auf, der in ſeiner bekannten Weiſe ein poetiſches Donnerwetter über die Kronenverächter in Berlin ſich entladen ließ. „Die Krone," rief er aus, „iſt in Berlin ſchmachvoll zerbrochen und in alle Winde zerſtreut; das Volk wird dieſe Scherben nicht aufleſen, es wird eine neue Krone ſchaffen, um ſie ſich ſelbſt aufzuſetzen." Das war das erſte öffentliche Auftreten, wodurch Prutz den Hallenſern ein Zeichen ſeines neubegonnenen Profeſſorſeyns gab. Doch geben wir erſt der Deputation das gebührende Ehrengeleit. Ohne an dem bereitgehaltenen Mahle ſich zu betheiligen, verließ ſie nach kurzem Aufenthalt ſchweigend den gefüllten Saal, während von einem hieſigen Sängerchor das die Gemüther beruhigende Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland," angeſtimmt wurde. Nach ihrer Entfernung trat vor der zurückbleibenden Menge ein Sprecher im entgegengeſetzten Sinne auf, deſſen Rede mit einem Hoch auf den „deutſchgeſinnten König, den erſten Kaiſer der Deutſchen aus dem Hauſe der Hohenzollern" ſchloß. Ein dreimaliges, donnerndes Hoch folgte dieſer Anſprache und der „Krakehl," wie der Berliner ſagt, war zu Ende. Alle nicht vom Schwindelgeiſte der Politik erfaßten Köpfe, nicht bloß die ſtockpreußiſchen, ſondern, ich verſichere Sie, gerade die Männer, deren höchſter Wunſch ein ſtarkes preußiſches Kaiſerthum iſt, geſtehen, daß der König nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. An den Frankfurtern liegt es nun, ſich zu beſinnen und einzuſehen, daß ein mächtiger König nicht füglich von ſeinem alten Thron auf die tabula rasa herabſteigen konnte, um aus ihrer Hand eine neue Kaiſerkrone zu empfangen, daß er nicht die ſichere Königskrone ſich von ihnen mit der einen Hand konnte nehmen laſſen, um mit der andern ſich die ſchwankende Krone der Volksſouveränetät auf's Haupt drücken zu laſſen. — „Seyd ſtill, es wird ein Menſch gemacht, dieſe Worte Wagners," ſo läßt ſich in einem hieſigen Blatt eine Stimme vernehmen, „ſind mir bei dieſer künſtlichen Kaiſerfabrikation häufig eingefallen. Dem guten Wagner war es bekanntlich gelungen, auf chemiſche Weiſe einen Menſchen in's Daſeyn zu rufen. Unſere Herren in Frankfurt ſind lauter politiſche Wagner, die ſehr erbost waren, wenn man ihrer chemiſche Kaiſerfabrikation durch allerlei Zwiſchenreden ſtören wollte. Und ſiehe! auch ihnen iſt es endlich gelungen! Aber wie Wagner doch immer keinen wirklichen Menſchen, ſondern nur einen Homunculus, ein Menſchlein, auf dieſem eigenthümlichen Wege geſchaffen hat, ſo haben es die Frankfurter Wagner auch nicht weiter als bis zu einem Kaiſerlein gebracht, der wieder in ſeine todten Stoffe ſich auflöſt, ſobald er mit dem wirklichen Leben in Berührung kommt. — Alter Barbaroſſa, erwache auf einen Augenblick und ſieh die Strohpuppe, der ſie dein Schwert und dein Scepter in die Hand geben wollen! Und du, Friedrich Wilhelm IV., Enkel des großen Kurfürſten und des großen Friedrich, erröthe über die Rolle, welche dieſe Schulfüchſe dir anzubieten wagen! Fühle ganz den Hohn und die Schmach, die in der Zumuthung liegt, daß du der Held in dieſem Faſtnachtſpiele ſeyn ſollſt. Und wenn ſie nach Berlin kommen, empfange ſie, wie ſie es verdienen, und wenn du keinen Hofnarren mehr haſt, der ſie mit der Peitſche aus deinem Palaſte vertreiben kann, ſo laß ihnen von einem Peoſeß die Peitſche geben. Was dein Geſchick noch ſeyn wird, mein König, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß du den finſtern Mächten verfallen und dem Untergange geweiht biſt, wenn du dieſen Frankfurtern nur das kleinſte Glied deines kleinſten Fingers reichſt. Werde Schirmherr, werde Kaiſer von Deutſchland, ſo weit es die Gerechtigkeit, ſo weit es die hiſtoriſche Nothwendigkeit, ſo weit es das Wohl und Heil Deutſchlands verlangt; dieſe Frage iſt noch nicht reif und ſie gehört noch der Zukunft an; aber was du wieſt, werde es durch dich ſelbſt, durch deinen eigenen, innern Beruf; mache der Untreue auch nicht das leiſeſte Zugeſtändniß, gewähre ihnen auch nicht das kleinſte Lächeln, beich mit ihnen ein für allemal, daß deine Stellung wieder rein und klar und feſt werde. Wenn du Deutſchlands Schirmherr zu werden für deine Pflicht anerkennſt, ſo ſchirme uns vor Allem vor unſerm gefährlichſten Feinde, vor dem Frankfurter Hochverrath." So redet der Eine den bedrängten König an, während der Andere ihn als einen „Halsſtarrigen" von ſich ſtößt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 99. Mittwoch den 25. April 1849.

Vier Rößlein sind vor den Wagen gespannt
Und alle zum Hofe hinausgewandt.
Mit diesen mußt fahren du, Mägdelein,
Hier aus diesem Hause so gut und so fein
In's andere Haus, das noch besser wird seyn.
Wendisches Hochzeitlied.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Am Hofe der Braut angekommen, finden die Hochzeiter Thüe und Fenster fest verschlossen. Erst auf mehrmaliges Klopfen des Braska läßt sich die Stimme des Brautvaters auf dee Flur hören. Er fragt nach dem Begehr der Fremden, die dann gewöhnlich um Herberge bitten. Nach einigem Zaudern wird geöffnet, doch daef der Bräutigam die Schwelle des Hauses erst überschreiten mit seinen Begleitern, nachdem der Braska nochmals förmlich um die Braut geworden hat. Nun beginnt eine lustige Neckerei, indem man dem sehnsüchtigen Bräutigam erst eine alte Feau, später ein junges gepuztes Mädchen nnd erst zulezt die wirkliche Braut zuführt. Bei all diesen herkömmlichen Ceremonien spielt dee Beaska die wichtige Rolle des Sprechers und Vermittlers. Ee fragt die endlich erscheinende Braut, ob ste wirklich ihre Hand dem jungen Manne reichen wolle, und hält ihe nach empfangener Bejahung die schweren Pflichten einer Hausfrau und dereinstigen Mutter vor. Ist dieß Alles geschehen, so folgt auch hier die Ceremouie des Ausfegnens odee Scheidens, und man beeeitet sich zum Aufbruch in die Kirche. Die Deutschen gehen gewöhnlich zu Fuß, die Wenden, prnnkliebendee, ziehen es vor, in gepuzten Wagen, geleitet von mit bunten Tüchern geschmückten Kutschern, den Teauungszug anzutreten. Dem Brautwagen voeaus fährt das Musikchoe, in dem selten die national wendischen Instrumente, die dreisaitige Geige (husla, so genannt, weil sie einee Gans ähnelt), und eine klarinettenartige Flöte (Tarackawa) fehlen. Unterwegs lärmen, singen und jodeln die Hochzeiter nach Kräften. An vielen Orten schießt man dabei Pistolen und Flinten ab, odee führt mit derben Stöcken ein Scheingefecht auf, nur um möglichst viel Spektakel zu machen. Begegnenden werden unterwegs Bier und Branntwein gereicht, die man zu diesem Behufe besonders mitnimmt. Vor dem Kirchhofe ordnet sich der Zug, das Toden einstellend. Hinter dem vorausschreitenden Beaska geht die Braut, ihr folgt zunächst die Slonka (die Salzmeste der Deutschen), sodann die Zuchtjungfer (Druzka). In gleicher Ordnung schließt sich die Begleitung des Bräutigams an, und dieser alle übrigen Gäste.

Die kirchliche Teauhandlung ist mit sehr geringen Abweichungen, wozu der „Umgang," das dem Pfarrer zu erlegende Opfee, gerechnet werden kann, der in deutschen Gemeinden ähnlich. Nach erfolgter Einsegnung bewegt sich dee Zug in der vorigen Ordnung wieder zurück, nur sitzen jezt Braut und Bräutigam zusammen in einem Wagen, während sie auf dem Wege zue Kirche von einander getrennt in verschiedenen Wagen saßen. Jedee Begegnende wünscht auf diesem Rückwege in's Brauthaus den Neuvermählten Glück mit der stehenden Formel: Daj bóh zbozjo! worauf die immer wiederkehrende Antwort folgt: Daj to bóh! (das gebe Gott!). Beim Eintritt in's Gehöft, wo sich immer eine Schaar Neugieriger einfindet, nimmt die Braut eine Milchgekte und gibt diesem Zuschauerteoß daraus Bier zu trinken, wohl zum Zeichen, daß sie mildthätig seyn will gegen alle Nothleidenden. Zuweilen geschieht es auch, daß die

Digitized by Google

Gäste einen Tanz im Hofe improvisiren, während die Braut den Viehstall besucht und eine Kuh melkt.

Die allgewaltige Herrscherin der Zeit, die Mode, hat bei den Wenden von ächtem Schrot und Korn die uralte Nationaltracht noch nicht ganz vertrieben. Bei außerordentlichen Feierlichkeiten, wie eben bei Hochzeiten, sieht man wenigstens die Braut noch ganz im Schmuck vergangener Jahrhunderte einherschreiten. Dieser ist in verschiedenen Gegenden des Wendenlandes verschieden, anders bei den Sorben der Oberlausitz, anders bei den Bewohnern des fruchttragenden ebenen Ackerlandes, anders in den sumpfigen Heidegegenden. Auch nach dem religiösen Bekenntniß scheidet sich der Brautanzug, so daß die katholische Braut wesentlich anders gekleidet auftritt als die evangelisch-lutherische. Die Hauptzier der wendischen Braut besteht in der Borta, der bräutlichen Kopfbedeckung. Es ist dieß eine hohe, in Gestalt eines stumpfen Kegels oben etwas spitz zulaufende, wohl zehn bis zwölf Zoll hohe Mütze von schwarzem Sammet. Am obern offenen Rande ist sie mit rothem Sammet eingefaßt und umlegt mit einem fast zollbreiten stark vergoldeten Reife, an welchem zwölf vergoldete, bewegliche Sterne blinken. Um den obersten offenen Rand wird das Zeichen der Jungfräulichkeit, ein mit künstlichen Blumen ausgeschmückter Rautenkranz gelegt. Am Hinterkopfe läßt sich die Borta erweitern oder verengern, um sie jeder Braut anzupassen. Man befestigt sie mittelst bunter Bänder an das Haargeflecht und schlingt um den dadurch gebildeten Absatz abermals ein mit goldenen Sternchen verziertes Band, das „Haarband" oder „Silberband" (Sljebornik), so genannt, weil es ursprünglich aus Silber bestand. Unter der Borta über der Stirn zeigt sich ein grünseidenes Band, vielleicht zum Zeichen, daß sie froher Hoffnung voll dem neuen Stande entgegengeht. Um den Hals trägt die wendische Braut stets eine Perlenkette, an der jedoch keine rothe Perle zu finden seyn darf, wie denn überhaupt alles Rothe streng vermieden, die grüne Farbe aber sehr geliebt wird. Von sonstigem Schmuck ist als national wendische Zier nur noch zu erwähnen die „Flizur," ein über Brust, Schultern und Rücken reichendes drei bis vier Zoll breites Stück weißer Leinwand, das in viele Falten gelegt und mit grünseidenem Bande eingefaßt wird. Der Rock besteht aus schwarzem, in enge Falten gelegtem Tuche. Darüber trägt die Braut zwei Schürzen, eine Unterschürze von Kattun und eine Ueberschürze von weißem gesticktem Zeuge.

Obwohl diese Tracht die gewöhnliche ist, wird sie doch nicht allerorten getragen. In der Gegend von Muskau und tiefer in die Spreewälder hinein kleidet sich die Braut ganz anders. Die national wendische Borta verschwindet hier gänzlich. Statt derselben umwindet man den ganzen Kopf so dicht mit hellgrünen Bändern, daß es scheint, als habe die Braut ein eng anliegendes grünseidenes Mützchen aufgesetzt. Am Scheitel wird ein kleines Kränzchen von Raute festgesteckt, und von diesem Kränzchen bis zum Gürtel herab läßt man ein Büschel von grüner und weißer gezupfter Seide flattern. Dem Brautanzuge allemal entsprechend ist die Tracht der Zuchtjungfer, nur daß ihr der Rautenkranz fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Schluß.)

Jene ersten Begründer der noch jungen Wissenschaft der Chemie glaubten in jedem neuen Stoffe, den sie entdeckten, in jeder neuen Kraft, die sie an ihm wahrnahmen, gleichsam einen besondern Gott zu erkennen. Die vielen Affinitäten, die Wahlverwandtschaften und Feindschaften, welche zwischen den Stoffen bestehen, alle die thätigen Kräfte einem im Geheimen wirkenden Wesen zuschreibend, bevölkerten sie das Innere der Erde mit einer Menge von Erd-, Metall-, Stein- und Elementargeistern, von welchen allen, wie einer ihrer gläubigen Schüler, ein gewisser Prätorius, sagt, „der erste Philosophus der Heiden, Aristoteles, noch wenig Richtiges gewußt hat." — Diese jugendlich entzückten Chemiker des Mittelalters glaubten nun wie Doktor Faust deutlich zu erkennen:

„Wie spricht ein Geist zum andern Geist,
Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt;
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldenen Eimer reichen,
Mit segendunstenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen."

Und gleich den ersten Astronomen, welche den Wandel der Sterne ohne Kunde der Kepplerschen und Newtonschen Gesetze beobachteten und in ihnen geistige Wesen erblickten, und gleich den ersten Menschen, welche in die Natur hinaustretend, in jeder Regung die Arbeit eines Gottes sehen, schufen sie nun, in ein ganz neues Gebiet der Natur eindringend, eine ganz neue Mythologie. — Sie stellten aus Experimenten und Beobachtungen alle die eigenthümlichen Eigenschaften eines Gesteins zusammen, seine Härte, seine Sprödigkeit, seine Farbe, seine Einwirkungen auf andere. Sie fanden dann, daß alle diese Eigenschaften in einem gewissen harmonischen Zusammen-

Digitized by Google

hange ſtehen, und daß jeder Stein einen beſtimmt ausgeprägten Charakter, gleichſam eine individuelle Perſönlichkeit eben ſo habe, wie jedes geiſtige Weſen. Und ſo ſchmückten ſie denn mit dieſem Charakter ein fingirtes Geſchöpf und erſannen ſich Elementargeiſter.

Der genannte Prätorius hat unter dem Titel: Anthropodemus Plutonicus ein großes Werk über die „chymiſchen Menſchen und Geiſter," über „die Luftleute und Windmenſchen," „die Berggeiſter," „Wald- und Wettermännlein," „die ſteinernen und Säulenleute," über „die Tuckholde" und „Feuermänner," über „die Pflanzen- und Thierleute," über „die aſtrologiſchen, conſtabiliſchen, felſigen, hölzernen, optiſchen, phantaſtiſchen, quadratiſchen Menſchen und Geiſter" geſchrieben. — Man leſe von allen dieſen und noch von vielen andern Gattungen von Geiſtern und denke dann an die ungeheuern Maſſen der verſchiedenſten Arten aufeinander und durcheinander wirkender Stoffe, welche in den Alpenkoloſſen aufgeſchichtet ſind, in dieſer wahren Werkſtätte der Natur, wo man vor Augen ſieht, wie Alles entſteht und zerfällt, und man wird erkennen, wie viele Gelegenheit zur Aufſtellung intereſſanter Mythen die der Chemie und Mineratogie unkundigen Alpenbewohner ſich entgehen ließen, und wie wenige Seiten ihrer Gebirgsnatur ſie phantaſirend aufgefaßt und poetiſch belebt haben.

Hätten fruchtbare Geiſter wie Paracelſus oder jener Praetorius dieſe Atpen bebrütet, ſo hätten wohl ſo viele Genien und Geſpenſter aus den Bergen und Thälern hervorfliegen mögen, wie Cicaden, Mücken und Farfarellen aus dem alten Pelze des Dr. Fauſt in Goethe's Dichtung, und die Aelpler hätten ihre Götterzahl leicht auf die Summe der Indier bringen können. Dieſe wahren Signori Milione unter den Völkern hatten bekanntlich, Alles zuſammengerechnet, dreihundert-und-dreißig Millionen Götter, wobei ich denn zum Schluß die Bemerkung machen will, daß dieſe Indier in ihrer Mythologie, welche zahlloſe Inkarnationen der Gottheiten annimmt, welche das Alter der Welt nach hundert Jahrtauſenden mißt, welche die Schaaren der Götter, der Rieſen und Geiſter nach Myriaden zählt, in höherem Grade als irgend eine andere Nation eine Fülle, Kühnheit und Ueppigkeit der Phantaſie entfaltet haben, wie ſie der Vielſeitigkeit, dem Reichthum und der überſchwenglichen Fülle der Natur und dem ehrwürdigen Alter unſerer Welt entſpricht. Die alte jüdiſche Mythologie und Kosmogonie, oder wenigſtens die buchſtäbliche und engherzige Auslegung, welche wir ihr, Jahrhunderte lang daran feſthaltend, gegeben haben, war ohne Zweifel ein Hemmſchuh für den Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften und namentlich der Geologie und Geognoſie. Die indiſchen Mythen dagegen mit ihrem weiten Horizonte und ihren großartigen Dichtungen, mit denen das gebildete Publikum Europas in neuerer Zeit vertrauter wurde, machten den Geiſt der Menſchen empfänglicher und williger zur Aufnahme der Reſultate unſerer naturwiſſenſchaftlichen und insbeſondere unſerer geologiſchen Forſchungen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle, April.

(Schluß.)

Florencourt.

Sie ſehen, wie ſcheeff ſich auch hier die Gegenſätze gegenüberſtehen, und werden, wie Sie auch in Süddeutſchland über das preußiſche Kaiſerthum denken mögen, jedenfalls finden, daß dieſe wie jene Speache eine exteeme, übeetriebene iſt. Indeſſen möchte die Wahrheit doch mehe auf Seilen des Scheeibers als des Speeches liegen, wenigſtens was das dem Fauſt des großen Meiſters entlehnte Bild anbetrifft. Es wäee doch noch eine sehe zweifelhafte Frage, ob der aus den verſchiedenaetigſten Ingredienzien der Frankfurter Verſammlung unter großen Mühen und Aengſten zuſammengebaute Kaiſer, dieſer Homunculus, den man gewaltſam der Germaniala veemählen will, mit ihr eine feiedliche, fruchtbaee Ehe zu führen im Stande wäee. Sie haben viellecht ſchon geahnt, daß die eben von mir angeführte, in einem hieſigen Blatt eehobene Stimme keine andere war, als die Stimme des Mannes, von dem ich Ihnen in meinem lezten Beiefe ſchrieb, daß ee, kampfesmüde, im Begeiff ſtehe Deutſchland zu verlaſſen, um ſich nach Amerika überzuſiedeln. Da ich zu wiedeeholtenmalen dieſes entſchiedenen Mannes, Franz von Floeencourt erwähnt habe, ſo muß ich nun auch berichten, daß derſelbe in der neueſten Nummer ſeines Blattes den ſo oft mit Beſtimmtheit ausgeſprochenen Entſchluß der Auswanderung

mit einem „ich bleibe in Deutſchland“ zurückgenommen hat. Obgleich er keiner beſſern Zukunft entgegenſieht und ſein Bleiben als ein großes Opfer betrachtet, ſo hat er ſich doch dazu entſchloſſen aus — „Sentimentalität.“ „In einer ſentimentalen Aufwallung wurde der Entſchluß zurückgenommen. Es kam ein Brief, und dann wieder einer, und dann folgte Brief auf Brief und Zuſchrift auf Zuſchrift, Tropfen auf Tropfen, die in das Gefäß ſeines Herzens fielen, bis es voll war zum Ueberlaufen und endlich durch den letzten Tropfen dazu gebracht wurde.“ In der That hat wohl nie ein Leſerkreis einen innigern perſönlichen Antheil an dem Herausgeber ſeines Liedlingsblattes genommen, als dieſe Volksblattsgemeinde. Aus allen Gegenden Deutſchlands, vom Rheine wie vom Pregel, aus allen Ständen, von Tagelöhnern und Miniſtern, von Männern und Frauen tiefen Briefe an ihn ein, die ihn in ſeinem Entſchluſſe wankend zu machen und auf ſeinem Poſten feſtzuhalten ſuchten. Mehrere derſelben von höchſt eigenthümlem, zum Theil rührenden Inhalte wurden abgedruckt. Aus eigener Anſchauung kann ich verſichern, daß förmliche, mit zahlreichen Unterſchriften verſehene Petitionen den auf ſeinem Entſchluſſe Beharrenden beſtürmten, bis er ihn endlich in der eilften Stunde noch zurücknahm mit dem Verſprechen, ſich nun der Sache des Rechts, für die er bis dahin mehr aus Laune und Temperament geſprochen, mit vollem, planmäßigen Bewußtſeyn zu weihen. — Eine der letzten Nummern dieſes Blattes brachte ein Sonnett auf David Strauß, woraus Sie ſehen, daß auch Ihren württembergiſchen Zuſtänden hier einige Aufmerkſamkeit geſchenkt wird. Da David Strauß, wie aus ſeinen Streitſchriften bekannt iſt, auch ein eifriger Leſer Ihres Blattes war und wahrſcheinlich noch iſt, ſo thun Sie ihm wohl den Gefallen, ihm jenes Sonnett, das ſonſt ſchwerlich unter ſeine Augen käme, auf dieſem Wege vorzuführen. Es lautet:

Nun haſt du, weiſer Kritiker, erfahren,
Was ſo ein Pöbel iſt, aus deſſen Reihen
Man gleich das „kreuz'ge, kreuz'ge!“ hören ſchreien:
Er ſollt' an dir ſich herrlich offenbaren.

Daß du geläugnet haſt den Ewigwahren,
Den Gottesſohn, zur Fabel ihn zu weihen,
Das konnte wir der Schreier Schwarm verzeihen,
Doch nicht, daß du verläugnet ihre Scharen.

Du könnteſt dir nun füglich ſelbſt es ſagen:
Wir brauchen einen Heiland zum Geſunden,
Wollt'ſt du den kühnen Glaubensſchluß nur wagen.

Vielleicht, da du den Pöbel nun gefunden,
Glaub'ſt du auch den, den er an's Kreuz geſchlagen,
Den Schmerzensmann mit Dornenkron' und Wunden.

Als weitere Probe halleſcher Poeſie ſetze ich noch ein Sonnett auf Moriz Arndt her.

Wie könnt' ich dein vergeſſen, edler Streiter,
Du „treuer Eckart,“ der die blinden Haufen
Gewarnt, zum wälſchen Venusberg zu laufen,
Du Greis, nach Jünglingsart auch feſch und heiter.

O ſtehe feſt und ganze wuchtig weiter,
Daß wir uns nimmer Wälſchland will'n verkaufen,
Und ob man auch mit Bier begann zu taufen,
Zum Holzſtoß auch zuſammenträge die Scheiter.

Es muß ein neuer Streit, ein heißer, grimmer,
Entbrennen gegen dieſe „wälſche Lehre,“
Sonſt wird ihr Sieg je länger, deſto ſchlimmer.

Du gingſt voran im Kampf für deutſche Ehre,
Drum als Panier ſoll dein Gedächtniß immer
Heerflattern hoch vor der Getreuen Heere.

Aus der Provinz Sachſen, April.

(Schluß.)

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs war das noch anders. Ein ſehr lebensvolles Bild vom Bade Hornhauſen, das uns im Theatrum europaeum aufbewahrt iſt, zeigt außerordentlich viel Behagen bei allem Elend, das wir hier an Krücken und Steigen einherſchreiten ſehen. Auf einer Kanzel im Freien, auf der zugleich der Schulmeiſter mit den Schülern Platz genommen hat, ſehen wir den Prediger Salchmann ſtehen und ſeine Betſtunde halten. Das Volk ſteht dicht gedrängt umher. In der Nähe befindet ſich „das Haus, darin der Feldmarſchall Torſtenſohn der Betſtunde abgewartet,“ ſo wie „das Haus von Brettern und Glasfenſtern, die man aufſchieben kann, darin der Kurfürſt von Brandenburg und die Königin in Schweden der Betſtunde abgewartet, wie auch der Erzbiſchof zu Magdeburg und andere.“ Die Betſtunden wurden gehalten bei einem verwüſteten Thurme. Auch alte verwüſtete Mauern, von ſchwarzem Ruthe gedaut, ſind auf dem Bilde bezeichnet. Das einzige Gebäude von freundlichem Ausſehen iſt „die Schenk oder das Wirthshaus, das übrige ſind zum meiſten Theil verwüſte Heuſer.“ Dazwiſchen ſtehen die „Caretten“ umher, in denen „die fürſtliche, gräfliche und adeliche Perſonen“ ſich befinden. Verſchiedene Baden ſind angegeben mit den Bezeichnungen: hie verkauft man Geſotten und Gebraten, hie verkauft man Bier, ja ſogar: hie verkauft man Bücher. Das Thun und Treiben der Menſchen iſt ſehr lebendig dargeſtellt. Dabei iſt nichts übergangen; ein „unweiſer Menſch“ wird ſogar an der Kette zur Quelle geführt und im Hintergrunde ſehen wir einen Leichenzug ſich fortbewegen. Noch anſchaulicher faſt wird uns das ganze Badeleben in Hornhauſen, wenn wir manche der Briefe leſen, die von Kurgäſten abgeſandt und die bei dem bedeutenden Intereſſe, das alle Welt an dem jungen Bade nahm, mit oder ohne Wiſſen der Briefſteller ſogleich als fliegende Blätter gedruckt wurden. Da berichtet Jemand, der in Hornhauſen ſelbſt keine Wohnung mehr erhielt und mit Mühe und Noth bei einem Böttcher in Oſchersleben einen „Unterſchleif“ fand, daß auf der Reiſe ſchon mehrere Meilen vor Hornhauſen ihnen ein von dem Geſundbrunnen kommender Podagriſt begegnet ſey, der zum Beweiſe ſeiner Geneſung treffliche Capriolen vor ihnen geſchnitten habe. Ein anderer, der in Hornhauſen ſelbſt wohnt, ſchreibt unter Anderm: ich ſprach heute mit Heinrich Güntern, einem Müller aus Dresden, welcher drei Jahre an Ketten gelegen, der iſt dieſe Woche auch wieder geſund geworden. Andere berichten, daß zahlreiche Krücken von Geheilten an den Quellen zurückgelaſſen ſeyen; ferner vier-und-dreißig Stecken, deren die Beſitzer früher nicht entbehren konnten; darunter ein ſpaniſches Rohr, an der einen Seite mit dem Lobſprüchlein: Soli Deo gloria. — Auch in der Ferne ſollte das zum Baden und Trinken ſtets reichlich hervorſprudelnde Waſſer ſeine Wirkung thun. Jener Kurgaſt, der bei einem Böttcher in Oſchersleben einen Unterſchleif gefunden, ſchreibt in ſeinem an eine hohe Standesperſon gerichteten Briefe: daß er dem Nürnberger Fuhrmann aufpaſſe, um ihm eine Anzahl von Flaſchen daven mitzugeben. Ein alter Junker, der durch einen Courier ein paar Flaſchen erhielt, machte ſich ſelbſt ein Gebet zurecht, das er jedesmal beim Trinken ſprach, und ſein Pfarrer berichtet, daß er, durch dieſe Kur vom Podagra befreit, ihm aus Freude ein Gericht Fiſche verehrt und jährlich einen Thaler in den Gotteskaſten zu opfern verſprochen habe.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 100. Donnerstag den 26. April 1849.

— Crudelis ubique
Luctus, ubique pavor, et plurima mortis imago.
Virgil.

Aus dem Leben eines Malers.

Eine schwüle Junihitze lag über Paris gebreitet; man vermochte kaum zu athmen. Seit vier-und-zwanzig Stunden läuteten die Stuemglocken ohne Unterlaß; Blut floß über die Steine hin, die Räder der Pulverwagen und Kanonen säbend, welche in donnernder Eile zu den Kampfplätzen rasselten. In den verschiedenen Stadttheilen wechselten Todtenstille und furchtbares Geschrei mit einander ab. Während ein dumpfes Schweigen im prächtigen von seinen aristokratischen Bewohnern verlassenen Faubourg St. Germain herrschte, nur unterbrochen durch die weithin schallenden Donnerschläge der Kanonen und das Geknatter des Gewehrfeuers, stürzten lärmende Volksmassen die Boulevards entlang zu der Porte St. Martin und dem Faubourg St. Denis, wo noch einmal siegreich der Kampf der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden zu Gunsten der erstern entschieden werden sollte.

Im engen Clos St. Lazare war jedes Haus zu einer Festung geworden. Immer neue Kämpfer drängten sich auf die Barrikaden, Männer und Weiber jeden Alters, von Nachtwachen und Mangel an Nahrung bis zur wildesten Wuth gestachelt, schlecht bekleidet, Zorn und Haß in jedem Zuge des Gesichts. Achtlos schleuderten Weiber einzelne Stücke des Hausrathes, werthgehaltene Gegenstände des geringen Besitzes aus den Fenstern herab auf die anrückenden Linientruppen und Nationalgarden; nichts hatte mehr Werth in ihren Augen, kein Wunsch schien in ihnen zu leben, als die Sehnsucht, den lang verhaltenen Groll in blutiger Rache zu kühlen. — Aber auch die Nationalgarden und die Linie kämpften ohne Erbarmen. Zeigten die Proletarier die Raserei des Hasses, so offenbarte sich in jenen die kalte Ruhe von Menschen, welche mit dem Naturtrieb der Selbsterhaltung zu dem Aeußersten bereit sind. Nicht mehr als Bürger standen sie sich gegenüber, sondern als feindliche Racen. Die Geister der Vernichtung schwebten über ihnen.

Schon neigte sich der Tag zu Ende. Ein kühler Windhauch fing an die brennenden Wunden zu fächeln, während er das noch strömende Blut der Sterbenden erstarren machte. Leises Wimmern, angstvolles Röcheln der Verwundeten erklang unter den Vorsprüngen und Portalen der Häuser, wohin man sie geflüchtet hatte, als ein neuer Trupp Nationalgarde gegen die Barrikade anrückte, welche die Straße St. Lazare versperrte. Alle ihre Vertheidiger sprangen von der kurzen Rast empor; in einem Augenblick standen sie auf der Verschanzung, die blutrothe Fahne wehte in ihrer Mitte; ein junges Weib hielt sie hoch in der kraftvollen Rechten. Ihr schwarzes Haar flatterte aufgelöst um das bleiche, zornentstellte Antlitz, aus dem die dunkeln Augen mächtig hervorglühten. Das Gewand war zerrissen, die nackten Arme von Pulver geschwärzt.

Ein Jüngling wollte die Vordringende zurückhalten. „Denke an unsere Mutter, Marie!“ — „Sie haben mir den Mann erschossen und die Trümmer unseres Hauses haben mein Kind erschlagen,“ antwortete sie und warf sich, die Fahne schwingend, den Kämpfern voran, bis an den äußersten Rand der Barrikade. Schüsse krachten um sie her, vernichtend flog ein Hagel von Steinen nieder auf die Angreifenden. Da erscholl noch einmal das Commandowort

Digitized by Google

in den Reihen der Truppen. — „Feuer!“ rief der Offizier; grelle Blitze zuckten auf, ein furchtbarer Donner krachte durch die Luft, Rauchwolken verhüllten die Scene. Als sie verflogen waren, stand die Barrikade verlassen; die Truppen räumten sie weg und auf den zertrümmerten Balken derselben ieglen zwei Nationalgardisten die Leiche eines erschossenen Weibes nieder, dessen Hand noch im Tode die Fahne der rothen Republik umklammert hielt. Schaudernd verließ ein Deutscher die Stätte dieses Kampfes, dessen Zeuge er zufällig geworden war. Sich einen Weg bahnend durch die immer wachsende Verwirrung, gelangte er über die Boulevards und den Platz de la Concorde in seine weit entlegene Wohnung.

Es war das Atelier eines Malers. Die letzten Tagesstrahlen fielen, gebrochen durch die Pulver- und Staubwolken, welche über der Stadt schwebten, matt durch die Scheiben des halbverhängten Fensters. Ihr gelbliches Licht erhellte ein großes Oelgemälde auf einer Staffelei. Es stellte den heiligen Sebastian dar.

In stiller grüner Waldeskühle war der Heilige, von Pfeilen durchbohrt, an einen Baum gebunden; dem Tode nahe sank die schöne bleiche Gestalt mehr und mehr in sich zusammen. Mit der schwindenden Aussicht auf rettende Hülfe schien die Kraft des Widerstandes gegen den Tod in ihm gebrochen zu seyn. Er hoffte nicht mehr, er ließ sich sterben, und doch nahte die Hülfe. Dort aus der Ferne, aus dem tiefsten Schatten der Bäume, trat sie hervor, eine Römerin in dunklem Gewande, mit der emporgehobenen Rechten den Kord auf ihrem Kopfe stützend, in dem Früchte und Brod Labung und Erhaltung versprachen.

Müde und bleich sank der Künstler vor seiner Staffelei auf einen Stuhl nieder, das Haupt sinnend auf die Hand gestützt, während sein Auge träumend auf dem Bilde vor ihm ruhte. Die Stille in seinem Gemache hatte etwas Furchtbares nach dem Lärm des Kampfes, den er eben verlassen. Dumpf klangen die Glockenschläge von Notre Dame herüber, wie Grabgeläut der untergehenden Generation. — „Die Menschheit ist todeswund, wie dieser Heilige!“ rief der Künstler, „sie ist dem Untergange geweiht, wie er, wenn ihr nicht bald der rechte Befreier naht!“

Thränen der Erschütterung entströmten seinen Augen. „Wo ist die Zeit des Friedens hin?“ seufzte er, „wo sind die stillen Stunden hin, die ich in reinem Genuß heiligee Schönheit verlebt?“ — Er versank in Gedanken. Immer matter ward das Licht des Tages, graue Dämmerung herrschte in dem Gemach und legte ihre Schleier über die Gemälde; aber je mehr dieselben seinem Auge entzogen wurden, um so heller stiegen die Erinnerungen vergangener Zeiten in ihm empor.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Von den mancherlei unwesentlichen Abweichungen, die hin und wieder vorkommen, muß ich noch die Tracht der Zuchtjungfern katholischer Konfession erwähnen, wie sie meistentheils unter den um Bautzen wohnenden Wenden vorkommt. Ihr Hauptschmuck besteht aus einem anderthalb Hände breiten hellrothen Bande mit dunkelrothen Blumen, dessen am Hinterkopf angebrachte Schleifen bis zum Gürtel herabfallen. Den Hals schmücken vier Korallenschnüre, an deren jeder im Nacken eine seidene Schleife prangt. Von diesen Schleifen ist die oberste am kleinsten, die unterste am größten. Mehrere Perlenschnüre schließen sich unter den Korallen an, und endlich folgen zwei, drei, auch wohl noch mehr Reihen gehenkelte schwere Gold- und Silbermünzen, die fast die ganz Brust bedecken; über diesen Münzen aber sieht man ein goldenes Kreuz glänzen.

Die Tracht des Bräutigams hat nichts besonders Ausgezeichnetes, nur daß an manchen Orten, z. B. in Schleife, dem Bräutigam das Rautenkränzchen wie der Braut am Scheitel befestigt wird, möchte der Erwähnung werth seyn. Im Uebrigen trägt er sich einfach und entsprechend der Kleidermode, die eben Geltung hat. Ein Rosmarinzweig, der auch der Braut nicht fehlt, steckt gewöhnlich im Knopfloche des Rockes.

Beim Hochzeitmahle gelten unter den Wenden fast dieselben Regeln wie unter den Deutschen. Männer und Frauen sitzen einander gegenüber, nicht an getrennten Tafeln. Die Tafel selbst bildet immer einen rechten Winkel und wird so gestellt, daß die Tischecke der Stubenthür gegenüber im Zimmerwinkel sich befindet. Hier nehmen Braut und Bräutigam Platz, so daß zwischen beiden die Tischecke bleibt. Dieser Ehrenplatz heißt deßhalb auch „der Brautwinkel.“ Zur Rechten der Braut sitzt deren Sonka, links vom Bräutigam die Sonka dieses. Beide Ehrenpersonen sind während des Mahles gewissermaßen die Beaufsichtiger und Moderatoren des Brautpaars. Sie legen ihren Schütz- und Pfleglingen die Speisen vor, bestimmen was und wie viel sie essen sollen, und geben vor Allem Acht, daß die vor den Brautleuten aufgestellten beiden Lichter ja von Niemand gepuzt werden.

Digitized by Google

Schon während der Tafel beginnen die Gäste in den Pausen zu tanzen. Gewöhnlich wird dazu die Scheuertenne benützt. Theilnehmen an diesem Vergnügen darf Jeder mit alleinigem Ausschluß des Bräutigams, der am Hochzeitage sich ganz still verhalten muß. Dagegen sieht man es gern, wenn die Braut recht viel tanzt. Sie hat an diesem Ehrentage das Recht, die Tänzer sich zu wählen, überhaupt ihnen Vorschriften zu geben, und bei jedem neu beginnenden Reigen den Vortanz. Fehlt es zufällig einmal an einem Partner, so muß einer der Ehrendiener des Bräutigams (ein Swat) den Lückenbüßer machen und mit der Braut tanzen. Der eigentliche große Tanz beginnt erst nach beendigtem Mahle und nachdem der Braska abgebetet, auch die jungen Eheleute durch vermahnende Rede zu einem ehrbaren christlichen Lebenswandel aufgefordert hat. Seltsam und nur den Wenden eigenthümlich ist die Sitte, daß beim Verlassen der gemeinsamen Tafel die Braut über den Tisch schreiten und auf der andern Seite herabspringen muß. Ehe es dahin kommt, pflegen die Zuchtjungfern dem Bräutigam gewöhnlich den Hut, die Ehrendiener des Bräutigams aber der Braut einen Schuh zu rauben. Beide Gegenstände müssen durch Geldgeschenke wieder eingelöst werden. Während der ganzen Dauer des Mahles sammeln sich die jungen Mädchen des Dorfes im Brauthofe und stimmen eine Menge theils geistlicher, theils weltlicher Lieder an, Gesänge voll slavischer Naivetät, reich an wahrer Volkspoesie und leider viel zu wenig gekannt. Sie erhalten dafür reiche Spenden an Bier, Butter, Brod und Käse, und entfernen sich erst beim Aufbruche der Gäste von der Tafel.

Um die Zeit, wo sich das Brautpaar zurückzuziehen pflegt, umringen die anwesenden Männer den Bräutigam, Frauen und Mädchen die Braut, und geben sie erst nach längerem Sträuben wieder frei. Der Braut wird hierauf Borta und Kranz genommen und die Haube aufgesetzt. Unter Gesang und Musik begleiten dann sämmtliche Hochzeiter die Neuvermählten bis an die Schwelle des Schlafgemachs. Nur der Braska und die Stonka der Braut dürfen es mitbetreten, um Zeugen zu seyn des Gebets der jungen Eheleute und den Segen des Himmels auf sie herabzuflehen. Diese Ceremonie heißt „das Einsegnen in's Brautbett."

Der nächste Tag ist fast nur der Pflege des Leibes durch Speise und Trank gewidmet. Es wird zweimal gefrühstückt und abermals ein lang dauerndes Mittagessen gehalten. Nach diesem zweiten Mittagsmahle werden auf besondere Aufforderung des Braska von den Gästen die Hochzeitgeschenke gegeben. Es geschieht dieß in folgender Weise. Der Braska nimmt zwei übereinander gesetzte Teller, läßt sich damit neben dem Brautpaare nieder und legt ein paar Thaler darauf, indem er eine Anrede an die Anwesenden hält, in welcher er sagt, die neuen Eheleute müssen sich eine eigene Küche bauen, um etwa einlreffende Gäste gastfreundlich bewirthen zu können. Aus diesem Grunde nun bitte er um einige milde Gaben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben.

Was ist des Lebens Wonne,
Was ist des Lebens Ruhm?
Und wo bescheint die Sonne
Ein dauernd Eigenthum?
Fällt nicht am Ende nieder
Die mächtigste Gewalt?
Kehrt in den Staub nicht wieder
Die herrlichste Gestalt?

Und wenn wir auch gewannen,
Was Jeder sucht und preist,
Der Tag ist nicht zu bannen,
Der Alles uns entreißt.
Doch weg mit dem Gedanken,
Der uns den Willen raubt!
Dem todesnahen Kranken
Sey er allein erlaubt.

Noch ist es zu ertragen,
Das gold'ne Himmelslicht,
Und wahrlich um zu klagen
Sind wir auf Erden nicht.
Die schöne Gluth empfinden,
Die uns zum Streben zwingt,
Und keine Ruhe finden,
Bis Etwas uns gelingt;

Dem eingebornen Triebe
Die ganze Kraft zu weih'n,
Der Eltern Stolz und Liebe
Als wack'rer Sohn zu seyn;
Dann ernste Treue schwören
Am bräutlichen Altar,
Sich Vater nennen hören
Von lieber Kinder Schaar;

Durch keinen Schein geblendet,
Des Mannes Pflicht zu thun,
Und ist das Werk vollendet,
Mit Freuden auszuruh'n;

Digitized by Google

In Leid und Luſt erfahren,
Was ächte Freundſchaft ſey;
Des Rechten Rechte wahren
Vor jeder Tyrannei;

Als Pfeiler da zu ſtehen
Für's heil'ge Vaterland;
Den Sieg von dem zu ſehen,
Was wir für wahr erkannt —
Wo ſolche Flammen glühen,
Wo ſolch ein Ziel uns winkt,
Da ſeh'n wir kein Verblühen
Und keine Sonne ſinkt;

Da ſind in jeder Stunde
Zum Schwerſten wir bereit,
Da wird in heiterm Bunde
Die Mühe Seligkeit.
Und ob auch kurz gemeſſen,
Das Leben iſt ein Feſt,
Das uns den Tod vergeſſen,
Den Tod uns ſuchen läßt.

Jucundus Steinbühl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Die Kriſis.

Die Oeſterreicher treten maſſenweiſe aus der Paulskirche; ſie folgen der Mahnung ihrer Regierung, welche die Thätigkeit des Parlaments ſeit dem 28. März jedes Rechtsbodens baar betrachtet; ſie verlaſſen eine Verſammlung, in die ſie mit den beſten Abſichten und mit den beſten Wünſchen für die Einheit des ganzen Deutſchlands getreten ſind, und kehren, um Eine getäuſchte Hoffnung reicher, mit ſchwerem Herzen in ihr Vaterland zurück. Dieſes ſchmerzliche Gefühl, das die Oeſterreicher beim Scheiden aus der Paulskirche empfinden, bemächtigt ſich aber nachgerade auch der großen Mehrheit der zurückbleibenden, nicht öſterreichiſchen Abgeordneten, und ſo ſehr man auch Gleichgültigkeit heuchelt, im Innern ſieht's anders aus. Man iſt gefangen in den Banden der revolutionären Partei, das fühlt Jeder, und während die Oeſterreicher ſich dieſer Feſſel entledigen können, müſſen die Andern, welche bisher eine conſervative Richtung eingehalten hatten, mit derſelben vorwärts gehen, denn rückwärts können ſie nicht mehr. Dieſer deutſche Kaiſer kommt uns theuer zu ſtehen, wenn wir ihn überhaupt bekommen. Schon ſind die Volksleidenſchaften angeſtachelt, man verlangt die ganze Verfaſſung des ſouveränen Parlaments, in dieſem Augenblick zwar noch nothgedrungen mit dem Kaiſer, aber bald wohl auch ohne denſelben, und das ſouveräne Parlament muß nachgeben, denn dieſe heftige Sprache iſt ſein Werk. Es iſt nicht zu läugnen, daß die conſervativen Oeſterreicher dabei nicht ganz frei von Schuld ſind. Sie haben in der Kriſis des Verfaſſungsabſchluſſes, als die Kaiſerpartei wie wahnſinnig auf ihrem Kaiſer beſtand, mit der Revolution geſtimmt, ſie wollten, als nichts anderes half, die Suppe verderben und hofften, Deutſchland werde ſchon wiſſen dieſelbe aus ſeinem Magen fern zu halten. Die Berechnung war falſch, ſie haben außer Acht gelaſſen, daß die große Menge ein vielköpfiges, unverſtändiges Ding iſt, das in der Regel nach dem geeift, was ihm am gefährlichſten iſt, ſie haben die Macht der Verführung überſehen. Hätten die conſervativen Oeſterreicher mit den Conſervativen der übrigen Länder auch in jener Kriſis feſt zuſammengehalten, ſo hätten wir eine Verfaſſung erhalten, der ſich Oeſterreich anſchließen und auf deren Boden Preußen ſich mit Oeſterreich hätte verſtändigen können. Jetzt gehen die Oeſterreicher und waſchen ihre Hände in Unſchuld, während ſie uns in der Patſche ſitzen laſſen. Ich halte die Lage in dieſem Augenblick für die allergefährlichſte ſeit dem März 1848; es iſt eben ſo gefährlich, die vorliegende Verfaſſung abzulehnen als ſie anzunehmen, und gerade ſo iſt es mit der Kaiſerwürde. Preußen iſt hart geſteaft für ſeinen Ehrgeiz und für ſeine halben, zweideutigen Worte; es zittert Muth zu haben, und es zittert auch ſchwach zu ſeyn, es iſt eben ſo feſtgefahren als die Nationalverſammlung ſelbſt. Hätte es zur rechten Zeit, wie Oeſterreich, den Gedanken der Vereinbarung, den es nie aufgegeben hatte, klar und ehrlich ausgeſprochen, ſo konnte Deutſchland gerettet und Oeſterreich Deutſchland erhalten werden. Preußen hat anders gehandelt und hat nun die Verantwortlichkeit zu tragen; es iſt jetzt durch Preußens eigene Schuld gefährlich geworden, nach der Krone zu greifen, und gefährlich, ſie zurückzuweiſen. Jetzt ſteht die Alternative ſo: entweder der Kaiſer mit der Verfaſſung, oder der Convent mit der Verfaſſung; in der Mitte ſteht der Bürgerkrieg. Die kleinen Fürſten haben ſich dem Parlament unterworfen, gewiß mehr um ihre eigene Exiſtenz zu retten, als aus Anerkennung des pomkvollen Worts Volksſouveränetät. Hiemit iſt die Lage nicht gebeſſert, ſondern verſchlechtert; ſie haben der Sache nichts genützt, ſondern den bedeutenderu Fürſten den Ausweg unmöglich gemacht. Die Kleinen haben ſich immer auf die ſchwere Seite geworfen, und ſie fühlen inſtinktartig, daß das in dieſem Augenblick die Volksſeite iſt. Wenn ſie aber glauben, ſich dadurch für die Dauer gerettet zu haben, ſo irren ſie. Weiſt Preußen die Kaiſerkrone definitiv zurück und das Parlament geht auf dem Wege der Revolution vorwärts, und ernennt, wie vorgeſchlagen iſt, einen Vollziehungsausſchuß, ſo ſind die kleinen Dynaſtien verloren, trotz ihrer bereitwilligen Anerkennung der Verfaſſung. Es bliebe ihnen dann noch übrig, ſich um Bayern zu ſchaaren; aber was Preußen nicht vermochte, wird Bayern ſchwerlich verſuchen wollen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 101. Freitag den 27. April 1849.

— Sedet illa paratu
Flameolo; venlet cum signatoribus auspex.
Non nisi legitime vult nubere.

Juvenal.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Die Schenkenden treten hierauf der Reihe nach zu dem Braska, legen ein Geldstück auf den obersten Teller und sprechen dazu die stehende Foemel: „Gott gebe, daß es euch viel helfe und mir wenig schade!“ Der Braska aber läßt die Münze auf dem Teller klingen, nennt den Namen des Gebers und legt sie in den untern Teller. Jedem Einzelnen wird dabei das Glas des Braska gereicht, um daraus zu trinken, und dieser hat dem Gebee im Namen des jungen Ehepaaes für das Geschenk zu danken, was am Schlusse des ganzen Schenkaktes dieses nachteäglich selbst noch thut.

Nun erst schicken sich die Neuveemählten an, das Brauthaus zu veelassen und ihe eigenes Heimwesen zu beziehen. Die Brautdienee packen die Ausstattung, die Geschenke und in der Regel aus Eifee, den Vortheil der Braut im Auge zu behalten, meheere ihr nicht zugehörende Gegenstände, die später wiedee zueückgegeben werden, auf Wagen und spannen die Pferde ein. Zugleich beginnen die Hochzeiter den Abschiedsgesang untee dem Spiel dee Musikbande. Während dieses Gesanges, der ein Meisterstück slavischer Volkspoesie genannt zu werden veedient, sagt die Beaut dee Wiege ihrer Kindheit, iheer glücklichen Jugend, Vater, Muttee, Geschwistern, Gespieten ein wehmüthiges Lebewohl. Dieser Gesang rührt gewöhnlich nicht bloß die Beaut, sondern auch sämmtliche Anwesende theils duech den Woetlaut, theils durch die rührend melancholische Melodie zu Thränen, und wenn unter den klagenden Worten dee Gäste:

„Gute Nacht, alte Mutter mein, gute Nacht,
Nicht länger bin ich mehr euer Töchterlein,
Gehöre dem Mann, mein Herz das ist sein.“

die weinende Beaut den Wagen besteigt, beicht Alles in lautes Schluchzen aus. Voran der Wagen mit dem Ehepaare, gefolgt von den Gästen und den mit Hausrath und Geschenken beladenen Packwagen, die möglichst glänzend ausgeschmückt weeden, um den Reichthum dee Braut ins beste Licht zu stellen, bricht dee Hochzeitzug auf. Bevoe er abee das Dorf veriäßt, wied die Beaut von den jungen Mädchen „verschnürt“ und muß iheen Abzug mit Geldgeschenken ebenso erkaufen, wie ihren Einzug in den Oet, wo sie künftig als Hausfrau wohnen und schaffen soll.

Sobald dee Zug den Wohnort des Beäutigams von Ferne eeblickt, beginnt von Neuem Gesang und Jubel der Begleitee. Es sind im Munde des Volkes fortlebende Lieder, die von Geschlecht zu Geschlecht veerbden, die jeder kennt und zu singen weiß, und die immer in derselben Reihenfolge bei jedee neuen Hochzeit abgesungen werden. Sie sind größtentheils naivsentimental und athmen einen friedliebenden Geist, dee sein höchstes Glück in patriaechalischem Familienleben findet. — Im Hofe ihees jungen Gatten wied die jugendliche Frau von ihrem Schwiegeevater mit Kuß und Händedruck begeüßt, woeauf sie iheen neuen Verwandten die üblichen Geschenke, den Zuschauern adee Kuchen und Bier eeicht. Dee Beaska hält wieder eine eemahnende und belehrende Rede, die namentlich an die junge Frau gerichtet ist. Diese, wie alle

Digitized by Google

übrigen bei wendiſchen Hochzeiten vom Braska gehaltenen Reden haben immer denſelben Wortlaut.

Abermals ſezt man ſich nun zur Tafel, die nur aus wenigen Gängen beſteht. Der jungen Frau liegt es dabei ob, nach dem erſten Gange einen Teller mit Fleiſch und ein Brod eigenhändig derjenigen Familie im Dorfe zu bringen, die für die ärmſte gilt. Nach dem Mahle endlich zerſtreuen ſich die Gäſte und das junge Ehepaar wird von ſeinen Ehrendienern in die feſtlich geſchmückte Kammer geleitet.

Von dieſen bei wendiſchen Hochzeiten in der Oberlauſitz üblichen Gebräuchen weichen vielfach ab die in der Niederlauſitz geltenden. Ich würde für dieſe Skizzen einen zu großen Raum beanſpruchen müſſen, wollte ich jede Kleinigkeit anführen, die „in der Haide“ anders iſt als „im Gefilde.“ Deßhalb beſchränke ich mich bloß auf das Hauptſächlichſte und vorzugsweiſe Charakteriſtiſche.

Der Brautwerber heißt in dieſen Gegenden Pobratrka. Am Trauungstage pflegt er ein Schwert zu tragen und beritten zu erſcheinen, was auch bei den Freunden des Bräutigams, Towariſe genannt, der Fall iſt. Bei der „Abbitte“ unmittelbar vor dem Aufbruche der Hochzeiter nach dem Brauthauſe, reitet der Pobratrka, falls ſie im Hofe von ihm gehalten wird, um Wagen und Reiter, und ſchlägt dreimal ein Kreuz mit dem Schwerte. Kommt der Zug vor dem Wohnorte der Braut an, ſo reiten die Towariſe voraus, um ſich vom Ortsrichter die Erlaubniß zum Eintritt ins Dorf zu erbitten, ſprengen dann nach dem Brauthauſe und reiten ſo lange vor demſelben auf und ab, bis man ſie bemerkt und nun durch einen abgeſchickten Boten ihr Begehr erfährt. Bei Anlunft des Bräutigams geht nur der Podratrka ins Brauthaus. Er findet die Braut in vollem Schmuck trauernd zwiſchen ihren Zuchtjungfern ſitzend, mit beiden Händen das Geſicht verhüllend. Nach kurzem Gruße ſchlägt er mit dem Schwerte auf den Tiſch und fragt, was die Braut koſte? Es iſt herkömmlich, 80 Thaler für ſie zu verlangen, eine Summe, die der Brautwerber zu hoch findet, da er ſehr viel an der Braut auszuſetzen hat. Die Towariſka der Braut muß ihre Schutzbefohlene vertheidigen, was denn in der Regel zu einem bald länger, bald kürzer dauernden witzigen Streite führt, der endlich mit Entſchleierung der Braut und deren Verlauf für 50 Thaler endigt. Die Towariſka verlangt 5 harte Thaler Aufgeld, die auch erlegt werden. Erſt nach dieſen Förmlichkeiten gibt man dem Podratrka aus einem mit Raute umwundenen Glaſe den Begrüßungstrunk und puzt ihn in üblicher Weiſe mit Blumen und Bändern heraus. Die älteſte Zuchtjungfer überbringt dem Bräutigam Kranz und Rosmarinſtengel nebſt einem weißen Tuche, dem Geſchenk ſeiner Braut. Er nimmt Alles in Empfang mit der Verſicherung, daß ihm jedes einzelne Geſchenk werth, das Liebſte ihm aber die Braut ſey. Darauf trinkt er den dargereichten Ehrentrunk und reicht das geleerte Glas über die rechte Schulter dem älteſten Ehrendiener, der es ihm in die Taſche ſteckt. Erſt nach der Trauung darf er es wieder zurückgeben. Beim Zuführen der Braut erlaubt man ſich, wie bei den Oberwenden, allerhand Scherze, nur daß man in der Niederlauſitz noch etwas weiter geht und die erſte als Braut erſcheinende ſchlumpige Alte vom Bräutigam mit Stockſchlägen fortgejagt wird. Bei der Fahrt zur Kirche iſt zu erwähnen, daß gleichſam als Oberaufſeherin der Wagen und der ganzen Geſellſchaft eine alte Frau, die Babka, mitfährt, und ſo lange Fahrt und Trauhandlung dauern, den Wagen nicht verlaſſen darf. Nach der Trauung wird vor dem Kirchhofe der „Brauttanz“ aufgeführt, eine Art Polonaiſe, die der Podratrka mit der Braut eröffnet, worauf alle der Reihe und dem Range nach mit der Braut tanzen, mit alleiniger Ausnahme des Bräutigams. Dieſer Tanz wird vor dem Hochzeithauſe nochmals wiederholt. Das Erpreſſen von Geldgeſchenken durch die jungen Leute des Dorfes mittelſt Vorhalten bunter Bänder kommt auch hier vor, doch iſt es mit weniger Umſtändlichkeiten verbunden.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Malers.

(Schluß.)

Ein Jahr war es her, daß er an gleichem Tag einſam in einem Boote die blaue Fluth des Mittelmeers durchſtrich, die ſich ſanft plätſchernd um Procida ſchmiegte. Mit ſicherer Hand hatte er die leichte Barke vom Lande geſtoßen und war hinausgefahren in das Meer, gegrüßt von den ſchönen Weibern am Ufer, welche in ihrer reichen Sonntagstracht dem ſtattlichen Fremden freundliche Worte und freundlichere Blicke nachſendeten.

Der ganze Zauber des Südens erblühte wieder vor ſeinem innern Auge bei dieſer Erinnerung. Er fühlte den Duft der Orangen und des Jasmins über den ſalzigen, friſchen Waſſern ſchweben. Das tiefe Blau des Meeres, unmerklich in den Horizont verſchwimmend, war, wie dieſer ſelbſt, vom lezten Gold der Sonne überſtrömt und durchfluthet. Aus der Ferne tauchte in bläulichem Lichte die Felſeninſel Capri hervor; eine ſüße Wärme ſtrömte durch die

Digitized by Google

Natur. Zahlreich wiegten ſich nah und fern die weißen Segel der Kähne und Barken auf dem friedlichen Elemente, als plötzlich ſein Auge wie von einem ſüßen Zauber gefeſſelt ward.

Ohne Ruderſchlag, nur durch den leiſen Druck des Steuers im Gleichgewicht gehalten, ſchwebte eine Barke heran, deren muſchelförmige Wölbung zwei jungfräuliche Geſtalten über die Wellen trug. — Ja, das ſind die Töchter Italiens, die Töchter einer glückſeligen Natur. Hoch aufgerichtet ſteht die eine in der Mitte des Bootes. Ihr ſchwarzes, von dem mit Gold und Purpur durchwirkten Bande gehaltenes Haar legt ſich in ſanften Biegungen um die Schläfe. Heißes, dunkelrothes Blut ſtrömt durch die Adern der bräunlichen Haut. Die Sonne ruht liebend, gleichſam verweilend auf ihrer Schönheit, als wolle die Natur vollends alle Gefühle des Herzens reifen, das in jugendlich bangen Schlägen unter dem rothen Mieder den weiß verhüllten Buſen hebt. In bunter Farbenpracht fließen die Gewänder am ſchlanken Leib hernieder. Eine Zither ſteht, von dem Arme des Mädchens umſchlungen, auf der Bank des Schiffchens; das Haupt der Jungfrau lehnt ſich an den Hals des Inſtruments, mit deſſen Klänge ihre Stimme ſich eben erſt vermählt hat, holde Liedesgrüße den ziehenden Wolken anzuvertrauen. Süßer Wehmuth voll blickt ihr dunkles Auge in die Weite, den fernen Geliebten ſuchend, in ſehnſüchtiger Klage, in frohem Hoffen baldigen Wiederfindens.

Aber keine irdiſche Hoffnung lebt in der Gefährtin, welche zur rechten Seite der ſtehenden Jungfrau im Kahne ſitzt. Ihr bleiches Haupt, von lichtem Gelock umfloſſen, iſt mit einem grünen Kranze geziert — mit jenem Kranze, den man ihr ins Haar geflochten, den Hochzeittag zu feiern, als man ihr den Bräutigam, getroffen von dem bezahlten Dolchſtoß des reichen, verſchmähten Gouverneurs, ſterbend in die feſtlich geſchmückte Halle des Vaterhauſes brachte. Keine Thräne war ihrem Auge entſtrömt, kein Klagelaut ihren Lippen. Schweigend und auf Troſt verzichtend hatte ſie den Blick zum Himmel erhoben, in frommer Ergebung, in gläubiger Sehnſucht nach einem Wiederſehen über den Sternen. Und mit dieſem glaubensvollen Blicke ſchaut auch jetzt ihr Antlitz, leiſe auf den Arm geſtützt, zu den Wolken empor, ſo abgewendet allem Irdiſchen, daß die weiße Waſſerlilie unbeachtet der Hand entgleitet, welche über den Rand der Barke hinabgeſunken, faſt von den ſpielenden Fluthen geküßt wird.

Wie ſind ſie Beide der Gegenwart entrückt, dieſe ſchönen Kinder des Südens, die Eine ſchmachtend im tiefen Sehnen der Liebe, die Andere träumend von jüngſt verlornem Glück. „Thränen auch in ſolchen Augen, Schmerz auch in dieſer ſchönen, zum Glück geſchaffenen Natur!“ rief der Künſtler und fuhr empor beim Tone ſeiner eigenen Worte.

Es war Nacht geworden. Noch immer tönte wilder Lärm aus der Ferne herüber, immer noch dröhnten Kanonenſchüſſe und Gewehrſalven durch die Luft. Und die Nacht entſchwand und ein neuer Tag ſtieg empor und der Kampf wüthete fort. Als er endlich ſchwieg, lagerte ſich die Grabesſtille der Erſchöpfung über Paris, noch grauenvoller in ihrem Schweigen als das wildeſte Toben der Schlacht. — Wohin das Auge blickte, Scenen der Trauer und des Entſetzens; aber wie ein milder Sonnenſtrahl aus tiefem Dunkel tauchte immer und immer wieder die Erinnerung an jene Jungfrauen in der Seele des Malers empor, ſein Herz erladend durch ihre milde Schönheit, durch die Heiligkeit ihrer ſanften Trauer, wenn um ihn her die harten Worte des unerbittlichſten Parteikampfes eine ſchwere Zukunft voll Blut und Jammer verkündeten.

Hatte er dieſe trauernden Mädchen einſt geſehen? waren ſie Geſtalten ſeiner Erinnerung? Geſchöpfe ſeiner Phantaſie? Er wußte es nicht zu ſagen, aber ſie waren ſein eigen, denn er trug ſie im Herzen; ſie waren ſein Troſt, als er zu Pinſel und Palette griff, ſich zu retten aus der Verwirrung des Augenblicks.

Ruhe und Frieden kehrten ein in die Bruſt des Künſtlers bei der Arbeit in einſamer Zelle. Mit liebender Hingebung ward das Bild vollendet, eine Befreiung des Künſtlers von ſchmerzvoller Erregung, eine Blüthe der Poeſie, gekeimt auf den Gefilden des Todes.

Wandert man durch die ſchattigen Alleen, welche Hamburg umkränzen, ſo gelangt man in Fontenay, hart am Ufer der Alſter, an ein freundliches, blumenumblühtes Landhaus, reich geſchmückt im Innern mit den Kunſtſchätzen, welche die Pietät der Söhne hier dem Altar der Elternliebe geweiht. Das Haus gehört den Eltern der beiden deutſchen Maler Heinrich und Rudolph Lehmann. — In einem der untern Räume deſſelben ſah ich das Bild, deſſen Entſtehung ich geſchildert. Rudolph Lehmann iſt der Schöpfer deſſelben.

Fanny Lewald.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, April.

(ſ. Nro 309—313 v. J.)

Das ſociale Leben.

Ein eigentlich politiſches Leben, um dieſen Ausdruck in der Bedeutung zu nehmen, wie er ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts im Gegenſatze zum ſocialen Leben feſtgeſtellt hat, hat Weſtphalen als ein Ganzes nie gekannt. Die Idee eines deutſchen Kaiſers als der Spitze der geſammten Chriſtenheit iſt hier nie ein Gemeingut des Volks geweſen; der Weg zum Kaiſer und zum Reich war viel zu weit, als daß bis dahin hätte eine gangbare Brücke geſchlagen werden können. Hat doch der Biſchof von Osnabrück einſt, wie die Geſchichte meldet, ein volles Jahr gebraucht, um ſich bis Worms zum Reichstage durchzuſchlagen. Das Mittelalter Weſtphalens iſt recht eigentlich eine finſtere, traurige Zeit, ausgefüllt mit den Raufereien der Ritter und Biſchöfe. Was vor denſelben liegt, das leuchtet durch die Sage von Wittekind noch in die Gegenwart herein; aus der Zeit der Hohenſtaufen iſt nur Heinrich der Löwe in das Bewußtſeyn des Volks übergegangen, alſo daß noch bis auf den heutigen Tag von einem Kreuzzuge deſſelben berichtet wird. Weſen und Zweck, ſelbſt der Name der Kreuzzüge ſind freilich bei dem Landmann verdunkelt; er pflegt von einer Zeit zu reden, in der es Sitte geweſen ſey, daß die Fürſten eine weite Reiſe nach dem Morgenlande gemacht hätten. Erſt mit Friedrich dem Großen beginnt eine gemüthliche Betheiligung an dem ſtaatlichen Leben der Gegenwart, ſo weit ſich dieſes in Thaten nach Außen hin beurkundet, indem die alten Krieger den „alten Fritz" in die entfernteſten Winkel trugen. Die Freiheitskriege haben ſogar Lieder, Volkslieder im wahren Sinne hervorgerufen; die Helden des älteſten Volksliedes, das ſeinen Niederſchlag in der mittelalterlichen Epik erhalten hat, die Helden des Volksliedes im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, das dieſen Niederſchlag nicht erfahren hat, dieſe Helden kehren jetzt als Kämpfer gegen Frankreich wieder, getragen von dem allgemeinen Jubel des Volks. Sehen wir aber von dieſer gemüthlichen Seite ab, ſo iſt der Staat der Wirklichkeit ſelbſt in den altpreußiſchen Theilen des Landes etwas Transcendentes geblieben, um deſſen Geſetze und Ordnungen das gewöhnliche Leben ſich nur ſoweit kümmerte, als es der Zwang erheiſchte. Nur des Königs gedachte und gedenkt man gerne, iſt gegen ihn freigebig mit Lobeserhebungen und Ehrſuchtsbeweiſen, ohne darum auch nur die geringſte Sympathie für die Beamten zu hegen, welche unmittelbar in den täglichen Verkehr eingreifen. Die Gerichte, die an denſelben arbeitenden Perſonen, überhaupt das ganze Heer der „Lieggänger," wie ſie der Landmann nennt, gelten als das Unerfreulichſte, was das Land biegt, und die Einmiſchungen, daß ſie Diener des ſo hochgeehrten Königs ſeyen, finden taube Ohren. Nichts deſto weniger würde die Folgerung eine ganz falſche ſeyn, daß den Weſtphalen alles Gemeinſame fehle, daß unter ihnen ein vollſtändiger gottverlaſſener Atomismus der Individuen herrſche. Der Menſch iſt einmal nach Ariſtoteles ein ζῶον πολιτικόν, und deßhalb iſt eine vollſtändige Iſolirung gegen ſeine innerſte Natur. Ein ſtaatliches Leben im modernen Sinne iſt nicht vorhanden, es muß mithin etwas Anderes an die Stelle treten, und dieſes Andere ſind ſociale Verhältniſſe der Art, daß durch dieſelben bei dem ächt germaniſchen Charakter der Weſtphalen, der vom Einzelnen, von ſeiner individuellen Lage ausgeht, ſtatt ſich allgemeinen Theorien in die Arme zu werfen, das politiſche Element erſetzt wird. Den Ausgang hat dieſes ſociale Leben aus der älteſten deutſchen Geſchichte genommen: noch jetzt ſind die zerſtreuten Wohnungen, je nachdem „Quelle, Hain oder Feld gefallen hat," die Grundlage für Gebilde ſpäterer Zeiten. Wir wollen indeß den hiſtoriſchen Gang und die hiſtoriſche Entwicklung, die in dieſer Beziehung ſtattgefunden hat, nicht weiter berühren, und die Lebensverhältniſſe ſo nehmen und darſtellen, wie ſie ſich noch bis auf den heutigen Tag an unzähligen Orten vorfinden.

Die beſtimmende Grundlage für das ſociale Leben geben die Gehöfte od. jetzt ſchlechtweg Bauernhöfe genannt. Eine Anzahl ſolcher Höfe, etwa zwanzig bis ſiebzig, machen eine „Bauerſkop" (Bauerſchaft) aus, mehrere Bauerſchaften oder Dörfer ein „Kaſpel" (Kirchſpiel). Mit dem Kirchſpiele, mit der gemeinſamen Kirche und dem gemeinſamen Friedhofe nimmt die Centraliſation ein Ende, ſo daß ſelbſt die Vereinigung mehrerer Kirchſpiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landräthlichen Kreiſe von unweſentlichem Einfluſſe auf die Denkungsweiſe geblieben iſt. Die Einigung im Kirchſpiele iſt eine durch die Religion hervorgerufene, deßhalb dauernde und feſte, und es liegt in der Natur der Sache, daß das römiſche Recht der Gerichte daſelbſt nicht hinauszugehen vermag. Auf Tradition beruhende Einigungen von Bauern aus verſchiedenen Dörfern und Kirchſpielen, wie die in dieſen Blättern früher erwähnten „hausgenoſſenfreien" und „hagenfreien" Bauern, ſind ausgeſtorben, wenigſtens in ihrer Bedeutung für das Leben ausgeſtorben. Analyſiren wir ein Kirchſpiel, ſo erhalten wir folgende Elemente: die Geiſtlichen, die Kaufleute des Dorfes oder Marktfleckens, in welchem ſich die Kirche befindet, zwei oder mehrere adelige Güter, Bauern, d. h. Beſitzer von Bauernhöfen, Neubauern, Erbpächter, Kötter, Knechte und Mägde, beide noch mit dem alten Namen „Geſinde" benannt, und endlich Handwerker. Die letzteren ſind entweder Kötter oder Erbpächter, ſeltener Neubauern. Aus der Analyſe einer Bauernhofs ergeben ſich hinſichtlich der Bewohner deſſelben folgende Elemente: 1) die Beſitzer; 2) die Kinder des Hauſes, 3) die Leibpächter, falls ſolche vorhanden; 4) das Geſinde; 5) der Kötter; 6) der Erbpächter, falls ſolche vorhanden. Die Gebäude des Hofes beſtehen aus der Hauptwohnung für den Beſitzer und das Geſinde, aus einem, höchſtens zwei Häuſern für die Leibzüchter, aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachtswohnungen. — Wir haben die Städte von unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen; daſſelbe kann in Bezug auf die Kaufleute und den Adel des Kirchſpiels geſchehen. Eine eigenthümliche Ritterſchaft, wie ſie Schwaben vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten hatte, iſt ohnehin in Weſtphalen niemals vorhanden geweſen. Aber ſelbſt der an Zahl und Vermögen geringe Adel hat ſich ſeit der Beſitznahme des Landes durch Preußen allmählig dadurch verloren, daß er ſeine einſt verſchuldeten Güter verließ, um im Beamtenſtand oder im Heer ſein Glück zu verſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 102. Sonnabend den 28. April 1849.

— Daß der Teufel dieß gethan,
Fürwahr, man schmeckt es ihm nicht an.
Wieland

Irische Sagen. *

Der Biersee.

Wenn du auf dem Wege in's Kerry das lange und hohe Gebirg ersteigst, auf dessen Kamm die Grenzscheide zwischen der Grafschaft Cork und dem Kerry läuft, so blitzen die allenthalben, bald aus dem Thalgrund, bald aus der Krone des eben erklommenen Berges, über dem wieder andere mit ähnlichen Wasserstücken sich erheben, kleine Seen entgegen, die so recht, je nachdem sie im Freien oder in dunkler Umgebung liegen und den heitern Sonnenstrahl oder finsteres Gewölk widerspiegeln, das helle oder das nächtliche, das heitere oder das drohende Auge der Landschaft genannt werden mögen. Endlich erblickst du links von der Straße einen solchen, besonders lieblichen See, den ein jäher Felsenring vollkommen kreisrund umschließt und von dem die dein Führer ganz treuherzig bemerkt, daß er „einst so voll guten Bieres gewesen sey, als je in der Stadt Cork gebraut worden," und das will nicht wenig sagen, denn das Corker Bier ist eine viel und mit Recht berühmte und genossene Labe. Diese Mähre vom Biersee erzählt er die etwa folgendermaßen:

In der guten alten katholischen Zeit, lange ehe Protestanten — mit Ew. Gnaden Verlaub — zu uns in's Land kamen, lebte Denis O'Donohoe in einem Thale in diesen Bergen, und er war ein großer Freund von den „guten Leuten," und ihr König und ihre Königin kamen häufig, um auf der Wiese, die vor des Denis Haus lag, im Mondschein zu tanzen. Und eines Abends, da der Denis ein Halbdutzend Geißen heimtrieb, die sich über die Berge verlaufen hatten, traf er den König der guten Leute unter einem Erdschwamm sitzend, der groß und rund im Schirm des hohen Felsen wuchs, der auf der Mitternachtseite der Matte steht.

„Denis," sagte das Königlein, „hast du daheim etwas zu trinken für mich? denn ich bin so trocken wie ein Blasbalg nach meinem Reigen auf dem Ring dort drüben." — „Was könnte," sprach der Denis, „ein armer Mann meinesgleichen Ew. Ehren und Herrlichkeit geben, als ein Tröpflein Geißmilch? denn Wasser, denk' ich mir, werdet Ihr schon selber zu kriegen wissen." — „Geh' mir mit deiner Geißmilch!" sagte der Elf; „hast du kein Bier, Denis?" — „Bier! akuschie macheih! (Puls meines Herzens) wo sollt' unsereins Bier herkriegen an solchem Ort? (der Potin* war dazumal noch nicht erfunden, Ew. Ehren). Nein, aber bester Herr König, da ich Euch und Euren guten Leuten allen gefällig seyn sollte und möchte, wenn Ihr eben nur für die Nacht mit einem Schluck Geißmilch Euch behelfen wollt, so will ich morgen in aller Früh geschwind nach Bantry hinüberlaufen und Euch ein Maas Bier vom besten holen, das der Felix O'Sullivan im Keller hat; und wiewohl's sechs gute Stunden hin ist, will ich vor Nacht wieder da seyn."

„Nun ja, Denis," sagte der König, „du bist halt ein herzensgutes Kerl, und 's ist jammerschade, daß du und die Deinen nichts Besseres zu trinken haben sollen, als Geißmolken, um damit eure Kartoffeln

* Aus dem nächstens erscheinenden zweiten Bande der Irischen Sagen und Märchen (J. G. Cotta'scher Verlag, 1849). Wir verweisen auf das, was wir den Mittheilungen aus dem ersten Bande (Nr. 233—247. — 1847.) vorangeschickt haben.

* Heimlich destillirter Branntwein.

Digitized by Google

hinunter zu ſpülen. Komm' mit mir, Denis, und ich will dir — wohlgemerkt, wenn du mir eidlich verſprichſt, dem Pfarrer nichts davon zu ſagen — Gelegenheit geben, daß du all dein Lebenlang nie was Schlechteres trinken ſollſt, als das allerbeſte Bier, du ſammt Kind und Kegel."

Nun trank aber in der ganzen Freiherrſchaft Bear kein Menſch ſtarkes Bier ſo gern, als eben der Denis, und bis Oſtern, wo er dem Vater Florenz beichten mußte, war's ja noch lange hin; er bedankte ſich alſo bei dem Elf recht höflich und ſagte ihm, er ſtehe ihm ganz zu Dienſten, er ſolle nur befehlen. Der Kleine hieß ihn alſo ſeine Geißen da laſſen und mit ihm gehen, worauf ſie denn im Mondſchein über Fels und Thal fürbaß wanderten, bis ſie an eine Halde kamen, wo ſehr große Heide wuchs, ſo groß wie Denis noch keine geſehen. „Nun, Denis," ſagte der König, „reiß dir jezt einen rechten Armvoll von den Stengeln da aus; 's iſt ſchon lang und manchen Tag her, ſeit ein Sterblicher eine Handvoll herausriß; ſeit den Tagen der Dänen, die ſo klug als gottlos waren, hat kein Sohn einer Mutter von dem Gewächs Gebrauch gemacht. Komm jezt mit mir und ich will dir zeigen, was die Dänen ſtämmig und ſtark machte, da ſie der armen Iren Töchter fortſchleppten und den jungen Leuten die Naſen abſchnitten. *

Sie brachen alſo auf und kamen an den hübſchen See dort. „Nimm jezt, Denis, ein Büſchel vom Gewächs, das du in der Hand haſt, und fahr' damit gut im Waſſer des Sees herum und warte ein bischen, und du wirſt ſchon ſehen was geſchieht." Der Denis that wie ihm geheißen, und nun hieß ihn der Elf in ſeiner hohlen Hand einen Schluck von dem Waſſer nehmen. Er ſtieg hinunter, ſchöpfte ſo viel in ſeine hohle Hand ging, hatte es aber kaum an den Mund gebracht, ſo ſchrie er: „'S iſt, mein' Seel! das beſte Bier, was je gebraut ward! 's iſt ſo ſtark, als Malz es machen kann! Iſt's nicht jammerſchade, daß ich nicht ein Kännlein habe, um der Judith und den Kindern einen Schluck mitzubringen?" Damit drehte ſich der Denis, nachdem er geſchlürft hatte, bis er müde und ein bischen benebelt war, nach dem Elf um, der war aber nirgends mehr zu ſehen und verſchwunden. Und ungeſagt kann man ſich denken, daß der Denis im Heimgehen ſich ſorgfältig den Weg zu ſeinem neuen Bierkeller merkte; und auch das darf man ſicher glauben, daß von dem Tag an der Denis und alle ſeine Angehörigen nicht faul waren, den See zu beſuchen, und der Denis war ein viel zu guter Kerl, um's nicht ſeinen Nachbarn zu ſagen. Warum ſollt' er auch nicht? Alle Mannen im ganzen Bear- und Bantrygau konnten den See nicht trocken trinken. Und der Denis und alle ſeine Freunde wurden ſtark und dick bei dem Elfenbier, und ſeines Weibes Judith Geſicht wurde ſo rund wie ein Backblech. Das Schlimme war nur, daß das Getränk ihnen die Köpfe verdrehte und ſie Alle ſich den Schlaghändeln ergaben. Es gab keinen Jahrmarkt noch Kirmes im ganzen Weſtſtrich, ja bis Caſtletown hinunter, wo ſie nicht einen Spektakel oder eine Schlägerei anrichteten. Da ſah Vater Florenz Barret, der Prieſter, wohl, daß etwas nicht richtig ſey, ließ alſo, wie die Beichtzeit herankam, den Denis und ſeine Frau Judith und alle Nachbarn kommen, und Se. Hochwürden war ein viel zu feiner Herr, um nicht von den armen Leuten eine Beichte über Alles herauszudrücken und zu locken. Da aber ſprach der gute Vater Florenz: „O Denis, Denis! wie haſt du dich doch ſo mit den Mächten der Finſterniß einlaſſen mögen? wie haſt du dich dazu verſtehen können, des Satans Brühe zu trinken? Nimmer, Denis, wirſt du Abſolution bekommen für deinen Verkehr mit Teufeln oder Elfen, die bei mir all eins ſind, bis du mitkommſt und mir zeigſt, wo du dieſes widerchriſtliche Getränke kriegſt."

So mußte denn der Denis, ſehr gegen ſeinen Willen, den hochwürdigen Herrn zu ſeinem geliebten See führen; und — 's iſt faſt unglaublich! — ſo groß war die Tugend dieſes Gottesmannes, ſo groß ſeine Enthaltſamkeit von allem Fleiſchlichen, daß er, obgleich er ſo gern was Gutes trank wie irgend Einer, und ſein Glas froh leerte, wenn's mit Anſtand geſchehen konnte, ſich nicht einen Tropfen von dem verherten Stoff — ſo hieß er's — über die Lippen kommen ließ. Nein, ſondern ein Evangelium * ſchleuderte er in den See, ſagte das rechte lateiniſche Gebet her, ſchlug ein Kreuz an der Morgen- und Abend-, an der Mitternacht- und Mittagſeite des Sees, und wie man die Hand umkehrt, war das Naß kein Malz mehr und wieder ſo klares, kaltes, natürliches Waſſer wie je.

* Die Dänen legten nach ihrer Eroberung Irlands den Iren eine ſchwere Schatzung auf; jeder Familienvater mußte jährlich eine Unze Goldes entrichten, und vermochte er wegen Mißgeſchick oder Armuth ſeine Steuer nicht abzuliefern, ſo wurde er mit dem Verluſt ſeiner Naſe gebüßt. Dieſe Schatzung ward deßhalb der Naſenzins genannt. Im Scherz ließe ſich fragen, ob nicht daher die Kurznaſigkeit der mileſiſch-iriſchen Race rühre? Beim ächten Volksſchlag ſieht man ſelten eine Adler- oder lange Naſe.

* Ein „Evangelium" heißt bei dem gemeinen Mann in Irland ein auf einen Streifen Papier geſchriebener Vers aus dem Evangelium Johannis; es wird als ein Amulet wider Hexerei, Krankheit und Unglück getragen und den Kindern um den Hals gehängt.

Erinnerungen aus der wendiſchen Lauſitz.

(Fortſetzung.)

Auch in der Tracht weichen die Wenden der Niederlauſitz ab von ihren Stammesbrüdern in der Oberlauſitz. So fällt z. B. bei der Braut die Borta ganz weg. Statt derſelben umwindet man das Haar derſelben mit Bändern, wie in der Gegend von Muskau, nur bedient man ſich dazu verſchiedenfarbiger Bänder. Ueber der Stirn umſäumt das Haar ein ſchmaler Streif weißſeidenen Bandes, dann folgt grünes, weiß gewürfeltes und endlich ganz ſchwarzes Band. Den Scheitel ziert ein kleiner Kranz ſeidener Schleifen von gelber und blauer Farbe. Daran wird noch beſonders der Rautenkranz befeſtigt. Der ganze Kopfputz heißt „Hupatz.“ In einigen Orten nimmt man zum Kranze ſtatt der Raute ausnahmsweiſe Myrthe, noch öfter aber Eppichblätter, und wo dieß üblich iſt, legt man der Braut auch Eppichblätter in die Schuhe. Gewöhnlich trägt die Braut an ſolchen Orten den ſogenannten Sladnik, einen Reif von Gold, auf dem der Kranz ruht. Bräute mit dieſem Goldreif gehen dann zur Trauung mit lang wallendem Haar, um das vier lange grüne Bänder flattern. Die Brautführee (Towariski), unverheirathete junge Leute, haben für das Brautpaar einen Thronhimmel von geſtickten weißen Tüchern zu erbauen über den Sitzen, welche die Neuvermählten bei Tafel einnehmen; auch müſſen ſie jedem geladenen Gaſte ein roth- und blaues Band überreichen, das mit Goldflittern eingefaßt iſt und um den Hut geſchlungen wird — die Landesfarben der Lauſitz.

Bei Tafel gelten im Allgemeinen dieſelben Gebräuche, wie bei den Wenden der Oberlauſitz, deßgleichen hinſichtlich der Ceremonie des Schenkens. Abſchied und Abreiſe der Braut aus dem väterlichen Hauſe erfolgen ebenfalls unter Muſik und Geſang der Gäſte. Man weiß es immer ſo einzurichten, daß beim Einzuge der jungen Frau in das Haus ihres Mannes noch Dunkelheit herrſcht. Ehe die Braut den Hof betritt, läßt ſie eine mitgebrachte Henne voraus laufen. Bleibt dieſe ruhig im Hofe, ſo bedeutet dieß ein glückliches, zufriedenes Leben der jungen Eheleute, flattert ſie aber unruhig umher oder ſucht gar das Weite, ſo wird die Ehe nicht ohne Stürme bleiben. Vor dem Eintritt in das Haus wird ein Topf gegen die Thür geworfen, daß er zerbricht; hierauf ergreift der junge Mann die Hand ſeiner Frau und geleitet ſie über eine an der Schwelle liegende Axt in's Zimmer, wo die größte Dunkelheit herrſcht, denn das Herdfeuer iſt vorher ſorgfältig verdeckt worden. Bald darauf aber erhellt man das Zimmer und begrüßt die neue Gebieterin. Dieſe hat nun allen Anweſenden ein Stück friſch gebackenen Brodes zu überreichen, auch gleiche Stücke an alle Haushaltungen des Dorfes zu überſenden. Als eine Eigenthümlichkeit iſt noch zu erwähnen, daß die Wenden ſich nie Donnerſtags trauen laſſen. Dieſer Tag wird, wie bei den Deutſchen der Lauſitz Mittwoch, für einen unglücklichen Tag gehalten. Auch hat der junge Mann wohl darauf zu achten, daß er einen andern Weg zur Trauung, und einen andern bei der Rückkehr aus der Kirche mit ſeiner Braut einſchlägt. — Wer einen und denſelben Weg wandeln wollte, würde nach dem Volksglauben nur Unglück in ſeinen Hausſtand mitbringen.

2. Bei Tod und Begräbniß.

Die Wenden ſind ein frommes, in religiöſen und kirchlichen Angelegenheiten orthodoxes Völkchen. Wie ſie unverbrüchlich feſthalten an den Ueberlieferungen ihrer Urväter und mitten im Wandel der Zeit, in politiſchen und ſocialen Revolutionen treu bleiben ihren alten, zum Theil noch aus heidniſcher Vorzeit ſtammenden Sitten und Gebräuchen, eben ſo beharrlich zeigen ſie ſich auch als Mitglieder chriſtlicher Gemeinſchaften. Der katholiſche Wende iſt mit ganzer Seele Katholik, wovon er erſt vor wenigen Jahren den ſchlagendſten Beweis gegeben hat. Nirgends fand der neuaufkommende Deutſchkatholicismus unfruchtbarern Boden, größere Abneigung, entſchiedenere Gegner, als unter den katholiſchen Wenden der Lauſitz. Ich glaube nicht, daß zwanzig Perſonen dem alten Glauben entſagt haben. Der Proteſtant dagegen iſt eben ſo eifriger Bekenner ſeiner Lehre, und lebt und ſtirbt für ſie.

Fühlt der Wende ſein herannahendes Ende, ſo bereitet ihm ſeine Familie das Sterbelager. Man trägt nämlich friſches Stroh in's Zimmer, breitet ein weißes Tuch darüber und legt auf dieſes mehr als einfache Lager den Kranken. Während des Sterberöchelns öffnen die Umſtehenden einen Fenſterflügel oder die Thür, um die Seele des Scheidenden bei ihrem Fluge zum Himmel nicht aufzuhalten.

Alle Wenden behandeln und pflegen ihr Vieh mit großer Vorliebe und zählen es gleichſam mit zur Familie. Ganz beſondere Aufmerkſamkeit aber ſchenken ſie der Bienenzucht, die, namentlich in den Heideſtrichen, einen wichtigen Erwerbszweig bildet. Was daher immer im Hauſe geſchieht, die Pferde und das Rindvieh werden davon in Kenntniß geſetzt, den fleißigen Bienen wird davon Nachricht gegeben. Stirbt der Beſitzer eines Hofes, der viele Bienen hielt und deßhalb den Namen „Bienenvater“ führte, ſo geht der

Digitized by Google

Sohn oder doch ein Verwandter des Verewigten in's Bienenhaus, klopft mit leisem Finger an jeden Stock und verkündet den Bienen den Tod ihres Pflegers mit den solennen Worten: „Bienchen, steht auf, euer Wirth ist gestorben.“ Dem Last- und Nutzvieh aber sagen Knecht oder Magd am Tage des Begräbnisses im Augenblick, wo die Träger den Sarg heben, daß ihr Herr beerdigt werde, wobei das Vieh aufgejagt und ihm etwas Futter vorgelegt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das soziale Leben.

Nur im Münsterschen hat mit dem Domkapitel ein mächtiger Adel allen Stürmen der neuern Zeit Trotz geboten. Aber auch dieser geht dem Untergang entgegen, da weder Zehnten noch sonstige Gefälle die übrigen Einwohner an das Rittergut ketten. Bemerkenswerth ist jedoch, daß die Heuerlinge der adeligen Besitzungen nicht Rang und Namen mit den Heuerlingen der Bauern theilen, sondern „Arröider“ heißen, und als solche den Kötttern voranstehen. Demgemäß arbeiten zwar in der Erntezeit die Kötter häufig auf dem adeligen Gute, niemals aber die „Arröider“ auf den Gehöften der Bauern. Auch Handwerker sind mir unter den Arröidern noch niemals vorgekommen. Die Erbpächter haben einen Theil Landes vom Gehöfte in Pacht auf ewige Zeiten erhalten und sich auf demselben eine ihnen ausschließlich gehörende Wohnung erbaut. Aus dem Lande zahlen sie einen jährlichen, in der Regel geringen Kanon, und arbeiten auch wohl auf dem Hofe um Tagelohn, wenn die Noth es fordert, und sie nicht als Handwerker dieser Verpflichtung stillschweigend überhoben sind. Die Neubauern sind meist Abkömmlinge der Bauern, nachgeborene Söhne, die bei der Markentheilung aber auch nach derselben ein Markengrundstück durch Kauf erstanden und eine Wohnung auf demselben errichtet haben. Oft weist aber auch die Entstehung einer Neubauerei auf frühere Zeiten hin. Mir sind in dieser Hinsicht zwei merkwürdige Beispiele bekannt geworden: die Bauerschaft will einen Baten des Vorstehers oder Schulzen für seine Verdienste um das Dorf belohnen, und weist ihn in die Mark ein; ein anderer lasterloser Mann „traktirt“ bei einer Versammlung (im vorigen Jahrhundert) die Bauern dermaßen mit Branntwein, daß auch er in die Mark eingewiesen wird. Neubauer und Erbpächter sind unabhängiger von den Bauern geworden, seit sie die Kühe zum Ziehen benutzen, und auf diese Weise ihr Land selbst bearbeiten und die nöthigen Fuhren besorgen können. Gesinde hat in der Regel weder der Erbpächter noch der Neubauer, aber nicht ganz selten ist es, daß der letztere einen Heuerling zur Miethe hat, natürlich nicht unter dem Namen Kötter.

Die organische Gliederung der Dorfbewohner ergibt sich im Allgemeinen schon aus dem Gesagten. Voran stehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, so daß aus dieser Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofes geschlossen werden kann. Die erste Nummer führt also der Hof, der das größte Areal besitzt, mithin die meisten Pferde halten kann und über die meisten Kötter gebietet. Ihm folgt der schon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte u. s. f. Sammeln der Geistliche, der Küster oder Kantor des Kirchdorfes, der Schullehrer und Feldhüter („Feldschütter“) des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Theil schuldigen, zum Theil freiwilligen Beitrag an Eiern und Korn, so richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Hie und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe in Folge schlechter Bewirthschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft worden sind, aber ein solcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht leicht vergißt. Ist ein Hof vollständig parcellirt worden und auf diese Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen, so werden die von andern Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch sorgfältig von den geerbten Grundstücken unterschieden. Ich erwähne dieß, weil es jeder tüchtige Bauer für seine erste Pflicht hält, den Hof wenigstens in keinem schlechteren Zustande seinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hat. Daher in Westphalen der Widerwille gegen die Eisenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schnat“ (Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die den falschen Landmesser oder den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schnatstein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und sterben, wie wir in ihm die Unvergänglichkeit unseres Thuns anschauen sollen, so steht und fällt ein wahrhaft westphälischer Bauer mit seinem Hofe. Er ist das Unvergängliche in den Wogen der Zeit; er war schon vorhanden zu Tacitus Zeiten, als der Besitzer das Priesteramt ausübte und zu Gericht ging; Urgroßväter, Großväter und Väter haben, wie es der Vater dem Sohne erzählt, diese und jene Verbesserungen getroffen; wie dürfte da der Sohn, alle fromme Scheu bei Seite setzend, zerstören, wo jene gebaut? Würden da nicht Kinder und Kindeskinder dem fluchen im Grabe, der so freventlich das Erbe der Väter geschmälert?

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 103. Montag den 30. April 1849.

Humani generis mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.

Juvenal.

Nach Genua.

(s. Nr. 29—31.)

II.

Die Galerien oder Balkone, welche die innern Höfe der italienischen Gasthäuser umgeben, bieten oft mehr Unterhaltung dar, als die Logen ihrer Theater. In den Höfen steigen die Reisenden aus und ein, mustern ihr Gepäck, verhandeln mit dem Oberkellner, wenn sie sich dem Vetturin nicht ganz anheim gegeben haben, wegen des Preises der Zimmer und Mahlzeiten und werfen, wenn sie Eßlust mitbringen, sehnsüchtige Blicke in die mächtig große Küche, in welcher der Duft von Zwiebeln und Knoblauch vorherrscht. Der Vetturin, der vielleicht noch einen achten oder neunten Platz in seinem vierspännigen Wagen frei hat, flüstert mit seinem Vertrauten, dem Oberkellner, während einige Schmiedegesellen ein lahmgewordenes Rad zu kuriren bemüht sind, andere sich an dem wunden Hufe eines widerspenstigen Maulthiers abarbeiten. Alle Arme und Zungen sind in Thätigkeit; man ruft, man schreit, aber man zankt sehr selten und flucht noch seltener, und dann nur bei heidnischen Gottheiten, was einem guten Christen kaum als Sünde angerechnet werden kann.

Auch der Hof der alten Post zu Novi bot ein sehr belebtes Gemälde dar, das durch den grellen Lichtschein aus der Küche und eine schwermüthig über dem Stallthor brennende Laterne noch anziehender wurde. Ein halbes Dutzend Reisewagen, an deren Form man den Fortschritt der Zeit studiren konnte, wurden ihres sehr mannigfaltigen Inhalts hier schweigend und eilig, dort unter vielem Lärm und geringem Fortgang entleert. Die englischen Wagen wurden in die Remise gebracht, die italienischen sind daran gewöhnt, die Nächte unter freiem Himmel hinzubringen. An der Hausthüre „dahlten" und schäckerten zwei junge sardinische Offiziere, die sich zu ihrer großen Freude von der einsamen Veste Bard, welche Napoleon im Jahre 1800 so geschickt und kühn umging, nach dem heitern, wonnigen Genua versetzt sahen, mit einer jungen Dirne in schillerndem Putze und, wie es schien, von schillerndem Charakter, obgleich ich ihr so wie den beiden Offizieren vielleicht Unrecht that; denn ich sah am nächsten Tage die Schöne zwischen den jungen Herrn in einer eleganten Postchaise auf der genuesischen Straße an uns vorbeirollen. Selbst die sardinische Armee beugte sich damals vor dem allgewaltigen Einflusse der Geistlichkeit, und Offiziere, die ihre Zukunft im Auge hatten, vermieden es sorgsam, öffentlich Anstoß zu geben.

Vielleicht hätten wir noch manches Interessante in dem weiten Hofe erspäht, wäre der Oberkellner nicht mit seiner Einladung zum Essen gekommen, das durchaus nichts Interessantes darbot, man müßte denn die ächt italienische „Zuppa" dahin rechnen, welche in einer riesenhaften Terrine auf dem Tisch qualmte und von dem Kellner auf Befragen als »una zuppa francese, mesculanza di più cose bezeichnet wurde. Bei näherer Untersuchung dieser Mesculanza ergab sich, daß sie nicht nur aus Maiskölbchen, Gurken- und Kartoffelschnitten, Blumenkohl und scharfen Zwiebeln bestand, sondern daß sich auch die Schnäbel und Klauen zweier Hühnchen, die wir bald ohne diese

ihre Gliedmaßen in Reis auftischen sahen, hinein verloren hatten.

Nachdem mein Gefährte sich an den frischen Oliven, die das Dessert beschlossen, gelabt hatte, behauptete er, diese Oelfrucht müsse ein vorzügliches Mittel gegen Schlaflosigkeit abgeben; ich überließ es ihm, einen deßfallsigen Versuch zu machen, und beschloß, mir Novi ein wenig in dem vom Nebel halb verschleierten Mondlichte zu beschauen und dann in einem Kaffeehause bei einer Tasse Kaffee zu hören und zu lesen, was es in der Welt Neues gebe, oder, was auf dasselbe herauskommt, wie Große und Kleine, Reiche und Arme einander neckten, anfeindeten, verleumdeten, betrögen und quälten.

Der Himmel war, wie gesagt, von einem leichten Nebel umflort, in dessen Dämmerhülle der Mond träumerisch dahinzog und ein gleichmäßiges, aber auch unsicheres Licht, ohne grellen Glanz, aber auch ohne starke Schatten, über die Stadt ergoß. Die nach Genua führende Straße ist die belebteste und schönste; sie theilt Novi fast in zwei gleiche Hälften, und damit jede dieser Hälften sich eines eigenthümlichen Vorzugs rühmen könne, hat der südliche Theil den Marktplatz, der nördliche das sogenannte Schloß und die schönste Kirche erlost.

Es galt, ein Kaffeehaus ausfindig zu machen. Man braucht deßhalb in Italien nicht besorgt zu seyn, denn in dem elendesten Dorfe ist ein Kaffeehaus. Auf einem Ausflug von Genua nach Vignano kam ich durch einen Weiler, aus zwölf bis fünfzehn armseligen Hütten bestehend. Die Hitze war niederdrückend, das enge Gebirgsthal schien in einen Ofen verwandelt. „Zwei Lire für eine Tasse Kaffee!“ sagte mein erschöpfter Freund. — „Dieser Weiler hat schwerlich einen Luxusartikel, wie ein Kaffeehaus, aufzuweisen.“ Aber das dritte Haus war ein Kaffeehaus. Da stand es mit Kohle auf einem ehedem weißen Brette über einer ehedem halb und jetzt ganz lahmen Thüre geschrieben. Dreißig Schritte weiter, auf der andern Seite der in dieser Jahreszeit ganz gangbaren Straße war ein Kaufladen. Während ich meinen Freund bat, uns Kaffee zu bestellen, ging ich in den Kaufladen, um nach Cigarren zu fragen. Ich fand die einzige im Piemontesischen öffentlich käufliche Sorte, die lediglich darauf berechnet scheint, die schlechte Sitte des Rauchens rasch zu beseitigen, und während ich bezahlte, holte sich ein kleines, bewegliches Männchen zwei Grani Kaffee, die er »subito« zu bezahlen versprach und davon lief. Als ich in das Kaffeehaus kam, sah ich dasselbe Männchen an einem flackernden Feuer beschäftigt; bald stand in nicht zierlichen, aber reinlichen Tassen ein duftender Kaffee auf dem steinernen Tische des Hintergärtchens, das im Schutze ehemaliger Kastanienbäume lag. Dem Kaffee folgten Oliven, Feigen, Trauben und Maulbeeren, und als wir nach der Rechnung fragten, sagte das Männchen freundlich: „Gebt was Ihr wollt; für den Kaffee bin ich zwanzig Picailloni * im Laden drüben schuldig.“ Wir gaben vier Lire, und der Kleine war nahe daran, uns die Hände zu küssen, indem er uns mit freudestrahlendem Gesicht versicherte, er habe seit Ostern keine vier Lire in seinem Hause gehabt. — Kehren wir nach Novi zurück.

(Fortsetzung folgt.)

* Hundert Picailloni sind ein Lira.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Bei den Deutschen ist, wie früher gemeldet worden, der Todtengräber auch zugleich der Grabebitter. Die Wenden kennen beide Persönlichkeiten nicht. Das Gradmachen geht in der ganzen Gemeinde der Reihe nach herum, und zwar so, daß beim Ableben eines Erwachsenen zwei Männer, beim Tode eines Kindes bloß Einer zum Auswerfen des Grabes beordert werden. Die Einladung zur Leichenbegleitung besorgt man durch das bei allen Gemeindeangelegenheiten üdliche Herumschicken der Gemeindekeule. Diese trägt der Nachbar dem Nachbar zu, bei der Abgabe den Gegenstand nennend, weßhalb sie herumgeht. An manchen Orten bedient man sich auch zur Anmeldung von Todesfällen eines schwarzen Stockes, der gewöhnlich in den Hof geworfen und dabei der Name des Verstorbenen laut genannt wird.

In einem wendischen Trauerhause herrscht bis zum Begräbnißtage des Verstorbenen die tiefste Ruhe. Alle Arbeit, selbst die nöthigste, wird eingestellt. Man rührt keinen Dreschflegel, schwingt kein Beil, läßt Feld und Wiese unbestellt. Nur Abends beim weithin leuchtenden Kaminfeuer kommt die Familie zusammen, um Sterbe- und Trostlieder zu singen, woran bisweilen auch die nächsten Nachbarn Theil nehmen, die sich ebenfalls in Haus und Hof größter Ruhe möglichst befleißigen. Größer wird der Zufluß von Menschen im Trauerhause am Abend vor dem Begräbniß; denn jetzt finden sich nicht bloß die Leidtragenden und Nachbarn ein, sondern jede Haushaltung im Orte schickt einen Vertreter in's Trauerhaus. Diese oft sehr zahlreiche Gesellschaft umgibt den bereits aufgestellten Sarg, auf dessen Deckel gewöhnlich eine blanke Art gelegt wird, und unterhält sich monoton genug bis tief in die Nacht hinein mit Absingen von

Digitized by Google

Troſt- und Sterbeliedern. Sehr bezeichnend nennt man dieſe wendiſche Todtenwache „den wüſten Abend“ (pusty wecor).

In Gemeinden, die ihre eigene Kirche haben, wird der Verſtorbene zu Grabe getragen, bei in benachbarte Dörfer eingepfarrten Orten aber führt man den Sarg auf einem Leiterwagen bis in die Nähe der Kirche, wo er erſt auf die bereit ſtehende Bahre geſetzt und auf den Kirchhof getragen wird. Die Leiter, worauf der Sarg ſtand, wirft der Fuhrmann vor dem Dorfe ab, und hier bleibt ſie unangetaſtet liegen, bis Wind und Wetter ſie zerſtören. Bei der Rückkehr aus der Kirche werden faſt überall Schemel oder Bänke, auf denen der Sarg im Trauerhauſe ſtand, während der Dauer des Begräbnißtages umgekehrt. Daſſelbe geſchieht hin und wieder auch mit dem Wagen, der die Leiche zur Kirche geführt. Von kirchlichen Ceremonien iſt als den Wenden eigenthümlich nur „das Lebewohl“ oder „gute Nacht“ (dobrn nóc) zu nennen, das der Geiſtliche nach gehaltener Predigt im Namen des Verſtorbenen jedem ſeiner Verwandten, allen Freunden, Pathen ꝛc. einzeln zuruft. Es enthält daſſelbe einen Dank für alles im Leben ihm erwieſene Gute.

Die Trauerzeit hält der Wende ſehr gewiſſenhaft ein, vor Allem die tiefe Trauer, welche vier Wochen dauert. In dieſer Zeit dürfen gewiſſe häusliche Verrichtungen nicht vorgenommen werden. Streng verpönt z. B. iſt es, Lauge zu bereiten oder Wäſche in Lauge aufzubrühen. — Höchſt eigenthümlich und meines Wiſſens nur bei den Wenden üblich iſt die Trauerkleidung der Frauen. Deutſche und andere Nationen kleiden ſich bekanntlich zum Zeichen, daß ſie Leid tragen um einen Abgeſchiedenen, ſchwarz oder doch dunkel; die Wenden der Lauſitz dagegen hüllen ſich in blendend weiße Gewänder. Man nimmt dazu gewöhnlich feines Linnengewebe und hüllt ſich darein von Kopf bis zu Fuß, nichts frei laſſend als Augen und Hände. Die Oberwendinnen tragen außer dieſem Ueberwurf noch ein die ganze Stirn bedeckendes, mindeſtens drei Zoll breites weißes Linnenband, die Bewohnerinnen der Heide aber ein Mundtuch, ebenfalls von weißer Leinwand. Am beliebteſten iſt dieſe Art der Trauer in dem von zahlloſen Flußarmen, Teichen und Sümpfen durchſchnittenen Spreewalde. Hier begegnet man häufig ganzen Reihen ſolcher weiß gekleideter Geſtalten, die auf ſchmalen Steigen, auf hohen Dammwegen im Düſter des Waldes ſchweigend wie Geiſter vorüberwandeln, oder in dunkeln Kähnen über den zitternden Waſſerſpiegel gleiten. — Die Männer behalten auch für die Zeit der Trauer ihre gewöhnliche Sonntagstracht bei, ohne beſondere Auszeichnung. Nur in einzelnen Orten iſt es Brauch, daß während der tiefen Trauer die nächſten männlichen Anverwandten eines Verſtorbenen beim Kirchenbeſuch einen ſehr breitkrempigen Hut tragen, der zum größten Theil das Geſicht verdeckt. Wo dieſer Hut getragen wird, bleibt der Trauernde während des Gottesdienſtes mit bedecktem Haupte ſitzen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Die deutſche Nationalität.

Vom erſten Anfang an zweifelte ich am Gelingen des Plans, die deutſche Nationalität, die in der Idee der Gebildeten lebt, auf dem bloß parlamentariſchen Wege, durch die Erörterung zum praktiſchen Bewußtſeyn und zum Leben der Maſſe zu erheben. Was in Frankreich ſeit Ludwig XI., was in England ſeit den Tudors und Stuarts durch alle Phaſen der Gewalt und Revolution zum Bewußtſeyn des Volks gekommen iſt, das ſoll in Deutſchland durch die Mittel der Doktrin und der Verſtändigung erreicht werden. Unmöglich! Die Frankfurter Nationalverſammlung mit ihrer rein moraliſchen Geltung wird nie und nimmer die Intriguen und die Leidenſchaften einer Revolution, der ſie ſelbſt angehört, in ſo ſiegreicher Weiſe überwinden können, daß ſie ſagen könnte: la nationalité c'est moi. — Freilich ſagt ſie es, aber ſie wird es zu beweiſen haben. Und möchte man nicht gerade in ihrem jetzigen Verfahren und in der Grimaſſe des Convents, die ſie ſchneidet, ohne auch nur eine Spur von der Leidenſchaft des letztern zu beſitzen, ein untrügliches Anzeichen finden, daß ſie es nicht beweiſen kann? — Unſere Schulweisheit geht von der Prämiſſe aus, daß die Nationalität lediglich auf dem gemeinſamen Stamm und der gemeinſamen Sprache beruhe. Könnte man dagegen nicht an den Schweizern beweiſen, daß die Geſchichte eine weit compactere Nationalität herbeiführen kann, als Stamm und Sprache? Würden die Elſäßer ſich heute wieder der deutſchen Nationalität anſchließen wollen? Würden die Dänen, die Holländer, die Flamänder im Sinne unſerer Doktrin ſich ausſprechen wollen, weil

ſie in den nächſten Beziehungen zu uns durch Abſtammung und ihre Mundarten ſtehen, die am Ende nur Abarten der deutſchen Sprache ſind? Die Geſchichte hat ſie von uns geſchieden, ſie hat die Elſäßer und Lothringer auf eine fremde Nationalität angewieſen, ſie hat die Dänen, die Holländer, die Flamänder auf ſich ſelbſt zurückgeführt. Und nun gar unſer Partikulariſmus! Seyen wir aufrichtig und geſtehen wir ein, daß wir nicht nur Schwaben, Sachſen, Pommern, Thüringer u. ſ. w. ſind, ſondern ſelbſt Frankfurter, Hamburger, Bremer u. ſ. w. Geſtehen wir ein, daß die erhabenſten Ueberlieferungen unſerer Geſchichte zum großen Theil an die Territorialgeſchichte kleben, daß ſelbſt die ſiegreichſten Momente deutſcher Heere ſich in den Partikulariſmus verlieren; geſtehen wir endlich ein, daß die Idee des deutſchen Reichs, die unſere Vorfahren begeiſtern konnte, durch die vielen Gebietseignungen, die ſich daſſelbe gefallen laſſen mußte, gewiſſermaßen getödtet worden iſt. Daß eine Wiedergeburt dieſes Reichs unmöglich ſey, wer mag dieß behaupten? Aber wir zweifeln, daß ſie durch eine Gegenwart bewirkt werden kann, die zum größern Theil ohne politiſche Durchbildung iſt und hinter der Maske des Patriotismus und der Aufopferung kleinen Ehrgeiz und niedere Leidenſchaft birgt, und die an theatraliſcher Schauſtellung ihr unbekannter Gefühle mindeſtens eben ſo reich iſt, als an Geſinnung, Ernſt und Tiefe der Ueberzeugung. Dazu rechne man den wirren Andrang ſocialer und kosmopolitiſcher, noch dazu unverdauter Ideen, und man wird fragen müſſen, wo die Nationalität ihre feſte Grundlage, ihre Lebenskraft finden ſoll? Der bloße gute Wille unſerer Gebildeten wird dazu nimmermehr genügen. — Und dieſe Gebildeten, ſind ſie ſo tapfer wie gelehrt? werden ſie von der Begeiſterung getragen, die allein Thaten erzeugt? Man leſe nur dieſes hohle Gewäſch und dieſe nüchterne, obſchon fanatiſche Polemik unſerer Parteiblätter, um zu erkennen, daß wir es hier nicht mit dem aus dem innerſten Leben kommenden Gedanken zu thun haben, ſondern mit eben ſo viel gelehrtem Vorurtheil wie Ueberzeugung. Dazu kommt der durch einen dreißigjährigen und längeren Frieden erzeugte Indifferentismus derjenigen, die ihr Auskommen haben, und die ſich nicht nur für die Nationalität intereſſiren werden, ſondern für Alles, was ihnen Ruhe bringt. Sie werden deutſch, preußiſch, ja ſelbſt buckeburgiſch werden, wenn es ſeyn muß für den Frieden. Kommt der Friede nicht mit der Nationalität, ſo wird man bald ſehen, wie ſie den behandeln, der ihnen die Nationalität um den Preis des Krieges brachte.

(Schluß folgt.)

Aus Weſtphalen, April.

(Fortſetzung.)

Das ländliche Leben.

Der weſtphäliſche Bauernhof hat alſo eine ſittliche Bedeutung, iſt ein Ganzes nicht nur in ſeinen äußern Verhältniſſen, ſondern auch in geiſtiger Beziehung, in der Denk- und Anſchauungsweiſe der Beſitzer. Bevor wir auf die ſich hieraus für das Verhältniß der Dorfbewohner unter einander ergebenden Folgerungen näher eingehen, noch einige Worte über die äußere Form des Hofes. Die Lage des Haupthauſes iſt verſchieden, wie das ſchon Tacitus berichtet: hier liegt es auf einer Anhöhe, dort in der Ebene, im Grunde, an der Heerſtraße, am Waldesſaume u. ſ. f. Allgemein iſt jedoch, daß daſſelbe von Obſtbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umgeben iſt. An das Haus ſchließt ſich außer dem Garten der durch einen Zaun oder auch wohl durch eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem ſich die Scheune, der Kornſpeicher und der eine oder andere Ketten (Kette, Schnitt, un coupon, cut, cutler, ein segmen, das zu einem segmen benutzt iſt) befinden. Ein Fiſchteich iſt wenigſtens nicht ſelten. Die einfriedigende Mauer iſt ein Produkt neuerer Zeit; ebenſo iſt die Sitte neu, die Ketten in einer Linie neben einander auf den Hofraum zu bauen. Der Raum des Hofes, den Gebäude und Fiſchteich übrig laſſen, dient zur Weide für das Vieh. Das Haupthaus ſelbſt trägt in ſeiner Bauart noch manche Züge, die uns an die älteſten Wohnungen der Deutſchen erinnern. Zur Vergegenwärtigung des äußern Umriſſes denke man ſich ein Oblongum von ſechzig bis einhundertundzwanzig Fuß Länge, ſo daß die eine ſchmale Seite nach Süden, die andere nach Norden gewendet iſt. Von dem ſüdlichen Theile des Oblongum iſt ein Theil (dreißig bis fünfundzwanzig Fuß) abgeſchnitten, Kammerfach genannt, in welchem ſich befinden: die Wohnſtube mit Fenſtern nach Oſten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Beſitzers mit Fenſtern nach Süden und mit einem Laden nach der Hausflur, das letztere, damit der Beſitzer von ſeinem Bette aus, wenn er will, Nachts die Hausflur überſehen kann; endlich die bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Verwandtenbeſuch u. ſ. f. benutzte „kleine Stube" mit Fenſtern nach Süden und Weſten. Ueber dieſen drei Zimmern befinden ſich die geräumigen Kornkammern, ſo daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während der übrige Theil des Hauſes mit ſeinem ſchon zehn bis zwölf Fuß von der Erde beginnenden Dache nur einſtockig iſt. Da wo der Einſchnitt des Kammerfaches beginnt, führt ſowohl an der Oſt- wie an der Weſtſeite eine Thür in das Haus, „die Suidduire" (Seitenthüren), neben welchen ſich ein hohes und breites Gefach Fenſter, „Juilucht," befindet. Auf der Grenze zwiſchen Hausflur und Kammerfach, das bei älteren Häuſern etwas ſchmaler — ſo daß das ganze Haus die Geſtalt der alten Kirchendaſtika hat, und der Chorraum hier durch das Kammerfach vertreten wird — bei neuern etwas breiter gebaut iſt als der übrige Theil des Hauſes, damit das Wohnzimmer noch ein Fenſter zur Ueberwachung des Hofraums erhalten kann — auf der Scheide alſo zwiſchen Hausflur und Kammerfach treffen wir auf den Herd, von welchem aus die Hausfrau das Haus überſieht und auf eine äußerſt bequeme Weiſe, wie ſchon Juſtus Möſer bemerkt, das ganze Miniſterium des Innern verwalten kann. Auf die breite Hausflur — zwei Wagen müſſen auf derſelben bequem nebeneinander ſtehen können — führt das große nördliche Thor, „Muienduier" (die niedere Thüre), zum Einfahren der Früchte. Längs der Hausflur finden ſich etwa folgende Räume, wenn wir mit dem Südende beginnen: an der einen Seite eine Polterkammer, eine Kammer für die Knechte, eine Schneidekammer (zum Schneiden des Häckerlings), und endlich die Pferdeſtälle; an der andern Seite Schlafzimmer für die Mägde und ſodann die zahlreichen Kuhſtälle. Ueber den Kuh- und Pferdeſtällen erheben ſich bis zum Korndoden die „Hulen," zur bequemen Aufbewahrung des nöthigen Bedarfs an Futter, daher ſie auch nach der Hausflur hin ganz offen ſind. Der Keller iſt unter dem Kammerfache. In der Mitte der Hausflur hat der „Balken" eine Oeffnung, „Liuke," die aber nicht mehr, wie in alten Zeiten, durch das Dach hindurch geht, da ja der Hausherr nicht mehr das Prieſteramt ausübt, alſo auch nicht von ſeinem Sitze aus den freien Himmel zu ſehen braucht. Gänſe, Schweine u. ſ. w. beſitzen ihre Gemächer in Nebengebäuden. Die Ketten haben niemals ein Kammerfach, ebenſo nicht die älteren Wohnungen der Erbpächter und Neubauer.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Monatsregiſter April.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 104. Dienstag den 1. Mai 1849.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freiheit und Ergötzen
Erheitern seinen Blick.
Sein munteres Lied ergötzet
Und schont den Kenner nicht,
Gefälligkeit ersetzet,
Was ihm an Kunst gebricht.

Hagedorn

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

3. Gesellige Vergnügungen.

Frohsinn und Heiterkeit sind Haupteigenschaften des wendischen Stammes. Selbst in trüben Zeiten verleugnet sie der Wende nie, im Glück beherrschen sie all sein Thun und Treiben. Der Ruhe genießend in seiner umfriedeten Wohnung, wie bei angestrengter Arbeit auf Flur und Feld verkündet er durch Gesang, wie wohl ihm zu Muthe ist, und ist das Tagewerk vollbracht, bannt ihn die rauhe Jahreszeit in's Haus, so vertreibt er sich auch hier die Zeit mit Singen und Jauchzen, mit Spiel und Tanz. Besonders sind es die langen Winterabende, die diesem Hange, das Leben von der heitersten Seite zu nehmen, Vorschub leisten. In keinem deutschen Orte ist das Gesellschaftsleben so ausgebildet wie auf wendischen Dorfschaften. Hier vergeht im Herbst und Winter kein Tag ohne fröhliche Zusammenkünfte der Jugend, und bei diesen Zusammenkünften spielt der Gesang vom Volke gedichteter Lieder, denen poetischer Gehalt nicht abzusprechen ist, eine Hauptrolle. Diese Gesangeslust der Wenden hat dem wendischen Volksliede eine Ausbildung gegeben, die bei dem Mangel einer selbstständigen Literatur überraschen muß. Die Zahl der Volkslieder ist sehr groß und sie sind im Munde jedes Wenden. Der Sohn lernt sie vom Vater, die Schwester vom Bruder, und kaum möchte ein Jahr vergehen, in welchem nicht neue entstehen, ohne daß legend Jemand die Verfasser anzugeben weiß. Der Eine dichtet in fröhlicher Laune nach bekanntem Rhythmus und ansprechender Melodie einen Vers, der Andere fügt antwortend einen zweiten hinzu. So hat sich ein reicher Liederschatz unter diesem rundum von Deutschen dicht eingeschlossenen kleinen slavischen Volksstamme gebildet, der leider viel zu wenig gekannt ist. Man schätzt im Ganzen die Zahl dieser Lieder auf mehr als 500, die ihrem Inhalte nach in Feldlieder, Tanzlieder, Hochzeitlieder und Bittlieder zerfallen, ohne die sogenannten „Sätzchen" und „Legenden," die ebenfalls im Liedertone gehalten sind. Bei der Arbeit auf dem Felde verkürzt sich der wendische Bauer die Zeit mit Absingen der ersten, bei Tanz, Hochzeiten und Bittgängen, wobei man scherzweise Brod und Bier von einem Hauswirthe erpreßt, werden die übrigen gesungen. Die „Gesetzchen" stimmt der tanzende Bursche zu Ehren seines Mädchens an, wenn er ihr einen Tanz in der Schenke kauft und damit das Recht des „Vortanzens" gewinnt. Außerdem kennt der Wende noch „Rundgesänge," die in den Gesellschaften von Burschen und Mädchen gemeinschaftlich gesungen werden. *

Das gesellige Zusammenleben der Wenden in der Familie beginnt seit undenklichen Zeiten regelmäßig am Burkhardtstage (den 11. Oktober). Dieß ist die Zeit, wo die Spinngesellschaften (psaza) feierlich eröffnet werden und nun ununterbrochen den ganzen Winter hindurch bis zum Aschermittwoch dauern, an welchem Tage sie aufhören. Das Flachsspinnen ist den Wenden eine liebe Beschäftigung, der sich Männer und Frauen, das Alter und die Jugend hingeben. Es

* Eine höchst werthvolle Sammlung wendischer Volkslieder haben Haupt und Smaler herausgegeben, zwei gründliche Kenner wendischer Art und Sitte.

Digitized by Google

iſt wichtig für das Hausweſen, für den Wohlſtand der Familie, da in den fruchtbaren Gefilden, die ſie bewohnen, der Flachsbau vortrefflich gedeiht und jeder Hauswirth ſeinen Bedarf an Linnenzeug durch eigenen Fleiß zu beſchaffen ſucht. Im Sommer können ſich nur ältere Leute mit Spinnen beſchäftigen, im Winter aber, wo die Feldarbeit ruht, ſpinnt Jedermann, und ein wendiſches Dorf ſchnurrt daher an dunkeln Herbſtabenden von ſchwirrenden Spinnrädern wie eine Spinnfabrik.

Um nun dieſe Spinnabende ſo unterhaltend wie möglich zu machen, treten bekannte und verwandte Familien eines und deſſelben Ortes zuſammen und binden ein Kränzchen. Die Mitglieder deſſelben verſammeln ſich um Sonnenuntergang in einem der dazu gehörigen Höfe, der dann für dieſes Jahr der Sammelplatz Aller bleibt. In jedem Winter wechſelt man, damit die Koſten der Gaſtfreundſchaft auf Alle gleich vertheilt werden. Jede dieſer Spinngeſellſchaften, die ſelten aus mehr als zehn bis zwölf Familien beſtehen, hat zur Leitung des Geſanges ihre Vorſängerin, der es obliegt, die zu ſingenden Lieder anzufangen und auf Takt und Ordnung zu ſehen. Solche Vorſängerinnen ſind geachtet und nicht wenig geſucht. Daher kommt es, daß Perſonen, welche genöthigt ſind bei Fremden Dienſte zu nehmen, dann am liebſten von den Hofbeſitzern genommen werden, wenn ſie viele Lieder kennen und eine wohltönende Stimme beſitzen. Außer bei Eröffnung der Spinnabende am genannten Tage wird während der Sitzungen ſehr frugal geiebt, auch nie in der Arbeit eine Pauſe gemacht. Nur Sonnabends feiern die fleißigen Hände kurze Zeit zwiſchen neun und zehn Uhr Abends, und dieſe kurze Feierzeit heißt „die halbe Spinte“ (pói psazy).

(Schluß folgt.)

Nach Genua.

(Fortſetzung.)

Ich ging die Straße hinab. Das Kaffeehaus neben der Poſt gefiel mir nicht: viele junge Leute, ſchreiend, lärmend, rollende Billardkugeln, von der Hitze ſtark angelaufene Fenſter; dort rechts durch helle Fenſter freundlich ſtrahlendes Licht, zwei Männer über einer Zeitung niedergebeugt — ich trete ein und beſtelle mir eine Taſſe Kaffee. Der zeitungsleſende Knäuel that ſich auseinander und ich erkannte in ihnen junge Geiſtliche aus Genua, mit welchen ich einen Tag auf dem großen St. Bernhard zugebracht und die ich dann zu Chatillon wieder gefunden hatte, von wo ſie über den Cervin nach Zermatt hinabſteigen wollten — ein Unternehmen, welches man ihnen als höchſt gefährlich darſtellte, von dem aber die rüſtigen Bergſteiger, vielleicht dieſer Einreden wegen, nicht ablaſſen mochten. Ich war ſehr geſpannt, ob und wie ſie das Abenteuer beſtanden, und bat ſofort nach dem Willkomm um ausführlichen Bericht.

Der Jüngere begann: „Unſer Weg von Chatillon bis Val Tournanche war wundervoll. Wenn wir aus der Kühle der Kaſtanienwälder traten, nahmen uns die himmelhohen Berge in ihren ſchattigen Schutz, während die Waſſerfälle und Walddäche zu beiden Seiten ihr Orgelſpiel hören ließen. Zu Val Tournanche brachten wir die Nacht hin und der erſte Strahl des kommenden Tages ſah uns ſchon in dem Thale des Tournanche, dieſes wilden Sohnes des Mont Cervin. Wir hatten zwei Führer, tüchtige Männer, bei uns. Als wir die Höhe von Briel erreichten, wehte uns ein lauer Südwind entgegen, welcher den Führern nicht behagte. Wir verrichteten unſer Morgengebet im Kirchlein dieſes Weilers und eilten weiter durch eine von Gletſchern und ſchneebedeckten Bergmaſſen umſtarrte Einöde. Der Cervin war faſt ganz von Wolken umhüllt, und nur einmal hob er ſein eiſiges Haupt über die dichten Wolkenſchichten, welche ſich immer maſſiger um ihn zu drängen ſchienen.

„Jezt begann der eigentliche Anſtieg. Leichte Schneeflocken umſtöberten uns. „Iſt nur das Vorſpiel,“ ſagte einer der Führer; „wird bald ſchlimmer kommen.“ Und nach zehn Minuten brauste ein Schneeſturm daher, wie ich ihn nie in den Gebirgen erlebt hatte. Zu unſerem Glücke erreichten wir einen Schuppen, welcher, nach der Ausſage unſerer Führer, bald den Hirten als Zufluchtsſtätte, bald den Mauthnern als Lugplatz diente. Nach einer Viertelſtunde waren Himmel, Berge und Thäler wieder ſo klar, wie am erſten Schöpfungstage, und wir wateten durch den friſchgefallenen Schnee rüſtig fort, bis wir die Eisregion erreichten. Der ältere Führer ſtieg nun mit ſeinem langen Stabe voran, um die Sprünge und Klüftungen in dem Eiſe aufzuſuchen, und wir folgten ihm, einer hinter dem andern, der zweite Führer zulezt, Schritt vor Schritt. Trotz aller Vorſicht von unſerer und der Führer Seite, verſank bald mein Freund hier, bald ich bis an den Gürtel in die Schneeſpalten. Die Richtung des Pfades überhaupt, ſo wie gefährliche Stellen waren durch in das Eis gerammte Stöcke bezeichnet, und wo zwei ſolche Stöcke einander gegenüber ſtanden, bezeichnete dieß eine Eisbrücke über eine große Klüftung, die bedenklichſten Stellen unſeres mühevollen Weges. Mit jedem Schritte mehrten ſich die Schwierigkeiten und der daraus erwachſende Aufenthalt. Bald hatte ſich eine Gletſcher-

Digitized by Google

wand quer über den Pfad gelegt und wir mußten sie überklettern oder einen gefährlichen Umweg versuchen; bald brannte die Sonne mit unerbittlicher Glut auf uns nieder, und zu der Ermüdung gesellte sich ein brennender Durst; bald wälzten sich so dichte Wolkenmassen um uns, daß wir die Signalstöcke nicht mehr sahen.

„Wir mochten in dieser Weise drei Stunden hingebracht haben, als uns die Führer in kleiner Ferne einen jäh sich abplattenden Felsklumpen zeigten. „Dort haben wir die Höhe des Passes erreicht," sagten sie, und das Wort war uns wie eine Stimme vom Himmel. Das Wetter wechselt in diesen höhern Regionen jeden Augenblick. Eben noch von schwarzen, im Fluge dahinziehenden Wolken umhüllt, hatten wir die Höhe des Passes kaum erreicht, als wir uns nach allen Seiten von Klarheit umgeben sahen. Welche Aussicht! Dieser Moment belohnte uns für alles, was wir gelitten hatten. In unbeschreiblicher Schönheit und in den schönsten Formen hob sich zu unserer Rechten der Monte Rosa vom blauen Himmel ab; vor uns zogen sich die Walliser Alpen hin, hinter welchen die Riesen des Berner Oberlandes neugierig herausschauten. Die Krone dieses Rundgemäldes aber war der Cervin, eine weiße Marmorpyramide, welche sich fünftausend Fuß hoch in die Luft empor thürmte und an deren Seiten blaue und grüne Gletscherstreifen wie Edelsteine glänzten.

„Nachdem wir uns an dem mitgebrachten Wein und Brod erlabt hatten, ging es rasch nach Wallis hinab, bald rittlings auf unsern Alpstöcken, bald auf noch naturgemäßere Weise, bis wir die Eisregion hinter uns hatten und nun, wenn auch mühsamer, doch gefahrloser, durch tiefe Schluchten, über Felsblöcke und Geröll weg, im Geleite eines wildschäumenden Baches, dem Dörfchen Zermatt entgegeneilten, wo wir mit der einbrechenden Nacht ankamen und beim Pfarrherrn die freundlichste Aufnahme und Pflege fanden. Am nächsten Abend waren wir in Brieg, zogen über den Simplon und betraten bei der St. Markuskapelle die Grenzen unseres Vaterlandes wieder."

Ich war der Erzählung des jungen Mannes mit um so größerer Theilnahme gefolgt, als ich fünf Jahre früher durch anhaltende Stürme abgehalten worden war, das Matterjoch zu überschreiten und dem Matterhoen, das die Sardinier Cervin zu nennen pflegen, manchen sehnsüchtigen Blick zugeworfen hatte, ohne daß es mir vergönnt gewesen wäre, es so nahe zu sehen wie meine zwei genuesischen Bekannten. — Wenn rüstige Bergsteiger zusammenkommen, reißt der Faden der Unterhaltung nicht ab, und Mitternacht war längst vorüber, als wir uns trennten. Die Genuesen hatten sich bereits einen Wagen nach Piacenza gemiethet, von wo sie einen sehr abentenerlichen Gebirgsweg einzuschlagen und Genua auf Pfaden zu erreichen gedachten, wie nur Hirten und verwegene Schützen sie suchen und kennen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das soziale Leben.

Es ist bereits gesagt, welche Stellung der jedesmalige Besitzer eines Bauernhofs in der Geschichte desselben einnimmt, daß er sich nämlich als einen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlichen Verwalter des väterlichen Erbes ansieht, als ein Glied in der Kette der Hofbesitzer, das nicht befugt ist willkürlich zu handeln. Diese Stellung prägt sich in der ganzen Haltung des Bauern seiner Umgebung gegenüber aus, und erzeugt das Gegentheil von dem, was sie beim ersten Nachdenken erzeugen zu müssen scheint: sie erzeugt nämlich eine feste, sichere Haltung, eine Energie und Beständigkeit des Charakters, und endlich ein Selbstgefühl, das nicht selten in starres und herrisches Wesen ausartet. Im Allgemeinen ist sein Verhältniß zum Gesinde und zu den Köttern ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern zwar mit dem Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Du" angeredet, während er sich gegen seine Umgebung des Taufnomens und des „Du" bedient. Ist eine genauere Bezeichnung als der Taufnome erforderlich, so tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt also der Bauer Gerhard Holtkamp, seine Tochter Marie, sein Knecht Albert, einer seiner Kötter Heinrich Vogelsang, so nennt man diese Personen im Dorfe: „Holtkoms Geierd," „H. Marie," „H. Alwert," „H. Hinnock." Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er von den Kindern der Kötter „Hinsvah" (Hausvater), seine Frau „Hinsmeime" genannt. Die Knaben des Bauern

helfen, sobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker aber in der Scheune, die Töchter zu Hause den Mägden. Wo noch alte Sitte herrscht, nehmen diese Kinder, selbst dem Gesinde gegenüber, eine höchst untergeordnete Stellung ein. In die Tisch- und Abendgespräche dürfen sie sich nicht einmischen. Kinder müssen auf das achtzehnte Wort passen, heißt ein altes Sprüchwort. Den Anordnungen des Gesindes haben sie stets Folge zu leisten. Kommen sie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringeren Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, so macht sich das Bewußtseyn, daß sie Kinder großer Bauern sind, ebenfalls nicht selten in einer höchst schroffen Weise geltend, so daß die Geistlichen beim Confirmationsunterricht sich oft dieserhalb zu Ermahnungen veranlaßt sehen. Die Verheirathung der Mädchen geschieht in der Regel schon im frühen Alter. Der Wille der Kinder ist dabei unwesentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderseitigen Verwandten in Berathung, markten und feilschen oft Tage lang um die Mitgift und theilen nach abgemachter Sache den Beschluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat, und die Tochter zu ihrem Herzen leichter einen Weg findet, als zu dem des Vaters. Das Hauptstreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauernhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofs — der jüngste Sohn, oder in Ermanglung von Söhnen die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofs annehmen muß — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofs entsprechenden Mitgift heirathen darf, versteht sich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heirathen betrieben wird, von selbst. Die Mitgift besteht in baarem Geld und im „Brautwagen.“ Zu letzterem gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräthe von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräthen, während die Vorräthe an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstags als freiwillige Gabe dargebracht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., April.

(Schluß.)

Die Pfeymeyer. — Theater.

Dazu kommt die politische Eitelkeit aller jener, die Detmold so vortrefflich in seinem Pfeymeyer geschildert hat und die zum Theil ein verlorenes Leben wieder durch die Bewegung in integrum restituiren wollen, zum Theil die letztere als eine Quelle der nüchternsten Existenz zu benützen bereit sind. Nicht die rothe Demokratie, sondern die Demokratie unserer Pfeymeyer ist die gefährlichste für unsere Entwicklung. Sie wird von demselben Edelsinn, von derselben Tugend, von derselben Vaterlandsliebe beseelt, wie jene; aber sie hat die Klugheit, keine andern Interessen zu verletzen, keine andern Vorurtheile zu lästern, als die derer, an deren Stelle sie sich setzen will; sie schmeichelt dem Volke nicht nur, sondern auch den Philistern, indem sie allen Dummen die Anwartschaft auf die materiellen Vortheile der neuen politischen Ordnung zur Verfügung stellt, die sonst nur einigen Dummen und eben so viel Tüchtigen zu Gebote gestellt war. Daß sie von keiner Leidenschaft getrieben wird, versteht sich von selbst; aber sie ersetzt dieselbe durch ein kräftiges Organ und durch sonore Phrasen, die nichts gefährden, am wenigsten sie selbst. Menschlichkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist ihre Devise; aber wenn von Ersparnissen des Staats die Rede ist, so denkt sie an die Vortheile, die sie daraus ziehen kann; wenn sie ihre Diäten nicht für sich braucht, so legt sie sie für ihre Familie zurück. Diese Demokratie der Pfeymeyer verlangt jegliche Aufopferung von Andern, während sie sich selbst von jeder Aufopferung fern zu halten weiß. Sie bietet in den verschiedenartigsten Nüancen und Schattirungen das Durchschnittsmaß der Bewegung, die sich von unserer Frankfurter constituirenden Versammlung auf so viele andere constituirende Versammlungen erstreckt. — Wie man hört, werden jene Skizzen Detmolds zu dramatischen Tableaux benützt werden. Gelingen dieselben einigermaßen, so würden wir auf der Bühne keinen vortrefflicheren Pfeymeyer sehen, als unsern Hasel. Bis dahin unterhält uns Tichatscheck, ein Tenor ersten Rangs, mit jenem elegisch-tragischen Ausdruck in ernsten Partien, der vorzugsweise den Slaven zu Gebote steht. Tichatscheck ist ein Böhme. Wir haben in Cornet, der längst aus der deutschen Oper geschieden ist, einen geistreicheren Sänger bewundert, aber die angeborene Kraft, die in jenes Vortrag herrscht, reißt uns im Sturm über die Kritik hinaus. Und die Schule! Wir verlieren bei den meisten Opern wenig, wenn wir den Text nicht verstehen; Tichatscheck aber durchdringt die flachsten Worte mit der ganzen poetischen Weihe, die in der Composition enthalten seyn mag; was der Componist nur als Melodie und Harmonie bieten konnte, das erhebt er zum höchsten dramatischen Ausdruck. Wollten wir etwas tadeln, so wäre es nur die äußerst Kraftanwendung, die in einzelnen Momenten den Gesang beeinträchtigt, ein Fehler, der leider daran erinnert, daß dieser Sänger an der Schwelle seiner Mittel steht. Tichatscheck ist von Dresden, wo neben ihm, dem Sänger, Emil Devrient und die Baier im Schauspiel deutsche Lorbeeren ernten. Man sage nicht, daß die deutschen Höfe der deutschen Bühne größern Schaden als Nutzen gebracht haben. Wie wir unsere Schauspieler kennen, wird es mit der auf wissenschaftlich artistischer Grundlage zu errichtenden Nationalbühne noch gute Weile haben. Wie aber wird es jenen hervorragenden Talenten ergehen, die wir jetzt freilich nur noch spärlich bei den Hoftheatern finden, wenn sie auf die Kasseneinnahmen, die ihnen die Nation gewährt, verwiesen werden? Die Künstler sollen in diesem Falle die Kunst durch gegenseitige Aufopferung und Hingebung stützen und heben; aber das aufrichtige Zusammenwirken der Schauspieler für die deutsche Bühne ist nur allzusehr zu bezweifeln. Wenn nicht dem Genie eine materielle Garantie durch eine vernünftig geregelte Intendanz geboten wird, so muß es an dem Coulissengetreibe, das hier in roheren Umrissen, dort, je nach der Individualität der Schauspieler, in vornehmeren Nüancen hervortritt, zu Grunde gehen. — Die Bühne war, neben einem großen Elephanten, die einzige Unterhaltung der dießjährigen Meßfremden. Da Tichatscheck je um den andern Abend sang, so war das Theater beinahe stets überfüllt. Nichts desto weniger bemerkte man, daß die unmittelbare Theilnahme durch die politischen Einflüsse bedeutend geschmälert wurde. Die Revolution nivellirt Alles, selbst den Geist und den Geschmack. Für die Tragödie, selbst wenn sie vortrefflich dargestellt würde, haben wir nur dann noch Sinn, wenn sie die Sympathien der Masse berührt. Dieselbe Wahrnehmung macht man in Allem, was Wissenschaft und Kunst betrifft. Auch die Presse wirkt nicht mehr durch den feinen charakteristischen Gehalt, sondern nur durch die Parteifärbung. Von einer Achtung selbst vor der höchsten Individualität ist nicht mehr die Rede. Es ist traurig zu sehen, wie einförmig sich dadurch Alles gestaltet. Wir werden uns aber noch an Vieles gewöhnen müssen, bevor wir zur Nationalität und der mit ihr verbundenen Freiheit gelangen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 105. Mittwoch den 2. Mai 1849.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht
Goethe.

Nach Genua.

(Schluß.)

„Auf Wiedersehen in Genua!“ riefen sie mir auf der Straße nach, als unsere Wege sich trennten. Die Post lag in Schlaf begraben; nur der unermüdliche Oberkellner war noch auf seinem Posten und konnte nicht begreifen, wo ich so lange geblieben war. Nach den Amerikanern sind die Italiener das neugierigste Volk auf Erden; während aber der Amerikaner seine Neugier offen, oft rauh zur Schau trägt, weiß der Italiener sie in die gefälligsten, einschmeichelndsten Formen zu kleiden. So hatte der verschlagene Oberkellner sich in den Besitz meines kleinen Geheimnisses gesetzt, ehe ich ahnte, daß er mich aus eitler Neugier zum Reden brachte. Dafür hatte er mir auch eine Neuigkeit zu berichten. Mein Freund hatte bemerkt, daß einer seiner Schuhe ihm den Fuß wund gerieben, und war ohne weiteres mit einem Vetturin über zwei Plätze in seinem Wagen einig geworden. Wie im Ehestand, so ist auch auf Reisen gegenseitiges Nachgeben und Willfährigkeit in unwesentlichen Dingen erste und letzte Bedingung eines ungetrübten, glücklichen Zusammenseyns, und wenn ich mich nicht freute, einen Weg im Wagen zurücklegen zu sollen, welchen ich so gern zu Fuß gemacht hätte, so tröstete mich die Aussicht, vier bis fünf Stunden früher in dem ersehnten Genua anzukommen, und ich erkletterte mein himmelhohes Bett so vergnügt, als wenn Alles beim Alten geblieben wäre.

Der Tag graute kaum, als die Reisetasche schon in den Wagen geschafft und die Pferde bereit waren. Wenn man in einem italienischen Gasthause Kaffee bestellt, wird er in dem gewöhnlich unmittelbar daran stoßenden Kaffeehause geholt, und man bezahlt das Doppelte, was er kosten würde, wenn man sich die kleine Mühe nähme, selbst in das Kaffeehaus zu gehen. Während unsere Koffer, Päcke und Schachteln auf und in unsern Wagen „beigestaut“ wurden — stivare, die Genuesen sagen »stovare,« wie sie denn, nebenher bemerkt, eine Menge Wörter aus der Seesprache in Beziehungen anwenden, die mit der See nichts gemein haben — tranken wir unsern Kaffee in aller Behaglichkeit und ergötzten uns an den langen schläfrigen Gesichtern der Reisenden, welche sich im Saale sammelten, um sich für die Fahrt zu stärken, und deren übertrieben sorgfältige Vermummung uns sogleich gewahren ließ, daß wir uns unter lauter Italienern befanden, denn keine Nation ist empfindlicher gegen den geringsten Grad von Kälte, als die durch stets milde Lüfte, üppige Sonnenwärme und Unthätigkeit verwöhnten und verweichlichten Italiener, besonders der höhern Stände.

Der Wagen hielt vor dem Kaffeehause; in seinem Innern hatten bereits drei Erwachsene und zwei Kinder, im Cabriolet ein Herr mit einem Knaben Platz genommen; mein Freund, der nicht rücklings fahren konnte, setzte sich in das Cabriolet, und ich wurde in den Wagen gepackt. Wo der Kutscher eigentlich saß, habe ich nie recht erfahren können; ein Schalk, wie die Vetturine es gewöhnlich sind, sagte er mir auf desfallsiges Befragen, er sitze abwechselnd auf der linken und rechten flachen Hand; er müßte aber ein

Italiener gewesen seyn, wenn er mir dieß mit Worten gesagt hätte; er zeigte mir bloß die rechte und dann die linke flache Hand und machte eine Bewegung damit, für welche ich nicht sogleich den passenden Ausdruck finde. Die Pferde waren jammervolle Thiere; Rozinante war ein stattliches Streitroß im Vergleich mit diesen fleischlosen, abgetriebenen alten Bestien, die überdieß alle Staudarten, welche der Weg zwischen Mailand und Genua aufzuweisen hat, auf der fast haarlosen Haut hatten. Als ich den Vetturin unterwegs fragte, warum er sein Pferd nicht rein halte, meinte er, dieß sey in einer so staubigen Jahreszeit doch vergeblich, und dann sähen seine Thiere so doch „etwas voller" aus.

Ein tüchtiger Peitschenhieb, welcher aber weder die Pferde treffen sollte, noch auch die geringste Wirkung auf sie hervorbrachte, galt als erstes Abfahrtssignal; beim zweiten spitzte sich eines der vier Pferdeohren fast unmerklich, und beim dritten zogen die armen Thiere mit allen Kräften an und klapperten in einem sogenannten Hundetrab die genuesische Straße hinab. Wir sagten Novi Lebewohl.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Schluß.)

Abwechslung ist die Würze des Vergnügens. Auch das fröhlichste Herz wird matt, der munterste Geist stumpft sich ab, wenn es an frischer Anregung fehlt und in geselligem Verkehr immer nur ein und dasselbe getrieben wird. Darum sorgen die jungen Burschen dafür, von Zeit zu Zeit frisches, wo möglich keckes Leben in die Spinngesellschaften zu bringen. Dieß geschieht, indem sie bald da, bald dort sich zu Besuch anmelden, öfter aber noch durch unerwartetes Erscheinen, was denn jedesmal mit Kurzweil und allerhand ergötzlichem Maskenspiel verbunden ist. Wird der Besuch vorher angemeldet, so legen die spinnenden Mädchen zusammen, um ihre Gäste zu bewirthen, die ihrerseits es ebenfalls nicht an mitgebrachten Lebensmitteln fehlen lassen, wie man sie auf dem Lande liebt. Bis zehn Uhr, wo die Arbeit regelmäßig eingestellt wird, tragen bei solchen Besuchen die jungen Burschen die Kosten der Unterhaltung, indem sie Wettgesänge anstimmen, Mährchen erzählen und allerhand Possen treiben. Hat es zehn geschlagen, so verstummt das Schnurren der Räder, die tanzenden Spillen werden bei Seite gelegt, die Paare ordnen sich zum Tanze und die ganze Spinngesellschaft jubelt und tobt oft bis zum dämmernden Morgen, wo dann die Burschen die ländlichen Schönen nach Hause begleiten. Unangemeldete Besucher erscheinen masliert, gewöhnlich in der Verkleidung eines ungestalten Pferdes, das durch seine possierlichen Sprünge die Mädchen ergötzt, manchmal wohl auch erschreckt. Es läßt sich von den Spinnerinnen füttern, und nachdem es genug Tollheiten getrieben hat, entpuppt es sich, um mit seinen Gefährten die Mädchen zum Tanz zu führen.

Am letzten Spinnabende, dem Aschermittwochstage, ist es Brauch, diese winterlichen Vergnügungen feierlich zu tödten. Die Spinte wird „erstochen." Zu diesem Behufe erscheint einer der lustigsten Burschen mit einem Spieß oder Degen bewaffnet, in deren Ermangelung auch eine Ofengabel nicht verschmäht wird, und durchsticht einen aufgeputzten Rocken. Mit diesem lustigen Rockenmorde schließen jedes Jahr die ländlichen Gesellschaftsabende der Wenden.

Wir haben gesehen, daß es um die Osterzeit bei den Deutschen der Lausitz Sitte ist, von Hof zu Hof zu ziehen und geistliche Lieder oder Motetten mit Musikbegleitung zu singen. Auch bei den Wenden begegnen wir einer ähnlichen Sitte. Nur sind es hier nicht die angestellten Chorsänger der Gemeinde, sondern die Mitglieder der Spinngesellschaften, und zwar meistens bloß die jungen Mädchen jedes Ortes. Diese treten während der ganzen Fastenzeit zusammen und singen Abends geistliche Lieder. Wie in den Spinnstuben, richtet sich die Gesellschaft auch bei diesen Singübungen nach einer leitenden Vorsängerin. Am feierlichsten begeht man die heilige Osternacht. Mit dem Glockenschlage zwölf verlassen sämmtliche Singgesellschaften ihre Versammlungsorte und wandeln singend durch das Dorf. Bei diesem „Umgange" ist es gebräuchlich, vor jedem Hause anzuhalten und die Zahl der zu singenden Lieder nach der Zahl der einzelnen Hausbewohner zu bemessen, worüber denn gewöhnlich die ganze Nacht vergeht. Ein zweiter von Gesang begleiteter Umzug beginnt nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste. Zu diesem sammeln sich die Sängerinnen im höchsten Feiertagsstaate in der Kirche und eröffnen den Umgang durch einen auf dem Kirchhofe anzustimmenden Gesang. Mädchen fremder Orte, die keine eigene Kirche haben, pflegen singend durch die Felder zu wandeln und mit dem Eintritt in ihr Dorf den gewöhnlichen Umgang zu halten.

Die wendischen Burschen, ungenügsamer als die Mädchen, schaffen sich lustigere Vergnügungen. Das beliebteste unter diesen sind die sogenannten „Wurstbrüderschaften." Ihr tolles, ausgelassenes Wesen treiben dieselben nur in der eigentlichen Fastnachtswoche. Hauptzweck dieser Brüderschaften ist, von Haus- und Hofbesitzern möglichst viel Geldgeschenke und andere Gaben, namentlich Butter, Eier, geräuchertes

Fleiſch ꝛc. zu erbettelu. Sie ziehen zu dieſem Behufe in Maskenkleidern mit lärmender Muſik durch die Dörfer, machen vor jedem Hauſe Halt, treiben tolles Zeug und laſſen die Muſik dazu aufſpielen. Mit Anbruch des Abends begibt ſich die Wurſtbrüderſchaft in den Krug oder Kretſcham, läßt für das empfangene Geld Bier auftragen, traktirt mit den geſammelten Eßwaaren die ſich einfindenden Mädchen und durchſchwärmt tanzend die Nacht. Beſonders luſtig geht es zu am lezten Tage dieſer Maskopei. Jeder Theilnehmer, Burſchen wie Mädchen, erſcheinen in feſtlichem Schmucke. Den Mädchen wird in beſonders lebhafter Weiſe der Hof gemacht, wofür ſie jedoch ebenfalls eine Gabe an Geld erlegen müſſen, um für die zuſammenkommende Summe recht lange jubeln und ſchwärmen zu können. Gewöhnlich aber iſt man ſo freigebig, daß alle Gaben nicht ausreichen die Koſten zu decken, weßhalb am Ende des wendiſchen Carnevals die Wurſtbrüder in ihre eigene Taſche greifen und das Fehlende ergänzen müſſen.

Aus der Zeit.

Fragen.

Ein neuer Tag ſchien aufgegangen
Dir, deutſches Volk, ſo hell und groß;
Mit morgenröthlich ſüßem Bangen
Lag dein Geſchick in ſeinem Schooß.
Ihr, hoher Ahnen Heldenherzen,
Saht leuchtend wie des Himmels Kerzen
In's heimathliche Land herein:
War denn umſonſt all euer Hoffen?
Hadt ein Geſchlecht ihr nur getroffen,
Verderbt und eitel, ſchwach und klein?

Wer mag ſich ſelber noch vergeſſen
Im Einen großen Vaterland?
Hat ſchon zu tief das Mark zerfreſſen
Der Selbſtſucht unheilvoller Brand?
Soll wieder Alles nur zerfahren?
Will der zu ruſſiſchen Barbaren,
Ihr ſchnöder Günſtling und Vaſall,
Will Jener, wie in alten Tagen,
Zu Frankreich ſich, dem Erbfeind, ſchlagen,
Deutſchland verleugnen überall?

Hinweg, ihr tückiſch kleinen Seelen,
Was ſtachelt ohne Unterlaß
Ihr neu hervor aus finſtern Höhlen,
Worin er ſchlief, den alten Haß?
Soll heute noch erzürnter Welfen
Und Gibellinen Schlachtruf helfen
Das Volk zerrütten, nimmer müd,
Die Luſt in den verwandten Stämmen
Des neuen Bruderbundes hemmen,
Die Eintracht zwiſchen Nord und Süd?

Soll euch im Hader überraſchen
Ein fremder Feind, ſoll er geſchwind
Die Thoren, gleichwie Spreu, erhaſchen,
Wenn drein fährt Glut und Wirbelwind?
Ein Rieſe ſteigt dann wohl aus Flammen,
Schlägt morſches Flickwerk ſchnell zuſammen
Mit Eiſenfauſt: doch wird nach Wehn
Und Wunden, über Gräbern, Trümmern
Ein neuer Tag dem Volk aufſchimmern,
Wird er in Knechtſchaft untergehn?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Der Belagerungszuſtand und die Demokratie.

Ohne den Belagerungszuſtand wäre die lezтvergangene eine Zeit geweſen, in der Volksredner und Anordner von Demonſtrationen ein reiches Feld für ihre Thätigkeit gefunden hätten. Die Märztage waren zu feiern, die Kaiſerfrage war zu verhandeln. Aber der Belagerungszuſtand trat hemmend entgegen; durch ſein Fortbeſtehen wurde der beredteſte Mund zum Schweigen verurtheilt; das muthigſte Herz mußte ſeine Schläge mäßigen, denn das Blut, zu raſch umgetrieben, führte zu Schritten, die ſich mit denen der Wächter für die öffentliche Ordnung kreuzten. So mußten die trefflichſten Gelegenheiten, neue Lorbeeren zu ſammeln, eigentlich unbenuzt vorübergehen; die Helden des vorigen Jahrs, inſofern ſie nicht in den Kammern Platz gefunden, haben die Tribüne der Oeffentlichkeit nicht mehr betreten, keine ihrer Philippiken von Eckſteinen, Treppenrampen oder von hohen Balkonen herab gegen die verrätheriſchen Rathgeber der Krone ertönen laſſen können. Aber es ſind auch Stellen offen für neue Talente; denn einige aus der Vorzeit ſind jezt nicht mehr möglich. Theils ſind ſie wirklich der Vergeſſenheit, theils ſind ſie wegen offenkundig gewordener Feigheit und Geſinnungsloſigkeit der Verachtung des ſouveränen Volks verfallen, noch andere aber hat der ſtrafende Arm der Juſtiz ergriffen und ſie ſind an der Fortſetzung der Beſtrebungen, die ihres und auch des Volkes Wohl fördern ſollen, verhindert. Auch die alſo, die jezt Hoffnung hatten ſich auf die leeren Stellen zu ſchwingen, befriedigt auf ein Heer bärtiger Geſichter, zerdrückter Hüte, eingehüllt in Cigarrendampf, herabblicken zu können, auch dieſe ſind durch den Belagerungszuſtand getäuſcht, zurückgehalten, während die Zeit drängt vorwärts zu kommen, jede Minute ein unerſetzlicher Verluſt zu achten iſt. Kein Wunder, daß die Aufhebung des eiſernen Deckels, der auf Berlin laſtet, dringend gewünſcht wird von allen, die ſich durch ihn in der Entfaltung ihrer Talente gehemmt ſehen; aber auch diejenigen wünſchen es, die durch ihn die nöthige Einwirkung von außen auf die Abſtimmungen in den Kammern vermiſſen, wie

Digitized by Google

ein Mitglied der Linken im Verein der Maschinenbauer bedauernd bemerkte und das sehnsüchtige Verlangen nach der Wiederherstellung dieses trefflichen Mittels Erfolge zu sichern lebendig aussprach. Durch den Mangel desselben ist daher auch die Haltung der Kammern eine andere als die der Nationalversammlung. Nicht etwa, daß dieselbe würdiger wäre als im vorigen Jahre, sie ist nur insofern eine andere, als jetzt die Rechte dem Berge drüben nichts schuldig bleibt. Während im vorigen Jahre nur die Linke dir Seite ihr gegenüber niederdonnern, und diese sich höchstens abwehrend, niemals aber angreifend verhalten durfte, denn die Wunden, die sie oben im heißen Wortgefecht ausgetheilt, hätte sie unten vor dem Hause von beiden Fäusten in ächter Färbung wieder erhalten können, wagt es diese niedergedonnerte Seite jetzt wirklich den hingeworfenen Handschuh nicht nur aufzunehmen, sondern ihn zurückzuschleudern, ohne viel darnach zu fragen, welchen Eindruck das Wurfgeschoß auf die Getroffenen macht. Den Reden von drüben, von blutlechzendem Fanatismus eingegeben, wird von der andern Seite des Hauses entgegengetreten, es wird ausgesprochen, was ein Jahr lang zurückgedrängt werden mußte in die kochende Brust. Es ist als ob man alles vom Herzen haben wollte, was diese Zeit über wie ein Alp auf ihm lastete, als ob man nicht eher transigiren könnte mit denen drüben, als bis man sich von diesem Druck befreit hätte. Dazu benutzt man jede der übermüthigen Herausforderungen, die von drüben ausgestoßen werden, und man braucht auf die Gelegenheit nicht zu warten. Welche Auftritte die Folge gewesen, zu welcher Heftigkeit sie sich gesteigert haben, ist bekannt; sie erreichte ihren Culminationspunkt am letzten Sitzungstage vor Ostern, an welchem ein Abgeordneter der Rechten es wagen durfte, der Seite gegenüber, den Herrschern des vorigen Jahres, ihnen, die durch die Märztage, an denen sie nicht mitgekämpft, groß geworden, die Worte entgegenzuschleudern: der Straßenkampf am 18. März ist keine Revolution! — Diese Worte sind gesprochen worden, und das Volk ist nicht aufgestanden; es hatte keine Stricke in Bereitschaft, keine Fackeln, um den Brand zum Morde zu fügen; das Volk ist theilnahmlos geblieben. — Das ist der Belagerungszustand, sagst du. Ja, er ist es, aber er ist es nicht allein. Die großen Massen lassen sich jetzt nicht mehr so ohne Weiteres aufstacheln von denen, die durch sie gehoben seyn wollen, für die sie dem Geschoß sich entgegenstürzen, das Blei, das Eisen mit ihrer Brust auffangen sollen. Sie wissen, daß jetzt keine königliche Langmuth mehr die Truppen unbesiegt das Feld räumen ließe. — Berlin blieb also äußerlich ruhig. Aber was im Verborgenen wühlte und es noch thut, die Fäuste ballen macht in der Tasche, nach dem Dolch im Busen greifen, den Hahn des Pistols spannen läßt, das kann man freilich mehr ahnen, als daß man im Stande wäre die Thatsachen auszusprechen. So viel ist sicher, daß man einer weit verzweigten, wohl organisirten Verschwörung zum Umsturz dessen, was noch besteht, zur Herstellung der tabula rasa, denn nur auf einer solchen kann man das neue Staatsgebäude construiren, auf die Spur gekommen ist. Was davon verlautet, möchte den so viel verspotteten, gewiß übertriebenen, aber doch nicht ohne Grund geschriebenen „Enthüllungen früherer Zustände," jetzt noch einen gewissen Glauben verleihen. Diese Entdeckungen, verbunden mit den aufregenden Momenten des vorerwähnten Sitzungstages mögen die Behörden zu den umfassenden Vorsichtsmaßregeln veranlaßt haben, die für dir Nacht, die jenem Tage folgte, das Militär, besonders das in den Ministerhötels lagernde, unter den Waffen, die Schutzmannschaften auf ihren Sammelplätzen wach erhielt. Aber dir Nacht war still und ihr folgte der Tag, der im Munde des Volks der stille Freitag heißt. Für diesen konnte man der Ruhe ziemlich sicher seyn. Sünden aller Art, Verbrechen gar, mögen an diesem Tage begangen werden, wie an jedem andern, aber Tumult war nicht zu erwarten. Auch die Revolution hat diesem Tage seine Bedeutung nicht rauben können, die ihm der protestantische Norden verleiht. Eine Revolution an diesem Tage begonnen hätte vollständig die öffentliche Meinung gegen sich gehabt.

(Schluß folgt.)

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das ländliche Leben.

Das Gesinde eines Hofes ersten Ranges besteht der Reihe nach in folgenden Personen: aus dem Kuhhirten, dem Schweinen- oder Pferdejungen (Schweppr, Peitsche), dem kleinen und dem großen Knecht, der kleinen und der großen Magd. Beide Reihen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abwesenheit aber im großen Knecht und in der großen Magd. Das Fortrücken zu diesen höchsten Stufen hin richtet sich nach der Länge der Dienstzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Arbeiten. Namentlich hat das Gesinde auch nach außen hin dir Ehre des Hauses zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts; d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht darnach, mit den besten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit magern Pferden, gibt er dem Geiz seines Herrn nach, statt ihm den Dienst aufzukündigen, so hat er wenig Aussicht auf einen anderweitigen guten Dienst, wenn er solchen zu suchen in den Fall kommt. Belohnt wird das Gesinde mit baarem Geld, mit Leinwand und mit einer „Leinsaat," welch letztere darin besteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von bestimmter Größe mit Leinsaamen zu besäen und ihnen den Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieser wird an den langen Winterabenden zu Garn versponnen, und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benutzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, so ist das in hohem Grade schimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Uebrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an demselben Tische, während der wärmeren Zeit auf der Hausflur, während der kälteren am großen Tische auf der Hauptstube. Tafelt dagegen der Bauer mit seiner Frau am „lütken" (klein) Tische hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhand genommen hat, so wird das vom Gesinde sehr übel bemerkt, und gibt selbst im Dorfe zu vielfachen gehässigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein solches Vornehmthun dem Bauern zum Nachtheil. Haben ein Knecht und eine Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld, daß eine Kuh und das nöthigste Hausgeräth gekauft werden kann, so steht die öffentliche Meinung der Heirath nicht entgegen und sie können auf die Unterstützung ihrer Brodherren rechnen. Die „jungen Leute" miethen sich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück besonders wohl will, können sie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Letzteres kommt am häufigsten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnißmäßig großen Vermögen ihre Ehezeit beginnen können.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 106. Donnerstag den 3. Mai 1849.

Haec sunt spolia, et de rege superbo
Primitiae.

Virgil.

Deutsche Flottenbilder.

I.

Eckernförde.

Der Frühmorgen war kalt und rauh, schneidend blies der scharfe Ostwind uns entgegen, dem wir auf dem offenen requirirten Bauernwagen schutzlos preisgegeben waren. Mein Gefährte, ein junger bayerischer Offizier, war, wie alle seine Kameraden aus Süddeutschland, nicht sehr erbaut vom Klima Schleswig-Holsteins, dieses offen in das Meer sich hineinstreckenden Landes, wo der Gott der rauhen Winde fast beständig sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben scheint. Erst vor wenigen Wochen waren wir im Münchner Bierhause mit einander bekannt geworden, und jezt hatte uns der Zufall am Bivouakfeuer bei einem schleswigschen Dorfe wieder zusammengeführt. Gern unternahm er mit mir die Fahrt nach Eckernförde, obgleich der Dienst ihm nur karge Zeit dazu gewährte. Hatten wir doch am ganzen Tage vorher, zwei Meilen vom Kampfplatz entfernt, die furchtbare Kanonade recht gut gehört, war doch auch zu uns der Flammenschein des in die Luft fliegenden Linienschiffes, gleich einem riesigen Meteor, gedrungen. Unsere Ungeduld, bald den Kampfplatz zu erreichen, war daher nicht gering und der kalte Wind mochte zur Vermehrung derselben noch beitragen.

Langsam zottelten die dicken, schweren holsteinischen Bauernpferde daher, und auch ihr halb schlafender Lenker schien nicht unsere Ungeduld zu theilen; nur hin und wieder schwang seine träge Hand mechanisch die Peitsche. „Tom Dunnerwäder, föhr dreister to!“ (zum Donnerwetter, fahr rascher zu) rief ich alle Augenblicke, ohne andere Wirkung, als ein bedächtiges „Hü“ von den Lippen des Burschen, das auf seine Rosse nicht den mindesten Eindruck machte. „He hät god uppe Wagen schnacken, mein Pier aber hedt dat Loopen“ (er hat gut auf dem Wagen sprechen, meine Pferde aber haben das Laufen), brummte er endlich verdrießlich halblaut vor sich hin und brachte mich durch diese naive Aeußerung zum lauten Lachen, in das mein Gefährte, dem ich dieselbe verdollmetschte, herzlich einstimmte.

Doch nur noch den Hügel langsam hinauf, und jezt lag Eckernförde mit seiner Hafenbucht vor unsern Augen. Ein jubelndes Hurrah drang unwillkührlich aus unserer freudig bewegten Brust, denn dicht an der Stadt ankerte eine große, schöne Fregatte, an ihrem Maste aber flatterte prächtig die schwarz-roth-goldene Flagge in den Lüften; die erste deutsche Fregatte, vor wenigen Stunden erst im offenen, ehrlichen Kampfe dem übermüthigen Feind durch deutschen Muth und deutsche Beharrlichkeit abgerungen. Mußte solcher Anblick nicht unser Herz zu rascheren Schlägen treiben, mußte er nicht einen Eindruck auf uns machen, der für das ganze Leben unvergeßlich seyn wird? Mein Gefährte vollends, ein Binnenländer, dem Alles hier ganz neu war, war außer sich vor Freude. Sah er doch hier das Meer zum erstenmal in seinem Leben, und so empfand er denn die Macht dieses Augenblicks doppelt. Zwar war da nur ein Meerbusen, hier von der freundlichen Stadt Eckernförde, dort von Wiesen und mit Bäumen bewachsenen Hügeln eingerahmt, aber es war doch das Meer mit seinem unendlichen Zauber. Dazu trieb der Ostwind die

Digitized by Google

Wellen brauſend und ſchäumend gegen den Strand, die hellſtrahlende Sonne verſilberte den weißen Schaum derſelben, daß es glitzerte und blizte, als wären Millionen funkelnder Edelſteine auf der weiten blauen Fläche umhergeſäet.

Nicht weit von der Fregatte feſſelte bald ein anderer Gegenſtand unſere Aufmerkſamkeit: ein ungeheures Wrack, kaum einige Fuß aus dem Meer hervorragend, aus deſſen Mitte bald ſchwächer, bald ſtärker eine Rauchſäule in die blaue Luft empor ſtieg. Noch vor wenigen Stunden war dieſe jezt formloſe Maſſe das ſtolzeſte Linienſchiff, das Dänemarks Flotte beſaß, nach dem Ausſpruch aller Sachverſtändigen ein Meiſterſtück der Schiffsbaukunſt, bemannt mit 800 kräftigen, kühnen Seeleuten, befehligt von ausgeſuchten Offizieren. Ein Schrecken für uns ſollte dieſes mächtige Schiff werden, und jezt trieben ſeine Reſte zerſchellt umher, ſeine Mannſchaft ſchlief entweder den ewigen Schlaf im kühlen Schooß der See, oder lag, vom Schickſal gebeugt, ermattet von den Strapazen des Kampfes, gefangen auf dem Strohlager, das man in der Kirche zu Eckernförde für ſie aufgeſchüttet hatte. Wirklich wunderbar iſt dieſer Sieg zu nennen, wenn man die beiderſeitigen ſo ungleichen Mittel erwägt. Zwei Batterien mit je vier ſchleswig-holſteiniſchen Geſchützen, von Soldaten und Unteroffizieren bedient, von denen vor einem Jahre ſich noch kein Einziger dieſem Berufe gewidmet hatte, und vier leichte, frei auf den Strand hingeſtellte naſſauiſche Feldgeſchütze vermochten es, einen zehnſtündigen Kampf gegen 130 ſchwere Schiffskanonen zu beſtehen, um endlich als Sieger aus demſelben hervorzugehen. Der Eindruck, den dieſer Sieg hier im ganzen Lande und unter allen Ständen gemacht hat, iſt unbeſchreiblich. Selbſt unſer phlegmatiſcher Roſſelenker drehte ſich auf ſeinem Strohſack zu mir herum und ſagte mit behaglichem Lächeln um den breiten Mund, wenn er doppelten Jahreslohn bekommen hätte, wäre es ihm nicht ſo lieb als das dort, und damit deutete er mit der Peitſche auf die Rhede.

Unſere Ungeduld hielt es indeſſen nicht länger auf dem Berge aus; wir mußten raſch hinunter, die Siegesbeute und den Kampfplatz in der Nähe zu betrachten. In Eckernförde ſelbſt, einem Städtchen von 2000 bis 3000 Einwohnern, deſſen niedrige ſchmale Häuſer ſich freundlich längs dem Strande hinziehen, herrſchte das regſte Leben. Hunderte von Wagen mit Gäſten aus naher und ferner Umgegend, die Alle die genommene Fregatte und die Trümmer des Chriſtian ſehen wollten, waren angekommen. In den Wirthshäuſern war ein Drängen und Treiben, daß mit aller Mühe kaum ein Platz zu finden war. Wir verweilten auch nur einige Augenblicke und dann ging es raſch der „Gefion“ zu.

(Fortſezung folgt.)

Kriſen in der Geſchichte des deutſchen Volks.

(ſ. Nr. 219. 1848.)

Deutſchlands Zukunft.

Alle Reiche großer Völker, welche weſentlich in die Geſchichte eingegriffen, haben eine beſtimmte Zeit der Entwicklung, wie jedes lebendige Weſen, jede Pflanze, jedes Thier. Auch ſie ſind ein innerlich verbundenes Ganzes, und ſie wurden deßwegen in der Bilder- und Traumſprache der alten Hebräer ganz treffend öfters als Thiere, als Löwen, Adler, Bären, Panther, Widder, Ziegenböcke bezeichnet. — Wir begegnen nun aber auch einer merkwürdigen Uebereinſtimmung in der Zeit ihrer Dauer.

Das Reich der Deutſchen von Chlodwigs bekanntem Auftreten in der Geſchichte bis zum Ende des Reichs im Jahr 1806 dauerte 1320 Jahre, und wenn man die unbekannte Zeit des Anfangs der Regierung Chlodwigs zu zehn Jahren annimmt, etwa 1330. Und mit dieſer Zeit trifft die Lebensdauer der bekannteſten Reiche zuſammen. Die Griechen erhielten ihre Selbſtſtändigkeit von Deukaleon bis zur Unterjochung durch die Römer während eines Zeitraums, der 1329 Jahre umfaßt. Das römiſche Reich von der Erbauung der Stadt bis auf Odoacer währte 1236 Jahr, und wenn man den Anfang von Alba Longa dazu rechnet, wahrſcheinlich hundert Jahre länger.

Eine merkwürdige Uebereinſtimmung in der Zeitdauer unter ſich und mit den genannten Reichen ſtellt ſich heraus bei den uralten Reichen der Aſſyrer, Babylonier, Phönizier, Egypter, Lydier. — Wie dieſe alle bald nach dem Jahr 2000 vor Chriſtus aus dem Dunkel der Kindheit hervortraten, ſo gingen ſie im ſechsten Jahrhundert, alſo nach Ablauf jener Periode von 13 bis 1400 Jahren der innern ſittlichen und politiſchen Verweſung entgegen, von welcher die alten Schriften der Hebräer ergreifende Schilderungen enthalten. Gerade zu derſelben Zeit begann der Sturm durch wilde, aber noch unverdorbene Völker aus dem Norden, beſonders die Perſer, zu toben, der die innere Zerſtörung raſch vollendete und die vermoderten Staaten niederwarf. In dieſen Zeiten des Untergangs lebte am Hofe des lezten aſſyriſchen Königs in hohem Anſehen der Hebräer Daniel, dem alle Schäze des Wiſſens, alle Ueberlieferungen aus

der älteſten Zeit zu Gebot ſtanden und den ein hoher Geiſt erleuchtete. Dieſer Mann nun bezeichnete die Zahl 1290 und mit Hinzurechnung einer Periode für den Uebergang die Zahl 1333 als die Zeit der Dauer eines Reichs. Wenn ihn dabei auch die vor ihm liegenden Erfahrungen leiteten, ſo iſt doch die von ihm in der Bilderſprache ſeiner Zeit verkündigte Uebereinſtimmung dieſer Zahl mit der Lebensdauer ſpäterer Reiche und das Eintreffen dieſer Verkündigung überraſchend. Dieſe Zahl ſtimmt auch überein mit einem Zeitmaß, welches der Grieche Herodot, den Angaben der Egypter folgend, mittheilt, wornach ein Menſchenalter gerade 33¼ Jahre ſeyn ſoll. Vierzig Menſchenalter ſind dann wieder 1335. Nicht weit entfernt von dieſer Zeitlänge iſt ferner die große Phönixperiode der Griechen, und faſt ganz fällt mit ihr die Zahl 666 des Verfaſſers der Apokalypſe zuſammen, wenn man dieſelbe doppelt nimmt.

Im Ganzen wären dieß ziemlich unnütze und für uns Deutſche, beſonders in dieſem Augenblick, troſtloſe Betrachtungen. Könnten ſie uns doch nur zum Schluſſe treiben, unſere Zeit ſey ſchon ſeit 1806 vorüber, Deutſchland habe ſeinen Lebensfaden abgeſponnen, die jetzigen Stürme ſeyen nur die Zeichen des Untergangs, der Anfang vom Ende, nur fruchtloſe Verſuche, Leben in den erſtarrten Körper zurückzurufen, die Vorboten der Unterjochung durch fremde Völker, der Geiſt der Freiheit, des Heils wandere unaufhaltſam weiter weſtwärts in eine neue Welt. — Unzählige Deutſche ſind auch ſchon in dieſe gehoffte neue Heimath des Weltgeiſts eingewandert, und Unzählige, die nicht wandern können, wenden verzweifelnd ihre Gedanken und Kräfte von dem Werk der Errichtung eines neuen Reiches ab. Sie alle hätten auch ganz recht, wäre die Geſchichte jener alten Reiche allein in's Auge zu faſſen. Die Staaten der alten Egypter, Phönizier, Aſſyrer, Babylonier ſind faſt ſpurlos verſchwunden, ſo daß man kaum noch weiß, wo ihre Hauptſtädte geſtanden und welches ihre Grenzen geweſen. Der Weltgeiſt iſt ſeit Jahrtauſenden ohne Unterlaß von Aſien weſtwärts gezogen.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit.

Wahre Freiheit.

Iſt Freiheit in der Menge tollem Raſen?
Iſt ſie in Planen, die wie Seifenblaſen
Zuerſt im bunten prahleriſchen Schimmer
Sich blähen und zerplatzen dann auf immer?
Iſt Freiheit in der ſtolzen Republik,
Die ſich endlos mit Ruhm und Größe brüſtet,
Und doch ſtets, ohne Ruh und ohne Glück,
Die Haut zu wechſeln ſchlangengleich gelüſtet?
Die ausgeheckt ſchon dreimal war, und doch
Sich jetzt von dem ehrzeizigen Tyrannen
Läßt knechtiſch kriechend in ſein eiſern Joch,
Vor ſeinen Siegesdonnerwagen ſpannen,
Jetzt einem Graukopf dient, der aller Liſt,
Beſtechung, Lugs und Truges Meiſter iſt,
Jetzt vor dem Prinzen leichteſten Gewichts
Zurückſinkt ſchmählich in das alte Nichts?
Mag Freiheit wohnen unter einem Volke,
Wo ſtets ein Giftkeich böſen Dampfes Wolke
Aushaucht und kocht und ſchäumt in wildem Brande,
Wo vor dem Heiligen entwich die Scheu,
Das Laſter ohne Zügel, ohne Schande
Am hellen Tag herrſcht: iſt dieß Volk wohl frei?

J. Krais.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, April.

(Fortſetzung.)

Das ſociale Leben.

Der Kötter muß, ſo oft es gefoedert wird, auf dem Hofe arbeiten. Eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch ſtreiten. Das Verhältniß, das er zum Bauern einnimmt, iſt nicht unähnlich dem Verhältniſſe des Clienten zum Patricius. Hat er eine Kuh zu kaufen, ſo kauft ſie in der Regel der Bauer für ihn, oder überläßt ihm dieſelbe aus ſeinem eigenen Stalle. Hat er einen Prozeß zu führen, ſo führt ihn der Bauer, wenigſtens that er dieß in frühern Zeiten. Iſt endlich das dem Kötter zur Miethe übergebene Land zu beackeln, ſo geſchieht dieß abermals mit dem Pfluge des Bauern. Nahrungsmittel, Geldvorſchuß bei vorkommenden Verlegenheiten, Weide für die Kuh u. ſ. f., alles das wird dem Kötter nach Maßgabe des Bedürfniſſes [illegible] den und am Ende des Jahrs auf billige [illegible] nung zu dem verdienten Tagelohn [illegible] Jahrhundert, religion nach Deutſch-

Fuhren werden auch wohl umsonst vom Bauern besorgt; von dem Fortführen der Leichen versteht es sich von selbst. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder“ und ohnedieß immer, wenn der „Hinewah“ und die „Hinsmoime“ gerade große Kinderfreunde sind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, so dienen sie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen,“ als kleine und große Knechte. Für alle diese Vortheile, so wie dafür, daß er nur einen geringen Zins aus seiner Wohnung und seinen Ländereien zahlt, hat der Kötter allerwege den Vortheil seines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, muß sich bereit finden lassen zu außerordentlichen Dienstleistungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanspruchen zu können. Im Fall der Kötter reich ist, so gilt das als ein böses Zeichen, da dann die Versuchung sehr nahe liegt, daß der Bauer sich mit Geld von demselben aushelfen läßt. Je reicher der Kötter, desto ärmer der Bauer, sagt daher ein Sprüchwort mit Recht; denn der Kötter kann mit seinem dem Bauern geliehenen Gelde dadurch wuchern, daß er sich als Gläubiger desselben an allen Ecken und Enden den üblichen Verpflichtungen entzieht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die nothwendige Grundlage für den Bestand eines Bauernhofes, sind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinsamen Zweck, wenn sie auch mit dieser Thätigkeit lediglich ihr eigenes Interesse im Auge zu haben scheinen. Dagegen sind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weitesten Sinne ist der Bauer, sobald sich der Anerbe verheirathet, und diesem, was damit in der Regel verknüpft ist, der Hof übergeben wird. Nach dieser Uebergabe können nun die bisherigen Besitzer im Haupthause bleiben, sich nach Belieben um diese oder jene Arbeit kümmeen und am kleinen Tische hinter dem Ofen essen und trinken, oder sie können die auf jedem Hofe sich befindende Leibzucht beziehen, und sie sind dann Leibzüchtner im engern Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet sich genau nach der Größe des Bauernhofs. Sie besteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauern an Holz, an baarem Geld und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umsonst zu bewirthschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Schluß.)

Die Kaiserdeputation und die Menge.

Die letztvergangene Zeit hat auch gelehet, daß die große Masse des Volks für Vorgänge von wahrhaft politischer Bedeutung ohne alles Verständniß ist. Als die Kaiserfrage wohl alle für das wahre Wohl des Vaterlands empfängliche Gemüther bewegte, ja in jenen Tagen da die Frankfurter Deputation erwartet wurde, kam und — nicht den Erfolg hatte, den warmblütige Herzen gehofft hatten, in eine Aufregung versetzte, die sich freilich nicht in Volksversammlungen und Monsterpetitionen äußern durfte, war es nur die Neugier, die die große Menge bewog, in hellen Haufen nach dem Bahnhofe zu strömen, um zu sehen, wie die fremden schwarzgekleideten Herren von hiesigen schwarzgekleideten Herren empfangen und in die Stadt geführt wurden. Aber in noch größerer Menge strömte man nach dem Bahnhof, als die sächsischen Truppen auf ihrem Durchmarsch nach Schleswig hier ankamen. Da war mehr zu sehen: andere [illegible] als die hiesigen, andere Menschen; Musik erschallte, [illegible] höfliche Höflichkeiten zwischen den Ankommenden und den Empfangenden gewechselt, kurz es war ein Schauspiel, und die fröhlichen Weisen unserer Regimentsmusiken doch jedenfalls lustiger anzuhören als die langathmigen Reden einer Volksversammlung. Auch der ärgste Demokrat aus den untern Schichten, obgleich er es nicht eingesteht, sieht so etwas ganz gern mit an. Er hat wohl selbst gedient, und wenn er jetzt auch die verthierten Söldlinge mit Beschimpfungen überhäuft, denkt er doch mit Selbstgefühl seiner Dienstjahre; er erinnert sich, wie gut er in der kleidsamen Uniform ausgesehen hat, und macht seine Betrachtungen über die Fremden, die gewiß nicht zum Vortheil derselben ausfallen. Was aber weiß die große Masse eigentlich von dem, was in Frankfurt vorgegangen, was von denen, die von dort hier ankamen? Selbst der ehrwürdige Arndt, der, von dem man glauben sollte, daß sein Name im Munde des Volks lebe, ist doch im Verhältniß nur Wenigen bekannt; sie wissen kaum, daß er derselbe ist, der das Lied erdacht, das sie so oft haben singen hören, dessen Melodie sie wohl auch mitgedummt haben. Was er sonst gethan, was er gewirkt, was er gelitten hat durch den Unverstand und den bösen Willen von Wichten, die mit Recht dem Gericht der Mit- und Nachwelt verfallen sind, und von denen noch Trümmer hier umherschleichen, jetzt die Kokarde am Hut, die sie mit allen Hülfsmitteln der Inquisition verfolgten — man frage, ob Einer unter den Hunderten, die den Graubart angafften, etwas weiß von dem, was er für sie gewirkt, als sie noch in den Windeln lagen, was er für das Vaterland gethan, als sie noch nicht geboren waren, und wahrhaftig, Besseres hat er gethan als sie und ihre Führer zu fassen vermögen. — Im vorigen Jahr war eine Volksversammlung ausgeschrieben auf den Exercierplatz vor dem Schönhauser Thor. Es war in der Zeit, als das Aufgehen in Deutschland hier beliebt war. Die Volksversammlung wurde abgehalten, um festzustellen, daß Preußen nicht an die Spitze von Deutschland gelangen dürfe. Ein Redner bewies, daß Preußen es nicht dürfe, darum nicht, weil in seiner Hauptstadt achtzehn Stunden lang mit Kartätschen auf das Volk geschossen worden, und daß nur Oesterreich den Reichsverweser zu liefern berechtigt sey. Ein anderer suchte den Vorredner zu widerlegen; er fragte das versammelte Volk, ob denn in Wien mit Pomeranzen geschossen worden sey? So verhaßt war Preußen dem Volk von Berlin, daß der kühne Fragesteller unter einem Höllenlärm die Tribüne räumen mußte. Am Schlusse der Versammlung, nachdem eine Adresse, ich weiß nicht mehr an wen, genehmigt worden, sollte das Arndtsche Lied gesungen werden. Die Männer auf der Tribüne begannen, aber ihre Stimmen waren schwach, vom Reden heiser, und unter zehn- bis fünfzehntausend Theilnehmern waren nicht so viele, die nur die Melodie, viel weniger das Lied wußten, daß die Sänger oben von einem vollständigen Chor unten hätten unterstützt werden können. Es ging nicht; man beschloß endlich, sich auf die letzte Strophe zu beschränken, und nachdem einer die Worte laut vorgesprochen, wie es in den Conventikeln geschieht, gelang es einem schwachen Häufchen, diese wenigstens zu Ende zu bringen. Hätte einer „Heil dir im Siegerkranz“ angestimmt, die Volksversammlung hätte unwillkürlich mitgesungen; diese Melodie steckt den Leuten in den Knochen, im Blute, sie hätten mitgesungen, wie verpönt das Lied auch war und obgleich ein Sänger den andern unterm Singen und wegen des Singens gewiß weidlich zerbläut hätte. An den Heergang dieser Volksversammlung dachte ich, als Wien bombardirt, als die deutsche Kaiserkrone dem König angetragen wurde, und jetzt als Vater Arndt nach Berlin kam.

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 107. Freitag den 4. Mai 1849.

— Sie prophezeiten,
Daß an des erſten Tempels Stell'
Erbauen einen zweiten
In Zukunft würde Gottes Macht,
In ſolchem Glanz und ſolcher Pracht,
Daß ihm ſich zu vergleichen
Nicht jener ſollte reichen.

Rückert.

Kriſen in der Geſchichte des deutſchen Volks.

(Schluß.)

Wir begegnen bei genauerer Betrachtung der Geſchichte einer weitern merkwürdigen Erſcheinung, der Kraft der neuen Völker, wieder aufzuſtehen, ſich wieder zu erheben aus dem Grab nach kurzer Zeit des Uebergangs, des Todesſchlummers. Wir finden dieſe Kraft bei allen Völkern, welche die Gedanken der Chriſtuslehre in ſich aufgenommen haben, und dieſelbe zeigt ſich um ſo ſtärker, je innig er dieſe Aufnahme geweſen iſt. — Die Griechen empfingen dieſen geiſtigen Hauch der Wiedergeburt erſt nach dem Verluſt ihrer Unabhängigkeit, gleichſam als Schatten. Dennoch konnten ſie unter Conſtantin wieder zu einem neuen Reich ſich vereinigen, das über 1100 Jahre dauerte, und konnten ſie ſich in unſern Tagen noch einmal erheben. Wer aber, der dieſe Völker kennt, wollte beſtreiten, daß das Religionsbekenntniß, trotz der mangelhaften Auffaſſung deſſelben, einen beherrſchenden Einfluß auf die Entwicklung derſelben geäußert hat? Den Römern kamen dieſe belebenden Gedanken erſt in der Zeit ihres der Verweſung entgegeneilenden Reiches zu. Dennoch erhob ſich bald nach dem Untergang ihrer weltlichen Macht ein zweites geiſtliches Reich, zwar klein der äußern Geſtalt nach, aber im Geiſt mächtig, weltbeherrſchend, ein Reich, das einzig durch die Religion und durch eine beſtimmte Form des Bekenntniſſes bedingt iſt.

Die Deutſchen dagegen empfingen dieſe Worte der Wiedergeburt nicht erſt, wie die Griechen, nach ihrem Untergang, nicht erſt, wie die Römer, in der Stunde des Todes, ſondern ſchon bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte, von ihrer Kindheit an, als die Weihe für ihren weltgeſchichtlichen großen Beruf. Sie opferten dieſen Gedanken der Erhebung in allen Jahrhunderten ihres Daſeyns ihr beſtes Blut, ihre reichſten Schätze, ihre Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit den andern Völkern gegenüber. So werden ſie denn auch berufen ſeyn, die Zeiten der Prüfung, des Uebergangs zu überdauern, um eine ſchönere Auferſtehung zu feiern, als es Griechen und Römern vergönnt war. Sie werden wieder ein zweites Reich aufrichten, in dem alles Gute, Große und Edle wieder kommt, das einſt in Deutſchland gelebt, nicht mehr vereinzelt, ſondern zu einem Ganzen verbunden. Sie werden trotz aller Stürme und Kämpfe, ja während derſelben, ein zweites Reich ſtiften, in welchem ſiegreich wieder aufſtehen die Geiſter aller großen Männer, die einſt für ihr Vaterland gekämpft und gedultet, nicht nur der Geiſt Kaiſer Friedrichs, der in der Volksſage nur ſchläft, ſondern auch der Geiſt des großen Heinrichs, der die erſten Städte gebaut, der Geiſt Winfrieds, der die erſten Kirchen errichtet, der Geiſt Huſſens und Luthers, welche die Kirche gereinigt.

Der Weltgeiſt zieht ſeit Jahrtauſenden freilich weſtwärts dem Abendlande zu; aber es geht auch eine geiſtige Strömung vom fernen Abendlande zu den Ländern des ſchlummernden Morgenlandes. Dieſe Strömung begann ſchon im vierten Jahrhundert, als von Irland aus die neue Religion nach Deutſch-

Digitized by Google

land und dem Norden vordrang; sie setzte sich fort in den siegreichen Zügen der deutschen Ritter gegen den Nordosten Europas; sie zeigte aber besonders ihre weltbeherrschende Macht in unsern Tagen nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Anfang und Anstoß zu allen politischen Erschütterungen Europas seit sechzig Jahren. Diese Strömung vom Abendland zum Aufgang, welche die Völker bewegt und aufrichtet, hat nun auch das Herz von Europa, Deutschland, ergriffen, und Deutschland hat die Bestimmung, der Mittelpunkt dieser Richtung zu seyn, sie durch die Länder der Donau und durch Kleinasien in die Mitte des Morgenlandes, in die Geburtsstätte der Menschheit, zur alten Heimath der germanischen Völker fortzuführen.

In welcher Zeit sich dieß vollenden wird, selbst darüber sind Muthmaßungen möglich. — Die Macht der Zahlen in der Vergangenheit hört nicht auf in der Zukunft. Die ewigen Gesetze, nach denen die Vergangenheit sich entwickelt hat, werden auch für die Folgezeit gelten. Aus dem was geschehen ist, lassen sich Schlüsse ziehen auf das, was kommen soll, und die ganze Geschichte des ersten deutschen Reichs, das wir haben zu Grab gehen sehen, ist eine warnende, aber auch heilverkündende Prophetin des zweiten herrlicheren Reichs, das da kommen wird. — Davon vielleicht ein andermal.

Deutsche Flottenbilder.

(Fortsetzung.)

Nur fünfzig Schritte vom Hafendamm lag die schöne Fregatte von 48 Kanonen, an starken Tauen befestigt. Schon vom Lande konnte man die Verwüstungen erkennen, welche die deutschen Kugeln im gestrigen Kampfe angerichtet hatten. Lange Splitter flatterten von der Schanzbekleidung herab, breite Risse klafften überall in den Seitenwänden, überall große runde Löcher, wo die Kugeln durchgeschlagen hatten; das sonst so schön und streng symmetrisch geordnete Takelwerk hing unordentlich und halb zerschossen umher; die Masten und Raaen waren an vielen Stellen nur von halber Stärke, so viel Holz hatten die schweren Geschosse der Stranddatterien von denselben abgerissen.

Aber noch viel grausiger sah es am Bord selbst aus, wo uns meine nähere Bekanntschaft mit einem jungen Offizier der deutschen Marine bald Zutritt und einen kundigen Führer verschaffte. Furchtbar hatte der Kampf hier gehaust; wohin der Blick sich wendete, begegneten ihm die schrecklichen Spuren der Geschützkugeln. Zwar waren die Leichen und die Verwundeten bereits fortgeschafft, aber Blutlachen standen noch überall umher, an den Deckwänden klebte noch das angesprizte Gehirn der Zerschmetterten, einzelne abgeschossene menschliche Gliedmaßen lagen da und dort umher, dazwischen Splitter aller Art, Trümmer kostbarer Geräthe aus den Offizierskajüten, zerrissene, mit Blut getränkte Kleidungsstücke, zerbrochene Gewehre und Säbel, Alles bunt durcheinander. Wer nicht starke Nerven hatte, dem mußte hier unheimlich zu Muthe werden; aber einen vollständigen Begriff von der Furchtbarkeit eines Seetreffens bekam man am Bord dieser Fregatte; interessant, ungemein interessant war Alles, was man hier sah und hörte. Die Gefion hatte bei 500 Mann Besatzung 70 todte oder schwer verwundete Offiziere und Matrosen. Dreimal war die ganze Bedienung der einen Spiegelkanone erschossen worden, so daß zuletzt kein Mann mehr auf diesen Posten wollte, wo sicherer Tod im nächsten Augenblick seiner wartete. Eine Kugel, die durch die ganze Länge des Schiffs fuhr, schlug vierzehn Mann zu Boden. Da entsank zuletzt den übrigen der Muth und Abends gegen sechs Uhr strich die Fregatte die Flagge, nachdem der Christian VIII., an dessen Bord bereits das Feuer wüthete, einige Augenblicke zuvor ein Gleiches gethan hatte.

Jezt war die Fregatte, die künftig den Namen „Eckernförde" tragen wird, bereits mit 240 Mann Matrosen unserer Flotte unter dem Befehl des Flottenkapitäns Donner und einiger anderer Seeoffiziere besezt. Mit den Kanonenbooten hatten diese unweit Kiel gelegen, waren aber gleich nach der Uebergabe der Fregatte hieher beordert worden, um dieselbe zu bemannen. Es sind frische, tüchtige Bursche, größtentheils von den schleswig-holsteinischen Seeküsten an Ost- und Nordsee, besonders auch aus Dithmarschen. Sie jubelten, statt auf den offenen kleinen Kanonenbooten am Bord eines stattlichen Kriegsschiffs zu seyn, und waren geschäftig, die Spuren der Verwüstungen, die es erlitten, möglichst zu verwischen. Lange blaue wollene Friesjacken, um den Leib am schwarzen Ledergurt ein breites Seitengewehr, auf dem Kopf eine runde dicke Wollenmüze nach daslischem Schnitte, das ist ihre Uniform.

Was die Gefion selbst betrifft, so bedarf diese einer gründlichen Reparatur, und besonders die Masten müssen theilweise neu hergestellt werden, da sie von den Kugeln zu sehr mitgenommen sind, um den vollen Segeldruck aushalten zu können. Man wird das Schiff daher vorläufig ganz abtakeln, entlöschen und auf das Werft bringen. In sechs bis acht Wochen und mit dem Aufwand von 12 bis 16,000 Thalern hofft man die Fregatte so gut als neu wieder herzu-

Digitized by Google

ſtellen. Die Geſion iſt erſt im Jahr 1845 vom Stapel gelaufen, vom beſten Eichenholz ſehr ſorgfältig gebaut und als die vorzüglichſte und namentlich am ſchnellſten ſegelnde däniſche Fregatte bekannt. Sie war mit 48 großen und zwei kleinen ſehr ſchönen eiſernen Geſchützen armirt, in jeder Weiſe vollſtändig zum Kriege ausgerüſtet und mit 500 Mann Matroſen unter dem Befehl des Kapitäns Meyer, eines anerkannt tüchtigen Offiziers der däniſchen Flotte, bemannt. Ihre Eroberung iſt daher ein guter Anfang für unſere deutſche Flotte, ein neuer Sporn, um dieſe bald auf einen Achtung gebietenden Stand zu bringen.

Einige Stunden waren uns ſchnell auf der Fregatte vergangen, und das gute Schiffsbier, ſo wie der Schiffszwieback, die man auf derſelben gefunden, hatten uns ganz gut gemundet. Wir wollten nun auch das Wrack des Chriſtian VIII., das in der Hafenbucht feſtſitzt, beſehen, und unſere Bootsleute gaben ſich alle Mühe, uns ſo nahe als möglich an daſſelbe zu bringen. Aber der Oſtwind, der ſcharf in die Bucht hereinblies, trieb die Wellen zu hoch auf, und unſere Schiffer fürchteten auf eines der im Grund feſtſitzenden Wrackſtücke mit dem Boote geworfen zu werden. So viel wir ſehen konnten, war der untere Boden des Linienſchiffs, der an dreihundert Fuß lang iſt, noch ziemlich zuſammenhängend. Fortwährend ſchlug noch dicker Dampf, bisweilen ſogar eine helle Flamme aus demſelben hervor. Wahrſcheinlich wüthete das Feuer noch in den Steinkohlen, die im unterſten Raum geladen waren. Das merkwürdigſte Schauſpiel bot aber die umherwogende See und der nahe Strand, an dem wir jetzt landeten. Man hatte hier das vollſtändigſte Bild eines gewaltigen Schiffbruchs. Spielend trugen die Wellen die vielen tauſend Trümmer des in die Luft geflogenen Schiffes auf ihrem ſchäumenden Rücken und warfen dieſelben an den ſchon ganz damit bedeckten Strand. Welch Allerlei der verſchiedenſten Gegenſtände lag hier zuſammengewürfelt durch einander! Die rieſigen Maſte des Schiffes, zum Theil noch in anſehnlichen Stücken, zum Theil von der Gewalt des Pulvers in Splitter kaum von der Dicke eines Fingers zerriſſen, leere und volle Waſſer-, Wein- und Biertonnen, Fetzen der Hängmatten, Tiſche und Stühle aus den Offizierskajüten ohne Lehnen und Füße, vergoldete Spiegelleiſten, drei, viermal gedorſten, Montirungsgegenſtände, Hüte, Bretter und Planken aller Art, unzählige große und kleine Enden Tauwerk, Lappen von Segeln, getödtete Enten, Hühner, Kälber, Schafe, Alles über- und untereinander. Auch die großen Schiffsboote, in denen die gerettete Mannſchaft an's Land gekommen, waren auf den Strand gezogen. Einwohner von Eckernförde fielen über dieſe reiche Beute her und ſchleppten Sachen aller Art, ſo viel ſie erwiſchen konnten, nach Hauſe. Da aber dieſe Plünderung zuletzt ausartete und viele Sachen, die man noch recht gut zum Bau einer kleinen Korvette wieder benutzen konnte, z. B. die vielen Kupferplatten und Bolzen, verſchleppt wurden, ſtellte man ſtarke Poſten ſachſen-meiningiſcher und reußiſcher Infanterie zur Bewachung des Strandes aus. Seltenes Spiel des Schickſals! meiningiſche und reußiſche Soldaten zündeten ihre Wachfeuer mit den Trümmern des größten däniſchen Linienſchiffes an und tranken luſtig das kräftige Bier, das für die däniſchen Matroſen gebraut war.

Uebrigens waren nicht alle Stücke des aufgeflogenen Schiffes in die See gefallen; mehrere tauſend Schritte entfernt fand man vieles auf dem Lande zerſtreut. Hat man doch viele Stücke der Leichen der mit in die Luft gegangenen 175 Menſchen in einem Gehölze gefunden, das über eine Viertelſtunde vom Kampfplatz entfernt liegt, ſind doch brennende Papiere bis auf ein eine halbe Meile entferntes Gut geflogen und hätten dort faſt ein Dach angezündet. Aber welche Kraft müſſen auch die 6000 Pfund, die aufgingen, gehabt haben! Ueberall ſieht man Spuren davon. So ſind z. B. mehrere Zoll dicke eiſerne Stangen von einander geriſſen, dicke kupferne Platten zuſammengerollt, als wären ſie von Papier.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Sozialiſten.

Die ſogenannte Volksbank des berüchtigten Proudhon hat nicht lange Beſtand gehabt; ſie iſt bereits wieder eingegangen, und die Leute, welche dem Manne ihr Geld gegeben haben, müſſen froh ſeyn, wenn er ſein Verſprechen, es ihnen ſobald als möglich zurück zu erſtatten, zu erfüllen im Stande iſt. Sein Blatt iſt zu Geldbußen verurtheilt, die ſich zuſammen auf eine

anſehnliche Summe belaufen, und die Volksbank hatte bisher trotz ſo vieler herrlicher Verheißungen nur etwas über ſiebzehntauſend Francs eingenommen, womit ſie wahrlich keine großen Unternehmungen machen konnte. Man kann denken, wie ſich die Tageblätter anderer Parteien über dieſes armſelige Reſultat einer Anſtalt luſtig machen, an welcher das Heil der franzöſiſchen Nation hängen ſollte. Proudhon war nicht einmal im Stande, die täglichen Koſten derſelben, welche ſich auf etwa fünfzig Francs beliefen, zu beſtreiten, und dieß waren doch bloß die Comptoirkoſten. Da nun zu gleicher Zeit Cabet aus Nordamerika den übeln Erfolg ſeines Ikariens meldet, und daß ſich die Expedition nach dem gehofften, aber nicht gefundenen Paradieſe an einen ruhigen Ort am Miſſiſſipi zurückgezogen habe und ſich daſelbſt anbauen wolle, gerade wie es alle aus Europa Ausgewanderten dort machen, ſo iſt es wirklich ſchade, daß Conſidérant, der von der Nationalverſammlung einen Landſtrich von zwölfhundert Hectares und hunderttauſend Francs verlangt hat, um einen Verſuch mit ſeinem Phalanſtère zu machen, dieſelben nicht erhalten hat. Es wäre unterhaltend und belehrend geweſen, auch dieſes Luftſchloß in Dunſt aufgehen zu ſehen, und einen neuen Beweis von der Unhaltbarkeit aller jener ſocialiſtiſchen Träumereien zu erleben, durch welche ſeit Einführung der Republik das Land beglückt werden ſollte. Conſidérant hätte vor einiger Zeit gerne vier Sitzungen in Anſpruch genommen, um der Nationalverſammlung ſeinen Plan zur Beglückung der Menſchheit zu entwickeln; man konnte ſich aber vor einigen Tagen kaum entſchließen, ihn zwei Stunden lang anzuhören, und wenn man bedenkt, daß ſo viele andere Fragen drängen, und eine franzöſiſche Verſammlung wenig Geduld zu haben pflegt, wenn ſie ſocialiſtiſche Plane anhören ſoll, ſo muß man geſtehen, daß ſie ihrem Herrn Kollegen ſchon viel zugeſtanden hat. Man hat ihm bemerklich gemacht, der Staatsſchatz könne nicht dazu dienen, alle Plane, welche die Einbildungskraft der Socialiſten ausheckt, im Lande zu verwirklichen, und es ſey nicht anders als billig, daß die, welche dergleichen Projekte entwerfen, ſie auf eigene Koſten oder auf Koſten ihrer Anhänger ausführen und durch die That die Vortrefflichkeit derſelben erweiſen. Proudhon hat freilich nichts vom Staate verlangt, und jetzt, da ſein Plan völlig geſcheitert iſt, ein Unglück, das er allerdings nicht dem Plane ſelbſt, ſondern den erlittenen Verfolgungen zuſchreibt, läßt er denſelben fahren; es hat ſich aber, wie es ſcheint, eine Geſellſchaft von Socialiſten zuſammengethan, welche zwar keine Volksbank, wohl aber eine Aſſociation von Arbeitern, eine Mutualität, wie ſie es nennen, in's Werk ſetzen will, wahrſcheinlich nach den Ideen des geflüchteten Leute Blanc, der im vorigen Jahr eine Zeitlang im Luxemburg ſeine Ideen weitläufig auseinanderſetzte und bei den Arbeitern ſo populär geworden war, daß ſie den kleinen Mann auf den Händen trugen. Ueberhaupt iſt jetzt das Aſſociiren der Arbeiter ſehr an der Tagsordnung, und es werden fortwährend neue Handwerkerverbindungen angekündigt, welche mit Beſeitigung der Meiſter die in ihr Fach einſchlagenden Arbeiten übernehmen und Werkſtätten und Magazine eröffnen. Natürlich ſteht es den Meiſtern frei, ähnliche Verbindungen unter ſich oder mit Kapitaliſten oder auch mit Geſellen zu ſtiften. Bekanntlich hatten im vorigen Jahre die Nationalverſammlung eine bedeutende Summe zur Aufmunterung ſolcher Vereine unter den Handwerkern ausgeſetzt, und dieſe Vereine ſollen künftig auch, wenn der Staat öffentliche Arbeiten den Mindeſtfordernden zuſchlägt, zugelaſſen werden.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Weſtphalen, April.

(Fortſetzung.)

Das ſociale Leben.

Die Erbpächter ſind, wie ſchon erwähnt worden, dadurch unabhängiger geworden, daß ſie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren," wie das Führen der Leiche, des Hochzeitwagens u. ſ. f., beſorgt indeß nach wie vor der Bauer. Auch bequemt ſich derſelbe wohl gegen gute Bewirthung zu außerordentlichen Fahrten. Die Neubauer ſind ganz unabhängig, nehmen aber, wie ſich das von ſelbſt verſteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Laſten und Abgaben auf den Schultern der Bauern ruht, und der weſtphäliſche Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Koſt in den einzelnen Häuſern. Die geehrteſten von ihnen ſind Tiſchler und Schmiede. Letztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, ſind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern, und ſtehen im Ruf der Zauberei, ein Loos, das ſie mit den Schäfern theilen. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt nur der, daß der Schäfer ſeine geheimnißvollen Künſte zur Heilung von Krankheiten und zu Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rath weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine ebenſo geheimnißvolle Weiſe zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der ſo oft erſchüttert worden iſt, und ſich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptſächlich folgende Perſonen. Zuerſt der Schulmeiſter. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe ſchließen können, haben die Schulmeiſter des vorigen Jahrhunderts nicht ſelten tiefere Blicke in die Schwarzkunſt gethan. Jetzt ſind ſie ganz moderne Figuren, und für den Beobachter des Volksthümlichen nur inſoweit von Intereſſe, als ſie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volksthümlichen, als da ſind alte Sagen, Mährchen, Lieder, Gebräuche u. ſ. f., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen ſie von den Bauern meiſt eingeladen werden, haben ſie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäſte zu verzeichnen. — Der „Feldſchütter" wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter, und hat zum Lohn für ſeine Mühen das Recht, nach der Erndte zu ſammeln. Hat er ſeinen Dienſt gut verwaltet, ſo wird es mit dem Geben nicht ſo genau genommen; iſt er hier oder da nachläſſig geweſen, ſo wird ihm ſelbſt das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. Der Koch des Dorfes, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Schmauſereien die Küche zu beſorgen hat, iſt gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, ein Kötter, und wenn es ſeyn muß, die luſtige Perſon bei den Schmauſereien. Zu ſeinem Amt iſt eine gewiſſe Gewandtheit und Geiſtesgegenwart erforderlich, weil er ſich ſehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Eſſen beendet und das Trinken im beſten Zuge iſt, nimmt er die eiſerne Feuerſchüppe, ſchlägt damit an die „Wendeſäule" des Herdes und beginnt, ſobald die Gäſte die erforderliche Aufmerkſamkeit beweiſen, eine drollige Rede des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man ſich ſatt gegeſſen und ziemlich vollgetrunken habe, auch des Kochs, der Alles ſo tadellos beſtellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er ſeine Worte ſo zu ſetzen, daß er allgemeinen Beifall erntet, ſo iſt ſein Lohn anſehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht ſo genau rechnet, als er ſonſt zu thun pflegt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 108. Sonnabend den 5. Mai 1849.

Quanto quisque sibi plura negaverit,
Ab Dis plura feret.

Horat:

Aus London.

Die Naturforſcher haben längſt die Entdeckung gemacht, daß den Körpern ein verborgener Wärmeſtoff inwohne, der erſt durch chemiſche Verwandtſchaft entbunden und zu Tage gefördert wird. Will Jemand die Sache bezweifeln, ſo braucht er zu ſeiner Belehrung und Ueberzeugung nur ein Stück ungelöſchten Kalks in die Hand zu nehmen; daſſelbe wird ſich nicht beſonders warm anfühlen; dann werfe er es in etwas kaltes Waſſer, rühre es mit dem Zeigefinger um und der Finger wird ihm bald eine Empfindung von dem beibringen, was die Naturforſchung unter latenter Wärme verſteht. Daß dem Gelde eine ſolche verſteckte Eigenſchaft beiwohnt, ſoll vor noch längerer Zeit gefunden worden ſeyn. Wenigſtens iſt die Redensart ſehr alt: das Geld brennt in der Taſche. Ich erkannte die Wahrheit derſelben namentlich während des erſten Jahres meines Aufenthaltes in London. So oft ich eine ungewöhnlich große Summe bei mir hatte, erhizte ſie ſich nach und nach zu einem ſolchen Grade, daß ich, um mein Taſchenfutter zu retten, mich in den nächſten Laden oder in die nächſte Taverne zu flüchten und des verſengenden Metalls zu entledigen pflegte.

Eines Tages, auf dem Wege nach der City, erhielt ich in der Regentſtraße eine halb und halb verloren gegebene Zahlung. Dieſes unerwartete Ereigniß war mir keineswegs unangenehm, und in meiner Heiterkeit ging ich langſamer als vorher die Reihe der prächtigen Verkaufsgewölbe hinab, bis ich vor einem Magazin fertiger Kleidungsſtücke ſtehen blieb, gefeſſelt von einer Sammetweſte, die ganz nach meinem Geſchmacke war — Preis ungefähr vierzehn Thaler. Ich wollte ſie nicht kaufen, nein, ſie war mir zu theuer; aber je länger ich ſie betrachtete, deſto heißer wurde es mir in der linken Beinkleidertaſche, der Bewahrerin des empfangenen Geldes. Ich nahm es heraus, ſteckte es in die rechte Taſche und ſezte meinen Weg fort bis zu einem funkeinden Juwelirladen, hinter deſſen Schauſenſtern eine Menge goldene Dinge lagen, die mir gefielen und die ich brauchen konnte. Auf einmal drohte die rechte Taſche in Feuer aufzugehen. Da rollte ein Omnibus heran; er fuhr in die City. Ich riß mich von dem goldenen Plunder los und ſprang in den Wagen. Das Rütteln löſchte die Flamme, mochte aber für den lieblichen Duft, welcher kurz nach meinem Ausſteigen in Cornhill mir an Birchs Reſtauration entgegen kam, mich doppelt empfänglich gemacht haben, und da ich der Sammetweſte und der Uhrkette widerſtanden, war ich nicht mehr ſtark genug, der Schildkrötenſuppe zu widerſtehen.

Schildkrötenſuppe bei Birch! Ich hatte oft davon gehört, weder aber ſie, noch überhaupt je Schildkrötenſuppe gegeſſen, dieſe mit einem Londoner Alderman, mit dem Lord Mayor und ſeinem Diner ſo eng verknüpfte Schüſſel. Jezt wollte ich das glorreiche Gericht koſten, und nach dem myſtiſch ſchwelgeriſchen Mahle ein Glas Punſch. Birch's Punſch iſt eben ſo berühmt wie ſeine Schildkrötenſuppe. Das Geld in meiner Taſche hüpfte und ich eilte es los zu werden.

Welcher Unterſchied zwiſchen den Reſtaurants des Weſtendes und der City! In jenen Teppiche auf den Dielen, weich gepolſterte Bänke und venetianiſche Spiegel, dünne Suppen, ſchale Fiſche und halbgedünſtetes Fleiſch; in lezteren mit Sägeſpänen beſtreute

Dielen, nackte Bänke und kahle Wände, Schildkröte, Auſtern und Wildpret. Im Vorhauſe bei Biech ruhte eine lebende, mächtige Schildkröte auf Stroh; in der Küche funkelten die kupferenen Kaſſerolen, loderten die Feuer, glühten die Kochmaſchinen und wurden die Teller ſorgſam gewärmt. Aus der Küche trat ich in das Suppenzimmer. Nichts von Pfefferkuchenvergoldung und Fieleſanz, aber Alles gewiſſenhaft rein; nichts Buntes, aber Alles nett; blüthenweißes Tiſchzeug, Kryſtallwaſſer in Kryſtallkaraffen und weiße Porzellanteller mit geröſteten Brodſchnitten. Ich ſah nicht den alten wohlbeleibten Herrn in dem dunkeln Winkel, welchen ich ſpäter gewahrte; aber ich hörte das Behagen, womit er ſeine Suppe ſchlürfte, und das Huſten einer ältlichen Dame unweit der Thür war Folge eines Verſehens des Kellners, welcher ihr zweites Glas Punſch ein klein wenig zu ſtark gemacht hatte. Ich wählte meinen Platz, aber obgleich das Geld in meiner Taſche weiß zu glühen ſchien, beſtellte ich weder Suppe noch Punſch, ſondern fragte, was beides koſte. „Drei und einen halben Schilling die Suppe, zwei Schillinge der Punſch.“ Ich fügte im Geiſte einen halben Schilling für den Kellner hinzu, erachtete zwei Thaler zu viel für eine Thorheit und war alsbald wieder auf der Straße.

Wie war unendlich wohl. Es war das Wohlgefühl der Zufriedenheit mit mir ſelbſt, kein Verſchwender geweſen zu ſeyn inmitten von tauſend Hungernden. Ich ging weiter und kam zu einem gewöhnlichen Speiſehauſe. Wie immer ſtand ein Haufe armer Menſchen am Fenſter, ſich weidend an den vollen Schüſſeln, an dem ſaftigen Schinken und dem magern Lendenbraten. Unter den Knaben, die im Kreiſe ſtanden, ſah mir einer beſonders hungrig aus, und doch lag keine gemeine Begehrlichkeit in ſeinem Blicke. Er ſtand gekrümmt, die Hände auf dem Rücken; gewiß hungerte er ſehr und ich winkte ihn zu mir in's Speiſehaus. Nach kurzem Zögern kam er. „Zweimal Suppe,“ ſagte ich zum Aufwärter, „zweimal Rindfleiſch mit Kartoffeln, zweimal Brod und einmal Salat.“ — Warum nur einmal Salat, und dieſen für mich? — Weil ich die gegenwärtig graſſirende Nivellirungsſucht nicht theile, weil ich einen Unterſchied der Stände für nothwendig, das Geltendmachen deſſelben im geſelligen Verkehr für Pflicht halte, weil ich zwiſchen reich und arm, zwiſchen hoch und niedrig eine, wenn auch noch ſo ſchmale und feine Grenzlinie fordere und in vorliegendem Falle der Salat dieſe Grenzlinie ſeyn ſollte.

„Hätte ich einen Löffel,“ ſagte der Knabe, als der Aufwärter ihm die dampfende Suppe vorgeſetzt, „ſo könnte ich bequemer eſſen.“ — Ich befahl dem Aufwärter, einen Löffel zu bringen. „Daß du ihn nicht ſtiehlſt!“ drohte derſelbe, dem Knaben den Löffel hinwerfend. — „Wär ich gewohnt, Löffel zu ſtehlen,“ erwiderte der Knabe und das Blut trat ihm in die bleichen, hohlen Wangen, „ſo hätte ich heute nicht bis jetzt hungern müſſen.“ — Man hat England im Allgemeinen und London insbeſondere den Vorwurf gemacht, daß, wenn Armuth überall ein Unglück, ſie hier ein Verbrechen ſey. Damit hängt eine Volksunſitte zuſammen, welche die Armuth hier drückender und ſchmerzlicher macht als anderwärts. Der Geringe ſucht einen Genuß darin, ſie den Geringern, der Arme, ſie den Aermern empfinden zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Flottenbilder.

(Fortſetzung.)

Nur etwa zweihundert Schritte von der Stelle des Strandes, wo die Schiffstrümmer anlangen, liegt die „Südbatterie,“ deren Feuer im Gefecht ſo wirkſam geweſen war. Als wäre ein ſchlechtgeführter Pflug hier herumgegangen, ſo zerwühlt iſt von den feindlichen Kugeln die Feldfläche und die äußere Bruſtwehr; die Palliſaden, welche die Batterie umgeben, ſind halb zerſchoſſen, das Blockhaus in derſelben droht den Einſturz, die Spitze des Ofens, in dem die Kugeln, die den Chriſtian VIII. anzündeten, glühend gemacht wurden, iſt abgeſchoſſen. Die ganze Batterie bot ein Bild der gräßlichſten Verwüſtung; aber die dreißig Kanoniere, die mit Hülfe von dreißig Mann des dritten ſchleswig-holſteiniſchen Reſervebataillons Tags zuvor dieſen Kampf ſo ſiegreich beſtanden hatten, waren ſchon wieder friſch und munter und ſangen und jubelten und beſſerten eifrig ihre Schanzen aus, denn ein neuer Angriff däniſcher Schiffe war jeden Augenblick zu befürchten. Nur taub vom unaufhörlichen Gekrache waren faſt Alle noch, und zwei oder drei, die von herumfliegenden Splittern verwundet worden, trugen den Kopf oder den Arm in der Binde. Nach dem Tode des wackern Preuſſer, der bekanntlich mit dem Linienſchiff aufgeflogen, kommandirte hier der Unteroffizier Stinde, der als zweiter Befehlshaber das geſtrige Gefecht mit geleitet hatte, ein junger, gebildeter Mann, der führte ſich der Oekonomie gewidmet und erſt im vorigen Frühling zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes die Waffen ergriffen hatte. Kommandant beider Batterien, die durch den Meerbuſen von einander getrennt ſind, war der Hauptmann Jungmann, ein in ſchleswig-holſteiniſche Dienſte getretener preußiſcher Artillerieoffizier, direkt aus der

Türkei, wo er die Befestigung eines Dardanellenschlosses geleitet hatte, hieher gekommen. Aber auch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der halben nassauischen Batterie, die in den lezten zwei Stunden des Gefechtes so thätig mitwirkte, wurde von allen Augenzeugen rühmend anerkannt. Arg zerschossen war auch die deutsche Fahne, die auf der Schanze der Süderbatterie flattert. Zwei Kartätschenkugeln waren durch das Gold, eine durch das Schwarz derselben gegangen und der Fahnenstock selbst war umgerissen, aber vom Unteroffizier Stinde mitten im Feuer wieder aufgepflanzt worden. Unsere Farben müssen sich erst im Feuer als ächt erproben. Das Roth muß sich mit feindlichem Blute, das Schwarz mit dem Pulverdampf der Geschütze vermählen.

Kaum konnten wir uns von diesem Schauplatz eines so bedeutungsvollen Kampfes losreißen, immer fesselte wieder ein neuer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit, gab es noch weitere Fragen an die Soldaten zu richten. In ihrer ächt norddeutschen, etwas langsamen Weise, weit entfernt von jeglicher Ruhmrednerei, erzählten uns die braven Bursche den Hergang. Einer derselben meinte, das Schlimmste bei der ganzen Sache sey gewesen, daß sie gar kein Mittagessen bekommen hätten; ein anderer beklagte sehr den großen Topf mit Butter, den ihm die Mutter erst vor wenigen Tagen geschickt und den die Dänen nun entzwei geschossen. Daß sie nicht alle erschossen worden, komme daher, daß sie das Aufblitzen der feindlichen Kanonen immer zuvor gesehen und sich dann hinter der Brüstung der Schanzen platt niedergeworfen. So seyen sie zwar jedesmal mit Erde und Schmutz ganz bedeckt, aber nicht getroffen worden. Wie furchtbar aber der Kugelregen gewesen seyn muß, geht daraus hervor, daß allein der Christian VIII. 72 volle Lagen mit je vierzig schweren Geschützen gegen die Süderbatterie gerichtet, diese aber aus ihren vier Geschützen an 430 Schüsse gethan hat. Zu einer gewissen Zeit konnte man nur noch mit zwei Geschützen feuern, da die zwei andern durch die feindlichen Kugeln von den Lafetten geworfen waren. Man benuzte aber rasch den zweistündigen Waffenstillstand um Mittag, um Alles wieder in Ordnung zu bringen.

Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten wir uns endlich von den Männern, die dem deutschen Namen so viel Ehre erworben, und wanderten wieder dem Städtchen zu, wo das Gewühl der neugierigen Fremden sich allermittelst noch gesteigert hatte. Manche interessante Einzelheiten erfuhr man hier über den gestrigen Kampf, der alle Gemüther noch bewegte. Eckernförde selbst hat nicht sehr gelitten, obgleich an zweihundert Kugeln von den dänischen Schiffen in die Stadt geflogen sind. Nur einige Schornsteine, Dächer, Eckpfeiler sind dabei beschädigt und eine alte Frau ist im dänischen Invalidenhause, das durch seine Lage dem feindlichen Feuer sehr ausgesezt war, erschossen worden. Uebrigens haben die Bürger der Stadt mit ehrenwerthem Muthe erklärt, man möchte auf sie und ihr Eigenthum keine Rücksicht nehmen, sondern den Kampf bis zur Uebergabe der dänischen Schiffe fortsetzen, wenn auch ganz Eckernförde dabei zu Grunde ginge. — Interessant war es auch, die dänischen Gefangenen zu sehen, die, etwa tausend an der Zahl, in der Kirche von Eckernförde einstweilen untergebracht waren. Es waren darunter viele tüchtige, ächt verwetterte Seeleute vom Kopenhagener „Holm," bekannt als die besten Kriegsmatrosen der Welt, aber auch viele, die man mit Gewalt gepreßt hatte und die zum Theil früher nie einen Fuß auf eine Schiffsplanke gesezt hatten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Schluß.)

Das sociale Leben.

Das Amt des Schulzen oder „Vorstehers" wechselt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten sind oft originelle Individuen, die ihr Amt mehr der Ehre als des Verdienstes halber gewählt haben. Die Hebamme des Dorfes ist meist eine Säuferin, oder wird dazu allmählig herangebildet. So erhält sie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Eine ebenso liebeliche Person ist der „Musikant," obwohl nicht jedes Dorf einen solchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufschneiden zu Hause seyn. Nachtwächter sind bis jezt noch nicht üblich geworden.

Wir haben im Bisherigen die verschiedenen Elemente der Bewohnerschaft eines Dorfes aufgezählt, und das sociale Verhältniß

des Hauptelements zu den übrigen Elementen nüchtern und prosaisch dargelegt, wie denn das Verhältniß selbst ein höchst nüchternes und prosaisches ist. Es kommt aber auch noch das Verhältniß der Haupthöfe zu einander in Betracht, die Art und Weise, wie der Bauer durch Sitte und Herkommen an den Bauern gefesselt ist. Diese gegenseitige Beziehung der Hofatome zu einander ist aber mehr eine geistige, eine mehr gesellige als sociale. So hat jeder Bauer für seinen Nachbar, für seine Verwandten, ja für jeden Bauern des Dorfes gewisse Dienstleistungen zu verrichten, ohne daß diese Dienstleistung als Hauptsache den damit verbundenen traurigen oder freudigen Ereignissen gegenüber in den Vordergrund zu treten vermöchte. Zweckmäßiger behandeln wir deßhalb diese Seite des socialen Lebens in einem andern Abschnitte, in dem wir das gesellige Leben darzulegen gedenken. Das gesellige Leben ist die Frucht des socialen, ist als ein reiches und mannigfaltiges nur auf einer tüchtigen socialen Basis möglich; aber es ist das gesellige Leben auch hinwiederum der das sociale Leben bestimmende Geist, also daß das sociale Element ohne das gesellige die wahre Weihe und damit den Grund seines Daseyns verliert. In der socialen Welt wird in unsern Tagen viel reformirt, wenigstens mit Worten, aber Eines wird stets vergessen, daß nämlich eine Reform socialer Verhältnisse von einem gesunden nationalen Leben getragen seyn will. Das mechanische Zurechtlegen des Lebens ist der Uebergang des Lebens zum Tode, deutet auf den beginnenden Zersetzungsprozeß hin, der bekanntlich erst mit dem Tode seinen Anfang nimmt. Lehrt das Volk fröhlich seyn und sich seines eigenen Daseyns freuen, und die socialen Mißverhältnisse werden sich von selbst heben.

H. B.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Legitimisten. — Der englische Besuch. — Der Prophet.

Die legitimistische Partei, welcher doch sonst jede Neuerung bedenklich vorkommt und die sicher lieber das alte Zunft- und Gildenwesen wieder herstellen möchte, wenn es von ihr abhinge, hat die Nothwendigkeit begriffen, in die neuen Ideen und Plane etwas einzugehen, sich ebenfalls des Associationswesens zu bemächtigen und dasselbe zu patronisiren. Vermuthlich denkt sie wie andere Parteien sich der Handwerksvereine zu ihren politischen Zwecken zu bedienen und wenigstens einen Theil der arbeitenden Klassen durch dieses Patronat zu ihrer Verfügung zu bekommen. So hat denn Graf v. Larochejaquelin einen Associationsplan für Handwerker entworfen und bekannt gemacht, und angefangen Gelder dafür zu sammeln, und da die Partei immer jede Gelegenheit benutzt, um ihren Herzog von Bordeaux sprechen zu lassen, so ist auch alsbald ein Schreiben aus Frohsdorf eingelaufen, in dem der Prätendent Heinrich den Plan gutheißt, Geld einschickt und bedauert, daß er zur Linderung der allgemeinen Noth in Frankreich nicht mehr thun könne. Dem kleinen Hofe zu Frohsdorf scheint die Zeit lang zu werden, da die Stunde des Einzugs in Frankreich sich immer wieder hinausschiebt. Seine Schmeichler hatten dem Prätendenten weiß gemacht, die Republik könne unmöglich länger als einige Monate dauern, und nicht lange, so werden sich an der Grenze alle Schlagbäume öffnen, damit der Prätendent Besitz vom leeren Throne nehmen könne. Die Legitimisten haben sich jedoch selbst getäuscht, oder absichtlich den Prätendenten hintergangen; dieser ist aber nicht der einzige, der mit leeren Hoffnungen hingehalten wird. Auch die bonapartesche Partei ist noch lange nicht an ihr Ziel gelangt, und es bleibt sehr zweifelhaft, ob es ihr trotz aller Bemühungen gelingen wird, aus ihrem Prätendenten mehr als einen Präsidenten auf drei Jahre zu machen. So lange die sogenannte rothe Republik nicht wieder zu den Waffen greift und ihre Theorien bloß durch die Presse durchzusetzen sucht, haben die monarchischen Parteien allerdings keine große Angst vor ihr, und sie suchen ihre eigenen Plane zu verfolgen, ihre verschiedenen Prätendenten vorzuschieben, aber sie stehen dabei einander im Wege. Deßhalb räth ihnen Guizot von London aus, wo auch er seinen Prätendenten in petto hat, einstweilen an die Zukunft gar nicht zu denken, sich bloß mit der Gegenwart zu beschäftigen und die bürgerliche Gesellschaft vor den socialistischen Umwälzungen zu bewahren. Dieser Rath ist nun freilich bald gegeben, aber nicht so leicht ausgeführt; denn jede monarchische Partei tritt dem Bund gegen die rothe Republik nur bei, um ihren Prätendenten auf den Thron zu setzen, und nebenbei, um ihr Eigenthum nicht zu verlieren.

Zwei Tagesbegebenheiten haben in den letzten vierzehn Tagen die politischen Debatten und Wirren auf Augenblicke unterbrochen: der Aufenthalt der fünfhundert Engländer, welche den Einfall hatten, den im vorigen Jahr von der hiesigen Nationalgarde den Londonern abgestatteten Besuch zu erwiedern, und dann die erste Aufführung der seit Jahren verheißenen Meyerbeerschen Oper, „der Prophet oder die Wiedertäufer.“ Was den Besuch der Engländer betrifft, so hat derselbe eigentlich gar nicht die Bedeutung, welche der Besuch der Nationalgarde in England hatte; denn die Nationalgarde ist eine vom Staat anerkannte und geleitete Anstalt, und steht in bedeutendem Ansehen; wenn also ein Theil derselben sich nach England begab und dort in der Montur auftrat, so hatte dieser Besuch etwas Feierliches. Die nach Frankreich gekommenen Engländer dagegen sind bloße Reiselustige, die sich zu diesem Ausfluge vereinigt haben. Man hat sie auf Subscription traktirt, und der Präfekt des Seinedepartements, als oberster Beamter der Hauptstadt, hat ihnen eine Soirée gegeben. Uebrigens werden sie sich vortrefflich amüsirt haben, denn an Belustigung fehlt es in Paris niemals, und für Engländer ist schon der Umstand sehr ergötzlich, daß sie den Wein drei- oder viermal wohlfeiler hier trinken als zu Hause. — Für die Aufführung des Meyerbeerschen Propheten war der Zeitpunkt eben nicht der günstigste, und der Tonkünstler sowohl als die Operndirektion wären besser gefahren, wenn die Oper schon vor zwei Jahren hätte aufgeführt werden können. Damals lebte man in Ruhe und eine dramatische Neuigkeit war noch im Stande die Geister aufzuregen. Seitdem hat sich die Zeit gar sehr geändert, und man hat nicht Seelenruhe genug in den Stürmen der politischen Welt, um eine große musikalische Composition, die man mehrmals hören müßte, um sie gehörig zu beurtheilen, nach Verdienst zu schätzen. Nach der ersten Aufführung urtheilten einige Kritiker, die neue Oper Meyerbeers komme seinen frühern, besonders seinem Robert dem Teufel, bei weitem nicht gleich, und der Tonkünstler scheine es zu keiner klaren Entwicklung seiner musikalischen Phantasien zu bringen, sondern meist nur dunkle Gedanken an einander zu reihen; auch tadelt man die von ihm eingeführte besondere Art des Recitativs.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 109. Montag den 7. Mai 1849.

— See the brave fleet
With silken streamers the young Phoebus fanning! —
Grapple our minds to sternage of this navy!

Shakespeare.

Deutſche Flottenbilder.

(Fortſetzung.)

Die Stimmung der Leute war ſehr verſchieden; manche ſahen ernſt und niedergeſchlagen aus und finſterer Trotz ſprach aus ihren Geſichtern; andere waren heiter, pfiffen und ſangen, und ſagten uns, ſie freuen ſich gefangen zu ſeyn, es ſey hier viel beſſer als auf dem Schiffe. Aeußerlich waren faſt alle furchtbar anzuſehen; ihre Geſichter waren vom Pulverdampf geſchwärzt, die Augen vom Rauch und der Hitze in den engen niedern Schiffsräumen roth unterlaufen, die Kleider ſo zerriſſen und beſchmuzt, daß man kaum ihre Farbe erkennen konnte, dabei waren manche leicht verwundet und hatten Arme und Köpfe dicht umwickelt. Die ſchwerer Verwundeten hatte man ſogleich in das Militärlazareth gebracht und ſie dort ganz wie unſere Soldaten verpflegt und behandelt. Alle Offiziere, neunzehn an der Zahl, waren frei auf Ehrenwort und wohnten im Gaſthauſe. Die, welche ich ſah, waren ſehr niedergeſchlagen und verſtimmt. Den Kapitän Meyer, Befehlshaber der Geſion, dem ich in der Stadt begegnete, mochte ich nicht anreden, obgleich ich mit ihm bekannt bin und er mir einmal das däniſche Wachtſchiff auf der Elde, das er lange befehligte, gezeigt hatte. Beim Hamburger Brande hatte er ſich mit ſeiner Mannſchaft durch raſche und unerſchrockene Hülfe ſehr ausgezeichnet.

Die Zeit drängte, beim Scheiden warfen wir noch einen freudigen Blick auf die eroberte erſte deutſche Fregatte mit ihrer ſchönen Flagge und eilten dann jeder ſeiner Beſtimmung zu, mein Gefährte zu ſeinen Soldaten, ich nach den nördlichſten Gegenden der Herzogthümer.

II.

Die Nordſeeflotte vor Bremen.

Bremerhafen iſt eine wahre Hafenſtadt. Man ſieht nichts als Schiffe, oder was auf das Seeweſen Bezug hat, im kleinen, aber ungemein lebhaften Ort. Maſt an Maſt liegen hier die großen Amerika-, oder Oſtindien-, oder Südſeefahrer, die Bremen in ſo großer Menge ausſendet. Eine Menge Flaggen ſind hier vertreten, und auch die ſchwarz-roth-goldene ſah ich zu meiner großen Freude auf dem Hauptmaſt manches ſtattlichen Dreimaſters. Die Mehrzahl der Bremer Schiffe, welche nach Nordamerika fahren, wo unſere allgemeine deutſche Flagge bereits feierlich anerkannt iſt, ſegelt ſchon unter dieſem ſchönen Zeichen unſerer Einheit. Am Strand herrſcht die regſte Thätigkeit; tauſende von fleißigen Händen ſind eifrig mit dem Einladen und Ausladen der verſchiedenſten Waaren beſchäftigt. Aber nicht allein mit todten Waaren werden die hieſigen Schiffe befrachtet, die Mehrzahl der größern ſegelt ab mit lebendiger Fracht, mit deutſchen Auswanderern. Bremerhafen iſt wohl der Punkt des deutſchen Vaterlandes, der die meiſten Söhne deſſelben von ihm ſcheiden ſieht. Tauſende und aber Tauſende betreten hier Jahr für Jahr zulezt den theuern Boden der Heimath, richten hier den lezten thränenden Blick auf die deutſche Küſte.

Viel Intereſſantes erfuhr ich noch am Abend der Ankunft von den Schiffskapitänen, deren Geſellſchaft ich aufſuchte; wackere, wohlerfahrene Männer, den

Digitized by Google

guten Ruf, deſſen die Bremer Schiffskapitäne in ſo hohem Grade genießen, ſchon durch äußere Bildung bewährend. Der Abend verſtrich mir ſehr ſchnell in ihrer angenehmen Geſellſchaft. Es war ſehr kalt, als am andern Morgen die Schiffsglocke mich und meinen Gefährten, einen ſehr unterrichteten jungen hannöverſchen Seemann, der als Schiffsfähnrich in die deutſche Kriegsflotte eintrat, auf das Dampfboot rief, das uns nach Bracke führen ſollte. Dort war das vorläufige Ziel meiner Reiſe, die beiden Kriegsdampffregatten, welche die deutſche Centralgewalt erſt kürzlich in England erſtanden hatte.

Das gute Glück ließ mich auf dem Schiff einen Mann treffen, deſſen Verdienſten Bremen ſo unendlich viel verdankt und durch deſſen Energie Bremerhafen faſt allein entſtanden iſt, den im deutſchen Vaterland mit Recht hochgeehrten Bürgermeiſter Schmidt, und gerne hätte ich geſehen, daß die Räder des Dampfers weniger raſch in die gelben Fluthen der uns entgegenſtrömenden Weſer eingegriffen hätten. Der Fluß iſt zwiſchen Bremerhafen und Bracke ſehr breit, die Ufer ſind flach und ohne beſondern Reiz. Intereſſant iſt aber das geſchäftige Leben auf und am Strom; man fühlt ſo recht, daß man ſich hier auf einer Hauptſtraße des Weltverkehrs befindet. Viele große und unzählige kleine Schiffe aller Art begegnen einem fort und fort, manche dicht mit Auswanderern beſetzt. Die großen Seeſchiffe können mit voller Ladung nur bis Bremerhafen gehen, es bedarf daher vieler kleiner Leichterſchiffe, um ihnen die Fracht von Bremen aus zuzuführen; daher dieſer geſchäftige Verkehr.

Bracke, ein kleines oldenburgiſches Städtchen, von Bremen ebenfalls als Außenhafen benuzt, war in einigen Stunden erreicht. Von ferne ſchon feſſelten zwei rieſige Dampfſchiffe, alle andern noch ſo großen Kauffahrer weit überragend, unſere Aufmerkſamkeit. An ihrem Hintermaſt glänzte in der hellen Morgenſonne das deutſche Banner. Es waren unſere zwei großen Dampffregatten, „Barbaroſſa“ und „Erzherzog Johann.“ Der Dampfer legte hier an und ich eilte auf unſere Kriegsſchiffe. Nach einem tüchtigen Frühſtück in der guten Hafenſchenke, denn die Seeluft befördert gewaltig den Appetit, brachte mich mit wenigen Ruderſchlägen ein Nachen an Bord des Barbaroſſa, auf dem ich den hier befehligenden Fregattenkapitän Brommy finden ſollte.

Der Auftrag, der mich zu dieſem führte, war raſch erledigt und gern willfahrte der gefällige Mann meiner Bitte, mir das Schiff zu zeigen. Der „Barbaroſſa,“ wie der neben ihm liegende „Erzherzog Johann,“ beides Dampfſchiffe erſten Ranges, gehöeten früher der engliſchen Paketſchifffahrts-Compagnie zwiſchen Liverpool und Nordamerika, und hatten unter dem Namen „Britannia“ und „Acadia“ einen ſehr guten Ruf unter den zahlreichen Schiffen derſelben. Da bei ihrem Bau, wie faſt bei allen größern engliſchen und nordamerikaniſchen Dampfſchiffen, auf den Kriegsgebrauch Rückſicht genommen iſt, ſo eigneten ſie ſich für den beabſichtigten Zweck vollkommen, und es bedurfte nur einiger Verzimmerungen, um ſie zu tüchtigen Kriegsſchiffen umzuwandeln.

(Schluß folgt.)

Aus London.

(Fortſetzung.)

Mit Unluſt hatte ich die Drohung des Aufwärters, mit Vergnügen die Antwort des Knaben gehört. Ich hieß ihn noch vier vor dem Fenſter hungernde Knaben hereinrufen. Zu ſeiner Strafe ſollte der Aufwärter ſie bedienen. Und die ganze Zeche, ſagte ich zu mir, wird für uns Sechs höchſtens ſechs Schillinge betragen; dem Aufwärter gebe ich nichts. Mag ſeyn daß die Suppe, das Rindfleiſch, die Kartoffeln, das Brod und der Salat minder lecker waren als bei Birch die Schildkröte und der Punſch; mir mundeten ſie keinenfalls ſchlechter; ſie waren unter den gegebenen Umſtänden gut genug für mich, und was der Geſellſchaft am Gewähltſeyn abging, erſezten mir die heitern Geſichter meiner fünf Jungen. Die Rechnung war überraſchend billig; ſie betrug nur fünf Schillinge zwei Pence. So vertheilte ich die von den ſechs Schillingen verbleibenden zehn Pence gleichmäßig an die fünf Jungen, und jeder ſagte beim Abſchied: »God bless you, Sir!«

Als ich eine oder zwei Stunden ſpäter Holborn hinaufging, fragte eine Stimme neben mir: „Haben Sie vielleicht für einen armen Jungen etwas zu thun?“ Die Frage war an mich gerichtet, der Frager war mein erſter Protegé im Speiſehauſe. Wie konnte ich Arbeit für ihn haben, ich, ein Ausländer, der von der Feder lebte! Es gehört zu den ſchmerzlichſten Empfindungen, wenn der Wunſch, Gutes zu thun, von den dazu befähigenden Mitteln nicht unterſtüzt wird, und dieſe Empfindung iſt vorzugsweiſe das Loos derer, welche mit dem keiner helfenden Hand bedürfenden Mechanismus ihres Gehirns arbeiten. Der Kaufmann, der Handwerker, der Unternehmer — ſie haben Gelegenheit den Fleiß zu beſchäftigen und gutes Betragen zu belohnen, zu ihrem eigenen Vortheile Andern zu nützen. Nicht ſo, wem ſein Gehirn und ſeine Feder Alles in Allem ſind, deſſen Hand allein dem Produkte ſeines Kopfes Ausdruck und Wirklichkeit geben kann. Er muß arbeiten, ſo lange er lebt, empfängt nur

Digitized by Google

Lohn, ſo lange er arbeitet, kann ſelten Jemand beſchäftigen, noch ſeltener ſeinen Dank bethätigen. Indeſſen beſchränkte ſich doch bei mir die Möglichkeit, dem armen Jungen nützlich zu ſeyn, nicht auf den bloßen Wunſch. Neben meiner Wohnſtube ſtand ein Kämmerchen leer; darin war eine Bettſtelle mit Strohmatraze und Decke. Meine Wirthin, das wußte ich, würde das Fehlende für ein Billiges herbeiſchaffen und gegen die Aufnahme des armen Jungen nichts einwenden.

Wie ſchnell auch der Vorſatz in mir geleimt hatte, und obgleich das ganze Weſen des Knaben mir gefiel, trat ich doch mit meiner Abſicht erſt hervor, nachdem er mir geſagt hatte, daß er eine vater- und mutterloſe Waiſe ſey, daß er ſein nächtliches Unterkommen in einem gemeinen Logirhauſe ſuchen müſſe, daß er noch keines Vergehens gegen das Eigenthum ſich ſchuldig gemacht, und worin weſentlich ſein Erwerb beſtehe. Derſelbe beſtand Morgens und Abends in der Hülfleiſtung beim Ausheben und Einſetzen der Gewölbeladen. Selbſt dazu war er nicht ohne Mühe und Drangſal gelangt. Nicht ſelten, wenn er zugegriffen, weil der Portier oder Lehrling einer Hülfe benöthigt ſchien, war er mit einer Ohrſeige oder einem Fußtritt abgefertigt worden. Statt dadurch ſich abſchrecken zu laſſen, hatte ſein kluger und praktiſcher Sinn Ohrſeige und Fußtritt als Aufgeld künftigen Verdienſtes hingenommen. Aus den Schlägen war mit der Zeit ein unfreundliches Wort, aus dieſem ein karger Dank, aus dem Danke ein Schluck Bier und eine Brodrinde, daraus zuletzt ein halber oder ganzer Penny geworden. Da meine Wohnung zufällig in der Gegend ſeiner Kundſchaft lag, willigte er doppelt gern in meinen Vorſchlag; er gab mir keine Urſache, denſelben zu bereuen, gewann ſich in kurzer Friſt die Gunſt der Wirthin und zeigte mir eines Abends, wozu er ſeine erſten erſparten Pence verwendet.

Ich ſaß einſam mit meinen Gedanken im Halbdunkel meines Zimmers, als mein Stubennachbar eintrat, in der Linken ein brennendes Pfennlicht und ein Dintenglas, unter dem Arm eine Schiefertafel und einen Bogen Papier, hinter dem Ohr eine geſchnittene Feder. „Würden Sie ſo freundlich ſeyn," ſagte er, „mir einige Buchſtaben vorzuſchreiben?" — Es gibt vielleicht wenige Dinge, welche dem Herzen wohler thun als das ſichtbar werdende Beſtreben eines Menſchen, ſich aus der Armuth emporzuarbeiten und mittelſt ſeines Geiſtes ſich in der Welt Bahn zu brechen. Im Geiſte iſt er dann ſchon unabhängig und auf dem rechten Wege, es auch im Fleiſche zu werden, während Einer, der mit ſeiner Unwiſſenheit, mit dem Brachliegen ſeines Geiſtes, mit dem Fortſchlummern der ihm von Gott gegebenen Vernunft zufrieden iſt, ſein ganzes Menſchſeyn eigentlich in Frage ſtellt.

Als mein Schützling durch mich und ſeinen Fleiß wunderbar ſchnell ſchreiben gelernt und er im Rechenunterricht auf ſeiner Schiefertafel bis zu einfachen Brüchen vorgeſchritten war, verließ er mich und ſein Kämmerchen und wurde in einer der angeſehenſten Shawlhandlungen des Weſtende wohlbeſtallter Laufburſche. Dieſe Gewölbe gehören zu den glänzendſten Londons. Die orientaliſche Pracht ihrer Draperie, der herrliche Farbenwechſel an den Schaufenſtern, der Reichthum und die Ruhe in der von Säulen getragenen Halle, die blanken Tiſche von Roſenholz, die Porzellanvaſen mit künſtlichen, der Natur abgelauſchten Blumen und die kryſtallenen Kronleuchter verſetzen die Phantaſie in den Divan eines fabelhaften Kalifen und entrücken die Sinne dem Londoner Dunſt- und Nebelkreiſe. Ich leugne es nicht, daß ich ſehr gerne vor den Shawlgewölben ſtehen bleibe, und wenn Sonnabends mein Weg mich in der Regentſtraße am ſtattlichen Portale von Swan and Edgar vorbeiführt, werfe ich immer einen langen, zögernden Blick in die innern Räume.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Wie es geht.

Die kürzlich ſchriftlich an mich gerichtete Frage eines norddeutſchen Freundes: wie geht es in Wien? ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Dieſelbe wuchs, als ich weiter las: „Was wird aus Oeſterreich werden, dem Lande, das mir lieber iſt als die wirkliche heimathliche Erde? Wird der Friede bald zurückkehren, und werden Oeſterreichs Völker die Früchte ſo mancher Opfer endlich ruhig und glücklich genießen können? Werden Ungarn und Italien ſich nicht beruhigen und ihr Beſtes einſehen? Kommt Ihr junger Kaiſer bald nach Wien? Werden ſich Handel und Wandel wieder beleben? Wird Wien wieder das alte

Digitized by Google

gemüthliche werden?“ Und so ging das Fragen fort; aber schon bei den ersten Punkten wurde mir bang; bei andern ging mir das Herz weit auf, und es wollte mir gewissermaßen vormärzlich zu Muthe werden, d. h. es wurde mir so gemüthlich wienerisch um's Herz, wie in den Tagen, wo bei uns die Dame Politik keine erste Partie spielte. Ob mein norddeutscher Freund, der in Einem Athem mehr gefragt, als sich in langen Pausen antworten läßt, mit meiner Erwiederung zufrieden gewesen, weiß ich nicht. Was hätte ich ihm auf die erste seiner Fragen auch anderes sagen können, als: wir haben eben zur Zeit noch den Belagerungszustand, und wenn Sie etwa nach Wien kommen, so nehmen Sie ja Taschen und Gepäck wohl in Acht; trotzdem, daß wöchentlich hunderte von Vagabunden von den Linien Wiens zurückgewiesen werden, wimmelt es hier von Gaunern, Industrierittern und Taschendieben; wie es scheint, eine von den Maierrungenschaften und eines der Barrikadenvermächtnisse. „Backhändl“ gibts zur Zeit auch wenige und darum schenkt wohl auch der Vorstadtpossendichter Elmar, derselbe, der seiner Zeit das holde Kind des Nordens, Jenny Lind, als „menschgewordene Lyra“ besungen, den Wiener Kapitalisten „Papert“ auf Reisen um die Welt (eines der neuesten Kassen- und Spektakelstücke des Theaters an der Wien). Auch der Walzerkönig Strauß macht es wie heutzutage viele Fürsten und Herren dieser Welt: er ist auf Reisen gegangen und treibt in dem steckrepublikanischen Paris arglistige Reaktion, indem er den rothen Republikanern vormärzliche Wiener Walzer vorgeigt; ein für die arglosen Pariser höchst gefährliches Experiment, und ich fürchte, sie gehen in die gelegte Falle und tanzen sich wieder in die alte Monarchie hinein, was sehr vom Uebel wäre, d. h. für die Republikaner, nicht für Meister Strauß, der sich mit den Monarchen gar gut verträgt, und es unter Kaiser Ferdinand zum „Hofballdirektor“ brachte, obgleich er bereits „Walzerkönig“ war, ich weiß nicht ob von Gottes oder von Volkes Gnaden. Es geht übrigens in Wien überhaupt so, daß es in manchen Stücken gar nicht geht. So stocken noch immer die meisten Gewerbe, besonders diejenigen, die auf Luxusbedürfnisse angewiesen sind, oder den meisten Verkehr mit Ungarn und Italien unterhielten, und auch der Handel kann sich nicht erholen, wie er sollte und möchte, zumal donauabwärts, wo die Magyaren in dem die Donau beherrschenden Gouvern einen sehr schwer zu beseitigenden Riegel vorgeschoben haben. — Auch die Wühler *gehen* nicht von hier fort; aber wie es so eben heißt, wird allen beschäftigungs- oder answeislosen Fremden, insbesondere aber Ungarn, Italienern, Polen und Franzosen, diesen vier nationalen Hauptfaktoren der modernen Revolutionen, von Polizeiwegen, d. h. von der Sicherheitsbehörde, denn Polizei darf man in der nachmärzlichen Zeit nicht mehr sagen, der Laufpaß gegeben. Der einzige *gangbare* Artikel sind die sogenannten „Heuler,“ eine eigene Sorte nachmärzlicher Menschen. Ihre Koffer sind beständig gepackt, und ihr liebes Ich ist beständig auf dem Sprung, um sich bei dem geringsten Anschein von Gefahr, oder wenn die geheimen Bewegungen der rastlos operirenden demagogischen Maulwürfe in einzelnen stillen Zwischenräumen etwas hörbarer werden, sogleich wenigstens nach Hietzing oder Baden in Sicherheit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Prophet. — Konzerte.

Dem Verfasser des Textes, dem berühmten Scribe, macht man es zum Vorwurf, daß er die Geschichte fast ganz bei Seite gelassen, und aus dem Oberhaupte der Wiedertäufer keinen fanatischen, von glühendem Religionseifer beseelten Sektirer, sondern einen Betrüger gemacht habe, wie Voltaire hinsichtlich Mahomeds in seinem Trauerspiele gethan. Dadurch habe er dem Tonkünstler all die schönen Motive religiöser Begeisterung entzogen und in das Ganze eine Kälte gebracht, welche nothwendig die Wirkung beeinträchtigen müsse. Ein anderer mißlicher Umstand ist, daß Meyerbeer nicht berechnet hat, daß eine Oper, um nicht Sänger und Zuhörer zu ermüden, mäßig lang seyn muß. Erst als es zu den letzten Proben kam, bemerkte man, daß die Oper sechs Stunden dauerte; sie mußte also beschnitten werden, wenn sie gefallen sollte. Das Abgeschnittene soll hinreichen, um ein Konzert zu füllen, in dem man dasselbe geben will, und dennoch sind einige Rollen noch so ermüdend für die Sänger, daß schon nach der zweiten Aufführung die Hauptsängerin, Madame Viardot, eine Frist begehrte, um sich zu erholen. Mit dieser großen Oper, welche Jahre lang so bedeutende Erwartungen erregt hat, so daß man glaubte sie werde als ein Meisterwerk zu den Wolken erhoben werden, könnte es also gehen, wie es mit lang und sehnsuchtsvoll erwarteten Dingen sehr häufig geht. Indessen ist es auch möglich, daß wenn das Publikum die Oper öfter gehört hat, und wenn der Tonkünstler die Sänger in Stand setzt ihre Rollen vorzutragen, ohne daß sie der Last erliegen, das Urtheil über Meyerbeers neue Leistung sich ändert, und daß der Prophet so viel Glück macht als Robert der Teufel. Einige Musikkenner in den Tageblättern sprechen mit Entzücken vom ländlichen Chor zu Anfang des Stücks, vom Traume Johanns, vom Auftritt zwischen ihm und seiner Mutter im Dom zu Münster, und einigen andern Nummern, die den besten Schöpfungen Meyerbeers an die Seite zu setzen seyen. An wohlwollenden Aeußerungen des Publikums hat es bei der ersten Aufführung keineswegs gefehlt; die meisten Arien und Chöre wurden lebhaft beklatscht und Sänger und Sängerinnen mehrmals gerufen. Aber lange und ernsthafte Opern können in der jetzigen bewegten Zeit nicht wohl Glück machen, und die große Oper ist auch an den Abenden, wo sie kein Ballet gibt, lange nicht so stark besucht als die komische Oper, welche kürzere und heitrere Stücke gibt. Aus demselben Grunde will es mit den großen Konzerten seit der Revolution nicht mehr recht fort, und die Konzertmusik beschränkt sich so ziemlich auf die im Wintergarten und andern Anstalten der Art aufgeführten Musikstücke, welche mehr für's große Publikum als für die Musikkenner bestimmt sind. Das Musikkonservatorium hat zwar wie bisher einige Konzerte gegeben, und es hat dabei nicht an Zuhörern gefehlt; aber sie machen bei weitem nicht mehr so viel Aufsehen als sonst, und es war eine Neuerung dabei eingetreten, welche beweist, daß die klassische Musik nicht mehr hinreicht das Publikum anzuziehen; man gab nämlich auch Werke jetzt lebender französischer Tonkünstler. Sehr wenige hiesige Virtuosen haben im letzten Winter eigene Konzerte gegeben, und Berlioz und David konnten seit der von ihnen wie von so vielen Künstlern verwünschten Revolution ihre Oratorien und musikalischen Scenen nicht wiederholen. Die Politik war der Musik so verderblich als den andern Künsten und die Nationalversammlung hat sehr wohl gethan, daß sie im dießjährigen Budget von den zur Unterstützung der Künste oder vielmehr der Künstler bestimmten Summen nichts abgezogen hat; niemals ist diese Unterstützung nothwendiger gewesen als seit einem Jahr; viele hiesige Virtuosen suchen daher in andern Ländern ein Konzertpublikum.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 110. Dienſtag den 8. Mai 1849.

Di probos mores docilis juventae,
Di senectutis placidae quietem
Date!

Horat:

Aus London.

(Schluß.)

Während ich mich eines Sonnabends wiedee dieſee Liebhaberei ergab, trat Jemand neben mich, die Hand am Hute. Ich hatte Mühe, in dem hübſchen, ſauber gekleideten jungen Menſchen meinen Schützling zu erkennen. Er war in der Handlung, vor welchee ich ſtand, vom Laufburſchen zur verantwortlichen Stelle eines ſogenannten leichten Austrägers aufgeeückt, hatte eben ſeinen Wochenlohn empfangen und ſagte mir, weil bas mehr ſey als er brauche, wolle ee nach der Sparkaſſe gehen, um den Ueberſchuß dort einzuzahlen. Ich begleitete ihn.

Die Scene auf einer Londoner Sparkaſſe wirb am küezeſten und treffendſten bezeichnet als das Gegentheil der ſo oft beſchriebenen Scenen voe un[illegible] in einem Londoner Brauntweinpalaſte. Wie Thorheit und Veebrechen, haben Vernunſt und Redlichkeit ihre Phyſiognomien. Die Gewohnheiten des innern Menſchen prägen ſich in ſeinem Aeußern ab und das Auge iſt wohl der richtigſte Barometer des moraliſchen Charaktees. Die Phyſiognomie der Leute, welche ich beiſammeu fand, zeugte von Selbſtbeherrſchung und in deeen Folge von Selbſtachtung. Sie hatten faſt ohne Ausnahme reine, offene Geſichter und Blut in den Wangen, trugen beſcheidene, aber warme, ihrem Stand und Altee angemeſſene Kleider; ſie waren mit Einem Worte, wenn auch nicht im herkömmlichen Londonee Sinne des Wortes, reſpektable Menſchen, reſpektabler als Mancher, den London ſo nennt, weil er reich ſcheint und Equipage hält. Das einzige Gig voe der Hausthüee des Sparkaſſenbueeau gehörte einem anweſenden Milchmanne. Ee war darin mit einem ſtrammen welſchen Milchmädchen gekommen, bas an der Kaſſe ein ledernes Beutelchen aus dem Buſen zog und in ſechs blanken goldenen Sovereigns die muthmaßliche Erſparniß der lezten ſechs Monate niederlegte. Zwei, beim Wiegen zu leicht befunden, wurden ihr zurückgegeben. Mit unnachahmlichem Ausdeuck von Geradheit, halb ernſt, halb lächelnd, ſagte ſie zum Milchmann: „Es iſt unrecht von Euch, Herr, daß Ihr ſchwere Aebeit mit leichtem Gelde lohnt.“ Ohne Erwiderung wog der Milchmann die beiden Goldſtücke in dee Hand und erſezte ſie buech zwei vollwichtige.

„Platz, wenn's beliebt!“ rief eine kräftige Stimme vor der Thüre durch den Saal. Die Menge theilte ſich, und Arm in Arm, ſich gegenſeitig ſtützend, ſchwankten ein greiſer Mann und eine greiſe Frau heran. Die Zeit war ſtark genug geweſen, ihee Häupter zue Erde niedeezubeugen und ihre Glieder zitteen zu machen; aber die Banbe der Liebe hatte ſie in den beiden alten Menſchen nicht zu lockern vermocht. Sie brachten den Spaepfennig vieler Jahre, die runde Summe von dreißig Pfund Sterling — zur Sicherung eines anſtändigen Begräbniſſes. „Wir haben ohne das Kirchſpiel gelebt,“ ſagten ſie zum Kaſſier, „wir wolten auch ohne das Kirchſpiel ſteeben unb beſtattet werben.“ Sie ſprachen damit, wohl ohne es zu wiſſen, den Wunſch aus, unabhängig zu leben und zu ſterben, dieſes ächte, dem Engländer in's Mark gewachſene und ihn charakteeiſieeube Princip, das mehr gethan hat als ſeine Kohlen, ſein Eiſen, ſein Dampf und alle ſeine

Digitized by Google

Erfindungen, um die Nation zu dem zu erheben, was sie ist, zur ersten Nation der Welt.

„Auf wessen Namen soll ich das Geld eintragen?" fragte der Kassier. — „Auf meines Mannes Namen," antwortete die Frau. — „Besser, mein guter Herr," fiel der Mann ein, „Sie stellen es auf ihren Namen. Sie versteht besser damit umzugehen, wenn ich nicht mehr bin." — „Daß ich den Tag nie erlebe!" rief die Frau. Dann vereinigten sich Beide, daß das Geld auf beider Namen eingetragen werden solle. Ich glaubte darin das Gebet zu hören, daß, wie sie zusammen gelebt, sie auch zusammen sterben möchten.

Deutsche Flottenbilder.

(Schluß.)

Der Barbarossa hat vier treffliche Maschinen von zusammen 480 Pferdekraft, eine Länge von 280 und eine Breite von 40 Fuß. Ausgezeichnet ist die neue Einrichtung der Maschine, welche durch zwei Stockwerke des Schiffes gehend eine Höhe von einigen 40 Fuß hat. Diese zahllosen Kolben und Stangen und Hebel vom besten Stahl, vom feinsten Messing sind so blank und hell, als sollte das ganze Werk im Boudoir einer Dame aufgestellt werden. Wahrhaftig, eine solche Maschine ist ein Triumph des menschlichen Geistes, und man erstaunt immer wieder von neuem, je genauer man sie betrachtet. Auf dem Barbarossa hat man dieß sehr bequem; eine elegante Treppe führt in den untern Raum der Maschine, ein Gang mit zierlichem Messinggeländer läuft um die Mitte derselben. Man sieht, das Schiff war früher für viele wohlhabende Reisende eingerichtet, die während der langen Fahrt nach Amerika oft auch das Werk betrachten wollten, dessen Kraft sie so leicht durch die wilden Wellen des Oceans trug. Auch die großen Kajüten, die weiten hohen Deckräume zeigen deutlich die frühere Bestimmung des Schiffes als Paketboot. Jezt sah es aber wüst und unheimlich in denselben aus; Tischler und Zimmerleute wirthschafteten darin, um die nöthigen Veränderungen vorzunehmen. Die Offiziere werden übrigens große bequeme Kajüten bekommen, und auch die Mannschaft hat wohl auf wenigen Schiffen so hohe Lagerräume. Sollten wir im Frieden unsere Kriegsdampfschiffe zu Paketfahrten und Handelsexpeditionen benutzen, wie es in manchen andern Staaten geschieht, so werden der Barbarossa und der Erzherzog Johann treffliche Dienste dabei leisten. Jezt erwarten diese Schiffe noch ihre Kanonen aus England, um vollständig armirt zu werden. Neun große 84Pfünder soll jedes derselben auf dem Verdeck erhalten. Damit mag schon ein Kampf mit einer Fregatte bestanden werden, da diese selten mit so schwerem Geschütze versehen ist, das Dampfschiff dieselbe also aus der Ferne beschießen und bei seiner Beweglichkeit sich fortwährend in dieser Distanz halten kann. Leider ist der Erzherzog Johann bei seiner Fahrt von England hieher an der holländischen Küste so stark beschädigt worden, daß er wenigstens für die nächste Zeit ganz unbrauchbar seyn wird. Zwar erwächst der deutschen Marinekasse dadurch selbst im schlimmsten Falle kein pekuniärer Nachtheil, da die englische Assekuranzcompagnie, bei welcher das Schiff versichert war, den Schaden tragen muß; aber die Entbehrung desselben gerade im jetzigen Augenblick ist ein sehr unangenehmer Zufall. Uebrigens ist der Erzherzog Johann von derselben Größe und innern wie äußern Einrichtung wie der Barbarossa. Erwartet wird noch ein größeres und stärkeres Dampfschiff, die „United-States," das in Nordamerika für uns angekauft ist. Dasselbe soll 800 Pferdekraft haben und ein Meisterwerk der neuern Schiffsbaukunst seyn. Da in Hamburg auch schon drei gute Dampfschiffe von je 240 Pferdekraft liegen, die der Centralgewalt gehören, und in Stettin eines von 300 Pferdekraft, so zählt die deutsche Kriegsflotte jezt schon sieben große, gute und zweckmäßig ausgerüstete Dampfschiffe, ferner eine Fregatte von 48 Kanonen zu Eckernförde, eine Fregatte „Deutschland" von 36 Kanonen zu Hamburg, und eine Korvette, „die Amazone," von 18 Kanonen zu Stettin. Es ist dieß kein übler Anfang, wenn man erwägt, daß erst seit einem Jahre überhaupt von einer deutschen Kriegsflotte die Rede ist.

Interessant war mir die Bekanntschaft des Kapitäns Brommy, des Oberbefehlshabers der deutschen Flotte in der Nordsee. Ich habe viel zum Lob des Mannes gehört; namentlich die in solchen Dingen kompetenten Bremer Schiffskapitäne haben mir denselben als einen Seemann von ächtem Schrot und Korn geschildert. Kapitän Brommy, ein Leipziger von Geburt, diente in seiner Jugend lange in der nordamerikanischen Marine, trat dann beim Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskriegs in griechische Dienste und befehligte ein Kriegsschiff, bis er endlich Marinekommandant auf Paros wurde. Der Wunsch, seinem Vaterlande zu dienen, ließ ihn dem ehrenvollen Ruf der Centralgewalt, das Kommando unserer Flotte in der Nordsee zu übernehmen, willig Folge leisten, und wir haben ohne Zweifel eine gute Wahl getroffen. Er ist ein kleiner, gewandter Mann mit scharfgeschnittenen Zügen, sehr lebendigen, ausdrucksvollen Augen, fest und bestimmt,

Digitized by Google

wenn er als Befehlshaber am Bord ſeines Schiffes auftritt, ungemein artig und von ſehr angenehmen Formen in allen übrigen Verhältniſſen des Lebens. Den Sachſen verleugnet er in Sprache und Weſen keinen Augenblick, obgleich er ſchon ſo viele Jahre von der Heimath entfernt iſt. Der Schöpfung einer tüchtigen deutſchen Flotte iſt er mit Leib und Seele ergeben, und es iſt eine Luſt, ihn ſeine Wünſche und ſichern Hoffnungen in klaren, lebendigen Worten ausſprechen zu hören.

Die übrigen Offiziere ſind theils junge engliſche und belgiſche Flottenoffiziere, theils gebildete Steuerleute deutſcher Handelsfahrzeuge. Die meiſten ſind junge, lebendige Männer, die ſich ſchon auf weiten Fahrten verſucht haben, große Vorliebe für ihren Beruf hegen und mit großem Eifer an ihre Aufgabe gehen, uns eine tüchtige Kriegsflotte zu bilden. Hübſch und kleidſam iſt ihre Uniform: kurze blaue Röcke mit goldenen Epauletten, Knöpfe mit dem Anker, blaue Mütze mit breitem goldenem Streif, vorne der große doppelte Reichsadler, ein kurzer Säbel an goldener Schnur um die Hüften. Die däniſche und die holländiſche Seeuniform ſind ſehr ähnlich. Die Matroſen, großentheils von den oldenburgiſchen, hannöverſchen und mecklenburgiſchen Seeküſten, tragen als Paradeanzug blaue Jacken und Beinkleider mit Ankerknöpfen und dem Reichsadler, und ſchwarze niedere Hüte von Glanzleder, vorne mit dem Namen des Schiffes, zu dem ſie gehören, in Metallbuchſtaben.

Sehr befriedigt von Allem was ich geſehen und gehört, verließ ich den Barbaroſſa, und die Hoffnung, daß eine tüchtige deutſche Flotte kein Traumbild mehr ſey, erfüllte meine Bruſt. Viel, ſehr viel iſt noch zu thun, aber wir haben doch das hinter uns, was in Deutſchland immer ſo ſchwer iſt, den Anfang.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Wohlthätigkeit. — Aſſociationen der Arbeiter.

Es herrſcht überhaupt ſo viel Noth in Familien, welche früher ihr gutes Auskommen hatten, daß die Regierung wie die wohlthätigen Seelen unter den Reichen die Nothwendigkeit erkennen, für dieſe Unglücklichen etwas zu thun. Es werden zu ihrem Beſten Bälle, Conzerte und Lotterien gegeben. So eben iſt wieder eine Lotterie im Gange, von deren Ertrag hundert Familien je fünfhundert Francs erhalten ſollen. Die verſchiedenen Parteien ſcheinen ſich zu dieſem Akt der Wohlthätigkeit vereinigt zu haben; denn unter den auszuſpielenden Sachen werden Geſchenke von Ludwig Bonaparte, von Heinrich von Bourbon u. ſ. w. genannt. Beinahe eine Million iſt zuſammengekommen zur Errichtung von Häuſern für Taglöhner, eine Angelegenheit, die um ſo wichtiger iſt, als jetzt die Cholera vorzüglich unter den Unbemittelten wüthet, deren dumpfe, feuchte Wohnungen, neben dem Mangel an Reinlichkeit und an geſunder Nahrung, der Seuche nur zu ſehr Vorſchub leiſten. Wie viele Häuſer müßten aber errichtet werden, um allen Taglöhner- und Handwerkerfamilien geſunde Wohnungen zu verſchaffen! Im Innern der Stadt fehlt es an Raum dazu; man müßte alſo außerhalb der Barrièren bauen, wo bereits viele Taglöhner wohnen, weil ſie dort wohlfeiler leben als in der Stadt. Aus einem vor einiger Zeit in der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften erſtatteten Berichte des Akademikers Blanqui, der in die Provinz geſchickt war, um den Zuſtand der Arbeiterfamilien zu unterſuchen, ſieht man, daß zu Lyon, wo die Seidenarbeiter erbärmlich wohnen, viele Familien ſich in der Umgegend niedergelaſſen haben. Da ſie hier viel wohlfeiler und dabei bequemer wohnen als in der Stadt, ſo können ſie auch für geringern Lohn arbeiten, und dieſe Landarbeiter ſchaden durch Herabſetzung des Tagelohns, und mithin des Preiſes ihrer Arbeiten, den Seidenwirkern in der Stadt. Ebenſo kann es hier gehen, und die Lage der Arbeiter in der Stadt muß dadurch noch mißlicher werden als bisher. Die großen Mittelpunkte für Gewerbe und Manufakturen ſind eine ſchöne Sache und bereichern den Staat, aber ſie machen den Staatsmännern ſchwere Sorgen; neben dem regen Fleiße ſieht man zahlreiche Quellen des Elends, und wenn der Handel ſtockt, iſt überall Zunder der Empörung und des Aufruhrs. Es liegt etwas Fruchtbares im Gedanken, daß zu jeder Stunde viezig- bis fünfzigtauſend Arbeiter, wenn ſie mit ihrem Lohn unzufrieden ſind, und wenn Anhetzer ihnen ein beſſeres Loos vorſpiegeln, ihre Werkſtätten verlaſſen und ſich auf den Gaſſen zuſammenrotten können. Mit dem gewaltſamen Zuſammenrotten iſt wenig gethan. Es wird ſich nun zeigen, was die Aſſociation der Arbeiter untereinander und mit den Unternehmern für Früchte trägt. Girardin, der Eigenthümer des Tagblatts »la Presse,« der bekanntlich ſeine Arbeiter mit ſich und den andern Aktionärs aſſociirt hat, verſichert, daß im vorigen Jahr der Antheil jener am Gewinn ſich auf mehr als dreißigtauſend Francs belaufen hat, und daß dieſer Antheil in der Sparkaſſe angelegt worden ſey; er ſagt aber nicht wie viele Arbeiter er hält, und wie viel der Antheil eines jeden beträgt. In einer großen Wagenfabrik ſind die Handwerker ebenfalls an dem Gewinnſte der Unternehmung betheiligt; andere Verbindungen ſind ohne Vermittlung von Meiſtern und Kapitaliſten zu Stande gekommen und

Digitized by Google

dieſelben werden oft in den Zeitungen angekündigt; aber vom Erfolg läßt ſich noch nichts urtheilen.

(Schluß folgt.)

Wien, April.

(Fortſetzung.)

Der Gemeinderath. — Staatsrath

In immerwährender Bewegung iſt denn auch eines der ſenſibelſten Dinge der Welt — die Börſe. Das ſteigt und fällt wie der leiſeſte Windzug erwacht, oder von hier nach dort umſpringt. Man nennt die Börſe heutzutage den Puls der öffentlichen Geſundheit, und es kann nichts Komiſcheres geben, als die peinliche Genauigkeit, womit tagtäglich die ſkrupulöſen Pulsfühler das Befinden des leider höchſt reizbaren Patienten melden, und die ängſtliche Theilnahme, womit dieſen Bulletins gelauſcht wird. Man hat ſich hier im Punkte des allgemeinen Ganges der Dinge eine ſtereotype Berliner Phraſe angewöhnt, man pflegt mit reſignirtem Achſelzucken zu ſagen: „Es jinge wohl, aber es jeht nich.“ Das iſt aber auch das Einzige, worin man mit den Preußen übereinſtimmt, und wie oft iſt von hier aus ſowohl nach Frankfurt als nach Berlin in der leidigen deutſchen Kaiſerfrage bereits gerufen worden: „Es jinge woht, aber es jeht nich!“ Auch können Sie mitunter die Aeußerung hören, daß es uns deutſch geht, wie dem Nackten im Dorngebüſche; er blutet eben überall, weil er ſich rizt, wie er ſich rührt, und will er entwiſchen, ſo bleibt er immer wieder auf's Neue hängen. Dieſe Lage iſt ſchrecklich. Es geht im Allgemeinen eben ſchlecht, insbeſondere der Stadtgemeinde Wien, die die Oktoberrevolution aus ihrem Säckel, ja über ihren Säckel beſtreiten und ſich darüber in gewaltige Defizits und Schulden ſtecken mußte; insbeſondere aber dem Gemeinderathe, der ſich von dem hohen Reichstagsausſchuſſe am Narrenſeile herumführen ließ und ſich nun in der peinlichſten Verlegenheit befindet, wie er über alles Gethane und Verfügte Rechenſchaft ablegen, tauſenderlei an ihn geſtellte Forderungen und Entſchädigungsanſprüche befriedigen, oder auch nur befriedigend beantworten ſoll, und von dem wir noch immer einer urkundlichen Denkſchrift über die Oktoberwirren entgegenſehen. Dazu kommt noch, daß er, ſo eben in der Selbſtconſtituirung der Gemeinde begriffen, mit dem alten Magiſtrate, der ſich fortan zu ihm wie die Exekutivbehörde zur legislativen verhalten wird, in allerlei Colliſionen geräth, zumal der letztere, eingedenk der alten Macht und Herrlichkeit, die ſich allen Revolutionen zum Trotze nicht ſo leicht vergißt, dem erſteren allerlei Fallſtricke legt, in die ſich derſelbe in jugendlichſter Uebereilung um ſo leichter verſtrickt, als er im Sinne der neuen Zeit alle Geſchäfte zwar mit genialer kurzer Hand behandeln möchte, wozu aber größere Erfahrung gehört, als er eben beſitzt. In Folge der Auflöſung der einzelnen Herrſchaftsgebiete, welche im ſtädtiſchen Geſammtgebiete bisher Enclaven gebildet, und der Erweiterung des Stadtrayons, nämlich der Einſchließung mehrerer vor den Linien liegenden Orte in die Bannmeile, wird der Wirkungskreis des Gemeinderathes ein rieſiger. Hört man jetzt ſchon einzelne Gemeinderäthe über die Maſſe von Geſchäften und das dem allgemeinen Beſten gebrachte große Zeitopfer klagen, wie wird es erſt werden, wenn die Autonomie des Gemeindelebens vollſtändig entwickelt und in's Leben getreten iſt! So ein Gemeinderath iſt allerdings ein Stück Volksſouverän, allein dieſes Bewußtſeyn kann ihn doch nicht für die zum Opfer gebrachte Zeit und die gänzliche Vernachläßigung aller ſeiner übrigen Geſchäfte entſchädigen, er wäre denn ausſchließlich Herr ſeiner Zeit und ein gentleman at large, was aber nur bei den wenigſten der Fall iſt, denn ein großer Theil der Gemeinderäthe ſind Beamte, Advokaten und Geſchäftsmänner aller Art, denen ihre Zeit in der Regel ſehr theuer iſt. — Mein Norddeutſcher fragte weiter: „Was wird auch aus Oeſterreich werden?“ Das wiſſen die Götter allein! gewiß aber keine große, einheitliche, nach innen feſte und nach außen ſtarke Monarchie, gewiß keine Achtung gebietende europäiſche Macht erſten Ranges, wenn es nach dem Willen der Ultraczechen und Südſlaven, die ſo eben ein ſogenanntes dreieiniges Königreich erfunden, ſo wie nach dem Willen der Magyaren und Italiener, vollends aber nach den Abſichten der Paulskirche zu Frankfurt ginge; gewiß kein Oeſterreich, „an Ehren reich,“ gewiß kein Staat, dem von der Vorſehung eine hohe weltgeſchichtliche Sendung im Oſten Europa's geworden. Das arme Oeſterreich, von innern Feinden verwüſtet und zerriſſen, und von äußern Widerſachern bedrängt, muß jetzt mit dem Blute ſeiner beſten Söhne auf's Neue zuſammengekittet werden, um nicht für immer zu zerfallen. Die Sibylle, die uns leider Einiges bereits ganz richtig vorausgeſagt, ſo daß man beinahe fürchten muß abergläubiſch zu werden, bemerkt in ihrer Weiſſagung unter anderem: „Wer die Jahre 1849 und 1850 überſteht, der beſitzt einen eiſernen Kopf.“ Einen ſolchen ſcheint nun in der That der Mann zu beſitzen, der ehedem mit allzu ſtarrer Hand und allzu ſtraffem Zügel Oeſterreichs Geſchicke lenkte, und nun abgetreten vom Schauplatze, aus ſeiner bequemen, vielleicht auch nicht bequemen, jedenfalls aber ſichern Loge zu Brighton, ruhigen, und wie es ſcheint auch klaren Auges in die Stürme auf der Weltbühne hineinblickt. Gezwungen, das lange gehandhabte Ruder fahren zu laſſen, unterſchrieb er ſeinen Rücktritt mit den denkwürdigen Worten: „Ich unterzeichne den Zerfall der öſterreichiſchen Monarchie!“ Wir werden heutzutage oft genug an dieſe Worte gemahnt. Scheinen ſie gleich, als ſie geſprochen wurden, nur den Sinn gehabt zu haben: Oeſterreich muß ohne mich Unentbehrlichen zu Grunde gehen, ſo hat der Erfolg dennoch die Wahrheit dieſes Ausſpruchs nahezu gerechtfertigt; freilich mag dabei ununterſucht bleiben, wie viel der Mann hätte thun können, um uns dieſe bittere Wahrheit zu erſparen. Und was ſpricht der greiſe Staatsmann heute? Es circulirt nämlich hier ein Schreiben des Fürſten an den berühmten Verſtorbenen, das, vom December 1848 datirt, mit ſolomoniſcher Weisheit und diplomatiſcher Feinheit über die heutigen Zuſtände urtheilt und die philoſophiſchen Lebensmaximen des einſt Gefeierten entwickelt. Der Brief iſt vielleicht apokryph; jedenfalls iſt er ein Muſterſtück in ſeiner Art. Der Verfaſſer blickt darin mit ſouveräner Verachtung über die modernen Staatsdoctrinen weg und appellirt für ſeinen Theil an die einzig und allein rechtmäßige Jury, an die Geſchichte. Für ihn gibt es nur Vergangenheit und Zukunft, die Gegenwart iſt nur die jene beiden Ufer verbindende Brücke, auf der es nicht der Mühe werth iſt ſtehen zu bleiben. Es gibt für ihn nur ein Recht, das „Recht bei der Ordnung.“ Die „Oſtdeutſche Poſt“ nimmt ſich in einem Feuilleton die Mühe, die Anſichten des greiſen Exdiplomaten zu commentiren und mit den in Guizots Wahlmanifeſte ausgeſprochenen Grundſätzen zu paralleliſiren. Die immer im blendenden ſtyliſtiſchen Gewande einherſchreitende, oder vielmehr flatternde Dame iſt zwar unendlich geiſtreich, wie immer, wenn es darauf ankommt, die Wahrheit ſylphenartig zu überhüpfen und dem Publikum eine Handvoll Seifenſtaub in's Geſicht zu werfen, aber dieſer ganze Geiſtesreichthum iſt im Grunde doch nur glänzende Geiſtesarmuth, ſophiſtiſch bemäntelt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 111. Mittwoch den 9. Mai 1849.

— Charmante solitude,
Séjour fait pour n'être habité,
Que par l'heureuse liberté,
L'amitié, l'amour et l'étude,
La sagesse et la volupté!
Gessner.

Soirées de Grandval. *

I.

Etwa drei Stunden ſüdöſtlich von Paris, unweit des großen Bogens, welchen kurz vor dem Ende ihres vielgewundenen Laufes die Marne bildet, ſtand im vorigen Jahrhundert ein Schloß, wie ſo viele andere mehr in der Umgebung der Hauptſtadt, aber durch den Geiſt ſeiner Bewohner und der Geſellſchaft, die ſie um ſich verſammelten, ausgezeichnet. Von einem Herrn Charon hatte es der Requetenmeiſter d'Aine, oder eigentlich deſſen Gattin, erkauft, deren Lieblingsſitz es bald wurde und die auf ſeine Verſchönerung beträchtliche Summen verwendete. Geräumige, wohnliche Gebäude, von Waſſergräben umſchloſſen, und eine Kapelle auf dem Hof; links ein Gehölz, von einem Bach durchrauſcht, wo man im Sommer Kühlung fand, während in der ſchlimmen Jahreszeit ſeine hohen dichten Bäume dem Schloſſe gegen den Nordwind Schutz gewährten; auf der Rückſeite ein großer Garten mit wohlgehaltenen Raſenplätzen, Blumenrabatten, von Buchs eingefaßt, beſchnittenen Bäumen und Hecken, Statuen und Springbrunnen, ein reiches Gewächshaus nicht zu vergeſſen. Aber auch die weitere Umgegend bot mannigfaltige Reize. Stieg man von der erhöhten Ebene, auf welcher das Schloß lag, hinunter, ſo gelangte man an das Ufer der Marne, die hier, in ihrem Laufe aufgehalten, und wie in Verlegenheit, wohin ſich wenden, ſich theilt und kleine mit Weiden bewachſene Inſeln bildet, zwiſchen denen ihre Gewäſſer in rauſchenden Waſſerfällen ſich ergießen. Verſchiedene Ortſchaften, auf engen Raum zuſammengedrängt, beleben die Scene: hier in der Tiefe St. Maur, dort auf den Anhöhen Chenievres und Champigny, zwiſchen beiden, mit Wieſen auf der einen, Weinbergen auf der andern Seite, der Fluß.

Ein junger Pfälzer von Adel, reich, gebildet und angenehm, hatte im Hauſe des Herrn d'Aine Zutritt gefunden, erſt die eine, dann, nach deren frühzeitigem Tode, vermöge päpſtlicher Diſpenſation die andere Tochter gehelrathet, und pflegte nun mit dieſer einen Theil des Jahrs, beſonders die Herbſtmonate, auf dem Schloſſe der Schwiegermutter zuzubringen. Es war auch wirklich gut ſeyn bei dieſer Schwiegermutter. Obwohl ſchon in Jahren, war die wohldeleibte Dame doch noch rüſtig und munter, eine Hausfrau, die lieber ſelbſt Hand anlegte als befahl, in der Geſellſchaft jederzeit wohl aufgelegt, von derdem, oft cyniſchem Humor, als wäre ſie aus der Schule jener pfälziſchen Eliſabeth Charlotte, der originellen Herzogin von Orleans, hervorgegangen. In ihrem gaſtfreien Hauſe lebte man ohne Zwang; ſo beſorgt ſie für die Bequemlichkeit ihrer Gäſte war, ſo wenig legte ſie ihnen dafür geſellige Pflichten auf; ſie mochten für ſich ſeyn ſo lange ſie wollten, und jede Stunde, die ſie der Geſellſchaft zu widmen angenehm fanden, war als freie Gabe willkommen. Nur in Einem Punkte verſtand ſie keinen Spaß: von ihrer Tafel ſollte man

* Der Verfaſſer verwahrt ſich beſcheidentlich gegen den Ruhm, als gäbe er hier eine Art von Roman zum beſten. Im Gegentheil, es iſt kein Zug in ſeinem Gemälde, den er nicht getreulich aus ſeinen Quellen (den Briefen Diderots, der Grimmſchen Korreſpondenz u. a.) geſchöpft und zum Theil wörtlich übertragen hätte. Nur Auswahl und Gruppirung ſind ſeine Zuthat, für Lob wie Tadel kaum der Rede werth.

Digitized by Google

ſich nicht diſpenſiren; auf dieſe hielt ſie etwas und hatte freilich auch ein Recht, etwas auf ſie zu halten. Denn wo ſpeiſte man reicher und kecerer als auf dem Schloß zu Grandval? Die nahe Marne lieferte die herrlichſten Aale; aber auch das ferne Aſtrachan wurde um ſeine berühmten kleinen Melonen in Anſpruch genommen; Rebhühner und Wild aller Arten und in allen erdenklichen Zubereitungen fehlten nicht; aus der Küche der geiſtesverwandten Prinzeſſin ſchien das deutſche Sauerkraut geborgt, und welche pikanten Paſteten, welche wundervollen Torten wußten Koch und Conditor der Madame d'Aine zu bereiten! Man hätte an Unverdaulichkeit ſterben müſſen, wäre nicht ihr Schenktiſch eben ſo reich und ausgeſucht bedient geweſen: und auch ſo kamen die philoſophiſchen Mägen, die ſich auf Grandval gütlich thaten, nicht immer ohne Beſchwerden davon. — Philoſophiſche Mägen! denn der erwähnte Schwiegerſohn der Madame d'Aine war kein anderer als der bekannte Baron v. Holbach, welcher die materialiſtiſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, die er als Franzoſe praktiſch ausübte und geſellig in Witzworten ausgab, zugleich als geborener Deutſcher in ein Syſtem brachte, vor dem ſelbſt Voltaire erſchrack, während ſeine Praxis von der Art war, daß ſie ſeine bigotten Gegner in Verlegenheit ſezte. Es iſt wahr, auch er hielt große Stücke auf eine wohlbeſezte Tafel; auch bei ihm in Paris, dem erſten Haushofmeiſter der Philoſophie, wie ſeine Freunde ihn ſcherzweiſe nannten, ſpeiſte dieſe ausgezeichnet: aber eben ſo wie die Freuden der Tafel wußte Holbach die des Studiums, und wie dieſe ſo die des Wohlwollens und Wohlthuns zu ſchätzen und zu genießen.

Von ſo viel Gaſt- und Geiſtesfreiheit, ſo guten Herzen und ſo guter Küche angezogen, gingen im Schloſſe zu Grandval in den 50zer bis 80zer Jahren die ausgezeichnetſten Köpfe der Nation, die Führer der geiſtigen Bewegung jener Tage, aus und ein. Es war ein ſinnliches und doch zugleich geiſtiges, müßiges und doch arbeitſames Leben; jeder Tag brachte Neues, wenn auch äußerlich ein Tag nahezu wie der andere verfloß. Den Vormittag hatte Jedes für ſich; der philoſophiſche Gaſt mochte ſtudiren, der Baron kam wohl einmal auf ſein Zimmer, doch um nur, wenn er ihn müßig traf, zu bleiben; fand er ihn beſchäftigt, ſo trat er mit einem ſtummen Gruße wieder ab; um halb zwei Uhr ging's in den Salon zur Tafel; nach Tiſche zog man ſich zurück, um ſich's bequem zu machen; zwiſchen drei und vier Uhr ſchickte man ſich zum Spaziergang an, die Damen meiſtens für ſich, der Hausherr mit ſeinen Freunden, wobei Geſchichte und Politik, Literatur und Kunſt, Naturwiſſenſchaft und Moral die Gegenſtände der Unterhaltung bildeten. Mit Sonnenuntergang kam man heim, traf die Frauen im Hauskleide, Lichter und Karten auf den Tiſchen. Ein Geſpräch, ein Spiel, durch das Souper unterbrochen; nach der Tafel das Spiel ausgemacht, dann noch ein halbes Stündchen geplaudert; um eilf Uhr zu Bette: dieß war die gewöhnliche Haus- und Tagesordnung auf dem philoſophiſchen Schloſſe zu Grandval.

(Fortſezung folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

1. Peterhof.

Durch dieſelbe Triumphpforte römiſchen Styls, welche wir, aus den Oſtſeeprovinzen kommend, durchfuhren, geht der Weg aus Petersburg nach Peterhof. Wieder fliegen die prächtigen Landhäuſer (Datſchen) der Vornehmen an uns vorbei, wir paſſiren die äußerlich ſo idylliſche, innerlich ſo tief entſittlichte deutſche Kolonie dieſer Petersburger Seite, Strelna; das einſt von Alexander geliebte, nun vergeſſene Luſtſchloß ſchaut traurig, eine gefallene Hofgröße, aus den Bäumen hervor, und endlich erhebt ſich Peterhof nach der Seite des Meerbuſens vor unſern Blicken.

Peterhof iſt jezt der erklärte Günſtling des Kaiſers, die faſt ausſchließliche Sommerreſidenz, beſonders ſeit in Zarskoe-Selo die Großfürſtin Alexandra ſtarb und mit ihr die Erfüllung mancher wichtigen Staatshoffnung wieder in weite Ferne hinausrückte. War doch überhaupt das Jahr 1844 für Rußland, ja ſelbſt für den Begriff des abſoluten Herrſcherthums bedenklich genug geworden. Freilich ſind ſeitdem die Erinnerungen an jenes Jahr durch die neuen Weltereigniſſe weit in den Hintergrund geſchoben. Indeſſen mag man ſich immerhin fragen, ob Rußland, wo vor der Hand noch die Gleiſe des Beſtandes der Dinge ſo genau eingehalten werden, nicht dereinſt vom Jahr 1844 den Beginn neuer Geſtaltungen datiren wird. Geſchah es doch im Jahr 1844 zum erſtenmal, daß ſich ſogar in Petersburg eine Art von öffentlicher Meinung kund gab, welche — freilich nur flüſternd und im vertrauteſten Kreiſe — die Vorgänge der lezten Jahre ſeit 1840 auf eine Weiſe zuſammenſtellte, daß auf die Allmacht der Krone und die unbedingte Unfehlbarkeit des Kabinets manch trüber Schatten fiel. In England hatte der Beſuch des Kaiſers den beabſichtigten politiſchen Zweck verfehlt, die Perſönlichkeit des Czaren hatte zum erſtenmal jenen imponirenden Eindruck nicht hervorgebracht, an deſſen Folgen das nichtruſſiſche Europa durch die kaiſerlichen Reiſen gewöhnt geweſen war. Die freiere Politik des jungen Schwedenkönigs

Digitized by Google

ließ gleichzeitig in Finnland vergeſſen geglaubte Erinnerungen auftauchen, und die eifrige Bearbeitung dee finniſchen Sprache, das Aufſuchen der Denkmale finniſchen Alteethums und finniſcher Bedeutſamkeit im Norden ließ ſich nicht mit iegend haltbaren Gründen durch Ukaſe veebieten. Sie ſchien auch vor der Hand eben nur eine ganz unbefangene Gymnaſtik des Geiſtes und der Gelehrſamkeit auf nationaiem Gebiet. Aber die Bedenklichen erinneeten an die gleichen Anfänge dee ſlaviſchen Entwicklungen, weiche freilich damals noch füe ruſſiſch hegemoniſtiſche Hoffnungen brauchdae erſchienen, ſeitdem aber eine um ſo ungünſtigere Wendung genommen haben, deren Rückwirkung auf das ruſſiſche Volk ſich nur durch ſtrengſte Abſchließung noch abhalten iäßt. Und wie iang noch? Zeigte ſich auch im Königreich Polen durch die Verleihung von Grundſtücken an ruſſiſche Staatsdiener eine Verflechtung der Intereſſen der polniſchen Magnaten mit dieſen, ſchien ſich damit auch eine Annäherung zwiſchen dem moskowitiſchen und dem ſarmatiſchen Slaventhum andahnen zu iaſſen, bildete ſich auch ein gleichſam conſervatives Element, ſo waeen dagegen die großen Maſſen des kleinen Adeis durch die Forderung des Adelsnachweiſes und die Gefahr des Veeluſtes aller Rechte, weun jenee nicht geliefert wurde, von Neuem aufgeregt und zu engerem Anſchluß an die poſenſcheu und galiziſchen Bewegungen geneigt. Auch hatte ſich der Staat duech die Ukaſe gegen die Juden in den weſtlichen Provinzen der möglichen, ja wahrſcheinlichen Bundesgenoſſenſchaft einer leicht käuflichen und bisher ſtets dienſtbereiten Bevölkerungsſchichte füe ſeine Abſichten beeaubt. In den baltiſchen Provinzen entwickelte ſich gleichfalls eine Aet von Oppoſition, herbeigeführt duech die zu unvorſichtig, nackt und gewaltſam vorſcheeitende Ruſſifizirung. Dazu kam in der Reſidenz ſelber, ſowie in andern ſtädtiſchen Beennpunkten des Reiches die mächtige Wirkung der Cüſtineſchen Schrift, welche, obgleich ſtrengſtens verpönt, ſich dennoch in allee Welt Händen befand und um ſo größern Einfluß äußeete, als die offiziellen Widerlegungen in ungeſchickter Haſt am Beiwerk zerrten, ohne den Keenpunkt zu treffen.

Wir füheen dieſe Petersburger Bedenken nicht hinab nach dem Süden, wo wenigſtens in Griechenland die euſſiſche Politik für den Augenblick ihre Plane mißlingen ſehen mußte, auch nicht nach Peeſien, wo damals der alte Ruſſenhaß dem engliſchen Einfluſſe neuen Spieleaum bardot. Dieſe Fehler ſind ja ſeitdem glänzend reparirt worden, wie Jedermann bekannt iſt.

Peterhof iſt nur um acht Jahre jüngee als Petersburg. Peter der Erſte ließ den Palaſt vom Architelten Leblond erbauen und durch Abdämmen und Hierherführen eines Fluſſes die berühmten Waſſereitungen beginnen, welche erſt Eliſabeth vollendete. Denn obgleich Peter der Erſte bis zu ſeinem Tode abwechſelnd in den beiden Peterhofer Schlöſſern Maeiy und Monplaiſie die Sommermonate zugebracht hatte, vergaßen doch Kathaeina I., Peter II. und Anna Iwanowna dieſen Wohnſitz gänzlich. Auch Eliſabeths Sorgfalt erſtreckte ſich nicht über die Waſſerkünſte hinaus; die Parkanlagen entſtanden eeſt unter Kathaeina II., und Aleraudee vollendete die Schöpfung in ihrer heutigen Geſtalt.

Die Neigung des Petersburgee Publikums zu Peterhof hielt natürlich immer genau Schritt mit der kaiſerlichen Stimmung. Darum blieb Peterhof auch ſo lang ein vollkommen ländliches Städtchen, als die Czaeen dieſen ihren Luſtſchlöſſeen keine andere Beſtimmung gaben, als bei flüchtigem Beſuch mit kleinſtem Gefolge eine augenblickliche Unteekunſt zu bieten. Selbſt heute noch ſieht die dem Peterhofer Reſidenzſchloß zunächſt geiegene Straße, obſchon ſie gerade von den nächſten Hofangehöeigen bewohnt wird, beinahe bäuerlich aus. Das iſt nun feeilich keineswegs nach Peteesburger Art. Man zeigt ſonſt ſeinen Stand und ſeine Pracht ſo gern, weil dee Czae in den kaiſerlichen Schlöſſern darauf hält und ſelber an dee Pracht Geſchmack findet. Es exiſtirt alſo hiee eine ähuliche Ausnahme wie in Forme und Katharinenbuſch, den Demidow'ſchen Landſitzen hinter Siwoeitz an der Smolensk'ſchen Poſtſteaße. Auch dort glaubt man nur einfache ruſſiſche Bauernhäuſer zu erblicken und iſt beim Eintritt in das Inneee um ſo mehr übeeaſcht und geblendet von den prachtvoll getäfelten Wänden, von dee fürſtlichen Eineichtung.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Schluß)

Ungarn.

Der „oſtdeutſchen Poſt“ iſt Guizot dre auf der Brücke ürehende Mann dre Ordnung. Und Metteenich? Sucht re nicht auch das „Recht bei der Ordnung?“ Doch genug! Weder von der riſernen Stirne des Diplomatennneſtors, noch von der grazienumſpielten der oſtdeutſchen Poſt wollte ich Ihnen ſchreiben, ſondern von der eiſernen Stirne des Mannes, der jezt in Ungarn füe Oeſterreichs Integrität das Schwert ſchwingt und die

kühne Tapferkeit eines fanatisirten Volks brechen und den schrecklichen Verheerungen endlich, und zwar ein baldiges Ziel stecken soll. Feldzeugmeister Welden bedarf einer eisernen Stirne und einer eisernen Hand. Wider alles Vermuthen besaß der so arg gescholtene und verschrieene Feldmarschall Fürst zu Windischgrätz weder die eine, noch die andere, sonst ständen die Dinge in Ungarn zur Zeit anders. Der greise Fürst glaubte durch langmüthiges Zuwarten und versöhnende Maßregeln das Ziel ebenso schnell, oder wenigstens ebenso sicher als durch einen siegreichen Feldzug erreichen zu können. Einmal im Besitze der Hauptstadt des Landes glaubte er an der Unterwerfung des letzteren nicht zweifeln zu dürfen; er meinte, der kühne Agitator Kossuth werde einsehen, daß jeder weitere Versuch fruchtlos sey. Sein ritterlicher Sinn sträubte sich, der „großen" und „großherzigen" Nation, wie sich die Ungarn so gerne nennen lassen, Arges zuzumuthen, und seine Aeußerung: „hätte man ihn statt des unglücklichen Lamberg nach Ungarn gesendet, es wäre längst anders geworden," ist in dieser Hinsicht charakteristisch. Wie sich der Marschall hierüber getäuscht — es wäre ihm gerade so schlimm ergangen wie dem armen Lamberg, außer er wäre an der Spitze von hunderttausend Mann eingerückt — in so arger Täuschung befand er sich in vielen andern Beziehungen. Während er in Buda-Pesth temporisirte und sich, wie Simson von der Delila, von den Honigworten der ungarischen Reichskratie einschläfern und bethören ließ, gewann der schlaue und gewandte Kossuth, treu seinem Grundsatz: im Himmel und in der Hölle seine Hülfsmittel zu suchen, hinlänglich Zeit, in dem von den Meerästen der Theiß geschützten Debrezin neue Kriegsplane zu schmieden, das Volk allenthalben zu fanatisiren, den Aufstand in Masse zu organisiren und zahlreiche polnische Hülfskräfte an sich zu ziehen, so zwar, daß sich der Kern der polnischen Revolutionspropaganda im Kossuth'schen Lager befindet und den eigentlichen Rahmen des gewaltig angewachsenen Insurgentenheeres bildet und an der Spitze desselben steht. Die ungarische Rebellion ist in diesem Augenblick aufs innigste mit der polnischen verquickt, so daß es schwer ist, beide von einander zu scheiden. Zu allen diesen Uebeln gesellte sich nun auch die gänzlich verfehlte, kaum zu begreifende Wiedergestattung des vom Ministerium bereits verbotenen Umlaufs der Kossuth'schen Banknoten, was eben so viel hieß, als einen Preis auf die Fortsetzung des Aufruhrs ausschreiben. Viele Sympathien gingen dadurch verloren und eine unglaubliche Verwirrung ward in alle Verhältnisse gebracht. Während so Mißgriffe um Mißgriffe begangen wurden, während zugleich die Unbilden der Jahreszeit den Operationen des österreichischen Heeres Verlegenheiten und die Fehler unfähiger Unterfeldherrn Nachtheile bereiteten, erhob sich die Hyder der Insurrektion kühner und trotziger denn je, und war ganz in der Lage die Offensive zu ergreifen. Sie hat dieß auch gethan; mit welch bedrohlichem Erfolge, ist bekannt. Es gilt nun, alles Versäumte gleichsam im Fluge nachzuholen und mit vereinten Kräften die Hauptstärke des Feindes zu brechen. Schon sind von allen Seiten neue Truppenmassen unterwegs und der Feldzug beginnt gewissermaßen von Neuem. Die Armee vertraut dem strategischen, auf den Schlachtfeldern Italiens erprobten Talente ihres neuen Führers; aber die Aufgabe ist eine ungeheuer und bedarf des Aufgebots aller Kräfte. Ungarn ist in diesem Augenblick Oesterreichs Achillesferse. — Fürst Windischgrätz, obgleich unter auszeichnenden Formen an des Kaisers Seite berufen und nominell Oberbefehlshaber des gesammten Heers, mit Ausnahme jenes unter Radetzkys Befehl, soll sich auf seine Güter zurückziehen wollen. Es schmerzt, den Stern dieses vielverkannten Mannes so schnell erbleichen zu sehen. Um so heller strahlt Radetzkys Gestirn. Doch hierüber nächstens mehr.

Paris, April.

(Schluß.)

S p i e l.

In grellem Contrast mit dem öffentlichen und Privatelend steht die herrschende Spielwuth, welche in mancherlei Gestalt die Gesellschaft durchdrungen hat. Sehr zahlreich sind die Häuser, wo sich Abends eine hübsche Gesellschaft versammelt, und wo die Frau vom Hause, meistens eine schöne, gracieuse Lorette, ein Spiel vorschlägt. Diese anscheinend unschuldige Belustigung dauert die ganze Nacht hindurch und die meisten Eingeladenen gehen mit leerem Beutel davon. Fortwährend wird in den Tagesblättern gemeldet, die Polizei habe eine solche Gesellschaft beim Spiel überrascht, mehrere bekannte Betrüger dabei gefunden und die Kasse in Beschlag genommen. Die Frau vom Hause wird dann vor's Polizeigericht gezogen und zu einer Geldbuße, auch wohl zu einigen Monaten Haft verurtheilt. Aber alsbald versucht eine andere Lorette dieselbe Spekulation mit Hülfe einiger Schelmen, benimmt sich dabei etwas vorsichtiger, und theilt den Gewinn mit den Bentelschneidern. Aber der Unfug dauert selten lange in einem und demselben Hause fort; denn unter den Gimpeln, welche um ihr Geld gebracht worden und zu spät merken, in welche Gesellschaft sie gerathen sind, findet sich meist einer, der das Haus der Polizei angibt. Es gehört aber List und große Gewandtheit dazu, ein solches Nest auszunehmen. Die Spielunternehmer sind auf ihrer Hut und stellen Vedetten auf die Lauer, um bei Zeit vom Anrücken des Feindes benachrichtigt zu werden und sich vor Ueberrumpelung zu schützen. Der in dergleichen Kriegsoperationen geübten Polizei gelingt es indessen meistens mitten in's Hauptquartier einzubrechen, sich der Kasse zu bemächtigen und die Spieler zu zwingen, ihre Namen und Wohnung zu Protokoll zu geben. Fast jede Woche findet ein solcher Feldzug statt, und gewöhnlich trägt die Polizei den Sieg davon. Die demokratischen Blätter bemerken, das Spekuliren an der Börse auf Staatseffekten sey um nichts besser als ein Hazardspiel, und man sollte die Spieler dort eben so verfolgen und bestrafen, wie die, welche man am grünen Tisch in Winkelgesellschaften überrascht. Die heftigen Ausfälle jener Blätter wider „Bankiers, Geldmenschen und Wucherer" haben den Zweck, diese Leute als die Urheber und Begünstiger des verderblichen Börsenspiels dem Publikum verhaßt und der Regierung verdächtig zu machen, und es ist bereits in der Nationalversammlung der Vorschlag gemacht worden, die Börsenspekulationen zu besteuern. Dieß wäre so übel nicht, wenn damit andere drückende Steuern wegfielen. Durch die letzte Revolution ist es wenigstens dahin gekommen, daß die Salzsteuer und das Briefporto bedeutend herabgesetzt werden sind. Da aber im vorigen Jahr eine außerordentliche Steuer ausgeschrieben wurde und Handel und Gewerbe stockten, so war der finanzielle Nutzen der Revolution bis jetzt nicht sehr beträchtlich.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 112. Donnerstag den 10. Mai 1849.

Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,
Cascadensturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pischt's in tausend Kleinigkeiten

Goethe

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

In Peterhof liegen die eleganteren Datschen mehr am Saume des Städtchens, und in den an die Kaiserfamilie zunächst angrenzenden Kreisen sagt man, es sey eigentlich nicht »de bon genre.« ein äußerlich großartiges Landhaus dort zu besitzen. Man stellt sich durchaus an, als sey man hier nur und ausschließlich au sein de sa familie, vielleicht gerade deßhalb, weil das innere Leben von Peterhof das entschiedenste Gegentheil ist, nichts als eine sommerliche Uebertragung des ganzen Winterpalastes mit allen Anhängseln auf das Land. Sogar sämmtliche Minister, alle Großwürdenträger, die Mehrzahl der Gesandten haben ihre Häuser und ihre volle Einrichtung in Peterhof. Es fehlt durchauch nichts, als daß hier auch für die Bureaur sogenannte „Sommerlager" erbaut würden, wie sie bei den Kasernen, Schulen und Hospitälern gebräuchlich sind.

Reizend ist die Lage Peterhofs auf den bewaldeten Uferhöhen des Meerbusens. Diese dehnen sich auch in der Richtung gegen Esthland aus und erheben sich dort, in Felsen übergehend, zu einer bedeutenden Höhe. Der Weg von Riga nach Petersburg führte in Esthland (bei Waiwara) einst dicht an diesen schroff abstürzenden Uferfelsen hin. Unten rauscht und wogt das Meer, jenseits dunkein die finnischen Küsten, lustig flattern die weißen Segel auf der geiblich grünen Seefläche hin, während landeinwärts die steinige Heide und öde Schwarzwaldgegend den schärfsten Contrast zum lieblichen Ausblick bieten.

Der Abfall des Hügelufers bei Peterhof würde übrigens keineswegs so steil erscheinen, wenn es nicht für Gartenanlagen terraffirt wäre. Dieser sogenannte „Untergarten" ist ein dicht verwachsener Park im englischen Geschmack. Indem seine Baumgruppen und vielverschlungenen Wege uns mählig bergab an's Meeresufer führen, kommen wir zu einem einfachen Bau. Es ist „Alexandrosk," der Lieblingssitz der jetzigen Kaiserin und vom Kaiser ihr zum Geschenk verliehen. Dieses Alexandrosk bildet durch solche Abgeschiedenheit vom lauten Peterhof den eigentlichen und wirklichen Ruhesitz der kaiserlichen Familie. Die Landhäuser der Hofleute sind noch nicht hiehergedrungen; dagegen hat der Großfürst Thronfolger unweit davon ein Lustschloß ganz im bekannten Geschmacke der Schweizer Häuser aufgeführt, und der Leuchtenbergsche Palast tritt auf einer Anhöhe aus den Bäumen hervor an das Meerbusenufer. Endlich folgt in der Richtung nach Petersburg noch Oranienbaum, das von Katharina II. so heißgeliebte Versteck, jetzt freilich als Lustschloß vollkommen vergessen, wichtig dagegen als Nebenwerk der Kronstädter Befestigungen.

Doch kehren wir nach der Peterhofer Schloßhöhe zurück. Das Schloßgebäude selbst ist nicht eben ausgezeichnet: langgestreckt, in altfranzösischem Geschmack, mit allerlei Rococozierde geschmückt und grell gelb getüncht. An seine Rückseite schließen sich weite Höfe und allerlei Zubehör eines fürstlichen Landaufenthalts; die Vorderfronte blickt über die Bergterrassen herab auf den schnurgeraden Hauptstrom der tausend und abertausend Wasserkünste, welche diesen altfranzösischen Gartenanlagen („Obergarten") ihren eigenthümlichen Reiz verleihen. Schon auf der Höhe des Berges, vor der Rampe des Schlosses, gießen bronzene Bildsäulen fortwährend neue Fluthen in ein weites Becken.

Digitized by Google

Aus dieſem ſtürzen die Waſſer zwiſchen beeiten ſteinernen Treppen hinab. Faſt auf jeder Stufe wirft wieder eine mythiſche Geſtalt in die verſchiedenen Becken neue Wogen, welche auf der halben Berghöhe ſchäumend in einem Baſſin zuſammenfließen, in deſſen Mitte ein trefflich gearbeiteter Simſon auf einem Felſen den Löwen zerreißt. Ein Springſtrahl, gleich einee kryſtallenen Säule, ſteigt aus dem Thier zu gleicher Höhe mit der Zinne des Schloſſes empor und wirft ſich dann endlich hinab in den ſchon erwähnten, nichts weniger als ſchönen Kanal, deſſen Ausfluß eine Uferbucht bildet.

Am Tag erſcheinen freilich die Nebenpartien dieſer Waſſerkünſte, deren größter Theil noch dazu meiſtens verſchloſſen iſt, zwiſchen den geraden Linien der altfranzöſiſchen Gartenanlagen beinahe lächerlich. Dieſe halbtrockenen Baſſins allenthalben, dieſe kupfernen Thieegeſtalten, dieſe Ungeheuerköpfe, dieſe Tritonen und andere Berggeſtalten ſtehen ſo vollkommen zwecklos da, ſo widerlich mit ihren aufgeriſſenen trockenen Schlünden. Dazu kommt wohl hie und da, aber ſelten, ein Stückchen Blumenland, hier eine Laube, dort eine wohl beſchnittene Hecke; es iſt aber Alles ſo gezwungen, ſo unnatürlich. Und außerdem mahnen die allerwärts aufgeſtellten Wachen den Beſchauer fortwäheend daran, daß dieß keine ächten Ueebeebleibſel altfranzöſiſchen Königsgeſchmackes ſind, ſondeen nur Nachahmungen der Mode, mit ungeheuern Opfern hergeſtellt, ohne geſchichtliche Bezlehung zum Schloſſe dort oben, wie zum Volke, welches ſich unten am Landungsplatze der Dampfboote drängt.

Das Volk kommt jezt auch nicht herein in den vornehm ſtillen Garten. Seine Wege ſind meiſtens leer, nur hie und da tummelt ein Gardeoffizier ſein Rößlein müde, oder es jagt eine kleine Droſchke hoſtoryſtiſchen Ausſehens an uns vorübee. Nue an einem einzigen Tage im Jahr ſind alle dieſe Wege, ſind die Raſenplätze und Ruheſitze bedeckt mit einer wimmelnden Menſchenmenge. Das iſt am 1. Juli, dem Geburtsfeſt der Kaiſerin; unter Alexander war's am 22. Juli. Dann erſcheint aber auch die ganze Gartenanlage ſo vollkommen verändert, daß wir Mühe haben, ſie wieder zu eekennen. Da ſteömen all jene abenteuerlichen Geſtalten ihren ſcheinbar uneeſchöpflichen Inhalt an Waſſer nach allen möglichen Richtungen aus, in auf- und abwärts ſteigeuden Strahlen, in ſchwellenden Wogen und zeeſtäubenden Garben, in kühnen Bogen und murmelnden Quellen. All die häßlichen Beetiefungen des Gaetens ſind gefüllt bis zum Raude mit luſtig glitzerndem Kryſtall, und ſcheinbar ungebändigt hüpfen die ſchäumenden Wogen aus einem Becken zum andeen. Nirgends ſind wir ſicher, trockenen Leibes zu bleiben. Nicht genug an der offenen, kaum zu vermeidenden Gefahr, kauern auch noch hundert veeſteckte Spieiereien auf den unvorſichtigen Spaziergänger. Wie wollen uns unter einen Baum flüchten, und ſo wie wir untee ſein Blätterdach treten, überſchüttet uns ein voller Guß; dort die Felswand ſoll uns decken, aber dem Nahenden ziſcht ein feiner Staubregen entgegen; drüben die Bank in der Grotte verheißt endlich Ruhe, aber ſo wie wir uns darauf niederſetzen, ſind wir mit Waſſer überſtrömt. Schiee verzweifelnd ſieht man ſich um nach einem einzigen trockenen Punkt, aber umſonſt. So weit man auch durch die Bäume blickt, überall glitzern und blitzen die feuchten Rubinen, Diamanten und Smaragde der neckiſchen Waſſergötter.

(Fortſezung folgt.)

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung.)

II.

So wenig dee Baeon und ſeine Freunde es mit Wetter und Weg genau zu nehmen pflegten, ſo war es doch heute unmöglich auszugehen. Der Regen goß in Strömen und ſchlug abwechſelnd vom Winde gepeitſcht gegen die Fenſter. So brachte die Geſellſchaft den Nachmittag im Salon zu, in deſſen Kamin ein großer Klotz brannte; Madame d'Aiue verdauend im Lehnſtuhl, ihre Tochter am Stickrahmen, eine junge Feau von anmuthigen Geſichtszügen, friſcher, geſunder Farde, in rothen, mit weißer Gaze überdeckten Taffi gekleidet; der Baron in Schlafrock und Nachtmütze, ein wenig unpäßlich, ungewiß, ob in Folge des Wetters oder der Tafelfreuden, welchen beiden er geſtern mit dewundernswerthem Muthe ſich ausgeſezt hatte; ihm zur Seite, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf in die Schultern gedrückt, die Hände auf die Knie geſtüzt, eine getrocknete, runzlichte Figur, ein ſchottiſches Original, Namens Hoop; endlich, auf- und abwandelnd, eine hohe Geſtalt, mit der Stirne des Denkers, Augen voll Empfindung, feiner, ein wenig gebogener Naſe, den Mund von Witz und Freundlichkeit umſpielt — es war Diderot. Eben ſtand er am Ende des Saales vor einem Gemälde ſtill, das er betrachtete, mehr in ſeine eigenen Gedanken, wie es ſchien, als in die Anſchauung des Bildes verſunken.

„Nun, mein kritiſcher Freund," rief ihm Holbach zu, „laſſen Sie jezt dem Meiſter Oudry Gerechtigkeit widerfahren? Das Gemiſch von Mutterliebe

und Wildheit im Geſichte der ſäugenden Hündin, als könnte es ihe einfallen, den, der iheen Kindern zu nahe tritt, beim Rockſchoß zu packen, die drollige Zudeinglichkeit dee Jungeu, ſind ſie nicht wundervoll ausgedrückt? und dann dee Sonnenſtrahl, der duech die Lucke dort auf den Kopf dee Beſtie fällt, ſcheint ee nicht wirklich außeehalb des Gemäldes heezukommen?" — „Weit entfernt, dem Verdienſte der Ausführung zu nahe treten zu wollen," erwiederte Dideeot, immer noch den Blick auf das Bild geheftet, „ſo iſt es doch mehr ſeine Bedeutung, die mie ſo eben zu denken gab. Dee Trieb der Mutterliebe, das Individuum, das mit einem ſeinesgleichen andere ſeinesgleichen hervorbeingt, in dieſen andern ſich ſelber liebt, und ihnen am Ende ſeinen Platz auf der Bühne des Daſeyns überläßt, das iſt ja eben die innerſte Kraft der Natue, die Seele der Welt, dieſes Bild mithiu ein Symbol deſſen, was dee höchſte Gegenſtand unſeees Philoſophieens iſt."

„Ein würdiges Altarblatt unſerer neuen Kirche," fiel Holdach ein, „das ich alſo füe meine hundert Piſtolen noch billig genug erwoeben habe." — „Ein Bild abee," veeſezte dee Schotte, indem er ſich ein wenig aufeichtete, „auf welchem dee heiligen Natur bedeutend geſchmeicheit iſt. Es ſtellt ſie nur von der einen Seite, gleichſam in ihrer guten Stunde dar. Abee ſie hat deren auch verdammt böſe. Sie gibt nicht bloß das Leben, ſondern ſie nimmt es auch; ſie iſt ein Saturn, der ſeine eigenen Kinder frißt, und neben der ſäugenden Hündin müßte nothwendig dee Wolf, wie er das Lamm zeereißt, die Katze, wie ſie mit der Todesangſt der gefangenen Maus ihe Spiel treibt, der Würgee, wie ee Bienen an den ſpitzrn Doru ſpießt uud da zappein läßt — ſolche Bilder müßten jedenfalls noch daneben gehängt werden, um die gute Mutter vollſtändig darzuſtellen, deeen wohlgeeathene Kinder wie Menſchen ſind, nämlich um kein Haar beſſee als ſie."

Dee Baeon wollte etwas eewiedern, abee ein Wagen, den man voefaheen hörte, zog die Geſellſchaft an's Fenſtee, und gleich daeauf teat ein Mann in's Zimmee, den ſeine Geſichtszüge als Italiener anlündigten, und den dee Baeon dem Schotten als den Doltor Gatti voeſtellte. Er kam von einem kranken Gutsherrn in der Nähe, von deſſen Befinden ſich die Unteehaltung, wie das ſo zu gehen pflegt, bald auf ſeinen Chaeaktee, ſein Thun und Treiben wendete.

„Ein achtbaeee, aber wunderlichee Mann, dieſee Herr M.," bemeekte Holbach; „kenntnißreich, von richtigem Uetheil und klugem Benehmen, gewiſſenhaft in Eefüllung ſeinee Amtspflichten, beſucht ee die Meſſe, ohne recht an ſie zu glauben, achtet die Religion und lacht doch in die Fauſt übee den Spott, den man mit ihr teeibt, glaubt an eine Auferſtehung, ohne über die Unſterblichkeit der Seele im Reinen zu ſeyn — kuez ein dicker Knäuel von Widerſprüchen, die ſeine Unterhaltung äußeeſt poſſierlich machen." — „Und mit dieſer Schildeeung," verſezte Diderot, „die auf einen Einzelnen beeechnet iſt, bemerken Sie nicht, Baron, wie Sie damit drei Viertheile, ich will nicht ſagen unſerer höhern Stände, ſondern ſelbſt der wirklich Untereichteten und Aufgeklärten gezeichnet haben? Dieſes Gemiſch von Verſtand und Voeuetheil, von Freigeiſterei und Aberglauben findet ſich —" — „Selbſt noch in den Köpfen unſerer Philoſophen," fiel Madame d'Aine ein; „habe ich Recht, Here Philoſoph, oder nicht?" — „Recht, wie immer," erwiderte dieſee; „nur beweiſt es nicht für die Wahrheit des Abeeglaubens, ſondern iediglich für die Macht dee Erziehung und Gewohnheit. Um jedoch unſeeer gütigen Wiethin ganz nach Wunſch zu dienen, will ich eine Schwäche von mie ſelbſt zum Beſten geben. Als mich vor Jahren die ſchönen Augen der Madame Dupré de St. Maur in den Thurm von Vincennes gebracht hatten, da wuede mie endlich nach einem Monat Gefangenſchaft die Zeit lang, und ich hätte gern gewußt, wie lange es noch dauern könne. Es fiel mie ein, das Loos zu befragen: ich hatte einen kleinen Piaton bei mie, er ſollte mir mein Schickſal verkündigen. Ich ſchlug auf, und die erſten Worte der aufgeſchlagenen Seite waren: „Dieſe Sache iſt von dee Art, daß ſie bald ein Ende nehmen muß." Ich lächelte und nach Veefluß einer Viertelſtunde höete ich den Schlüſſel in das Schloß meines Kerkees ſtecken: es war dee Polizeilieutenant Beeryer, dee mie auf den folgenden Tag meine Freilaſſung ankündigte."

Nachdem die Geſellſchaft über ein ſo merkwüediges Zuſammenteeffen ihre verſchiedenen Empfindungen und Gedanken geäußert, wandte Doktoe Gatti ſich mit der Frage an Dideeot, was denn das mit den ſchönen Augen zu bedeuten habe? „Die Ueſache Iheer Gefangenſchaft wae doch wohl die Encyclopädie; wie hängt das mit ſchönen Augen zuſammen?" — „Und was, ſeage ich Sie," ewideete Diderot, „hängt denn in dieſem unſeeem Feankreich nicht mit ſchönen Augen zuſammen? Die Encyclopädie wae der Vorwand; ohne Zweifel hätte ſie ſpäter von ſelbſt meine Veefolgung heebeigefühet; daß aber dieſe eben damals ausbrach, damit ging es, wie ich angedeutet. Ich aebeitete um jene Zeit an meinem Brief übee die Blinden; Here von Reaumue hatte einen Blindgeboenen bei ſich, der operirt weeden ſollte. Natüelich war mie dee Fall untee ſolchen Umſtänden doppelt intereſſant. Ich ließ Herrn von Reaumur durch gemeinſchaftliche Freunde den Wunſch nahe legen, den

ich überdieß ſelbſt im Geſpräch mit ihm durchblicken ließ, bei der Abnahme des erſten Verbandes gegenwärtig zu ſeyn. Vergeblich; ich und andere Gelehrte, die den gleichen Wunſch gehegt hatten, mußten bald darauf vernehmen, daß einzig Madame Dupré de St. Maur das Glück gehabt habe, dabei gegenwärtig ſeyn zu dürfen."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

Der däniſche Krieg — Die Kaiſerkrone. — Der Prediger Schell.

Der Sieg bei Eckernförde über den übermüthigen Dänen war die ſchönſte Oſterfeier, die uns bereitet werden konnte. Möchte der ſo ſchön eingeweihte grüne Donnerſtag für das Geſammtvaterland ein Tag des Glücks, des hoffnungsreichſten Siegs werden über alle äußern und innern Feinde! Auch der heftige und blutige Kampf bei Düppel, obwohl anfangs ſehr übertrieben, gereicht den deutſchen Waffen nur zur Ehre. Daß bei dieſem Kampfe unſere ſächſiſchen Truppen ſo wacker mitgefochten, erregte hier die größte Freude; nur die zahlreichen Opfer, die dabei gefallen, beklagt man tief und ſucht die ſo mancher Familie geſchlagenen Wunden durch Sammlung milder Beiträge zu heilen, die man für die Hinterlaſſenen der Gefallenen veranſtaltet. Mit Ausnahme weniger Dänemanen iſt man hier zu Lande ſehr für kraftvolle Fortführung des Kriegs in den Herzogthümern eingenommen, weil denn doch Jedermann einſieht, daß die Ehre des Vaterlands dieſen Kampf, möge er auch noch ſo große Opfer koſten, gebieteriſch erheiſcht.

Da Schwerterklang und Kanonendonner mit dem Flammenſcheine eines in die Luft geſprengten Linienſchiffes ſelbſt das lauteſte geſprochene Wort, und flöße es von den Lippen eines dreimal Weiſen, mächtig übertönt, ſo drängten die Siegesnachrichten vom Belt die wichtigen Beſchlüſſe der Nationalverſammlung in Frankfurt etwas in den Hintergrund. Hier zu Lande war ohnehin die Kaiſerwahl nicht ſehr populär. Man glaubte nicht an die Willfährigkeit des Königs von Preußen, die angebotene Krone ſich auf's Haupt zu ſetzen, und daß man in dieſer Beziehung richtig fühlte, haben die letzten Wochen und Tage gelehrt. Etwas mehr politiſcher Inſtinkt wäre den Frankfurter Kaiſermachern wohl zu wünſchen geweſen; ſie hätten dem Geſammtvaterlande viele Wirren, in die es nunmehr unausbleiblich ſtürzen muß, erſpart. War man nun aber auf die Nichtannahme der Kaiſerkrone von Seiten des Königs von Preußen gefaßt, ſo hatte doch Jedermann eine andere, eine männlichere Antwort erwartet. Dieſes Frommthun, Sichgehenlaſſen und doch halb Ablehnen, dem ſpäter ein ganzes folgte, ärgerte alle Welt, die Erklärung des Miniſteriums vom 21. April in der zweiten preußiſchen Kammer erbitterte wo möglich noch mehr, als Oeſterreichs frech klingende Losſagung von Deutſchland. Die Stimmung im ganzen Lande, bisher ſehr ruhig, iſt ſeitdem gewaltig erregt. Wie in Württemberg will das Volk die Verfaſſung pure, wie ſie in der Paulskirche beſchloſſen worden iſt, und während ich dieß ſchreibe, geht bereits eine Adreſſe von hier an König und Miniſterium ab, welche dringend um ſchleunige Annahme und Bekanntmachung der Reichsverfaſſung bittet. Sollte, was Gott verhüte! abſchläglich oder auch nur ausweichend darauf beſchieden werden, ſo ſtehen wir wieder mitten in der politiſchen Agitation des vorjährigen März, die mit Bajonetten und Belagerungszuſtänden ſchwerlich niedergehalten werden würde. Hätte Friedrich Wilhelm von Preußen mit dem Muthe eines deutſchen Mannes die Krone angenommen, zugleich mit der Verfaſſung, ſo würden auch die Widerſtrebenden ſich beruhigt und gefügt haben, jedenfalls wäre Deutſchland zum größten Theil den Gefahren entgangen, die jetzt von allen Seiten drohen und neue revolutionäre Stürme hervorrufen können. Sollte es zu einem abermaligen Ausbruche des Volksunwillens in deutſchen Landen kommen, dann wehe unſerm zermarterten Vaterland, und dreimal wehe denen, die es dahin brachten durch Starrſinn, Egoismus und Mangel an hiſtoriſchem Verſtand!

Seit Wiens Fall leben hier eine Menge Oeſterreicher, die als Leidensgenoſſen ziemlich eng zuſammenhalten. Andere, ebenfalls meiſtens Nichtſachſen, ihre Geſinnungen theilend, ſchloßen ſich ihnen an. So bildete ſich ein ziemlich zahlreicher Klub, an dem auch Arnold Ruge ſich betheiligte, der »Philosophus abstractissimus,« wie Dr. Schwetſchke ihn in ſeinem bekannten Büchlein nennt, ſowie ein deutſch-katholiſcher Prediger Joſeph Schell, der theils als Gaſt in der hieſigen deutſch-katholiſchen Gemeinde predigte, theils lange urradikale Reden in dem „linkiſchſten" Vaterlandsvereine hielt. Was die guten Leute in ihrem Klub berathen haben, weiß Gott allein; mit den Sendlingen des demokratiſchen Comités mögen ſie wohl häufig verkehrt haben. Das hatte eine auswärtige Regierung glücklich gewittert, und ſo fand man ſich gemüßigt, eines ſchönen Morgens den Ort, wo der Klub zuſammen zu kommen pflegte, nach Papieren und Schriften zu durchſtöbern, auch Arnold Ruge's Wohnung mit einer Hausſuchung zu beehren. Ob man dabei gegen die Grundrechte geſündigt hat, wie Ruge in ſeinem offenen Proteſte behauptet, weiß ich nicht; die Ausbeute wird nicht ſehr groß geweſen ſeyn, obwohl man anfänglich von ſehr bedeutenden Funden ſprach. Nur für Schell, den höchſt demokratiſchen deutſch-katholiſchen Prediger, hatte die Aufhebung des Klubs auch Ausweiſung zur Folge. Dieſe in neuerer Zeit bei uns nicht mehr übliche Strenge fand zum Theil wohl ihre Begründung in dem Auftreten Schells als Kanzelredner. Eine gedruckt vorliegende Predigt dieſes Mannes, die übrigens nicht zu den ſchalen Produkten dieſer Art gehört, redet leider an einer Stelle unverkennbar der Unſittlichkeit das Wort, indem ſie nur das für ſittlich erklärt, was die Zeit juſt dafür hält, und ſchlechthin behauptet, es gebe an ſich nichts Unſittliches, nur der Glaube, die Anſicht, die Ueberzeugung, ſey's des Einzelnen oder einer Mehrheit, mache es dazu. Solche Dinge mögen auf dem Katheder vor lauter gebildeten oder nach tieferer philoſophiſcher Bildung ſtrebenden Zuhörern am Platze ſeyn, die Kanzel gegenüber einer Gemeinde, die größtentheils aus wenigſtens nicht logiſch gebildeten Köpfen beſteht, iſt nicht der Ort dazu. Mit vollem Recht ward deßhalb dem Prediger die Kanzel verboten, und als ſich eine ſchickliche Gelegenheit zeigte, ſuchte ſich die Behörde des unbequemen Menſchen, der mit ſeiner Zunge möglicherweiſe Unglück anrichten konnte, ſtill zu entledigen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 113. Freitag den 11. Mai 1849.

— To die, — to sleep; —
To sleep! perchance to dream; ay, there's the rub!
Shakespeare.

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung.)

„Alſo hat Herr v. Reaumur, ſchrieb ich hierüber im Eingang jenes Briefs, der bald darauf gedruckt wurde, ein ſo wichtiges Experiment lieber vor zwei ſchönen Augen ohne Bedeutung, als vor ſachkundigen Männern vornehmen laſſen. Nun gefiel ſich aber bekanntermaßen dieſe Dame ebenſowohl in ihrer vermeintlichen Gelehrſamkeit, als ihre Augen dem Herrn v. Argenſon gefielen; was Wunder alſo, daß nach wenigen Tagen von ihm geſendet ein Commiſſär mit drei Mann mir auf's Zimmer ſtieg, um meine Papiere zu unterſuchen und mich abzuführen!"

„Nun, aber das eigentliche Verbot der Encyclopädie," bemerkte der Doktor, „erfolgte doch erſt ſpäter, und zwar auf Requiſition des Generaladvokaten Omer de Fleury?" — „Ganz richtig." — „Und wiſſen Sie wohl, daß dieſer nämliche Generaladvokat jezt vom Großen an's Kleine, von den Herrn Philoſophen hinter uns arme Impfärzte gekommen iſt?" — „Nicht möglich!" — „Geſtern hat das Parlament von Paris den Ausſpruch gethan, daß im ganzen Stadtbezirke das Impfen vorläufig verboten ſeyn ſolle, bis die mediciniſche und theologiſche Fakultät ihr Gutachten in der Sache abgegeben haben würden."

„Die theologiſche? das iſt luſtig," ſagte der Baron; „wahrſcheinlich um die Gefahr für Sitten und Religion zu berechnen, falls es künftig mehr hübſche Menſchen geben ſollte." — „Man könnte ſich's gefallen laſſen," meinte Diderot, „wenn von jeher Gegenſeitigkeit ſtattgefunden, wenn man auch die mediciniſche Fakultät befragt hätte, ehe man gewiſſe theologiſche Lehren und kirchliche Satzungen feſtſtellte. Uebrigens finde ich natürlicher, daß ſich die Blatterimpfung von der Provinz in die Hauptſtadt, von den niedern Klaſſen zu den höhern verbreite. Haben die lezteren weniger Vorurtheile, ſo legen ſie dafür auf ihr Leben ein Gewicht, das mit deſſen Werthe zwar meiſtens in umgekehrtem Verhältniß ſteht, aber ſie vor dem leichteſten Verſuche beben macht."

„Schade," ſagte Hoop, „daß mich die natürlichen Blattern ſchon ſo gründlich durchgeackert haben, wie Sie ſehen, ſonſt würde ich mich Ihrem Experiment um ſo williger unterwerfen, je weniger ich auf ſeine Gefahrloſigkeit Vertrauen ſetze." — „Das heißt alſo, daß Ihnen Ihr Leben wenig werth iſt?" fragte der Doktor. — „O, was das betrifft," bemerkte Madame d'Aine, „ſo habe ich unſern melancholiſchen Freund in ein Zimmer logirt, deſſen Fenſter geradezu nach dem Graben gehen; hoffentlich wird er ſich nicht beeilen die Gelegenheit zu benutzen." — „Oder wenn Ihnen das Waſſer im Graben zu kalt iſt, Vater Hoop," ſagte der Baron, „ſo wollen wir uns ſchlagen." — „Mit Vergnügen," verſetzte der Schotte, „unter der Bedingung, daß Sie mich tödten."

„Aber ich kann doch in Ihren Verhältniſſen, geehrteſter Freund," fiel Madame Holbach mit ſanfter Stimme ein, „das Unglück nicht entdecken, das Ihnen das Leben ſo unerträglich machen ſollte." — „Unglück?" erwiderte Hoop, „das größte Unglück iſt, zu exiſtiren, und ich exiſtire." — „Da irren Sie ſich," bemerkte Diderot; „das größte Unglück in Ihrem Sinn iſt nicht, zu exiſtiren, ſondern immerfort zu exiſtiren." —

Digitized by Google

„Das wird glücklicherweise nicht der Fall seyn.“ — „Möglich; doch wer weiß? Wenn es gewiß ist, daß etwas wirklich Lebloses niemals Leben gewinnen kann, sollte es möglich seyn, daß etwas Lebendiges jemals das Leben verlieren könnte? Man muß nur zwischen verschiedenen Formen des Lebens unterscheiden. Jezt leben Sie als Ganzes; in zwanzig Jahren vielleicht werden die unendlich vielen Theilchen, die jezt mit einander dieses Massenleben ausmachen, jedes für sich sein besonderes Leben führen. Dieß ist der einzige Unterschied zwischen Leben und Tod, den ich verstehe.“ — „Noch zwanzig Jahre!“ murmelte Hoop, „das ist lang.“ — „Von diesem Gesichtspunkte aus,“ fuhr Diderot fort, „sind vielleicht diejenigen, welche sich im Leben geliebt haben und sich nun im Tode neben einander begraben lassen, so närrisch nicht, als es den Anschein hat. Vielleicht daß ihre Asche sich vermischt, daß ihren Resten in der Tiefe der Erde noch eine Art von Empfindung, von Erinnerung sogar, geblieben ist. O ein schöner Gedanke, daß die aufgelösten Theile des gestorbenen Liebenden die zerstreuten Reste der Geliebten im weiten Raume der Natur aufsuchen werden, um nach Ablauf von Jahrhunderten endlich Ein Ganzes mit ihr auszumachen! Ein Traum wahrscheinlich, aber welch ein süßer Traum!“ — „Nun sagen Sie mir: ist das ein Philosoph oder ein Schwärmer?“ fragte Holbach den Arzt, der sich zum Aufbruch anschickte, um zeitig nach der Hauptstadt zurückzukommen.

III.

Der Himmel hatte sich aufgehellt, nur ein starker Wind ging noch, der aber Diderot und Hoop nicht abhielt, ihren Spaziergang zu machen. Der Franzose richtete an den Schotten eine Menge Fragen über die englische Staatsverfassung; das Parlament, seine Stellung und Zusammensetzung, die Einrichtung der Parlamentshäuser, Zuhörertribünen und Schnellschreiber — das alles waren Dinge, von denen im damaligen Frankreich selbst ein Mann wie Diderot nur sehr unbestimmte Vorstellungen hatte. Von der Politik kamen die beiden Wanderer auf das Leben und Lebensglück zu sprechen und der Philosoph, für welchen der sonderbare Schotte ein Gegenstand war, dem er gern auf den Grund gekommen wäre, fragte diesen, welches von den Gütern des Lebens er am höchsten schätze?

„Dasjenige,“ antwortete dieser nach einem Augenblick des Besinnens, „was mir immer gefehlt hat, die Gesundheit.“ — „Und das größte Vergnügen, das Sie genossen haben?“ — „Um Ihnen das verständlich zu machen,“ erwiderte Hoop, „muß ich Sie von meiner Familie unterhalten. Wir sind unserer zwei Brüder und drei Schwestern. In Schottland, wie in einigen Provinzen von Frankreich, wendet ein unvernünftiges Gesetz Alles dem Erstgebornen zu. Mein ältester Bruder war das Schooßkind von Vater und Mutter, d. h. sie wandten Alles an, einen schlechten Menschen aus ihm zu machen, was ihnen nur allzugut gelang. Sie verheiratheten ihn so früh und so reich als möglich, und entäußerten sich zu seinen Gunsten ihres ganzen Besitzthums. Doch der ungerathene Sohn ließ sie bald die Schwäche bereuen, ihn so unabhängig gestellt zu haben. Er verletzte die kindliche Achtung, behandelte sie hart, ließ sie fühlen, daß sie ihm zur Last seyen, und nöthigte so seine guten alten Eltern, mit ihren Töchtern ihr Haus zu räumen, kaum mit den Mitteln zu ihrem nothdürftigen Lebensunterhalt versehen, geschweige daß sie an eine Ausstattung der bereits erwachsenen Mädchen hätten denken können; denn deren Bruder hatte die Sache so zu stellen gewußt, daß man nicht einmal die Mitgift seiner Schwestern von ihm fordern konnte.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

Auf jedem freien Platze des Gartens sind an diesem Tage Tempel, Säulenhallen, Pyramiden und Obelisken in buntem Gemisch und frischglänzend in grellem Farbenschmuck erstanden. Aber all dieß sind nur die Vordereitungen für den Abend. Dann strahlt Alles im bunten Lichte unzähliger Lampen, und dieß ist der eigentliche Glanzpunkt des sogenannten Festtags. — Dicht über der Wasserfläche der Becken, Seen und Teiche, rings um die emporgeschleuderten Wassermassen, hinter den herabstürzenden Fluthen der Cascaden, längs der Ränder und Kanten der Kanäle — überall Feuer und Wasser, die herrlichsten Farbenspiele zeugend, in gemeinschaftlicher Prachtwirkung. Darüber rauschen und schwanken, streifweise von mächtigen Lichtblitzen erhellt, die mächtigen Buchen und Linden des Gartens, und mitten unter den Wassern, scheinbar auftauchend aus ihren Tiefen, dann verschwindend in den farbigen Dämmerungen, wälzt sich eine unermeßliche Menschenmenge hin und her. Den ganzen Tag hat sie des abendlichen Schauspiels geharrt. Schon beim grauenden Morgen sind sie aus der Residenz hierhergefahren zu Wasser und zu Land, haben im übelsten oder doch bedenklichsten Wetter auf dem Platz ausgehalten, haben sich gedrängt, gestoßen, den müden Gliedern keine Ruhe gegönnt, dem hungrigen Magen für schweres Geld kaum einige elende Bissen geboten, haben am ganzen Tage nicht laut

Digitized by Google

gelacht, kaum geſprochen, nur geflüſtert, um von der ſtrafluſtig und zahlreich umgehenden Polizei nicht als Ruheſtörer fortgewieſen zu werden. Wahrlich eine ſchwere Prüfung! vielleicht nur in Petersburg zu ertragen. Und dieß Alles um den Preis jenes Schauſpiels? Darum, und um einige andere Hoffnungen.

Denn wer's juſt glücklich traf, konnte ſchon am Nachmittag noch ein anderes Vorſpiel des Abends erblicken. Da ritt der Kaiſer in voller Uniform mit ſeinem Stabe durch die Hauptalleen. Alles Volk verneigte ſich tief, und ſchwenkte Hüte und Mützen mit Hurrahgeſchrei, während der ſchöne Mann mit ſeinem eiskalten Lächeln rechts und links hin grüßte. Am Abend iſt dann Hoffeſt dort oben in den glänzenden Sälen des Schloſſes. Jedem, der einen Frack oder einen ruſſiſchen Kaftan trägt, ſteht der Eingang offen; aber wie wenige von den Tauſenden gelangen dahin! Und auch da gilt es, jenen glücklichen Moment zu treffen, wo der Kaiſer mit der Kaiſerin, gefolgt von der Familie und den Großwürdenträgern, die Säle durchſchreitet. Hier aber darf ſich die Menge nur in ſtummer Verehrung beugen und ſtaunend hängt ihr Blick an der Pracht der kaiſerlichen Gewänder, an den Edelgeſteinen des Gefolges, die in den tauſend und abertauſend Lichtern der Kronleuchter an Größe und Menge vervielfacht erſcheinen.

Da dröhnt ein Kanonenſchuß von draußen herein. Es iſt das Signal, daß das Feuerwerk beginnt. Alles drängt ſich in tiefem Schweigen, aber in höchſter Spannung wieder in's Freie. Da ſchießen jezt Flammen in allen Farben zum Himmel empor, überſtrahlen meteorisch den ganzen weiten Raum und zerſtieben praſſelnd in der doppelt dunkeln Nacht über der ſtaunenden Menge, die da zuſammengedrängt iſt Leib an Leib, Geſicht an Geſicht, Vornehm an Gering, Arm an Reich, Häßlich an Schön, Pracht an Schmuz, ſcheinbar ein einziger lebendiger Körper mit unzähligen Gliedern, deren keines ſelbſtſtändiger Bewegung fähig iſt. Man denkt unwillkührlich an ein allegoriſches Bild des ruſſiſchen Volks bei dieſer ſtummen, dichten Menge inmitten der künſtlichen Waſſer ohne belebende Kraft, unter den ſpielenden Lichtern ohne Wärme, neben den ſcheinbar lebendigen Göttern aus Bronze.

Endlich erliſcht ein Licht nach dem andern im Garten, verrauſchen die Waſſerkünſte, löst ein Theil nach dem andern ſich ab vom Menſchenknäuel, verſchwindet ein Waſſergott nach dem andern im murmelnden Dunkel. Aber ſtoßweiſe unterbrach ſchon lange das Brauſen des Meeres die unruhige Stille. Jezt rollen die Wogen lauter, ein ſcharfer Wind ſtreicht durch die rauſchenden Bäume in die Nacht hinein, und draußen klingelts zur Abfahrt der Dampfboote, knallen, pfeifen und ſchreien die heimwärts drängenden Wagenführer. Endlich wird's ganz ſtill, ganz dunkel aller Orten; nur oben vom Berggipfel ſtrahlt feenhaft die Erleuchtung des Schloſſes den Davonfahrenden nach, und in der Nähe erblicken wir bei den Streiflichtern der Fenſter regelmäßig von Minute zu Minute die ſcharf gezeichneten Geſtalten hin- und herſcheitender Wachpoſten.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Meyerbeers Prophet.

Meyerbeers Prophet, von dem ſeit einer Reihe von Jahren die Rede war, der wie der Meſſias erwartet wurde und nicht erſchien, deſſen Exiſtenz die Skeptiker in Frage und die Gläubigen außer allen Zweifel ſtellten, der nach Einigen ſelbſt durch den Kaiſerſchnitt nicht hatte aus der erſchöpften Phantaſie des Componiſten jedenfalls an's Tageslicht gefördert werden können, der nach Andern vielmehr längſt ſchon, wie aus Jens Haupte Pallas Athene, in vollem Kriegsſchmuck aus des Meiſters genialer Stirn entſprungen war und unter dem Verſchluß eines Notars lag, aus welchem ihn nur eine Verjüngung des verknöcherten Opernperſonals befreien konnte — Meyerbeers Prophet, der nachgerade zur Mythe geworden war, iſt denn endlich erſchienen und hat am 16. April ſeinen Triumphzug über die Bühne gehalten. Für Paris ein wahres Ereigniß. Beiläufig können wir von dieſer neuen Oper nur ſagen, daß es ein koloſſales Tonwerk iſt und als ſolches die Hugenotten wohl noch übertreffi. Eine Kritik des muſikaliſchen Theils ſpäter; für heute begnügen wir uns mit der Erzählung der Handlung, die im ſechzehnten Jahrhundert ſpielt, und nicht, wie anfangs geglaubt wurde, den Prophoten Mohamed zum Helden hat, ſondern Johann von Leyden.

Der erſte Aufzug verſezt uns auf die Güter des Grafen Oberthal in der Nähe von Dordrecht. Liebliche Landſchaft; Hütten, Weideſtätten, Windmühlen; rechts die gräfliche Burg mit hohen Zinnen und Zugbrücke. Chor der zum Morgenimbiß verſammelten Landleute. Die junge Bäuerin Bertha iſt mit einem friſchen Geſellen, Namens Johann, Gaſtwirth in einer der Veſtädte Leydens, verlobt, deſſen Mutter Fides herübergekommen, um ſie zu holen und dem Bräutigam zuzuführen. Im Augenblick, da beide die Schloßtreppe betreten, um die erforderliche Einwilligung des Gutsherrn einzuholen, ertönt ein fremdartiger choralmäßiger Geſang von düſterm Charakter: »Iterum ad salutares undas, ad nos, in nomine Domini, ud nos venite, populi!« und feierlichen Schritts ſteigen von einer Anhöhe langſam drei ſchwarze Geſtalten herab. Es ſind Apoſtel der Wiedertäufer, Jonas, Matthiſſen und Zacharias, die um-

herziehen im Lande und die neue Lehre verkünden. Die Bauern ſtutzen ob der ungewohnten Erſcheinung und laſſen ſich allmählig mit den Männern ein. Was bringt Ihr? — Freiheit, Erlöſung aus der Knechtſchaft. — Und die Obrigkeit? — Wird abgeſchafft. — Der Frohndienſt? — Abgeſchafft. — Die Zehnten, die Abgaben und Laſten? — Abgeſchafft. — Aber die mächtigen Gutheeren? — Niedergemacht. — Und ihre Burgvögte und Reiſigen? — Eure Knechte. — Und ihre Schlöſſer? — Sind euer. — Und ihre Güter und Reichthümer? — Euer Eigenthum. — In der That, eine treffliche Ausſicht; auch ſcheint die neue Lehre dem Volke ſehr zu munden. Der Groll über die erlittenen vielfältigen Bedrückungen erwacht; ſie erkühnen ſich, demſelben Ausdruck zu geben; die Gemüther erhitzen ſich, die finſteren Männer ſchüren mit ihrem Erlöſungsgeſang, die Scene wird tumultuariſch; vom Geiſte des Aufruhrs gepackt, greift das aufgeregte Landvolk zu Hacken, Dreſchflegeln, Knitteln, und dringt zum Angriff der Burg die Stufen hinan, als plötzlich die Thore ſich öffnen und der Burgherr, Graf Oberthal, mit einigen Rittern im Gefolg erſcheint und wiſſen will, von wannen der ſeltſame Geſang, deſſen Töne zu ihm gedrungen.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Mai.

(Fortſetzung.)

Emancipation der Juden. — Meſſe. — Theater.

Die Einführung der Grundrechte in Sachſen hat nun auch die Juden bei uns faktiſch emancipirt. Leipzig als Meßſtadt wird dieß wahrſcheinlich am erſten fühlen, und es dürfte Viele geben, die gern die Naſe darüber rümpften, wenn ſie es wagen zu können glaubten. Die Freiheit, die ganze Freiheit wollen zwar Alle, leider aber nur für ſich, nicht für Jedermann. Dieſe werden im Stillen grollen, daß zum erſtenmal in gegenwärtiger Oſtermeſſe den jüdiſchen Kaufleuten geſtattet iſt, wie allen übrigen Meßbeziehern, während der ganzen Dauer derſelben Handel zu treiben. Früher durften ſie nur in der eigentlichen Meßwoche von Jubilate bis Cantate feil halten, was jedoch die Hauſirer nicht abhielt, ihren Kleinſchacher vom erſten bis zum letzten Tage der Meſſe zu betreiben. Ernſt, würdig und erhebend war der Gottesdienſt in der hieſigen deutſch-jüdiſchen Synagoge, welcher die endliche Erlöſung vom uralten Druck Juda's feierte. Der Prediger dieſer Gemeinde, Adolph Jellinek, ein älterer Bruder des in Wien von Windiſchgrätz ſtandrechtlich Hingerichteten, hielt dabei eine treffliche, tief ergreifende und geiſtvolle Rede, die alle Zuhörer, jüdiſche wie chriſtliche, gleich ſehr erſchütterte. Sie iſt ſeitdem im Druck erſchienen. Ueberhaupt gehört Jellinek zu den wenigen geiſtlichen Rednern, die mitten in den politiſchen Bewegungen der Zeit ſich durchaus frei erhalten haben von allem Fanatismus, allem einſeitig in Dogmen befangenen Lehrerdünkel. Seine Religion predigt die edelſte Humanität.

Von unſerer Meſſe hört man nur Gutes. Der Fremdenzudrang iſt groß, noch größer freilich auch die Zufuhr von Waaren aller Art. Von ausländiſchen Nationen ſind Griechen, Moldauer und überhaupt die Südſlaven wohl am ſtärkſten vertreten. Wüthete nicht der Bürgerkrieg in den Donauländern, ſo würden dorthin große Waarenzüge abgehen. Stark war die Nachfrage nach Leder, auch Tuchen. Geſchäfte in dieſen beiden Artikeln kamen ſchon in den erſten Tagen der Meſſe zur Zufriedenheit der Verkäufer zu Stande. Die Preiſe waren verhältnißmäßig gut und bedeutend höher als im vorigen Jahre. Der Krieg mag nicht geringen Einfluß auf ſo raſchen Abſatz dieſer Artikel haben. Hat doch allein die ſächſiſche Regierung, wenn ich nicht irre, mehr als vierzigtauſend Ellen Tuch gekauft und faſt eben ſo viel Leinwand, die wohl zur Anſchaffung von Waffenröcken und überhaupt zur Equipirung der Armee verwendet werden ſollen. Auch andere Artikel, ſowohl inländiſche wie ausländiſche gingen zu guten Preiſen ab, ſo daß das Endreſultat dieſer Meſſe im Allgemeinen ſich als ein befriedigendes herausſtellen dürfte. — Für Zerſtreuung und Vergnügen Fremder und Einheimiſcher iſt, wie immer, durch eine Menge von Sehenswürdigkeiten zur Genüge geſorgt. Die Kunſtreitergeſellſchaft Guerra's aus Rom, die Leipzig lange Jahre nicht mehr beſucht hat, lockt Freunde ſchöner Roſſe und glänzender Trachten allabendlich in ihren Circus. Profeſſor Becker zieht das Publikum durch ſeine anmuthigen Zauberkunſtſtücke in Verwunderung und hat ſich, um Abwechslung und Mannigfaltigkeit in ſeine Darſtellungen zu bringen, mit einer Seiltänzergeſellſchaft verbündet, die außer ihren charakteriſtiſchen Tänzen auch durch Gruppen, antiken Kunſtwerken nachgebildet, anzieht. Ein paar ſehr gut dreſſirte, nicht beſonders große afrikaniſche Elephanten, einige Thierbuden, Thiere in luſtiges „Affenhaus," ein höchſt ſpaßhaftes „Affentheater," Panoramen in Menge, gute und ſchlechte, die „ganz naturgetreu" alle vorjährigen Revolutionsſcenen, die Schlachten in Schleswig-Holſtein, das Aufſtiegen des Chriſtian VIII. bei Eckernförde ꝛc. darſtellen, fehlen natürlich nicht, und damit dem Ganzen die Krone aufgeſetzt werde, zeigt ſich noch ein italieniſcher Rieſe von wirklich enormer Größe, mit Händen und Füßen ausgeſtattet, aus denen ſich bequem einige Paare gewöhnlicher menſchlicher Füße und Hände machen ließen. — Um dieſen die Maſſe ſtets anlockenden Meßwundern die Spitze bieten zu können, ſah ſich der Direktor des ſtädtiſchen Theaters genöthigt, bei Zeiten für ein Spektakelſtück zu ſorgen, das er auch glücklich gefunden hat in „Luzifers Töchtern," einem Zauber-, Sing- und Poſſenſpiel von Friedrich, dem bekannten und fleißigen Ueberſetzer franzöſiſcher Bühnenſtücke. Dem guten Geſchmack muß dieſes non plus ultra tollſten Unſinns ein Greuel ſeyn, denn es geht darin ſo bunt über Eck, daß einem wirklich der Verſtand ſtill ſtehen bleibt. Hölle und Teufel, Gerberus und ſeine Frau, ſieben oder acht maleriſch diaboliſch gekleidete hübſche Teufelinnen, die ſich gegen den Papa empören und auf Erden Heirathscandidaten ſuchen, das Schlaraffenland, wo die Würſte auf den Bäumen wie Eicheln wachſen, und Taeten und Champagnerflaſchen, nebſt Meſſern und Gabeln ſpazieren gehen, Mühlen und demokratiſche Schuljungen, die den Teufel ſammt allem Anhange aus der Hölle verjagen u. ſ. f., bilden den zuſammenhangsloſen, buntſcheckigen Inhalt des tollen Machwerks. Indeß gefällt das Ding eben des baarloſen Unſinns halber, ſo daß es wöchentlich bei ſtets überfüllte Hauſe mehrmals gegeben wird. Vor der Kritik kann es keine Gnade finden, ſelbſt die paar guten Witze, die darin vorkommen, berechtigen es nicht dazu. Vielmehr bin ich überzeugt, daß, wenn ſolche Tollheiten häufig auf der Bühne erſcheinen ſollten, das Publikum ſehr bald allen Geſchmack an werthvollen Erzeugniſſen dramatiſcher Literatur verlieren würde. — Auch Halevys neue Oper, „das Thal von Andorre," iſt in dieſer Woche zur Aufführung gekommen und hat Beifall gefunden. Für nächſte Woche wird eine Oper von Lortzing, dem beliebten Componiſten des „Czaar und Zimmermann," einſtudirt. Die Muſik beider Werke ſoll gefällig und anſprechend ſeyn. Mehr verlangt in der Regel die Maſſe nicht, am wenigſten ein ſo gemiſchtes Publikum, wie es in den Meſſen hier zuſammenſtrömt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 114. Sonnabend den 12. Mai 1849.

— Hier liegt begraben
Ein ganzes Volksgeſchlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Knaben,
Zuſammen Herr und Knecht

Rückert.

Berliner Briefe.

III.

Der Friedrichshain am Charfreitag 1849.

Es war Charfreitag, der Gottesdienſt in den Kirchen war beendet und abermals die Erinnerungsfeier gehalten worden an den Tod des Mannes, der die Welt vor achtzehnhundert Jahren erlöst hat aus den Feſſeln der Knechtſchaft zur Freiheit der Liebe. — Von den lezten Tönen der Kirchenglocken geleitet, traten wir unſern Weg nach der Königsſtadt an, um den Friedrichshain zu beſuchen, in dem die Opfer des Berliner Freiheitskampfes beerdigt worden ſind. Es mag zwei oder drei Jahre her ſeyn, daß man dieſen Hain anlegte, um den Bewohnern der jenſeits der Spree gelegenen Königsſtadt dereinſt einen Spazierort zu verſchaffen, wie die Friedrichsſtadt Berlins ihn im Thiergarten beſizt. Das Unternehmen war ein ſehr verdienſtliches, denn Berlin iſt von einer ſtrauch- und baumloſen Sandwüſte umgeben, ſo weit das Auge reicht.

Jenſeits des Alexanderplatzes, auf dem das Königsſtädter Theater liegt und wohin die italieniſche Oper die reiche, vornehme Geſellſchaft lockt, hört für dieſe das eigentliche Berlin auf; es beginnt die Terra incognita, von deren Daſeyn, von deren Bewohnern die ſchöne Welt der Linden und der Behrenſtraße ſo viel erfährt und weiß als von den Feuerländern, obgleich in der Königsſtadt und in all dieſen jenſeits der Spree gelegenen Stadttheilen die gewerbtreibende, produzirende Berliner Bevölkerung wohnt, welche die Stadt reich und bedeutend macht.

Wir gingen die Landsberger Straße entlang; ſie ſah ſonntäglich ſtill aus. Mädchen und Frauen ſaßen an den Fenſtern, der Strickſtrumpf, das Leſebuch ſelbſt, dieſe Erholung nach der ſechstägigen Arbeit der Woche, waren den Händen entglitten, die Ruhe wurde vollſtändig genoſſen. Den Kopf auf den Arm geſtüzt, guckte hier ein blondes Mädchen träumend auf die Straße hinaus, dort tändelten auf dem Fenſterbrett ein paar Kinder, denen Vater und Mutter zuſahen. Die Dienſtboten ſtanden plaudernd vor den Thüren, Knaben ſpielten mit Marmelſteinen und Männer und Weiber der handarbeitenden Klaſſen gingen mit ihren Kindern ſpazieren. So gelangten wir vor das Landsberger Thor. Der Boden erhebt ſich hier um einige Fuß und gewährt ſo in der vollkommenen Ebene ſchon einen Ueberblick der Gegend. Einige Droſchken und Miethwagen hielten am Fuße des Hügels, viele Menſchen gingen mit uns zugleich hinauf, und mit einemmale befanden wir uns auf der Ruheſtätte der im März des vorigen Jahres Gefallenen.

Sie liegen in einem Cirkel begraben; man glaubte damals offenbar, daß ſie die erſten und lezten Opfer ſeyn würden, welche die Freiheit von Preußen forderte; ſo hat man den Cirkel geſchloſſen, ohne Raum zu laſſen für ſpätere Zeit. Um einen runden Raſenplaz ziehen ſich die Gräber in doppelter Reihe hin; es mögen ihrer über zweihundert ſeyn. Die Mitte des Raſens ziert ein junger Baum, der ſobald als möglich durch ein Denkmal erſezt werden ſoll. Eine Windmühle liegt dicht neben der Grabſtätte und dreht langſam ihre Flügel nach dem jedesmaligen Hauch der Luft.

Digitized by Google

Schweigend und doch ſo beredt, ein in ſich abgeſchloſſenes Faktum, blicken dieſe Gräber uns an. Zu unſern Füßen liegt das große, prächtige Berlin — Berlin, überragt von den Thürmen ſeiner Kirchen, von der neuerbauten ſtolzen Kuppel des Königsſchloſſes, welche, als der urſprünglich von den Gründern deſſelben beabſichtigte Schlußſtein des Gebäudes, von Friedrich Wilhelm IV. im Augenblicke beendet ward, als die Revolution ihre erſten Hammerſchläge gegen die Grundfeſten dieſes Königshauſes richtete. Die Natur und die Weltgeſchichte haben dieſelben Grundbedingungen, dieſelben unabweislichen Geſetze. Der Zeit der vollen Blüthe folgt das Zerſtäuben derſelben, damit die Frucht ſich entwickle und reife. — Rings um den Todtenhügel ſtreckten viele tauſend junge, noch blätterloſe Bäume aus dem weißgelben Sandboden ihre kahlen Aeſte empor, von der Luft Nahrung und Wärme erflehend, welche dieſer dürre Boden ihnen nur ſpärlich zu bieten vermag; aber der Himmel war kalt und grau bewölkt, kein Sonnenſtrahl für die jungen Bäume zu entdecken. Man müßte verzagen an ihrem einſtigen Gedeihen, könnte man nicht auf die innere fortzeugende Triebkraft rechnen.

Aus dieſer Pflanzſchule des künftigen Friedrichshains erhebt ſich ſeit einigen Monaten auf grauer Marmorſäule die Erzbüſte des alten Fritz, nach dem die Anlage genannt wurde. Ein Berliner Bürger hat ſie hierher geſchenkt, den Friedrichshain und die Todten zu ehren, als habe der hiſtoriſche Inſtinkt ihn getrieben, das Denkmal eines der genialſten abſoluten Herrſcher neben das Denkmal der Männer zu ſetzen, welche im Kampfe gegen den Abſolutismus gefallen ſind. Die Revolution und der Abſolutismus, Gewaltherrſchaft und Empörung berühren ſich hier als die Extreme, welche ſich immer zuſammenfinden.

Von der Betrachtung des Terrains wendete ſich unſer Auge bald den Gräbern zu. Welch ein Unterſchied zwiſchen der Wahrheit dieſer Todtenfeier, und der zur Sitte gewordenen Form der Grabverzierungen und Inſchriften auf andern Kirchhöfen! Große Erſchütterungen geben den Menſchen ſich ſelbſt wieder, heißen ihm zum Bewußtſeyn ſeines wahren Werthes, im Gegenſatz zu der herkömmlichen, von den Bevorzugten beſtimmten Taxe deſſelben. Weil das Volk ſich der Gewalt gegenüber als eine Macht hatte empfinden lernen, iſt ihm der Muth gekommen, ſeine eigene Sprache zu ſprechen. Jede Perſönlichkeit gibt ſich hier im Gefühle der Berechtigung voll und ganz ihrem Schmerze hin, und einer jeden wird Theilnahme und Achtung, eben weil ſie ſich für berechtigt erklärt.

(Fortſetzung folgt.)

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung.)

„Der Plan der unglücklichen Familie," fuhr Hoop fort, „war Edinburg zu verlaſſen und nach Caſtilien auszuwandern, um dort ihr Elend und den ſchmählichen Undank ihres Sohnes zu verbergen. Mittlerweile hatte mich die Schwermuth, die mich faſt in allen Ländern der Welt herumgetrieben hat, nach Carthagena geführt. Hier war es, wo ich den Unfall und die Noth meiner Eltern erfuhr. Ich ſuchte ſie zu tröſten und für Gegenwart und Zukunft zu beruhigen. Ich verkaufte das Wenige, was ich hatte, und ſchickte ihnen den Erlös. Und da mir nicht unbemerkt geblieben war, mit welch reißender Schnelligkeit Andere um mich her ihr Glück machten, ſo legte ich mich auf die Handelſchaft. Es gelang mir, in weniger als ſieben Jahren war ich ein reicher Mann. Nun beeilte ich mich in die Heimath zurückzukehren, ſetzte meine Eltern wieder in Wohlſtand, züchtigte meinen Bruder, verheirathete meine Schweſtern und war ſo, wie ich glaube, der glücklichſte Menſch auf der Welt."

Am Schluſſe ſeiner Erzählung war der Schotte ſichtlich erſchüttert und Diderot drückte ihm ſtill die Hand. Nach einer Pauſe befragt, warum er ſeine Heimath wieder verlaſſen habe, bemerkte er, daß ihm Reiſen Bedürfniß ſey. — „Das Reiſen," entgegnete Diderot, „finde ich am Platze vom achtzehnten bis zum fünf-und-zwanzigſten Jahre. Der junge Mann ſoll hinaus, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es auch anderswo Verſtand und Muth, Fleiß und Talent gibt, um das Vorurtheil abzulegen, daß außer ſeiner Heimath Alles ſchlecht ſey; iſt aber dieſe Zeit vorüber, dann gehört er nach Hauſe zu ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, ſeinen Mitbürgern, ſeinen Freunden. Ein Menſch, der ſein Leben auf der Reiſe zubringt, kommt mir vor wie einer, der ſich von Morgen bis Abend mit nichts beſchäftigte, als vom Dachboden in den Keller hinab und wieder aus dem Keller zum Dachboden hinaufzuſteigen und alle Theile ſeines Hauſes zu beſichtigen, ohne ſich einen Augenblick an der Seite derjenigen niederzuſetzen, welche es mit ihm bewohnen."

„So viel ich höre," verſetzte Hoop, „ſpricht man auch hier zu Lande viel vom engliſchen Spleen. Man betrachtet ihn als eine Grille, die Manche von uns ſich in den Kopf geſetzt und die wir los werden könnten, wenn wir nur wollten. Man thut uns Unrecht. Ich bin leider im Stande, über das, was man engliſchen Spleen heißt, Ihnen aus eigenſter Erfahrung Auskunft zu geben. Wohl ſeit zwanzig Jahren empfinde

Digitized by Google

ich ein allgemeines Mißbehagen, das mich bald mehr, bald weniger beläſtigt. Niemals habe ich den Kopf frei; er iſt manchmal ſo ſchwer, daß er einem Gewichte gleicht, das uns voenüber zieht und das einen aus dem Fenſter auf die Straße oder in den Fluß ſtürzen würde, wenn man am Ufer ſtände. Ich habe ſchwarze Gedanken, bin niedergeſchlagen und verdroſſen, es iſt mir nirgends wohl, ich will nichts, kann nichts wollen, ich ſuche mich zu erheitern, zu beſchäftigen — vergeblich; die Heiterkeit Anderer kränkt mich, es iſt mir widrig, ſie lachen oder reden zu hören. Kennen Sie jene Stumpfheit oder üble Laune beim Erwachen, wenn man zu lang geſchlafen hat? Da haben Sie meinen gewöhnlichen Zuſtand; das Leben iſt mir zur Laſt, die geringſten Veränderungen in der Atmoſphäre wirken auf mich ein, ich weiß nirgends zu bleiben, ich muß fort und weiß nicht wohin. In dieſer Stimmung habe ich die Welt durchreist. Ich ſchlafe ſchlecht, von ſeltſamen Träumen beängſtigt, mir fehlt der Appetit, die Verdauung ſtockt, nirgends befinde ich mich wohl als in der Kutſche. Ich bin das Widerſpiel anderer Menſchen: mich verdrießt, was ihnen behagt, und was ſie verdrießt, behagt mir; es gibt Tage, wo mir das Tageslicht zuwider iſt, ein andermal wirkt es wieder beruhigend auf mich, und wenn ich dann plötzlich in's Dunkel trete, meine ich in einen Abgrund zu ſtürzen. Doch das Läſtigſte bleibt immer, ſich ſtumpf und dumm zu fühlen und doch zu wiſſen, daß man von Hauſe aus nicht dumm iſt; ſeinen Kopf gebrauchen zu wollen, arbeiten, ſich unterhalten zu wollen, ſich alle Mühe zu geben und am Ende der Anſtrengung zu unterliegen. Unbeſchreiblich iſt der Seelenſchmerz, den man da empfindet, wenn man ſich unrettbar verdammt ſieht, etwas zu ſeyn, das man doch nicht iſt. O mein Freund, auch ich bin jung geweſen, auch ich ging leicht auf der Erde dahin wie jezt Sie; mich entzückte das Schauſpiel der Natur, ich wußte mich eines heitern Tages, eines ſchönen Weibes, eines guten Buches zu erfreuen; das Geſpräch weiſer Männer erhob, das Treiben der Thoren beluſtigte mich; noch lebt in mir die Erinnerung dieſes Glücks, aber in der Wirklichkeit habe ich für immer darauf verzichtet."

Sehr bewegt kamen beide Männer von ihrem Gang nach Hauſe, wo ſie den Kreis der kleinen Geſellſchaft durch einen deutſchen Offizier, einen Herrn von Dieskau, vermehrt fanden, der im engliſch-franzöſiſchen Krieg in Canada zum Krüppel geworden war. Der Baron hatte ihn kürzlich in Paris kennen gelernt und zum Beſuch auf Grandval eingeladen. Die Erzählungen, welche der wackere Invalide von ſeinen Abenteuern und Schickſalen machte, waren nicht geeignet, die ungünſtige Meinung, welche Holbach von der menſchlichen Natur hegte, zu widerlegen. „Nun, Freund," rief er jezt Diderot zu, „unſer tapferer Gaſt hier trägt an ſeinem Leibe die Denkmale von der urſprünglichen Vortrefflichkeit, dem angebornen Edelmuthe der menſchlichen Natur, wovon Sie ſo viel Rühmens machen. Freilich, habe ich Ihnen nicht dieſen Morgen erſt auf nur zwanzig Seiten eines Bandes der allgemeinen Weltgeſchichte nicht weniger als hundert Verbrechen und Gräuelthaten nachgewieſen, ohne Sie zu bekehren? Doch er mag erzählen und ſehen, was er ausrichtet."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Beim Anblick des Burgherrn entweicht der Geiſt des Aufruhrs, die langjährige Gewohnheit der Knechtſchaft macht ſich geltend, raſch werden die verrätheriſchen Zeichen der Widerſetzlichkeit verſteckt, weggeworfen, aus dem Geſichtskreiſe des ſtrengen Herrn entfernt, und ſtolzen Schrittes geht dieſer mit verächtlich muſterndem Blick unter den ehrerbietigen Unterthanen einher, die ihn ſo eben erſt zu erſchlagen gedachten. Einen der Wiedertäufer, den er ſchärfer in's Auge faßt, erkennt er als ſeinen vormaligen Kellermeiſter Jonas, der in einer Verahnung der Proudhon'ſchen Theorie von Eigenthum und Diebſtahl in ſeinem Keller aufräumend, ihn um die beſten Weine gebracht und ob ſolcher Einführung der Gütergemeinſchaft mit Schimpf

und Schande fortgejagt worden iſt. Der Graf befiehlt den Verbannten ſein Land zu melden und droht, falls ſie ſich wieder auf ſeinem Grund und Boden betreten laſſen, mit kurzem Prozeß. Langſam entfernen ſie ſich, wie eine finſtere Gewitterwolke, noch verhaltenen Ingrimms; darüber unter den Landleuten großer Unwille, grimmiges Gemurmel; aber die ſich lockernden Bande des Gehorſams vollends zu ſprengen, dazu bedarf es, woran es geſtrenge Herrn in jener Zeit ſelten fehlen ließen, aufreizender Willkür, empörender Unbill, und die Gelegenheit die Machtfülle ſeiner Lehensheerlichkeit zu entwickeln, bietet ſich dem Grafen von ſelbſt. Bertha und Fides treten mit ihrem Geſuch vor. Der hohe Herr aber, der das junge Blut nach ſeinem Geſchmack findet, will von der Verheirathung der Schönen nichts hören, und läßt, trotz ihres Flehens und der Beſtürzung der Bauern, die beiden Frauen durch ſeine Pagen in die Burg abführen. Die Thore fliegen hinter dem Grafen und ſeinem Raube zu; finſter, in ſich gekehrt, aber lautlos ſteht das tiefempörte Volk da, wie vom Blitz getroffen. Da ertönt aus der Ferne wieder jener unheimliche Geſang und fährt, wie ein Funke in ein Pulverfaß, in die ergrimmten Gemüther. Die drei Schwarzen erſcheinen und drohen mit geballter Fauſt der Burg den Untergang; das Volk ſtürzt ihnen entgegen, der Sturm bricht los.

Der zweite Aufzug zeigt uns Johanns Schenke in einer Vorſtadt Leydens. Dronſen vor den Fenſtern im Garten Geſang und Tanz; drinnen müde Zecher, die ſich am Biertiſche neue Kräfte holen und von Johann, der voll Ungeduld Mutter und Braut erwartet, bedient werden. Auch die Schwarzen haben an einem Tiſch Platz genommen und bereiten ſich zu neuer Miſſionswanderung vor. Da gewahren ſie Johann und ſeine überraſchende Aehnlichkeit mit einem wunderthätigen Bilde des Königs David, das im Münſterlande weit und breit beim Volk ein Gegenſtand religiöſer Verehrung iſt. Johann muß gewonnen und das merkwürdige Zuſammentreffen zum Vortheil ihres Miſſionswerks benutzt werden. Einer der anweſenden Bauernburſche wird heimlich über den Schenkwirth ausgeforſcht. Die Auskunft lautet erwünſcht: ein trefflich Gemüth, rechtſchaffen Herz, muthig, aber grillenhaft, reizbar und furchtbar im Zorn, tapfer dreinſchlagend; im Uebrigen etwas überſpannt, ein Schwärmer, dabei aber fromm und bibelfeſt wie Wenige; beſtändig in der heiligen Schrift ſtudirend, die er faſt auswendig weiß. Was können die Schwarzen beſſeres wünſchen, als einen ſolchen Geſellen, der ihnen durch ſeine Gemüthsbeichtung ſchon halb und halb verfallen iſt? Die Gäſte verlaufen ſich nach und nach, die Wirthsſtube wird leer, nur die drei geheimnißvollen Gäſte ſind geblieben, und betrachten den jungen Mann, der in unruhiger Erwartung vor ihnen ſteht und von abſonderlichen Empfindungen bewegt ſcheint.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Mai.

(Schluß.)

Die Buchhändlermeſſe — Vorleſungen — Witterung

Jetzt, wo die Buchhändlermeſſe vor der Thür iſt, mag es erlaubt ſeyn, einen Blick auf das hinter uns liegende Revolutionsjahr zu werfen und uns zu fragen, was dieſe Zeit der Neugeſtaltung Literatur und Kunſt gebracht hat? Die Antwort auf ſolche Frage lautet betrübend genug. Wie leider in politiſcher Hinſicht in Deutſchland nichts fertig geworden, nichts zu einem Abſchluß gebracht, wohl aber Alles umgeſtaltet und umgeſtürzt worden iſt, ſo hat auch die Literatur nichts Neues, Schönes, Großes geboren. Sie iſt uns faſt abhanden gekommen, ſie, das Symbol unſerer Einheit, die wir politiſch nicht finden können. Es fallen im ganzen Jahr — gezählt habe ich ſie nicht — kaum dreitauſend Bücher erſchienen ſeyn, und davon dürfte die Hälfte aus Sammelwerken und Ueberſetzungen beſtehen. Der dicke Reſt ſind Broſchüren, die noble Eckenliteratur und Zeitungsfudelei nicht mitgerechnet. Den Buchhändlern graut vor der Meſſe und ihren leicht voraus zu ſehenden Reſultaten. Es wird an Abſatz gefehlt haben und ſchließlich wenig Geld zu bekommen ſeyn. Nicht unwahrſcheinlich iſt es bei ſo bewandter Sachlage, daß mancher unbemittelte Verleger nach der Meſſe genöthigt ſeyn wird, ſein Geſchäft zu ſchließen. „Untröſtlich iſt's noch allerwärts," können wir mit Uhland ſingen und uns damit die Grillen vertreiben, ſo gut es möglich iſt. Wovon aber, wenn es noch ein paar Jahre ſo fortgeht, Buchhändler und Schriftſteller leben ſollen, mag Gott wiſſen. Es thäte Noth, man wählte ſie alle in die Kammern.

Doktor Wolfſohns Vorleſungen über deutſche Dichter des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts ſind leider kaum beachtet worden. Der kleine Kreis von Zuhörern ſchmolz gegen das Ende hin noch zuſammen, ſo daß es wirklich der liebevollen Aufopferung des Vortragenden und ſeiner warmen Begeiſterung für die Sache bedurfte, um die Vorträge überhaupt nur fortzuſetzen. So kurz die einzelnen hervorragenden literariſchen Größen jener Zeit behandelt werden mußten, ſo anſprechend waren doch die Skizzen, die Wolfſohn gab. Warum unſere gebildet ſeyn wollende weibliche Jugend derartige Vorträge faſt ganz unbeachtet läßt, iſt nicht wohl einzuſehen. Die meiſten kennen die Namen der Männer, deſſen Wirken wir doch die Bildung unſerer Sprache und Literatur zu verdanken haben, gewiß nicht, viel weniger ihre Werke. Das letztere kann man Dilettanten nicht zumuthen. Allein, gerade weil Niemand die Werke eines Zinkgreff, Opitz, Hoffmannswaldau, Gryphius ꝛc. heutzutage mehr lieſt, müßte man ſich angeregt fühlen, in geſchmackvollen Vorträgen ſich mindeſtens etwas von ihnen vorerzählen zu laſſen. Mehr Zulauf hat A. Grün, ein Demokrat vom reinſten Waſſer, der ſeit einigen Wochen Vorleſungen über Socialismus hält. Er beſitzt das Talent, populär zu ſprechen, und man muß ihm zum Lobe nachſagen, daß er den ſchwierigen Gegenſtand nicht vom Standpunkte eines Parteimannes behandelt.

Die letzten Wochen haben uns wieder in den Winter zurückverſetzt. Unfreundlicher, ſtürmiſcher, rauher iſt ſeit langen Jahren der April nicht aufgetreten. Starke Nachtfröſte wechſelten ab mit täglichen Schneeflocken, wodurch die Vegetation ſehr in's Stocken gerieth, wohl auch die Baumblüthe hin und wieder gelitten haben mag. Erſt vor wenigen Tagen fiel in den Gebirgsgegenden, am meiſten in dem unwirthbaren Erzgebirge, ein ſo ungeheurer Schnee, daß weder mit Wagen noch Schlitten fortzukommen war. Reiſende aus jenen Gegenden verſicherten, daß alle Wege und Stege mehrere Ellen hoch mit Schnee bedeckt geweſen ſeyen. Wir haben in Folge dieſes unerwarteten Nachwinters, der denn doch den wärmenden Strahlen der Frühlingsſonne weichen muß, bedeutende Ueberſchwemmungen. Bei Beſtellung des Ackerlandes im Erzgebirge iſt ſo verſpäteter hoher Schnee immer ſehr ſtörend. Das Getreide kommt zu ſpät in die Erde, und wenn nicht ein ſchöner Sommer und ein anhaltend milder Herbſt folgen, fällt die Erndte gemeiniglich ſehr ſpärlich aus. In ſolchem Falle muß dann das übrige Land die armen Erzgebirger durch milde Gaben ernähren.

Beilage: Kunſtblatt Nr 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 115. Montag den 14. Mai 1849.

Tantum religio potuit suadere malorum!
Lucret.

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung.)

„Ich will erzählen," erwiderte der Deutſche, „doch nicht zum Beweis irgend eines Satzes, ſondern nur ganz einfach, wie es mir ergangen iſt. In der That liegt auch in der Geſchichte meines Unglücks eben ſo vieles, was für, als was gegen die Güte der menſchlichen Natur ſich brauchen läßt. — Vor fünf Jahren kommandirte ich in der Gegend von Quebec und Montreal eine kleine Schaar Franzoſen und Canadier; wir wurden von einem beträchtlichen Corps Engländer und wilder Irokeſen angegriffen. Des Feindes Ueberzahl war bedeutend; nichts deſto weniger hielten wir Stand, alle meine Leute wurden in Stücke gehauen, ich ſelbſt blieb mit mehreren Wunden und einem gebrochenen Bein auf dem Schlachtfeld liegen. So wäre ich vielleicht davon gekommen; allein nach dem Gefecht, als man die Gefallenen auszog, kam ein franzöſiſcher Deſerteur an mich, und wie er noch Leben in mir bemerkte, ſchoß er, ſtatt mir zu Hülfe zu kommen, ſein Gewehr in meinen Unterleib ab. Auch das tödtete mich nicht, wie Sie ſehen; man trug mich in ein Zelt, in welchem der feindliche General mit gebrochenen Rippen lag. Der edle Feind! Glauben Sie, er hätte zugelaſſen, daß jetzt nach ſeinen Wunden geſehen würde? Erſt mußten die meinigen verbunden werden. Kaum war dieß beſorgt, als die Anführer der wilden Irokeſen in das Zelt traten. Es entſpann ſich zwiſchen ihnen und dem General Johnſon eine lebhafte Unterhaltung, die ich, ihrer Sprache unkundig, nicht verſtand. Nur ſo viel ſah ich an ihren Geberden, daß es ſich von mir handelte und daß ſie von dem Engländer etwas verlangten, das er ihnen verweigerte. Endlich zogen ſich die Wilden unzufrieden zurück und ich fragte den General, was ſie wollten. — »By God!« erwiderte er mir, „was ſie wollen! an Ihnen den Tod von drei oder vier ihrer Häuptlinge rächen, die im Gefecht zuſammengehauen worden ſind, Sie nehmen, Sie röſten, räuchern und aufeſſen. Aber fürchten Sie nichts, das wird nicht geſchehen. Sie drohen mich zu verlaſſen; ſie können mir noch etwas Schlimmeres thun, aber entweder bleiben Sie leben, oder man wird uns Beide umbringen." — Während wir uns ſo unterhielten, kamen die Wilden wieder; der Streit begann von Neuem, doch mit weniger Hitze; nach und nach gaben ſich die Männer zufrieden. Ehe ſie ſich zurückzogen, näherten ſie ſich meinem Lager, reichten mir die Hand; und der Friede war geſchloſſen. Doch kaum waren ſie aus dem Zelte, als General Johnſon zu mir ſagte: „Mein Freund, wenn Sie jetzt in Sicherheit zu ſeyn glauben, ſo täuſchen Sie ſich; Sie müſſen ſogl von hier, ich will Sie in die Stadt bringen laſſen." Alsbald wurden etliche Baumzweige zuſammengeflochten, man legte mich darauf und trug mich mit einer Eskorte von vierzig Mann nach der Stadt. Des andern Tags kamen die Wilden, von dieſer Entweichung unterrichtet, in die Stadt; ſie ſchlichen ſich in das Haus, wo ich in Pflege lag. Mit einemmale zücken ſie die Dolche, die ſie unter ihren Gewändern verſteckt hatten, ſtürzen ſich auf mich und würden mich erſtochen haben, wäre man mir nicht ſchnell zu Hülfe gekommen. So erhielt ich nur noch zwei oder drei weitere Wunden zu denen, die ich bereits hatte."

Digitized by Google

„Nun," rief Holbach, als der deutſche Krieger innehielt, „wo iſt nun die natürliche Güte? wer hat dieſe Irokeſen ſo verderbt, wer ihnen den Geiſt der Rachſucht und des Verraths eingehaucht?" — „Die Götter," entgegnete Diderot, „die Götter; die Rachgier iſt bei dieſen Unglücklichen eine religiöſe Tugend. Sie glauben, daß der große Geiſt, der hinter einem Berge nicht weit von Quebec wohnt, ſie nach ihrem Tode erwarte, daß er ſie richten und ihren Lohn nach der Zahl der feindlichen Skalpe beſtimmen werde, die ſie ihm bringen. Wenn daher der Irokeſe einen Feind mit einem Schlag ſeiner Keule niederſtreckt, ſich dann über ihn beugt, ſein Meſſer zieht, ihm die Stirnhaut ſpaltet und mit den Zähnen die Haut vom Kopfe reißt, ſo thut er dieß, um ſeinem Gott zu gefallen. Es gibt kein Land, kein Volk in der Welt, wo göttlicher Befehl nicht irgend ein Verbrechen geheiligt hätte. Nein, meine Freunde, die Natur hat uns nicht ſchlecht gemacht; die üble Erziehung, das böſe Beiſpiel, die verkehrte Geſetzgebung ſind es, die uns verderben. Sollte dieß ein Irrthum ſeyn, ſo ſchätze ich mich doch glücklich, ihn im Grunde meines Herzens zu finden, und es wäre mir ſehr leid, wenn jemals Erfahrung oder Nachdenken mich enttäuſchen würden. Was ſollte auch aus mir werden? Es bliebe mir nichts übrig, als entweder in der Einöde zu leben, oder mich beſtändig von Schurken umgeben zu glauben: eines mir ſo unerträglich wie das andere." — „Ein ehrenvoller Rückzug, und zur rechten Zeit," ſagte der Baron. — „Ja wohl zur rechten Zeit," ſetzte Madame d'Aine hinzu; „denn die Abendtafel wartet."

(Fortſetzung folgt.)

Berliner Briefe.

(Fortſetzung.)

Nebem dem Marmordenkmal des Studenten Guſtav v. Lenski, das ſeine Mitſtudirenden ihm errichtet, ruht ein Dienſtmädchen. Das Comité für die Gefallenen hat ihr das Kreuz geſetzt. „Sie ward im Zimmer erſchoſſen," heißt es nach der Angabe ihres Namens und Alters. — Wir gingen von Grab zu Grab, und wie wir ſelbſt, mag der Leſer bei einzelnen Monumenten verweilen. — „Hier ruht in Gott mein unvergeßlicher zweiter Sohn Karl Auguſt Theodor Deichmann (Zimmerpolier), geboren den 24. September 1823, geſtorben den 18. März 1848 in dem Freiheitskampfe durch zwei Schüſſe in dem Leibe. Er folgte ſeiner vor ſechs Wochen vorangegangenen Mutter im Grabe nach. Mein dritter Sohn wurde durch fünf Kopfwunden an demſelben Ort, Friedrichs- und Dorotheenſtraßen Ecke, verwundet, iſt aber wieder hergeſtellt. Gewidmet von ihrem betrübten Vater." — „Das ſind die beiden Deichmanns," ſagte ein neben uns ſtehender Handwerker zu einem Gefährten, „die ſie aus Vaterhauſe wehrlos herausgeholt haben. Der Jüngſte ſagte zu dem Lieutenant, der dabei war: „Herr Lieutenant, Sie ſehen, daß ich keine Waffen habe, beſchützen Sie mich; der aber war der Erſte, der ihm mit dem Degenknopf vor den Kopf ſtieß, und dann fielen die Andern über ihn her. Und da ſoll man Frieden halten mit den Soldaten? Zehn Feuerkübel voll Gift möcht' ich den Kerlen einrühren, die auf unbewaffnete Landsleute ſchießen und hauen!"

Sie gingen weiter ſprechend von dannen. Wir traten an eines der nächſten Gräber. „Hier ruht der Schloſſer Julius Frankenberg, 29 Jahre alt. Im Kampfe für des Volkes Freiheit ſterben — So heißt das Teſtament, nach dem wir erben." — Eine andere Inſchrift lautet: „Hier ruht in Gott mein heißgeliebter Gatte, der Konditor Guſtav Ripperecht. Im friedlichen Beiſammenſeyn an meiner Seite erſchoſſen den 18. März. Gewidmet von ſeiner Gattin." — „Hier ruhet in Gott Wilhelm Brüggemann, Tapezier, geſtorben im Kampfe für die Freiheit den 18. März. Dieß Denkmal ſetzt ihm ſeine hinterlaſſene verlobte Braut." Die Redeweiſe, ſelbſt die Sprachfehler des Volkes ſind in dieſe Inſchriften übergegangen und erſcheinen rührend und heilig.

Wo die Mittel zur Aufſtellung auch des kleinſten Holzkreuzes fehlten, hat die Liebe neue Grabzeichen erfunden, kleine hölzerne Kaſten mit gläſernem Deckel, der ein beſchriebenes Blatt Papier bedeckt und zeigt. In einem dieſer Kaſten lag folgendes Gedicht, das den Stempel der Volksdichtung deutlich an ſich trägt:

Ein heil'ger Schauer andachtsvoller Rührung
Ergreift mich ſtets, wenn ich der Stätte nah.
Hier ruht die Hülle edler, guter Menſchen,
Die hier vollendet haben ihre Bahn.

Begeiſtrung flammt jedoch in meine Seele,
Daß viele ſich dem Tode nicht geſcheut;
Von einem Lichtblitz himmliſch hoher Tugend
Entzündet, ſelbſt ihr Leben hier geweiht.

Die Stelle, wo ſo viele ſchlummern,
Sie wird geheiligt ſeyn für alle Zeit.
Prangt auch kein Denkmal auf das Grab geſtellet,
Wahr iſt die That, die wahren Werth verleiht!

„Dieſe Zeilen ſchrieb dem Schloſſerlehrling Karl Lamprecht ſein lieber Freund." — Am 18. März 1849 war auf dieſes Grab ein zweiter Zettel hingelegt worden, mit den deutſchen Farben um den Rand geziert, und mit der Inſchrift: „Für dieſe Farben haſt du

Digitized by Google

gefochten im Leben, du ſollſt ſie auch tragen im Tode!“

Andere Käſtchen tragen, aus farbigem Papier ſauber geſchnitten, wie ſpielende Kinder es zu machen pflegen, die Namenschiffer der Geſtordenen. — Niemand hat ſich geſcheut das Liebesopfer darzubringen, das ſeinem Herzen ein Bedürfniß, ſeinen Mitteln möglich war. Die Armen haben ſich auf den Barrikaden dieſen Kirchhof erobert, das Recht erobert, frei von aller Convenienz ihre Todten zu ehren auf ihre Weiſe, nach ihrem eigenen Empfinden. Wer bisher nicht das herkömmliche Kreuz zu errichten vermochte, begnügte ſich faſt immer, wortlos Kränze und Blumen auf die Gräber zu legen, da dieſe von den Reichen ebenfalls verwendet wurden. In ſchlechter Schrift, auf grobem Papier zu ſagen: „ſo habe ich geliebt, das habe ich verloren,“ das wagte die Armuth ſelten, aus falſcher, ihr aufgedrungener Scham. Auch hätte die Polizei es kaum geduldet; denn ſelbſt die Leichenſteine und Grabinſchriften unterlagen vor dem 18. März in Preußen der Cenſur. Wer hätte von Freiheit ſchreiben dürfen, wäre es auch auf einem Leichenſteine geweſen!

Und wie viel rührender klingen dieſe geſchriebenen Worte auf den Gräbern der erſten Freiheitsopfer des Vaterlandes, wie viel empfundener, als das kalte: „Hier ruht Herr N. N., tief betrauert von den Seinen,“ oder irgend eine andere der ſtereotypen, mit Bibelverſen aufgeſtutzten Floskeln, welche die Mehrzahl unſerer prächtigen Monumente bezeichnen. Es iſt ein Unterſchied wie zwiſchen der bezahlten Leichenrede des Paſtors und dem Schmerzensſchrei aus wundem Herzen vor der geliebten Leiche.

Viele der Gräber waren am Jahrestage mit ſchwarzem Flor, mit neuen Kränzen geſchmückt worden, andere hatten, wie ſchon geſagt, eine zweite Widmung erhalten. Ein Grab zeigt nur eine kleine herzförmige Papierplatte an grob geſchnitztem Tannenholz. Auch ſie war mit den deutſchen Farben bemalt und ein Grobſchmiedlehrling hatte ſie dem gefallenen fünfzehnjährigen Kameraden hergerichtet. Regen und Wind hatten das Papier bereits zuſammengerollt, aber die Hand der treuen Liebe wird es ſicher immer neu erſetzen, bis die Dankbarkeit der Mitbürger für jeden der Gefallenen das Grabzeichen geſtiftet haben wird.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, Mai.

Nachwehen des Jahrs 1848. — Die Ständeverſammlung.

Zweimal habe ich Ihnen im verfloſſenen Jahre von hier aus geſchrieben: das erſtemal unmittelbar nach der Erhebung des deutſchen Volks, das zweitemal im Spätherbſte des vorigen Jahrs, als nach der Revolution ſich das bereits eingeſtellt hatte, was man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Katzenjammer zu bezeichnen pflegt. Materielle Triebfedern waren es vorzugsweiſe geweſen, die am 4. März in den Vordergrund des Denkens getreten waren. Man glaubte die Welt über Nacht ſo behaglich organiſiren zu können, daß von da an ein wahres Schlaraffenleben ſeinen Anfang nehmen müſſe. Man hatte ſich verrechnet, man zahlte nur um ſo höhere Steuern, und mit der Begeiſterung für die Märzerrungenſchaften hatte es ein gründliches Ende. Es kam nach der ſchlechten Kur des Sommers die feuchtloſe Herbſt, es kam der Winter und mit ihm die Gelegenheit, ſich eine gründliche Kenntniß des Geldbeutels zu verſchaffen. Der jedem Menſchen angeborene Egoismus, der ewig der Brüderlichkeit und Gleichheit ſpotten wird, hat dafür geſorgt, daß jene Gelegenheit benutzt worden iſt, ſo daß wir reicher an Erfahrungen und Kenntniſſen den Frühling begrüßen, der uns von Wald und Feld, von Berg und Thal entgegenlacht. Glücklicher Menſch, daß du nicht an Alles deine Hand zu legen vermagſt, daß du die Natur wandeln laſſen mußt nach ihren ewigen göttlichen Geſetzen, um von ihr Troſt und Beruhigung zu holen, wenn deine Leidenſchaften das Unterſte zu oberſt gekehrt haben! Geſtehe nur, daß die Regierung Gottes zwar oft nicht volksthümlich iſt, daß ſie aber die beſte Regierung iſt, die im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Ich ſchreibe Ihnen heute in einer beſſern Stimmung als im vorigen Herbſte. Zwar ſind die geſchlagenen Wunden noch nicht geheilt, zwar iſt die beſte Ausſicht vorhanden, daß ſie noch weiter auseinanderklaffen werden, als je zuvor, aber das ſind doch nur Wunden des Materialismus; wir ſind beſſer geworden, beſſer darum, weil wir Unglück gehabt haben, weil unſer Leben um dieſes Unglück ernſter geworden iſt, weil wir darauf hingewieſen werden, das wahrhafte Leben in etwas Anderem zu ſuchen, als in der Verfolgung von materiellen Intereſſen. Ich reihe an dieſe Vorbemerkung die Einzelnheiten an, die aus der jüngſten Geſchichte unſerer Stadt dem Leſer von Intereſſe ſeyn können. Durch den März 1848 haben wir bekanntlich eine conſtituirende Ständeverſammlung erhalten. Fragt der Leſer nach dem Ende der Verſammlung, ſo antworte ich: den Anfang haben wir geſehen, das Ende ſieht Gott allein. Treten Feiertage ein, ſo vertagt ſich die Verſammlung; noch

den Feiertagen nimmt ſie ihre Arbeiten wieder auf, und wie lange das währen wird, das vermag, wie geſagt, kein Sterblicher zu berechnen. Es iſt eine conſtituirende Verſammlung, unauflösbar vor der Beendigung des Verfaſſungswerkes. Wenigſtens behauptet ſie ſelbſt dieſe Unauflöslichkeit. Wenn Sie nun fragen, wie weit ſie mit dieſer Verfaſſungsarbeit vorgeſchritten iſt, ſo werden Sie über die Antwort erſtaunen, daß nächſtens mit dem Anfange der Anfang gemacht werden wird. Zwei Entwürfe liegen zur Berathung vor, ein Regierungsentwurf, der in „reaktionärer Verblendung“ wiederum zwei Kammern einführen will, und ein „linkiſcher“ Entwurf, der ſich aus einer Deſtillirung der heſſiſchen Verfaſſung ergeben hat. Womit ſich ſonſt die Kammer in den Jahren 1848 und 1849 hauptſächlich beſchäftigt hat, das ſind Geſetze über die Zehntablöſung, über die Gemeindeordnung, über das Schwurgericht, über eine progreſſive Einkommenſteuer u. ſ. f. Das Geſetz über die Zehntablöſung iſt für den Landmann in hohem Grad günſtig ausgefallen. Das Geſetz über die progreſſive Einkommenſteuer, eine deutſche Fortſetzung des Louis Blanc'ſchen Rappels, iſt an der Ausführung geſcheitert. Niemand getraute ſich, Ebbe und Fluth ſeines Geldbeutels auf ein Jahr im voraus zu beſtimmen, und ſo blieb es beim Alten. Die neue Gemeindeordnung iſt das Beſte, was das Jahr 1848 bis jetzt gebracht hat. Zwar ſind hin und wieder Exceſſe verübt worden, indem ſich die Gemeinde für das Gemeindevermögen einen Rauſch eintauſchte; aber die Hauptſache bleibt, daß ſich die Leute in nächſter Nähe mit dem zu thun machen, was ſie verſtehen, und die Erleichterung ihrer Laſten nicht dadurch erreichen zu können glauben, daß ſie in's Blaue hinein rumoren. — Von den Perſönlichkeiten der Ständeverſammlung muß ich hier abſehen, weil ſich unter denſelben keine hervorſtechenden Charaktere finden, die dem auswärtigen Leſer Theilnahme abzuzwingen vermöchten. Bei den Neuwahlen hat in der Regel die Linke Zuwachs erhalten, natürlich, weil bei unſerem Charakter und unſerer Philiſterei nur dem Bummler das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. — Mit der deutſchen Frage hat ſich die Verſammlung erſt ſeit der Aufſtellung des demokratiſchen Wahlgeſetzes und des Kaiſers auf Kündigung befreundet. Ein Kaiſer auf Kündigung: denn etwas Anderes kann das ſuſpenſive Veto doch vernünftiger Weiſe wohl nicht ſagen wollen, wenn auch vielleicht auf lange Jahre die Anträge der Linken auf Beſeitigung des Kaiſers in einer äußerſt geringen Minorität bleiben ſollten. Aber was der Denk- und Anſchauungsweiſe des Volks nothwendig als ein bloßer Hemmſchuh erſcheinen muß, das beſeitigen ſchon die Verhältniſſe ohne geſetzliche Beſchlüſſe. Davon abgeſehen iſt das Suſpenſivveto von größerem Gewicht als das abſolute; das erſtere darf in Anwendung treten, das letztere ohne Gefahr niemals, wenigſtens nicht gegen ſo entſchiedene Majoritätsbeſchlüſſe, wie ſie die übrigen Beſtimmungen der Reichsverfaſſung fordern.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Die Schwarzen reden den jungen Mann an und fragen, welche Sorge ihn quäle. „Seltſames,“ ſagt er, „iſt mir begegnet, und könnet ihr, deutet mir den Traum, den ich zweimal geträumt. Ich ſtand unter dem hohen Gewölbe eines prachtvollen Doms; zu meinen Füßen lag auf den Knieen das Volk und rief, während auf mein Haupt ſich eine Königskrone niederließ: David iſt's, der Meſſias, des Herrn eingeborener Sohn! Unten aber aus einer Marmortafel drang in feurigen Schriftzügen ein glühender Weheruf gegen mich empor. Ich will zum Schwert greifen, mich lähmt ein Blutſtrom, der mich umkreiſte; ich rette mich auf einen Thron, der ſtürzt mit mir zuſammen, und während der Engel der Finſterniß meine Seele entführt, ertönt von der Erde das Schreckenswort mir nach: Verflucht! dann aber eine Stimme, die zum Himmel drang: Gnade! Gnade! Dieß mein Traum, der Gedanke, der mein Gemüth erfüllt.“ Nun erheben ſich die drei Schwarzen und ſpannen ſeine gereizte Phantaſie durch lockende Vorſpiegelungen. „Ja,“ rufen ſie ihm zu, „du biſt zum Herrſcher geboren, du trägſt im Antlitz ein Mahl als heiliges Zeichen,“ und ihr dreimal feierlich wiederholtes „Johann, du wirſt König ſeyn!“ erſchüttert den Jüngling in tiefſter Seele. Doch wirft er bald den ehegeizigen Gedanken weit weg und will, trotz ihrer Aufforderung und ſeines Wunderglaubens, lieber am häuslichen Herde mit Frau und Mutter ein friedlich und glücklich Regiment führen, als mit den Schwarzen ausziehen auf die Entdeckung ſeines künftigen Reichs. Jene gehen ihrer Wege, er bleibt allein zurück. Da erſchallt plötzlich Hufſchlag; die Thüre fliegt auf und herein ſtürzt verſtört, athemlos die Braut und erzählt ihr Mißgeſchick. Von des Grafen Leuten mit der Mutter nach einer fernen Burg abgeführt, iſt ihr die Flucht gelungen; aber ihr folgen die Knechte auf den Ferſen, ſie müſſen ſogleich erſcheinen; wohin ſich retten? Kaum hat Johann die Arme verſteckt, als die Kriegsknechte eintreten und ihren Raub zurückverlangen. Johann weigert ſich; ſie aber haben Mittel, ihn zu zwingen. „Das Mädchen her, oder deiner Mutter Tod!“ rufen ſie, und von den wilden Reiſigen wird die geängſtete Fides hereingeſchleppt, die zuſammenknickt und vom Sohne Rettung erfleht. Johann, voll Grimm und Entſetzen, ſieht, daß Eine der Lieben geopfert werden muß; er kämpft den heftigſten innern Kampf. Schon blitzen die geſchwungenen Streitärte über der Mutter Haupt; da ſiegt die Kindesliebe; verzweifelnd holt er aus dem Verſteck die Geliebte hervor und ſchleudert ſie vor Wuth knirſchend den Söldnern in die Arme, um die zu retten, die ihm das Leben gab. Die Reiſigen ziehen mit ihrer Beute ab, und er bleibt vernichtet vor der knieenden Mutter ſtehen. Vergebens dankt ſie für die Rettung und verheißt dem geliebten Sohne für ſolch Opfer das Himmelreich; vergebens ſegnet ſie ihn einmal über das andere, und will durch mütterliche Zärtlichkeit ihn tröſten für den herben Verluſt; ſtumm und kalt ſteht er da, in ſich gekehrt, ſinnend auf furchtbare Rache, und bittet die Mutter ihn zu verlaſſen. Sobald er allein iſt, bricht ſeine volle Wuth aus. Rache! Rache! blutige Rache! Da ertönt unſern der Anabaptiſtenpſalm. „Die führt der Himmel mir zu! Nur her zu mir, ihr finſtern Männer auf nächtigen Wegen! Tretet ein! Redet leiſe, die Mutter ſchläft. Sprecht, was bringt ihr?“ — „Wenn du folgſt, eine Krone.“ — „Meinen Feinden?“ — „Tod und Verderben.“ — „Auch dem verhaßten Grafen?“ — „Noch dieſen Abend.“ — „Genug, ich bin euer. Doch was thun?“ — „Das Vaterland befreien. Der Befreier, der Meſſias biſt du.“ — „Was ſagt ihr?“ — „Dein Antlitz, dein Traum, ſind's nicht Zeichen, die dir der Himmel ſelbſt geſendet?“ — „Ja, ſo iſt's, ich fühle es, ihr redet wahr.“ — Und theils von grimmer Rachſucht getrieben, theils von fanatiſcher Schwärmerei ergriffen, verläßt der Jüngling Mutter, Haus und Hof, um in den heiligen Kampf zu ziehen. Unter dem Rufe: Mutter, Mutter, lebe wohl! wird er von den ſchwarzen Männern fortgezogen und zu wunderthätiger Wirkſamkeit eingeweiht.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 116. Dienſtag den 15. Mai 1849.

Ein kleines Denkmal, das als Ehrenſchild
Nur ihren Staub vor Schmähſucht decken ſoll,
Ein harter Reim, ein ſchlecht geformtes Bild
Verlangen eines Seufzers leichten Zoll.

Sexmr
nach Gray.

Berliner Briefe.

(Schluß.)

Zwiſchen dieſen Gräbern gingen und kamen die Leute, als ob man Allerſeelen feierte in einem katholiſchen Lande, und ein Allerſeelentag war auch der furchtbare 18. März. Soldaten in Uniform ſtanden neben uns, in ernſter Trauer, der Erzählung einer Bürgerfrau lauſchend, welche uns berichtete, wie man den Mann, an deſſen Grabe wir uns befanden, in ſeiner Wohnung vor den Augen ſeiner kleinen Kinder ermordet habe, obgleich er keinen Antheil genommen am Kampfe. Die erzählende Frau hatte in demſelben Haus gewohnt; ſie war Zeuge geweſen, wie der Mann ſich vor den eindringenden Soldaten hinter eine Feuerkuſe auf dem Hofe geflüchtet, von den Soldaten hervorgeholt und erſchlagen worden war. — „Hier ruhet in Gott der Bürger und Schneidermeiſter Löffler, geboren den 15. März 1795. Am 19. März 1848 aus dem Schooße ſeiner Familie vom Militär gefangen genommen, wehrlos, mit fünfzehn Wunden bedeckt, woran er am 23. März ſeine irdiſche Laufbahn vollendete," ſo ſagte das Grabkreuz.

Daneben las man: „Hier ruhet der Bürger und Meiſter F. W. Schwarz. Wehrlos von der Leipziger bis zur franzöſiſchen Straße geſchleppt und mit neunzehn Wunden bedeckt, wodurch er am 22. März ſeine irdiſche Laufbahn vollendete." — Zwei Frauen, die im Zimmer erſchoſſen wurden, ruhen zunächſt. Wohin das Auge blickt, Jammer der Ueberlebenden, Klage gegen die brutale Rohheit der Truppen, welche der Wehrloſen nicht ſchonten. Und daneben ſtanden Soldaten derſelben Regimenter und weinten über die Todten, jezt, wo ſie als Menſchen menſchlich empfanden, wo das bannende Wort der Disciplin nicht mehr die ſelbſtbewußten Menſchen zu Exekutionsmaſchinen entwürdigte.

Erhebend war es zu ſehen, wie freudig, wie muthig die Epithaphien auf den Gräbern klangen, welche die Jugend der Jugend geweiht hatte. Junge Maſchinenbauer ſchrieben auf das Denkmal ihres Kameraden: „Sein lezter Will war auch ſein leztes Handeln, Er ruft uns zu, den gleichen Weg zu wandeln." — Von einem Studioſus Weiß heißt es: „Gefallen für die Freiheit ſeiner Brüder am 18. März. Stark war dein Geiſt, rein dein Leben; frei biſt du immer geweſen, ſtets in Liebe!" — Das klingt ſo freiheitsſicher, ſo zuverſichtlich in die Ferne, wie Trompetengeſchmetter im Siegesjubel des Tedeums. Bei den leiſe geflüſterten Erzählungen der Umhergehenden, bei der ehrerbietigen Scheu vor der Ruhe der Todten hätte man laut ſeine Freude ausdrücken mögen über dieſe Heiterkeit, über dieſe frohe Erhebung an der Gruft geliebter Todten.

Ueberall wurden die Gewaltthaten beſprochen, welche von den Soldaten vor dem Ausbruch der Revolution acht Tage lang gegen die Bürger verübt worden waren, um durch Einſchüchterung jenen Muth in ihnen zu brechen, der in Paris und Wien den Dynaſtien ſo gefährlich geworden war. Lebhafter noch wurden die Tage des Kampfes geſchildert, beſonders jene Nacht, welche die Flammenſtrahlen der Kartätſchen erleuchtet hatten.

Das Leben der arbeitenden Klaſſen, der gewerbtreibenden Bürger iſt ſo arm an zerſtreuenden Ereig-

Digitized by Google

niſſen gegenüber dem der Reichen; darum iſt aber auch das Gedächtniß des Volks treuer und zuverläſſiger. Die Bewohner der Paläſte und Prachtgebäude, welche bald in dieſem, bald in jenem lebensvollen Badeorte die Sommermonate verleben, welche im Winter an Hoffeſt, Ball und Carneval zu denken haben, werden leicht des 18. März und der Todten im Friedrichshain vergeſſen. Das Volk aber, das keine andere Sommerfreude hat, als den Spaziergang vor die Thore ſeiner Vaterſtadt am Tage des Herrn, und kein Wintervergnügen außer der Plauderſtunde am Abend, das Volk wird immer nach dem Friedrichshain zurückkehren und nie die Gefallenen, nie die Revolution des Jahres achtzehnhundert acht-und-vierzig vergeſſen, noch die Ereigniſſe, durch welche dieſe Revolution hervorgerufen worden.

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung)

IV.

Wer glaubt wohl, daß in dem Frankreich der vorigen fünfziger Jahre ſchon die Befreiung des Genies vom Zwange der Regel verhandelt worden? Wir ſtellen uns gewöhnlich vor, dieſe Streitfrage ſey zum erſtenmal in den neuern Zeiten, zwanzig Jahre ſpäter in Deutſchland aufgetaucht, als der jugendliche Goethe und ſeine Freunde den Sturm und Drang gegen die Schranken der poetiſchen Convenienz eröffneten; allein wir ſollten uns, wenn auch nur aus unſeres Leſſings Dramaturgie, erinnern, daß ein Franzoſe, und zwar einer, dem wir auf Schloß Grandval wiederholt begegnet ſind, daß Diderot es war, der ſchon lange zuvor verſucht hatte, die dramatiſche Poeſie ſeiner Landsleute von der Etikette zur Natur zurückzuführen.

Es war dießmal die Marquiſe d'Epinay mit ihren gefährlich ſchönen ſchwarzen Augen, in Begleitung ihres Freundes Grimm von ihrem Gute la Chevrette herübergekommen; jenes Grimm, der ſeit Jahren am Hofe der franzöſiſchen Literatur und Geſellſchaft der Geſchäftsträger mehrerer deutſchen und nordiſchen Fürſtlichkeiten war, denen er von allen Neuigkeiten des Pariſer Buchhandels und Theaters, der Hof- und ſcandalöſen Chronik fortlaufenden Bericht erſtattete. Zugleich waren verſchiedene Perſonen aus Paris angelangt; außer einigen Angehörigen des Hauſes ein Herr le Roy, ein liebenswürdiger junger Libertin, und ein kurzer dicker Neapolitaner, der Abbé Galiani, der ſich durch nationalökonomiſche Schriften einen Ruf erworben hatte, im Kreiſe ſeiner Bekannten aber durch ſeine nie verſiegende Laune und die Gabe, Alles in einen Apolog, eine ſinnbildliche Erzählung, zu kleiden, beliebt war. Die Pariſer Ankömmlinge erſchreckten Diderot durch die Nachricht von einer unfern ſeiner Wohnung ausgebrochenen Feuersbrunſt; doch verſicherten ihn einige derſelben, den Brand gelöſcht und die Gegend ſeiner Wohnung unverſehrt geſehen zu haben.

„Wäre dieſer Herr von Bacqueville kein alter Narr geweſen," ſagte le Roy — „geweſen, denn er iſt nicht mehr — ſo konnte das ganze Unglück verhütet werden. Von ſeinen frühern tollen Streichen haben Sie ja wohl gehört. Daß er einmal mit einer Maſchine das Fliegen probirt und dabei den Schenkel gebrochen hat, das iſt noch keiner von den ärgſten. Aber er ließ einmal ein böſes Pferd im Stalle hängen, zum warnenden Beiſpiel für die übrigen, wie er ſagte. Schon geſtern Mittag entſtand Feuerlärm; man wollte in ſein Hotel dringen. Anfangs weigerte er ſich das Thor zu öffnen, und drohte, dem erſten, der ſeinen Hof beträte, eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. Wie es hernach gegen fünf Uhr ſchien, als ſey man des Feuers Meiſter geworden, ging er, als wäre nichts geſchehen, in die Oper. Abee bald kam ihm dahin ein Diener nach mit der Botſchaft, daß der Brand von Neuem ausgebrochen ſey. „Nun gut," war ſeine Antwort, „ſo wird bis zur Nacht ein Haus verbrannt ſeyn; man laſſe mich in Ruhe." Nach dem Schauſpiel, von dem er keine Scene verlor, begab er ſich nach ſeinem brennenden Hauſe; man wollte ihn nicht hinein laſſen, vergebens: er ſagte, daß die Möbeln verbrannt ſeyen, kümmere ihn wenig, er werde andere kaufen; noch weniger, daß ſein Gold und Silber geſchmolzen ſey, man werde es in Klumpen im Schutte finden; aber ſeine Papiere müſſe er retten. „Aber, Herr, Sie ſind verloren!" — „Ich werde nicht verloren ſeyn; mein Haus hat verborgene Ausgänge, die nur mir bekannt ſind und durch die ich entkommen werde. Keine Sorge, wenn man mich nicht wiederkehren ſieht! ich bin dann mit meinen Papieren in einem meiner unterirdiſchen Gewölbe." .... Man hat die Gewölbe unterſucht, die Papiere fanden ſich, aber der Mann nicht. Noch eine beſondere Freude hatte er ſich davon verſprochen, ſeinen Sohn anzuführen. „Der Taugenichts," ſagte er, „wird mich verbrannt glauben und hocherfreut ſeyn; ich weiß, er wartet auf meinen Tod; dafür ſoll es mir Vergnügen machen, wieder zum Vorſchein zu kommen, wenn er es am wenigſten erwartet."

Das Geſpräch ging durcheinander, man hatte ſich mancherlei zu erzählen, mancherlei zu fragen; bald ſehen wir jedoch Grimm und Diderot, le Roy und den Abbé bei Seite getreten und in ein Geſpräch verwickelt, das nach und nach zum Streit wird. Es

Digitized by Google

handelte ſich um das Verhältniß des Genies zur Regel, des Genies, das ſchafft, der Regel, welche ordnet. Grimm, dieſer Mann nach der Schnur, der gewählten Toilette wie der korrekten Feder — aber er war der Buſenfreund Diderots — zeigte ſich als eifrigen Verfechter des ſchrankenloſen Genies; le Roy ſchien, je ungebundener ſein Lebenswandel war, deſto mehr in der Dichtung an der Regel feſtzuhalten.

„Was Methode!“ rief Grimm, „ſie iſt nichts als Pedanterie. Wer nichts verſteht, als zu ordnen, der bleibe lieber ganz zu Hauſe, und wer nur nach Regeln gerührt werden kann, um deſſen Empfindung gebe ich nicht viel.“ — „Aber die Regel iſt es doch,“ warf le Roy ein, „welche das Genie leitet.“ — „Und mißleitet!“ entgegnete Grimm.

Der Streit wurde lebhaft, Grimms Augen ſchienen noch weiter hervorgetreten als gewöhnlich, und gewiß hätten auch ſeine Wangen eine erhöhte Röthe gezeigt, wäre dieß nicht vermöge der Schminke, die er aufzulegen pflegte, unmöglich geweſen. Jetzt unterbrach ſie der Abbé. — „Meine Freunde,“ fing er an, „da fällt mir eine Fabel ein. In der Tiefe eines Waldes erhob ſich eines Tags ein Streit zwiſchen der Nachtigall und dem Guckguck. Jedes von beiden rühmte ſeine Gaben. Welcher Vogel, ſagte der Guckguck, hat einen ſo einfachen, natürlichen und gemeſſenen Geſang wie ich? — Und welcher Vogel, ſagte die Nachtigall, hat einen lieblichern, mannigfaltigern, glänzendern und rührendern Geſang als ich? — Der Guckguck: Ich mache wenig Worte, aber ſie haben Gewicht, Ordnung, und man behält ſie. Die Nachtigall: Ich bin redſelig, es iſt wahr, aber dafür bin ich auch immer neu und nie ermüdend. Der Guckguck iſt ſo anhänglich an die mütterliche Lection, daß er keinen Ton wagt, den er nicht von ihr gelernt hat. Ich erkenne keinen Meiſter an, ich ſpotte der Regeln. Gerade wenn ich ſie verletze, bewundert man mich am meiſten. Wie kann ſeine langweilige Methode mit meinen glücklichen Ausſchweifungen ſich vergleichen! — Einigemal verſuchte der Guckguck die Nachtigall zu unterbrechen; allein die Nachtigallen ſingen an Einem fort und hören nicht; das iſt ein wenig ihr Fehler. Endlich jedoch wurden die beiden Streitenden dahin einig, ſich dem Urtheilsſpruch eines dritten Thiers zu unterwerfen. Aber woher einen zugleich ſachkundigen und unparteiiſchen Schiedsrichter nehmen? Lange ſuchten ſie vergebens nach einem ſolchen. Endlich kamen ſie über eine Wieſe, und da fanden ſie einen Eſel, ſo ernſt und feierlich wie nur einer; ſeit Erſchaffung des Eſelsgeſchlechts hatte keiner ſo lange Ohren getragen. Ah! rief der Guckguck, als er dieſe ſah, das trifft ſich glücklich; unſer Streit geht die Ohren an: ſiehe da unſern Richter! Gott hat ihn eigens für uns geſchaffen. Der Eſel fraß. Unſere beiden Vögel machten ihm ein Compliment, ſetzten ihm ihre Streitſache auseinander und baten ihn demüthig, ſie anhören und ſodann entſcheiden zu wollen. Aber der Eſel fraß, er würdigte ſie keines Blickes und machte nur mit den Ohren ein Zeichen, daß er beſchäftigt ſey und jetzt nicht Zeit habe zu Gericht zu ſitzen. Die Vögel drangen in ihn, er fraß ruhig weiter. Endlich war ſein Appetit geſtillt. Am Rande der Wieſe ſtanden etliche Bäume. Wohlan, ſagte er, da ſetzet euch daraus, ich will mich darunter legen, ihr möget ſingen, ich will verdauen, euch zuhören und dann meine Meinung ſagen. — So, nun fangt an; der Gerichtshof hört.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Zwiſchen dieſem und dem folgenden Aufzuge hat ſich gar Vielerlei und Wichtiges begeben. Die neue Lehre hat ſich überallhin verbreitet, die Wiedertäufer ſind nach Deutſchland gedrungen, überſchwemmen Weſtphalen und bieten, zur furchtbaren Kriegsmacht angewachſen, nicht allein dem Adel die Spitze, ſondern den Kurfürſten und dem Kaiſer ſelbſt. Ihr Name verbreitet Entſetzen; Sengen und Brennen, Raubmord und Zerſtörung bezeichnen allerwegen die Spuren ihres Durchzugs. Burgen und Paläſte werden in Staub und Aſche gelegt, Burgherren nebſt Frauen und Kindern getödtet, Schätze geraubt, Zerſtörung, Verwüſtung überall. Von überall her ſchwillt der verheerende Strom an durch die mitziehenden Schaaren der befreiten Leibeigenen, unzähliger Abenteurer und Freibeuter. Sie alle führt der Glaube an den Furchtbaren zum Sieg, den ſie den Propheten nennen und der unbezwinglich als Würgengel an ihrer Spitze einherzieht. Er, in deſſen Namen aller Gräuel geſchieht, das Ungeheuer, vor dem alles zurückſchaudert, dem alles flucht, iſt ſelbſt der ihm aufgedrungenen unſeligen Rolle müde, die ihn zwar zum unbedingten Beherrſcher der Fanatiker

machte, aber auch zum Werkzeug und Spielball in einiger Ehrgeizigen Händen, die er ſtets zu fürchten hat. Unter ſolchen Betrachtungen ſelt mehreren Tagen in ſein Zelt zurückgezogen, allen unſichtbar, finden wir ihn zu Anfang des dritten Aufzugs, wo wie am Saum eines Waldes in Weſtphalen einen Theil des Lagers der Wiedertäufer erblicken. Winterlandſchaft; im Hintergrund ein gefrorener Landſee, der ſich fern im Nebel verliert; Boden und Bäume mit Eis und Schnee bedeckt. Der Tag neigt ſich zu Abend; in der Ferne nahendes Schlachtgetümmel. Unter Wehklagen und Angſtgeſchrei ſtürzen reich gekleidete gefangene Ritter, Frauen und Kinder herein, von den Siegern vor ſich hergetrieben, und drängen ſich in einen Knäuel zuſammen, um den die Weiber und Kinder der Anabaptiſten einen fröhlich wilden Siegestanz aufführen. „Blut! Blut! der Herr fordert Blut!“ ſingt der Krieger Chor, und dazwiſchen Alle: »Te Deum laudamus, Preis und Ruhm dir in der Höh!“ worauf die Gefangenen geſchlachtet werden ſollen, aber von Matthieſſen in der Hoffnung reicher Löſung gerettet werden. Siegesmarſch und Chor aus der Ferne; Zacharias zieht mit reicher Beute in's Lager: „Ihrer waren wie Sand am Meer, wie Sterne am Himmel; der Herr erhob ſeinen Arm: wo ſind ſie geblieben? wie Spreu verſchwunden; unſer der Sieg! u. ſ. w.“ Es lagern ſich die Ermüdeten in Erwartung der zu vertheilenden Erfriſchungen. Dieſe werden auf Schlitten und Karren herbeigebracht. Nun thut ſich eine auf den Brettern der Oper ganz neue Scene auf: Schlittenfahrt, Eislauf und ähnliche Winterbeluſtigungen, Schlittſchuhtanz von Männern und Frauen in den anmuthigſten Figuren und Verſchlingungen, auf Rollſchlittſchuhen, die alle möglichen ſchwebenden, kreiſenden Bewegungen und Wendungen des wirklichen Eislaufes geſtatten.* Der Prophet, über den ein finſterer Geiſt gekommen, hält ſich von den Volksbeluſtigungen fern; ſein Zelt iſt für Alle unzugänglich. Auch geht im Lager ſelbſt Unheimliches vor. Man ſieht Zacharias in langem geheimnißvollem Geſpräch mit Matthieſſen begriffen, und endlich dieſen mit einer verſiegelten Botſchaft abgehen. Ohne Wiſſen des Propheten hat Zacharias einen nächtlichen Ueberfall der nahen Stadt Münſter beſchloſſen, deren Beſatzung von Oberthals Vater befehligt wird. Ein Wanderer, der aufgefangen worden, wird vorgeführt, und muß, um ſein Leben zu retten, ſich anwerben laſſen und durch Eidſchwur ſich unheiſchig machen, den Geſetzen der Wiedertäufer Folge zu leiſten. Schonung den Hulden, Krieg und Vernichtung den Schlöſſern, den Klöſtern Einäſcherung, dem Adel und der Geiſtlichkeit Tod, den beiden Oberthal der Strang: das iſt das Gelübde. Beim Lichte einer Lampe wird der Angeworbene genauer betrachtet: „Graf Oberthal! Nieder mit ihm! führt ihn zum Tode!“ Im ſelben Augenblick erſcheint der Prophet. Im langen weißen Gewande über der glänzenden Rüſtung ſchreitet er mit verſchränkten Armen gedankenvoll daher. Er iſt des wilden Treibens müde und glaubt durch den Siegeszug der Wiedertäufer ſein Gelübde erfüllt zu haben. „Nicht eher, als bis du in Münſter gekrönt biſt!“ erſetzt Zacharias, der mit dem Dolch in der Hand ſeinen Schritten folgt. Entrüſtet über die Vermeſſenheit der Schwarzen, die ohne ſeinen Spruch abzuwarten einen Gefangenen zum Tode führen, begnadigt er den Verurtheilten und führt entſetzt zuſammen, als er Oberthal erkennt, während der grimmige Zacharias ſeine voreilige Milde verhöhnt.

(Fortſetzung folgt.)

* Als vor einigen Jahren der Verfaſſer dieſer Zeilen um Mitternacht heimkehrend in die Straße einbog, die auf den Bendomeplatz führe, ſah er um die Napoleonsſäule im Mondſchein eine dunkle Geſtalt ſchweben, dann verſchwinden, bald wieder erſcheinen und nach allen Richtungen hin mit unerklärlicher Blitzesſchnelle geſpenſtiſch vorübergleiten. Erſt in der Nähe fand das Räthſel ſeine Löſung. Der Erfinder der Rollſchuhe war es, der dort auf der großen Aſphaltfläche ſeine Verſuche anſtellte.

Wiesbaden, Mai.

(Fortſetzung.)

Das Volk und die Kammer.

Die Stimmung des Volks iſt ſowein entſchieden für Frankfurt, als es durch das neue Kaiſerreich einen ewigen Frieden erreichen zu können glaubt. Sonſt herrſcht hier ſelbſt in Wiesbaden, obwohl es ein Kurort iſt, ein partikulariſtiſcher Sinn, der ſelbſt von Männern der Wiſſenſchaft praktiſch gehandhabt wird. So wird, um ein Beiſpiel anzuführen, der vorgetragene Rath in Schulſachen als Ausländer dermaßen verfolgt, daß ich die Geduld dieſes Mannes nicht zu begreifen vermag. Eine große Rolle ſpielen namentlich die Elementarlehrer, die Staatsdiener werden wollen in einer Zeit, in der tagtäglich die Verminderung der Staatsdiener anempfohlen wird. Ich vertheidige nicht die geringe Beſoldung der Lehrer, ich ſtreite nicht gegen den unentgeldlichen Unterricht für Arme. Daraus folgt aber noch immer nicht, daß der Staat, ſtatt die Beſoldung zu beaufſichtigen, dieſelbe ſelbſt übernehmen muß. Die Gemeinde mag nöthigenfalls gezwungen werden, ihre Lehrer nach Gebühr zu honoriren. Sie weiß aber dann, wo ihre Steuern bleiben, der Vater weiß, was ihn die Kinder koſten, die Kinder, was ſie den Eltern danken, der Lehrer endlich, daß er ſeinen Gehalt von der Gemeinde erhält. Iſt die Gemeinde zu arm, ſo mag der Staat die Defekte durch theilweiſen Steuererlaß decken, denn dafür iſt die Gemeinde ein Glied des Staats. Das Schematiſiren von oben führt zur Leiche, um ſo ſchneller, wenn eine ſouveräne Kammer an der Spitze ſteht. — Die Kammer iſt übrigens den Gelehrtenſchulen nicht hold. Schon vor geraumer Zeit ſtellte die Linke den Antrag, dieſelben überhaupt zu Naſſau aufzuheben, „da ja in den benachbarten Ländern Gymnaſien genug vorhanden ſeyen.“ In der neueſten Zeit ſind die Ausgaben für Schulprogramme geſtrichen worden, weil dem Staat natürlich an dem Daſeyn gelehrter Abhandlungen nichts liegen kann. Die Zukunft kann auch noch das bringen, daß das hieſige Realgymnaſium gänzlich aufgehoben wird. Das Theater, das im verfloſſenen Winter ſehr viele nützliche Reformen erfahren hat, iſt ohnehin nicht mehr vor dem Untergange zu retten, da die Unterſtützung deſſelben von der Kammer jetzt auf Null reducirt iſt. Was kümmert ſich die Demagogie um Kunſt und Wiſſenſchaft? wie ſollte ſie fähig ſeyn, den Werth eines Theaters zu würdigen?

Wie ich ſchon erwähnte, hatte man am 4. März auf eine radikale Verbeſſerung der materiellen Verhältniſſe gehofft. Als dieſe aber nicht eintrat, als die Steuern ſogar ſtiegen, die Kur ſchlecht ausfiel, die Gutsbeſitzer des Rheingaus ihren Wein nicht verkaufen konnten, ſtellte ſich allmählig eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit ein. Viele hatten das Ihrige verſchleudert, ſo daß am Ende des Jahrs die Zahl der Mau's, um den vielſagenden chineſiſchen Ausdruck für Abenteuer zu gebrauchen, die zu einer Höhe ſtieg, daß Mancher mit Bangen der Zukunft entgegenſah. Den Sommer hindurch hatte man fleißig exercirt, ſich ergötzt an blanken Waffen, geträumt von Kampf und Krieg und das Wirthshaus ſtatt der Kirche beſucht. Alles das ſtellte man nun im Herbſte ein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 117. Mittwoch den 16. Mai 1849.

Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte;
Genau besehn sind's Knechte gegen Knechte
Goethe.

Die Volksversammlung zu Bingen.

Es war am Morgen des 28. April, als in den Städten des Mittelrheins an allen Straßecken Plakate des Inhalts sich fanden, daß am Sonntag den 29. April zu Bingen eine große Volksversammlung stattfinden werde, um die Lage des Vaterlandes in ernste Erwägung zu ziehen. Ich hatte noch nie einer solchen Versammlung beigewohnt. Ich ersah aus den Plakaten, daß die Düsseldorfer Dampfschifffahrtsgesellschaft die Sache in die Hand genommen hatte, mithin sowohl der Besuch der Frankfurter Linken als der Demokraten aus Baden in Aussicht stand. Dieß lockte mich, und so ging ich Morgens an den Rhein, mit dem festen Entschlusse, mich harmlos allen äußern Eindrücken hinzugeben und nur den Beobachter zu spielen.

Als ich an den Fluß kam, fuhr schon ein Kölner Dampfschiff vorüber, voll von Menschen mit demokratischen Bärten und Hahnenfedern auf den Hüten. Es war ein schöner Sonntag Morgen und ich hatte allen Parteigroll vergessen, als meine Augen dem Schiffe rheinabwärts folgten und ihnen im Hintergrunde die blauen Höhen des Taunus entgegen lachten. Wäre nur erst das Düsseldorfer Boot da, um den Davoneilenden folgen zu können! Ein Boot kam, aber leider ein niederländisches, vollgepfropft mit Auswanderern, deren nächstes Ziel London, deren weiteres die neue Welt war. Auswanderer vom Rhein! Mir summte gerade das herrliche Volkslied in den Ohren:

„Was soll ich in die Fremde ziehn?
Die Heimath ist so schön,
Wenn grün der Berg, wo Reben blühn,
Und linde Lüfte wehn."

als ich an das Boot trat, das inzwischen angelegt hatte. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einmal so viele Menschen sehen sollte, die im Begriff standen, in der Ferne das Glück zu suchen, das sie in der Heimath nicht finden zu können glaubten. Unglückselige, was lockt euch aus der Heimath der goldenen Trauben, was von den trauten Ufern des segensreichen Stromes? Ist denn Geld und Gut das Einzige, weßwegen ihr das Land verlasset, wo ihr den süßen Traum der Jugend geträumt? Geht auf den Zinnen der Burg kein holdes Mädchen, um euch zuzusingen:

„Zieht hin, zieht hin! sucht fern das Glück,
Wo reichre Länder sind:
Ich bleib an meinem Rhein zurück,
Obschon ein armes Kind."

Unter diesen Fragen und dem Schluchzen derer, die am Ufer Abschied nahmen, ertönte plötzlich Gesang vom Verdeck, das Heckerlied. Was für ein Wahn treibt euch fort! Ich trete näher an das Schiff. Ein anderes Lied wird angestimmt von einem jungen, schlanken, schwarzgekleideten Manne mit blassem, eingefallenem Gesicht. Die Umstehenden fallen ein. Ich konnte nur das oft wiederkehrende Wort Freiheit verstehen, bei dem der blasse schwarze Mann alle Kraft seines, wie es schien an der Auszehrung leidenden Körpers zusammen nahm, um es jedesmal weithin vernehmlich zu singen. Armer Mann, was that dir das Vaterland, daß deine Muskeln krampfhaft zucken und dein Auge fanatisch aufleuchtet, wenn du das Wort Freiheit singst? Doch lebe wohl! Ich kann dir

Digitized by Google

deinen Wahn nicht nehmen. Ich könnte dir allerlei ſagen, z. B. das, daß wir uns im verfloſſenen Jahre für Alles, nur nicht für die Freiheit als reif gezeigt haben, eben weil wir zu viele Freiheitshelden haben, weil wir Rechte verlangen und uns nicht kümmern um die Pflichten; ich könnte dir ſagen, daß gerade Hecker, dein Ideal, ob ſeines herriſchen Weſens bei dem verſtändigen und freien Amerikaner in neueſter Zeit ſehr in der Achtung geſunken iſt; aber es wäre vergeblich, dein Wahn kann nur durch das Leben geheilt werden. Darum noch einmal, lebe wohl!

Noch vor der Abfahrt des niederländiſchen Bootes durchſchnitt das Düſſeldorfer Boot die Wellen, das uns nach Bingen führen ſollte. Es war die „Königin Eliſabeth;“ aufgehißt waren die ſchwarz-roth-goldene und die ſchwarz-weiße Flagge. Lauter loyale Dinge! Aber auf dem Schiffe waren Mainzer, und nicht allein Mainzer, ſondern auch Mainzerinnen, die gleichfalls ihr Scherflein zur Rettung des Vaterlandes beitragen zu müſſen glaubten. Selbſt die Töchterſchule in Mainz war durch eine ihrer Lehrerinnen vertreten. Die Paſſagiere theilten ſich, wie ich bald erfuhr, in zwei Heerlager, in das der ſocialen Republik, wie ſie das Nirgendheim nennen, und in das der conſtitutionellen Monarchie. Was will Saul unter den Propheten? dachte ich, und knüpfte mit dem Vorſitzenden der Conſtitutionellen ein Geſpräch an. „Wir wollen die Reichsverfaſſung aufrecht erhalten wiſſen, und zwar um jeden Preis, ſey es mit friedlichen Mitteln, ſey es durch Gewalt, und darin ſtimmen wir mit den Demokraten überein.“ — „Wenn alſo der conſtitutionelle König von Würtemberg einen Willen haben will, ſo erklärt ihr, das ſey gegen die conſtitutionelle Monarchie?“ — „Das nicht; einen Willen ſoll er haben, aber nur im Guten, nicht im Schlechten; denn das iſt ja eben das Weſen der conſtitutionellen Monarchie.“ — „Gut, wenn aber ein beliebiger Theil des Volks das Schlechte und der König das Gute will, wie dann? wer ſoll hier entſchriden? Und wie iſt ein menſchlicher Wille denkbar, der nur das Gute wollen kann? Doch um hievon abzuſehen, wozu wollt ihr die Reichsverfaſſung, weil ihr den Frieden, die Einheit oder die Freiheit wünſchet?“ — „Wir wollen alle drei Dinge, Frieden, Einheit und Freiheit.“ — „Das iſt doch nicht gut durch Einführung der Reichsverfaſſung möglich. Dieſelbe wird die Revolution nicht ſchließen, ſondern ſie vielmehr legaliſiren, ſo daß ihr Ende gar nicht abzuſehen iſt. Ihr wißt nur zu ſchimpfen auf den König von Preußen, aber bedenkt ihr auch, daß derſelbe vielleicht gute Gründe zur Ablehnung der Kaiſerkrone hatte? Die Belgier rieſen ihren König aus fremdem Lande und gaben ihm das abſolute Veto. Der König von Preußen iſt ein einheimiſcher und mächtiger Fürſt, und ihr verlangt, daß er die Krone der Hohenzollern aufgebe, um eine Krone von Papier anzunehmen, die jeden Augenblick in Frage geſtellt werden kann! Und was den Namen Kaiſer anlangt, um wie viel wird denn Preußen durch den Beitritt der kleinen Staaten größer, als es jezt iſt, wenn ſich die Königreiche ausſchließen?“ — „Nun, der König von Preußen ſoll ſo gut Opfer bringen als die kleinen Fürſten.“ — „Ich gebe das zu, aber es bleibt immer noch die Frage, wem er die Opfer bringen ſoll, der Freiheit und Ordnung, oder der Anarchie. Und damit kommen wir wiederum auf das Kapitel von der Reichsverfaſſung zurück. Das ſuſpenſive Veto raubt der Krone zwar nicht geradezu die Macht, aber wohl indirekt, indem es ihr allen ſittlichen und moraliſchen Halt nimmt. Die Monarchie ſoll eine bloße Zahl im Rechenexempel ſeyn, ſie iſt aber keine Zahl, ſondern eine ſittliche Größe, die von einer gleichen Macht getragen ſeyn will. Das Wahlgeſetz iſt ferner der Art, daß am Ende nur die Straßendemokratie Vertreter ſtellen wird. Denn gerade der Landmann, den der Boden an die Heimath feſſelt, wird ſeine Stimme nicht hören laſſen, weil er ſich ſcheuen wird, Meilen weit zum Wahlorte zu reiſen, um hier einen Vertreter ſeiner Intereſſen zu beſtimmen. Und wenn er wirklich hingeht, wird er aufkommen gegenüber einer eingeübten und wohlorganiſirten ſtädtiſchen Demokratie? Und welche andere Folgen wird das haben, als daß ehrgeizige Volksführer mit dem Wohle des Volkes ſpielen?“

Mein Conſtitutioneller aus Mainz ſchwieg. Das Schiff war raſch gefahren, indem wir bereits die Rochuskapelle in Sicht hatten. Goethe hat von derſelben eine treffliche Beſchreibung gegeben, deren ich mich erinnerte. Aber ein anderes Feſt lockte damals die Bewohner aus den umliegenden Ortſchaften, und eine andere Freudigkeit mußte auf ihren Geſichtern glänzen, als auf den Geſichtern derer, mit welchen ich zur Volksverſammlung nach Bingen fuhr.

(Fortſetzung folgt.)

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung.)

„Herr Richter,“ ſprach der Guckguck, „merket wohl auf, um nichts von meinem Geſange zu verlieren, faſſet ſeinen Charakter genau und achtet insbeſondere auf die Kunſt und Methode in demſelben. Dann warf er ſich in die Bruſt, ſchlug mit den Flügeln und ſang: Guckguck, Guckguckguck ...., und

Digitized by Google

nachdem er dieß in allen möglichen Zuſammenſetzungen wiederholt hatte, ſchwieg er. Die Nachtigall, ohne Umſchweif, erhob ihre Stimme, warf ſich in die kühnſten Modulationen, in die überraſchendſten, ausgeſuchteſten Weiſen, ſchlug Triller und hielt den Ton, daß man meinte, der Athem müſſe ihr ausgehen; bald ließ ſie die Töne ſinken und in der Tiefe ihrer Kehle murmeln wie die Welle des Bachs, die ſich dumpf zwiſchen Felſen verliert, dann hob ſich der Ton wieder, ſchwellte ſich allmählig, erfüllte die Luft und ſchien in ihr zu ſchweben; nach einander war ihr Geſang lieblich und glänzend, leicht und pathetiſch: aber — es war kein Geſang für Jedermann. Hingeriſſen von ihrer Begeiſterung würde die Nachtigall noch lange fortgeſungen haben; doch der Eſel, der ſchon einigemal gegähnt hatte, unterbrach ſie mit den Worten: Ich zweifle im geringſten nicht, daß Alles, was du mir da vorgeſungen haſt, recht ſchön iſt; aber ich verſtehe nichts davon, es kommt mir wunderlich vor, ich finde keine Ordnung, keinen Zuſammenhang darin. Du haſt vielleicht mehr Geiſt als dein Mitbewerber, aber er hat mehr Schule, und ich meines Orts, ich bin für die Schule."

Dieß Alles hatte der Abbé mit der beluſtigendſten Mimik vorgetragen. Er ſtreckte den Hals und machte die Stimme fein für die Nachtigall, blies ſich auf und nahm einen rauhen Ton an als Guckguck, ahmte die dumme und ſchwerfällige Gravität des Eſels nach, und das Alles ganz leicht und ungezwungen. Jetzt, gegen le Roy gewendet und mit dem Finger auf Grimm zeigend, ſagte er: „Das iſt die Nachtigall, Sie ſind der Guckguck und ich bin der Eſel, der Ihnen den Preis zuerkennt. Ihr Diener."

Die Nacht war angebrochen, ein Theil der Fremden entfernte ſich; man ſetzte ſich zum Spiel, und der Reſt des Abends verfloß wie gewöhnlich. Bereits war Alles zu Bette, als ein Allarm eigener Art die Schläfer des Hauſes weckte. War es die Erzählung von dem Brande bei Bacqueville, oder was ſonſt, genug der Madame d'Aine fiel ein, daß im Kamin des Salons ein brennender Klotz liegen geblieben; vielleicht hatte man überdieß vergeſſen, das Feuergitter vorzuſchieben, ſo konnte der Klotz auf das Parket herausrollen, wie es ſchon einmal geſchehen war. Angſt ergreift ſie, und wie ſie nicht gern etwas durch Andere thun läßt, was ſie ſelbſt thun kann, ſo ſteht ſie auf, ſteckt die bloßen Füße in ihre Pantoffeln und geht in Hemd und Nachtjacke, eine kleine Lampe in der Hand, hinaus, wo ſie um dieſe Stunde Niemand mehr zu begegnen glaubt. Sie geht die Treppe hinunter, eben als le Roy, der bis jetzt leſend im Salon geblieben war, hinauf will. Sie bemerken einander, Madame d'Aine will ſich flüchten, le Roy ihr nach, holt ſie ein und küßt ſie; ſie ruft um Hülfe. Allerwärts öffnen ſich die Thüren, man tritt auf den Gang heraus und findet da Madame d'Aine beſchäftigt, in der Finſterniß ihrer Nachtmütze und Pantoffeln zu ſuchen, denn ihre Lampe war ausgegangen und der muthwillige Freund hatte ſich auf ſeinem Zimmer verſchloſſen. Noch um zwei Uhr des Morgens erſcholl auf dem Gang ein Gelächter wie das der homeriſchen Götter, und noch lange gab dieſes Abenteuer Stoff, die Alte damit zu necken, welche jedoch ſelbſt auf die derbſten Späße die entſprechende Antwort nicht ſchuldig blieb.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, Mai.

(Schluß.)

Volksverſammlungen. — Zeitungen.

Die hieſigen Agitatoren hatten bereits im Sommer die Flucht ergriffen; ihre Hoffnung auf Amneſtie erfüllte ſich nicht, hat ſich ſogar bis jetzt nicht erfüllt. Und das iſt ein großes Glück; denn nichts zerſtört ſo ſchnell den ſittlichen Kern des Volks, als eine Verwirrung der Rechtsbegriffe. Durch Beſchluß des Frankfurter Parlaments ſind die Spielbanken aufgehoben, und zwar wegen ihres depravirenden Einfluſſes. Ich vermag dieſe Maßregel nicht zu billigen, nicht deßhalb, weil dieſelbe der Stadt Wiesbaden einen unerſetzlichen Verluſt zufügt, auf den man hätte Rückſicht nehmen können, auch nicht deßhalb, weil ich das Spiel nicht für verderblich hielte, ſondern weil meines Erachtens eine einſeitige, willkürliche Vernichtung von Verträgen unvermerkt eine weit nachhaltigere ſchlechte Wirkung auf das Volk ausübt, als das Spiel. Und wie leicht war hier ein Uebergang zu finden! — Die Volksagitatoren weilten alſo, wie geſagt, im Auslande. Die Volksverſammlungen wurden immer ſeltener und auf dem Lande ſogar unmöglich, weil die Bauern ſich mit energiſcher Fauſt dagegen auflehnten. Sie hatten dieſelben Anfangs in der Hoffnung auf gänzliche Befreiung von den üblichen Steuern beſucht; als nun aber die Steuern ſogar ſtiegen, verloren ſie den Glauben an die Worte der Füh-

Digitized by Google

rer, und ihr Grimm war auf dem Sprunge zur That überzugehen. In Wiesbaden fand die letzte Volksversammlung am 4. März, dem Jahrestage der Revolution, statt. Die Frankfurter Linke hatte sich zahlreich eingefunden, aber ihr Erscheinen war von keinen Folgen. Ebenso hat sich die demokratische Partei nicht, wie man beabsichtigte, an jenem Tage mit der constitutionellen versöhnt. — Wie die Volksversammlungen, so ist auch die Bürgerwehr allmählig eingeschlafen. Sie ist jetzt ein Kapitel, von dem man nicht gern spricht. — Von den Zeitungen, die im Frühjahrr 1848 auftauchten, und die ich damals namentlich aufführte, leben nur noch zwei: die „Allgemeine Nassauische," das Organ des Heia-popeia-Vereins und der Regierung, und die „freie Zeitung," das Organ der Demokratie. Die „Allgemeine Nassauische" verfolgt seit einigen Monaten eine bestimmte und energische Richtung, was um so nothwendiger ist, als die conservativen Männer, die aus Grundsatz und mit Bewußtseyn conservativ sind, hier nur mit der Laterne gesucht werden können. Der Heia-Verein — ein von den Demokraten herrührender Name; „Heia" wird deßhalb auch jeder Conservative benamset — scheint, so weit ich vom Hörensagen zu urtheilen vermag, recht eigentlich dem Conservatismus der vis inertiae zu huldigen. Die „freie Zeitung" ist ein Ausbund von Gemeinheit, weiß sich aber trotz der geringen Anzahl von Demokraten, die Wiesbaden aufzuweisen hat, noch immer zu halten. — Der Herzog kämpft augenblicklich, wie Ihnen bekannt seyn wird, in Schleswig-Holstein. Die Nassauer thun sich sehr viel zu gut auf ihre Theilnahme an diesem Kriege. — Die Kurgäste sind noch selten. Was der Sommer bringen wird, darüber wagt Niemand eine bestimmte Muthmaßung auszusprechen; deßhalb hierüber im nächsten Herbst.

Paris, Mai:

(Fortsetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Auf einen Wink des Propheten entfernen sich Alle, und nun erfährt er vom Grafen, daß Bertha sich durch einen Sprung in die Fluthen der Schande entzogen, aber gerettet worden und nach Münster geflüchtet sey, wohin er, der von Neue Erfüllte, sich eben begeben wollen, als er von streifenden Kriegsknechten aufgegriffen und in's Lager geführt worden. Johann läßt den Verhafteten in sichere Haft bringen; Bertha, dieschnöd Mißhandelte, soll über ihres Verfolgers Schicksal entscheiden. Plötzlich wilder Aufruhr im Lager. Die aufreisenden Anabaptisten haben in einem Ausfall der belagerten Münsterschen eine Niederlage erlitten; die Flüchtigen eilen herbei; „Tod! Tod dem falschen Propheten, der uns dem Feind verrathen!" ertönt es von allen Seiten. „Uns überwältigt der wachsende Aufruhr, nur du vermagst den Sturm zu beschwören! Rette, rette! sonst ist Alles verloren!" ruft der athemlos herbeistürzende Führer Matthiessen dem Propheten zu. Gebieterisch tritt Johann den Empörern entgegen, und auf die Frage, wer gegen seinen Willen den nächtlichen Zug unternommen, stehen die Schuldigen zitternd vor ihm. „Beugt euch vor dem Zorn des Herrn, die ihr den Gehorsam gebrochen!" ruft der Prophet feierlich, „der Herr ist wider euch, büßt, was ihr verbrochen!" Bei diesen Worten fällt das Heer auf die Kniee, und in gebieterischer Haltung, in Rüstung und Anstand dem Erzengel Michael gleich, steht der Prophet da. Gebet und Chor, mit hineingellendin Trompetenstößen des Feindes aus der Ferne; begeisterter Schlachtruf des Propheten, den das Volk, von neuer Zuversicht durchglüht, als den Erwählten des Herrn begrüßt. Psalmartiger Triumphgesang. Von Kampflust entbrannt schaaren sich die Wiedertäufer um den begeisterten Seher zur Erstürmung der Stadt, deren Thürme im Augenblick, da er Sieg verkündend auf sie hindeutet, aus den schwindenden Nebeln, bestrahlt von der aufsteigenden Sonne, im Hintergrunde hervorblitzen.

Vierter Aufzug. Rathhausplatz in Münster. Die Stadt ist eingenommen, die neue Lehre siegreich im Lande, das Volk von der Tyrannei der Adelsherrschaft befreit. Schwerer aber noch als diese lastet die Willkür der Befreier auf der geängsteten Bevölkerung. Keiner ist vor den Wüthrichen seines Lebens sicher. Gruppenweis ziehen die gedemüthigten Bürger über den offenen Platz und schleppen, dem Sieger gehorchend, ihre Habe auf's Rathhaus, wo die Höllenbrut sie als Strafgelder und Sühnopfer in Empfang nimmt. Der Prophet, das Satanskind, soll zum König ausgerufen werden; der Tag der Krönungsfeier ist nah. Chor der Bürger, Trauer und Jammer, Fluch und Verwünschung, oder Preis und Ehre dem Propheten, je nachdem die wilden Kriegsknechte in der Nähr sind oder sich entfernen. An einem Ecksteine des Platzes sitzt eine ärmlich gekleidete Alte, Almosen erbettelnd zu Seelenmessen für den verstorbenen Sohn. Es ist Fides, die am Tage, da der Sohn verschwand, dessen blutige Kleider gefunden und den verabscheuten Propheten, der alles Leid in's Land gebracht, der Mordthat beschuldigt. „Sein Haupt," so rief, als sie die Kleider entdeckte, eine unsichtbare Stimme, „ist höherer Hand verfallen; nimmer wieder siehst du den Sohn, so will es der Prophet!" So erzählt die Alte einem Pilger, der sich mit ihr eingelassen. Der Pilger schreit auf bei der Kunde von Johanns vermeintlichem Tod; Bertha, die dem Tod in den Fluthen entronnen, hat sich in Pilgertracht aufgemacht, um den Geliebten aufzusuchen, und gibt sich zu erkennen. Sie schwört, den Gemordeten am Mörder zu rächen, und rennt davon. — Verwandlung. Das Innere des Doms; Krönungsfeier, gaffende Volksmassen, glänzende Züge von Rittern und Reisigen, Geistlichen und Chorknaben; unter hohem Thronhimmel einherschreitend der Prophet im langen weitfaltigen weißen Gewande mit Goldgurt. Chor und Blechinstrumenten und Trompetenfanfaren wetteifernd mit dem Orchester. Großer Marsch, Orgel, Hochamt, Gesang der Gemeinde mit altkirchlichen Intonationen, Gesang der Chorknaben; Gruppen knieenden Volks; im Vordergrunde Fides, des Himmels Rache auf den Fluchwürdigen herabrufend, dem die Gebete gelten, abwechselnd mit ihrem Weheruf das Domine, salvum fac regem nostrum prophetam! Krönung im Hintergrunde. Ergriffen von der Erinnerung an sein prophetisches Traumgesicht, kommt mit Krone und Scepter, seiur Großwürdenträger hinter sich, Johann feierlichen Schritts die Stufen herab, die vom Chor zur Vorderbühne führen. „Mein Sohn! es ist mein Sohn!" Diesen Schrei der Freude und des Entsetzens stößt die Bettlerin aus; Fides hat ihren Sohn erkannt. Seine erste Bewegung ist, mit offenen Armen der Mutter zuzueilen; aber der gekrönte Seher darf keines Menschen Kind seyn, er muß die Mutter verläugnen, aber sie unter den Dolchen der Schwarzen fallen sehen, wie sie ihm drohend zuflüstern. „Elende!" ruft er ihnen in tiefster Empörung zu; aber es muß gehorchen. Gefaßt wendet er sich darauf zur Mutter mit der Frage: „Wer ist die Frau?" — „Wie sie ist? du fragst? Undankbarer, verläugnest du die, die dich unter dem Herzen getragen?" — „Weh! weh ihr! sie lästert!" ruft das Volk in wildem Zoen gegen die Freche, die sich am Auserwählten versündigt; aber bald wendet sich auch gegen den Seher selbst der Verdacht des Betrugs und der Fanatiker Wuthgeschrei. Ruhe gebeut der Prophet, der die Mutter retten will und sich als Sehr bewähren muß.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 118. Donnerſtag den 17. Mai 1849.

— Mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non concessere columnae.
Horat:

Soirées de Grandval.

(Fortſetzung.)

V.

Wir laſſen eine Reihe von Jahren vorübergehen und kehren mit unſerem Philoſophen in den Kreis von Grandval erſt da noch einmal zurück, als die Arbeit ſeines Lebens gethan, ſein Schickſal für den Reſt ſeiner Tage feſtgeſtellt war. Er empfing die Glückwünſche ſeiner Freunde zur Vollendung der Encyclopädie.

„Auch mir," bemerkte Madame d'Aine, die wir noch immer als dieſelbe wiederfinden, „gratulire ich, daß dieſe Sokoplie (ſo pflegte ſie das fremdartige Wort zu radebrechen) endlich fertig iſt; wie oft habe ich lange Reden von ihr und aus ihr anhören müſſen, wo ich lieber von meinem Buchs und meinen Rabatten mich unterhalten, oder auch ein wenig Böſes über meinen lieben Nächſten geſprochen hätte!"

„Mein Gefühl," ſagte Diderot, „wenn ich auf dieſe Arbeit zurückſehe, iſt ein ſehr gemiſchtes. Nicht der Haß, die Verleumdung und Verfolgung, nicht die wiederholten ernſtlichen Gefahren, denen die Unternehmung mich ausſetzte, trüben meine Empfindung; auch nicht der Umſtand, daß die ſaure Mühe von zwanzig Jahren mir nicht einmal Verſorgung für mein Alter, die Mittel zur Ausſtattung meiner Tochter eingebracht hat; für beides iſt ja nun durch die Großmuth meiner kaiſerlichen Beſchützerin geſorgt; ſondern das iſt es, daß ich die beſte Zeit meines Lebens auf Arbeiten verwenden mußte, die meinem Talent wie meiner Neigung nur zum kleinſten Theil entſprachen, daß ich dieſe Jahre für mein eigentliches Selbſt großentheils verloren habe."

„Es iſt nicht zu viel, theurer Freund," erwiderte Madame Holbach, „was Sie von Ihren Mühen, und leider auch nicht zu wenig, was Sie von dem ſchmalen Lohn Ihrer Arbeit ſagen; aber deſto reicher wird der Ertrag auf einer andern Seite ſeyn: Sie haben der Menſchheit einen Dienſt geleiſtet, Ihr Werk wird und muß mit der Zeit eine Revolution in der Geiſterwelt hervorbringen, es wird die Ketten der Unterdrückung und Intoleranz brechen helfen, und wenn Sie und Ihre Mitarbeiter längſt Staub geworden ſind, wird man Ihr Andenken noch ſegnen."

„Schade nur," warf der Baron ein, „daß die Ehrenmänner dann nichts mehr davon ſpüren werden. Warum lobt und lohnt man die Leute nicht bei Leibesleben?" — „Da müſſen wir uns," ſagte Diderot, „an das Gebet jenes weiſen Muſelmanns halten. Mein Gott, ſprach dieſer, vergib den Schlechten, bedenke, daß du für ſie nichts gethan haſt, da du ſie ja ſchlecht werden ließeſt; die Guten haben nichts weiter von dir zu erbitten, denn indem du ſie gut machteſt, haſt du ſchon Alles für ſie gethan. — Erinnern Sie ſich noch unſerer Wette, Baron, die Sie immer noch nicht gewonnen haben?" — „Welcher?" — „Mir in der ganzen Geſchichte einen Böſewicht nachzuweiſen, deſſen Leben bei allem äußern Glanz und Glück nicht die beſtimmteſten Spuren eines innern Unglücks zeigte, das mit ſeiner Schlechtigkeit im Verhältniß ſteht; und eben ſo einen Rechtſchaffenen, der im tiefſten Elend uns nicht eine verborgene Glückſeligkeit in ihm ahnen ließe, die dem Grade ſeiner Tugend entſpricht."

Digitized by Google

„Seyen Sie ruhig," bemerkte Madame Holbach, „im Stillen iſt er der gleichen Uebergugung." — „Wie er," ſezte Grimm hinzu, „ſeine Reden von der Schlechtigkeit der menſchlichen Natur durch ſeine eigene Handlungsweiſe Lügen ſtraft."

Man kam auf Wohlthätigkeit und Dankbarkeit zu reden, und Holbach ſagte: „Was mich betrifft, ſo bin ich, wenn es ſeyn muß, gar wohl im Stande, mich mit der trockenen Rolle des Wohlthäters zu begnügen; doch geſtehe ich, daß einige Erkenntlichkeit mir Freude macht, wäre es auch nur, weil ich die Menſchen gern ſo finde, wie ich ſie haben möchte." — „Je häufiger namentlich in unſerer literariſchen Welt der Fall vorkommt," ſagte Diderot, „daß wohlgemeinte Rathſchläge, die wir einem ertheilen, von der Eitelkeit nicht befolgt, ja uns mit Haß und Undank vergolten werden, deſto erfreulicher ſind Erfahrungen vom Gegentheil. Eine ſolche habe ich dieſer Tage gemacht, und zwar eine recht luſtige. Es mag jetzt wohl zwölf Jahre ſeyn, daß eines Morgens ein junger Menſch zu mir kam, wie deren nur zu viele mich zu beehren pflegen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten über mein Talent, meinen Geſchmack, meine Wohlthätigkeit — wovon ich kein Wort glaube, ob man mir es gleich ſchon ſeit zwanzig Jahren wiederholt — zieht der junge Mann ein Papier aus der Taſche. Es ſind Verſe, ſagt er. — Verſe! — Ja, mein Herr, und ich hoffe, Sie werden die Güte haben, mir Ihr Urtheil darüber zu ſagen. — Lieben Sie die Wahrheit? — Ja, mein Herr, und ich bitte Sie darum. — Sie ſollen ſie erfahren. — Wie? fiel hier der junge Mann ein, Sie glauben alſo wirklich, daß ein Poet zu Ihnen kommt, um die Wahrheit zu hören? — Ja. — Und Sie wollen ſie ihm ſagen? — Gewiß. — Ohne Schonung? — Warum nicht? wäre doch die Schonung nichts als eine grobe Beleidigung; richtig ausgelegt würde ſie ja nur heißen: Sie ſind nicht bloß ein ſchlechter Dichter, ſondern, da ich Sie nicht für ſtark genug halte, um die Wahrheit zu ertragen, überdieß ein gemeiner Menſch. — Und dieſe Freimüthigkeit hat Ihnen immer eingeſchlagen? — Wenigſtens ſchlug ſie mir nicht immer fehl. — Ich durchlief die Verſe des jungen Mannes in ſeiner Gegenwart, und darauf ſagte ich ihm: Ihre Verſe ſind nicht nur ſchlecht, ſondern ich bin auch überzeugt, Sie werden nie gute machen. — So muß ich alſo ſchlechte machen, denn keine zu machen wird mir unmöglich ſeyn. — Das iſt eine arge Verdammniß; begreifen Sie denn auch, mein Herr, in welche Schmach Sie ſich ſtürzen? Nicht Götter, nicht Menſchen, nicht Buchhändler verzeihen den Dichtern die Mittelmäßigkeit: Horaz iſt es, der dieß ſagt. — Ich weiß es. — Sind Sie reich? — Nein. — Arm? — Sehr arm. — Und Sie wollen auf den Jammer der Armuth noch die Lächerlichkeit des ſchlechten Dichters häufen? Sie werden ſich um Ihr Leben betrügen; Sie werden alt werden. Alt, arm und ein ſchlechter Poet: o mein Herr, welche Rolle! — Ich begreife es; aber ich kann mir nicht helfen. — Haben Sie noch Eltern? — Ja. — Was iſt ihr Stand? — Juwelier. — Würden ſie etwas für Sie thun? — Vielleicht. — Nun gut; gehen Sie zu Ihren Eltern, machen Sie denſelben den Vorſchlag, Ihnen ein Päckchen Juwelen zu borgen. Damit ſchiffen Sie ſich nach Pondichery ein; unterwegs machen Sie ſchlechte Verſe, dort machen Sie gute Geſchäfte. Iſt Ihr Glück gemacht, ſo kommen Sie zurück, um hier ſo viele ſchlechte Verſe zu machen als Ihnen belieben wird, vorausgeſezt, daß Sie dieſelben nicht drucken laſſen, denn man muß Niemanden zu Grunde richten. — Wie geſagt, das iſt jezt gewiß zwölf Jahre; nun vorgeſtern kommt mir ein Beſuch, den ich nicht kenne. — Ich bin es, mein Herr, den Sie nach Pondichery geſchickt haben; ich bin dort geweſen und habe mir ein hunderttauſend Francs erworben. Zurückgekehrt, habe ich wieder angefangen, Verſe zu machen, die ich Ihnen hier bringe. Sind ſie immer noch ſchlecht? — Immer noch; aber Ihre Verhältniſſe ſind jezt geordnet und ſo habe ich nichts dagegen, daß Sie fortfahren ſchlechte Verſe zu machen. — Das habe ich auch im Sinn, antwortete er und empfahl ſich."

(Schluß folgt.)

Die Volksverſammlung zu Bingen.

(Fortſetzung.)

Armes Volk, wo iſt dein Glaube, wo dein Vaterland? Du gleichſt dem Baume, der an der Wurzel abgehauen iſt; denn auch du haſt dich abgelöst von der lebendigen Wurzel der Geſchichte, um ein neues, vorausſetzungsloſes Leben zu beginnen. Aber ein vorausſetzungsloſes Leben iſt kein Leben, und deßwegen lebſt du das Leben deſſen, dem das Gedächtniß abhanden gekommen iſt, dem jegliche Erinnerung fehlt, der nicht weiß, was er iſt, der nicht weiß, was er werden wird, und der ſich deßhalb dem Spiele der Wolken und Winde hingibt, um zu verſchwinden, ohne die Spur eines freudigen Daſeyns zu hinterlaſſen. Volk, wo haſt du deine Vergangenheit, wo deine Geſchichte, daß ſie dich bewahre vor der hereinbrechenden Barbarei?

Der Verſammlungsort zu Bingen war dicht am Rheine, ein ſehr geräumiger Platz, der immerhin gegen 20,000 Menſchen zu faſſen vermochte. Die

roth überkleidete Rednerbühne war geſchmückt mit den Bildniſſen von Hecker, Blum, Struve und Metternich aus Mainz. An beiden Seiten derſelben ſchwenkten Turner die ſchwarz-roth-goldene Fahne, während die Hüte meiſt rothe Kokarden trugen. Eine wilde Muſik war nicht vergeſſen und das Pulver wurde nicht geſchont. Die neueſten Nachrichten, die von allen Seiten einliefen, waren äußerſt beunruhigender Natur: in Berlin und Hannover die Stände aufgelöst, in den Straßen zu Berlin furchtbarer Kampf, in Stuttgart wahrſcheinlich ſchon die Republik, die Ungarn bereits in Wien, und dergleichen Dinge mehr. Bei der durch ſolche Nachrichten gegebenen Stimmung eröffnete „Bürger" Nenſei die Verſammlung mit einer Philippika gegen die Fürſten und ſchlug nach Beendigung derſelben den Bürger Zitz aus Mainz zum Präſidenten vor. Das ſouveräne Volk jauchzte Beifall. Zitz ernannte darauf mit Acclamation die Vicepräſidenten und Sekretäre. Die Zahl der Anweſenden mochte ſich auf 8000 bis 10,000 belaufen, wenigſtens ſchlug ſie ſelbſt Zitz nicht höher an. Den bei weitem größten Theil bildeten die Mainzer, den geringeren die Bewohner und die Schuljugend von Bingen und Umgegend; aus Naſſau waren nur wenige erſchienen. Zitz nahm davon Gelegenheit, am Schluſſe mit Energie die Lauheit des Volkes zu tadeln. Die Frankfurter Linke hatte ſich wegen ihres Nichterſcheinens entſchuldigt, da in Frankfurt unter obwaltenden Verhältniſſen jeder an ſeinem Platze bleiben müſſe. Jedoch bemerkte ich ſpäter den Deputirten Wiesner aus Wien. Aus Baden war, wie ich glaube, Niemand erſchienen.

Der Leſer wird nicht wünſchen, daß ich ihm eine Charakteriſtik der nacheinander auftretenden Redner gebe, da es bei derartigen untergeordneten Volksverſammlungen, die nur einen Tropfen im ganzen Strome bilden, mehr auf die Sache ankommt, als auf die Perſonen, mehr auf die Sonne, die ſich in dem Tropfen ſpiegelt, als auf die individuelle Art der Spiegelung. Der Zweck der Verſammlung war, ſich über die Mittel und Wege zu einigen, um die Reichsverfaſſung auch gegen den Willen der conſtitutionellen Fürſten in Deutſchland einzuführen. Dieſe gewaltſame Einführung glaubte ein Theil vor der Hand noch ohne Blut verſuchen zu müſſen, während ein anderer Mord und Todſchlag predigte. Die Trennung der politiſchen Parteien trat erſt bei der Frage nach dem endlichen Ziele der Bewegung hervor. Eine Partei empfahl ſchlechtweg die Republik, wenn es nicht anders gehen wolle, die rothe Republik, eine zweite die ſociale Republik, eine dritte endlich die conſtitutionelle Monarchie, aber ſo, daß ſie dieſe ihre Theorie als eine vergangene und damit gewiſſermaßen als einen Irrthum hinſtellte. Für die letztere Anſicht ſprach hauptſächlich Müller aus Mainz, für die ſociale Republik Bamberger aus Mainz, Redakteur der Mainzer Zeitung, für Mord und Todſchlag Wittmann, ebenfalls aus Mainz. Ueberhaupt beſtiegen, mit Ausnahme von Fenner von Fenneberg, nur Mainzer die Rednerbühne. Am beſten ſprach unbedingt Zitz, am populärſten der Fleiſcher Mann, und zwar zum größten Aerger des Bürgers Zitz. Denn nachdem man Stunden lang das Volk zu fanatiſiren geſucht hatte, entwickelte Fleiſcher Mann plötzlich eine ſo derbe Komik, daß Zitz alle Kräfte aufbieten mußte, um die lächerliche Stimmung der Menge zu verſcheuchen. Fenner von Fenneberg ſprach herzlich ſchlecht. Sämmtliche Redner wurden dem Volke als Bürger präſentirt, Schütz aus Mainz jedoch als Proletarier, der ſich dieſes Wortes auch als Anrede gegen die Verſammelten bediente.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Die Saiſon. — Die Kunſt.

Ruſh iſt todt und Jenny Lind ſingt wieder in der Oper — dieß ſind die Tagesgeſpräche für den Mai in dieſer bunten ſeltſamen Welt, die Londoner Saiſon genannt. Hell ſteht der Mond am nächtlichen Himmel und zwingt die glänzende Gasbeleuchtung faſt zum Erbleichen. Wagen rollen, Fenſter klirren, Inſtrumente tönen, blinde Bettler bellen ihr monotones Miserere, Alles bewegt ſich um die Pole der Erdaxe, den Genuß und die Erhaltung des Lebens, und Keiner weiß, um was es ſich eigentlich handelt, Keiner beantwortet die Frage: wozu? Dort ſteht der Palaſt Hudſons, deſſen gigantiſcher Gelderwerb ihm ſo ſchnell Herzen und Thüren öffnete, die ſich ihm jetzt nur zu eilig ſchließen werden, ſobald die galonirten Diener ſeine Equipage zu zieren aufgehört haben. Schade! England hätte ihm noch

Digitized by Google

Altäre errichtet; denn ist man gleich weit entfernt, den Teufel zu verehren, wie die Yezedis, so ist doch jedem Engländer ein gewisser blinder Respekt vor dessen Stiefbruder, dem Mammon, angeboren, von dem er sich nie frei machen kann. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Dort drüben schleicht eine solche in langer hagerer Gestalt dahin; der Kopf ist vorgebeugt, der Hut mit breiter Krempe beschattet das schöne, ernste, ausdrucksvolle Gesicht. Es ist Thomas Carlyle. Eine schmächtige Männergestalt, hoch, dünn, ein Leichenantlitz, aus den schlotternden abgetragenen Lumpen hervorsehend, tritt jetzt vor ihn hin und fordert den Pfennig, der ihn vom Hungertode rette. Großer Gott! wann wird dieses Land lernen sich so zu regieren, daß Jeder sein Stückchen Brod findet! So denkt der Diogenes von Chelsea und kehrt betrübten Herzens in seine stille, abgelegene Wohnung zurück, wo er geduldig harrt und horcht, „welche Stunde es geschlagen." — Indessen sitzt das Parlament und hält Reden lang und kurz; die Königin feiert ihren Geburtstag im rosenrothen Gazekleide, mit grünen Blättern geziert, auf denen zahllose Brillanten funkeln; Strauß stimmt eine Polka an, und die schönsten Stoffe wirbeln im Takte rings um den weiten Saal, den heute sechzehnhundert Personen füllen und zugleich sechzehnhundert Glückliche; denn wer könnte sich eines gewissen Hochgefühls entwehren beim Gedanken, den Ball der Königin geziert zu haben? wee wäre so wenig „Snob" in dieser weiten Metropolis, um nicht durch eine dort getanzte Polka in seiner eigenen Achtung zu steigen? Die Königin hat sechzehnhundert Herzen in Wonne schlagen lassen, und möchten an jenem Freudentage nicht mehr der Hungrigen in ihree Hauptstadt den Wehruf der Verzweiflung ausgestoßen haben! Aber Elend und Pracht wohnen hier noch gar nahe zusammen, und das ohne sich zu kennen und zu finden.

Es herrscht ein sehr buntes Leben hier. Die Kunst, die heimathlose, die überall ihre Werkstatt aufschlägt, wo ihre Blüthen sprossen und gedeihen können, sie hat sich unter diesen unwirthbaren Himmel geflüchtet, wo sie sich ohne Gnade zur Sklavin herunterwürdigt sieht. Der Engländer verehrt den Wohlstand, und jeder Betrieb ist ihm recht, der denselben erzeugt; das heißt, sobald das Resultat da ist, achtet er die Mittel, so lange dasselbe aber zweifelhaft bleibt, betrachtet er mit Mißtrauen das Individuum, das noch auf dem Wege zum Ziele schwankend steht. Und wann stünde die arme Kunst anders als schwankend in dieser Beziehung? Wie selten gebietet sie über eine volle Börse, aber hat nur auch die Hoffnung, einst über eine solche gebieten zu können!

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Meyerbeers Prophet.

„Die Lästerung muß sie büßen, so befiehlt der Herr!" rufen mit gezücktem Dolch die Schwarzen. „Halt!" ruft der Prophet, „ihr werde kein Haar gekrümmt! Das Weib ist sinnverwirrt; ein Wunder nur kann sie befreien vom Bösen; so gebe denn der Himmel mir Erlösungskraft. Knie nieder, Weib, auf daß dich der Geist des Herrn erleuchte!" Ergriffen, aber empört ob so frechem Betrug, weicht sie, während er mit starrem Blick und feierlichen Schritts auf sie zuschreitet, vor ihm zurück und sinkt überwältigt im Vordergrunde vor ihm zu Boden. „Weib!" spricht er nun mit bedeutungsvollem Blick, „blickr auf zu mir! Du liebtest ihn, deinen Sohn?" — „Ob ich ihn liebte!" ruft sie, seinen flehenden Blick und die dem geliebten Sohne drohende Gefahr endlich begreifend. — „Wohlan denn! seyd bereit zum blutigen Werk! hier meine Brust! Sprecher ich unwahr, so treffe mich der Tod! Weib, Weib, bin ich dein Sohn?" — Und sie, sich zusammenraffend, ruft mit kräftiger Stimme: „Hört es Alle! ich habe gelogen; er ist nicht mein Sohn! — Und ich hab' mein Kind verloren!" stöhnt sie fast besinnungslos dahinmurmelnd. — „O Wunder! Wunder!" ruft das Volk im Chor, erfurchtsvoll in die Kniee sinkend, während im tiefsten Gemüth ergriffen, aber mit der Haltung eines begeisterten Sehers der Prophet dasteht und die unglückliche Mutter zusammenbricht. Chor des Volks: Domine, salvum fac regem nostrum, prophetam!

Im fünften Aufzuge sehen wir Fides in einem Kerker des vom Anabaptistenkönige bewohnten Palastes. In grauen Mantel gehüllt steigt Johann eine dunkle steinerne Treppe in den Kerker herab und will sich der Mutter an die Brust werfen. Diese weist ihn mit Unwillen und Verachtung zurück, und wir sehen das Gegenstück zum vorigen Auftritt. Den Vorwürfen der Mutter erliegend, muß der Sohn sich demüthigen; den königlichen Reif, der sein Haupt schmückt, von sich werfend, sinkt er reuig und um Vergebung flehend vor der Zürnenden in den Staub und findet endlich in zärtlicher Umarmung Versöhnung. In diesem Augenblick erscheint Bertha, die durch ihren Großvater, den vormaligen Schloßvogt, die geheimen Gänge des Palastes kennt, und den Ort, wo bedeutende Pulvervorräthe aufgehäuft sind. Sie hat dem Propheten, dem Urheber alles Uebels, das über das Land hereingebrochen, dem Mörder ihres Geliebten, den Untergang geschworen und will durch Sprengung des Gebäudes das Rachewerk vollführen. Freudig überrascht durch das unerwartete Wiedersehen des Todtgeglaubten, theilt sie Mutter und Sohn, der seinen Mantel wieder umgeworfen, ihren Anschlag mit, und fordert beide auf, ihr durch den ihr bekannten Ausgang zu folgen und zu entfliehen. Johann gibt sich einen Augenblick der süßen Hoffnung hin, mit Mutter und Gattin am häuslichen Herde das stille Glück zu finden, das er einst geträumt, und schon stehen die drei im Begriff die Flucht zu ergreifen, als einer der Hauptleute mit einigen Getreuen die Treppe heraufkommt und schlimme Botschaft bringt. „Du bist verrathen," ruft er, „die bestochenen Führer wollen dich mitten im Krönungsfest ergreifen und dem Feinde überantworten. Auf, Prophet, und räche dich!" Bei diesen Worten stößt die unglückliche Bertha einen furchtbaren Schrei aus: der fluchbeladene Prophet ihr Geliebter! Nach einem heftigen Kampfe der Leidenschaften, worin Johann die Braut vergebens zu beschwichtigen sucht, und alles Flehen der Mutter für den wiedergefundenen Sohn an der Verzweiflung des Mädchens scheitert, macht diese durch einen Dolchstoß ihrem Leben ein Ende. Johann, den nun nichts mehr an's irdische Daseyn fesselt, beschließt mit der Feinde Verderben den eigenen Untergang. Er hat durch Bertha den Ort erfahren, aus dem beides hervorgehen soll. Noch einmal will er in voller Königspracht erscheinen und im Augenblick des Verraths mit den Feinden und Verräthern untergehen. — Verwandlung. Prachtvoll erleuchteter Saal im Palast; glänzendes Festgelag der Wiedertäufer. Auf hohem Sitz, an goldstrotzender, reich besetzter Tafel der Prophet, von trunkenen Nymphen umlagert, die ihm und sich in goldenen Schaalen den perlenden Wein kredenzen. Rauschende Musik, Jubelgesang, üppige Tänze der leichtgeschürzten Mädchen, die, mit andern abwechselnd, gruppenweise in lebenden Bildern auf den Stufen des mächtigen Throns sich hinstrecken und von der bacchantischen Wuth ausruhen. Allgemeiner Sinnenrausch, aufgestachelt durch die glühenden Trinklieder des Propheten, der zwischendurch Boten empfängt und mit geheimen Aufträgen absendet.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 119. Freitag den 18. Mai 1849.

Be brave then, for your captain is brave, and vows reformation. All the realm shall be in common, and I will make it felony, to drink small beer.

Shakespeare.

Die Volksverſammlung zu Bingen.

(Schluß.)

Merkwürdig war mir der Umſchwung, den die demokratiſche Rhetorik ſeit einem Jahre erlitten hat. Die Führer, ſo ſcheint es, glauben nicht mehr an die Kraft der alten Wendungen, als da ſind „verthierte Söldlinge," „Camarilla," „Knute" u. a. Selbſt am Schluß verabſchiedete man ſich nicht mit dem Wiederſehen auf den Barrikaden, ſondern mit dem Wiederſehen auf dem Schlachtfelde. Man ſträubte ſich gegen jede Beifallsbezeugung: es handle ſich nicht darum, Lärm zu machen, ſondern zu handeln, zu handeln mit den Waffen in der Hand. Der Jüngling ſolle nicht eher ſein Mädchen küſſen, als bis der blutige Morgen der Freiheit tage. Kämpfe man jetzt nicht, ſo ſeyen wir, unſere Kinder und Kindeskinder verloren. Wer nicht zugegen war, kann ſich ſchwerlich einen Begriff machen, mit welchem Eifer ſich die Redner gegenſeitig in ihrem Fanatismus zu überbieten ſuchten, aber auch keinen Begriff von dem Contraſte zwiſchen den Mienen der Redner und denen der zuhörenden Bauern, die bei Allem mit der äußerſten Gemüthsruhe ihre Pfeife rauchten.

Zitz leitete die Abſtimmung über folgende Punkte: 1. Iſt die Reichsverfaſſung es werth, bietet ſie uns ſolche Keime der Entwicklung, daß wir für ihre Einführung den Kampf wagen mögen? Bejaht. — Meine bäueriſchen Nachbarn ſtreckten ebenfalls die Hände in die Höhe. 2. Soll eine allgemeine Bewaffnung angebahnt und zu dieſem Behufe ein Comité ernannt werden, dem ſich die einzelnen Gemeinden des Landes in ihrem Vorſtande anſchließen können? Bejaht. — 3. Soll die Staatsregierung erſucht werden, die vorräthigen Waffen dieſem Comité zu überantworten? Verneint, weil die Zeit des Bittens vorüber ſey. Wahrſcheinlich lag der Grund noch tiefer. — 4. Sollen Aufforderungen um Geldbeiträge zur Anſchaffung von Waffen an die Conſtitutionellen ergehen? Bejaht. — 5. Soll an die Soldaten ein Manifeſt ergehen, auf daß ſie nicht kämpfen gegen die Brüder? Bejaht. — 6. Soll das Parlament zur Zurückberufung Heckers aufgefordert werden? Verneint, weil das Parlament zu ſchlecht ſey, als daß man mit demſelben unterhandeln könne. Zum Schluß Grüße von den Demokraten in Frankfurt und der Wittwe Blums. Darauf ein allgemeines Trinkgelag.

Bevor ich den Leſer zur Rückfahrt auf das Dampfſchiff einlade, noch einen kurzen Gang auf die Ruine von Bingen, auf die Klopp. Das Gedränge, die Sonne, das beſtändige Schießen und noch mehr die fanatiſirenden Reden haben den Geiſt ſo mürbe gemacht, ſo abgeſpannt, daß dieſer Gang eine wahre Erholung ſeyn muß. Eine herrliche Ausſicht in das geſegnete Land des Rheingaus, eine noch herrlichere auf die Berge des unterhalb der Nahemündung beginnenden Rhein-Querthales! Dann und wann verräth der an den Bergabhängen aufſteigende Dampf das Herannahen eines Dampfſchiffes; Schleppſchiffe ſchneiden mit mächtigen Wellen die Fluthen. Was aber hinter den Krümmungen des Rheins liegt, wer mag es errathen? Treibt vielleicht die Loreley noch ihr altes Spiel? Ich muß geſtehen, daß die Dampfſchiffe in meinen Augen nicht in der Weiſe den

Digitized by Google

Rhein entweihen, wie das oft behauptet wird. Von einer gewissen Höhe aus angesehen, geben sie dem Flusse ein außerordentliches Leben, die anmuthigste Bewegung. Selbst der Dampf berührt auf keine unangenehme Weise das Auge. Freilich kann die Loreley nicht mehr ihr altes Spiel treiben und der Zauber muß weichen vor der modernen Klarheit, die nur das Handgreifliche gelten läßt. Aber was klage ich über die Handgreiflichkeit unserer Zeit? Der Mensch war im Grunde von jeher derselbe, Ehrgeiz und Eigennutz haben ihn stets bestimmt und werden ihn in alle Ewigkeit bestimmen. Da unten im Thale habe ich mich vermessen, das Verdammungsurtheil über die lebende Generation auszusprechen, und hinter meinem Rücken erhebt sich der Thurm, in dem einst der deutsche Kaiser Heinrich IV. von seinem Sohne gefangen gehalten wurde. Blumen blühen üppig in der Nähe des düsteren Verließes und mildern das Grauen, das wir sonst an diesem Orte empfinden müßten. Die Geschichte hat gerichtet, die Strafe folgte der Schuld, und die Zeit hat das Herbe und Grelle in Harmonie aufgelöst. Auch für Deutschland wird, so hoffen wir, die Zeit kommen, in der ein glücklicheres Geschlecht mit Wehmuth zurückblicken wird auf die Schwächen und Sünden unserer Tage, eine Zeit, in der sich die Widersprüche gelöst haben werden zur Einheit, die das Einzelne verbindet mit dem Ganzen, das Niedere mit dem Hohen, eine Zeit, in der Ein Geist alle Söhne des Vaterlandes erhebt über die Noth des Lebens und über den Eigennutz eines rohen Materialismus.

Wir treten die Rückkehr an. Der Abend war schön, aber die Anzahl der Betrunkenen und der noch Trinkenden und Lärmenden so groß, daß die Natur unbeachtet bleiben mußte. Ein Polizeibeamter aus Mainz hielt sich für berufen, in dieser Gesellschaft mit aller Energie die Regierungen zu vertheidigen. Und das war in diesem Augenblicke sehr unklug und hätte ihn das Leben kosten können, wenn sich nicht einige Besonnene in's Mittel geschlagen hätten, um das „über Bord werfen" zu hindern. Nicht weit vom Dampfkessel predigte ein Demokrat eine Stunde lang, daß die „Pfaffen" an allem Unheil in der Welt Schuld seyen, und in dieser Meinung bestärkte er sich um so mehr, je größerer Widerspruch dagegen laut wurde. Zuletzt brüllte er seine unmaßgebliche Meinung und sank zusammen. Ihm gegenüber saß ein Mann mit leichenblassem Gesichte, schlotternbem Haupte und lallender Zunge. „Wir sind verloren," rief er in wimmerndem Tone, „wenn wir jetzt nicht unseren Schwur halten und für die Freiheit sterben! Wir sind verloren, unsere Kinder sind verloren, unsere Kindeskinder sind verloren, verloren, ewig verloren!" Auch er sank zusammen.

H. B.

Soirées de Grandval.

(Schluß.)

Man lachte über die drollige Geschichte und Geimm meinte, daß sie ein Lustspiel in nuce sey. Das Gespräch wendete sich auf die Encyclopädie zurück, auf das Licht, das sie schon verbreitet habe und immer mehr verbreiten werde. „Gewiß," sagte Diderot, „sind die Fortschritte, welche die Aufklärung vor Ablauf dieses denkwürdigen Jahrhunderts noch machen wird, unberechenbar; gleichwohl bin ich überzeugt, daß dieser Fortschritt seine Grenze hat: das Licht wird nicht in die Vorstädte dringen. Das Volk steht dort allzu tief, ist zu beschäftigt und zu gedrückt."

„Ich gestehe," sagte die Baronin, „daß mir diese Ungleichheit oft im Stillen ein schmerzliches Gefühl erregt, und daß mir die Aussicht auf einen Zeitpunkt tröstlich wäre, wo dieselbe im Fortgange der Civilisation sich ausgleichen wird." — „Ich zweifle an der Möglichkeit einer solchen Ausgleichung," versetzte Diderot, „obwohl das Schroffe des Gegensatzes zwischen dem Loose der obern und der untern Stände der Gesellschaft gewiß noch manche Milderung zuläßt, welche herbeizuführen zu den heiligsten Aufgaben des Menschenfreundes gehört. Uebrigens muß ich auch hier wieder meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir in der Beurtheilung des Menschenloofes allzusehr am äußern Scheine hängen bleiben. Da höre und sehe ich, seit ich wieder auf dem Schlosse wohne, jeden Tag die Arbeiter unter meinem Fenster. Kaum graut der Morgen, so stellen sie sich ein mit dem Spaten in der Hand, schaffen den Boden um und rollen den Schubkareen. Zu Mittag essen sie ein Stück schwarzes Brod und stillen ihren Durst am fließenden Bach, dann genießen sie eine Stunde Schlaf auf der Erde; bald begeben sie sich von Neuem an die Arbeit. Sie sind heiter, sie singen, sie machen unter sich plumpe Späße, die sie belustigen, sie lachen. Am Abend gehen sie heim; da finden sie um einen rauchigen Herd ihre nackten Kinder, ein schmutziges Weib und ein Lager von getrocknetem Laub: — und glauben Sie mir, meine Freunde, ihr Loos ist weder schlechter noch besser als das unsrige. Der Hausherr und sein Portier — in Absicht auf Glückseligkeit können sie auf gleicher Stufe stehen, ja nach Umständen der Diener über dem Herrn.

Digitized by Google

Das Gute thun, das Wahre erkennen, das unterscheidet einen Menschen von dem andern; der Rest ist nichts. Das Leben ist so kurz, seine wahren Bedürfnisse sind so nahe beisammen, daß, wenn es ein Ende hat, nichts daran liegt, ob man darin etwas oder nichts vorgestellt hat. Da bedarf man nichts mehr, als ein schlechtes Stück Leinwand und vier tannene Bretter . . . ."

Kaum war es wahr geworden mit der Leinwand und den Brettern für unsern Philosophen, als es sich zeigte, wie sehr er sich in Bezug auf die Vorstädte geirrt hatte. Das Licht, das er und seine Freunde zu verbreiten bemüht gewesen, ergreift jetzt, von andern Händen als wilde Fackel geschwungen, eben jene Vorstädte und steckt mittelst des dort gehäuften Zündstoffes das ganze Gebäude der Gesellschaft in Brand. Seinen andern Satz, daß zwischen dem äußern Loose verschiedener Klassen der Gesellschaft stets eine Kluft werde befestigt bleiben, diesen zu widerlegen, werden jetzt in seinem wie in unserem Vaterland alle Anstrengungen gemacht: mit welchem Erfolge, wird vielleicht schon die nächste Zukunft denjenigen lehren, der es im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht begreifen sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Meyerbeers Prophet.

Die drei Schwarzen, Jonas, Matthiessen und Zacharias, schleichen herbei und nehmen, vom Propheten aufgefordert, an seiner Tafel Platz. Plötzlich fliegen zu beiden Seiten des Saals die Thüren auf und herein dringen einerseits mit dem Schwert in der Hand der Bischof von Münster, der Kurfürst, die Häupter des Reichsheers, andererseits die Wiedertäufer, die sich um Zacharias sammeln. Vom Throne herab winkt ihnen Johann Willkomm zu. „Dieser ist's, ergreift ihn!" ruft auf ihn deutend Zacharias. „Dank dir, Judas!" versetzt der Prophet mit mächtiger Stimme, und bei diesem Wort hört man das äußere Gitter zuschlagen. „Dieses eherne Thor ist des Grabes Thor!" ruft Johann. „Unser ist der Tyrann!" jubeln die Schwarzen. „Gottes bin ich," entgegnet er, „und ihr alle in meiner Gewalt!" Plötzlich furchtbares Krachen, über all dringt dichter blauer Qualm aus dem Boden hervor, seltsame Flämmchen schießen auf und umlecken in neckischem Spiel die Füße der Tänzerinnen; mit Feuergluth röthen sich die hohen Fenster, wie trunkene Riesen schwanken die Säulen und stürzen zusammen; wachsendes Getöse, wilde Fluchtversuche. Mit fliegendem Haar und zerfetztem Gewand stürzt eine Frau herbei und in Johanns Arme: die Mutter will mit dem Sohne sterben. Mitten durch die wachsenden Flammen und Rauchwolken Ritter, Wiedertäufer, Volk und Tänzerinnen in wildem Durcheinander. Schauerlich schöne Feuersbrunst mit lebenden Bildern; ein furchtbarer Knall, ein Schrei des Entsetzens — und unter entsetzlichem Getöse stürzt alles zusammen.

Dieß der Inhalt des Scribe'schen Textes. In seiner Art ein gelungener Wurf. Um die Geschichte kümmert sich freilich Scribe in seinen Musiktexten wenig oder gar nicht. Das Ding ist ein Meisterstück, insofern es, mit Ausnahme des stiefmütterlich behandelten Ausdrucks der Liebeszärtlichkeit, an Situationen darbietet, was ein Componist wie Meyerbeer nur wünschen kann. Dagegen mußte die geringe Anzahl von Trägern, auf welchen die mächtige Handlung sich fortwälzt, ein Hinderniß für den Tonsetzer seyn. Denn wenn auch die drei Apostel durch das Ganze gehen und demselben die eigentliche Färbung verleihen, so sind, genau genommen, doch nur zwei Glanzrollen im Stück, Mutter und Sohn, und erstere, die eine Zeitlang sehr in den Hintergrund tritt; sagen nur in einzelnen, aber dann auch höchst glücklichen und gewaltig ergreifenden Momenten, zu deren voller Wirkung es indeß einer so vollendeten Künstlerin wie Madame Viardot Garcia bedarf, während der Braut, die ebenfalls in der Handlung zurücktritt, nicht einmal der Vortheil ähnlicher Momente zu gut kommt. Aber es herrscht große, beständige Bewegung in den Massen, was dem Ganzen den Charakter des Gewaltigen, des Riesigen verleiht, und das war der eigenthümlichen Weise des Componisten sehr angemessen. Auf den musikalischen Theil hier näher einzugehen, ist, wie bereits bemerkt, nicht meine Absicht. Die Ausführung war, sowohl von Seiten der Sänger als von Seiten des Orchesters, ausgezeichnet. Madame Castellan sang und spielte die Bertha mit großer Gewandtheit, Roger den Propheten mit wahrer Meisterschaft, zumal in jenen gewaltigen Momenten, wo er der Mutter gegenübersteht. Ob er, der mit dieser Rolle zum erstenmal die Bühne der großen Oper betrat, solche Partien anhaltend wird singen können, ist eine andere Frage. Die geniale Viardot war in Allem, bis auf das Geringste herab, in Gesang, Spiel und Tracht, unübertrefflich und wußte durch Tiefe der Empfindung der etwas abgenutzten Stimme Kraft und Glanz zu verleihen. Nach Tracht und Haltung war sie wie aus einem Hemmlingschen oder van Eyck'schen Bilde herausgeschnitten, wie denn überhaupt die musterhafte Beachtung der Kostüme fortwährend an Hans Holbein, Albrecht Dürer und andere altdeutsche Meister erinnert. Daß aber, nach Theophile Gauthiers Ausspruch, die ganze Partitur, als aus tiefster Auffassung des deutschen Mittelalters hervorgegangen, einem eisigen Freskogemälde eines jener Meister zu vergleichen sey, dürfte, bevor es als Glaubensartikel empfohlen wird, einer genauern Prüfung zu unterziehen seyn.

R. E.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Schicksal der Kunst.

Die kleine Jenny Lind freilich steht bereits als freie Fürstin da, doch ist ein bischen mehr immer eine starke Versuchung, der sie für jetzt noch unterliegt; denn mit ihrer Heirath und dem Bischof von Norwich war es nun einmal nur leeres Gerede, alles ersonnen, um den Zweck zu erreichen, ein vortheilhafteres Engagement bei Lumley, und dieß ist erreicht. Die deutsche Oper, die jetzt als Rivalin auftritt, mochte Lumley geschmeidig. Ueberdem steht zu erwarten, daß Viardot Garcia, die in Paris so hoch Gefeierte, die Künstlerin par excellence, in kurzem erscheinen wird, und mit ihr der „Prophet" und Meyerbeer, und was wäre dann aus Lumley geworden ohne Jenny? In jelcher Krisis muß die Böese schon ein Opfer bringen, muß die Linke nicht sehen, was die Rechte thut. Garcia, der Bruder der Malibran, hat sich schon seit längerer Zeit hier eingefunden, um seine Kunst als Gesanglehrer an den englischen Kehlen zu erproben; denn in einer Republik konnten sanfte Melodien unter dem vielstimmigen Geschrei sich kein Gehör mehr verschaffen. Garcia singt selbst nicht, er kann nur Andere singen machen; aber das versteht er als Meister. Es muß hart für ihn seyn, daß er von der Natur nicht mit dem bedacht worden, was ihm das Liebste gewesen wäre, mit einer Nachtigallenstimme. Aber sonderbarer Weise kann seine Kehle nur Töne hervorbringen, wie sie ein Löwe in der Sahara heulen mag. Er wird meistens nur von Künstlern und Künstlerinnen als Lehrer aufgesucht; die fashionable Welt fürchtet ihn, weil ihre Töchter nicht so gut singen lallen wie Opernsängerinnen, und man muß gestehen, den Weg zu einer anständigen Mediocrität haben sie mit vielem Takt aufgefunden. Garcia weiß das und erträgt sein Schicksal geduldig, sobald man ihm das Zuhören erspart. Er gibt in seiner Wohnung, Georgesstreet, Hannover Square, den ganzen Tag Unterricht, die Stunde zu einer Guinee, und läßt es sich gefallen. Wenn es nur allen so wohl würde! Aber wie Viele versuchen hier vergeblich ihr Glück! Die Concurrenz ist so groß, daß die Seelenleiden der Söhne Apolls den dreizehnten Kreis von Dante's Hölle ausmachen könnten. In London ist es ihnen nun einmal nicht möglich „auf der Menschheit Höhen zu wandeln." Ihr Pfad ist der der Intrigue; wer sich am besten auf diese versteht, gilt am meisten. Nach Garcia's Ausdrucksweise muß man cinq diables au corps haben, um sich durchzubeißen. Miß Nissen, die zweite schwedische Sängerin, hat deren wahrscheinlich nicht Einen aufbringen können, weil ihre Laufbahn hier eine ganz verfehlte ist, ohne daß man äußerlich einen Grund davon sieht, außer eben das fehlende Teufelchen. Sie ist ein höchst liebenswürdiges, einfaches Mädchen, das die schwarzen Reggenkuchen, die man, wie sie sagt, in ihrem Vaterlande für ein ganzes Jahr backt, mit rührendem Patriotismus anpreist und buttert, und dazu Schuberts Lieder entzückend verträgt. Auch Pischek ist hier; doch wer wäre nicht hier? Ihnen allen aber wäre vielleicht besser in Californien, wo die Goldgruben wenigstens handgreiflich daliegen und ohne mecanische Opfer angedeutet werden mögen. Es liegt den Leuten heutzutage aber gar wenig an ihrer unsterblichen Seele, seit sie sich mit Hegels Hülfe zu Halbgöttern emporgehoben. — Eine neue Erscheinung hier zu Land ist ein französischer Künstler, Eter, der mit einer Menge Kisten und Kästen sich hierher vor Louis Napoleon und dem Communismus gerettet hat. Er hat seine Schätze jetzt in Old Bond Street ausgestellt, und dieselben bestehen in Statuen, Gemälden und Büsten, von seiner eigenen Hand gefertigt. Unsere Eter ist der Verfertiger der großen Gruppen auf dem Triumphbogen de l'Etoile zu Paris und vieler anderer bedeutender Bildhauerarbeiten daselbst. Unter den hier gebrachten Stücken ist besonders eine Gruppe zu bemerken, die Hero und Leander lebensgroß darstellt, im Moment, wo Hero mit der Ahndung dessen, was Leander bevorsteht, von diesem Abschied nimmt. Stellung und Haltung beider Figuren sind vortrefflich, der Kopf der Hero ist reizend. Zwei Basreliefs, eines die Medici, das andere Francesca da Rimini darstellend, sind außerordentlich schön, so daß selbst ein ganz gewöhnliches englisches Matter of fact-Herz mit Entzücken davor stehen blieb. Die Büsten sind meist Porträts von Männern der Zeit, wie Thiers, der einen bittersauern Mund hat, Cavaignac, wie immer ehrlich dumm aussehend, Pierre Leroux, mit fettem weinerlich gutmüthigem Angesicht, Proudhon, mit einem drei Zoll verstehenden Affenuntergesicht, und Ledroche, mit einer Wallfischgurgel ꝛc. Unter den Gemälden aber ist ein wunderbarer Mosis, das heißt, wunderbar schön, was den Ausdruck des Auges, den Schnitt des Gesichts betrifft, sonst aber schrecklich schön. Moses sieht die Gottheit auf dem Sinai. Sein Auge spricht es so ganz aus, wie ein großes königliches Herz wie das seine die Gottheit empfindet und den Anblick derselben erträgt. Sein Haar ist lang und weiß, sein Bart ebenfalls; beide flattern wie vom Winde zurückgeweht, und stechen seltsam ab von der dunkeln Hautfarbe und dem flammenden Auge des Israeliten. Es ist ein köstliches Bild, das vor allen ein Jude besitzen sollte. — Eter ist ein sehr geistreicher Künstler, der aber im Leben fast nur Unglück gehabt hat. England will ihm gar nicht gefallen. Es machte schon den widerlichsten Eindruck auf ihn, als er auf der Reise hierher die kleinen Kinder in den Dörfern so demüthig vor jedem Monsieur knixen und ihm jede Pforte zu öffnen bemüht sah, und in London vollends brachte ihn die Demuth der Künstler zur Verzweiflung, die mit der Miene eines Schuhputzers vor die Herrn Engländer hintreten, gerade als wären sie als Menschen und Künstler unwürdig, einem Gentleman gerade in's Gesicht zu sehen. Eter begreift noch nicht, daß die Schuld nur halb auf der Seite der Künstler ist. Der Engländer betrachtet den, der für ihn arbeitet, als seinen Untergebenen und behandelt ihn so. Bei den Amerikanern stellt sich das ja noch schroffer heraus. Arme Kunst! Du mußt hier Sklavendienste thun, es hilft nichts. — Neulich kam eine kleine Kaufmannsfrau zu mir mit einem Briefe. „Sehen Sie!" rief sie, „diese Unverschämtheit! Herr Sal... will ein Concert für Arme geben und bittet mich Billette zu nehmen. Das hätt' ich auch gethan, aber welche Idee! Er schreibt »Dear Madam! Was ist er denn, daß er sich so etwas herausnehmen kann?" — „Mehr als du jedenfalls," dachte ich, über diese sonderbare Beleidigung in mich hineinlächelnd, die ich übrigens allen deutschen Künstlern als warnendes Beispiel hersetze.

Der April war in London kalt und unfreundlich, Hagel und Schnee machten der Sonne in gewaltigen Schauern das Terrain streitig, und die keimenden Blüthen und Blätter zogen sich traurig zurück vor dem unfreundlichen Elemente. Nur zwei Tage waren bis jetzt warm genug, um der künstlichen Wärme entbehren zu können, die beim grau umwölkten Himmel wenigstens den tröstenden Schein des Comforts in das halbdunkle Gemach wirft. Das Osterfest fiel in diese Zeit. Der Adel brachte es wie immer auf seinen Landsitzen zu, die Juden in London, wo sie sich geduldig zehn Tage lang von ungesäuertem Brod nährten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 120. Sonnabend den 19. Mai 1849.

My heart hath one poor string to stay it by,
Which holds but till thy news be uttered:
And then all this thou seest, is but a clod,
And module of confounded royalty.

Shakespeare.

König Konrads Tod.

Scenen aus einem dramatischen Gedicht: „Heinrich der Vogler."

Von Emanuel Geibel.

Die königliche Pfalz zu Weilburg.

König Konrad tritt auf, geführt von seiner Gemahlin Kunigunde und dem Erzbischof Hatto.

Kunigunde.

Hier laß dich nieder, mein Gemahl und Herr.
Die stete Unraſt, die bei Tag und Nacht
Dich durch der Burg Gemächer wandeln heißt,
Erſchwert die Heilung und verſtärkt das Uebel.
Zwei Nächte ſchon entbehrteſt du des Schlafs.
Drum laß dich nieder, Ruhe thut dir Noth.

Konrad.

Wohl, rückt den Seſſel mir an's Fenſter dort!
Doch löſcht das Feuer aus. Mich fror vorhin,
Nun aber wühlet Glut durch mein Gebein,
Als trüg' ich in den Röhren flüſſig Erz,
Und meine Wunde brennt wie Höllenqual.
Löſcht aus, löſcht aus! Mir däucht, vernehm' ich nur
Der Herdeslohe praſſelnd Wehn nicht mehr,
So wird mir beſſer werden. — Erzbiſchof,
Was iſt für Nachricht da vom Herzog Arnulf?

Kunigunde.

O denke jezt nicht des Unſeligen,
Den ich, weh mir! als Sohn dir zugebracht
Wie eine Viper an den eignen Herd.

Konrad.

Mahnt mich der Wunde Pein nicht ſtets an ihn?
Und könnt' ich ihn aus meines Sinnes Buch
Weglöſchen, iſt er damit ausgetilgt? —
Wie ſteht's mit ihm? ſag an!

Hatto.

Du weißt, o Herr,
Vom Feld bei Forchheim, wo dein theures Blut
Den Sieg uns kaufte, floh er durch die Nacht
In ſchlechten Kleidern bis zum Donauſtrand.
Wir ſezten nach, doch er verzweiflungsvoll
Und deinen Zorn mehr ſcheuend als die Flut,
Sprang in den Strom, und ſchwimmend wie ein Hirſch
Entkam er uns; ſtatt ſeiner fingen wir
Die ſchöne Judith, ſeine Buhle, nur.
Heut aber ward mir Botſchaft, daß auf's neu
Sein wilder Geiſt auf Trotz und Schlachten denkt.
An ſeines Gaus Oſtmarken lodern wieder
Des Aufgebotes düſtre Flammenſäulen
Von Berg zu Berg, die wald'gen Schluchten jauchzen
Schon tauſendſtimmigen Feldruf ihn zurück;
Ja zu den Ungarn ſelbſt, dem Feind des Reichs,
Entſandt' er Boten, die —

Konrad.

Genug, genug!
Zuviel der Laſt ſchon für ein brechend Herz! —
So war denn unſer ganzer Siegeszug
Nur eine Schrift in Waſſer! Jedem Haupt,
Das ich dem Drachen abgehau'n des Aufruhrs,
Wächst zwiefach grauſenvoll ein friſches nach! —
Arnulf in Waffen! Heinrich ungebeugt!
Und dieſe Rechte, die ſie zügeln ſollte,
Von Schmerzen morſch, vermag es nicht zu hindern,
Daß, einer ſchlechtgebundnen Garbe gleich,
Dieß deutſche Reich in ſeine Theile fällt!

Digitized by Google

Kunigunde.

Des Fiebers Hitze mait die Dinge die
Entſetzensvoller als ſie wirklich ſind.
O ſchone dich, denn du biſt wahelich keank.

Konrad.

Ja, keank am Leibe, keänker an bee Seele.
Ich will dir etwas ſagen, Kunigunde:
Mein ſchweeſtes Siechthum iſt das Königthum.
O greiſe keiner nach der Herrſchaft Purpur,
Der nicht zuvoe wie ein veebeauchtes Kleid
Der Menſchlichkeit Bedürfniß abgeſtreift.
Die höchſte Vollmacht ſey ſich ſelbſt genug,
So wie der Keone Cirkel rund ſich ſchließt.
Des Reiches Lenker wollt' ich ſeyn, und doch
Bei guter Zeit des Sonnenſcheins mich freu'n,
Zu eichten kam ich, und berebte Neigung
Und Zorn und Laune färdten meinen Speuch. —
Den ganzen Ehrgeiz hatt' ich eines Königs,
Und nicht die ganze Keaft — das wae mein Unglück,
Das meine Schuld, und ſcheecklich düß' ich ſie.

Hatto.

Mein theurer Herr, du klagſt zu hart dich an.

Konrad.

Zu hart nicht, doch zu ſpät. Nun ſitz' ich hier,
Den bumpfen Pſalter ſingend meines Wahns. —
Nein, ſpart den Troſt — ihr eedet in die Luft;
In meinee Seele trag' ich mein Gericht,
Ich bin gewogen und zu leicht erfunden.

Graf Siegfried (tritt auf).

Siegfried.

Iſt hier bee König?

Hatto.

Ja, allein dafern
Du andres uns als gute Zeitung dringſt,
So ſpar es auf. Du triffſt ein Siechbett hiee;
Der König leidet ſchwer an feinen Wunden.

Siegfried.

Zehnfach verflucht die Hand, die ſie ihm ſchlug!
Denn nie bedueft' ee ſeiner Keaft ſo ſehr.

Koneab.

Was gibt's, Graf Siegfried?

Hatto.

Heee, laß mich ihn höeen;
In beſſrer Stunde geb' ich dir Bericht.

Konrad.

Nein, nein, ein Unheil ſteht auf ſeinee Stirn;
Ich will den Becher bis zue Hefe ſchlüefen.
Was iſt's?

Siegfried.

Du willſt es ſelbſt, doch ternt' ich nie
Beehaßtes Ding mit gutem Namen taufen.
Die Ungaen ſind in's Reich gefallen, Heee;
In ungezählten Schwäemen, deutelüſtern,
Wie grimme Wölfe, die der Hungee teeibt,
So wälzen ſie verwüſtend ſich heran.
Das iſt kein Krieg, wie er das Herz erfriſcht,
Von Männern gegen Männer, Schwert an Schwert,
Nein, Weibee, Kinder, Geeiſe würgen ſie.
An ihren Sattelgurten kiebt das Blut,
Aus tauſendfachem Greul emporgeſpeizt,
Und gräßlich zeigt ein breiter Feuerſteeif
Am Firmament die Straße, die ſie ziehn.

Kunigunde.

Und war kein Damm, den geauſen Strom zu hemmen?

Siegfeieb.

Der tapfre Obo warf mit kleiner Schaar
Den Heiben ſich entgegen, boch umſonſt;
So wie ein edles Roß, zu Tod geſtochen
Von hundeettauſend Bienen, ſank ee hin.
Der Baieeherzog aber, deſſen Gau
Sie klug verſchonten, ließ ſie feieblich ziehn,
Ich füecht', ee ſpielt ein ehrvergeſſnes Spiel.

Kunigunde.

Weh mir, mein Sohn!

Koneab.

Ja, rufe Weh zum Himmei,
Zereeiß dein Kleid um den mißeathnen Sohn!
Ich had' an meinem eignen Gram genug.
Der Erdfeind beicht herein mit Raub und Mord,
Das Land gehüllt in Qualm und Blut ſchreit auf
Nach Rach' und Rettung, und ich liege hier
Wie 'ne zeedorſtne Glocke, die nichts hat
Als bumpfen Klageiaut, wenn man ſie ſchlägt.
Schlagt an, ſchlagt an! und heiſee will ich ſtöhnen,
Wenn Seufzee helfen widee ſolche Noth!
Das iſt das Heee, das einzig treu mir blieb.
Wo ſind nun beine Schimmee, Majeſtät?
Wo, heilig Saldöl, iſt nun deine Kraft?
Ja, König bin ich, doch im Reich des Jammees,
Mein Schatz ſind Thränen, und nicht die einmal,
Das Fieber ſengt ſie mie vom Auge fort.
Ich will verkünden: künftig ſoll man Herrſcher
Mit Dornen krönen, und beim Feiermahl
Im güldnen Becher ihnen Galle eeichen,
Zum ächten Boeſchmack deß, was ihree harrt;
Denn all ihr Amt iſt eitel Bitterkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

(ſ. Nr. 111—114.)

Kronſtadt.

Vom prachtvollen engliſchen Kai, dicht am Iſaaksplatze, mit Peter des Erſten Standbild auf dem zerbrochenen Felſen, fahren die Dampfboote in der guten Jahreszeit um neun Uhr Vormittags und Nachmittags vier Uhr nach Kronſtadt. Wie überhaupt alles Straßenleben in Petersburg viel leiſer und ſcheuer dahinſchlüpft, als wir es in andern großen Städten gewohnt ſind, ſo herrſcht auch hier bei den Dampfſchiffen eine von unzähligen Polizeiſoldaten überwachte Ruhe und Ordnung, welche uns kaum daran glauben läßt, daß ein wirklich reger Verkehr ſtattfindet. Indeſſen iſt das Fahrzeug immer reichlich beſezt. Der Zug der vornehmen Ruſſen nach dem Ausland geht ja vorzugsweiſe über Kronſtadt, und denſelben hatten ſelbſt die erſchwerendſten Ukaſe, die härteſten Steuern bis zum Jahre 1848 nur wenig zu verringern vermocht. Aber auch auf dem Dampfer ſelbſt, wo man unter nichtruſſiſchen Verhältniſſen an raſche Geſprächsanknüpfungen gewohnt iſt, herrſcht dieſelbe Abgeſchloſſenheit, daſſelbe Schweigen, wie hier an allen öffentlichen Orten. Auch fehlt natürlich niemals militäriſche Begleitung, ob aus Zufall oder Abſicht, weiß ich nicht zu ſagen. Genug daß man ſich dadurch gedrückt fühlt, weil man nie beſtimmt weiß, wie viel polizeiliche Aufſicht unter dem doppelfarbigen Tuch verborgen iſt. Man hat alſo Muße genug, ſich die Ausfahrt aus der Stadt genau zu betrachten, und die Newaufer ſind in der That ſchön und großartig. Sie ſind indeſſen ſchon ſo oft beſchrieben worden, daß wohl die flüchtigſten Andeutungen genügen. Zur Linken der Senatspalaſt, die Offiziersſchule, die ganze Reihe der Ariſtokratenhäuſer des engliſchen Kais, dann die koloſſalen Pfeiler zur dereinſtigen ſteinernen Newabrücke, hierauf die Beardſchen Fabrikgebäude mit ihrem eigenen Dock, zulezt der neue Galeerenhafen. Zur Rechten begrenzt Waſſili-Oſtrow, der vorwiegend deutſche Stadttheil, den Fluß. Zunächſt an der Iſaaksbrücke ruht das Auge auf den herrlichen Verhältniſſen des Akademiegebäudes; daneben die große Kadettenſchule, darauf etwas weniger elegante Privathäuſer, endlich aber die prächtige Bergakademie, und als Schluß die Zinnen eines großfürſtlichen Luſtſchloſſes. Dicht vor der Stadt weitet ſich die ſchon ſehr breite Newa in einen eigentlichen Golf aus.

Es dauert gar nicht lang, bis Kronſtadt, oder vielmehr die Inſel Kotlin, als graulicher Punkt in der Ferne aufſteigt. Gewöhnlich hat man eine falſche Vorſtellung von Kronſtadt; man identifizirt Stadt und Inſel, denkt ſich leztere höchſtens als einen ſchmalen Landſaum um eine eng zuſammengedrängte Häuſermaſſe. Die Stadt iſt aber keineswegs zuſammengedrängt, noch weniger die Inſel ſo unbedeutend. Ihr Grundriß läßt ſich der Geſtalt eines Papierdrachen vergleichen, wie denn überhaupt dieſe Form im Newaarchipel, wie in andern großen Flußmündungen, die gewöhnliche der Inſeln iſt. Die größte Länge Kotlins beträgt acht Werſte, die größte Breite dagegen allerdings kaum anderthalb Werſte. Die Stadt beginnt am öſtlichen Ufer und zieht ſich bis zum weſtlichen Rande herüber. Jener öſtliche Rand iſt auch der höchſte des Landes (acht Faden über der Meeresfläche) und fällt nach dem wohl erſt viel ſpäter angeſchwemmten weſtlichen Ufer ſo bedeutend ab, daß die dem finniſchen Meer zugewendete ſchmale Spize der Inſel, worauf der Leuchtthurm ſteht, faſt immer überfluthet und nur auf einem künſtlichen Steinriff halbwegs trockenen Fußes zu erreichen iſt. Allgemein bekannt iſt ferner, daß das Fahrwaſſer rings um den ganzen Platz äußerſt ſchmal, überall ziemlich ſeicht (an der Südſeite vier bis fünf Klafter, an der Nordſeite nur etwa zwei Klafter), durch wechſelnde Sandbänke noch unſicherer und an der Nordſeite durch Verſenkung von Felsſtücken, deren nicht wenige bei klarem Wetter ſich ſelbſt über die Meeresfläche erheben, vollkommen unwegſam für größere Fahrzeuge gemacht iſt.

Selbſt von Petersburg aus kann man nicht unmittelbar an der Inſel landen. Eine faſt einen Werſt lange Pfahlbrücke iſt hier herausgebaut und trägt auf ihrer Mitte das unentbehrliche Zollhaus. Auch bemerkt man, von dieſer Seite anlangend, nur wenig von den Befeſtigungen. Die Stadt liegt halb verſteckt und niedrig hinter den dicht an das Ufer reichenden Mauern, während mehr zu Rechten das ungeheure Marinehoſpital allein an die große militäriſche Bedeutung des Platzes erinnert. Man betritt zwar die Stadt ſelbſt durch ein von ſtarker Wache beſezte Feſtungsthor (Petersburger Pforte), welchem an der weſtlichen Stadtſeite die Citadell- und Kronſtädter Pforte entſprechen, aber der freie weite Platz hinter dem Thore, die ſchnurgeraden, breiten, mit niedrigen Häuſern beſezten Straßen, in welche wir blicken, verſcheuchen wieder jeden Gedanken an eine ſtrategiſche Beſtimmung des Orts.

Die Stadt Kronſtadt iſt im höchſten Grade unintereſſant. Beſonders unterſcheidet ſich der öſtliche, höhere Theil (Admiralitätstheil), den man von Petersburg her zuerſt betritt, kaum von den andern Landſtädten in der Petersburger Umgegend. Das einzige Auffallende iſt vielleicht die Unzahl der Kneipen und Gaſthäuſer. Auch das Straßenleben iſt faſt null, und die Bevölkerung findet auch nur außerhalb

der Stadt, an der Südſeite der Inſel, einen Tummelplatz, wo ſich unter dem Schutze des älteſten der hieſigen Feſtungswerke, Keonſchloß, der große Hafen befindet, deſſen weſtlicher Theil den Mittel- und Kauffaetheilhafen umfaßt, während die geößere öſtliche Hälfte, als Hauptſtation der baltiſchen Flotte, den Kriegshafen bildet. Der hier zunächſt angrenzende niedere, weſtliche Stadttheil (Commandantentheil) enthält denn auch die wichtigſten Keongebäude, nebſt allem Zubehöre einer ſo wichtigen Seefeſte.

Der Reſt des Landes iſt fuchtbar unwirthlich: häßlich ſumpfiges Land neben Sandflächen und dürren Viehweiden, oder mühſam aus dem Schlamm emporgearbeiteten Gemüſegärten. Hie und da langweilt ſich ein einſames ſogenanntes Landhaus zwiſchen einigen Bäumen, dort liegen die gut bevölkerten Kirchhöfe, drüben heben ſich die Erdwände einer Artillerieſchießſtätte, hier kommen wie an den langen Bahnen einer Tauſpinnerei vorüber, und jenſeits erblicken wir mitten im Freien ein Paar niedrige Schlachthäuſer — Alles höchſt nützlich und nöthig, aber auch Alles von Ausſehen ganz abſcheulich. Wie kann's auch beſſer ſeyn? Treiben doch die Weſtſtürme das empörte Meer ſo häufig weit hinein auf dieſen immer ſchmaler auslaufenden Inſelſteich. Man mag's den Kronſtädtern gar nicht glauben, wenn ſie uns verſichern, da draußen ſey doch der angenehmſte Sommergarten der Stadt, zumal man noch drei Werſte der Sumpföde durchfahren muß, ehe man ihn erreicht. Der Garten iſt aber allerdings vorhanden und, obgleich unmittelbar auf dem Dünenſand angelegt, durch ruſſiſche Gartenkunſt ein ganz lieblicher Aufenthalt; es fehlt nur an Bäumen und an Schatten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Schluß.)

Auswanderung — Ueberſetzungsliteratur.

Sir Moſes Montefiore iſt im Begriff wieder nach Jeruſalem zu reiſen, wo es ſeinen Glaubensbrüdern ſehr ſchlecht ergeht, und das „auserwählte Volk Gottes" darf doch im verheißenen Lande nicht Hunger leiden! Es wünſcht dort auf communiſtiſche Weiſe zu leben; es möchte ſich von ſeinen betriebſamen europäiſchen Brüdern erhalten laſſen, möchte in der Burg Zion für einen neuen Meſſias beten und dabei die Hände in behaglichem far niente in den Schooß legen. Arbeitet und betet! Die Zeit bedarf überall dieſer Mahnung, und die Prediger des Genuſſes, ſie ſind die Verderber. Es iſt in der That eine ernſte Zeit. Ueberall gewahrt man Ueberſiedler aus der alten in die neue Welt; es iſt eine Unruhe in den Leuten, eine Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, die Unzählige hinaustreibt in eine fremde Welt, um das zu ſuchen, was ſie hier viel leichter und beſſer beſaßen — Luft und Leben. Jetzt eben iſt ein Amerikaner, Colt-mon, hier angekommen, um eine Auswanderung im Großen zu leiten, bei der fünf Perſonen zuſammen koſtenfrei übergeſchifft werden und dort ein Stück Land und ein Haus erhalten, wofür ſie hundert Pfund Sterling zahlen. Dieſe Summe iſt ſehr gering. Es wär eine Wohlthat, wenn die vielen hier lebenden deutſchen Maler, Aerzte und ſogenannten Literaten, die alle unbeſchäftigt ſind und deßhalb ſowohl moraliſch als phyſiſch leiden, ſich zur Auswanderung entſchlöſſen. Und nun gar die Unzahl deutſcher Mädchen! Sonderbare Idee, daß dir Engländer das an ihnen ſchätzen ſollen, was man in der Heimath verachtete, ihre Unwiſſenheit. Sie müſſen ſich jetzt hier einem Examen unterwerfen im neu errichteten Inſtitut, Queens College genannt, wo denn Doktor Bernays, der Lehrer an demſelben iſt, zu ſeinem Leidweſen findet, daß unter zwanzig jungen Frauenzimmern kaum Eine ihre Sprache grammatikaliſch verſteht. Darum mögen ſie in Zukunft doch ja nicht nach England kommen, bevor ſie deutſch ſchreiben gelernt haben. Auch mag ſich der ſüddeutſche Accent in Acht nehmen, der hüeber nicht mehr ſo glücklich durchſchlüpfen wird wie bisher. Und im beſten Fall betten ſich dieſe Mädchen eben auch nicht auf Roſen. Da ſitzt die kleine, ſtille, bleiche Fräulein Otté und überſetzt acht Stunden lang täglich; ſie hat den Kosmos beendet, und ihr Verleger, der mit ihrer Arbeit ſehr zufrieden iſt, Henry Bohn, gibt ihr drei Pfund Sterling für dreißig Seiten. Hat ſie Wohnung und Nahrung berichtigt, ſo bleibt ihr eben genug für ihre andern Bedürfniſſe; es iſt ein Leben der Arbeit und Entbehrung, Bohn aber ſieht recht wohl und behaglich dabei aus; ihm ſcheint es ganz gut zu bekommen, daß ſeine Ueberſetzer ein mäßiges, arbeitſames Leben führen. Uebrigens aber iſt es mit dem Ueberſetzen jetzt ziemlich vorbei. Kein Verleger, der anſtändig honorirt, wie z. B. Murray, will ferner etwas damit zu thun haben; denn der Nachdruck iſt gleich zur Hand, ihnen den Markt zu verderben, und es iſt ihnen unmöglich ſich gegen denſelben zu ſichern. Und erſcheint in England keine »rival translation,« ſo kommen die Amerikaner damit. Segar Macaulays »History of England« iſt ſogleich in einem Nachdruck erſchienen, der für zwei Schillinge hier zu haben iſt, und da man in Amerika auf einen Abſatz von zehntauſend Exemplaren rechnet, ſo iſt Murray dadurch ſehr verkürzt. — Außerdem „Wiener Tagebuch" iſt jetzt in den Händen von John Edward Taylor, der aber aus Neigung überſetzt und daher ſich leichter mit einem Verlegee einigen kann. Kellſtabs „1812" iſt eben von Bentley angezeigt worden. — Die Kenntniß unſerer deutſchen Literatur iſt hier noch immer ſehr mangelhaft, und allein dem Zufall verdankt es ein lebender Autor, wenn er hier genannt und geleſen wird. Da findet man z. B. in einer Leihbibliothek „Lydia" von Louiſe Aſton und die „Royaliſten" von Sternberg, aber von Fanny Lewald und Bettina weiß man nichts. In einer andern wurde „Ilias Pamphilina" mit großer Mühe aufgefunden. Lewis hat eine Ueberſicht unſerer deutſchen Philoſophie geliefert und dadurch wenigſtens die Namen unſerer Philoſophen in das Publikum gebracht, aber bei Hegel iſt er ſtehen geblieben, und die Werke ſeiner Nachfolger findet man nicht einmal auf dem Lager der deutſchen Buchhändler. Da ſieht man, was es mit der angeblichen Verbreitung der deutſchen Literatur in England auf ſich hat.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 121. Montag den 21. Mai 1849.

Executées en chœur les chants russes prennent un caractère grave, et produisent des effets d'harmonie surprenants. La manière dont les différentes parties sont placées, la succession inattendue des accords, le dessin de la composition, les entrées de voix: tout cela est touchant et n'est jamais commun.

Custine.

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

Das Interessanteste sind dort die russischen Nationallieder, die mitunter Abends vom Sängerchor der Preobradschenski'schen Garde vorgetragen werden. Sie bestehen meist aus Strophe und Gegenstrophe. Die von einer einzelnen Stimme gesungene Strophe endet gewöhnlich mit einem aufsteigend ausgehaltenen Ton, welchen der Chor, die Gegenstrophe beginnend, aufnimmt. Auch der Schlußton des Chors wird wieder von einzelnen Stimmen im Falsett ausgehalten, um von der Strophe des Solos aufgenommen zu werden. Cymbeln, Tamburin und Becken fallen dann von Zeit zu Zeit in diesen sonderbaren Gesang ein und erzeugen so allerdings eine Musik, die ein europäisches Ohr fremdartig genug berührt. Indessen mag das Wehmüthige, das man gewöhnlich als charakteristisches Merkmal der russischen Nationalgesänge bezeichnet, doch bei weitem mehr durch die große Monotonie, als durch die Molltonart erzeugt werden. Dieß läßt sich nun freilich wenigee aus diesen, mit großer Kunstfertigkeit und sicher mit einiger Künstelei vorgetragenen Liedern abnehmen, als da, wo man die Nationallieder ohne Rücksicht auf Zuhörer wirklich aus dem Munde des Volks vernimmt. Beruhte die Melancholie des russischen Nationalgesangs wirklich auf den Mollakkorden, in denen sie sich wiegen, so könnte der höchst verschiedene und noch weit rohere finnische Nationalgesang nicht ganz denselben Eindruck, und zwar in noch höherem Grade hervorbringen. Aber mit den drei bis höchstens sechs Tönen einer Octave, welche die Melodie zusammensetzen, macht er geradezu die Wirkung, als sey dem Sänger das größte Unglück geschehen, wenn er auch die lustigsten Dinge singt.

Am originellsten erschien uns die von Pantomimen begleitete Brisjetla, deren Wortinhalt zu ergründen indessen trotz mannigfacher Nachfragen unmöglich war. Die auf einer Erhöhung befindlichen Chorsänger setzen sich, einer des andern Leib mit den Beinen umspannend, die Arme verschränkt, in zwei Reihen neben einander nieder und schwenken den Körper nach dem Takt eines Chorgesanges gleichförmig hin und her; dieß bedeutet eine Bootfahrt. Zwischen beiden Reihen bleibt ein Einzelner stehen, der den Bootsmann spielt. Halb singend, halb sprechend deklamiet er nach dem Schluß des Chorgesangs eine Ballade, deren Verse vom Chor beantwortet werden. Plötzlich wird dieses Spiel durch einen herbeilaufenden Mann unterbrochen, den der Bootsmann nach dem Grund seines Kommens zu fragen scheint. Die Antwort schreckt alle Sitzenden gleichzeitig auf, Cymbel und Tambuein machen den entsetzlichsten Lärm zu ihren drohenden Worten und Geberden. Auf das Ruhegebot des Bootsmanns setzen sich sämmtliche Leute wieder nieder und beginnen wieder das frühere Schaukeln nebst Chorgesang. Unterdessen wechseln die Gesänge des Bootsmanns und des Ankömmlings mit den Chorstrophen ab, bis plötzlich lezterer zwei ausgestopfte Haushähne hervorlangt und, diese auf den Händen haltend, die wundersamsten Sprünge ausführt. Der Bootsmann tanzt dem Singenden singend entgegen, einer nach dem andern aus dem Chor folgt dem Beispiel, Becken, Cymbel und Tamburin werden immer lauter; endlich wogt, tanzt,

Digitized by Google

ſingt, ſpringt und klingt Alles bachantiſch durcheinander. Ein Ruf des Bootsmannes ſchafft mitunter augenblickliche Ruhe, der Hahnenträger macht die ſchwierigſten Groteskpas mit unbeſchreiblicher Fertigkeit, ein ſtürmiſcher Chor und ein heilloſer Spektakel der Inſtrumente folgen. Dann ſchweigt plötzlich Alles, ſteht Alles wie eingemauert, und die Brisjetka iſt zu Ende.

'Es war an einem prachtvollen Mondſcheinabend, als wir dieſes Schauſpiel auf Kotlin zum leztenmal genoßen. Beinahe ſpuckhaft verfolgte uns das Bild der gleich Wahnſinnigen tanzenden ſchwarzgrauen Geſtalten in den langen Kapotröcken auf der Eſtrade, die ſich ſo dicht am Strande befand, daß man ſchon in geringer Entfernung meinen konnte, die Geſtalten heben ſich aus den Meereswellen und ſinken in dieſe zurück. Dann flog die leichte Droſchke durch die Inſelöde zurück in die jezt todtenſtille Stadt, durch welche nur von Viertelſtunde zu Viertelſtunde der wehklagende Ruf der Wachpoſten tönte.

Am andern Tage war Krönungsfeſt. Langſam aufeinanderfolgend dröhnten die Kanonenſchüſſe über die Inſel hin und dazu lachte die heiterſte Sonne aus einem ſo blauen Himmel niedee, als läge Kronſtadt im adeiatiſchen Meerbuſen. Raſch eilten wir an aller Pracht und Geoßartigkeit der Marinegebäude und dem etwas ſchulmeiſterlich ausſehenden Standbilde Petees des Großen am innern Hafenplatze vorüber, hinab in eine Schaluppe. In raſchem Takte ruderteu zwölf Marineſoldaten das kleine Fahrzeug aus dem innern, dicht mit Kanonen beſezten Baſſin. Da öffnet ſich der große Hafen. Linkshin liegen unzählige Kauffahree, groß und klein, alle im beſten Sonntagsſchmucke, behängt mit unzähligen Wimpeln und Flaggen, und außerhalb ihres Ankerplatzes heben ſich unmittelbar aus deu Wogen Kronslot, Katharinenfort und noch mehrere viereckigte Thüeme. In vier Stockwerken übereinander lugen aus ihrem dunkeln Geſtein wirklich unzählige Geſchützmündungen. Auf der Plattform erſcheinen von Zeit zu Zeit die blinkenden Bajonette der Wachen. Aber ſchon iſt das Boot rechtshin nach dem Ankerplatze der Kriegsſchiffe geflogen. Da flaggts und wimpelts über den ſchwaezen Schiffskörpern an Maſten, Tauen, Raaen, Lauffeilen, und wie ſonſt die einzelneu Theile des Takelweeks heißen, daß man nicht die furchtbarſten Werkzeuge des Kriegs, ſondern nur heiter geſchmückte Gondeln in gigantiſchen Verhältniſſen voe ſich zu ſehen meint. Selbſt als das Boot flüchtig und leicht beweglich zwiſchen den koloſſalen Leibern, oft faſt bedeckt von ihnen, umherſchlüpfte, überall angerufen, überall mit eaſcher Gegenparole vorbeiſchießend — ſelbſt da meinte man lautee eben fertig gewordene Modelle zu erblicken, ſo rein, ſo ſauber, ſo glänzend iſt Alles an dieſer Kronſtädter Abtheilung der ruſſiſchen Oſtſeeflotte.

Ueberhaupt nehmen ſich Kriegsſchiffe neben Kauffahrern immer viel eleganter und geoßartiger aus. Ihr ſchlankerer Leib läßt ihre Größe bedeutender, ihr höherer Bord ihre Kielform kühner geſchwungen erſcheinen. Alles polirbare Metall daran iſt ſo blank wie die Knöpfe und Epauletten des jüngſten Lieutenants im Heere. Und hat man ſich an der ſchwanken Strickleiter hinaufgeſchwungen auf's Verdeck, ſo erſcheint die bisher oft bewunderte Ordnung am Bord der Kauffarteiſchiffe wie eitel Liederlichkeit und Schmutz neben ſolcher Sauberkeit. Die Engländer haben zwar in ihren Beurtheilungen der ruſſiſchen Kriegsmarine mancherlei an deren inneen Einrichtung auszuſetzen, und ſie bezeichnen es beſonders als ſchweren Fehler, daß die Seeſoldaten acht Monate im Jahre im Landmilitärdienſt geübt weeden, ſo daß keine wirkliche Fertigkeit und Gewohnheit des Seedienſtes bei ihnen zu finden ſey. Indeſſen geſtehen auch ſie zu, daß die äußere Ordnung auf den Kriegsſchiffen der auf den engliſchen ganz gleich komme.

(Fortſezung folgt.)

König Konrads Tod.

(Fortſezung.)

Kunigunde.

O mein Gemahl, welch unglückſel'ger Tag!

Siegfried.

Ermannt Euch, Herr. Die Noth will raſche Thal.
Dafern das Uebel ſo viel Raſt euch gönnt,
Sagt mir mit kurzem Wort: was ſoll geſchehn?
Wo nicht, eetheilt dem Erzbiſchof die Vollmacht.

Hatto.

Entlaßt uns, daß wir uns berathen, Herr.

Konrad.

Geht, geht und rathet, wenn ihr Rath noch wißt!
Mein Sinn iſt dunkel wie erloſchne Kohlen,
Und wier im Haupte taumeln die Gedanken
Mir durcheinander ohne Pfad und Ziel.
Laßt mich allein; vielleicht daß ich mich finde,
Denn ich verlor mich ſelbſt in dieſem Sturm.

(Erzbiſchof und Siegfried ab.)

Kunigunde.

Mein theurer Herr, o ſprich, wie du dich fühlſt, —
Um Gott, dein Angeſicht verwandelt ſich —
Du biſt ſehr bleich —

Digitized by Google

Konrad.

Dieß wird mein Ende seyn.
Doch geh jezt —

Kunigunde.

Laß mich um dich bleiben, Konrad.
Dich so allein zu wissen ängstigt mich.

Konrad.

Geh zur Kapelle, sag' ich, wirf dich nieder
Am Hochaltar, und fleh zu Gott empor,
Daß er mich nicht in Irrsinn und in Schmach
Hinfahren lasse, jeder Bürde bloß.
All meine Sehnsucht ist ein guter Tod.
So du mich lieb hast, thu' wie ich gesagt.

(Kunigunde entfernt sich langsam.)

Konrad.

Mein Gott, mein Gott! du suchest schwer mich heim.
Die Wasserwogen brausen wild und geh'n
Hoch über meine Seele — ich erliege.
Zeig' einen Fels mir oder reiche mir
Die starke Rechte, wie dem Petrus einst,
Da er schon sank, denn meine Kraft ist hin.
Ich weiß es, meine Schuld ist roth wie Blut;
Allein dein Name heißt Barmherzigkeit.
Du hörtest Davids Schrei'n, da er gesündigt,
O erhör' auch mein's! Ich flehe nicht für mich
Um Rettung — dieser Leib gehört der Gruft —
Doch dieses armen Volks, das hirtenlos
Anheimfällt jeder räuberischen Wuth,
Doch dieses deutschen Reichs erbarme dich!

Schickst du ein Zeichen deinem Knecht? — Die Sonne,
Die trüb in Wolken hing den ganzen Tag,
Füllt plötzlich dieß Gemach mit lauterm Gold.
Nun wird mir leichter, mählig ebbt der Schmerz,
Mir ist's, als spürt' ich in der Strahlenflut
Das linde Athmen deiner Gegenwart.
Von meiner dumpfen Stirne löst sich's los
Gleichwie ein ehern Band, und ein Gedanke,
Der irr durch meines Fiebers Dämmrung schweifte,
Steht fest und leicht gewappnet vor mir da.
Ja deutlich les' ich deines Willens Schrift.
Das ist's! das ist's! — Hinweg denn Eigensucht,
Fort, schnöder Stolz, der noch dagegen bäumt!
Den Pfad erkenn' ich, da ich wandeln soll,
Und reißt er auch mit Dornen in mein Fleisch,
Er führt zum Heile. — Sey gepriesen, Herr!

(Erzbischof Hatto und Siegfried kommen.)

Hatto.

Kannst du uns hören?

Konrad.

Sprecht, ich bin gefaßt.
Was sandet ihr uns aus?

Siegfried.

Ich will in Eil
Zum Herzog Burkhardt, der zu Oetting sizt.
Sein Heerbann steht in Waffenrüstung noch,
Und nicht verweigern darf er ihn dem Reich.
Vereinigt werfen wir den Ungarn dann
Bald dort, bald hier, je nach der Gunst des Orts,
Die Schild' als einen Wall von Erz entgegen,
Und suchen sie durch kleinen Kampf zu hemmen,
Bis stärkre Kriegsmacht naht zu offner Schlacht.

Konrad.

Thut so, doch kostbar ist der Augenblick;
Drum fort! Mein Segen steigt mit dir zu Roß.

Siegfried.

Er schweb' ob unsern Bannern, Herr. Leb' wohl!

(Graf Siegfried ab.)

Konrad.

Du aber, Hatto, ruf den Bruder mir,
Den Eberhard, und alle Grafen Frankens,
Die hier in unsrer Pfalz versammelt sind.
Ich will zum leztenmal mit ihnen reden.

Hatto.

Sie stehn im Vorsaal schon. Die Sorg' um Euch
Und um des Reiches Nöthe trieb sie her.

(Er öffnet die Flügelthüren und winkt.)

Graf Eberhard, Kunigunde, die fränkischen Grafen treten ein.

Eberhard.

Du rufst uns, Konrad, vor dein Angesicht,
Dem immer sonst mit Freuden wir genaht.
Heut aber kommen wir mit schwerem Herzen,
Denn böse Zeitung summt in unserm Ohr,
Und Schlimm'res noch aus deinem Mund zu hören
Befürchten wir. Doch ruhig ist dein Blick,
Und deine Stirne glänzt in Heiterkeit.
O sag' uns, daß du dich genesen fühlst!

Konrad.

Genesen bald, doch anders als du denkst;
All meine Heiterkeit ist Abendroth. —
Ja, Freund, ich fühl's, die Pfeiler dieses Bau's
Sind morsch und neigen sich zu ihrem Sturz.
Drum will ich, weil noch klarer Sinn mir blieb,
Mein Haus bestellen und ein ernstes Wort
Als lezte Gab' in eure Seele legen.
Gelobt mir, daß ihr's nicht verachten wollt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Prophet. — Scribe's neues Drama

Meyerbeers Oper hat nun über alle Schwierigkeiten geſiegt, und wird von Kennern und Nichtkennern als ein Meiſterſtück anerkannt; nur herrſcht noch ein Zweifel darüber, ob der „Prophet" den beiden andern Stücken, welche er für die hieſige Oper geſetzt hat, „Robert der Teufel" und „die Hugenotten," vorzuziehen ſey, oder ihnen nachſtehe. Merkwürdig iſt, daß alle dieſe drei Opern auf dem Grunde religiöſer Schwärmerei und kriegeriſcher Begeiſterung ruhen. Meyerbeer ſcheint ſich in der Verbindung des religiöſen Muſikſtyls mit dem weltlichen zu gefallen, weil er ſich die Kraft zutraut, mit dieſer vor ihm nicht verſuchten Combination gewaltige Effekte hervorzubringen. Der außerordentliche Beifall, der ſeinen beiden frühern Opern geworden, muß ihn aufgemuntert haben einen dritten ähnlichen Verſuch zu wagen. Als Scribe den Text zu dieſer Oper entwarf, das heißt vor etwa zehn Jahren, dachte er ſicher nicht entfernt daran, ein politiſches Stück zu ſchreiben, und noch weniger konnte er die Abſicht haben, eine ſeitdem furchtbar gewordene politiſche Partei auf die Bühne zu bringen; aber der Zufall hat es ſonderbar genug ſo gefügt, daß ſein Text, gerade als die Oper zum erſtenmal aufgeführt wurde, von Anſpielungen auf gegenwärtige Zuſtände wimmelte. Die Wiedertäufer predigten den Communismus, und eben weil ſie die Gütergemeinſchaft einführen wollten, fanden ihre Lehren ſo leichten Eingang beim Volk, während Adel und Geiſtlichkeit, die keineswegs geſonnen waren ihre Güter mit dem Volke zu theilen, ſogleich als entſchiedene Gegner der neuen Sekte auftraten, welche übrigens ohne weiteres geiſtliche und weltliche Obrigkeiten bei Seite ſezte und blindlings ihrem Propheten gehorchte. Proudhon, der Prophet des neuen Communismus, der ſich vom alten dadurch unterſcheidet, daß er ohne allen religiöſen Zuſatz eine rein weltliche, ſogenannte ſociale Angelegenheit iſt, beklagt ſich bereits in ſeinem Blatte über die neue Oper als über eine Verſpottung des ehrn ſocialiſtiſchen Syſtems, das ſie noch immer zu verwirklichen hoffen, obgleich es jezt in der politiſchen Welt gar nicht darnach ausſieht. Landeigenthümer und Beſitzer von Kapitalien — beide Klaſſen ſind bekanntlich ſehr zahlreich in Frankreich — haben eben ſo wenig Luſt, wie im ſechzehnten Jahrhundert Adel und Geiſtlichkeit, den Nichtsbeſitzenden ihre Güter abzutreten, und eben um dieſes Unheil abzuwenden, vereinigen ſie ſich jezt, trotz ihrer verſchiedenen Anſichten über Verfaſſung und Dynaſtie, hinſichtlich der künftigen Wahlen, um von den Socialiſten nicht überflügelt zu werden, die, wenn ſie die Macht in die Hände bekämen, keinen Augenblick anſtehen würden, nach Art der Wiedertäufer zu verfahren, wie man kürzlich aus den ſchriftlichen Planen erſehen konnte, die bei einigen Verhafteten entdeckt worden ſind. — Die Krönung Johanns von Leyden hat dem Tonſetzer Gelegenheit gegeben die ganze Macht der Muſik zu entwickeln. Es gibt wohl wenige muſikaliſche Scenen von impoſanterem Effekt. Man denke ſich eine Schaar ſogenannter Sarhörner und anderer Blasinſtrumente, einen mächtigen Chor von Männern, Weibern und Kindern, dann eine von vier Händen geſpielte Orgel, und alles dieſes in einem Opernſaale, der zwar geräumig, aber doch kein Dom iſt. Die Oper dauert noch immer bis nach Mitternacht; wer nicht ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber der Muſik iſt, findet dieß ein wenig lang. Indeſſen iſt für Augenweide auf's verſchwenderiſchſte geſorgt. Das Stück iſt mit einer noch nicht geſehenen Pracht in Scene geſezt. Namentlich iſt der Aufgang der Sonne mit überraſchender Kunſt dargeſtellt; wie es ſcheint hat man hiebei die neuen Entdeckungen im Fache des elektriſchen Lichts benüzt. Prachtvoll iſt auch die perſpektiviſche Anſicht des Doms zu Münſter. Was aber die Pariſer am meiſten überraſcht hat, das iſt die Anſicht des winterlichen Lagers der Wiedertäufer vor der Stadt Münſter, wo ſie freilich niemals ein Lager gehabt haben, denn ſie waren nicht Belagerer, ſondern wurden von den biſchöflichen und fürſtlichen Truppen belagert. — Seitdem der Prophet aufgeführt wird, hat die Oper wieder Einnahmen, wie ſeit Jahren nicht mehr. Man ſpricht von zehntauſend Francs für den Abend. Auch erzählen die Tagblätter allerlei kurzweilige Geſchichten von ſtarken Summen, welche von eifrigen Muſikliebhabern für ein Eintrittsbillet bei der erſten Vorſtellung bezahlt, und von allerlei Liſten, welche von ihnen gebraucht worden ſeyn ſollen, um nicht um dieſe erſte Vorſtellung zu kommen. Meyerbeer hat bekanntlich das Commandeurkreuz der Ehrenlegion erhalten; ſein Antheil am Ertrag der Oper muß ſehr anſehnlich ausfallen; ferner wird der Vertag der Muſik ein ſehr bedeutendes Honorar abwerfen. Oper und Tonſetzer ſtehen ſich mithin gleich gut bei der Aufführung des jahrelang erwarteten Werks, und wenn der Prophet zweihundert Vorſtellungen erlebt wie Robert der Teufel, ſo werden beide für die lange Zögerung hinlänglich entſchädigt. — Zur ſelben Zeit, als der Prophet erſchien, feierte Scribe, der Unerſchöpflichr, einen andern Triumph im Théâtre français — dießmal freilich mit einem Gehülfen, E. Legouvé — und zwar mit einem großen Schauſpiel, betitelt: „Adrienne Lecouvreur." Was dieſem neuen Theaterſtück beſondern Reiz für's Publikum gab, war, daß Demoiſelle Rachel darin die Hauptrolle ſpielte. Eine tragiſche Künſtlerin des Théâtre français pflegt ſich ſtreng an ihr Fach zu halten, beſonders wenn ſie die erſte in dieſem Fache iſt. Bisher war auch die Rachel nie anders aufgetreten als in feierlichem antikem Koſtüm, um Racines, Corneilles oder Voltaires Alexandriner zu deklamiren. Wenn ſie ſich kürzlich als Catulls Lesbia in einem kleinen Luſtſpiele verſuchte, ſo konnte dieß als bloße Laune gelten, um ſich einmal in einem andern Schmucke zu zeigen. Dießmal aber handelte es ſich von einer großen Rolle in einem proſaiſchen Schauſpiel, das weder in Rom, noch im alten Griechenland, ſondern im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich ſpielt. Adrienne Lecouvreur war eine ſehr beliebte Schauſpielerin in Paris unter Ludwig XV., und ſie galt für die Maitreſſe des deutſchen Fürſtenbaſtards und franzöſiſchen Marſchalls Moriz von Sachſen. Dieſes Verhältniß iſt von den Dichtern veredelt worden; ſie laſſen die Lecouvreur mit ſchwärmeriſcher Leidenſchaft an Moriz hängen. Sie wird von einer hochgebornen Nebenbuhlerin, der Herzogin v. Bouillon, gehaßt, verfolgt und zulezt vergiftet.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 19

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 122. Dienstag den 22. Mai 1849.

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapferer wer sich selbst bezwang.
Herder.

König Konrads Tod.

(Fortsetzung.)

Eberhard.

Wir wollen's treu in Ehren halten. Sprich!

Konrad.

Bruder, die lass' ich unser Herzogthum,
Das schöne Franken, das dich selbst gebar;
Regier' es treu und schütz es gut und stark,
Doch höre meine letzte Bitte nun:
Laß dir an Franken gnügen, greife nicht
Verwegen nach des Reiches Diadem.
Die Wucht der Krone drückt mich früh in's Grab;
Sie würd' auch dir die schwarzen Locken bald
Fortsengen von der Scheitel und dein Auge
In Gram erlöschen lassen vor der Zeit.
Darum versprich mir's, bändige dein Herz.

Eberhard.

Vergib mir, Bruder, doch dein Spruch ist hart.
Aufgeben soll ich meinen höchsten Anspruch,
Wie einen Jagdhund man, ein Roß verscheult?
Wer nach der Krone nicht zu greifen wagt,
Verdient sie nicht; und ich, bei meinem Eid,
Ich habe Muth dazu und hab' ein Schwert.

Konrad.

Du bist ein Kriegsmann, doch ein König nicht.
Zur Fehde rasch, verbannst du die Geduld
Aus deinem Rath und schaffst dir selbst Gefahr.
Auch hat dein weiches Herz zu rauhe Kruste,
Als daß ein fremder Stamm, der dich nicht kennt,
In rascher Huld'gung dir begegnen könnte;
Und mehr als dieß: das Glück ist dir nicht hold.
Wenn du die Stufen selbst des Throns erstiegest,
Zusammenbrechen würd' er unter dir.

Eberhard.

Es ist kein ander da aus unserm Blut.
Willst du mit eigner Hand von unserm Hause
Das Sinnbild reißen aller Majestät?

Konrad.

Kennst du in diesem Augenblick der Noth
Nichts Größ'res, Eberhard, als unser Haus?
Nein, greif' hinab in deines Busens Schacht,
Und forsche nach dem innersten Gefühl,
Das dort, ein unverfälschter Brunnen, quillt!
Das gilt nicht bloß dem Stolz des Frankenstamms,
Das gilt dem Vaterland, das gilt der Ehre,
Das gilt dem heil'gen Namen deutschen Volks.
Doch schau, um diese Dinge steht's nicht gut,
Denn unser Deutschland, auserwählt vor allen,
Das Herz der Welt, der Länder Preis zu seyn,
Es liegt wie ein verlechzend Wild im Staub,
Und seine bangen Seufzer schrei'n zu Gott
Um einen Retter auf, um einen König.
O welch ein Amt ist dieses Königs Amt!
Gefährdet ist das Reich, er soll es schützen,
In Trübsal weint es hin, er soll es trösten,
Zerfallen ist's, er soll es neu erbau'n.
Die frechen Räuber soll er wie ein Held
Zerschmettern, aber dann dem armen Volk
Den Blutschweiß trocknen von der heißen Stirn
Und Wein und Oel in seine Wunden gießen,
Wie der barmherz'ge Samariter that.
Sein Arm soll, siebenfach geglühter Stahl,

Digitized by Google

Hoch aufrecht halten des Geſetzes Tafeln,
Und ſonder Anſehn treffen jede Schuld.
Und doch ſoll wohnen ſolche Mild' in ihm,
Daß, wo er ſchreitet, ſich die wüſten Stätten
In Gärten wandeln voll von Blüth' und Laub,
Als ging' ein Frühlingsſäuſeln vor ihm her.
Verſammeln ſoll er die zerſtreute Heerde,
Und nach der Weisheit, die ſein Herz ihn lehrt,
In Zornesfeuer und in Liebesglut
Der deutſchen Gaun zerklüftet Stufenerz
Zuſammengießen in ein einig Bild,
Das mit der Scheitel ragt bis an die Sterne,
Und wie die Säule Memnons Hymnen tönt.
Das ſoll er thun. Ich hab' es nicht gekonnt,
Und daß ich's nicht gekonnt hab', iſt mein Tod;
Dich aber frag' ich nun auf dein Gewiſſen:
Biſt du der Mann, der das vermag, ſo ſprich. —
Du ſchweigſt? —

Hatto.

Dein Wort verſiegelt ihm den Mund.
Du aber wirſt in dieſer ernſten Stunde
Nicht Bilder malen in die leere Luft.
Des Amtes Rieſenwucht haſt du gezeigt,
Zeig uns die Schulter auch, die ſie erträgt.

Konrad.

Ich weiß nur Einen, welchen die Natur
Mit ſolcher Hoheit, Mild' und Kraft gerüſtet,
Daß er vermöchte, was die Zeit erheiſcht;
Den Einen drum laßt euern König ſeyn.
Ihr kennt ihn all: Heinrich von Sachſen iſt's.

Eberhard.

Heinrich von Sachſen, unſer ſchlimmſter Feind!
Nenn' einen andern, Konrad, nur nicht den,
Nenn' einen andern — und ich beuge mich.

Konrad.

Die Wahl iſt einzig zwiſchen ihm und dir. —
Bruder, der Tod führt mich auf einen Berg
Und zeigt die Dinge mir, nicht mehr gefärbt
Von jenem Licht, das uns im Auge wohnt.
Wie klein, gleich als ein Wölkchen Dunſt, erſcheint
Da unſer ird'ſcher Zorn, und um dieß Wölkchen,
Das dir des Feindes Tugenden verhüllt,
Um dieſes eitle Nichts vermöchteſt du
Des deutſchen Volkes Zukunft zu verwürfeln?
Nein, Eberhard, das kannſt, das wirſt du nicht.
Doch ſo dich Durſt nach Größe treibt, ſchau her:
Du würdeſt nimmermehr dem Vaterland
Dein Blut verweigern; aber größer iſt's
Ihm opfern, was dir lieber als dein Blut.
Gib deine Hoffnung für die ſeine hin,
So thuſt du mehr, als wenn vom Schlachtgefild
Du ihm den reichſten Kranz des Sieges brächteſt,
Und der Entſagung demüthig Gewand
Wird mit mehr Glorie deine Schulter ſchmücken,
Als wenn der Purpur ſie umfluthete. —
O wende dich nicht ab — gib mir die Hand!
Ich weiß, was ich begehre, iſt nicht leicht;
Auch mahn' ich nicht an meine Liebe dich,
Und daß dein Endſchluß dieſem müden Haupt
Ein ſanftes Sterbekiſſen würde ſeyn —
Nein, bei der theuren Heimath, unſrer Mutter,
Bei ihren Thränen einzig, bei dir ſelbſt,
Der dieſe Heimath liebt, beſchwör' ich dich:
Verzicht und gib die Krone hin an Heinrich;
Denn er iſt auserwählt zu Deutſchlands Hort.
Schau, Bruder, als in meines Herzens Angſt
Zum Herrn empor ich ſchrie um Rath und Licht,
Da fiel es wie ein Strahl aus jenem Dornbuſch
Auf Horebs Höhn in meine kranke Bruſt:
„So ſoll es ſeyn" — und weggenommen war
Urplötzlich alles Kummers Laſt und Druck.
Sieh, das iſt Gottes Finger; beuge drum
Dich unter ſeinen Rath und thu' Verzicht;
Sey größer als dein Stolz und als dein Zorn,
Und thu' Verzicht, ſo wird das Lied dereinſt
Dich preiſen, wenn es der Getreuſten denkt,
Und eine Rede wird im Volke ſeyn:
Dem Reich zulieb gab er dem Feind die Krone,
Doch war er ihrer würdig.

(Schluß folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortſetzung.)

Ein Kriegsſchiff und das Leben am Bord deſſelben für denjenigen zu beſchreiben, der es nicht aus eigener Anſchauung kennt, würde ein ganzes Buch erfordern, und dem Kenner wäre ſelbſt eine flüchtige Schilderung langweilig. Dagegen mögen einige Bemerkungen über die Eintheilung der ruſſiſchen Flotte willkommen ſeyn. Sie zerfällt in 46 Equipagen zu ungefähr 1000 Mann, deren jeder drei Aerzte und drei Feldſcheerer zugetheilt ſind. Die Equipagen ſind ſehr verſchiedenartig zuſammengeſetzt. So z. B. faßt das Linienſchiff Roſſia (auf welches wir nachher zurückkommen) eine ganze Equipage. Gewöhnlich beſteht indeſſen eine ſolche aus einem Linienſchiff, einer Fregatte, zwei Dampfſchiffen und mehreren kleinern Fahrzeugen. Das Verdeck der größern Schiffe iſt ganz frei; im obern Zwiſchendeck befinden ſich außer der Küche, der Kapitänskajüte und dem Speiſeſaal, die Offizierskojen, ſo wie das Lazareth; im untern Zwiſchendeck die Lager-

Digitized by Google

ſtätten der Soldaten, die etwa mit hundert Medikamenten verſehene Apotheke, und dicht neben der mit eiſernen Thüren geſchloſſenen Pulverkammer der ganz dunkle, nur durch künſtliches Licht erhellte Operationsſaal, ein doppelt unheimlicher Ort. Unter der Schiffsmannſchaft bemerkt man beſonders viel Einwohner der Oſtſeeprovinzen, auch befinden ſich unter den Offizieren vorwiegend viele Deutſche und die Schiffsärzte ſind faſt durchgängig Zöglinge der Dorpater Hochſchule. Man darf dieß indeſſen keineswegs als eine Bevorzugung des deutſchen Elements in der Armee betrachten; denn der ruſſiſche Seedienſt iſt nicht nur der ſchwerſte, ſondern auch der am ſchlechteſten belohnte, und Offiziere wie Aerzte avanciren hier am langſamſten.

Prachtvoll erſcheint, wenn man aus dem Hafen zurückkehrt, die Umgebung des Landungsplatzes. Jenſeits des großen freien Platzes mit dem Standbilde Peters des Großen ſind in weitem Halbkreiſe die koloſſalen Landbauten des Hafens hingebreitet. Boothäuſer, Sägemühlen, Tauſpinnereien beginnen dicht am Waſſer. Weiter einwärts heben ſich die Maſtenniederlagen, die wunderſchöne Steuermannsſchule, umzogen von einem impoſanten Geländer, deſſen Pfeiler aus den größten Ankern beſtehen, zwiſchen denen die ſchwerſten Ankerketten im leichteſten Arabeskenſchwung hinlaufen. Daneben dehnt ſich in einer Ausdehnung von faſt einem Werſt das Arſenal, deſſen drei Seiten mit drei, vier Reihen von Kanonenläufen des verſchiedenſten Kalibers umlegt ſind, während außerdem noch drei vollſtändig kriegsgerechte Batterien die Hauptfronte des Hauſes decken.

Aber der eigentliche Kern- und Glanzpunkt dieſer Gebäudepracht iſt damit noch nicht erreicht. Denſelben erblicken wir in jenem ungeheuern, freilich von einem ſtinkenden Kanal umzogenen Bau, auf deſſen Zinnen der unabläſſig arbeitende Telegraph verkündet, hier ſey der Wohnſitz der all dieſe Anſtalten bewegenden Macht. Es iſt dieß das ſogenannte Admiralitätsgebäude. Wenn auch an übertriebener Pracht, ſo ſteht es doch an Räumlichkeit dem Petersburger Admiralitätsgebäude wenig nach. Die Wohnung des Kaiſers, die des Generalgouverneurs und ſeines Stabs, eine Kapelle, die Säle eines Offizierklubs, die erſt 1832 geſtiftete Bibliothek der Flotte (bis 1844 6618 Werke in 12,787 Bänden, mit einem jährlichen Fonds von ſechstauſend Rubeln, welcher durch den Abzug von einem Prozent an den Offiziers- und Beamtengehalten gebildet iſt), die Kaſerne für die Lehrequipage, vier andere Kaſernen, Magazine und Arbeitsſäle — dieß Alles findet Platz in dieſem Einen Gebäudecomplex. Wer aber weiß, mit welcher Raumverſchwendung, mit welcher Pracht und welchem Aufwand alle derartigen Staatsanſtalten in der Nähe der Reſidenz ausgeſtattet ſind, mag leicht ermeſſen, wie eine in's Einzelne gehende Beſchreibung zur Unmöglichkeit wird. Und ringsum, wohin wir auch blicken, wühlt noch eine Unzahl ruſſiſcher Arbeiter die Erde auf, oder ſteigen neue Grundmauern mit der hier gewohnten Raſchheit zu immer neuen Hafenanſtalten empor. Ein Lärmen, Hämmern und Pochen allenthalben, daß es ſelbſt bei ſtürmiſchem Wetter das Brauſen der Meereswellen übertäubt; dazu überall Wachen, welche den Nichtuniformirten faſt aller Orten zurückweiſen, in jeder Minute eine herbeimarſchirende Soldatenabtheilung, unter deren Fußtritten der Staub in Wolken aufſteigt, und dazu in den Sommertagen eine tropiſche Hitze in einer von den Sumpfausdünſtungen der Inſel geſchwängerten Luft. Wie gern flüchtet man da in den kühlen Sommergarten, der ſich friſchgrün und lieblich hinter dem Admiralitätsgebäude birgt! Freilich iſt er nicht groß, und anderwärts würde man ihn wohl kaum beachten; hier aber iſt man doppelt dankbar für die ſchattige Oaſe, die einzige wirkliche Baumgruppe auf der ganzen Inſel. Doch auch hier vergeſſen wir nicht, daß wir uns auf einem durchaus dem Seedienſte gewidmeten Stück Landes befinden. Der durch den Garten geleitete Kanal trägt auf ſeinem Mittelpunkt, dem ſogenannten italieniſchen Teich, das Modell einer Fregatte, und ein künſtlich aufgethürmter Berg läßt uns Stadt, Hafen und Feſtungswerke überblicken.

Wir wendeten uns jetzt zu dem bereits erwähnten Arſenal. Die ganze Länge des Gebäudes umfaßt eigentlich nur zwei Räume, zwei über einander gelegene ungeheure Säle, an allen vier Seiten mit Fenſtern verſehen. Der ganze unterer Raum iſt mit dem Zubehör der vier Reihen von Geſchützläufen vor dem Hauſe angefüllt. Laſetten, Pulver- und Protzkäſten, allerlei Lade- und Reinigungswerkzeuge, Enterhaken u. ſ. w. ſind hier in ſtrengſter Ordnung und peinlichſter Zierlichkeit aufgeſtellt. Eine prächtige Treppe führt in der Mitte des Gebäudes empor, und wir blicken, oben angelangt, rechts und links in einen die Länge des ganzen Gebäudes durchſchneidenden Gang, auf welchen von den Fenſtern her zahlreiche Querwände ſtoßen. Dadurch entſtehen ſechs-und-dreißig nach dieſem Mittelgange zu vollkommen offene Abtheilungen, deren Wände mit den prächtigſten Roſetten, Säulen, Arabesken und Frieſen in bald matter, bald hell glänzender erhabener Arbeit ſo ganz überdeckt ſind, daß von der Wand ſelber auch nicht das Geringſte zu erblicken iſt. Erſt wenn wir näher hinzutreten, erkennen wir, daß das Material dieſer Verzierungen aus lauter Waffentheilen beſteht. Säulen aus Lanzenſchäften und Flintenläufen, Sterne aus

Messerklingen, Sonnen aus Säbeln oder Bajonnetten, Blumen und Blätter aus Schwertgriffen und Theilen des Gewehrschlosses, Bänder, Schleifen und Arabesken aus Säbelscheiden, Riemen und Gurten u. s. w. Außerdem sind in jedem solchen Kabinet an 400 Flinten in Pyramiden zusammengestellt, im Ganzen ein Vorrath von etwa 15,000 Gewehren.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Theater — Madame Dudevant.

Da Adrienne Lecouvreur wirklich nach kurzer Krankheit starb, und zwar noch in den besten Jahren, so glaubte man damals allgemein, sie sey von ihren Feinden, namentlich von jener Herzogin, durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Dieses Gerücht ist jedoch längst von glaubwürdigen Zeugen, unter andern von Voltaire, widerlegt. Aber die Dichter, welche ihren Vortheil bei der Vergiftung fanden, brauchten sich um jene Widerlegung nicht zu kümmern. Der tragische Tod der Schauspielerin gibt der Rachel Gelegenheit ihr ganzes Talent zu entwickeln. Meisterhaft stellt ferner dieselbe durch das ganze Stück die reine Zuneigung der Schauspielerin zum Helden dar, den sie verehrt hat, ehe sie ihn kannte. Die Dichter lassen die Lecouvreur verschiedene Scenen aus damals beliebten Tragödien vortragen, und haben so der Rachel eine sehr dankbare Rolle geschaffen. Das Stück ist ein neuer Triumph für diese, und die Theaterkritiker der neuen antiklassischen Schule fordern sie auf, die alte klassische Tragödie aufzugeben und sich auf ein minder pompöses, aber natürlicheres Spiel zu legen, wie es ihr das neue Stück von Scribe und E. Legouvé an die Hand gibt.

Man erinnert sich, daß in der ersten Zeit der jüngsten Revolution die Damen, welche auf die Emanzipation des weiblichen Geschlechts drangen, sich in die Revolution mischten, einen Klub bildeten und öffentlich Reden hielten. Der Klub unterlag aber dem allgemeinen Spott, und später wurde es den Weibern gar nicht mehr gestattet in den Klubs zu erscheinen, geschweige selbst Klubs zu bilden. Anfangs hatte eine Frau, die berüchtigte Madame Dudevant, großen Einfluß bei der Regierung; sie ging Ledru-Rollin mit Rath und That an die Hand, arbeitete an seinen leidigen Bulletins de la république, und hatte ohne Zweifel Antheil an der Ernennung der Beamten, welche in die Provinz gesendet wurden, und dort viel Unheil stifteten und viel Geld durchbrachten. Da sie aber mit den Insurgenten, die am 15. Mai die Nationalversammlung sprengen wollten, unter einer Decke gesteckt hatte, so gab man ihr den Rath sich einstweilen von Paris zu entfernen, und sie war so klug, sich in die Provinz Berry, aus der sie gebürtig ist, zurückzuziehen. Aber sich dort still zu verhalten und wieder Romane zu schreiben, war ihr nicht möglich. Sie zeigte sich außerordentlich rührig und setzte ihre Umtriebe für die socialistische Demokratie fort, für welche sie immer leidenschaftlich eingenommen gewesen ist. Dieß ärgerte die Leute in ihrer Gegend, oder doch die, welchen die Ruhe über Alles geht, und sie beschlossen die Unruhestifterin wegzujagen und zuvor öffentlich zu beschimpfen. George Sand bekam jedoch Wind vom Vorhaben, machte sich aus dem Staube und soll sich seitdem zu Toues aufhalten. Da ihr Ledru-Rollin nicht mehr helfen kann und es mit den Klubs ein Ende hat, so scheint sie auf das Leben in Paris verzichtet zu haben. Kürzlich ist sie nun mit andern entschiedenen Republikanerinnen in einem Vaudeville: les dames saucialistes (was gleichlautend mit socialistes ist), durchgehechelt worden. Sie heißt im Stück Consuelo, wie einer ihrer socialistischen Romane, und Madame Ridevet, die eine Zeitlang den Vorsitz in dem weiblichen Klub führte, wird als Madame Gibovet aufgeführt. Die Franzosen, besonders die Pariser, sind sehr galant gegen das weibliche Geschlecht; wenn aber die Weiber aus ihrer Rolle fallen und sich mit Dingen befassen, die gar nicht ihres Berufs sind, so ist man unerbittlich und verfolgt sie mit Spott und Satire, bis sie vom Schauplatz verschwinden. Madame Dudenant, die so vortrefflich schreibt, hat sich als Romandichterin wohlverdienten Ruhm erworben; seit sie aber die Egeria Ledru-Rollins geworden, ist ihr Charakter befleckt. Eine andere Dame Namens de Nouin hat noch jetzt den Muth, als Sachwalterin der Emancipation der Frauen aufzutreten und auf eine Stelle in der künftigen Nationalversammlung Anspruch zu machen. Sie soll sich bei einigen Wahlvereinen gemeldet und ihre Candidatur vertheidigt haben. Man hat sie angehört, glimpflich behandelt, aber ihr wenig Hoffnung gemacht. Im vorigen Jahr wurde das Bestreben einiger Weiber, eine Rolle in der Republik zu spielen, mittelst einer Parodie der Marseillaise witzig verspottet. Es heißt darin unter anderem:

Petites filles de nos mères,
Depuis que nous ne dîtons plus,
Nous étudions les misères
D'un sexe rempli de vertus.
Du pot-au-feu qu'on nous destine,
Nous saurons nous affranchir,
Et combattrons jusqu' à mourir,
Avant de faire la cuisine.

Allerdings sah man schon unter der vorigen Regierung Weiber, welche sich mehr mit Politik als mit ihrer Haushaltung abzugeben pflegten; dieß waren aber vornehme Damen, welche die diplomatische Welt um sich versammelten; z. B. die Gräfin Lieven, die man Guizots Egeria nannte, wie Madame Dudenant für Ledru-Rollins Egeria galt, und die Prinzessin Belgiojoso, die im vorigen Jahr in ihrem Vaterland Italien das fruchtbarste Feld für ihre Thätigkeit gefunden hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 123. Mittwoch den 23. Mai 1849.

L'empereur s'amuse à réaliser la pensée domieante de Pierre I; mais quelque puissant que soit un homme, il est bien forcé tôt ou tard de reconnoître que la nature est plus forte que tous les hommes. Tout que la Russie ne sortira pas de ses limites naturelles, la marine russe sera le hochet des empereurs, rien de plus.

Custine.

Aus der Petersburger Umgegend.

(Schluß.)

In verhältnißmäßig gleich großen Zahlen finden ſich auch die andern vollkommen kriegsfertigen Waffen zwiſchen den Waffentheilen angebracht. Den Augenpunkt des langen Mittelganges bildet auf der einen Seite ein von eroberten Bannern umgebener koloſſaler ruſſiſcher Adler, der ebenfalls aus Gewehrſchlöſſern zuſammengeſezt iſt. Davor ſteht der neue Plan von Kronſtadt in erhabener Arbeit, aber überdeckt mit einem Tuche, damit kein profanes oder feindliches Auge die bis in die kleinſten Einzelheiten angedeuteten Feſtungsanlagen muſtere. Am entgegengeſezten Ende des Ganges winken uns bunte Trophäen entgegen. Ueberſchattet von engliſchen, franzöſiſchen, ſchwediſchen, türkiſchen und andern Fahnen, umſtellt von ein paar kleinen Feldſtücken, ſilbernen Pauken und Trompeten, lauter Beuteſtücken aus den Seekriegen Peters des Erſten, erhebt ſich deſſen ehernes Bruſtbild. Seltſam, auch dieſes Kronſtädter Conterfei des Schöpfers des heutigen Rußlands hat etwas Schulmeiſterliches, keinen Zug der wilden Kraft, welche ſich doch ſo charakteriſtiſch in Peters Antlitz ausprägte. Vielleicht ward es von oben her gewünſcht, daß man hier nur den Lehrer Rußlands erblicke, und die gefällige Kunſt fügte ſich auf Koſten der Wahrheit einem vielleicht nur flüchtig geäußerten Gedanken. Aber trotzdem entblößt man gern, der Sitte folgend, an dieſer Stelle das Haupt. Bei allem Widerwillen gegen ruſſiſches Weſen erkennt man gern an, wie groß die geiſtigen Kräfte deſſen waren, der die Anfänge der geſammten heutigen Machtentwicklung Rußlands mit ſo olympiſch kühnem Griffe im ſtagnirenden Leben des Moskowiterthums aus dem Nichts hervorzauberte.

Nach der Beſichtigung der zum Kriegshafen gehörigen Anſtalten erſcheinen die Gebäude und Einrichtungen am Kauffarteihafen keineswegs großartig. Der Kaufhof iſt nur eine verkleinerte Nachahmung des Petersburger Goſtinoi Dwor. Intereſſant ſind dagegen die Reſte des alten, noch von Peter I. ſelbſt begonnenen und von Eliſabeth beendeten (1719 — 1752) Docks. Es iſt ein großes, tief in die Erde hinabgemauertes Viereck, welches durch drei Schleußenwerke mit dem Meer in Verbindung ſtand. Längſt iſt es nicht mehr in Gebrauch, ein gänzlich zerfallenes Schiff fault noch darin, doch ſcheinbar nur, um die ehemalige Beſtimmung des Beckens anzudeuten, das man bereits auszufüllen beginnt. Dagegen hat man das neue Dock geradezu in das Meer hinausgeſchoben. Mit ſeinen finniſchen Granitquadern trozt es den Wellen wie die Waſſerſorts; nur wird der Umſtand beklagt, daß ſein obgleich ausnehmend großer Raum noch immer viel zu klein iſt für die der Ausbeſſerung bedürftigen Schiffe. Man weiß ja, daß die Oſtſeeflotte, trotz ihrer glänzenden Aeußerlichkeit, unendliche Wiederherſtellungskoſten verſchlingt. Das brackigte Waſſer, ſagen die Einen, das nicht genug ausgetrocknete Bauholz, behaupten die Andern, der zu große Tiefgang der Fahrzeuge, meinen noch Andere, tragen die Schuld, und die Engländer finden die Haupturſache in der ungeſchickten Führung der Schiffe. Wir können nicht darüber entſcheiden, fanden indeſſen im Mittelhafen, zwiſchen dem Kriegs- und Kauffarlei-

Digitized by Google

hafen allerdings auffallend viele Invaliden, deren äußeres Anſehen auf kein hohes Alter ſchließen ließ; und beſonders waren es große Kriegsſchiffe, welche als die ſchwerſten Patienten bezeichnet wurden. Aber ſie mußten damals noch lang auf Hülfe warten, denn Roſſia, der ungeheure Koloß, der eine ganze Equipage faßt, war nach kürzeſtem Streifzug, wie faſt immer, ſchwer erkrankt in das Dock eingelaufen. — Höchſt einfach und intereſſant iſt die Oeffnung und Schließung dieſes künſtlichen Waſſerbeckens. Ein quer vor den Eingang gelegtes Boot von den koloſſalſten Dimenſionen bewerkſtelligt beides. Man verſenkt dieſes Fahrzeug durch Oeffnen mehrerer Zapfen, wenn das Meer vom Dock abgeſchloſſen werden ſoll; man entleert das Boot allmählig durch Pumpen, wenn die Fluthen wieder zuſtrömen ſollen, worauf es gewendet wird und dem beſchädigten oder ausgebeſſerten Schiffe der Einlauf oder Ausgang offen ſteht. Vier Dampfpumpen ſchaffen das aus dem Dock ſelbſt wie aus jenem Boot ausgehobene Waſſer nach dem Meer zurück.

Jezt lag der ungeheure viereckigte Granitraum trocken wie ein Zimmer. Steinerne Treppen von mehr als hundert Stufen führen in die Tiefe hinab. Dort ſtüzte mächtiges Gebälk von allen Seiten den Kiel und die Wandungen der Roſſia. Erſt wenn man ein Kriegsſchiff ſo ganz auf fremdem feſtem Element erblickt und an ſeinem ſchmalen Fuße ſtehend hinaufblickt an der haushohen Ausbauchung, erſt da bekommt man einen Begriff von der Maſſe eines ſolchen Baus. Im Waſſer ſind uns 45 Fuß der Roſſia verborgen, und über dem Waſſerſpiegel zeigt ſie vier Stockwerke, jedes mit Geſchüzpforten verſehen. Im Ganzen trägt ſie 130 Kanonen, eine ſchwimmende Citadelle. Nur ſchade, daß ſie im finniſchen Buſen die Schwimmübungen wohl ganz wird aufgeben müſſen. — Die innere Einrichtung des jezt freilich ausgeräumten Schiffes iſt beſonders in den weitläufigen und höchſt comfortabeln Räumen der Admiralswohnung am Spiegel, ſo wie der Contreadmiralswohnung im obern Deck von blendender Pracht. Die Fußböden ſind eingelegt, zierliche Holzarbeit bedeckt die Wände. Da ſind beſondere Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, aber der unvermeidliche Stubengenoſſe iſt überall ein Geſchüz. Aber freilich, je eleganter und weiter die Offizierswohnungen erſcheinen, deſto enger und unbequemer ſind die der Unteroffiziere und vollends die der Soldaten. Die Raumverſchwendung in den obern Etagen rächt ſich in den untern furchtbar. Die drei Aerzte und ihre drei Aſſiſtenten müſſen hier ſelbſt bei kurzen, friedlichſten Uebungsfahrten immer vollauf zu thun haben, und wie es mit dem Geneſen in dieſen Räumen ſteht, mögen die Götter wiſſen. Man fühlt ſich wie von einer ſchweren Angſt befreit, wenn man aus dieſen Verließen wieder hinaufſteigt, ſelbſt jezt, wo Alles leer, kein Gepäck, kein Proviant, keines der unzähligen Bedürfniſſe der in dieſe Höllen Verwieſenen den Reſt von Luft, Licht und Raum in Anſpruch nimmt. Wie mag es ſeyn, wenn tauſend Menſchen hier zuſammengedrängt ſind und der Bau auf wild empörten Wellen umherfliegt, wenn die feindlichen Kanonen praſſelnd durch das Takelwerk fahren und in die Seitenwände ſchlagen, wenn Verwundete ächzen, Todte umherliegen! Der Gedanke läßt ſich kaum ausdenken, ſo furchtbar iſt er. Die Roſſia iſt indeſſen noch niemals in dieſen Fall gekommen. Sie hat den finniſchen Buſen noch nicht verlaſſen und man wird ſie wohl auch nie im Seekrieg brauchen können; es wäre denn, man könnte ſie mit behaglichſter Vorſicht durch den Sund zur Nordſee ſchleppen und nähme erſt dort, und auch dort nur an Stellen, wo das Waſſer recht tief iſt, ihre Kriegsdienſte in Anſpruch.

Endlich ſchieden wir und eilten zum Kauffarteihafen. Eine leichte Yacht trug uns pfeilſchnell über die leicht gekräuſelten Wellen nach Oranienbaum.

König Konrads Tod.

(Schluß.)

Eberhard.

Amen, Bruder.
Du haſt mein Herz beſiegt. Ich thu' Verzicht. —
Mag Heinrich Deutſchlands Königskrone tragen!

Konrad.

Dank dir und ihm, der dir das Herz gelenkt!

Eberhard.

Doch kennſt du mich. Nichts pfleg' ich halb zu thun,
Und hab' ich auch mit leichten Sinnen nicht
Der Kron' entſagt, ich will bei meinem Eid
Ein treuer Dienſtmann ſeyn dem, der ſie trägt.
Was mich von Heinrich ſchied, iſt ab und todt.
Ihr aber, Freunde, ſeht nicht finſter drein,
Wenn ich dem Manne, dem wir oft im Feld
Mit bräunder Stirn und ſcharfem Haß begegnet,
Nun huld'gend nahe, und dieſelbe Hand
Ihm liebreich drücke, die uns Wunden ſchlug.
Denn in den Born der Majeſtät getaucht,
Erſcheint ſie jezt von allem Makel rein.

Einer der Grafen.

Des Reiches Heil gilt mehr als unſer Hader.
Wir folgen dir zum Frieden wie zum Streit.

Ein anderer.

Dem König, dem du huldigſt, huld'gen wir.

Digitized by Google

Konrad.

Gelobt ſey Gott! Eu'r Wort fällt in mein Ohr,
Wie Frühlingsregen auf geborſtnes Land;
Denn reiche Saat der Zukunft rauſchet drin.
Wenn Sachſen erſt und Franken einig ſind,
Sie ziehn durch ihr Gewicht das andre nach.
Wohlauf denn, Eberhard, die heil'ge Lanze,
Die Krone nimm, den Purpurmantel hier,
Der Herrſchaft Zeichen, being' an Heinrich ſie,
Und ſag' ihm, ſterbend ſchick' ihm Konrad dieß
Und ſeinen Segen —

Eberhard.

O mein theurer Bruder —

Konrad.

Zieh hin, zieh hin mit Gott! — Ich bin ſehr müde.
Die Spannung hielt mich aufrecht; nun ſie nachläßt
Iſt auch des Lebens lezles Oel verſiegt.
Mein Aug' umſchattet ſich. — Wo iſt mein Weib?

Kunigunde.

Fühlſt du auf deiner kalten Rechten nicht
Die heißen Thränen, die ſie überſtrömen?
So feurig brennt nur einer Gattin Schmerz.

Konrad.

Leb' wohl. Die Erde will ihr Recht an mir,
Der Staub den Staub — doch meine Seel' iſt ſtill
Und voll von Hoffnung. — Wie ein Säuſeln kommt's
Gefloſſen durch die Dämmrung an mein Ohr —
Gott ſegne dich, du deutſches Reich!

(Er ſinkt zurück.)

Hatto.

Er ſchläft,
Die ſchwere Stunde hat ihn tief erſchöpft.

Kunigunde.

Nein, nein, er ſchläft nicht! — Alles kalt wie Eis! —
Klag mit mir Deutſchland, wir ſind Wittwen worden!

Eberhard.

So raſch, mein Bruder? Eben noch voll Feuer
Für dein geliebtes Land, und nun — dahin!
Fürwahr, du trugſt ein königliches Herz.
Nimm dieſen lezten Kuß und meinen Schwur:
Ich halte treulich, was ich dir gelobt.
Doch jezt an's Werk, ein jeder wie's gebührt!
Ihr, Erzbiſchof, laßt dumpfen Glockenhall
Dem Volk den thränenreichen Fall verkünden,
Und ordnet würdig der Beſtattung Pomp.
Wir aber ziehen feierlich zum Harz
Und geben dem verwaisten Reich den Herrn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vom Maine, Mai.

General Gagern und Hecker.

Unſer Nachen glitt, eine Silberfurche ziehend, den Main hinab. Der Kaiſerdom von Frankfurt blieb als romantiſches Gemälde hinter uns, von der Wölbung der kürzlich vollendeten Eiſenbahnbrücke eingerahmt, in deren Nähe wir am Ufer hielten. Die Septemberſonne umfing mit jugendlich glühenden Blicken Land und Fluth. Der Sandhof war bald erreicht, an welchem ſich Spuren früherer Befeſtigungen zeigen und den kleine Fichtenfamilien umgrünen. Dicht hinter dieſer Herberge wies uns einer der Begleiter den Richtſtein, auf welchem der wohlbekannte Schinderhannes ſein Ende fand. In dem Wäldchen, deſſen erquickenden Schatten wir betreten, halten die Frankfurter an Pfingſten „den Wäldchenstag," durch alle Stände, vom Schuhmacher bis zum Rothſchild. Früh morgens werden die Proviantwagen vorausgeſchickt, und da lagert man den ganzen Tag auf Moos unter Bäumen. In manchen Partien, da wo die unterſten Volksſchichten ſich drängen, geht es ſehr bunt und wild her: tanzende, ſpielende Gruppen, bachantiſches Toben, eine Walpurgisnacht. Hier machte Goethe Studien zu ſeinem Blocksberg. — Alle Dörfer in der Nähe großer Städte haben etwas ſehr breit Philiſterhaftes; auch Niederrad theilt dieſes Schickſal. Und doch fanden wir im Garten einen ſtillen Raſenfleck, wo ſich's von Natur hätte träumen laſſen, wenn der Sinn nicht von Menſchengeſchichte und Völkerſchickſal umſtrickt geweſen wäre. Das Auge ruhte aus auf dem Grün, die ſtaubgewohnte Bruſt athmete höher, aber Gedanke und Wort ſtahlen ſich immer wieder auf den geiſtigen Markt und Kampfplatz drüben unter der Paulskuppel zurück. Ich weiß nicht mehr, wie ſich das Geſpräch auf den Schlachttag der Amneſiefrage im vorigen Jahr lenkte. Unſer Freund, der Hiſtoriker, welcher, obſchon bei ihm jeder Muskel ein Herz für das Volk iſt, doch das Schöne und Wahre überall freudig begrüßt, gleichviel, von welcher Seite es erſcheine, erinnerte ſich etwas ſchalkhaft, daß, als Seirens Machtgebot damals gegen die Galerien erklang, die Damen wirklich ſich am meiſten ſträubten, am ſpäteſten ſich entfernten, die Diplomaten hingegen am ſchnellſten verſchwanden. — „Es war rührend," ſagte er, „wie die große Geſtalt Gagerns oben über alle Bänke ſtieg; denn er war es eigentlich ganz allein, der die Galerien räumte — durch ſeine Bitten. Er beſchwor die Leute zu gehen, und ſie wichen ſeinen Worten, ſeiner Stimme, ſeinen Blicken, in welchen an dieſem Tage ein

höherer, der edelſte Zauber liegen mochte, nicht den Bajonetten. Die Gefühle, welche zu dieſer Stunde in der Bruſt dieſes Mannes lebten, konnten ihm wohl etwas Hinreißendes für die Maſſen geben, eine magnetiſche Macht, welche er nicht bei jeder Gelegenheit wiederfinden dürfte.“ Während der Debatte hatte Gagern, weil er aus Zartgefühl die Verhandlungen über die Gegner ſeines Bruders nicht leiten wollte, neben Soiron geſeſſen. Und der Präſident ſelbſt war ja ein Freund Heckers. So reißt das Leben Menſchen, deren Hände ſich feſt wie für die Ewigkeit gefaßt, deren Herzen brüderlich geſchlagen, unaufhaltſam auseinander auf weitentlegene Bahnen. Zwei Gletſcherbäche, auf kryſtallnem Gipfel in Einem Granitbecken gewiegt, wo ihr vereinter Wellenſchaum mit Alpenroſen ſpielte, ſtürzen ſich über entgegengeſetzte Bergwände herab, um nach Nord und Süd zu eilen, mächtig ſchwellend, immer weiter, dem unendlichen Meere zu. Der Eine von jenen Männern, an die Spitze Deutſchlands berufen, bot lange alle Kraft auf, deſſen Geſchicke zu lenken. Der Andere — ein beflügeltes Schiff trug ihn und ſeinen Schmerz über den Ocean nach fremder Hemiſphäre in die Verbannung. Es iſt auch ein Heldenthum, vielleicht das ſchwerſte, ſich loszureißen, wo man liebt und geliebt wird, ſich ſelbſt zu verurtheilen.

Aber nicht bloß das Leben trennt jene beiden Männer unwiederdringlich; auch ein Grab wölbt ſich zwiſchen ihnen. Ueber den Leichen zweier Seelenbrüder, einer im Leben, einer im Tode verblichen, ſchreitet Heinrich Gagern weiter auf ſeinem dornenvollen Wege durch die öde Politik. Recht tragiſch iſt das Schickſal General Gagerns. Er hatte durch alles, was er von ſeinem Bruder und Andern über den Mann gehört, dem die Wiegengabe des hinreißenden perſönlichen Zauders geworden war, eine innige Vorliebe für Hecker gefaßt, ohne ihn je geſehen zu haben. Gagern empfand ſelbſt aus der Ferne den Magnetismus, welchen dieſer Mann auf andere Herzen übte. Es war jener geheimnißvolle Zug, der immer unabweisbar und der des Schickſals iſt. Wohl mögen wir jetzt erkennen, daß er etwas Dämoniſches barg. Die Fatalität hatte das Geſchick beider eng verwoben. — General Gagern muß eine liebenswürdige Natur geweſen ſeyn. Auch er liebte die Freiheit, unter deren früheſten und edelſten Opfern er ſelbſt bluten ſollte; er hatte ſeiner Begeiſterung Klänge gegeben und zur Zeit des Vorparlaments ſchöne Freiheitslieder gedichtet. Eben jetzt von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, empfand er die Sehnſucht doppelt, den unbekannten, gleichgeſtimmten Freund endlich einmal Aug in Auge zu ſchauen. Beide Brüder, der Soldat und der Staatsmann, gingen zu Buhl, welchem der Präſident nah verbunden iſt und für den er ja auch in einer Sitzung der Nationalverſammlung, die Wahl von Thiengen betreffend, in eine heftige, wenn ſchon nicht unedle Wallung gerieth. Und Buhl iſt es auch, der bei ſeiner Anweſenheit in Frankfurt, welche dieſe ſtürmiſche Parlamentsepiſode herbeiführte, der näheren Umſtände vom Beſuch des Bruderpaares in Deutesheim gegen Bekannte gedachte. — Man ſandte von dort nach dem nahen Mannheim Botſchaft an Hecker, die Gagern ſeyen da und wünſchten ihn zu ſehen, er möge ſchnell kommen. Allein er war gerade zehn bis zwölf Stunden von Mannheim auf der Jagd. Die Brüder warteten mehrere Tage vergeblich, dann reiſten ſie ab. Der General mußte den unerfüllten Wunſch wieder mit ſich nehmen und weiter durch die Welt tragen. Er und Hecker ſollten ſich damals noch nicht begegnen; das Verhängniß bewahrte ihnen ein anderes Zuſammentreffen. Nur einmal durften ſie ſich ſehen, und dieſes einzige Erblicken mußte über beider Schickſal entſcheiden. Wie viel liegt zwiſchen jenem Suchen und dieſem Finden! Das iſt ein Drängen und ein Sehnen; endlich ſtehen wir vor der heißbegehrten Gabe, und erkennen ſie nicht wieder, und ſterben wohl daran, nicht an der Verſagung, ſondern an der Gewährung.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Der Jahrestag der Republik.

Am 4. dieſes Monats wurde der erſte Jahrestag der neuen franzöſiſchen Republik gefeiert. Im verfloſſenen Jahr iſt viel Unfug und Unſinn begangen worden, und die ſchreckliche Empörung im Juni 1848 iſt ein häßlicher Fleck im Gemälde des erſten republikaniſchen Jahrs; man darf aber hoffen, daß das Bedürfniß der Ruhe und Ordnung ſtärker ſeyn wird, als alle Hinderniſſe. Der Concordeplatz, ſonſt place de la révolution genannt, der allerdings jetzt der prächtigſte Platz hier iſt, ſcheint dazu erſehen, der Republik zu ihren Feſten zu dienen. Er iſt unter Louis Philipp mit Säulen, Statuen, Guirlanden, Altar und Tribünen geſchmückt worden. Die neue Republik iſt ſehr religiös und unterläßt nie den Klerus zu ihren Ceremonien zu berufen. So wurde denn auch dießmal auf dem Platz ein feierliches Tedeum von der Geiſtlichkeit geſungen und vom Orcheſter begleitet. Dann ſollte eine große Heerſchau der Linientruppen und der Nationalgarde ſtattfinden, wobei der Präſident mit einem glänzenden Generalſtabe ſich neben dem Obelisk aufſtellen und die Truppen defiliren laſſen wollte. Dieß unterblieb aber, vermuthlich weil man unangenehme Aeußerungen von Seiten der Demagogen fürchtete. Man müßte ſich über die raſche Vollendung der Statuen wundern, welche bei dieſem Feſte den Concordeplatz ſchmücken, und wenige Tage zuvor beſtellt worden waren, wenn man nicht wüßte, daß die Pariſer Künſtler, welche für die öffentlichen Feſte arbeiten, beim Statuenmachen eine ganz eigene Methode haben. Sie beſchmieren ein Stück Holz oder einen Stein mit dem vortrefflichen Pariſer Gyps, bilden eine Figur, behängen ſie mit einer Draperie aus Leinwand, tränken auch dieſe, nur viel dünner, laſſen das Ganze trocknen, und ſo iſt eine Statue fertig, die Monate lange Arbeit erfordert hätte, wenn man ſie aus Stein hätte hauen wollen. Am Abend war der ganze Platz auf's prächtigſte und kunſtreichſte erleuchtet. Früher beſtand eine Illumination in einer blendenden Maſſe von Lampen, welche die großen architektoniſchen Linien der Gebäude zwar gut darſtellten, aber doch etwas Einförmiges hatten. Heutzutage hat auch die Kunſt des Illuminirens Fortſchritte gemacht; man hat es dahin gebracht, nicht allein mittelſt verſchieden gefärbter Gläſer allerlei Farben, Nüancen und Schattirungen der architektoniſchen Glieder hervorzubringen, ſondern auch die kleinen Details darzuſtellen. So bot denn der Concordeplatz einen wahrhaft zauberhaften Anblick, und von dieſem Platz erſtreckt ſich auf beiden Seiten der großen Landſtraße durch die Champs Elyſées ein beleuchteter Bogengang bis zum Triumphbogen der Barrière de l'Etoile, wo ein Feuerwerk abgebrannt wurde, das aber unbedeutend und der kleinlichſte Beſtandtheil des Feſtes war. Die Champs Elyſées mit ihren zahlloſen Kaffeehäuſern und für das Feſt errichteten Schaubuden wimmelten von Menſchen. Sicher ſpazierten an dieſem Abend einige hunderttauſend Menſchen dort umher, und da keine Wagen durchgelaſſen wurden, konnten die Fußgänger ungehindert die ganze Landſtraße entlang wandern. Wer aber von der ganzen Feierlichkeit am meiſten gehabt hat, das ſind die Taſchendiebe. D g.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 124. Donnerſtag den 24. Mai 1849.

Ihr ſeyd noch immer da! Nein, das iſt unerhört!
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug, und dennoch ſpukt's in Tegel.

Goethe.

Das Spuckhaus in Weſtmoreland.

Eine Geſpenſtergeſchichte aus dieſen Tagen.

Eine Geſpenſtergeſchichte! hört! In dem glücklichen England, das ſich frei erhalten von den chaotiſchen Strudeln, die unſer Alles, Gewohnheiten, Glaube, Liebe, Hoffnung, Daſeyn zerſetzen und fortſpülen, gibt es noch einen ſtillen Winkel, wo es ſpucken kann, es gibt noch ein Publikum, das daran glaubt, Zeitungen, die es noch als wichtig und wahr unter den Geſchichten von verbrannten Städten, Völkerſchlachten, geſtürzten Reichen und geflohenen Königin erzählen. Es erquickt ordentlich die Seele, daß es unter dem Krachen der zuſammenſtürzenden Schlöſſer und Kammern ein Spuckhaus gibt, das feſt ſteht.

Freilich führt uns das nur auf das Phänomen zurück, oder wenn man lieber will, auf den unumſtößlichen Erfahrungsſatz, daß Unglaube und Aberglaube ſich immer und überall die Hand bieten; ſahen wir doch erſt geſtern das Wundermädchen in Berlin, das alle Krankheiten heilte, und wie viele Jahre war es vor der Revolution, daß die Seherin von Prevorſt einen ganzen Schwarm Geſpenſter in einem Winkel des beglückten Schwabens entdeckte und mit ihrer Zauberruthe frei machte? Und ich zweifle gar nicht, daß Erſcheinungen der Art auch in der Revolution ſelbſt auftauchen werden, und ſobald ſie überwunden iſt, neue kommen werden. Ihr ſchlagt umſonſt mit euern ſkeptiſchen Keulen das Reich des Wunderbaren todt; je kleiner ihr es zerſchlagt, um ſo weiter fliegen ſeine Atome und hecken und brüten wie Mehlthau und Schmeißfliegen, wo ihr es am wenigſten erwartet.

Aber ich ſpreche nicht von dieſen tendenziöſen Myſterien, die ſich aller Zeit und ihren Krümmungen anpaſſen; hier haben wir es zu thun mit einer barocken, neckiſchen, oder, deutſch geſagt, albernen Geſpenſtergeſchichte, und daß Phantaſie oder Wirklichkeit noch ſo kindiſch ſpielen mag in unſerer fürchterlich klugen Zeit, das iſt's, was dem Herzen einen kleinen Labetrunk gewährt. Hört alſo die Geſpenſtergeſchichte ohne Tendenz, ohne Motive und ohne Ende, die dem Spuckhaus in Tegel, der Pfarre zu Quaritz aus dem vorigen philoſophiſchen Jahrhundert, oder der berühmten Spuckgeſchichte in Schloß Woodſtock aus Karls II. Zeit ſich nicht unwürdig an die Seite ſtellt. Letztere wurde ſpäter aufgeklärt. Schade! ich hoffe die unſrige wird es nicht.

Beim Städtchen Orton in Weſtmoreland liegt eine ländliche Beſitzung, ein Eſtate, Cowper Houſe genannt. Ob es ein verwittertes, dunkles Haus aus dem Mittelalter, oder im Styl der guten Königin Beß iſt, wird uns nicht geſagt; etwas Ehrwürdiges und Graues wird aber wohl dem Hauſe, Garten, Teich beiwohnen. Vordem war der Beſitzer ein Maſter Robert Gibſon. Wir wiſſen nichts von ſeinem Leben und ſeinen Thaten, außer daß er muthmaßlich ein Junggeſelle war, denn bei ihm lebte ſein Neffe William Gibſon, der nach ſeinem Tode Haus und Beſitzung erbte. Man fand einſt den alten Maſter Gibſon unfern ſeines Hauſes in einem Teiche oder Graben ertrunken.

William Gibſon heirathete vor vier Jahren, und ein Jahr nach des Oheims Tode, eine Tochter des Maſter John Bland von Bybeck und richtete ſich häuslich mit ihr in dem Haus und der Beſitzung ein.

Digitized by Google

Wie wiſſen von dee Ehe des jungen Paares auch nichts, als daß wir vermuthen müſſen, ſie ſey glücklich geweſen, denn man erzählt uns nichts von Zänkereien, und zwei Kindee, Mädchen, waren daraus entſproſſen. Die Einwohner von Cowper Houſe beſtanden aus dieſen, den beiden Eltern und einem Dienſtmädchen. Keine menſchliche Seele ſchlief ſonſt unter dem Dache.

Dienſtag den 17. April dieſes Jahrs 1849 waed die Nachbaeſchaft, bald die Stadt Orlon, dann die ganze Geaffchaft Weſtmoreland von einem Gerüchte beuneuhigt. An dieſem Tage nämlich begann es in Cowper Houſe zu ſpucken. Plötzlich hörte man es laut an die Wände und Thüren klopfen. Verſchiedene Gegenſtände, die auf Geſimſen und Conſolen ſtanden, fielen zu Boden, ein Stück raſch nach dem andern, und zum nicht geringen Schreck der Hausbewohner wiederholte ſich dieſes unbegreifiiche Schauſpiel, odee beſſer Spektakelſtück, bis zum Abend. Alle Nachfoeſchungen von Mann, Frau und dem bewäheten Dienſtmädchen waren umſonſt. Es ließ ſich gae keine natürliche Ueſache ergründen. Etwas bang gingen ſie zu Bette, aber die Nacht veeging euhig, und ſie erwachten Morgens am 18. April feiſch und geſtärkt, und mochten nicht mehr viel an die Vorfälle des geſtrigen Tages denken, die, wenn ſie ſich nicht wiederholten, einem bloßen Zufall leicht zugeſchrieben werden konnten.

Aber dieſer Mittwoch überteaf den geſtrigen Dienſtag. Um halb zwölf Uhe, alſo eine halbe Stunde vor Mittag, fing es wiedee an zu llopfen. Es kam aus einem entfernten Theil des Hauſes. Aber kaum, daß man daeauf Acht hatte, als der Spuck im Saale ſelbſt ſeinen Anfang nahm. Zwei Kinderſtühie, die man in die Wiege geſtellt, fingen an ſich zu regen, die Wiege, ohne daß ſie Jemand aneührte, wippte links und eechts und gerieth plötzlich in ein ſo tolles Schauleln, daß beide Stühle hinausflogen, ſammt Windeln und Linnenzeug, bis unter das Gittee des Kamins. Jezt regte es ſich unter den altmodiſchen Stühlen. Sie hoben ſich, drehten ſich und geriethen in ein Tanzen, bis ſie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit von einem Ort zum andern ſich bewegten. Ein einziger Stuhl machte davon eine Ausnahme und blieb ruhig auf ſeinem Piatze. Es wae dieß einee, der erſt vor kurzem in einer Auction gekauft worden, die übrigen rührten ſämmtlich aus der Erbſchaft des Oheims her.

Das Butterfaß, welches an der Thür auf dem Boden ſtand, ſchlug plötzlich um, doch im ſelben Augenblick ſchoß dee Stampfer ſammt dem Deckel heraus und flog in den Flur, dee ſich in einee Mauerkrümmung nach dee Hausthür hinzieht. Von hier kam gerade das Dienſtmädchen und ſah zu iheem nicht geeingen Scheecken dieſe ihe wohibelannten Werkzeuge wie einen Vogel bis an die Thür ſchießen, hier anſchlagen und dann wie einen Ricochetſchuß zurückfliegen. Stampfer und Deckel fielen dann wieder beim Butterfaß nieder, ohne daß ſie ſich Schaden gethan. Das junge Mädchen aber ſcheie, daß es das Herz zerriß.

(Schluß folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(ſ. J. 1848. Nro. 136—138., 141—145., 152—154., 165—170., 306—313 J 1849. 13—20., 40—51.)

Das Lezte iſt das Beſte, aber auch das Schwerſte, von der Schöpfung des erſten Menſchen bis zue Schöpfung des jüngſten deutſchen Kaiſers. Daß der Schluß unſeree Betrachtungen übee Armuth und Chriſtenthum praktiſch ſey und nicht bloß auf den flüchtigen Wellen der Unterhaltung vorüberrauſche, ſondeen ein wenig zu That und Leben werde, legt gerade dieſee ganze heutige deutſche Reichsjammer ais lebendigen Wunſch wohi ſehe nahe. Ein Bauen ohne Grund in der Tiefe und ohne Ziel in der Höhe, wie babyloniſch verwieet muß es enden! Gerade dieſe Verſammlung und Verfaſſung, von denen auch wir in dieſen Biättern das Doppelte zu unſerem hohen Ziele erhofft, daß ſie den holländiſch engliſchen Grenzpfahl am Meer und den ſonderbündleriſchen Pfahl im Fleiſche der deutſchen Theone und Völlee ausreißen und Abzugskanäle für die politiſchen, gewerdlichen, wiſſenſchaftlichen, religiöſen und ſittlichen Sümpfe graben weeden, wie traurig ſehen wie ſie im Begriffe, den Fuß über die Schwelle der dem Apoſtel des Glaubens und Vertrauens gewidmeten Kirche hinauszuſetzen! Wie ſchnöde haben ſich die Zeichen erfüllt! Der religiöſe Theil des deutſchen Volks hoffte auf ein Wort und Werk mit Gott und von Gott. Eine nordamerilauiſche Verfaſſung ſtellt an ihre Spitze das Bekenntniß: „Wir das Voll des Staates Neuyoek, Gott dem Allmächtigen für unſeee Freiheit dankbae, errichten, um die Segnungen derſelben zu ſicheen, die Verfaſſung.“ Die Frankfurter tagteu in einer Kirche, nue um ausdrücklich nichts in Gottes Namen thun zu laſſen. Das Vorparlament hatte auf „die ewige Frage“ um Seyn und Nichtſeyn der Armuth keine Erwiderung, als auf den Voeſchlag ſeines Vorſitzenden „ihre Sympathien für die Lage der arbeitenden Klaſſen durch Aufſtehen zu erkennen zu geben.“ Die Mutter hat eine wüedige Tochtee gefunden in dieſer Nationalverſammlung, deren Mitglieder nicht einmal die feierlich gelobte Monatsgabe für die deutſche Fiotte zuſammenbringen. Sie wird auch mitſammt ihrem berühmten Rothquellenverſtopfungsausſchuß im eigenen und feemden Egoismus veeſiegen müſſen.

Digitized by Google

Die bayeriſche Regierung hat durch das Staatsminiſterium des Handels und der öffentlichen Arbeiten „über die Mittel zur Hebung des Nothſtandes der untern Klaſſen der Bevölkerung“ Preisaufgaben ausgeſchrieben. Probatum est. Nicht weniger als ſechshundert und zwei-und-fünfzig dicke Abhandlungen haben ſich um die zweihundert Dukaten beworben. — Dieſe Preisaufgabe iſt meiſterhaft geſtellt und ächt ſtaatsmänniſch, in wahrhaft großem, napoleoniſchem Styl. Es iſt ſo bequem, durch Andere ſich Preisaufgaben löſen zu laſſen, und ſo wohlfeil, um zweihundert Dukaten ein Weltverbeſſerungsrecept zu bekommen, wo ein Königreich und noch ein Königreich für ein ſicher über den vulkaniſch rauchenden Boden hintragendes Pferd zu bieten nicht zu viel iſt.

Der Preis für Hebung des Nothſtandes der untern Klaſſen iſt lediglich dadurch zu gewinnen, daß die Höheren und die Höchſten von ihrem Gotte lernen, ihre Herrlichkeit nicht für einen ſelbſtſüchtig zu verſchließenden und zu genießenden Raub zu halten, ſondern ſich derſelben zu entäußern und ein wenig Knechtsgeſtalt anzunehmen und andern Menſchenkindern, zumal den ärmſten, gleich zu werden. Dieß und nur dieſes iſt das ganz einfache Rezept der Welterlöſung. Dazu braucht man keine Dukaten, nur ein Herz. — Wenn die Höchſten ſich zuerſt auf dieſe ewige Stufe der Ehren niederließen, um in der Erniedrigung ſich erhöhen zu laſſen, ſo würden die Hohen, die Mittlern und die Niedern folgen und die Armuth bald durch Chriſtenthum gerettet und innerlich reich gemacht ſeyn. Für unſer armes deutſches Vaterland iſt ſtaatlich und geſellſchaftlich nur in dieſem Einen Heil. Aber wie iſt das Herabſteigen ſo ſchwer, das Selbſtherrſchen ſo ſüß, das Selbereſſen ſo fett, das ſelber den Kaiſer mitſpielen ſo prächtig!

Es iſt ein Jammer um das arme deutſche Volk, das keine Hirten hat nach dem Herzen des Gottes, deſſen Sohn ſich demüthigte und gehorſam war bis zum Kreuze, auch nicht erſt von einem Blanqui böswillig ſich ſagen laſſen mußte: »quand le peuple est à jeun, personne ne doit manger,« ſondern Angeſichts des hungernden Volks faſtete, betete und für Speiſung ſorgte. Ein Moſes war gleichfalls der Mann, ſein Volk aus Egypten durch Meer und Wüſten zu führen, denn er nahm für ſich verlieb mit der gemeinen Speiſe und dem Volke ließ er Fleiſch geben. Und ein Alexander mußte eine Welt erobern, weil er den Helm voll Waſſer, das für ihn entdeckt war, in den brennenden Sand zu gießen vermochte, an der Spitze ſeiner verſchmachtenden Krieger, für die ſich kein Trunk in der Wüſte fand. Freilich iſt heute andere Zeit und Mode. Auch wo das Vaterland im Bettlerkleide Rath und That erfleht, ſoll der Hermelin ſich nicht vergeſſen; und ihm nach zieht ſich Ritter und Knappe den Glanzhandſchuh an, wenn er je an „Hebung der untern Klaſſen des Volkes“ die Hand mit anlegen ſoll.

Gegenüber jener bayeriſchen Miniſterialpreisaufgabe, die ſo ganz der grauen deutſchen Theorie entſpricht, lobe ich mir, wenn einmal ſolche Aufgaben geſtellt werden ſollen, jenen praktiſchen Engländer, der ſeine Landsleute auf einen beſtimmten faßbaren Punkt hinwies und damit auch alsbald in's Schwarze traf. Zwei Preiſe ſezte er aus für die zwei beſten Aufſätze über den materiellen und geiſtigen Nutzen des Sabbaths für die arbeitenden Klaſſen, von Arbeitern geſchrieben. Es gingen 1055 Abhandlungen über den Gegenſtand ein und weckten eine mächtige Bewegung zu Gunſten der Heilighaltung des Ruhetages für Leib und Seele. Angeregt von dem Erfolge, ſezten mehrere Männer und Frauen unter Prinz Alberts Vorſitz achtzig nachträgliche Preiſe von fünf Pfund Sterling aus, wodurch die tief in's Volksleben greifende Frage noch eine viel größere Bedeutung erlangte und die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

Neue Bilder aus Süd- und Wälſchtirol.

Jezt, wo noch vor Kurzem der Beſitz einer der ſchönſten Grenzmarken Deutſchlands durch freche Eindringlinge in Frage geſtellt wurde, wo die ſonſt von uns verſpottete Freiheit der Wälſchen den Muth gewonnen hatte, von der Aufpflanzung des Banners der italieniſchen Republik auf dem Brenner zu reden — jezt dürfte es wohl den Leſern nicht unwillkommen ſeyn, mit einigen lebendigen Pinſelſtrichen ſich Volk und Land jener ſüdlichſten Grenzmark vor Augen geſtellt zu ſehen. Mögen die folgenden Skizzen, die allerdings noch kurz vor dem Ausbruche

des österreichisch-lombardischen Kriegs erlebt worden sind, dennoch in jedem deutschgesinnten Leser die Ueberzeugung stärken helfen, daß auch nicht ein Fuß breit jenes herrlichen Landes, nicht ein Mann jenes Volkes uns verloren gehen darf.

I.

Aus dem Schnalsser Thal nach Teisne.

Ich war herabgestiegen über den mächtigsten jener schon oft beschriebenen Mauern des Oetzthales, den Hochjochferner. Oben hatte mich und meinen jungen Führer der Nebel und ein feines Schneegestöber überrascht. Wie froh waren wir, als wir, zuerst undeutlich durch den Nebel schimmernd, zuerst die beiden mächtigen Bergreihen erblickten, welche das tiefgrüne Schnalsser Thal einhegen! Unsere Alpstöcke einsetzend machten wir den lustig gefährlichen Ritt durch die anderthalb tausend Fuß lange knieetiefe Schneelage, welche den auf dieser Seite steil abfallenden Gletscher bedeckte; dann noch ebenso lang im Zickzack von Fels zu Felsen springend, erreichten wir endlich, während schon die Dunkelheit einbrach, das Bett des Schnalsser Baches, der kräftig unter dem Gletscher hervorstürzt. Jetzt noch ein paar hundert Schritte auf sammetweicher, auch noch sehr abschüssiger, grüner Alm, dann über eine Brücke, und das erste Gehöft des Schnalsser Thals, dem sogenannten Kuschbauern gehörig, lag vor uns. Laut schlugen die Hunde an, das Hofthor that sich knarrend auf, und wir traten in die große, von einem mächtigen Kienspan erleuchtete Stube, in welcher die Familie sammt dem Gesinde an einem großen Tische sitzend die späten Ankömmlinge verwundert, aber freundlich willkommen hieß. — „Wo will Er denn noch hin?“ fragte halb geeizt das ehrwürdige Oberhaupt der Schnalsser Bauernfamilie, auf meine Erkundigung, ob denn auch hier wirklich das Wirthshaus sey. Es war eine stattliche patriarchalische Gestalt, dieser Kuschbauer, umringt von einer Menge blondgelockter, halb und ganz erwachsener Söhne und Töchter, und neben ihm seine würdige Ehehälfte, eine freundliche, recht mütterlich aussehende Frau. Ich setzte mich an den zweiten mächtigen Eichentisch, und bald dampfte vor mir eine tüchtige Schüssel voll leidlich hergerichteten „Gsträunnen“ (Hammelfleisch), nebst einer großen Halben dunkelrothen Weins. Mein Führer, eingeladen mit mir zu essen, verschmähte das und blieb lieber bei seiner dicken Polenta. Ebenso hatte er oben auf dem Ferner ein Stück gebackenen Huhns, das ich ihm freundlich bat, als eine unbekannte Größe zurückgewiesen und lieber das härteste, trockenste Maisbrod mit seinen kerngesunden Zähnen zerknirscht. Dafür ließ ich ihm jetzt wenigstens tapfer einschenken. Während ich aber selbst mit ziemlich gesundem Appetit zulangte, ließ sich plötzlich die ganze Familie auf die Knie nieder und begann jenes sonderbare Betgeräusch — anders kann man es nicht nennen — worin der Tiroler in der That unübertrefflich ist, und das von weitem gehört, mit dem Durcheinander wohlklingender Baß- und Diskantstimmen sich fast wie Glockengeläute ausnimmt, in der Nähe aber den Eindruck von etwas beinahe Unartikulirtem, Thierischem macht. Ich weiß nicht, wie viele Ave Maria's, Pater noster und Credo's einander folgten, weiß auch nicht, ob sie deutsch oder lateinisch oder wälsch gebetet wurden. Als das Gebet schon begonnen hatte, trat auch die Hausmutter ein. Mit einer Art Fanatismus warf sie sich in die Knie, bekreuzte sich wiederholt und suchte das Versäumte einzubringen. Da das Gebet fast eine halbe Stunde währte, ließ ich, der ich es mir sonst zum Gesetz gemacht habe, jede Glaubensform zu ehren, mich zu einigen Zeichen der Ungeduld hinreißen. Nach dem Gebet meinte der Hausvater gutmüthig, sie haben mir wohl zu lange gebetet. Ich erwiederte, ich glaube allerdings, ein einziges Vaterunser, so recht aus dem Herzen gesprochen, werde Gott mehr gefallen, als ihre ganze lange Litanei. Ob sie nicht in der Schrift gelesen hätten: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden? Dieses Argument schien ihnen einzuleuchten; wenigstens wußten sie nichts darauf zu erwiedern, auch zeigten sie weiter keine Empfindlichkeit. Denn als ich nachher eine feine Havannaheigarre heraufzog, nahmen all die jungen lustigen Bursche nun auch ihre kurzen Stummel zur Hand und setzten sich zutraulich zu mir.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Main, Mai.

(Schluß.)

General Gagern und Hecker

General Gagern sah Hecker erst bei Kandern. Die Sympathie, welche jener für Hecker fühlte, war es auch, was ihn so weit vortrieb; es war Gagern als könne ihm von diesem Mann nichts geschehen. Er sollte — wenn es auch jetzt constatirt ist, daß *seine* Soldaten zuerst schossen und dann davon liefen und ihn allein ließen — gleichsam von der Hand sterben, die er brüderlich zu drücken wünschte. Tödtet uns nicht oft, was uns das tiefste war? Hecker brachte Gagern den Tod, aber mit diesem Tod verließ auch Hecker das Glück. Ihm blieb ein Leben, schlimmer als der Tod. Dieser Tag kostete Deutschland zwei edle Söhne. — Bei Kandern! das war also der rechte Augenblick. Zu früh, zu spät — um dieß dreht sich alles auf Erden. Wenn die zwei Männer, welche das Vaterland beweint, früher, im *rechten* Augenblicke — wie *wir* ihn heißen — sich gesehen hätten, wie anders gestaltete sich beider Loos! Sie standen sich jetzt mit den schmerzlichsten Enttäuschungen gegenüber; beide sahen ihrer schönsten Gedanken, in denen sie zugleich Gegner und Brüder waren, im Stande, beiden ist die Poesie des Lebens untreu geworden. Gagern muß *gegen* das kämpfen, was ihm wie ein morgenrothes Traum gewesen, und auch Heckern zerrinnt das Ideal, für welches er streitet, gleich einem Luftbilde unter der bewaffneten Hand. Er soll bald das stehen, was er liebt, Gagern stirbt an dem, was er liebt. Dieser ist doch noch glücklicher, er empfängt den Tod mit einem vollen Herzen, nicht ohne Begeisterung; Hecker erlebt die Entzauberung, den leeren Alltag. Wie oft mag er um Gagern geseufzt, wie oft seinen Namen der jungen, von keinem Menschenblut, von keiner Menschenzähre getränkten Erde, den unentweihten Lüften Amerika's genannt und in der Einsamkeit seiner Wälder mit dem verklärten Geiste verkehrt haben, der sein Freund war und den ihm die Fügung auf Momente als Feind gegenüberstellte!

Auf unserem Heimweg, den der geheimnißvolle Mondstrahl beglänzte, während der Dom wie ein grauer Geist über der Stadt ragte, geriethen wir immer tiefer in die Gedanken, welche das Geschick dieser beiden Männer in uns anregte, bis uns zuletzt das enge Labyrinth der Straßen von Sachsenhausen aufnahm. Vor einem wundersamen Miniaturhaus, das an den andern hoch und schmal wie ein Erker, wie ein zierliches Steinnest hängt, verweilten wir betrachtend. „Wer hat das gebaut und zuerst bewohnt? Gewiß ein junges Ehepaar,“ meinte Jemand von der Gesellschaft. So traut und lustig zugleich sieht das kleine Alterthum in die Neuzeit, als wollte es erzählen von dem gemüthlichen Stillleben der Vorzeit, aus dem die Menschen jetzt längst hinausgewachsen sind, und von geheimem Glück. Lange Lichterreihen spiegelten sich im Strome. An einer Ecke der Fahrgasse, vor dem zweitältesten Hause, den Saalhof nicht eingerechnet, trennten sich die Wanderer.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 125. Freitag den 25. Mai 1849.

Sectamini charitatem, aemulamini spiritalia!
Paulus
ad Corinthios.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Die Engländer wiſſen, worauf ein Staatswohl beruht, ſie kennen die Hebel, womit man ein geſunkenes Volk hebt, und während ſie durch tauſend Fabriken und Segel die Welt beherrſchen, verſuchen ſie keck und ſtark über dem Leopardenbanner die Fahne mit dem Zeichen zu pflanzen, in welchem ſie über ihre eigenen Segel und Fabrikmaſchinen, die ſonſt ſie ſelbſt zerquetſchen müßten, ſiegen können. Man berichtet uns aus England: „Alle höhern Klaſſen ſind dort thätiger als je, die Bedürfniſſe der untern, materielle und geiſtige, kennen zu lernen, ihnen abzuhelfen und die Dinge nicht ihren Gang gehen zu laſſen. Die alten Vereine verſtärken ſich und ſuchen ihren Wirkungskreis zu erweitern, ohne zu verhindern, daß neue mit ihnen wetteifern. Die Sekten inſonderheit verbeſſern das Unterrichtsweſen und ſuchen dem Volke dafür, daß es ihnen geſtattet, ſeine Jugend geiſtlich zu erziehen und dieſelbe an Selbſtbeherrſchung und Achtung vor göttlichen und menſchlichen Geſetzen zu gewöhnen, etwas anzubieten, was deſſen Lage auch in materieller Beziehung zu verbeſſern verſpricht. So ſucht man ſich jezt beſonders der Ladenburſche, der Commis u. dgl. zu bemächtigen, indem man einerſeits die Bewegung zu Gunſten der Abkürzung der Arbeitsſtunden befördert, andererſeits Anſtalt trifft, dieſe Mußeſtunden der jungen Leute durch nützlichen Unterricht und belehrende Unterhaltung auszufüllen. Dazu werden die Jünglingsvereine ſehr ermuntert und eine Anzahl von Geiſtlichen und Laien in London hat es übernommen, Abends in verſchiedenen Theilen der Stadt Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften zu ertheilen, wobei gut empfohlene junge Leute für einen kleinen Geldbeitrag zugelaſſen werden.“ Jeden Sonntag ſind in der That an 20,000 chriſtliche Männer und Jünglinge den ganzen Tag hindurch unter den ärmſten Klaſſen mit Beſuchen, Lehren, Tröſten, Helfen beſchäftigt. Dazu hat der Biſchof von London in zehn Jahren fünfzig Kirchen im Lande gebaut, um die Maſſen in ihrer Armuth auf Grund des Chriſtenthums reich zu machen.

Wie in London, ſo anderwärts in England. Jene in den großen Städten auf Miſſion ausziehenden Männer, von denen ich ſchon wiederholt geſprochen, leiſten außerordentliches für Beruhigung, Sittigung und alſo Beglückung des Volkes. So waren in einem Hofe zu Leeds vierzehn Wohnungen, unter denen dreizehn von den verworfenſten und ſchändlichſten Perſonen bewohnt wurden. Die vierzehnte wurde frei, ein ſolcher Stadtmiſſionär miethete ſie und hielt da religiöſe Vorträge mit Hülfe einiger Genoſſen, mehrere Monate lang. Nach einem halben Jahre verdiente kein einziges Haus im Hofe mehr jenen übeln Ruf. Seitdem iſt faſt ein Jahr weiter verfloſſen und noch iſt kein ſchlechtes Haus wieder da. Das iſt eine der berüchtigten Straßen, von denen Lord Aſhley in einer Rede ſagte: „Ich kenne Plumtree-Court, ich habe es geſehen, ich habe es gerochen. Niemand, welcher einmal dageweſen iſt, kann es je wieder vergeſſen. Das iſt ein Neſt, ſo unreinlich, daß Sie auf dem nächſten Düngerhaufen ſich an einem reinlichen und wohlriechenden Orte dünken würden im Vergleich mit der Stelle. Die Sache iſt ſo wichtig, daß ich

Digitized by Google

lieber möchte, wir Alle wären an dieſem Werke thätig auf jenem Düngerhaufen, als daß wir hier auf damaſtenen Sophas und Stühlen von Gillow oder Dowdiggin ſitzen. Am Begräbnißtag eines ſolchen Stadtmiſſionärs gingen aus dem vorher ſo verworfenen Diſtrikte Hunderte zu Fuß von Broadwall nach Kenſalgreen und nicht weniger als dreihundert wurden bei der Waterioobrücke zurückgewieſen, weil ſie das Brückengeld nicht bezahlen konnten. Wer das Herz dieſer Leute aus dem verderbteſten Theil der Bevölkerung rührt, warme Theilnahme für Alles zeigt, was ihr zeitliches und ewiges Wohl betrifft, der mag Prediger oder Miſſionär oder Premierminiſter in Downingſtreet ſeyn, er wird ganze Maſſen mit ſeinem kleinen Finger regieren können."

„Ich glaube nicht," ſchließt der wirklich „edle" Lord, „daß London vor zehn Jahren (wo dieſes thätige Chriſtenthum gegen die Armuth noch nicht ſeine Liebesfeldzüge eröffnet hatte) dem gewaltigen Stoße der Februarrevolution hätte widerſtehen können. Wenn nun auch andere Stöße kommen, was ich nicht bezweifeln will, ermüden Sie nur nicht in Ihrem Werke, ſondern rüſten Sie ſich mit dem Harniſch des Glaubens, und thue Jeder in ſeinem Beruf und Amt für das Wohl der arbeitenden Klaſſen, was ſeine Schuldigkeit iſt, ſo mag der ganze Continent umgewälzt und wie durch Erdbeben von einem Ende zum andern zerſtört werden, es wird mich betrüben für die Betheiligten, aber nicht für unſer Land."

Es gehört freilich der ganze ſittlich religiöſe Muth und die göttliche Zuverſicht eines praktiſchen Chriſten wie Lord Aſhley dazu, um nicht in den frohen Hoffnungen des in Liebe thätigen Glaubens durch die tauſend Hemmniſſe ſich ſtören zu laſſen, welche der Unverſtand und die Bosheit, der Neid und der Geiz mit teufliſcher Ironie dazwiſchen zu werfen eilen. So hat auch eben unſerem großen Volksfreunde an jedes neue Gottes- und Armenhaus flugs der Teufel ſeine Kapelle angebaut, und erſt neulich berichtete man, wie ſelbſt die aus reinſtem Menſchengefühl heraus angeregte und durchgeſetzte ſogenannte Zehnſtundenbill umgangen und vergeblich gemacht wird. Mammonbeſeſſene Fabrikherrn und gottverlaſſene Fabrikarbeiter haben ein Relaisſyſtem eingeführt, wonach der Arbeiter alle acht Stunden die Arbeit wechſelt und in eine andere Fabrik zu einem neuen Tagewerk geht, ſo daß er ſtatt zehn vielmehr ſechzehn Stunden arbeitet. Auch gehen die Baumwollenſpinnereien und die Bergwerke jezt Tag und Nacht, um auch in lezterer eine zehnſtündige Arbeit, alſo in 24 Stunden zwanzig Stunden Arbeit zu gewinnen. Ohnehin werden die Maſchinen ſo vervollkommnet, daß faſt gar keine Spinner, ſondern nur noch Beaufſichtiger nöthig ſind.

Gegen dieſes Zeit und Raum, Leib und Seele verſchlingende Ungeheuer der rieſenhaften Fabrikgewerbſamkeit ſind freilich menſchliche Gegenkräfte nichts nütze. Anordnungen und Maßregeln, Polizei und Parlament müſſen die Segel ſtreichen. Aber ſoll man verzweifeln und faſt Recht geben dem Communiſtenprediger Sebaſtian Seiler, dem würdigen Genoſſen jenes nur auf „Krieg, Blut und abermals Blut, auf ein Meer von Blut" ſeine Hoffnung für Deutſchland bauenden, Humanität Wahnſinn nennenden und vor Allem das Knallfilder nicht vergeſſenden Heinzen? „Zwei Wege," ſagt Seiler, „werden das Elend der Menſchheit und ſomit die von uns beabſichtigte Umgeſtaltung derſelben beſchleunigen: erſtens die Induſtrie, zweitens beſſere Schulen. Erſtere frißt gleich einem Drachen alle Mittelmäßigkeiten und die Kleinmeiſterei und ſpeit einen Bankerott nach dem andern. Und leztere ſteigern die Bedürfniſſe des Lebens. Arme Bauern, die bis jezt wie das Vieh lebten und ſich glücklich fühlten, laſſen ihre Kinder ſtudiren oder wenigſtens aufklären; das gibt Unzufriedenheit, Aemterjagd, verzweifelte Kerle; mit Einem Wort: gute Schulen arbeiten dem Communismus in die Hände. Je höher die Bedürfniſſe ſteigen, deſto größer die Verzweiflung."

(Fortſezung folgt.)

Das Spuckhaus in Weſtmoreland.

(Schluß.)

Von jezt an begann aber erſt recht der Hexenſabbath. Tiſche mit Schüſſeln und Tellern darauf hoben ſich, kippten und ſchlugen um. Alle Gegenſtände, die an Nägeln hingen, zitterten, die Hüte rollten, die Kleider blähten ſich. Meſſer, Gabeln Tiegel, Fäſſer, Wannen geriethen in Bewegung, ſogar die Wandſpinden knackten, als wollten ſie ſich von der Mauer losreißen und an dem allgemeinen Tanze Theil nehmen. — Am luſtigſten anzuſehen war es, wie Salz und Pfeffer aus ihren Näpfen aufflogen und in der Luft durcheinander wirbelten wie ein Schwarm Bienen im Sonnenſchein, und trotz der Vermiſchung dieſer feinen Körner ſich wieder beim Hinunterſinken ordneten und das Salz in's Salzfaß, der Pfeffer in den Pfeffernapf zurückfielen. Die Butterſcheibe erhob ſich und ſchwebte eine Weile, wie der Mond um die Erde, um den Tiſch, bis ſie mit einemmale an die Decke klatſchte und dort eine Weile ſitzen blieb, worauf ſie wieder herunter fiel, und glücklicherweiſe auf die Schüſſel, auf der ſie vorhin gelegen, nur umgekehrt.

Maſter Gibſon und ſeine Frau waren muthige Leute, aber dieß war ihnen doch zu viel. Sie hielten es nicht mehr aus; ſie packten einiges zuſammen,

Digitized by Google

ſchloſſen das Haus ſorgfältig zu und machten ſich dann, mit dem Dienſtmädchen und den Kindern, auf den Weg zu einem Nachbar, Maſter Robert Bousfield, um ſich daſelbſt von dem Schrecken zu erholen. Maſter Bousfield iſt ein geachteter Mann, in geſetzten Jahren, ohne Phantaſien, und er gilt in der ganzen Umgegend als einer, auf den man ſich vollkommen verlaſſen mag. Nachdem dieſer ſie beruhigt und, was an ihm, ihre Erlebniſſe als Einbildungen ihnen auszureden verſucht, begleitete er ſie ſelbſt gegen Abend nach dem Thee in ihr Haus zurück. — Aber kaum hatten ſie aufgeſchloſſen, Licht angezündet und ſich im Saale niedergeſetzt, als der Spuck faſt eben ſo arg wie am Tage auf's Neue begann. Auch Maſter Bousfield überlief es kalt, er erklärte, hier könnten ſie nicht bleiben, und er war jetzt der erſte, der aufbrach und in die Familie drang, mit ihm zu kommen und in ſeinem Hauſe zu übernachten.

Dieſes war kein Spuckhaus. Die Nacht verging ihnen hier ruhig, und am andern Morgen, Donnerſtag den 19. April (immer dieſes Jahres), kehrten ſie in ihr Haus zurück. Jetzt blieb es ſtill, ſie verzehrten ihr Mittagbrod in Ruhe und empfingen einen angenehmen Beſuch, den Bruder der jungen Frau, Maſter Thomas Bland von Bybeck. Kaum aber hatten ſie ſich miteinander an den Theetiſch geſetzt und der Gaſt ſeinen Hut auf denſelben gelegt, als dieſer plötzlich aufſchnellte und in den Kamin flog. Jetzt fingen die Mäntel und Röcke an den Nägeln an ſich zu regen und zu bewegen. Ein Frauenrock blähte ſich mit ſeinen Falbala's zum Reifrock auf, ein alter Reiterpaletot des ſeligen oder unſeligen Robert Gibſon gerieth in ſonderbare Unruhe und bald ſtreckte er den rechten, bald den linken Aermel aus, ja ein Paar alte Reiterſtiefeln hörte man aus der Rumpelkammer auf dem Boden die Treppe herabkommen. Da ward dem jungen Mann, der vorhin über ſie geſpottet, auch unheimlich. Er ſtand blaß auf und erklärte ihnen, es wäre wohl beſſer, wenn ſie alle mit ihm nach Bybeck gingen und dort einſtweilen blieben. — Dieß geſchah, und die Familie Gibſon iſt noch bis dieſen Augenblick (in der zweiten Woche des Mai) in Bybeck, weil ihr die Geiſter ihr Haus ſtreitig machen.

Die Sache blieb, wie geſagt, kein Geheimniß und war ſchon nächſten Tages in der ganzen Grafſchaft bekannt, die ihr die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man wollte ihr auf den Grund kommen, aber es iſt bis dieſen Augenblick nicht gelungen. Sonnabend den 21. April begab ſich eine Geſellſchaft junger Männer aus Orton nach Cowper Houſe, um Nachforſchungen anzuſtellen. Die Familie war aber nicht dabei und man bemerkte nichts ungewöhnliches.

Dienſtag am 24. April aber begaben ſich mehrere ehrenwerthe Männer aus Orton, zu den angeſehenſten Bewohnern gehörend, nämlich Maſter Jas. Elwood, der Wundarzt Maſter Torduck, der jüngere Maſter Wilſon, Maſter J. Robertſon, Maſter M. Atkinſon und Maſter St. Bland, zuerſt nach Bybeck mit der Bitte, daß die Familie Gibſon ſie nach ihrem ſo verrufenen Hauſe begleiten möchte. Dieß geſchah und die Commiſſion machte ſich etwas voraus mit den Schlüſſeln auf den Weg. Sie fanden das Haus leer und in der Ordnung oder Unordnung, wie man ihnen beſchrieben; aber wie ſie auch jeden Winkel, vom Keller bis zum Dachfirſte durchſuchten, ſie konnten nichts finden, was zu jenen Störungen hätte Anlaß geben können, noch ſonſt irgend etwas Ungewöhnliches. — Kaum aber war die Familie im Hauſe, die man übrigens in allen ihren Bewegungen beobachtete, als es wieder zu klopfen anfing an verſchiedenen Thüren; es kratzte an den Wänden, die Hüte ſchüttelten ſich an den Nägeln, einer flog ab, ein zweiter folgte, die Stühle fingen an zu rütteln, und mit einemmal ſetzte ſich ein großer Eßtiſch in Bewegung, der an der Wand geſtanden, und placirte ſich in die Mitte des Saals. Kurz es trat eine ſo vollkommene Confuſion und autonomiſche Bewegung unter den lebloſen Dingen ein, daß es der Commiſſion ging wie allen Beſuchern und Unterſuchenden vorher, d. h. ſie hielt es für das geſcheidteſte, ſich ſchleunigſt auf die Beine zu machen und mit ſeinen rechtmäßigen Bewohnern das Spuckhaus zu verlaſſen. Selbſt das Protokoll über das, was ſie beobachtet, nahm ſie nicht mehr im Hauſe, ſondern wo anders auf, vermuthlich in der Beſorgniß, daß auch die lebloſen Federn ſich emancipiren könnten und etwas anderes auf das Papier ſchreiben, als ihre Meiſter und Herrn wollten.

So ſtehen die Sachen noch heut. Nur iſt noch eine Wahrnehmung zu bemerken: wenn die Kinder im Hauſe ſind, iſt der Spuck vollends gar arg. — Ermittelt iſt bis jetzt nur Eines. Am 17. April dieſes Jahrs fing der Spuck an, und fünf Jahre vorher, gerade am 17. April 1844, fand man die Leiche des früheren Beſitzers, Robert Gibſon, im Waſſer.

Die Weſtmoreland-Gazette, welche uns den Fall erzählt, läßt es im Ungewiſſen, ob man vermuthet, daß der Oheim des gegenwärtigen Beſitzers im Waſſer verunglückt, ſich ſelbſt in's Waſſer geſtürzt, oder von andern hineingeſtürzt worden. Sie ſchließt ihre Erzählung nur mit den myſteriöſen Worten: „Einige ſind der Meinung, daß etwas geſchehen ſey, was ſehr bös iſt, oder es iſt eine Warnung vor etwas ſehr Schlimmem, was da kommen wird."

Wir werden uns in den engliſchen Zeitungen umſehen, ob es ſpäteren Commiſſionen glücken wird, mehr zu erforſchen, und finden wir Aufſchlüſſe, werden wir ſie unſern Leſern nicht vorenthalten.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

(Fortſetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Welſchtirol.

Wie prächtig waren ſie anzuſehen, dieſe krausgelockten, rothbackigen Geſichter mit den friſchen Augen und dem unendlich gutmüthigen Ausdruck! Ich mußte von meiner Bergfahrt erzählen, und wo ich „z'Haus bleibe.“ Unterdeſſen war es Schlafenszeit geworden. Die jungen Mädchen gingen zuerſt, und jede küßte noch — andächtig das an der Thür hängende Kruzifix. Der kräftige Alte nahm ein Lichtſtümpchen und geleitete mich die ſchwere Holztiege hinauf in eine geräumige Kammer. Hier ſtanden zwei ungeheure zweiſchläfrige Bettſtellen nebeneinander. „Da, die Betten ſeind ſauber,“ ſagte er, auf die eine zeigend, und wünſchte mir gute Nacht. Aufgeregt, wie immer, von einem ſtarken Marſche, und ſeufzend unter der Laſt eines centnerſchweren Deckbetts, ſchlief ich wenig. Als ich in der Nacht, oder vielmehr etwa Morgens gegen drei Uhr von heftigem Durſt gequält, in der Unterſtube nach etwas Waſſer herſchen wollte, ſiehe, da war die ganze Familie, auch mein Führer Jöegli, ſchon wieder wach und im eifrigen Gebet auf den Knieen. Sie hatten eine Wallfahrt vor zu unſerer lieben Frau im Thal, um gutes Wetter zur Heuerndte zu erflehen. Deßhalb dieſe fromme Vorbereitung. Das iſt die Schattenſeite im Tiroler Volksleben, dieſes gar zu viele und mechaniſche Beten. Und doch, wenn ſie weniger beteten, wären ſie wohl auch ſo tapfer, ſo arbeitſam, ſo zufrieden? — Ich hatte mich noch einmal ſchlafen gelegt und erwachte erſt ſpät am Tage. Keine freundliche Sonne lachte über dem grünen Thal, ſondern ein dichter Nebel hatte ſich gelagert, der ſich nach und nach in feinen Regen auflöſte. Dennoch brach ich auf, um weiter zu gehen, nachdem ich recht leidlichen Kaffee getrunken und die beiſpielloſes billige Zeche bezahlt hatte. „Gypen á Guldl,“ ſagte die gutmüthige Hausmutter auf meine Frage, wie viel ich für mich und den Führer ſchuldig ſey. Alſo einen Gulden für anderthalb Flaſchen Wein, Nachteſſ für mich und den Führer, Nachlager, Kaffee und Reinigen der Kleider. Merkt's euch, ihr Wirthe am Rhein und in der Schweiz! — Obgleich nun die Wolken tief in's Thal herunter hingen und ein feiner Regen herabrieſelte, war es doch ein wunderſchöner Gang über die ſammetweichen Wieſen hinter dem Dörfchen. Bisweilen blickte ich noch rückwärts und beſah die weiße, ſchauerlich leuchtende Schneewand, die ich geſtern hinabgeglitten, und ſchüttelte mich in der Erinnerung an die überſtandene Mühſal und Gefahr. Bald führete der Weg wieder hinab an das luſtige Schnallſer Waſſer, das mich nun mit der köſtlichen Muſik ſeines Rauſchens, Murmelns und Plätſcherns auf dem ganzen Gange nicht mehr verließ. Nicht weit von unſerer Frau, dem Hauptort des Thales, einem ziemlich ſtattlichen Pfarrdorf mit Kirche, Pfarre und anſehnlichen Gehöften, begegneten mir auf dem ſteilen auf- und abſteigenden Pfade ſchon wieder unſere Wallfahrer. Die jungen Burſche ſahen höchſt maleriſch aus in ihren Spitzhüten und kunſtlos ſtatt Regenmänteln umgeſchlagenen wollenen Decken. Auch die Mädchen erſchienen nicht übel, trotz der geſchmackloſen Tracht der braunen wollenen Kegelmützen und der brennend rothen Strümpfe. Eine darunter war wunderſchön. Sie ging in Begleitung einer ehrwürdigen Matrone, ein rechtes Bild einer ſittigen Kirchgängerin, ſah ſich aber doch auf meinen gar freundlichen Gruß noch einmal lächelnd nach mir um.

Bald hinter dem zuletzt genannten Dorfe ſchließt ſich das Thal wieder eng zuſammen, und man wandelt, auf beiden Seiten von mächtigen, ſpärlich bewaldeten Bergwänden eingeſchloſſen, wieder unmittelbar neben jenem geſchwätzigen Geſellen, deſſen Geſpräch, harmoniſch mit der großartigen Naturreinſamkeit, dem ſinnvoll betrachtenden Wanderer immer das willkommenſte ſeyn wird. Dann wendet man ſich rechts über eine Brücke und ſieht, ſobald man den Blick links aufwärts richtet, in einer Höhe von vielleicht zweitauſend Fuß über der Thalſohle, keck auf einen vorſpringenden Felſen gebaut, ein Kirchlein, St. Katharina geheißen. Von hier an wird der Weg immer wilder, die Thalſchlucht immer enger. Sie läßt nur noch Raum für den in hundert kleinen Cascaden ſich muthwillig überſtürzenden Bach, und man muß zwiſchen Felsblöcken und Lerchenholz eine Zeitlang aufwärts ſteigen. Gegenüber fällt eine kahle durch Regengüſſe ausgewaſchene Porphyrwand ſteil ab in das Thal und man hört wohl zuweilen das eingezwängte, wildgewordene Gewäſſer mächtige Blöcke auf dem Grunde daherrollen. Nicht lange aber iſt man ſo gewandert, ſo treten rechts in mäßiger Höhe einige ziemlich ſtattliche Häuſer mit einer alten Kloſterkirche hervor. Dieß iſt Karthaus, wie der Name ſchon ſagt, ein Karthäuſerkloſter, das aber jetzt ſäkulariſirt iſt und im Augenblick wohl Niemanden zum Aufenthalt dient. Hier öffnet ſich nun auch ein prächtiger Blick in das reizende Vintſchgau, deſſen mildere Luft hier bereits ihren Einfluß auf die Vegetation äußert. Der Nußbaum, die edle Kaſtanie treten uns ſchon einzeln als willkommene Boten der uns erwartenden ſüdlichen Ueppigkeit entgegen. Nachdem ich mich in der Schenke zu Karthaus gelabt, trat ich wohlgemuth den weiteren, nicht ganz gefahrloſen Weg nach dem alten Bergſchloſſe Juſahl an. Der Weg ſchlängelt ſich immer am Abhange der rechten Bergwand auf einem zum Theil ziemlich ſchlüpfrigen und abſchüſſigen Boden ſo ſchmal hin, daß er an einigen Stellen kaum zwei Fußwanderern das Ausweichen geſtatten würde. Bei Regenwetter möchte ich ihn in der That nicht paſſiren. Unwillkürlich taſtet man ſich an manchen Stellen mit den Händen an der Bergwand weiter. An der andern Seite des Thals führt ein ähnlicher Weg nach Rattuens, der noch gefährlicher ſeyn ſoll, und deßhalb der verbotene Steig heißt. Man bemerkt ihn wie einen grauen Strich an der gegenüberliegenden röthlichen Felswand. Auf dem Pfade der rechten Seite dauert die Gefahr nur einige Minuten lang. In der Nähe des alten Bergſchloſſes wird er wieder breiter. Juſahl iſt eine ſehr ſtattliche Ruine, die im Innern noch einige ſehenswerthe Freskken haben ſoll. Ich ſah ſie nicht, da mich mein Herz gewaltig nach Meran zog, das ich noch heute erreichen wollte. Ich ſtieg deßhalb durch reiche Weingärten eilends hernieder in das ſchon halb italieniſch gebaute Oertchen Staaden, das erſte des Vintſchgau's, welches man auf dieſem Wege berührt. Die ſchwüle Luft, die hier aus den überaus fruchtbaren, aber ſumpfigen Niederungen der Etſch aufſteigt, fiel mir faſt beengend auf die Bruſt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 126. Sonnabend den 26. Mai 1849.

Nota quidem, sed non ambitiosa domus.
Ovid.

Zwei Sonntage im Hause des Reichsverwesers.

I.

An einem Sonntag im August ging ich zum erstenmal auf der Straße nach Bockenheim. Ein schattiger Weg, mit feinem Sande bestreut, kein Staub, reine, leichte Luft, im Hintergrunde der blaue Taunus, Landleute, Arbeiter mit ihrem Geräthe, Luftwandler; einzelne stolze Equipagen mit hohen Kutscherſitzen, oder caprizlöse kleine Droschken, welche an die alte Ueppigkeit, an das Frankfurt vor 1848, an die Größen der Börse und Diplomatie erinnern. Wagen voll hessischer Soldaten, einige stattliche Offiziere zu Pferde. Rechts und links von diesem Corso Villa an Villa, eine Musterkarte der schönsten Landhäuser, jedes in seinem Garten oder Park, die Alleen in die farbenreichsten Blumenbeete verwandelt, wie lebendige Malereien, blühende Fresken. Alle Style, ja alle zierlichen Launen der Architektur; hier griechisch, dort germanisch, maurisch, Renaissance, hier Norden, dort Morgenland. Wie viele innere Geschichten und Phantasiegemälde, wenn sich das Auge in die schimmernden Säulenhallen, in die grünen Dämmerungen verliert! Vergessene Blumendüfte und Klänge wehen zu dem Wanderer herüber.

Näher bei Bockenheim als bei Frankfurt, auf der rechten Seite, wenn man aus der Stadt kommt, liegt das Haus des ehemaligen sächsischen Gesandten Nostiz, welches der Reichsverweser bewohnte. Dreistockig, blaßgelbe Färbung, der Balkon wie mit Blüthen gestickt, ein schlichtes Gitter, etwas Rasen und Blumengruppen, am Thor ein paar Cypressen; keine Schildwache; vor der äußern Gitterpforte, welche die Nummer 22 zeigt, eine einspännige Droschke. Aber ich fühlte doch etwas wie historischen Hauch, der über diesem Stillleben schwebte, und trat nicht ohne Herzklopfen durch die Glasthüre in einen stillen Corridor. Im ersten Stock erwartete mich ein Diener in dunkler Livree, dessen ehrliches junges Gesicht mit den gemüthlichen Lauten der österreichischen Sprache zusammenstimmte. Während er die Treppe hinauf lief, mich bei der Baronin Brandhof zu melden, fiel mein Blick auf die offene Thüre des rückwärts nach dem Garten hinausgehenden ganz einfachen, aber heitern Speisesaals. Er zeigte einen Tisch mit zwölf Gedecken, ohne allen Prunk, ein paar Krystallschalen mit Obst als einzigen Tafelaufsatz. Ich dachte mir die biedere Gestalt des Erzherzogs hier unter den Seinen, im Frieden schöner Häuslichkeit, die Frau, das Kind, ein paar Freunde.

Der Diener kehrte zurück, führte mich hinauf, öffnete ein Vorzimmer und zeigte auf eine Thüre rechts. Als ich in den Salon trat, kam mir eine mittelgroße, nicht mehr junge Dame mit herzlicher Güte entgegen, reichte mir die Hand und ließ mich auf dem Sopha neben ihr sitzen. Sie trug ein anspruchsloses Barègekleid, ich glaube ein rothes Band mit einer Broche und ein geschmackvolles Häubchen. Sie mag nie schön gewesen seyn, ist aber sehr angenehm. Justinus Kerner würde von ihr sagen: „sie hat einen guten Nervengeist.“ — Aus ihren treuen braunen Augen leuchtet so viel Wahrheit und ächt weibliches Wohlwollen. Die Einrichtung des Gemachs, so weit ich sie, gefesselt vom Gespräche, flüchtig bemerken konnte,

war die eines eleganten Miethlokals, einer improviſirten Häuslichkeit, anſtändig bequem, aber nichts weder für den Luxus noch für das Gefühl, keine Erinnerung und keine Kunſt. Die Wand grau, über dem Sopha von rothem Sammt ein kleines Bild im goldenen Rahmen, ich glaube eine Landſchaft; am Fenſter vor dem Ruhebette das Arbeitstiſchchen, einige Bücher darauf; ein Schreibpult, eine leere Etagère; nichts Ueppiges an Kiſſen und Teppichen, keine Andenken, keine Spielereien und koſtbaren Ueberflüſſigkeiten. Die Erzählerin bittet um Vergebung für dieſes weibliche Detail. Die kleinen Dinge einer Umgebung ſind nicht unmerkwürdig, weil ſie oft am ſchärfſten bezeichnen, am meiſten verrathen. In der ganzen Einrichtung und Gewohnheit des Reichsverweſers ſtößt man auf nichts, was nicht mit der beſcheidenen Stille und Würde eines Präſidenten im Einklang ſtände. Man ſieht, er iſt nur zufällig ein Erzherzog.

Frau von Brandhof erſcheint weder vornehm noch gewöhnlich, ſo recht menſchlich und fraulich. Ihr Weſen iſt wie das jeder edlen deutſchen Frau, und doch edel genug für die erſte deutſche Frau. Aus ihr ſpricht der Adel, den die Liebe eines geiſtig bedeutenden Mannes dem Weibe gibt. Sie iſt vor Allem gut und eine liebende Frau. Das andere iſt Alles hinzugekommen, iſt eine würdige, ſchlichte Einfaſſung um das Juwel, das Herz. Sie führte ſchnell und natürlich die Unterhaltung dahin, wovon dieſes ihr Herz voll war und was auch für *Alle* damals ſo wichtig war. „Der Erzherzog," ſagte ſie — ich hörte dieſes Wort ſo gern von ihr in der trauten weichen Betonung ihrer Heimathberge, welche den Accent eigenthümlich auf die zweite Sylbe, das „herz" legt — „der *Erzherzog* hat es recht in der Seele, was ihm aufgegeben iſt; er liebt Deutſchland ſo ſehr und fühlt deſſen Lage ganz." Sie war immer innerlich bewegt, wenn ſie von ihm ſprach, und oft traten ihr Thränen in die Augen. „Ich kenne den Erzherzog ſo viele Jahre," fuhr ſie fort, „ſchon ſeit meinem ſiebten Jahre; er iſt viel in das Haus meiner Eltern gekommen." — „Alſo ſo recht zu ſeinem Herzen hinan gewachſen!" entgegnete ich, während ſie wiederholte: „Ich kenne ihn ſo viele Jahre, weiß was er iſt, und bewundere ihn; und doch kann ich ſagen, ich habe in der lezten Zeit wieder neue Tugenden an ihm kennen gelernt, dieſe Treue für das Vaterland, dieſe Hingebung!" — Sie iſt in den darauf folgenden Monaten auf harte Proben geſezt worden, dieſe Hingebung, und der Reichsverweſer hat den Kelch bis auf die Neige leeren müſſen.

(Fortſezung folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſezung.)

Die Staatsmänner der Paulskirche und anderer Kirchen in partibus infidelium, welche nichts als Gewerbsſchutz dieſſeits und Aufklärungsſchulen ohne Religion und Kirche jenſeits ihrer lieben Barrikaden oder Katheder und Schreibtiſche wollen, mögen zuſehen, welche Stricke ihnen dieſer heilige Sebaſtian Seiler um den Hals dreht. Er findet wahrlich Hanf und Werg genug an der deutſchen Reichskunkel und kann zufrieden ſeyn mit dem Foetſchritt, den z. B. ein kleiner deutſcher Staat von 270,000 Seelen in den Jahren 1845 bis 1848 in den Armenausgaben auf der trefflichen Stufenleiter von 96,000 bis 159,000 Thaler machen durfte, und das mit noch nicht entzügelten Fabriken und Schulen. Auch können die Herren, welche „als Hauptmittel der geſchichtlichen Entwicklung den Mord" erkannt haben und bei der Aufnahme in ihre Verbindungen von den jungen Handwerkern ein entſchiedenes Nein fordern auf die Frage: „Glauben Sie an einen Gott?" gewiß recht wohl zufrieden ſeyn, daß auf ihrer politiſchen Hochſchule in der radikalen Schweiz die Kriminalfälle von 1843 bis 1847 von 342 auf 584 angeſtiegen ſind. Das gibt ein luſtiges Zechen und Toaſten auf den unendlichen Fortſchritt in der jungen Knelpe, die ſich die Sippſchaft an der Stelle des umgeſtürzten Kloſters des heiligen Bernhards auf dem Gipfel der Alpen errichtet.

Aber ein Staatsmann und Chriſtenmenſch wie jener Lord Aſhley erſchrickt nicht von der Drachenſaat, die ihm der Satan und ſein Bruder der Mammon, ihre Großmutter die Selbſtſucht und deren Enkel, die Fabrikmaſchinen und Aufklärungsfabriken, in den Acker des armen Volks ſtreuen. Er hat Glauben und weiß, daß *ein* Gotteswort, ob auch nur klein wie ein Senfkorn, dennoch ein Wachsthum hat und gibt, das von keinem Unkraut ſich überwinden läßt. Wer jenes hat, dem iſt nicht bange um die Wirkung auf arme Menſchenherzen, von denen noch *keines* ernſtlich und gründlich mit Nein geantwortet hat auf die Frage: Glaubſt du an einen Gott? Es *muß* ja der Menſch einen Gott glauben und unter ſeinen Schutz ſich ſtellen, und hat er keinen, ſo macht er ſich einen, wie dort im Gefängniß zu Glückſtadt, wo achthundert Gefangene und Verlaſſene ſich befinden, zwei Verbrecher einen Bund ſchloſſen, ſich eine Hülfe zu verſchaffen, da ſie ſich ganz verloren ſahen. Weil ſie keinen Gott kannten und nichts von ihm wußten, machten ſie ſich „einen Engel" zurecht, ihn anzubeten. So hat auch der in Norddeutſchland berüchtigte Mörder Hinz auf dem Schaffot bekannt, wie er im Gefängniß am Ende

Digitized by Google

zum Teufel zu beten gelernt habe, worauf er freilich auch ausgegangen iſt und einen Doppelmord begangen hat. Eliſabeth Frey kannte dieſe wunderbaren, geheimnißvollen Tiefen des Menſchen und des Satans, darum fand ſie den Grundſatz: „Seelenpflege iſt die Seele der Armenpflege," und „Eine gerettete Seele wiegt die Hingabe eines ganzen Lebens auf."

Solcher Glaube fürchtet ſich nicht und ſieht in der dunkelſten Nacht den Leitſtern und in dem Chaos die göttliche Werdeluſt eines beſſern Daſeyns. Die Geſundheit iſt doch mächtiger als die Krankheit; das rein Menſchliche, um gar nicht zu ſagen das Göttliche, ſchlägt doch durch alle Hüllen durch. Ein Mann voll Liebe wie Lord Ahley, ein Weib voll Glauben wie Eliſabeth Frey nimmt's mit einer ganzen Welt auf, und ob ſie auch voll Teufeln wäre, oder voll von Maſchinenſpuien und Schulmaſchinen. — Es thut Noth in dieſer unſerer Zeit und in dieſem armen deutſchen Lande, wo die Großen und Hohen ſo wenig auf den Firſten des Glaubens und der Liebe ſtehen, und hoffnungslos gegen Demokraten nur Soldaten in die Straßen zu führen wiſſen, um an jene Alles zu verlieren, während ſie mit einem Tröpfchen von Selbſthingabe und Selbſterniedrigung den Weltbrand löſchen könnten — es thut Noth in ſolcher Zeit immer wieder auf ſolche Glaubensheldinnen und Liebesfürſten hinzublicken, die, je größer das Verderben iſt, in deſto freudigerer Zuverſicht, und je furchtbarer der Haß iſt, in deſto heißerer Liebe, je ſelbſtſüchtiger der Hochmuth iſt, in deſto demüthigerer Aufopferung vom damaſtenen Sopha zu den Düngerhaufen verpeſteten Menſchenelends niederſteigen.

Wahr iſt es freilich, verderbt iſt ein Geſchlecht ſchneller als gerettet, und aushauſen iſt leichter als erübrigen. Es gehört Glaube und wieder Glaube und nochmals Glaube dazu, um im Angeſichte des immer tiefer und weiter freſſenden Giftes am Geſunden nicht zu verzweifeln und gegen das Maſſenelend im innern und äußern Leben der Gegenwart den göttlichen Heilskräften ihr unveräußerliches, unverjährbares Siegerrecht unbezweifelt zu laſſen. Wir ſind gewohnt, das Kleine und Einfache zu verachten, weil unſer ganzes jüngſtes Jahrhundert ſo unſäglich in den Schein des Großen und Herrlichen ſich aufgeſchraubt, durch gewaltſame und künſtliche Reizmittel den natürlichen Wahrheits- und Lebensſinn verdorben und die Dinge und Menſchen in eitler Selbſtbeſpiegelung und Selbſtanbetung allenthalben auf Stelzen geſtellt hat. Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft haben es überall auf's Blendende, maſſenhaft Wirkende abgeſehen und haben auch nicht einmal mehr von den Maſchinen lernen mögen, wie das Einfachſte immer von ſicherſter und nachhaltigſter Wirkſamkeit iſt. So kommen wir immer wieder in Verſuchung, gegen die Maſſenarmuth unſerer Tage wieder nur maſſenhafte Mittel zweckmäßig finden zu wollen. Auf Maſſenauswanderung, oder Maſſenproduktion, oder Maſſenkriege als gründliche Hülfsmittel hoffen, iſt am Ende eben ſo kleinen Glaubens oder vielmehr eben ſo großen Ungiaubens, als wenn Barbes die Milliarden Privatvermögen in eine Maſſe zu gleicher Vertheilung werfen oder Heinzen giftgefüllte, in der Luft zerplatzende Behälter Verderben auf ganze Regimenter niederregnen, durch unterirdiſche Kammern voll Knallſilber ganze Städte mit 100,000 Mordknechten in die Luft ſprengen, auch ſonſt durch Mord und Todſchlag eine Million Barbaren unter die Erde bringen, wo möglich aber gleich einen halben Welttheil in die Luft fliegen laſſen will, in welchem Stücke beiläufig geſagt Caliguia oder Marat noch beſſere Virtuoſen waren, wenn ſie der ganzen Menſchheit nur einen Hals zu Nutz und Frommen ihrer Meſſer wünſchten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Oſtkuſte Schleswigs, Mai.

Der Krieg

Die Siege holſteiniſcher und deutſcher Truppen bei Eckernförde und Düppel haben dem heurigen Feldzuge in den Herzogthümern unſtreitig eine andere, von mancher Seite vielleicht weder erwartete, noch gewünſchte Wendung gegeben. Ein Kampf, der ſo glänzend begann, der mit ſolchem Enthuſiasmus geführt wurde, durfte nicht mit der Läſſigkeit des vorigen Jahrs fortgeſetzt werden. Wie lange man dennoch zauderte mit dem Vorſchieben deutſcher Truppenkörper über die jütiſche Grenze, iſt bekannt genug, und auch hier wäre die beliebte Zögerungspolitik unſerer Kabinette wohl noch weiter beibehalten worden, hätten die bei Kolding ſiegreich geweſenen ſchleswig-holſteiniſchen Bataillone nicht der Unterſtützung bedurft gegen die weit ſtärkere däniſche Armee. So geſchah denn, wenn auch ungern, das ſehnlichſt Gewünſchte; deutſche Reichstruppen marſchirten gerade einen Monat nach Ausbruch des Kriegs über die Grenzen Jütlands und ſchlugen ein paar Tage ſpäter die ſiegreiche Schlacht bei Veile, was die Dänen zu eiligem Rückzuge nach Fridericia nöthigte, den Deutſchen aber ganz Jütland erſchloß. Während ich dieß ſchreibe, iſt bereits ſichern Nachrichten zufolge Horſens

von den Unfreigen beſetzt und Friedericia nahe daran von den Dänen verlaſſen zu werden.

Ungeachtet dieſes ſiegreichen Vordringens der Deutſchen, wo immer Dänen ſich zeigten, iſt man in den Herzogthümern doch nicht zufrieden mit der Kriegführung. „Der Gebrannte fürchtet das Feuer," iſt ein altes Sprüchwort, das auf die Lage hieſiger Bevölkerung volle Anwendung findet. Im vorigen Jahr war Jütland auch beſetzt, der pommerſche Meilergeneral Wrangel hatte ſogar das große Wort geſprochen, es ſolle für jedes an den deutſchen Oſtſeeküſten in Brand geſchoſſene Haus ein Dorf in Jütland brennen, und doch räumte die deutſche Armee das Land, ohne daß däniſche Spitzkugeln ſie behelligten. Was im vorigen Jahr — ſo calculirt der geſunde Menſchenverſtand der Schleswig-Holſteiner — die angeborene Liebe gewiſſer Deutſcher zu Rußland möglich machte, kann auch in dieſem Jahr wieder möglich werden, ja das unläugbare Erſtarken des alten Abſolutismus läßt noch weit mehr befürchten. Daher das hartnäckige Zweifeln an dem Einrücken der Reichstruppen hier zu Land, ein Zweifeln, das erſt den offiziellen Nachrichten aus Jütland wich.

Iſt es höchſt erfreulich, den ächt deutſchen Geiſt der hieſigen Bevölkerung, die Aufopferungsliebe für Wahrung und Erſtarkung deutſchen Rechtes, deutſcher Macht kennen zu lernen; erfreut es ferner, wenn man das gute Einvernehmen der verſchiedenſten Truppentheile untereinander ſieht: ſo muß man andererſeits doch bedauren, daß dieſer ſchöne und erhebende Beweis deutſcher Einigkeit wenig Anklang, wenig Beifall findet in höheren Regionen. Es wäre ungerecht, wollte Jemand von Verrath ſprechen, wo überführende Beweiſe dafür fehlen, erlaubt aber muß es ſeyn, den guten Willen in Zweifel zu ziehen, eine ächt deutſche Angelegenheit zu Deutſchlands Ruhme zu Ende zu führen, wenn man das Gebahren gewiſſer Leute beachtet. Die Herzogthümer wimmeln von Soldaten, alle Städte, Dörfer, Höfe, Scheuern und Ställe liegen voll. Wohin man ſieht, wird exercirt, marſchirt, paradirt, Geſchütze, Munitions- und Bagagewagen begegnet man auf allen Hauptſtraßen. Die Leute verſchanzen ſich Alſen gegenüber nicht bloß bis an die Zähne, nein bis über die Pickelhauben, aber kein Menſch kann ſagen, ob dieß geſchieht, um Alſen zu ſtürmen und den Dänen hinaus auf's Meer zu jagen, oder um die Truppen in Anlegung von Schanzen zu üben. Wozu dieſes Zögern? fragen die hieſigen Einwohner, und geben ſelbſt die ſehr nahe liegende Antwort darauf: um den Dänen nicht zu wehe zu thun! Die Meinung, daß man die Herzogthümer durch den Krieg ausziehen will, iſt vielfach verbreitet, und daß der Oberkommandirende ſeine Operationen nach einer offenen und einer geheimen Inſtruktion einrichtet, läßt ſich ſo leicht kein Menſch nehmen. Es iſt traurig, aber wahr, daß dieſes zweideutige Verhalten des Obergenerals einen Widerwillen, ja Haß gegen Preußen und leider auch gegen preußiſche Truppen erzeugt hat, der vielleicht nur noch übertroffen wird von dem Haſſe gegen Dänemark. Dieß Alles ſind die unvermeidlichen Folgen einer unvolksthümlichen, undeutſchen und — ſagen wir es offen — unehrlichen Politik.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Tirol, Mai.

(Fortſetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Welſchtirol.

Der Contraſt war allerdings groß. Geſtern um dieſelbe Stunde faſt neuntauſend Fuß über dem Meer, in der unwirthbarſten Schneeregion, und jetzt mitten im Weinlande unter den Strahlen einer glühenden Sonne. Dieſen Contraſt erlebt man in Tirol ſehr häufig, und gerade er iſt es, der die Fußwanderungen ſo anziehend macht. Da Poſt und Stellwagen ſchon vorüber und ein Wagen nicht zu haben war, ſo eilte ich zu Fuß auf der trefflich gebahnten Straße weiter über Naturns, rechts zur Seite das ſtattliche Schloß der Grafen von Mohr, durch Nabland nach der Töll und Partſchies, wo man auf der Brücke ſtehend, unter welcher die Etſch in einer prachtvollen Caskade dahinſchießt, nach oben und unten einen köſtlichen Blick auf die ſaftigen, aber von himmelhohen Bergen bekränzten Gelände des Vintſchgaues hat. Dann immer abwärts auf der herrlichen neugebauten Kunſtſtraße nach dem reizenden Meran. — Das Herz ſchlug mir hoch und meine Augen füllten ſich mit Freudenthränen, als ich die lachenden Gefilde, als ich das alte und doch nie alternde natur- und jugendfriſche Städtchen mit ſeinem ſchlanken Thurme nach zweijähriger Trennung wieder ſah. Es iſt unglaublich, mit welchem Heimathsgefühl dieſe paradieſiſche Gegend Jeden umfleicht, der auch nur wenige glückliche Stunden oder Tage hier verlebt hat. Wie ein Rubin zwiſchen einem Kranz von Smaragden liegt das Städtchen mit ſeinen rothen Ziegeldächern im grünen Meer von Rebenhügeln und lachenden Triften. Aber der Vergleich hinkt; denn was ſind die ſchönſten geſchliffenen Steine gegen dieſes blühende, warm pulſirende Leben der Natur! Der Strich von Meran bis Botzen iſt das Granada Tirols. Zwar trägt die Vegetation noch nicht ganz jenen ſüdlichen Charakter, den ſie dort unter den Strahlen einer faſt tropiſchen Sonne erreichen mag; die edle Rebe, die ſaftige Pfirſiche, das köſtlichſte Kernobſt gedeihen, aber nur hin und wieder breitet der Feigenbaum, aus Felſenritzen wild hervorquellend, ſeine dunkelgrünen Blätter aus; dafür aber weht auch hier ſelbſt im heißeſten Sommer eine milde Kühlung aus den Schluchten des grünen Paſſeyerthales und aus den beiden raſch ſtrömenden Flüſſen, der Etſch und Paſſer, empor, während die hohen Gipfel zur Seite, ohne Schneeluft zu bringen, das Thal vor rauhen Nordwinden ſchützen.

In Meran wieder das alte Leben. Prächtige Trauben und ſammtene rothbackige Pfirſiche, etwas derbe, aber ſchmackhafte Küche, trefflicher rother Küchelberger, wahrſcheinlich von derſelben Sorte, wie er durch den ſchneeweißen Hals der ſchönen Philippine Welſerin ſchimmerte, ſchöne friſche Kellnerinnen mit Wangen wie Milch und Blut, und dicken, hinten durch die große Knopfnadel zuſammengehaltenen Zöpfen, luſtige Tafelgeſellſchaft, gemüthliche Bayern und Oeſterreicher, etwas vornehmer thuende Schwaben u. ſ. w. Der vornehmſte Gaſthof in Meran iſt bekanntlich die Poſt; ich trat aber zur Veränderung im goldenen Adler ab, wo ich es eben ſo gut fand. Ein luftiges Sommerhaus, durch einen hölzernen Gang mit dem Gaſthofe verbunden, wurde mir als Quartier angewieſen. Man bat mich zu entſchuldigen, daß ich für die erſte Nacht noch ein paar Geſellſchafter haben werde. Als ich zu Nacht eintrat, ſchallte mir der italieniſche Gruß servos entgegen. Es waren zwei Herren aus einem Thal ſüdweſtwärts von Meran, der Eine, ein ſchlanker junger Mann mit gebräuntem, aber angenehmem Geſicht, ein Geiſtlicher; der Andere, eine koloſſale herkuliſche Figur mit einem gewaltigen Haareſchopf, an welchem Alles Kraft athmete; wenn er nieſte oder huſtete, dröhnte das Zimmer. Dergleichen Geſtalten ſind in den ladiniſchen Thälern nichts Seltenes. Er hatte ſeinen Sohn, der bis dahin wahrſcheinlich unter der Obhut des jungen Geiſtlichen geſtanden, nach Meran auf die Schule gebracht.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 127. Montag den 28. Mai 1849.

Fraget nicht: wann wird's geschehen?
Der seine Stunden sich ersehen,
Schafft eilends dieß zu seiner Zeit.
Boten schickt Er in die Runde,
Daß sie den Völkern bringen Kunde
Und sammeln, was verirrt, zerstreut.
Nun gilt's, mit Freuden thun
Sein Werk, und nimmer ruh'n
Bis zur Ernte.

A. Knapp.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Ein Mensch hat mit zwölf Jüngern die Welt umgewandelt, indem er süe sie in den Tod gegangen ist. Diese unendliche Liebesthat, dieser innerste Herzschlag unserer christlichen Religion ist in sich von ewiger Wirkung, selbst unüberwindlich weltüberwindend; sie ist das Anziehende und Festhaltende gegenüber dem Einzelnen, das Gemeinschaft stiftende gegenüber und in dem Ganzen. Eintracht macht stark; daeum ist diese Religion der Liebe im innersten Kern und höchsten Ziele gemeindebildend, und nur in der Gemeinde und nue als Gemeinde hat sie die Verheißung, auch durch die Pforten der Hölle nicht überwältigt zu werden. — Machtvolle, weil glaubenskräftige und liebeglühende Persönlichkeiten haben mit Willen und ohne Willen die Kreise gezogen, die Gemeinschaften gestiftet, die Vereinigungen gegründet, von welchen ich in den früheren Abschnitten diese Betrachtungen als von den Licht und Leben verkündenden Zeichen in finsterer Todeszeit gesprochen. Was diese christlichen Vereine auch stofflich vermögen, schlägt gewiß kein Leser gering an, wenn ich anführe, wie im vorigen Jahre fünf-und-vierzig solche Gesellschaften in England eine Gesammtsumme von sechs Millionen und dreimalhundertausend Gulden durch freiwillige Beiträge eingenommen haben, daeunter eine Missionsgesellschaft (die Wesleyanische) allein fast eine und eine halbe Million. Ja, unsere Statistiker sollten aufschauen, wenn ich ihnen hier zusammenrechnen wollte, welch eine ungeheure Summe auch in den hundreten von deutschen Anstalten und Vereinen rettender Liebe umgetrieben wird und angelegt ist als wahrhaftiges Nationalvermögen bei dem großen Bankhalter der Liebe, der allen ihm vertrauenden und seinem Dienste sich widmenden Herzen, Häusern und Staaten königlich Zinse zahlt auf Heller und Pfennig, bis zum Scherflein der armen Wittwe herab.

Es ist uns also Angesichts dieser Thatsachen und Thätigkeiten nicht bang um die sieghafte Volkserrettung. Jene Vereine werden der einst sich wieder bauenden und mitten im Leben wieder ihre heilige Opferstätte aufschlagenden Kirche, in die sie sich aufzulösen haben, ein tüchtiges Kapital an Samen und Frucht als Erbstück zur Weiterbildung überbringen. Daß aber diese Anstalten und Gesellschaften in der Kirche auszumünden haben, sobald letztere wieder erneuert und verjüngt unter die Lebendigen zurückgekehrt seyn wird; daß jene nur einstweilen Vorbereitungs- und Hülfsdienst thun können und niemals wegen nach Grund und Ziel, noch nach Umfang und Wirkung die Erben der Kirche selbst seyn können, das erkennen und erklären sie neuerdings selbst ausdrücklich. In Folge des Wittenberger Kirchentages im vorigen September hat sich ein „Centralausschuß für die innere Mission" der deutschen evangelischen Kirche gebildet, dessen Sitz in Berlin und Hamburg ist und auf dessen Programm und Wirkung ich die Leser dieser Blätter aufmerksam machen möchte. Weil das kirchliche Gemeindeamt mit Predigt und Seelsorge schlechterdings heutzutage nur vereinzelt und persönlich wirken kann, aber außer Stande ist den Nothstand zu bewältigen, der *gesellschaftlich* und *massenhaft* durch Gemeinden und Länder wuchert, soll die freie thätige Liebe durch

Digitized by Google

Vereine und Geſellſchaften und deren Mittel und Werkzeuge Miſſionswerk treiben in den Gebieten des Todes und Verderbens, in den Höhlen des Laſters, in den Häuſern des Unglücks, in den Herbergen der Sünde, an zerrütteten Familien, verleiteten Handwerksgeſellen, verwahrloſten Weg- und Fabrikarbeiteen, namentlich an der ganzen Summe der hin- und herſtrömenden Bevölkerung, die ohne innern Halt, keiner Gemeinde angehörend, von keinem Amte geſucht und beſorgt, ſich und uns in den Abgrund zu reißen grimmig droht. Zu ihren Pflegebefohlenen ſollen eben ſo gehören die vielen Tauſende von Deutſchen, welche in den Hauptſtädten fremder Völker Europas dem Verderben ausgeſetzt ſind, um als Werkzeuge zu Untergrabung der Ehre und der Herrlichkeit des Vaterlands und zur Schändung der Kleinodien des heiligen Glaubens der Väter zu dienen.

Wenn nun bisher ſchon die freien chriſtlichen Geſellſchaften, Vereine und Anſtalten in kaum mehr zu überſehender Reihe mit dem Lichte ſittlich religiöſer Befreiung eingedrungen ſind in die Nächte der Kerker, mit dem Schwerte des Geiſtes den Kampf begonnen haben gegen das Laſter und die Schande, erbarmend der Jugend nachgeeilt ſind und dieſe geſammelt haben in die verſchiedenſten Zufluchtsſtätten, den Kranken die Wunden zu verbinden, die Nackten zu kleiden, die Betrübten zu tröſten, den Nothleidenden Hülfe aller Art zu bringen, geiſtlich und leiblich als ihr Tagewerk übten in geräuſchloſer Stille, ſo ſoll das Vereinzelte und als ſolches leicht Gefährdete oder Erkrankende und Sterbende Nachdruck und kräftigern Erfolg gewinnen durch geordnete Einheit und Zuſammenſchluß der zerſtreuten Kräfte. Dieſe im evangeliſchen Deutſchland angebahnte Centraliſirung iſt ſo gut als die politiſche Einheit eine Grundforderung der Zeit und wird ſich wie dieſe weite Bahn zu brechen wiſſen trotz eigenſinniger Kirchen und ſelbſtſüchtiger Throne. Die ſchon beſtehenden Enthaltſamkeitsvereine, Geſellenvereine, Frauenvereine, Rettungshäuſer u. ſ. w. ſollen demnach gliedlich zu einem freien Ganzen vereinigt, die noch nicht mit ſolchen Rettungsverſuchen angefaßten Städte und Länder zu gleicher Thätigkeit geweckt und dem Ganzen angeſchloſſen werden. Iſt einmal eine ſolche Durchbildung des kirchlich und frei geordneten Gemeindelebens wieder da, daß nicht dieſe unüberſehbaren Maſſen geiſtlicher und leiblicher Armen zwiſchen der todten Kirche und dem ohnmächtigen Staate wie ſeither auf dem harten und verhärtenden Pflaſter der Straßen liegen bleiben gleich dem armen Lazarus, ohne Fürſorge, ohne Liebe und Glauben, dann wird die innere Miſſion ſich überflüſſig gemacht und aufzulöſen, die Kirche aber als Univerſalerbin der erbarmenden Liebe in's weitumfaſſende Werk des thätigen Glaubens einzutreten haben.

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Sonntage im Hauſe des Reichsverweſers.

(Fortſetzung.)

Auf dieſem ernſten Hintergrunde der Gedanken glitt das Geſpräch noch leicht hier und dorthin. Die Baronin rühmte die ſchöne Ausſicht, beſonders hinten hinaus in die Gärten, die ihnen wohl thue, weil ſie immer auf dem Lande gewohnt hätten. Mit Vorliebe gedachte ſie Heidelbergs, das ſie aber noch nicht kannte. Kürzlich erſt war eine Freundin dort geweſen, die ihr viel davon erzählt hatte, und der Erzherzog hatte es ihr verſprochen, ſo bald als möglich mit ihr hinzugehen. „Ich bin dafür, den Augenblick zu benützen; wer weiß wie lange man uns ruhig in Frankfurt läßt? In dieſer Zeit muß man auf alles gefaßt ſeyn.“ Auf meine Frage wegen der Begleitung des Reichsverweſers nach Köln erwiderte ſie: „Ich habe in der letzten Zeit in einer ſolchen beſtändigen Aufregung gelebt, meine Nerven ſind durch alle dieſe Erſchütterungen ſo angegriffen, daß ich, da es nicht unumgänglich nöthig war mitzugehen und ich der Ruhe ſehr bedurfte, dieſe vorzog. Auch iſt mein Sohn durch dieſe ſtete Bewegung ſo aus ſeinem Lernen gekommen, daß man alles ſtreng für ihn vermeiden muß, alle Zerſtreuungen und Feſtlichkeiten.“ — Schon waren andere Feſtlichkeiten der düſterſten Art nahe, den Grafen Meran von ſeinen Büchern abzurufen. Ich ſah nach Kurzem das holde Knabengeſicht aus den Fenſtern des Palaſtes in der Eſchenheimer Straße niederſchauen auf eine Schaar von Särgen, auf blutige Leichen unglücklicher Krieger, die nicht für das Vaterland an ſeiner bedrohten Nordgrenze, ſondern im Bürgerkampfe gefallen waren.

In erhöhter Stimmung verließ ich die Villa. In dem Eindrucke, den das Ganze hinterließ, trat hauptſächlich die Innigkeit des Gemüths, das ſcheinlos Wahre und der Ernſt des Lebens hervor. Es ſchien mir faſt wie ein Traum, daß ich plötzlich in ſo nahem perſönlichem Rapport mit dem geweſen, was uns geſchichtlich ſo ſehr und ſo allgemein beſchäftigte. Aber über dem politiſchen Intereſſe ſtand mir noch das menſchliche, dieſer Bund zwiſchen Mann und Frau, dieſes ſchöne weibliche Umranken des beſchützenden Stammes, dieſes Aufgehen eines Herzens im andern. Das ewig Menſchliche wird immer ſiegend wie der Geiſt Gottes über der Fluth ſchweben.

Digitized by Google

II.

Es war ein Sonntag im September, als ich nach der Eschenheimer Straße ging. Wie Vieles hatte sich in kurzen Wochen umgestaltet! Am Morgen weckte mich der Auszug eines preußischen Regiments, gegen Struve, wie die Leute sagten, und bald darauf tobte es gleich dem wilden Heere durch die Gassen; die ganze hier concentrirte Militärmacht rückte aus wegen der beabsichtigten Leichenfeier der Demokraten. Während die Kanonen über das Pflaster rasselten, sang ein Uhrmachergeselle im Hause, wo ich wohnte, leise die Treppe herauf das Heckerlied. Auf meinem Wege über die Zeil mußte ich mich durch die Bivouaks, durch Pferde und Helme von allen Formen drängen. Ich bog links ein nach der epheuumsponnenen Eschenheimer Thorwarte. Da steht der weiland Bundespalast, röthlich von Farbe, im schwerfälligen Styl der Renaissance, ähnlich dem deutschen Haus an der Maindrücke, voll Säulen, Löwen und Wappenschildern. Wie auf einem Grabe ist über dem Wappen des Portals die deutsche Fahne aufgepflanzt. Vor Kurzem war ich, einer neugierigen Regung folgend, in den Hof getreten, der schon einen Anflug von Gras zeigt. Man hatte blühenden Oleander und andere Blumentöpfe an die Luft herausgetragen. Es wehte mir hier etwas entgegen, was dem Gefühl von Moder und trüber Oede verwandt ist, das um verlassene Fürstensitze schwebt. Das ganze Gebäude kam mir wie ein Gruft vor. Im Corridor des mittlern Flügels beschäftigte sich ein Diener mit dem Staubbesen. Ich sah in eine geöffnete Zimmerreihe; überall Kamine mit großen Spiegeln, die mich nicht an den erinnerten, welchen die Wahrheit als Attribut in der Hand hält. Ich ging auch durch den düstern Garten; alte schattenreiche Bäume, ein Tempelchen im Zopfgeschmack, mit der Statue einer schlagfertigen Minerva, die zum Ueberflusse auch noch einen Wappenschild trägt.

Wenige Häuser von diesem Denkmale deutscher Perrücken schimmert das weiße palastartige Gebäude, unter dem Namen des Mühlen'schen Hauses bekannt, welches der Reichsverweser am verhängnißvollen Abend des 18. Septembers bezog. Welch ein Contrast mit der heitern Villa, ihren freien Lüften und unbegrenzten blauen Fernen! Keine Blume, nichts als Steine; zwei Schildwachen, Hessen mit blanken Helmen, vor der Thüre. Als eine der kleinen Schelmereien des Zufalls erwähne ich, daß die braunen geschnitzten Thorflügel zwei schwebende Genien zeigen mit Füllhörnern, welche, *aufrecht getragen*, einigen bescheidenen Zweifel an ihrer Ueberschwenglichkeit erregen. Im Vestibul die Wände schlicht weiß, nur die Treppenbrüstung und die Thüren von rothem Sammt. Oben spielte der Graf von Meran, ein anmuthiges Kind, mit einigen Dienern, die, wie mir schien, eingesiegelte Gewehre trugen, welche er ihnen scherzend zu entreißen suchte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Welschtirol.

Eine schöne Kellnerin trat ein mit Licht, felice notte wünschend. Sie war einige Zeit in Mailand gewesen und sprach etwas italienisch; indessen mußte ich doch zwischen ihr und den beiden Herren den Dolmetscher machen. Sobald man den Dicken schlafen hörte, war an kein Schlafen zu denken. Der junge Geistliche und ich, ausgestreckt auf unsern Betten, unterhielten uns die halbe Nacht, abwechselnd lateinisch und italienisch, und sprachen die Weltbegebenheiten durch.

Man kann unmöglich alle die zwanzig Schlösser um Meran besuchen. Schloß Tirol und Schenna hatte ich früher gesehen; dießmal suchte ich mir Löwenberg aus. Schon am zweiten Abend meines Aufenthalts in Meran trachtete ich in Gesellschaft eines der gemüthlichen Münchner hinaufzusteigen, verlief mich aber in den fetten Maisfeldern zwischen der Passer und Etsch. Das Schloß sieht so lockend nahe aus, daß man meint, jeder Weg müsse hinaufführen; es kommt aber darauf an, den Steg über die Etsch zu treffen. Als ich auf dem Rückweg von diesem vergeblichen Streifzug durch die Arkaden Merans strich, wurde ich durch den Anblick eines der schönsten Mädchen entschädigt, die mir in meinem Leben erschienen sind. Eine herrliche junonische Gestalt, ein Kopf mit reichem nußbraunem Haar, sanften und regelmäßigen Zügen und dunkelblauen Augen — so stand sie am Brunnen und ließ Wasser auf einen Korb mit grünem Gemüse laufen. Wie sie nun mit der natürlichsten Grazie von der Welt den Korb auf den Kopf hob und gemessenen Schrittes dahin wandelte, hatte sie etwas von einem antiken Götterbilde. Es war ein Bürgermädchen, eines Gerbers

Digitized by Google

Tochter und ehrbarer Leute Kind, und sie wohnt in Nro. 166 unter den Arkaden, wenn sie etwa ein Maler aufsuchen wollte. Ueberhaupt ist Meran reich an schönen weiblichen Gestalten, ein Vorzug, den sonst wenige Orte Tirols mit ihm theilen; denn bekanntlich sind in Tirol, namentlich im Süden, die Männer ungleich schöner, als die Frauen. — Am nächsten Morgen also brach ich abermals gen Löwenberg auf und verlief mich dießmal nur einmal. Unterwegs gesellte sich abermals ein Münchner zu mir, ein junger Studiosus medicinae, der die „große und kleine Welt" durchstudiren wollte, und sich selbst gehen ließ, wohin es Gott gefiel. Auf der Burg erfreuten wir uns an der himmlischen Aussicht, in welcher sich Meran selbst besonders schön ausnimmt. Die meisten der sechzig Zimmer der Burg sind noch im wohnlichen Zustande, bürgerlich gemüthlich eingerichtet. Die Burg hat ein Poesiestücklein aufzuweisen, einen anmuthigen, von Künstlerhand mit sinnreichen Arabesken und Schnörkeln verzierten Geleitsbrief, in welchem zum ersten Mai sämmtliche Junkherren und adelige Fräulein von Meran entboten werden gen Löwenberg und dem jetzigen Besitzer, Herrn Kiechleitner, bei schwerer Ahndung aufgegeben wird, ihnen den besten Rothen vorzusetzen, den er hätte. Verfasser und wohl auch Schreiber und Maler solchanen Briefes ist Herr Lentner, uns Allen wohlbekannt durch seine trefflichen Skizzen von Frauen-Chiemsee und andere liebliche Werke. Weil er zuerst einen etwas feineren Ton in Meran einführte, und das Unglück hatte, mit Herrn Ludwig Steub, dem genialen Verfasser der drei Sommer in Tirol, gut Freund zu seyn, sollen es die geistlichen Herren so weit gebracht haben, daß er ausgewiesen wurde und, obwohl brustkrank, nach München zurückkehren mußte. Vielleicht und hoffentlich ist es nicht wahr, und jedenfalls steht ihm jetzt die Rückkehr frei, oder Tirol wäre noch immer unberührt vom frischen Winde der neuen Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Ostküste Schleswigs, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Krieg.

Fragt man nun, wie sich die Bevölkerung dem Kriege mit Dänemark gegenüber verhält, so ist die Antwort leicht gegeben. Ganz Holstein und Südschleswig ist bereit, den letzten Blutstropfen zu verspritzen für sein gutes Recht, für Erkämpfung der Unabhängigkeit von Dänemark; die größeren Hafenstädte an der Ostküste dagegen, namentlich Flensburg, sähen zum Theil die Erhaltung des Status quo liebet, da sie materiell sich unter dänischer Herrschaft wohl befanden und namentlich einen sehr einträglichen überseeischen Handel mit den dänischen Colonien unterhielten. Aussprechen hört man solche Gesinnungen jetzt freilich nirgends, da die deutsche Sache das Uebergewicht hat und Dänenfreunde sehr übel angesehen werden möchten. Gleiche Hinneigung zu Dänemark findet man auf dem flachen Lande nördlich von Flensburg, vorzüglich in der überaus fruchtbaren, an landschaftlichen Schönheiten reichen Halbinsel Sundewitt. Der Bauer auf seinem edelhofartigen Gute befand sich hier unter dänischer Herrschaft sehr wohl und wünscht deßhalb keine Aenderung. Er kennt das gute Alte und mag dieses, nach der Art des Landmanns, nicht vertauschen mit einem unsichern Neuen, so sehr man ihm dieses auch als ein Besseres anpreist. Dazu kommt, daß in diesen Landstrichen Schleswigs und weiter nordwärts die dänische Zunge Landessprache geworden ist, zwar ein schlechtes, plattes dänisch, aber doch immer dänisch. Hochdeutsch verstehen und sprechen nur die Gebildeteren, deren es indeß unter den sehr wohlhabenden Bauern nicht wenige gibt. In Schule und Kirche wird dänisch gelehrt und gepredigt, das neu heranwachsende Geschlecht also ganz dänisch erzogen. Es wäre thöricht, wollte man von diesem Theile der Bevölkerung Enthusiasmus oder nur Theilnahme für die deutsche Sache erwarten; sollten aber schließlich die Herzogthümer wirklich unabhängig werden von Dänemark und in innige und bleibende Verbindung treten mit Deutschland, so würde auch die Abneigung gegen das Deutsche in den dänisch gesinnten Landstrichen sich verlieren, sobald sie einsähen, daß ihnen aus dieser Verbindung kein Nachtheil erwüchse.

Die Herzogthümer sind anerkannt sehr wohlhabende Länder, die allenfalls auch kriegerische Zeiten überdauern können. Gewiß ist, daß Dänemark zehnmal eher an den Wunden, welche der Krieg schlägt, verblutet, als Schleswig-Holstein. Dennoch aber werden die Lasten der Kriegführung dem Lande bereits sehr fühlbar. Die Verpflegung einer Armee von nahezu einmal hunderttausend Mann zehrt enorme Summen auf. Das nordische Klima verlangt nahrhaftere Kost als der Süden Deutschlands, und schon die Herbeischaffung der Lebensmittel für so viele Tausende kostet viel. Dazu kommen nun noch die Erhaltung der Lazarethe, die Bestreitung zahllose Fuhren für die Armee, die Unmassen von Heu, Stroh und Hafer, die zur Erhaltung der Pferde herbeigeschafft werden müssen. Es kommt vor, daß damit Beauftragte an einem Tage über dreihundert Wagen und mehr als sechshundert Pferde stellen mußten, woraus man einen Schluß ziehen kann auf die Opfer, welche das ganze Land zu bringen hat, die es aber bisher gern und ohne das geringste Murren gebracht hat. — Diese treffliche Verpflegung erhält auch die Truppen in guter Stimmung. Selbst unter dänisch Gesinnten hört man von den Soldaten keine Klage. Die Leute geben, was sie haben, und geschieht es auch nicht immer mit Freundlichkeit, so geschieht es doch ohne Weigerung, ohne Zwang. Dagegen hört man bei allen Truppengattungen Klagen über die Unthätigkeit, in der sie verharren müssen. Sie schlügen sich so gern mit den Dänen, und sie würden auch bald mit ihm fertig werden, wenn es ihnen gestattet wäre. Höhere strategische Rücksichten, wie ja wohl die berühmte Redensart heißt, hinter welcher sich Zaudern, Rückzug und völlige Niederlage wohlklingend verbergen läßt, halten die Kampfluft zur Zeit noch etwas nieder. Was geschehen wird, wenn die Dänen wirklich auch Fridericia, den letzten festen Punkt, den sie innehaben, räumen, kann gegenwärtig Niemand voraussagen. Wahrscheinlich gehen dann die alten Neckereien an den Küsten wieder an, denen die schwachen Anfänge unserer Flotte leider noch immer nicht gewachsen sind. Darüber vergeht wohl der Sommer, interim fit aliquid, und zum Herbst gibt's dann vielleicht wieder eine neue Auflage des Malmöer Waffenstillstands, trotz aller Siege der deutschen Waffen. Das ist's, was Viele hier fürchten beim Hinblick auf die Art der Kriegführung. Die Dänen aber, obwohl sie sich gestehen müssen und dänische Blätter es jetzt auch aussprechen, daß sie den deutschen Waffen nicht gewachsen sind, bauen Pläne auf die Zerrissenheit der Deutschen und die leider immer näher rückende Zeit der Bürgerkriege, die sich unzweifelhaft in Deutschland vorbereiten. Sie werden dann unter den Verwirrungsstürmen allgemeiner Verwirrung im Trüben fischen, und wer weiß, ob die Netze der Dänen zu solchem Fischfange nicht besser geeignet sind, als die unserer zwar hochbegeisterten, aber unpraktischen deutschen Brüder! Viel wird abhängen von der Gestaltung, welche gegenwärtig oder doch in nächster Zukunft die Dinge in Frankfurt annehmen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 128. Dienſtag den 29. Mai 1849.

Juvit sumta ducem, juvit dimissa potestas.
Casta domus, luxuque carens, corruptaque numquam
Fortuna domini.

Lucan.

Zwei Sonntage im Hauſe des Reichsverweſers.

(Schluß.)

Durch den Vorſaal gelangte ich in eine Art von Rotunde. Zwiſchen Säulen in der Niſche zeigte ſich ein runder Divan mit abgetheilten Sitzen. In der Mitte deſſelben vor dem mit violettem Sammet eingerahmten Spiegel hatte Frau von Brandhof ihren Platz. Es waren noch einige Beſuchende zugegen. Sie erſchien mir heute jugendlicher; ein Shawl von blaßgrüner Seide ſchmiegte ſich weich um die Geſtalt. Von der Decke hing ein ſchwerer Kronleuchter von Glas. Alles war vornehm, aber einfach. Ich fand die Baronin tief ernſt, aber ruhiger als das erſtemal, und ſelbſt als ich allein mit ihr geblieben, ſah ich keine Thräne in ihren Augen, trotz der Erſchütterung der lezten Tage. Das wirkliche Uebel findet uns ſtets gefaßter als das angedrohte. Unter den düſterſten Eindrücken hatte ſie dieſes Haus betreten, zu unheilvoller Stunde, nicht ohne Gefahr den Weg von der Villa zurückgelegt, und ihr Herz mußte zittern für Mann und Kind. — Sie erzählte mir, wie ſie aus dem Landhauſe hieher gekommen. Der Erzherzog verſchmähte es, Wagen und Bedeckung zu nehmen. Ihren Sohn an der Hand führend, ſchlugen ſie den Weg hinten hinaus durch die Gärten ein. Als ſie etwa zwanzig Schritte zurückgelegt hatten, ſahen ſie auf dem Felde einen Haufen Männer, Gewehre ladend, und eilten unbemerkt vorüber zu kommen. Am Eſchenheimer Thor begegneten ſie einem Bürger, der ſie warnte, ohne ſie zu kennen, und ihnen mittheilte, daß eben erſt nicht weit von da zwei Herrn erſchoſſen worden ſeyen. Er meinte Lichnowsky und Auerswald; es war gegen ſechs Uhr Abends. Die Familie war ſo raſch zu dem Entſchluſſe gedrängt worden, in die Stadt zu ziehen, daß alle Vorbereitungen fehlten und Frau von Brandhof und der Knabe die Nacht auf dem Divan zubringen mußten. — In der erſten Stunde ihres Einzugs hörte ſie heftig im Corridor ſprechen. Sie ging hinaus und fand „einen jungen Mann“ in ſehr erregter Stimmung, der, wie ſie ſich ausdrückte, „die Volksangelegenheiten genau kennen mußte.“ Ich denke mir, es war Simon von Trier oder ein anderer Deputirter der Linken. Er müſſe mit dem Reichsverweſer ſprechen, ſagte er; dieſer wiſſe nicht wie es zugehe, man täuſche ihn; wenn man die Preußen zurückgezogen hätte, dann wäre alles ruhig abgelaufen; man morde das Volk u. ſ. w. „Lieber Freund,“ redete ihn die Gemahlin des Reichsverweſers an, und dieſer kleine Zug charakteriſirt ihre Gemüthlichkeit; „beruhigen Sie ſich, es wird gewiß alles geſchehen, aber der Erzherzog hat jezt keine freie Minute, die Miniſter ſind bei ihm; ſpäter wird er Sie hören“ u. d. m.

„Der Erzherzog,“ äußerte ſie in Beziehung auf die damalige Kriſe gegen mich, „der Erzherzog ſagt: das muß alles anders werden; ich kenne das Volk nicht, und das Volk kennt mich nicht; ich vermag nicht einzudringen und zu wirken; ich bin ein Strohmann. Ich will in das Parlament, in die Clubs, die Menſchen in ihren Leidenſchaften kennen lernen, will ſelbſt ſehen und hören.“ — Es gibt wohl keinen Punkt der Tagesgeſchichte und vaterländiſchen Zuſtände, der in unſerem Geſpräch unberührt blieb, und die

Digitized by Google

Baronin mag wohl, gleich mir, durch die ſpäter heranſtürmenden Ereigniſſe mehr als einmal an manches damals ausgeſprochene ahnungsſchwere Wort gemahnt worden ſeyn, das ich hier nicht wiederholen darf. Ich ſchied gerührt von dieſer Frau. Von wahrhaft guten Menſchen nimmt man immer einen Segen mit fort in der Seele. Die hier überall vorwaltende Milde that ſehr wohl, gerade an dieſem Orte und in dieſer Zeit. Es war mir merkwürdig, daß ich mitten in der Unwahrheit und Leidenſchaft der Parteien nur im Hauſe des Reichsverweſers dieſe klare und milde Anſchauung, dieſe völlige Unbefangenheit und Gerechtigkeit fand, die ſo ſchön menſchlich iſt und ſo gottähnlich macht. Man athmete ganz leicht, wie in reiner Atmoſphäre, man athmete wahrhaft Gebirgsluft.

Während ich dieſes ſchreibe, in banger Erwartung der Peripetie im großen vaterländiſchen Drama, im Angeſichte der unſchuldigen Blüthen des Mais von 1849, in welche ſo viel deutſches Blut fließt, hat der Reichsverweſer beſchloſſen, ſtatt ſich zurückzuziehen von der lauten Weltbühne in den Frieden ſeiner Thäler, auszuharren bis zur Einſetzung einer neuen Centralmacht, hat, wie man ſagt, Weib und Kind entfernt, das Sakrament genommen und ſeine Rechnung mit dem Himmel abgethan, um dem Schickſale auf der Erde ruhig entgegen zu treten. Als alter Soldat will er auf ſeinem Poſten ſtehen oder fallen. Wie rührend iſt dieſe greiſe lezte Schildwache am Rhein! Der Erzherzog ſoll davon geſprochen haben, ſeine Generalsuniform anzuziehen und nach Mainz zu gehen. Mögen die Würfel nun fallen! Ob aber die guten, ob die dämoniſchen Kräfte ſiegen, der Reichsverweſer Johann von Habsburg wird nur ein Moment in der deutſchen Geſchichte ſeyn. Ich hätte ihn gern in die Berge heimkehren ſehen mit den Seinigen. Mir ſchien er da außen und auf der Wahlſtatt wie eine Alpenroſe, die im Staube der breiten Straße liegt. Wer denkt nicht mit Wehmuth an die Blumen und Glocken und Lichter der Juliustage zurück? Der Reichsverweſer war ein Jünglingstraum des Vaterlandes, er war wie eine erſte ſchöne Liebe. Nichts bringt ſie wieder, die glänzenden Täuſchungen im Leben der Individuen und der Völker. Fahre wohl! Wann und wie auch die greiſe Schildwache abgelöst werde, wen auch das Loos treffe, an der Spitze zu ſtehen — nie wird es wieder ſo warm werden in deutſchen Gemüthern wie damals. Du alter Gemſenjäger, fahre wohl!

Eine Süddeutſche.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung)

Mitten unter dem politiſchen Zeter von der Newa bis zum Dome von St. Peter, mitten unter den Rufeen im Streite der Kronen und Nationen, mitten im Wirrſaal der Völkerbefreier und Völkerbändiger, während die Wetter Verderben drauen und ein allgemeiner politiſcher Hagelſchlag ſich vorbereitet, in ſolcher Zeit aufſtehen vom Polſter und, wie der milde Heinrich Suſo einſt und der gottentflammte Tauler, werkthätige Liebe empfehlen in einer ſich haſſenden Welt, das iſt ein ſüßes, wenn auch von der Menge hoch und nieder ſelten bedanktes Geſchäft. Sich und andere im Glauben an eine Zukunft der Liebe beſtärken und zum Werke der leztern ſpornen, auf das große Wort hinweiſen, daß geben ſeliger ſey denn nehmen, und beides in der That bewähren, mit ſeinem leiblichen und geiſtigen Geſammtvermögen ſich als einen Gottbetrauten, als in dem heiligen Amte der den Dürftigen dienenden Liebe ſtehend betrachten, allen Beſitz nur als ſolchen Auftrag und nur als ſolch göttliches Amt anſehen und ſo der Geſellſchaft nützen wie die Kerze, die leuchtend und Kummernächte erheiternd ſich ſelbſt verzehrt — wer möchte nicht Ritter werden des Ordens, auf deſſen Band es noch ganz anders lautet als honny soi qui mal y pense? Wer wollte nicht dem großen Werberufe folgen und ſich einreihen laſſen in dieſe uralte und wieder ganz neue militia Christi, unter die Banner des Siegesherzogs, der in der Liebe zu den Brüdern ſein Leben nicht geliebt hat bis in den Tod?

Gerade je mehr jezt die Hände ſich einander zuſammenreichen zu gemeinſamem Rath und That, deſto eindringlicher ergeht an alle, auch die Zaghafteſten und Ungläubigſten, der Mahnruf der Religion der Liebe, und zwar an die Gebildeten unter ihren Verächtern, wie an ihre Verehrer unter den Gebildeten. Den Frauen zumal ſey aus dem Munde der prieſterlichen Eliſabeth Frey der Fahnenſpruch wiederholt: „Schon als natürliche Weſen ſind wir Frauen geſtellt auf das Gebiet der Liebe, der dienenden, der aufopfernden, der nie ermüdenden. Uns ſind Kräfte der Liebe gegeben, an denen alle irdiſche Stärke erlahmt. Vor uns liegen alle Werke der Barmherzigkeit, für welche der Staat vergebens Sold und Ehre bietet, für welche vergebens ſeine Geſetzeswächter ſich abmühen.“

Hunderte von Jungfrauen und Frauen haben den Ruf der Zeit verſtanden und ſich bereits mit feſtem Glauben das liebende Herz umgürtet. Unter den Nachfolgerinnen und Jüngerinnen der großen Eliſabeth Frey, deren Bild unſern Leſerinnen nie verlöſchen möge,

Digitized by Google

hat ſich in jüngſtee Zeit eine Engländeein ſo rühmlich hervorgethan, daß ſie wohl auch hier eine Erwähnung verdient. Devenport, eine neuere Stadt bei Plymouth, wird faſt bloß von Tagelöhneen und Matroſen bewohnt. Eine Beſchreidung des verwahrlosten Zuſtandes dieſer ärmſten Klaſſe der Geſellſchaft veranlaßte eine Jungfrau Namens Sellon, ihee Wohnung in einer der inneen Graſſchaften Englands zu verlaſſen, und um ſüe jene Veelaſſenen zu forgen, nach Devenport zu ziehen. Dieß geſchah im Apell vorigen Jahees. Bald hatte ſie Belanntſchaft mit fünf bis ſechs gleichgeſinnten Feauen gemacht. Ihe erſter Scheitt wae die Errichtung einer Schule, wobei ſie einfach die müßig auf dee Steaße umheelaufenden Kinder fragte, ob ſie leſen lernen wollten. Auf ihr Ja ging man zu den Eltern, um ihre Erlaubniß zu holen. Bald waren eine Warteſchule und zwei Induſtrieſchulen mit etwa dreihundert Kindern in Wirkſamkeit. Deßgleichen wuede der Plan zu einer Induſteieſchule füe eewachſene Feauenzimmer entwoeſen, damit duech Zuſammenaebeiten ihr Geſchäft erleichteet und ihre Arbeit werthvoller wüede. Zugleich ſollte duech Vorträge und Vorleſungen während der Arbeit auf Geiſt und Gemüth der Arbeiterinnen wohlthätig eingewirkt weeden. Einige Waiſenlinder nahm die uneemüdliche Jüngerin dee eettenden Liebe ganz zu ſich in's Haus, um ſie lörperlich und geiſtig zu pflegen. Ihr bemerlensweetheſtes Unternehmen abee war dee Verſuch, einen Haufen von wilden Jungen im Alter von zehn bis ſechzehn Jahren, die in den Werlſtätten der Regierung aebeiteten, chriſtlich zu unterweiſen. Ein Prediger, der es früher einmal vergebens verſucht, rieth davon ab; ſie verloe abee ſo wenig den Muth als Eliſabeth Frey bei jenem Beſuch in Newgate, und veefuchte es, die Jungen während ihrer Eſſensſtunde anzueeden. Sechs von ihnen ließen ſich bewegen, ihre Schule zu beſuchen, und kamen auch ziemlich regelmäßig nach Feieeabend. Die unerſchütterliche Liebe dee edlen Jungfrau zu den in iheer Rohheit doppelt des Suchens und Anziehens weethen Mitgeſchöpfen brachte es dahin, daß jezt über hundert Knaben ſich herbeiließen, von denen zwiſchen vierzig und fünfzig täglich in die Schule lommen, ja theilweiſe ihr Abendeſſen veefäumen, um vom Schulmeiſter leſen und ſcheeiben zu leenen und von dee teefflichen Jungfrau ſelbſt Religionsunterreicht zu erhalten. Die daegebotene Geiſtesnahrung wied mit wahrem Heißhunger angenommen; die Schüler ſind nicht wenig erſtaunt über das, was ſie hören, und namentlich war ihre Verwunderung groß, als ſie zum erſtenmal vernahmen, daß ſie eine unſterbliche Seele hätten.

Das Alles hat dieſe Jungfeau faſt allein vermocht, während ihre Gefährtinnen ſich der Keanlenpflege weihen, und zwae jede ſechs Stunden täglich dieſen Beſuchen widmet. Dafüe hatten ſich auch am Morgen des lezten Weihnachtfeſtes mitten unter den andern Kindeen auch etliche von jenen wilden, verwahrlosten Burſchen unter den Fenſtern ihrer Hülfedringeein veeſammelt, um doet einen hiezu eingeübten Choral zu ſingen. Da Fräulein Sellon damals gerade kranl wae, ſo warteten ſie über eine Stunde in der größten Ruhe, bis ſie Licht in der Stube der edeln, für ſie Leib und Gut hingebenden Wohlthäterin ſahen, zu neuem Beweiſe, daß wee Liebe ſäet, auch wieder Liebe ernten darf.

Indem ich die voeſtehende Mittheilung dem Hauptorgane für alle dem Gebiete dee inneen Miſſion zu Hebung dee Nothſtände innerhalb der Chriſtenheit angehörenden Beſtrebungen, den fliegenden Blättern aus dem ſchon öfters angefüheten rauhen Hauſe zu Horn bei Hamburg entnehme, deſſen Leitung in den Händen des voeteefflichen J. H. Wichern, eines der wichtigſten Männer im gegenwärtigen Deutſchland, liegt, komme ich zu gutem Ende auf eine ganz beſondere Feeundin und Nachfolgerin unſeeer Eliſabeth Frey; ich meine die ſchon mehe erwähnte Amalie Sieveking in Hamdueg. Hamburg, durch ſeine tiefen ſittlichen Schäden in der Maſſe ſeiner niedern Schichten eecht auf jede hülfreiche Thätigleit hingewieſen, hat ſich frühe in die neuen, von den Beſten in England angebahnten Wege leiten laſſen und Eliſabeth Frey hat nicht umſonſt die deutſche Weltmeerſtadt ſelber beſucht.

(Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Oſtküſte Schleswigs, Mai.

(Schluß.)

Der Krieg.

Bisher hat die Erfahrung gelehrt, daß die Freiheitsbeſtrebungen des deutſchen Volks unter dem Militär am wenigſten Anklang fanden. Der einzelne Soldat kann hinſichtlich ſeiner Geſinnung natürlich niemals in Frage kommen, da er als Einzelner oft nur eine Null iſt, die mit zählen hilft. Die Führer deutſcher Heere vom höchſten General bis herab zum jüngſten Lieutenant waren und ſind zum größten Theil noch heutigen Tages Anhänger, ja ſchwärmeriſche Verehrer des Abſolutismus.

Digitized by Google

Davon kann man ſich hier zu Lande am beſten überzeugen, gerade jetzt, wo es in den mitteldeutſchen Staaten wieder zum Kampfe gekommen iſt. Von der Reichsverfaſſung, an die ſich alles Volk als ſeinen letzten Rettungsanker klammert, mögen die Herren Offiziere ſchon gar nichts wiſſen. Sie gehen hier, wo das Schwert einmal regiert, viel freier mit der Sprache heraus, als anderwärts, und machen gar kein Hehl daraus, daß die deutſchen Heere die Reichsverfaſſung niemals anerkennen würden, was denn eine Verwendung der Heere auf dieſelbe unmöglich mache. Sprechen dieß auch nur Einzelne unverhohlen aus, ſo kann man dieſe einzeln laut werdenden Stimmen doch immerhin für den Ausdruck der Geſammtheit aller Führer halten. Eine Ausnahme hievon machen nur die Schleswig-Holſteiner. Das ſind durch und durch freiſinnige, dem alten verrotteten Plunder abgeneigte Leute. Ob gemeiner Soldat, ob Offizier, die freie Geſinnung iſt bei Allen dieſelbe, und wo ſich nur Freiheitsbeſtrebungen kund geben, wo das Volk rüttelt an den alten Ketten, wo es ſie zu brechen ſucht, da findet es warme Theilnahme bei den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen. Es iſt dieß die erſte und wohl auch die einzige wirklich demokratiſche Armee im guten Sinne des Wortes, und es nimmt wirklich Wunder, wie die ariſtokratiſchen Offiziere ſo vieler anderer deutſchen Truppen mit dieſen demokratiſch geſinnten Kameraden ſich vertragen können. Ein Herr, wie dieſe Holſten, ein Heer, ſo fröhlichen Muthes, ſo tapferen Armes, ſo voll jugendlicher Begeiſterung für die große deutſche Sache brauchte das arme zerriſſene, in tauſend Intriguen verſtrickte Vaterland; ſolch ein Heer thäte vor Allem der Nationalverſammlung in Frankfurt Noth, um ſich geſchützt zu wiſſen gegen jeglichen Angriff, kommt er von welcher Seite er wolle. Mit ſolcher Heeresmacht wäre es, wenn nicht leicht, doch ſichre möglich, alle renitenten Fürſten zur Anerkennung der deutſchen Reichsverfaſſung zu zwingen, die, wie es jetzt ſcheint, von dem Blute deutſcher Bürger fortgeſchwemmt werden ſoll.

Aus Tirol, Mai.

(Fortſetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Welſchtirol.

Wir hörten oben auf der Burg im Thale drunten ſchon lange ſchießen. Als wir hinabſtiegen in das lang hingeſtreckte ſtattliche Dorf Lana, erfuhren wir die Urſache. Es war ein Freudenſchießen der Bauern, welches dem Einzuge einer Schaar Bußprediger von den Liguorianern galt. Böller auf Böller, Schuß auf Schuß krachte. Im Wirthshaus in Unterlana, wo das treffliche Forellen liefernde Ultener Thal einmündet, ſaß ein Bäuerlein, hoch beglückt, daß es kommandirt war, die Herren von Lana nach Vals, ihrer nächſten Station im Ueberetſch, zu führen. (Ueberetſch heißt Alles, was zwiſchen Meran und Margreid gegenüber Salurn auf dem rechten Eſchufer liegt.) „Verſchießt nur nicht zu viel Pulver," ſagte ich, „ſie möchten's doch am Ende nicht werth ſeyn." Der Bauer ſah mich groß an. „Seyd ihr denn ſo gar ſchlecht," fuhr ich fort, „daß ihr die Bußprediger ſo nöthig braucht?" — „Hören Sie," ſprach er, ſehr pfiffig lächelnd, „man legt nicht die guten Aepfel zu den ſchlechten, ſondern die guten zu den guten;" womit er ſagen wollte: eben weil wir ſo herrliche Leute ſind, ſo kommen die herrlichen Liguorianer zu uns. Das Geſpräch wendete ſich nachher auf Katharina von Möel, das Wundermädchen in Kaltern, welches die Geſchichte Chriſti an ihrem Leibe durchmacht. Hier lächelte er wieder pfiffig und ſagte: „Bin zwar nur ein armes Bäuerlein," und dabei erhob er die rechte Hand und zeigte ein Nägelmaal in der Handfläche. Endlich erſcholl der Ruf: „die Herren wollen fort!" und ſeelenvergnügt rannte unſer Bauer hinaus. Ich eilte den Herren zuvor zu kommen, um wo möglich ihren Einzug in Vals mit anzuſehen. Der Fußpfad, den ich einſchlug, zog ſich aber ſehr in die Länge und verführte mich zuletzt in die ſumpfigen Niederungen der Eſch, ſo daß ich erſt vor Vals anlangte, als ſchon wieder das Freudenſchießen anging. Im Wirthshaus hörte ich, daß um fünf Uhr Nachmittags die erſte Predigt beginnen würde. Ich beſchloß da zu bleiben, um den Eindruck dieſer Predigt auf das Landvolk mit zu erleben. Das Dorf Vals liegt in einer ziemlich ernſten Gegend, die für Tiroler Verhältniſſe ſehr ſtattliche Kirche auf einer mäßigen Anhöhe, welche Dorf und Thal beherrſcht. Ueberhaupt ſind die Gotteshäuſer in Tirol meiſt von verhältnißmäßig imponirender Größe. Man ſieht, es iſt Lieblingsſache des Volks, und die heilige Kirche ſorgt ſchon für hinlängliche Mittel. Ich war noch vor Anfang der Predigt eben. Still verſammelte ſich das Volk und betete. Plötzlich erſcholl das Geläut einer mächtigen Glocke und zugleich begann draußen von neuem das Schießen. Die Bußprediger zogen in die Kirche, fünf an der Zahl, in einfacher Uniform, ein großes Kreuzfix vor ſich hertragend, Kreuzfixe auf der linken Bruſt und Crucifixe in den Händen. Die Uniform beſtand in einem ſchwarzen Talar, blauer Halsbinde und viereckigem ſchwarzen Käppchen. Der Augenblick, zumal wenn man ſich lebhaft in die Seelen der ſchlichten Zuhörer verſetzte, hatte etwas Ueberwältigendes. Einer der Bußprediger beſtieg die Kanzel. Der Hauptinhalt ſeiner ganz vernünftigen, aber ziemlich gewöhnlichen Predigt war, wie viel der Menſch der Pflege ſeines Leibes widme, und wie wenig ſeiner Seele. Nur mißfiel mir, daß er am Schluſſe die Männer, die Eheſeauen, die Jünglinge, die Mädchen, jeden Stand einzeln aufforderte zur Beichte zu kommen. Die Bußprediger bleiben gewöhnlich eine ganze Woche an einem Orte, predigen täglich und hören Beichte, bis ſie Alt und Jung bekehrt haben. Natürlich werden ſie dafür auf's Beſte verpflegt und zuletzt weiter ſpedirt. Im Wirthshauſe war die Predigt noch lange Gegenſtand eifrigen Geſpräches unter den verſammelten Bauern.

Alſo wieder hinaus aus der ſchwülen Bußatmoſphäre, hinaus in Gottes friſche, freie Natur! Je weiter man auf dem Wege von Vals im Ueberetſch vordringt, deſto üppiger, deſto ſüdlicher wird das Colorit der Vegetation. Auch jener eigenthümlich pikante Duft der Bäume und Sträucher, der ſich mir jedesmal beim Eintritt in Italien bemerklich machte, findet ſich hier ein. Ganz beſonders ſchön gedeiht hier der Nußbaum. Die Früchte lagen häufig unbeachtet, zertreten am Wege. Auch Maulbeerbäume ſieht man in ziemlicher Menge. Sobald man an dem artigen Kirchdorf Andrian vorüber iſt, öffnet ſich eine weite Ausſicht nach Botzen hinüber. Man unterſcheidet deutlich den mächtigen Thurm und das bunte Dach der ſchönen gothiſchen Kathedrale. Darüber die Berge des Eiſackthals, welche wieder die mächtigen röthlich weißen Dolomitfelſen, vor allen der Schlernkofel, majeſtätiſch überragen; ſeitwärts, links am Wege, aber von Botzen rechts, die maleriſche Ruine Siegmundskron. Dießmal lockſt du mich vergebens, du reizender Vorpoſten Heſperiens, citronengeeichtes, orangenumduftetes, aber auch glühend heißes Botzen! Ich gehe, das Vaterland der edlen Traminertraube aufzuſuchen. Noch einige hundert Schritte, und der Weg biegt ein zwiſchen Rebenhügel, die jede Ausſicht verdecken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 129. Mittwoch den 30. Mai 1849.

— O War, thou son of hell,
Whom angry heavens do make their minister!
Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 72—76.)

Der Kampf hinter Pesth.

Daß ich noch lebe, ja nue noch ein unveeleztes Glied an meinem Körpee habe, begeeife ich oft felbft kaum. Welche Strapazen ich in den lezten Wochen erteagen, welchen Gefahren ich entgangen bin, ift wieklich kaum zu befcheeiben. Da ich noch immee bei den Voeteuppen ftehe, die leider in lezter Zeit oft die Nachtruppen unfeees Corps gewoeden find, und da ich mit meinem kleinen Häuflein meift allein umheefchweife, fo weeden uns feeilich Befchwerden und Gefaheen mit doppeltem Maaße zugemeffen. Wie ein Bett, wie ein Stuhl ausfieht, hatte ich längft vergeffen, und die Kleidee find feit dem Ausmarfch aus Peftb bis voegeftern, wo wie wegen dee allzugeoßen Eemüdung dee Pfeede — denn auf uns Menfchen wied natüelich keine Rückficht genommen — nothgedeungen einige Ruhetage eehielten, mie nicht mehe vom Leibe gekommen. Aber wie fehe ich auch aus! fuechtbae, geäßlich! Ich mußte feldft übee mich lachen, als ich mich zueeft wiedee im Spiegel eedlickte. Ein langee Baet, übee Kinn, Wangen und Mund eben nicht fondeelich zieeliche Wellen fchlagend, das Haupthaar fchlecht von einem Hufaeen verfchnitten; übee dee Stirne ein fchwaezes Tuch, wegen einer leichten Hiebwunde, die mie ein ungaeifchee Hufae vor einigen Tagen beigebeacht; mein weißer Mantel mit geauen, fchwaezen, beaunen, gelben Flecken bedeckt, mit Blutfteeifen maemorirt, duechlöchert von Hieben, Kugeln und Feuerbeänden der Bivouaks; der Tfchako duechhauen und veebogen, ftatt dee zierlichen „Tfchismen" geoße Waffeeftiefeln übee den beeit mit Ledee befezten Hofen, die fchwaez und gelbe Schäepe aller Feanfen beraubt. Meine Klinge ift von den vielen Hieben, die fie ausgetheilt und paeiet hat, ganz fchaetig und mit dickem Bluteofte bedeckt; mein teefflichee Ali, mein edles Steeitroß, ift dürr wie eine Katze und duech einen Säbelhieb eines Ohes beraubt, dabei abee, wie gottlob fein Heee felbft, frifch und eüftig und ftets zu neuen Kämpfen bereit. Auch meine Soldaten halten noch wackee aus, gleichen aber noch mehe einer Räubeebande als ich felbft einem Räubeehauptmann.

Uebeigens ift beeeits weit übee die Hälfte deeer, die ich von Anfang bei mir hatte, gefallen odee fchwer veewundet und mein kleines Coeps hat fchon wiedeeholt dee Ergänzung beduefft. Nun, das geoße Kaifeereich hat noch viele Leute; was fchadet es, wenn wir auch Alle hiee zu Geunde gehen? Soldaten belommt dee Kaifer immee wiedee. Das Menfchenleben finkt gewaltig im Werth, wenn man, wie wie, übee ein Jahe im beftändigen Kriege lebt.

Da wie ftets in unmittelbaeee Nähe des Feindes find und oft kaum eine Vieetelftunde von feinen Voeposten unfere Feldwacht aufffchlagen, haben wir, befondees in dee lezten Zeit, dee Gefechte unzählige beftanden. Es veeging faft kein Tag, wo wie uns nicht in geößeeem odee kleineeem Styl mit den feindlichen Hufaeen geeauft hätten, und oft hatten wir diefes Veegnügen Moegens zum Feühftück und Abends uoch einmal, ja einige Tage gingen faft ganz in beftändigen Plänkeleien hin. Häufig waeen es nue einige Säbelhiebe, die einzelne Reiter mit einander

Digitized by Google

wechselten, oder die Vorposten schickten zur Abwechslung einige Karabinerkugeln herüber und hinüber, oder es galt, irgend einen schlau angelegten Ueberfall auszuführen oder abzuwehren. Bisweilen aber wurde die Sache auch ernsthafter; es gab tüchtige Gefechte, ja Schlachten, und die Kanonen knallten gehörig darein. Gar mancher Reiter mußte den Sitz im Sattel für immer mit dem Lager in kühler Erde vertauschen. Die größeren Gefechte waren zum Theil sehr blutig, denn es wurde von beiden Seiten mit größtem Muth, mit unbeschreiblicher Erbitterung gekämpft. So sah ich bei Gyöngiös, wie zwei Schwadronen Kossuthhusaren dreimal ansezten, um in ein Carré unserer Infanterie zu kommen; zweimal trieb das ruhige, wohlgerichtete Feuer des Fußvolks sie zurück; schaarenweise waren Rosse und Reiter gefallen, da sezten sie mit einem lauten „Huzzah, eljen, eljen Kossuth!" zum drittenmal an, und in vollem Rosselauf, das feindliche Feuer gar nicht mehr achtend, brachen sie in das Viereck ein und ihre scharfen Säbel wütheten nun furchtbar in demselben herum. Leider konnten wir unsern braven Kameraden nicht zu Hülfe kommen; wir hatten es im Augenblick selbst mit einer überlegenen Schaar feindlicher Reiter zu thun. Obgleich wir endlich nach heißem Kampf das Schlachtfeld behaupteten, war doch auch unser Verlust nicht gering.

Es ist nicht zu läugnen, der größte Theil der Insurgenten, besonders ihre Reiterei, schlägt sich vortrefflich und zeigt einen Muth und dabei eine Geschicklichkeit, wie sie so recht die Eigenschaften des tüchtigen Soldaten sind. Was sind jene prahlenden, schwazenden, feigen Italiener gegen diese kühnen Magyaren und todesmuthigen Polen! Mit Ausnahme eines Theils der sardinischen Armee, besonders der piemontesischen Regimenter, sind alle diese sogenannten Truppen der sogenannten Republiken zusammen nicht so viel werth wie vier Regimenter ungarischer Husaren. Ob wir aber nicht trotz der tapfern und geschickten Gegenwehr unserer Feinde größern Erfolg gehabt hätten, wenn bei uns von oben herab die Sachen anders angefaßt würden? Der Geist unserer Soldaten ist mit ganz geringen Ausnahmen fortwährend der beste geblieben, und sie haben namentlich in standhafter Ertragung all der unendlichen Beschwerden, die dieser Feldzug mit sich brachte, fast das Unglaubliche geleistet. Ja, unser Heer ist wacker und brav und der alte gute Geist lebt noch in ihm, und wird es nur gut geführt und richtig geleitet, so ist noch immer sehr viel damit auszurichten. Sollte es aber im Buch des Schicksals bestimmt seyn, daß Oesterreichs Macht auseinander gehe, daß dieses einst so stolze Reich zertrümmert werde, dann muß zuvor unser Heer vernichtet, aufgerieben werden. So lange dieses besteht, fest wie bisher zusammenhält, so lange steht Oesterreich auch noch fest. Auf seine Bajonette muß es sich stützen, diese wanken noch nicht; alle seine andern Stützen sind morsch und von geringem Werth.

(Fortsezung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsezung.)

Seit anderthalb Jahrzehnten steht insbesondere Amalie Sieveking, ein Name dessen Hamburger Klangs, an der Spitze weiblicher Thätigkeit für Armenwohl und Volkserrettung. Es liegt ihr sechzehnter Bericht über die Leistungen ihres weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege vom Jahr 1848 vor mir. Mit gewandter Hand wendet sie sich vor Allem an die Gebildeten ihres Geschlechts, um sie zu reizen, aus Glauben in Liebe ein Salz der deutschen Erde gegen die sonst bevorstehende Auflösung zu seyn. „Wie durch die Beimischung eines natürlichen Saizes eine Menge fremdartiger Körper innig mit einander mögen verbunden werden, so soll die christliche Frau durch Liebe, Freundlichkeit und Milde vermittelnd einwirken auf die feindseligen Elemente, die in der Menschenwelt so gewaltige Conflikte hervorufen. Keine darf es vergessen, daß sie nicht ausschließlich nur dem engern Familienbande angehört, sondern auch Pflichten zu erfüllen hat in einem weitern Kreise. Welche aber irgend den höhern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft angehören, dürfen in dieser Zeit gewiß weniger als je in ihrer Liebesthätigkeit ausschließlich sich gebunden halten an die Kreise ihrer geselligen Verbindungen; sie müssen vielmehr in dem dringenden Nothstande der unteen Volksklassen, sowohl im Leiblichen wie im Geistlichen, die unabweisliche Anforderung erkennen, dem Dienste dieser ihrer armen Brüder und Schwestern nicht allein einen Theil ihrer äußern Glücksgüter, sondern auch ihrer persönlichen Kräfte zu widmen."

Schon eine wohlverstandene Politik, meint sie mit Recht, sollte diese Bestrebungen hervorrufen. Nach gewichtigem Urtheil, das sie vernommen, sey ein wohlthätiger Einfluß der weiblichen Vereine für Armen- und Krankenpflege auf die Stimmung der Geringeren im Hamburger Volke unverkennbar; doch verstehe es sich, daß der Beweggrund ein höherer seyn müsse als Sicherung der eigenen Anliegen. Auch wenn kein Aufstand der Proletarier mit dem Schrei der Verzweiflung drohte, müßte die Liebe Christi uns drängen, zu ihnen zu treten mit freundlichem Erbarmen, um ihre Thränen zu trocknen und den Ausbruch der Verzweiflung in Preis und Dank gegen den Herrn zu verwandeln.

Digitized by Google

Mit gründlichem, vielerfahrenem Blicke bezeichnet die Berichterstatterin das Mißverhältniß zwischen Arbeitsr und Arbeitsgelegenheit, Arbeitslohn und Lebensbedürfniß als den eigentlichen faulen Fleck. Sie führt das Beispiel eines durchaus braven und tüchtigen Tischlermeisters an, der im besten Alter mit Frau und fünf Kindern in ihre Vereinsunterstützung aufgenommen wurde. So lang es nur irgend möglich war durchzukommen, hatte er zwar wohl geäußert, aber nie geklagt, wie schwer es ihm falle Weib und Kinder zu ernähren. Oft fehlt es an Arbeit, immer wird sie zu schlecht bezahlt. Nicht einmal der große Brand in Hamburg nützte diesen kleinen Meistern, nur große Tischler, denen es nicht an Verlag fehlte, konnten ihr Glück machen. Auch das that sich nicht, daß der kleine Meister in Taglohn bei dem großen ging, sonst hätte er seine Kundschaft verlorrn und nichts gehabt, wenn die Arbeit beim Großmeister aufhörte. Auch das kam noch hinzu, daß es in dem neugebauten Stadttheil nun nicht mehr so viel zu bessern und wiederherzustellen gibt, als in den alten Häusern früher.

Hier haben wir einen durchaus rechtschaffenen, geschickten und fleißigen Mann vor uns, der bescheidrn, genügsam, gottesfürchtig, nichts verlangt, als sich redlich nährrn zu können. So aber dieß am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden? Kann die Herstellung einfacherer Zustände überhaupt, eine bessere Gewerbeordnung, ein Bürgerrechtsgesetz, das die Niederlassung an ernstere Bedingungen knüpft als bisher, eine andere Beschützung und Erleichterung des überseeischen Verkehrs den also sich anstauendrn Sümpfen der Nahrungslosigkeit nicht bald Abzugsgräben öffnrn und Dämme baurn, so ist allerdings ein Ende der bisherigrn europäischen Welt unvermeidlich. Unmittelbar in dirse Armuth hebend und bessernd einzugreifen vermag das Christenthum freilich mit allem Glaubrn und aller Liebe nicht. — Aber bleiben wir nur bei unserem Tischlermeister. Wäre derselbe, ohne Schule und Kirche, in Unglauben, Aberglaubrn und Laster aufgewachsen und dem communistischen Versucher anstatt dem christlichen Vereine für Armenpflege anheimgefallen, zu welcher Beule wäre diese Familie der Gesellschaft und dem Staate geworden, zu welchem Fluche für sich und ihre Kinder! — Wie viel geschieht da schon, wenn nur durch solche christliche Fürsorge größerem Uebel vorgebeugt, namentlich der innerliche Bruch und sittliche Verfall verhindert wird! Und das kann allein solche christliche persönliche Theilnahme, Hülfeleistung und Aufrichtung. Wo auch und wie immer der Staat, die Gemeinde, die politische Körperschaft, oder der bloß weltlich durch Schreibstube und Polizei gehandhabte Verein in diese Nothstände mildernd und unterstützend eingreifen mag, nie ist's von Dauer, nie von nachhaltiger, dankbarer Wirkung, immer mehr oder weniger entsittlichend.

Es kann auch gar keine Behörde sich der Armuth so annehmen, wie z. B. wieder jener Hamburger Frauenverein der armen jungen Frau, welche sich, zwanzig Jahre alt, mit einem Manne anscheinend sehr glücklich verheirathet hatte, aber bald durch dessen Liebe zum Branntwein von Stufe zu Stufe in's tiefste Elend sank, bis der Mann sie verließ und nach Amerika ging. Einen Monat darauf gebar sie ihr viertes Kind. Das Armengeld, das die Stadt ihr gibt, reicht nicht hin, die Miethe des Zimmers zu decken, in dem sie nichts als ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle stehen hat, nachdem alles Uebrige verkauft und versetzt worden. Mitten im Winter blieb ihr einziger Anzug ein ganz dünnes Kleid mit kurzen Aermeln und einem dünnen Umschlagtuche. Die Kinder wurden krank vor Schwäche in Folge des Hungers, und doch haben sie die Mutter, an die sie sich bitter weinend schmiegten, als sie ihnen erklärte, sie wolle sie lieber von sich geben zu andern Leutrn, die sie dann satt machen könnten, auf's beweglichste gebeten, sie möge doch das nicht thun, sie wollten ganz stille seyn und ganz ruhig zu Bette gehen. Wenn sich nun dieser armen, vom Manne, vom Brode und wochenlang von allem Verdienste verlassenen Frau die würdige Vorsteherin des Armenvereins nicht persönlich dargestellt hätte als rettender Engel, indem sie dem geschickten und fleißigen Weibe sogleich etwas Arbeit nachweisen konnte und sie durch Verleihung einer wohlfeilen Wohnung im (Amalien-) Vereinsstifte und sonstige Unterstützung vor dem Hungrr schützte, was wäre aus ihr geworden?

Und wenn nun allerdings weit nicht allen geholfen werden kann, da die Noth so groß ist, der Nothhelfer und Helferinnen so wenige sind, und selbst die heilige Ursula mit sammt ihren eilftausend Jungfrauen kaum für einen Theil Deutschlands ausreichte; — wenn demgemäß Amalie Sieveking offen erklärt, daß sie, wo sie bestimmt wisse, daß sie die gewünschte Hülfe nicht gewähren könne, mit aller Bestimmtheit die Arbeit und Hülfe Begehrenden abweise, um sie nicht mit leeren Hoffnungen hinzuhalten; — wenn sie mithin weiß, daß die völlige Hebung der Nothstände im Großen und Ganzen nicht im Bereiche der Privatpersonen und ihrer Vereine liegen kann: so ergibt sich ihr die Nothwendigkeit, daß „wir um so treulicher das Unsere thun im Kleinen und Einzelnen," obschon es nicht im Geiste der Zeit und ihrer völkerumfassenden Weltverbesserungspläne liegt, erst treu im Kleinen zu seyn und daran sich für's Große zu bewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

(Schluß.)

Neue Bilder aus Süd- und Welschtirol.

Vor uns auf einer Anhöhe winkt der mächtige Thurm von St. Paul, einem artigen Flecken von schon ziemlich italienischem Aussehen. Dann folgt St. Michael, wo uns die ersten im Freien wachsenden Cypressen begrüßen. Der Calvarienberg, auf welchem die Kapuzinerkirche steht, gewährt eine wunderschöne, reiche Aussicht bis nach Meran hinauf. Gleich von hier aus kann man auf einem Schleifwege, wo man sich allerdings hüten muß, dem Weinbergwächter zu begegnen, an einer kleinen niedlichen Mühle vorbei nach Schloß Eppan gelangen. Dieser weiland hochberühmte Sitz eines reichen und mächtigen Grafengeschlechts, welches im eilften Jahrhundert an vierzig Schlöffer besaß, aber nach einer unglücklichen Fehde mit dem Bischof von Trient schon im vierzehnten Jahrhundert ausstarb, liegt jetzt theilweise in Trümmern. Das vordere Schieß aber, welches eine weite, reizende Aussicht gewähret, ist jetzt solid und tüchtig wieder aufgebaut. Der beneidenswerthe Besitzer ist ein Baron von Leinmer. Hinter Hohenepyan schließt sich die Gegend und nimmt einen eigenthümlich idyllischen Charakter an. Die Berge verschwinden, und man erblickt nur noch Weingärten und anmuthiges Gehölz. Etwa eine Stunde von Hohenepyan liegt das heitere und wohlgebaute Städtchen Kaltern, dem man den aus dem Weinhandel gewonnenen Reichthum seiner Bewohner wohl anmerkt. Jetzt war es überdieß mit Ehrenpforten, Triumphbogen und Guirlanden geschmückt, die man dem durchreisenden Fürstbischof von Trient zu Ehren errichtet hatte. Die stattliche Pfarrkirche enthält einige sehenswerthe Gemälde von Tiroler Meistern. — Das unweit davon gelegene Wirthshaus ist sehr zu empfehlen. Ich genoß hier zum erstenmal eine sehr gute Mehlspeise mit Pignoli (mandelähnliche Pinienkerne). Selbst bis zu einem Kasino hat es der Ort gebracht, wo vier bis fünf Honoratioren Billard spielen und den Tiroler Boten, ja vielleicht gar die Augsburger Allgemeine lesen. Ich machte nach dem reichlichen Mittagsmahl einen Gang nach dem Franziskaner-Kloster, um, wenn das Glück gut wäre, das Wundermädchen Katharina von Mörl zu sehen. Der ziemlich mürrische, wortkarge Pförtner, der jedenfalls in mir sogleich den Ketzer witterte, verwies mich an ihren Beichtiger, den Pater Capistran, einen hagern, ehrwürdige Mönchsgestalt mit langem Gesicht. Da dieser jedoch eben Beichte saß, und ich überdieß den erforderlichen Gesandtnißschein des Bischofs von Brixen nicht hatte, so mochte ich ihn nicht stören und begnügte mich, den Pförtner noch mit einigen Fragen zu quälen. Aus seinen Antworten entnahm ich, daß die gute Katharina jetzt ist und trinkt, wie andere ehrliche Leute, und daß es mit den Visionen und Entzückungen wohl zu Ende gegangen seyn mag. Ihre Leidensschwester Maria, im Fassathal, wenn ich nicht irre, ist vor Kurzem gestorben. — Hinter Kaltern bringt ein anmuthiger, wohl eine Stunde langer See eine freundliche Abwechslung in die Gegend. Von seinen schilfumkränzten Ufern bis an die Straße ziehen sich reiche Weingärten. Die mächtigen, allenthalben herabhängenden Trauben machten meinen Appetit rege. Ich bat einen Bauer auf italienisch, mir für Geld und gute Worte eine zu geben. Er verweigerte es mürrisch. Ich brachte meine Bitte noch einmal deutsch vor. „Ja," sagte er nun, „wenn der Herr deutsch redet, das ist was anderes," und schnitt mir sofort eine der schönsten Trauben ab, ohne eine Vergütung dafür anzunehmen. Ich freute mich der patriotischen Gabe jetzt doppelt. Möchte diese deutsche Gesinnung in jener Gegend die allgemeine seyn!

Vom Ende des Kalterner Sees an steigt die Straße wieder allmählig und die Aussicht wird wieder weiter, die Gegend aber auch etwas steriler. In ziemlicher Höhe, etwa anderthalb Stunden von Kaltern, liegt der nicht sonderlich freundliche Flecken Tramin, dessen Umgebung der Stammsitz der berühmten Traminer Traube ist. Aber meine Hoffnung auf ein Glas des besten gekelterten Weins ging nicht in Erfüllung. Der Wein, den ich dort genoß, war einer der schlechtesten auf der ganzen Reise. Einige Privathäuser am Ende des Oertchens, wo die bessern Weine lagern sollten, fand ich verschlossen. Es war also hier, wie in den Weinlanden bei uns: den guten Wein führen sie aus, und den schlechten trinken sie selbst. Bald hinter Tramin gelangt man nun wieder in das eigentliche Etschthal, und erblickt gegenüber am linken Ufer des Flusses den weißleuchtenden Ort Neumarkt (italienisch Egna), und weiterhin das alte Salurn mit seiner malerischen, die Stadt beherrschenden Veste. An dieser Seite aber drängen sich die Felsen nahe heran, so daß die Oertchen Enetatsch und Margreid höchst romantisch gelegen sind, die Häuser zum Theil wie an den Felsen geklebt erscheinen. Ich gelangte unter Führung einiger freundlichen, wie es schien blutarmen Weiber, den Umweg über Gurtinig vermeidend, quer durch das Thal über die Etschbrücke nach Salurn, wo ich im Wirthshaus zur Krone, welches als das beste des Städtchens gilt, ein nach italienischer Weise etwas unfreundliches und nicht sonderlich bequemes Obdach, dafür aber einen desto freundlicheren Wirth und um so billigere Zeche fand; übrigens ist dieser Wirth ein Deutscher.

Wir befinden uns jetzt auf der großen Heerstraße nach Italien, und ich will daher die Leser nicht mit Bekanntem langweilen, sondern sie zwischen den zuweilen ziemlich eng zusammentretenden, etwas steilen Kalkfelsen ebenso rasch dahinführen, als es der muntere Bursche aus Botzen that, der mich am nächsten Morgen als einzigen Passagier im Stellwagen führte. Es war ein Prachtexemplar eines deutschen Tirolers, dieser Kutscher, kräftig gewachsen, von blühender Gesichtsfarbe, behaglich, immerfort aufs schönste pfeifend und jodelnd, während seine wackern Thiere immer im gestreckten Trabe dahinflogen. So kamen wir bald nach St. Michele oder Wälschmichel, wo der Noce und mit ihm das Val di Non in das Etschthal einmündet, dann nach Cavis mit seinen auf Terrassen schwebenden Gärten, und schon vor zehn Uhr nach Trient, wo der Wagen an dem berühmten Hotel Europa in der Contrada larga hielt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortliche Redakteure: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 130. Donnerſtag den 31. Mai 1849.

Manifestati, quod epistola estis Christi, scripta non atramento, sed spiritu Dei vivi, non in tabulis lapideis, sed in tabulis cordis carnalibus.

Paulus
ad Corinth:

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

„Wo man ſich des redlichen Willens bewußt iſt, mit Aufwendung aller verliehenen Kräfte zu thun, was man kann, da beruhigt man ſich auch leichter übee das, was man nicht kann, und ſtellt es freudig in die Hand deſſen, von dem alle Hülfe kommt. Und wo geholfen wird im Geiſte chriſtlicher Liebe und zur leiblichen Gabe die geiſtliche ſich fügt, da läßt ſich der Segen gar nicht begrenzen nach Zeit und Ort."

Von ſolcher Geſinnung getragen und von ſolchen Werken begleitet, konnte denn eine Amalie Sieveking auch einmal und das anderemal geradezu die arbeitenden Klaſſen angehen und durch ein offenes, freies Wort ſie dem bedrohten Frieden wieder zu gewinnen ſuchen. Sie erließ bereits ein „zweites Sendſchreiben der Vorſteherin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege an ihre Freunde unter den Armen," worin ſie auf die politiſchen und geſellſchaftlichen Fragen mit eigenem Geſchick und Freimuth eingeht. Sie erklärt ſich friſch für eine Freundin der vollkommenſten Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, des Fortſchrittes überhaupt; ſie redet aber um ſo friſcher von der Mißfarbe, welche zumal der communiſtiſche Wahn über alle Güter und Fehler der Menſchheit geworfen, als ſie ſelber ſchon erfahren hat, was es heißt, durch der eigenen Hände Arbeit ſein Brod verdienen mit ſtillem Fleiße, und noch davon übrig zu haben, um zu geben den Dürftigen. Dazu kann ſie aus ihrem eigenſten Leben ſagen: „ich weiß kaum einen unglücklicheren Menſchen unter der Sonne, als einen ſolchen, der keinen andern Beruf zu haben meint, als ſeinen Vergnügungen nachzugehen." Endlich muß ihr ja wohl Gehör werden für ihre Erzählung der Fabel des Menenius Agrippa, für ihre Hinweiſungen auf die franzöſiſche Revolution, für ihre Anweiſung zu gutem Hausregiment vor Allem und dann zu Betheiligung bei den nächſten Zunft- oder Ortsanliegen, anſtatt des Kannegießens in der großen Politik, für ihre Belehrungen über die unverbeſſerlichen Schäden der Concurrenz in übervölkerten Landen, für ihre Schilderungen des glänzenden Elends der Reichen — wenn ſie hinzufügen kann: „mein Herz iſt warm geworden gegen euch, meine Freunde, ſeitdem ich euch näher getreten, und ich bin gewiß, daß die meiſten unter euch die euch bewieſene Liebe nicht unerwidert laſſen. Auch die Undankbaren will ich gerne entſchuldigen, ſo weit ich kann. Bei Manchem hängt es zuſammen mit einem nicht verwerflichen Selbſtgefühle, dem es drückend iſt, Hülfe zu empfangen von andern. Es gibt freilich Menſchen, die den Armen die Wohlthaten ſo vorrücken, daß ſie mit bittern Empfindungen erfüllen müſſen. Aber nicht wahr, meine Freunde, das iſt nicht *unſere* Weiſe? — Daß wir euch Hülfe gewähren, ſo weit Mittel und Kräfte reichen, dazu halten wir uns *verpflichtet*. Wir ſind berufen, die Liebesgaben, welche fremde Wohlthätigkeit in unſere Hände gelegt hat, auf möglichſt zweckmäßige Weiſe unter euch zu vertheilen; wir ſind die Almoſenpflegerinnen unſerer wohlhabenden Mitbürger, die nicht die Zeit haben, perſönlich ſich um eure kleinen Angelegenheiten zu bekümmern. Mit dieſer gewiſſenhaften Verwaltung des Anvertrauten meinen wir nichts Sonderliches zu thun, und wehe uns, wenn wir es nicht

thäten! Wir laſſen dabei den Hungrigen nicht allein Anderer und unſer Brod finden, ſondern auch unſer Herz. Wir ſchenken ihm unſere herzliche Theilnahme, wir weihen ſeinem Dienſte einen Theil unſerer Zeit, unſerer perſönlichen Kräfte, wir geben ihm Liebe mit Einem Worte und werden damit um ſeine Gegenliebe. Wolltet ihr dieſe uns weigern? — So, meine Freunde, laſſet uns einander die Hand reichen im Geiſte chriſtlicher Liebe; ihr ſollet darin nicht bloß Nehmer, ſondern auch Geber ſeyn."

Wer ſo vor das hungrige Proletariat tritt, der muß eine beſeiedende Wirkung auf daſſelde haben. Was eine Eliſabeth Frey erlebt, was eine Amalie Sieveking erzielt, welche der Leſerinnen könnte nicht daſſelde erreichen und ein Engel des Troſtes, eine Botin des Friedens werden? — Weil aber in allen Dingen der Anfang das Schwerſte und die Ausführung eine Freude iſt, wenn man nur erſt weiß, wie es anfangen, ſo lohnt es doppelt der Mühe, wenn wir zu gutem praktiſchem Schluſſe unſere Fragen darum an eine ſo reich erfahrene, vielgewandte, freimüthige Martha richten, wie ſie ſich in den genannten Hamburger Jahresberichten, zumal im fünfzehnten vom Jahre 1847, uns gibt. Es ſind in dieſem Hefte ſo viele praktiſche Blicke und Winke, ſo gründliche Beiträge zu einer ergiebigen Wiſſenſchaft der Armenpflege niedergelegt, daß die edle Verfaſſerin von der künftigen deutſchen Reichsakademie Diplom und Stelle einer würdigen Honorarproſeſſorin der Armenpflege erhalten muß.

Ich denke, Leſer und Leſeeinnen, die ein Auge für den Abgrund haben, an dem wir ſchweben, und ein Herz für das arme deutſche Volk, deſſen Tod und Leben auf dem Spiele ſteht, heißen es willkommen, wenn ich die wichtigſten Punkte und Lehrſätze in aller Kürze hier an den Schluß meiner Fürſprache für Armuth und Chriſtenthum ſtelle. Sie mögen daran ihre eigenen Erfahrungen und Anſichten ergänzen und deſto eher finden, wie Lichtenbergs Vorſchrift auch in dieſem Stücke auszuführen ſey, daß man nämlich, wenn die Kanonen brummen, nicht nach hinten, ſondern nach voene ausreißen ſoll.

Jener wirkliche Muſterverein für Armen- und Krankenpflege hatte im Jahre 1847 eine Rechnungsablage über 15,656 Mark Banko Einnahme und Ausgabe zu ſtellen, im Jahre 1848 über 14,762 Mark. Seine Mitglieder verpflichten ſich zu perſönlichen Beſuchen der Armen, um ihnen ſo viel möglich geiſtig und leiblich aufzuhelfen. Es ſollen aber Hülfeleiſtungen eine Auszeichnung ſeyn für die beſſere, rechtliche Klaſſe der Armen. In der Regel werden alle Unterſtützungen nicht in Geld, ſondern in natura gereicht. Aufgenommen werden regelmäßig nur ſolche Familien, in denen ein erwerbendes Mitglied ernſtlich erkrankt iſt, und zwar auf Empfehlung eines Armenarztes. Der Verein verſchafft ſich beſonders genaue Auskunft, welche Unterſtützung die Leute ſonſt erhalten, um das Weitere darnach zu bemeſſen. So weit es irgend ausführbar, wird den geſunden Armen nicht Almoſen gegeben, ſondern ihnen das wohlthuende Gefühl verſchafft, durch Anwendung der eigenen Kraft in nützlichen Beſchäftigungen ſich ſelbſt ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Im Uebrigen erwartet der Verein das Meiſte vom Wirken der Liebe im Geiſte des Glaubens, der alſo gepaart iſt mit Wahrheit, Weisheit und Ernſt, indem eine weichliche Liebe das Uebel nur ärger macht. Dabei erfolgt religiöſer Zuſpruch, um den Sinn nach oben zu richten und Beſſerung und Ergebung zu pflanzen. Die meiſten armen Familien werden wöchentlich einmal beſucht, andere ſeltener, ſchwer Erkrankte öfter. Ueber die gemachten Beſuche trägt jedes Mitglied nach einem gedruckten Schema einen ſchriftlichen Bericht ein, für jede Familie beſonders. Dieſes Heft wird der nächſten Beſucherin eingehändigt, welche ſo eine fortlaufende Geſchichte des Armen darin findet zu fortwährend ſchneller Verſtändigung und Ueberſicht.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Doch zurück zu den Einzelnheiten meines Lebens ſeit meinem lezten Briefe. Alle die zahlloſen kleinen Gefechte, die ich ſeitdem beſtanden, zu beſchreiben, wäre gar zu langweilig. Oft warfen wir die Magyaren zurück, bisweilen wurden auch wir wieder geworfen, wie das Kriegsglück es wollte. Traurige Auftritte gab es in Menge, heitere nur ſelten. Der frohe Uebermuth, mit dem wir in den Krieg gezogen, iſt ſehr herabgeſtimmt und hat einer männlichen Faſſung Platz gemacht. Luſtige Kriegs- und Trinklieder hört man jezt ſelten und nur bei beſondern Geiegenheiten in unſern Bivouaks. Meiſt ſind es nur Einzelne, die dieſelden anſtimmen, die Mehrzahl iſt zu ermüdet oder zu verdrüßlich. Alle Tage faſt kommen Nachrichten, daß der oder jener Freund oder brave Kamerad ſeineu Tod von den feindlichen Kugeln oder Säbeln gefunden habe, oder doch ſchwer verwundet danieder liege. Wenn dergleichen Hiobsposten ſich unaufhörlich wiederholen, müſſen ſie am Ende die Seele niederdrücken. Dazu iſt es in den lezten Zeiten nicht vorwärts, ſoudern leider zurück, oft ſogar recht

Digitized by Google

aeg zurück gegangen, und dieß iſt ein gae trübſeliges Wort für das Ohe jedes draven Soldaten, das ihm leicht die ſeeudige Stimmung raubt. Nun, hoffentlich geht es bald wieder voewärts, tüchtig voewäets, und wir holen wieder ein, was wie verſäumt haben. Wann aber dieſer unſelige Krieg enden ſoll, iſt noch gae nicht abzuſehen. Die Ungarn werden es auf's Aeußerſte teeiben, es wieb noch unſäglich viel Blut koſten, bis Oeſteeeeich ganz Ungarn und Siebenbürgen völlig als eroberte Provinzen anſehen kann. Und wenn dieß geſchehen, ſo wird eine Armee von 50,000 Mann hier ſtehen bleiben müſſen, um jedes Aufflammen des Feuers, das noch lange, lange unter der Aſche foetglimmen wird, zu unterdrücken. Doch was geht uns Subalternoffizieee dieß Alles an! Wir haben es nicht verſchuldet und brauchen es nicht zu verantworten; unſere Pflicht iſt es nur, für die Ehre dee öſterreichiſchen Fahne zu ſtreiten, und dieß wollen wir auch getreulich bis zum lezten Hauch des Lebens.

Was mie in dee lezten Zeit den Kampf oft ſehe unangenehm machte, wae, daß ich ſo häufig den Huſaren meines eigenen frühern Regiments gegenüberſtand, ja mich wiedeeholt tüchtig mit denſelben herumhauen mußte. So habe ich einmal faſt einen ganzen Tag mit einem Reiteetrupp geplänkelt, der geößtentheils aus ehemaligen Huſaren der Schwadron beſtand, dee ich lange Jahee angehört. Ein früherer Korporal meines Zuge, den ich ſelbſt als Rekruten eingekleidet und abgeeichtet hatte, führte jezt dort als Offizier das Commando, und man kann nicht läugnen, er machte ſeine Sache gut. Ich ſelbſt ſchoß einen alten Huſaren, der mich noch als Kabet gekannt und von dem ich einſt viel Praktiſches geleent hatte, mit der Piſtole durch den Kopf, ſo daß er gleich vom Pfeebe ſtüezte; er hatte zuvoe zweimal nach mir geſchoſſen, und ſeine Kugeln waren durch meinen Mantel und buech den flatteenden Schwanz meines Pferds gefahren. Mit einem Huſaren, der früher lange mein Peivatdienee geweſen war und mir treu gedient hätte, beſtand ich einen längern Zweikampf mit dem Säbel, wobei wir tüchtig auf einander loshieben, endlich aber von einander abkamen, ohne daß einer dem andern viel angehabt hätte. Frühere Kameraden, mit denen ich ſo manche Flaſche geleert, ſo manche Stunde verſpielt oder verplaubeet, ſo manchen wilden nächtlichen Ritt gemacht hatte, wenn es aus den Trinkſälen der galliziſchen Schlöſſer in unſere entlegenen Dörfer ging, ſie ſtanden jezt als erbitterte Feinde mir gegenübee. Ein feindlicher Huſar, den ich früher auch gut gekannt, rief mir einmal mitten im Gefecht auf ungariſch zu: „Früher warſt du mein braver Offiziee und ich war dir gut, jezt biſt du der Feind meines Landes und ich ſchieße auf dich," und dabei feuerte er ſeine Piſtole auf mich ab, ſo daß die Kugel mir am Kopfe vorüberpfiff, und ſprengte davon.

Wenige Tage daeauf traf ich wieder mit Huſaeen meines frühern Regiments in ſeltſamer Weiſe zuſammen. Die kleinen Vorpoſtengefechte und Scharmützel waren mehrere Tage ſo anhaltend und beſondees füe die Pferde ſo anſteengend geweſen, daß dieſe bei beiden Parteien nothwendig einiger Ruhe beduften, und ſo bei den Steeiſcorps, die ſich gegenüber ſtanden, von ſelbſt eine Art Waffenſtillſtand einteat. Ungefähe zweitauſend Schritte von einander hatten wir unſeee Feldwachten aufgeſchlagen, beideeſeits ziemlich unbekümmert wegen eines Angriffs, wenigſtens wegen eines heimlichen Ueberfalls, denn Allen wae wenigſtens für einen Tag die Ruhe viel lieber als dee Kampf. Bei uns war, wie ſchon ſo lange, Schmalhans Küchenmeiſter; mit den Vorräthen ſah es ſehr ſchiecht aus, und in den weiten Puſten, wo wir ſtanden, war auch nicht viel zu holen, da die Magyaren ſo viel Lebensmittel, als ſie nue konnten, fortgeſchleppt, oder verborgen, oder auch veenichtet hatten. So ſah ich denn ziemlich troſtlos zu, wie meine Leute die ewige Mamaliga (Kukueitzbrei) am Wachtfeuer bereiteten. Es iſt dieß ohnehin ein ziemlich ſabes Geeicht, wenn es aber wochenlang mit geringee Abwechslung faſt die einzige Nahrung bildet, ſo wird es einem föemlich zum Ekel, und an dieſe Mamaliga werde ich denken, ſo lange ich lebe. Auch in unſern Tſchuttowas (hölzerne geoße Feldflaſchen) war gar nicht viel Sklikowitzer, und ſo faßen wie, Mehlbrei würgend und denſelben mit ſchlechtem Waſſer hinunterſpülend, mißmuthig um unſer ſpärliches Wachtfeuer.

Unſere Gegnrr mußten, wie gewöhnlich, beſſer als wir mit Proviant allee Aet verſehen ſeyn; hell und faſt wie Spott klang ihr Lachen und Singen zu uns herüber. Auf einmal ſah ich, wie zwei Huſaren beüben aufſtanden und mit einem weißen Tuche winkend auf uns zugingen. Neugierig, was ſie wollten, ging ich ihnen entgegen und erkannte in denſelben bald zwei Soldaten meiner alten Schwadron. Ehrerbietig geüßten ſie mich, als ich bei ihnen ankam, und ſagten, ſie haben ſehr guten Proviant, ein Faß Wein und eine fette Sau, und da ſie wiſſen, daß wie nicht viel Gutes beſitzen, ſo kommen ſie, mich zu fragen, ob ich nicht einen Theil des Ihrigen annehmen wolle. Da ich wußte, daß ich ächte Magyaren vor mir hatte, die, wenn ſie nicht gereizt ſind, ſtets eitterlich handeln, ſo nahm ich dankbar das freundliche Anerbieten an und ſchickte ein paar meinee Huſaren zu ihnen hinübee.

(Bortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

Schmerling und Heckſcher. — Der däniſche Krieg. — Das Verfaſſungswerk.

Thatſachen klären am beſten auf. So brauche ich nur die anzuführen, daß Herr v. Schmerling von unſerer ſtets für conſervativ gehaltenen Börſe weggezischt wurde, als er den Muth hatte ſich dort zu zeigen, um darzuthun, daß es auch bei uns keine zwei Parteien mehr gibt, ſondern nur noch eine einzige, die liberale. Noch vor einem Monat wäre ein ſolches Ereigniß nicht möglich geweſen, und der gewandte Diplomat wäre wohl gar von unſern Conſervativen fêtirt worden, wenn auch zum nicht geringen Aerger der Liberalen. Jezt aber rief das Erſcheinen dieſes Mannes, den man nun einmal als den Miturheber des Unglücks unſeres Vaterlandes betrachtet, einen ſolchen Sturm des Unwillens hervor, daß er die Flucht ergreifen mußte. Auch Heckſcher, der einige Tage wieder hier war, mußte das Haus hüten, und es wäre ihm in der That übel bekommen, wenn er ſich öffentlich hätte zeigen wollen. — Die Siege der wackern Schleswig-Holſteiner bei Eckernförde, im Sundewitt und bei Kolding in Jütland erregten ſtürmiſchen Jubel, nicht nur in den Herzogthümern ſelbſt, ſondern auch in Hamburg. Es fehlte nicht viel, ſo hätten ſich die Leute auf der Gaſſe vor Freude umarmt, als die Nachricht von der Vernichtung der beiden großen däniſchen Kriegsſchiffe anlangte, und an der Börſe gab es nur frohe Geſichter. Die Wagen des Eiſenbahnzugs, der uns die frohe Botſchaft brachte, waren mit Laub bekränzt, und ſo rief ſchon ihr Anblick, Gutes verkündend, unendlichen Jubel hervor. Gleich am folgenden Tag machte ſich Jeder, der nur konnte, nach Eckernförde auf, um der Neugierde Genüge zu leiſten, und Keiner kehrte ohne eine Trümmer des in die Luft geflogenen Schiffs zurück. Sie werden durch das, was ſich in den lezten Monaten in den Herzogthümern zugetragen, davon überzeugt worden ſeyn, daß ich Ihnen nur Wahrheit berichtete, indem ich Ihnen die Bevölkerung derſelben als durchaus wacker, tapfer, ausdauernd und zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit zum Aeußerſten entſchloſſen ſchilderte. Daß ſich dieſe kaum ausgehobenen, noch nicht einmal vollſtändig eingeübten Krieger wie Helden geſchlagen, daß ſie vor Kampfbegierde brennen und es gern allein mit dem Felde aufnähmen, bezeugt ihnen nicht nur General Bonin, dieſes Lob ertheilen ihnen auch fremde Generale und Offiziere. Bonin ſoll geäußert haben, beſſere Truppen als dieſe gebe es in der ganzen Welt nicht. Bei der Einnahme der jütländiſchen Stadt Kolding fehlte es nicht an rührenden Scenen. Der alte General Bonin, der den ganzen Tag zu Pferde geweſen war, konnte endlich nicht mehr fort, und ließ ſich auf den Marktplatz der an mehreren Orten brennenden Stadt einen Stuhl bringen, auf dem er weiter kommandirte. Um dieſen Stuhl drängten ſich, nachdem der Sieg erfochten, die Soldaten, drückten dem alten Feldherrn die Hände und dankten ihm in ihrer naiven Sprache, „daß er ihnen eine ſo ſchöne Schlacht *gemacht* habe,“ was den alten General bis zu Thränen gerührt haben ſoll. Auch vergöttert man Bonin faſt, und wohin man horcht, hört man die Worte: „der Alte meint's treu mit uns; er wird uns nicht wrangeln!“ Auch die jungen Fürſten, welche in edler Begeiſterung mit in's Feld gezogen, werden hoch geehrt und werden hier wahrſcheinlich die Anſicht gewinnen, daß man die Freiheit lieben könne, ohne anarchiſche Gelüſte zu hegen, und daß es etwas Großes und Herrliches ſey, der Erſte unter freiheitsliebenden Männern zu ſeyn. Denn welche Ordnung und Geſetzlichkeit herrſcht auf dieſem Schauplatze blutiger Schlachten! Man muß das mit ſeinen eigenen Augen ſehen, um es glauben zu können. Nicht nur der in Reihe und Glied ſtehende Krieger gehorcht willig dem Führer, das ganze Land unterwirft ſich, wie im tiefſten Frieden, den Geſetzen und der Obrigkeit. An eine Fortdauer der frühern Verhältniſſe zu Dänemark iſt nach den lezten Ereigniſſen nicht mehr zu denken, und dieſes hat für immer die beiden glänzendſten und werthvollſten Juwelen aus ſeiner Krone verloren. Vor dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten wäre die Perſonalunion noch möglich geweſen; jezt will man aber auch von dieſer nichts mehr hören, ſondern verlangt vollſtändige Trennung von Dänemark, ohne ſich jedoch der republikaniſchen Regierungsform entſchieden zuzuneigen. Ein wackerer, die auf Ordnung und Geſetz begründete Freiheit liebender Fürſt dürfte hier leicht eine Krone finden, zumal die Auguſtenburger, welche die nächſten Anſprüche an dieſelbe haben, es nicht verſtanden, Sympathien in den Herzogthümern für ſich zu erregen.

In Hamburg ſchreitet die Umgeſtaltung der Verfaſſung durch die dazu erwählte Conſtituante, wenn gleich langſam, doch vorwärts. Bei den vorherrſchenden conſervativen Elementen in dem in allen Fragen den Ausſchlag gebenden Centrum fallen die Beſchlüſſe freilich nicht nach dem Wunſche der äußerſten Linken aus; aber trotz dem werden große Verbeſſerungen erzielt werden, zumal man den Beſchluß gefaßt hat, die deutſchen Grundrechte ſtreng zur Ausführung zu bringen und den ſich zur Zeit noch dagegen ſträubenden Senat zur Anerkennung derſelben zu zwingen. Darin wird man natürlich von Frankfurt aus unterſtüzt. So noch vor Kurzem, als der Senat ſich weigerte, die Stellvertreterſchaft beim Heere aufzuheben. Die für das laufende Jahr ausgelooſte junge Mannſchaft forderte, auf die Grundrechte geſtüzt, die Aufhebung der Stellvertreterſchaft, und als ihe dieſes nicht nur abgeſchlagen, ſondern ſogar ein junger Mann mit Namen Hirſch gefangen geſezt wurde, weil er ſie zum Widerſtand aufgefordert hatte, wandte man ſich mit einer Klage nach Frankfurt, von woher bald eine Aufforderung an den Senat kam, dieſem gerechten Verlangen augenblicklich Genüge zu leiſten. Unter dieſen Umſtänden war man natürlich ſehr in Verlegenheit, was man mit dem Gefangenen anfangen ſollte, und wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß man, ſo wird erzählt, dem Hirſch zu verſtehen gab, er möge ſich mit der Bitte um ein gnädiges Fürwort an eine hieſige, ſehr bekannte pietiſtiſche, in den höhern Kreiſen viel geltende Dame wenden. Dieß wurde indeß von dem gutberathenen jungen Manne abgelehnt: er wollte ſein Recht, und keine Gnade, und ſo ſah man ſich genöthigt, ihn unter dem Verſprechen, daß er ſich bis nach ausgemachter Sache nicht aus der Stadt entfernen wolle, in Freiheit zu ſetzen.

(Fortſezung folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 20 und Monatsregiſter Mai

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 131. Freitag den 1. Juni 1849.

Wo ritterlich der Gegner ist,
Da fürchtet nichts von Hinterlist.
W. Scott

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Bald kamen auch die Husaren mit etwa dreißig Kannen guten ungarischen Weins und einem Schweinsviertel beladen zurück, und nicht lange, so schmausten und zechten meine Soldaten seelenvergnügt und vergaßen ganz, daß sie dieß Alles von einem Feind erhalten hatten, dem sie in wenigen Stunden wieder auf Tod und Leben gegenüber stehen sollten. Eine Artigkeit ist übrigens der andern werth, und so nahm ich nach beendeter Mahlzeit eine große Blase mit feinem türkischem Tabak, von dem ich noch ziemlichen Vorrath besaß und der, wie ich aus Erfahrung wußte, bei den ungarischen Husaren ungemein beliebt ist, und ging auf das feindliche Bivouakfeuer zu. Ein Husar kam mir entgegen, um mir als Führer zu dienen. Als ich an das Feuer trat, sprang die ganze Mannschaft der Feldwacht, ungefähr fünfzig Husaren meines früheen Regiments, ehrerbietig auf; sie salutirten ganz als wenn ich noch ihr Offizier wäre, und dankten mir freudig, als ich ihnen den Zweck meines Besuches erklärte und den Tabak dem alten weißbärtigen Wachtmeister, der das Kommando führte, übergab.

Ich unterhielt mich noch einige Augenblicke mit den Husaren, die ich größtentheils von früher her persönlich kannte, und fragte sie, warum sie ihre Fahne verlassen haben und gegen ihren König fechten. „Das thun wir nicht," entgegneten sie sehr ernsthaft, „Ferdinand ist noch unser König und den wollen wir behalten, aber das Land soll nicht unter die Croaten und Deutschen getheilt werden, wie der Banus Jellachich und der Windischgrätz es wollen." Ich lachte und versicherte sie, das falle Niemand ein; aber sie meinten, Kossuth habe es gesagt, und was der sage, sey wahr, und sie würden Alle thun, was er ihnen befehle, und auch der Obrest und der Rittmeister haben ihnen befohlen, Alles zu thun was Kossuth wolle. Ich meinte nun, ob ich denn nicht früher so gut gegen sie gewesen sey wie der Rittmeister, der so viel Hiebe habe austheilen lassen, und sie riefen: „Bessee, viel besser! Du bist ein braver Mann, aber ein Deutscher, und der Rittmeister ist ein Ungar, und so thun wir doch liebee, was dieser will." Einer von ihnen sagte: „Du bist ein guter Offizier gewesen, und wenn wir dich gefangen nehmen, wollen wir dich recht gut halten." Ich lachte und antwortete: „Ihr könnt sicher seyn, daß ich mich euch nicht gefangen gebe, sonder lieber todthauen lasse." Da klopfte mir der alte Wachtmeister vertraulich auf die Schulter und sagte ernsthaft: „Du hast recht; wer die Ehre gehabt hat, uns früher als Offizier zu kommandiren, darf sich jezt auch nicht von uns fangen lassen." Als ich fortging, reichten mir noch viele die Hand und riefen mir zuletzt ein donnerndes „Eljen, Eljen" nach.

Nach einigen Stunden tödten Reiter von der polnischen Legion die Ungarn ab und griffen uns noch am Abend mit solcher Wuth an, daß wir uns ihrer kaum erwehren konnten. Uebrigens machten sich solche Waffenstillstände auf den Vorposten nur früheren regulären Truppen oder gut disciplinirten Honvédsbataillonen oder Schwadronen gegenüber. Es gab manche Abtheilungen im magyarischen Heere, denen auch nur einen Augenblick zu trauen sehr gefährlich gewesen wäre. Hätte eine Vorpostenabtheilung auf der

Digitized by Google

einen oder andern Seite gerne einige Stunden Waffenruhe gehabt, so ließ sie das Signal zum Füttern blasen. Wurde dasselbe von der feindlichen Seite erwidert, so war der Waffenstillstand geschlossen, wo nicht, so war er verworfen. Sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen, so wurde „zum Satteln" geblasen und erst einige Minuten darauf wirklich angegriffen, oder es war dann wenigstens erlaubt anzugreifen. Trotz dieses freundlichen gegenseitigen Uebereinkommens wurde von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung gefochten und von Pardon geben und nehmen war nie viel die Rede. Die Magyaren nehmen fast nie Pardon; man hat ihnen zum Theil eingebildet, Windischgrätz lasse allen Gefangenen beide Daumen abhauen, um sie so ferner zum Kriegsdienst untauglich zu machen, und unsere Soldaten, die wohl wußten, wie viel unglückliche Gefangene einzelne wilde Honvédsabtheilungen unmenschlich geschlachtet hatten, fochten auch lieber bis zum lezten Athemzug, als daß sie ihre Säbel abgaben. Wie oft habe ich gesehen, daß auf unserer wie auf magyarischer Seite ein Reiter, über und über mit Blut bedeckt, sich gegen die Uebermacht verzweifelt wehrte, und statt Pardon zu nehmen, sich vollends vom Pferde hauen ließ. Ich selbst habe mich einmal fast eine halbe Stunde mit drei berittenen Honvéds herumgehauen und rettete mich endlich nur dadurch, daß mein Ali, der bei dieser Gelegenheit ein Ohr verlor, einen ungeheuern Satz über einen tiefen Graben machte, wobei die andern mir nicht folgen konnten. Ich trug dabei nur eine leichte Wunde auf der Stirne davon. Der Hieb wäre übrigens weit tiefer gegangen, wenn nicht ein seidenes Taschentuch, das ich im Tschako trug, die größte Kraft desselben gebrochen hätte.

Es ist doch etwas schönes, um einen solchen Reiterkampf, Mann gegen Mann, wo Kraft, Muth und Gewandtheit sich erproben. In diesem ungarischen Feldzug, in dem überhaupt die Reiterei eine so große Bedeutung hat, wurde uns Streifcorps und Vortruppen dieser Genuß reichlich genug zu Theil. Sonst kommen diese Gefechte immer mehr ab; alle Schießwaffen werden jezt so vervollkomnt, daß die Kavallerie immer mehr zurücktritt. Auch dieser Rest des Ritterthums schwindet vollends. Hätte ich Söhne, die Soldaten werden wollten, ich ließe sie Kanoniere oder Ingenieurs werden; diese werden mehr und mehr den Ausschlag geben. Hier freilich sind sie übel daran; die Wege sind so grundlos, daß die Geschütze oft gar nicht, oder nur mit der größten Anstrengung fortzuschaffen sind. Sechzehn, achtzehn Pferde werden oft vor ein einziges Stück gespannt, und dennoch kommt man kaum von der Stelle. Diese schlechten, oft grundlosen Wege kommen überhaupt den Magyaren trefflich zu statten. Mit ihren leichten, kleinen, behenden Husarenpferden kommen sie überall ungleich besser fort als unsere Kürassiere, in denen gerade unsere Hauptstärke besteht, auf ihren großen, schweren, unbehülflichen Thieren; die armen Kürassierpferde sehen oft furchtbar mitgenommen aus. Dennoch haben gerade die Kürassiere, besonders die Regimenter Hardeg, Auersberg, Wallmoden, Prinz von Preußen, in diesem Feldzuge schon sehr viel geleistet und sich großen Ruhm erworben. Wir Husaren sind, was das Fortkommen betrifft, dem Feinde gleichgestellt, und da in unserem Heere ein bedeutender Mangel an leichter Reiterei herrscht, so sind wir sehr in Anspruch genommen und müssen oft Tag und Nacht im Sattel seyn. Doch wie gern wollte ich Alles dieß ertragen, wenn nur nicht dieser fluchwürdige Krieg Auftritte brächte, die mein Gemüth furchtbar erschüttern! Ja, in den lezten Wochen habe ich tiefen Schmerz empfinden müssen. Ich erzähle dir davon in meinem nächsten Briefe.

Armuth und Christenthum.

(Fortsezung.)

Jede arme Familie wird wechselsweise von wenigstens drei Mitgliedeen besucht. Die Vorsteherin muß, um eine Uebersicht des Ganzen zu behalten, abwechselnd alle Armen besuchen. Wöchentlich Mittwochs versammelt sich der Verein in zwei Hälften unter Vorsitz der Vorsteherin und ihrer Gehülfinnen zu gemeinsamer Mittheilung und Berathung über die eingegangenen Berichte. Dabei werden die Besuche auf die nächste Woche neu vertheilt. Jeden Monat findet eine Berathung statt, bei der alle Mitglieder des Vereins zu erscheinen das Recht, und sofern sie ein Amt verwalten, die Pflicht haben. Die Rechnungen werden von sechs gewählten Mitgliedern unter gegenseitiger Beaufsichtigung und besonderer Ueberwachung durch zwei achtbare Männer besorgt. Die Aufnahme der Mitglieder geschieht durch Kugelung. Die Vorsteherin wird vom Verein durch Stimmenmehrheit jedes Jahr neu gewählt. Auf die Frage, welche Verfassung denn wohl die zweckmäßigste sey für einen weiblichen Verein zur Armen- und Krankenpflege, erklärt sich Amalie Sieveking „für eine ständische Verfassung, sey sie nun mehr monarchisch oder republikanisch." Der Mehrzahl müsse und könne man sich um so mehr unterwerfen, je weniger man das Eigene suche und nur das im Auge habe, was für das Ganze frommt.

Man sieht, dieses auf bestimmte Liebeszwecke gerichtete Vereinswesen kann auch eine gute politische

Digitized by Google

Schule für unſere lieben Frauen werden, denen es bisher wenigſtens Börne nachgeſagt hat, daß ſie ſchwerer als die uneinnehmbarſte Feſtung ſich unterwerfen, und wenn man glaube, den lezten Wall ihrer Einwürfe erſtiegen zu haben, erſt noch hinter einen neuen breiteſten Graben ſich verſchanzen. Da ſey zwar Gott vor, daß ſie ſich in ihren Liebesvereinen zur wirklichen Politik ſchulen laſſen ſollten. Aber die Einführung des Grundſatzes, daß man ſich nicht bloß in Bezug auf Bandſchleifen und Modehüte, ſondern auch in den Anſichten der Mehrheit unterwerfen müſſe, käme dem armen Ehemann trefflich zu ſtatten, der ſich bisher ſo vergeblich auf den Apoſtel berief, welcher „einem Weibe nicht geſtattet, daß ſie lehre, auch nicht, daß ſie des Mannes Herr ſey, ſondern ſtille ſey, denn Eva hat die Uebertretung eingeführt.“ Das war ja nur eines Mannes Anſicht; aber nun können wir uns auf die „Mehrheit“ der Männer berufen, die gewiß dieſelbe Anſicht theilt und welcher ſich denn die geſtrenge Hausfrau laut ihren vereinspolitiſchen Grundſätzen ohne Weiteres unterwerfen wird. Was ſo dem Hauſe zu gut kommt, davon wird auch der Staat ſeinen Vortheil haben, dem ſolche Mütter und Gattinnen und Bräute auch minder eigenſüchtige und eigenſinnige Bürger ſchenken werden.

Der Hamburger Frauenverein hat ſich auf den erwähnten Grundlagen ſeit ſechzehn Jahren kräftig auf dem großen Ernteſelde des Armenſegens umgethan. Eine Hauptſache zur Sicherung des Erfolgs durch Planmäßigkeit und Ordnung iſt die richtige Theilung und Vertheilung der Arbeit. Da iſt denn ein Arbeitsausſchuß, und deſſen Mitglieder beaufſichtigen je die einzelnen Arbeitszweige, die einen das Spinnen und Weben, die andern die Strickerei, wieder andere die Nätherei und Stickerei, weitere das Seidezupfen, die Schmiede- und Klempnerarbeit, das „Ausredbeln“ alter Strümpfe, die Bürſtenbinderarbeit, die Pappardeiten u. ſ. f. Dann kommt ein Feuerungs- und Kartoffelausſchuß, ein Ausſchuß für's Kinderhoſpital, für Anſtellung der Wärterinnen, zur Bezahlung der Armenwäſche, zur Zuweiſung von Aufwärterinnen, Laufburſchen ꝛc., zur Auszahlung der Miethprämien, zur Eintragung der Schulzeugniſſe in die Armenhefte, zur Einlöſung der verſezten Sachen, zur Vertheilung der Fleiſch- und Brodbücher, zur Aufbewahrung der geſchenkten Kleider und Vorräthe, zur Aufſicht über die den Armen geliehenen Sachen (Lehnſtühle, Wiegen, Kinderwagen ꝛc.) und ihre Rückgabe nach dem Gebrauche.

Es iſt gewiß anziehend, dieſen Blick in den Innern Gliedbau eines ſolchen Vereins zu werfen, der offenbar nach Muſtern im durch und durch praktiſchen England ſich gebildet hat. Nur durch ſolche genaue Gliederung und Theilung iſt es den fünf-und-ſiebzig thätigen Mitgliedern des Vereins möglich, ſich den 233 Familien in obiger Weiſe durch perſönliche Beſuche und Handreichung zu widmen, ohne daß die edlen Wohlthäterinnen ihrem gewöhnlichen häuslichen und ſonſtigen Berufe entriſſen würden, und ohne daß ſie mit ihrer Hülfeleiſtung, die ſchlechthin bloß eine ergänzende bleiben ſoll, ſich an die Stelle der öffentlichen Armenverwaltung, oder gar an die Stelle der Vorſehung ſelbſt eindrängen zu wollen den böſen Schein gäben.

Iſt für dieſe ganze Thätigkeit der leitende Stern der Gedanke an das Reich Gottes, deſſen Kommen in die arme und reiche Welt ein jeder Chriſtenmenſch nach ſeinen Kräften zu fördern hat, iſt der Glaube an den Stifter dieſes Reiches der innerſte Halt für ein kern- und wurzelhaftes Liebeswerk, und nur die gemeinſame religiöſe Ueberzeugung das dauerhafte Band des Friedens und der Geduld bei ſo ſchwieriger Arbeit, ſo iſt für die Ausführung nichts nöthiger als jene Weisheit von obenher, die weit über der Praxis bloß menſchlicher Vorſicht und Klugheit nur die beſten Mittel zu den reinſten Zwecken wählt und Alles nach dem Maßſtabe der Ewigkeit richtet. Nur mit dieſer Weisheit läßt ſich der Grundſatz aufſtellen und befolgen, daß keine bedeutende Gabe ohne vorgängige Unterſuchung des Falles verabreicht werde. Nur wer vergißt, daß er nichts als Haushalter iſt an Gottes Statt über anvertraute Gaben, kann ſagen: ich will lieber zehnmal betrogen ſeyn, als nur einmal einen Würdigen unerhört laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

Der Austritt in Maſſe.

Der lezte Glanz iſt vom deutſchen Parlamente gewichen, ſeit Gagern mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen vorgeſtern ausgeſchieden iſt. Die edelſten Männer, die das Vaterland hat, gingen mit Gagern von dannen. Ich nenne Ihnen nur Dahlmann, den tiefen Forſcher und unbeugſamen Einheitsfreund; Waitz, den klaren Denker und liebenswürdigen Redner; Beſeler,

den poetischen, von Begeisterung für Deutschland glühenden Lehrer aus Greifswald; Droysen, den kernigen, scharfsinnigen Gelehrten; E. M. Arndt, den edlen, jugendlichen Greis, Deutschlands begeisterten Sänger; Ed. Simson, den biedersten, redlichsten Mann des Parlaments, den jeder liebte, vielleicht das Muster eines Präsidenten für eine große gesetzgebende Versammlung; Sauken, diese edle Natur mit dem kernigen, ehrenwerthen, soldatischen Aeußern, der Repräsentant des würdigsten Theils des deutschen Adels; Sylvester Jordan, den ganz Deutschland kennt und liebt, und in dessen Nähe es einem wohl wird wie in einer stillen, gemüthlichen Frühlingslandschaft u. s. w. Diese Männer dauerten in der Versammlung aus bis zur letzten Minute, wo noch Hoffnung war, daß sie dem Vaterlande dienen, oder daß sie durch den Einfluß und das Gewicht ihrer Stellung und ihres Namens die Versammlung hatten können. Als dieß aber nicht mehr möglich war, als die Missien des Parlaments vollendet schien und die Schwierigkeiten von einer Seite her sich häuften, von der man sie gar nicht erwartete, als endlich, durch die Ermattung und das Heimweh auf der rechten Seite des Hauses, der Schwerpunkt sich nach der linken Seite neigte und man von dieser Seite her anfing den Boden der Gesetzlichkeit im Namen der deutschen Verfassung zu verlassen, da war für jene Männer des Bleibens nicht mehr in dieser Versammlung, und sie schieden, siebzig an der Zahl, aus der Paulskirche, wo ein sie nun gerade ein Jahr lang gewirkt hatten. Man nimmt es Gagern und seiner Partei übel, daß sie in dieser gefährlichen Krisis nicht am Platze blieben; der unbetheiligte Haufe nennt sie sogar Verräther an der Sache des Vaterlands, und namentlich über Gagern hört man jetzt ganz anders sprechen, als man es früher gewohnt war. Das ist in Zeiten der Bewegung ganz natürlich, wo die edelsten und größten Charaktere verbraucht und verlästert werden. Ich meinerseits finde die Erklärung, durch welche diese Männer vor dem deutschen Volke ihren Austritt motivirten, so überzeugend, daß ich all jene mißliebigen Urtheile nur als Ausbrüche der Leidenschaft betrachte, und wenn ich etwas beklage, so ist es das, daß diese Männer nicht schon zwei Monate früher die Paulskirche verlassen haben. Auch sie waren, getrieben von edlem Ehrgeiz, von Liebe für das Werk, das sie geschaffen, der Versuchung kaum widerstanden, die deutsche Verfassung mit Hülfe einer allgemeinen Erhebung zur Geltung zu bringen. Allein ihr guter Genius warnte sie zur rechten Zeit und die bekannten Beschlüsse vom 4. Mai waren die letzten, denen sie ihre Zustimmung gaben, und diese stehen noch diesseits der Linie, wo sich Gesetzlichkeit von Ungesetzlichkeit scheidet. Sie schieden, treu ihrer festen Ueberzeugung, und übergaben das Verfassungswerk für jetzt den gesetzlichen Organen der Einzelstaaten und der selbstthätigen Fortbildung der Nation. Nun ist die Linke Herr in der Paulskirche, regiert aber vor leeren Bänken; sie hat Niemand, der ihr opponirt, sie muß ihre Bitterkeiten selbst verschlucken. Dieses hatten die Koryphäen der Linken nicht lange aus und sie werden nicht nöthig haben, ihre Beschlußfähigkeit auf hundert Mitglieder herabzusetzen, denn sie werden der salz- und gewürzlosen Sitzungen bald müde seyn. Nicht einmal ein Ministerium ist mehr da, das man ärgern kann; die neuen Minister haben mit der Versammlung gebrochen, oder sie mit ihnen, und auf der Ministerbank sitzen jetzt die Minister der Zukunft, die noch lange von uns fern bleiben möge. So wird dieses stolze Parlament geräuschlos hinsiechen und eines schönen Morgens an Marasmus verblichen seyn.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Krieg. — Journalistik.

Der Krieg mit Dänemark und die Blokade der Elbe rufen dießmal nicht die Verstimmung an der Börse hervor, wie das erstemal. Man hatte sich auf ein solches Ereigniß besser vorbereitet, und es sind ungeheure Waarenvorräthe angehäuft worden, die jetzt durch die Eisenbahnen mit geringen Kosten in's Innere geführt werden und durch einen Preisaufschlag, der die natürliche Folge der Sistirung des überseeischen Handels seyn mußte, bedeutenden Gewinn abwerfen. Nur die Papierspekulanten sind rath- und trostlos; doch haben wir trotz dem noch nicht ein einziges großes Falliment zu beklagen gehabt. Die Papiere sind in sichern Händen, sagt der Kaufmann; das will so viel sagen: sie sind in den Händen Solcher, die nicht nöthig haben, sie um jeden Preis loszuschlagen, sondern vielmehr mit dem Verkauf warten können, bis sich bessere Aussichten zeigen. Die durch ein Extrablatt der von Olshausen trefflich redigirten „norddeutschen freien Presse" bekannt gewordene Nachricht, daß jetzt nicht nur andere Bundestruppen, sondern auch Preußen in Jütland eingerückt seyen, hat belebend auf alle Gemüther gewirkt, indem es das baldige Ende des Krieges verheißt. Der Friede wäre gewiß längst um jeden Preis von Dänemark geschlossen worden, wenn sich Preußen seither nicht wieder eben so zweideutig wie im vorigen Jahre gezeigt, wenn es von vornherein den Krieg tüchtig mit angefaßt hätte. Indeß dürfte es noch nicht zu spät seyn; aber täuschen wir uns darüber nicht, daß allein der mit jedem Tage sich steigernde Unmuth der wackern preußischen Truppen, sich einem winzigen Feinde gegenüber zur schmachvollen Unthätigkeit verdammt zu sehen, dieses so sehnlich gewünschte Vorrücken der Bundestruppen herbeiführte und die dänischen Sympathien am Berliner Hof zum Schweigen brachte. Wie groß diese waren, möge man aus dem Umstande entnehmen, daß die dänischen Gefangenen aussagten, auf die schwarzen Pickelhauben (Preußen) hätten sie nie geschossen, und auf die Frage weßhalb nicht? erhielt man die Antwort, es sey ihnen verboten worden. Wenn nun die Preußen auch nicht auf die rothen Jacken schießen dürften, so gäbe es einen sonderbaren Krieg. Indeß glaube ich nicht, daß die wackern preußischen Truppen sich Conventionen der Art gefallen lassen würden, selbst wenn ihr Oberbefehlshaber, ein naher Verwandter Wrangels und Manteufels, die Hand dazu bieten wollte, zu welcher Annahme man übrigens durchaus nicht berechtigt ist.

Seit dem Erscheinen der „freien Presse," welche sich mit jeder Nummer mehr in der Gunst des Publikums befestigt, scheinen unsere übrigen politischen Blätter aus der Lethargie zu erwachen, in die sie, gestützt auf ihre Privilegien, versunken waren. So erscheint der „Altonaer Merkur," ein sehr altes Blatt, um der Concurrenz mit der jungen Nebenbuhlerin nicht zu erliegen, jetzt zweimal täglich, als Morgen- und als Abendblatt, jedesmal in einem halben Bogen, und unsern Hamburger politischen Zeitschriften sieht man es an, daß ein frischer Sporn sie treibt. Auch sind dieselben weit liberaler geworden als seither. Die „Nachrichten" scheinen ihrem ultraconservativen Wirther, wie ihrem eitelhaft geschwätzigen Frankfurter Korrespondenten den Abschied gegeben zu haben, oder wenn diese reaktionären Geister noch im Blatte spucken, so geschieht es doch mit mehr Vorsicht und Manier als seither. Es liegt am Tage, daß die „Nachrichten" im Begriff stehen, die Farbe zu wechseln; wenigstens öffnen sie ihre Spalten nicht mehr so willig, als noch vor ganz Kurzem, den Ergüssen des plumpsten Conservatismus.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 132. Sonnabend den 2. Juni 1849.

Such the ungentle sport that oft invites
The spanish maid, and cheers the spanish swain.
Nurtured in blood betimes, his heart delights
In vengeance, gloating on another's pain.

Byron.

Ein Madrider Thierkampf.

Noch vor anderthalb Jahren mußte dem deutſchen Zeitungsleſer der Artikel Spanien in ſeinem Tagblatt höchſt ſonderbar vorkommen, wenn er über das, was in jenem Lande vorging, nur ein wenig nachdachte. Ein ſo gut und vielregierter Menſch, der für das Geld, das ihm der Staat abnahm, weit mehr und vielartigeren Schutz genoß, als er ſelbſt verlangte, ein Patriot, der gewöhnt war im einheimiſchen Kampf der politiſchen Parteien nur unſäglich viel Dinte und Druckerſchwärze verſpritzen zu ſehen — wie mochte ſich ein ſolcher in Zuſtände verſetzen, wo das Wohl des Staatsbürgers die geringſte Sorge einer Regierung war, die ſich ſelbſt kaum halten konnte, und wo brennende Städte und blutige Schlachtfelder die Stellen bezeichneten, wo es zwiſchen den kriegführenden Repräſentanten der Parteien zu einer etwas lebhaften parlamentariſchen Verhandlung gekommen war! Seit einem Jahre aber haben die Einwohner von fünfzig deutſchen Städten ſolche Erfahrungen gemacht, daß ihnen Aufruhr, Brand und Blutvergießen nicht mehr ſo ſpaniſch vorkommen können wie früher, und über ein Kleines kann es dahin kommen, daß Deutſchland das ritterliche Spanien um ſeinen der romantiſchen Züge, wie der Bürgerkrieg ſie mit ſich bringt, zu beneiden haben wird. Die Raufluſt, welche es im politiſchen Streite raſch von Worten zu Hieben kommen läßt, wurde im ſpaniſchen Volke trefflich genährt durch die nationale Luſtbarkeit des Stiergefechts, die auch durch den wildeſten Bürgerkrieg ſelten unterbrochen wurde. Und man muß geſtehen, ein lebendiges, aufregendes Drama, wie der jüngſte Madrider Thierkampf, den wir im Folgenden beſchreiben, paßte ungleich beſſer in eine Zeit allgemeiner Zerrüttung, als wenn das deutſche Reſidenzpublikum am Vorabend eines Barrikadenkampfes mit gewohntem Gleichmuth Marquis Poſa erſchießen oder Ferdinand von Walter Gift nehmen ſieht. Der Kultus der ächten dramatiſchen Muſen iſt ja längſt ſchon bei der Maſſe der Gebildeten bloß Sache der Form, wie bei ſo vielen das Chriſtenthum. Der Materialismus auf der Bühne hat in der letzten Zeit die ſiegreichſten Fortſchritte gemacht, und man könnte ohne zu großen Sprung das deutſche Hof- und Nationaltheater in einen Thierciſcus auslaufen laſſen, wo die Furcht und das Mitleid ganz unmittelbar, ohne langweiligen Umſchweif, durch das ſtrömende Blut erregt und die Leidenſchaften ſo wenig als durch das bisher übliche Drama gereinigt werden

---

Seit einiger Zeit bewunderten die Madrider im türkiſchen Garten einen prächtigen bengaliſchen Tiger, den ein franzöſiſcher Thierbändiger Namens Charles, nach Spanien gebracht hatte. Schon länger beklagten ſich die Liebhaber des Stiergefechts bitter über die Mittelmäßigkeit der Truppe und den geringen Gehalt der Vorſtellungen. Dieſe Mißſtimmung der Dilettanti wurde in den Zeitungen laut, und ſo mußte die Intendanz am Ende etwas thun. Sie verſchrieb aus dem Süden den Chiclanero, eine der beſten „Spadas“ in Spanien, ſeit der große Montes nicht mehr auftritt; da aber auch jezt das Publikum ziemlich flau blieb, ſo griff die Intendanz zu einem außerordentlichen Mittel.

Mit hoher Bewilligung des Schultheißen und der Gemeindebehörden von Madrid vermoch teſte Herrn

Digitized by Google

Charles, daß er ſeinen bengaliſchen Tiger zu einem Zweikampf zwiſchen demſelben und einem Stier des berühmten Viehzüchters Don Joſe Benjumea von Sevilla hergab. Auf die Kunde davon gerieth die Welt der Liebhaber in große Bewegung, und alsbald wurden zahlreiche Wetten eingegangen. Auf den Stier hielten nur die alten Afieionados, die Verehrer des klaſſiſchen Stiergefechts, die Leute, die ſich auf den erſten Bänken des Tendido (Parterre) niederlaſſen, dicht am Strick, um den Gang des Gefechts recht genau beobachten zu können, und Stier und Picador, die ſich gegenüber ſtehen, durch Geberde und Zuruf anzufeuern. Die jungen Leute dagegen, die weder wiſſen was der ächte Stierkampf iſt, noch dafür ſchwärmen, welche die großen Meiſter nicht geſehen und kaum von ihnen geleſen, die Kinder, welche das Brüllen des Tigers mit Entſetzen und ſeine gewaltigen gelenken Sprünge im Käfigt mit Bewunderung erfüllt hatten, all dieſes Volk wettete auf die Beſtie des Franzoſen gegen das Thier des Don Joſe Benjumea.

Die Vorſtellung ſollte am 17. Mai ſtattfinden. Man erfuhr, die Königin und der König werden dazu von Aranjuez herüberkommen, und ſo waren mehr als vierzehn Tage zuvor alle Plätze beſtellt und keine Billets mehr in der Straße Alcala zu haben. Zu der natürlichen Spannung auf ein ſo ſeltenes Schauſpiel geſellte ſich ein dunkles Gefühl von Bangigkeit, das für die Einbildung nur ein Reiz weiter war. Die Behörde und die Verwaltung der Stiergefechte machten in den Zeitungen bekannt, es ſeyen alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, um ein Unglück zu verhüten, „falls der Tiger über die Schranken ſetzen und in den Zuſchauerraum eindrechen ſollte.“

Um halb ſechs Uhr fing die Vorſtellung an. Schon um zwei Uhr wimmelte die Straße Alcala, die zum Circus führt, von Reitern, Wagen und Fußgängern; ganz Madrid und die Umgegend ſtrömte herbei. Ueber 20,000 Menſchen bedeckten den Platz, als ein Viertel nach fünf Uhr die Muſik die Auffahrt Ihrer Majeſtäten verkündete. Höchſtdieſelben wurden mit begeiſtertem Zuruf empfangen. Die Königin trug ein blau und weißes Kleid, der König war in ſchwarzem Anzug. Nach dem Brauch traten die Direktoren, bevor das Schauſpiel ſeinen Anfang nahm, vor die königliche Loge und überreichten der Königin und dem König den Zettel in einem Blumenſtrauß. Die Königin nickte zuſtimmend, und die Muſik gab das Zeichen zur Eröffnung des Kampfes.

(Schluß folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Wohlthaten an Unwürdige verſchwendet ſind dieſen nicht Segen, ſondern Verderben. Das landläufige Almoſengeben wirkt rein entſittlichend. Unter zwanzig fremden Bettlern ſind regelmäßig neunzehn faule Lügner und heuchleriſche Betrüger, und vollends wenn ſie mit amtlichen, für einen beſtimmten Fall lautenden Bettelzetteln herumlaufen. Das ſind meiſtens die Landſtreicher, die zeitweiſe Stadt und Land durchziehen, ſofort heimkehren, mehrere Tage bei Wein und Kuchen ſich's wohl ſeyn laſſen und dann wieder auf die Streife gehen. Das ſind Leute, welche mit kläglichem Nothrufe von Haus zu Haus wandern, während ſie noch eigene Vorräthe auf dem Speicher haben; das ſind die Burſche, welche das reichlich Erbettelte ſogleich zu Geld machen und vertrinken; das ſind die Weiber, wie ſie nicht bloß Eliſabeth Frey entdeckt hat, welche für ihre Kinder noch fortdetteln, nachdem ſie längſt im Krankenhauſe wohl untergebracht ſind, und in dem Kinderwägelchen, das ihnen für ihre kranken Kinder geliehen wird, fremde Kinder um's Geld zu Leckereien ſpazieren führen, während die armen Würmer zu Hauſe verkümmern.

Gewiß iſt, was mit Eliſabeth Frey und Amalie Sieveking ein anderer vortrefflicher Beobachter unſerer Nothſtände ausſprach: „das blinde Almoſengeben iſt von höchſt ſchädlichem Einfluß auf den ökonomiſchen und ſittlichen Zuſtand der Geſellſchaft.“ Am furchtbarſten verpeſtet der Bettel die arme Kinderwelt nach Leib und Seele. Bettelkinder ſind die beſten Kunden der Conditoreien. Schon Luther hat in ſeinem noch erhaltenen Haushaltungsbuche unmittelbar nach den „Bettlern“ die „Diebe“ aufzuführen gehabt. „Wer den Hausbettel nährt, der nährt auch den Hausdiebſtahl.“ Und es iſt keine Frage, „unter den Urſachen des gegenwärtigen Verderbens nimmt die große Sorgloſigkeit der Leute gegenüber dem Bettel nicht die letzte Stelle ein.“ Ein Volks- und Armenfreund berechnet, daß eine Stadt von etwa 8000 Seelen täglich ſechzig Bettelnde in ihren Mauern hat. Ein jeder dieſer Bettler trägt durchſchnittlich den Werth von dreißig Kreuzern davon — bei einem bettelnden Handwerksburſchen fand man für zwölf Gulden Kreuzer in den Stiefeln — das macht täglich dreißig Gulden und in einem Jahre 10,950 Gulden. Und wenn man dieß auf den dritten Theil ermäßigt, ſo macht das für ein Land wie Württemberg jährlich 775,426 Gulden, und auf ſechs Bettler nur je fünf unwürdige gerechnet, bleiben 600,000 Gulden übrig, als blind und entſittlichend für Almoſen vergeudet. Was könnte damit

Digitized by Google

geleiſtet werden von gegliederten Vereinen, und was wird damit duech die verkehete Einzelnwohlthätigkeit in Waheheit zu Gunſten der Siechenhäuſer, Gefängniſſe und Barrikaden geleiſtet!

Mit vollſtem Rechte ſtellt die ächte chriſtliche Vereinswohlthätigkeit ſich der Planloſigkeit des gewöhnlichen Wohlthuns mit aller Macht entgegen, denn nur Weisheit führet zum Ziele, Thorheit frißt ihe eigenes Week. Wee nicht ſeldee Zeit und Fähigkeit hat, vorhee zu unterſuchen, ehe er gibt, dem eetheilt die teefflиche Hamdueger Beeichteeſtatterin den guten Rath, ee ſolle ſich lieder nicht mit Vertheilung ſeiner Gaben befaſſen und die den Armen beſtimmten Summen (möchten ſie überall der Zehnte des Einkommens ſeyn!) ſolchen Geſellſchaften zukommen laſſen, welche weiſe und liebreiche Vermittleeinnen zwiſchen den Gebenden und den Aemen ſind. Doch ja nicht, als ob dieſe Vereine ſich in der Weiſe der alten Klöſtee zwiſchen Geber und Empfänger eindeängen düeſten; wenn ſie vielmehe nue das wieken könnten duech ihe Beiſpiel und ihre Erfolge, daß jeder Vermöglichere einen Theli ſeiner Wohlthaten duech perſönliches Hinabſteigen zu den Armen zu ſegenvoller Beeührung mit ihnen weiſe vertheilte und das Uebeige den organiſirten Aemenvereinen überließe. Aus allem ſeither Angeſüheten bleibt als leitender Grundſatz für die einzeine, wie für die oeganiſirte Liebesthat, daß nur durch die Hülfe dem Armen wirklich, weil ſittlich geholfen wied, wrlche zu innerer Ehebung und äußeree Seldſtthätigkeit aneegt, mithin es darauf anlegt, nicht duech Beeſpeechen und Geben, vielmehe durch Auffordern zum Mitwirken und Mitgeben — ſey es auch nur des Scheefleins — den armen Menſchen in die Nähe, wo nicht in die Höhe des nur im Geben ſeligen Gottes zu rücken.

So mögen denn insdeſondeee die theilnehmenden Leſerinnen dieſer Blätter von einee ſo teeuen und erfaheenen Armenfreundin wie die edle Amalie Sieveking ſich nochmals an ihr hohes Voreecht im Wettkampfe gegen die freſſenden Schäden unſerer beteübten Zeit mahnen laſſen. Dieſelbe hält ihnen dabei ihee Pflicht als ſo weit ſich erſteeckend vor, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen ſollten, zu dem ungünſtigen Verhältniſſe dee Aemen dadurch mitzuwieken, daß ſie die Kuuſt des Sparens für die Kardinaltugend und als Indegeiff allee Hausfeauenpflichten anſehend, zwar hin und wieder ein Almoſen eeichen, abee um ſo öftee ſich gleichſam dafür rächen, daß ſie die Armen, die erſt um die Arbeit, dann um den ſauer verdienten Lohn betteln müſſen, die vorwuefsvolle Bemeekung hören laſſen: bei dem oder der könne man es wohlfeiler haben, und wenn der Arbeiter oder die Arbeiterin ſich keinen Abzug gefallen laſſe, müſſe man von ihnen doch wiedee abgehen. Soich Spareu und Abdrechen bringt keinem Hauſe Segen. „Almoſen geben ſo wenig als möglich, abee genügenden Lohn den fleißigen Aebeiteen, das iſt eiu Hauptgeundſatz einer wohlgeordneten Armen- und Volkspflege.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortſetzung.)

Der Unfall auf der Eiſenbahn. — Die Bank.

Man legt in dieſem Augenblick zwiſchen den beiden Schienenwegen der Eiſenbahn einen elektro-galvaniſchen Telegraphen von Hamburg nach Berlin und iſt faſt damit fertig. Obgleich man die Drähte zwei Fuß tief legt, dürfte doch bei einem großen Unfalle, wie wir ihn vor Kurzem auf unſerer Bahn erlebten, die Telegraphenlinie in Gefahr kommen, da die bei ſolchen Ereigniſſen eintretenden Zerſtörungen an's Unglaubliche grenzen. Es waren acht- und zwanzig ſchwerbeladene Güterwagen, die Morgens halb ſieben Uhr vor der Friedrichsruher Station in Unordnung geriethen, wodurch zwei-und-zwanzig Wagen mit ihrem Inhalte zertrümmert und die Wagen ſelbſt haushoch übereinander gethürmt wurden. Ein Wagen war aus dem Geleiſe gekommen, und dieß hatte den Unfall herbeigeführt. Die dadurch an der Bahn ſelbſt verurſachten Zerſtörungen mußten in Erſtaunen ſetzen; ſo war nicht nur der Boden gänzlich aufgewühlt, ſondern die mächtig dicken Eiſenſchienen ganz zuſammengebogen. So groß auch der Verluſt an Geld und Gütern war, ging doch kein Menſchenleben dabei verloren. Zwei der Schaffner wurden zwar verwundet, allein ſie leben und werden bereits wieder hergeſtellt ſeyn. Nur mit Schaudern konnte man daran denken, wie groß das Unglück geweſen wäre, wenn es ſich bei einem der gerade zu jener Zeit ſo häufigen Truppentransporte ereignet hätte. Ein ſolcher war von Berlin her eben im Anzug, als ſich das Unglück ereignete. Bewunderungswürdig war

Digitized by Google

aber die Schnelligkeit, mit der die Bahn wieder fahrbar gemacht wurde. Schon am selben Nachmittag um drei Uhr war Alles wieder in Ordnung, und doch hatten zwei- und zwanzig Wagen mit ihrem Inhalt auf die Seite geräumt, das Erdreich wieder geebnet, neue Schwellen gelegt und die Schienen erneuert werden müssen. Freilich strömten auf das gegebene Hülfssignal — zwei ganz gerade liegende Flügel des Telegraphen — sofort Hunderte von Helfenden herbei, die von Locomotiven geführt die Stelle in kaum drei Viertelstunden erreichten und zugleich alles Nöthige mitbrachten.

Eine Zeit lang wurde die hiesige Bevölkerung durch die Furcht in ängstlicher Spannung erhalten, daß die Dänen es auf den Raub unserer Bank abgesehen hätten, und so unwahrscheinlich die Sache auch erschien, so fand das Gerücht doch vielen Glauben. Allerdings konnten die zu Cuxhafen getroffenen Anstalten die Feinde nicht am Einlaufen in die Elbe hindern; indeß schützt uns die Versandung des Flusses, gegen die man seit Jahren mit den größten Anstrengungen vergebens ankämpft, so ziemlich gegen das Einlaufen großer Kriegsschiffe, und sich mit Booten zwei so bedeutenden Städten wie Hamburg und Altona zu nähern, wäre eine an Unsinn grenzende Tollkühnheit, die sicher ihre gerechte Strafe fände. Freilich würde der Raub, wenn er gelungen wäre, der großen Finanznoth der Dänen auf einmal ein Ende gemacht haben, denn unglaublich große Baarsummen lagern in den Gewölben unter unserer Bank, da bei der Flauheit des Handels nur ein geringer Theil des Geldes flüssig gemacht werden konnte und man seine Kapitalien lieber dort in Sicherheit brachte, als sie in gefährlichen Spekulationen aufs Spiel sezte.

(Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

(Schluß.)

Das neue Reichsministerium

Da ich eben vom Reichsministerium sprach, so möge hier eine Charakteristik desselben folgen. Gagern konnte, wie einst Thiers, sagen: „mach mir mag regieren, wer kann;“ denn wenn Gagern als Mann des Fortschritts nicht einmal mehr vor der Nationalversammlung, und als Mann der Ordnung und Gesezlichkeit nicht einmal mehr vor dem Reichsverweser bestehen konnte, wie war da zu erwarten, daß ein anderes Ministerium, das keine solche Garantien nach beiden Seiten hin zu geben hatte, zu Stande kommen und bestehen werde? Aber wie nach Thiers Frankreich doch regiert wurde, und sich auch Minister fanden, so gings auch in Frankfurt. Das Ministerium Grävell bildete sich, zuckte beim Mißtrauensvotum des Parlaments die Achseln und stellte sich auf den Vereinbarungsstandpunkt des Reichsverwesers. Freilich wurde inzwischen die Erhebung im Norden von Deutschland erdrückt und im Südwesten des Vaterlandes sorgte die Demokratie für so viele extreme Schritte, daß für ein Ministerium Grävell Boden gewonnen ward und die Vereinbarung kühner hervortreten konnte. — Aber auf solche Wechsel der Dinge muß man in so bewegten Tagen wie die unsrigen rechnen. Dieses that das Ministerium, und darum besteht es mit seinem Pessimismus besser als Gagern mit seinem Optimismus. Die Männer der neuen Verwaltung sind nun folgende: Dr. Grävell aus Frankfurt a. d. O., der Ministerpräsident, ein Greis von noch kräftigem Ansehen, der seit einem Jahr auf demselben Platze der äußersten Rechten saß, der die Versammlung manchmal langweilte durch einstudirte Reden, die der Staatsweisheit einer andern Zeit Ehre gemacht hätten und an denen das beste war, daß man sie nicht verstand, weil der zahnlose Greis nicht mehr öffentlich reden kann. Zuweilen aber hat Grävell die Versammlung auch ergözt durch pessimistische Anträge, die er zu Haus fein ausheckte, die er drucken und vertheilen ließ, die aber nie ein Mensch unterstüzte. Dann lachte das ganze Haus und Grävell lachte mit; man konnte dem Manne nicht bös werden, denn man hielt ihn für beschränkt und schonte seine weißen Haare. Grävell stimmte nicht immer mit den Conservativen, sondern manchmal aus Laune auch mit der Linken, zuweilen sogar mit den Ultramontanen; er bemühte sich sichtlich, zu zeigen, daß er keine Farbe habe und daß er höchstens ein guter Preuße sey. Ein solcher Mann war in diesem Augenblick nöthig, wo der gordische Knoten mit dem Schwert zerhauen werden soll; man griff nach Grävell, weil er eben nichts seyn wollte, und Grävell griff nach dem Ministerportefeuille. — Detmold aus Hannover, der Justizminister. Ich glaube nicht, daß je ein so kleiner Minister in dem Kabinet eines großen Staats gesessen hat; aber die Regierung zu Frankfurt, die selbst so klein ist, kann schon vier Fuß hohe Minister brauchen. Detmold stand früher in Hannover im Geruche des Liberalismus, und diesem Umstand verdankte er seinen Platz in der Paulskirche. Er gehörte zum Klub der strengsten Partikularisten, hatte bei dieser Partei Einfluß und leitete ihre Abstimmungen. Als nun alles verdorben war und diese Partei davonlief, blieb Detmold noch immer in der Paulskirche. Ueber den Ruf, der an ihn erging, einen Ministerposten einzunehmen, lachte und witzelte er selbst erst; als er aber sah, daß es nicht Ironie war, griff er zu. Detmold ist sehr geistreich und witzig. — Merk aus Hamburg. Auch dieser Minister trägt keine Lorbeeren aus der Paulskirche; sein ganzes Verdienst ist, daß er ein paar unverdaute Reden über Freihandel gehalten hat und daß er dieser Lehre mit Begeisterung anhängt, was sein Vorgänger Duckwitz nicht that, weßhalb Merk auch immer an dessen Maßregeln etwas zu tadeln hatte. Zwar ist Merk bloß Finanzminister und hat, wie er sagt, gerade seiner Freihandelsgrundsäzze wegen, sich vom Handelsministerium fern gehalten, um nicht anzustoßen; allein die Finanzen des Reichs sind zur Zeit sehr nebensächlich, und wenn Merk für die Handelsfragen nichts thun will, so wird er seine zwölftausend Gulden jährlich leicht verdienen. — General Jochmus, Minister des Auswärtigen, eine bis jezt hier unbekannte Größe, obwohl er sich längere Zeit hier aufgehalten. Auch er ist ein Hamburger, Sohn eines Bankiers daselbst, ein Mann, der viel Achtenswerthes erlebt, unter dem besondern Schuze der englischen Regierung eine glänzende Carriere in der Türkei gemacht, früher in Portugal gefochten und in Syrien die Schlacht von Nisib gegen Ibrahim Pascha verloren hat. Man nennt ihn den Türken im Ministerium, aber er scheint in der auswärtigen Politik hinreichend bewandert zu seyn, um in Frankfurt das Ministerium des Aeußern zu leiten, zumal die großen auswärtigen Mächte nur in officiöser und nicht in officieller Weise mit den Gesandten der Centralgewalt verhandeln. — Das Ministerium des Kriegs hat Fürst Wittgenstein, bisher General in hessen-darmstädtischen Diensten, ein Freund des Prinzen Emil, erhalten. Er ist ein tüchtiger Soldat von streng aristokratischen Grundsäzzen, für ein Ministerium der Reaktion und für ein Soldatenregiment wie geschaffen. — Diese fünf Männer haben nun das Wohl und das Weh von Deutschland in den Händen, schwerlich aber auf lange, und sie machen sich selbst darüber keine Illusion.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 133. Montag den 4. Juni 1849.

Mulierum non sit extrinsecus indumenti vestimentorum cultus, sed qui absconditus est cordis homo, in incorruptibilitate quieti et modesti spiritus, qui est in conspectu Dei locuples. Sic enim aliquando et sanctae mulieres, sperantes in Deo, ornabant se.
Petrus.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

So kann unsern Leserinnen auch nicht vorenthalten bleiben, wie unrecht es sey, wenn manche den gebildeten Ständen angehörenden Frauen keinen höhern Ruhm zu kennen scheinen, als den Ruhm der Geschicklichkeit und des Fleißes mit der Nadel. „Ich weiß den Werth dieses zur weiblichen Ausbildung nöthigen Stückes aus eigener, selbst bitterer Erfahrung zu würdigen, ihr aber nicht den hohen Werth beizulegen, wie es Sitte ist. Im Leben der wohlhabenden, höhergestellten Frau sollte der Nadel eine untergeordnete Bedeutung beigelegt werden. Die Mutter namentlich thäte, däucht mir, viel besser, sich mehr den geistigen Interessen ihrer Kinder zu widmen, als den größten Theil ihrer Zeit mit der ganz materiellen Sorge für ihren Anzug auszufüllen. Die Aufsicht soll sie behalten, die Ausführung untergeordneten Personen übertragen. Mit geringem Geldopfer erwiese sie diesen die größte Wohlthat und gewänne für sich eine kostbare Zeit für so manche höhere Zwecke;" insbesondere für die eigentliche Armenfürsorge, wie sie als „der Beruf des Weibes in dieser Zeit" am Musterbilde der seligen Elisabeth Frey geschildert wurde.

Amalie Sieveking läßt ihren deutschen Schwestern keine der Entschuldigungen hingehen, womit sich die Verehrten allerdings von einer regelmäßigen, festgegliederten, pedantisch erscheinenden, in Wahrheit allein praktischen Armenpflege freisprechen möchten. Am allerwenigsten läßt sie den Schnupfen gelten, den man sich bei solchen Gängen bei schlechtem Wetter in den feuchten Straßen und Kellerwohnungen der Armuth holen könnte, während man unbedenklich zu derselben Zeit denselben Weg in Theater oder Concert geht. „Es sind vielmehr Fälle vorgekommen, wo Aerzte kränklichen Frauen und Jungfrauen angerathen haben, sich solchen Vereinen anzuschließen, wo sie trotz Wind und Wetter gehen müssen und ihren mit den eigenen Zuständen zu sehr beschäftigten Gedanken einen wohlthätigen Ableiter schaffen können. In Kopenhagen sprach ein trefflicher, erfahrener Arzt, Dr. Jakobsen, es unverholen aus, wie nach seiner Ueberzeugung der hysterischen und nervösen Leiden bei unserem Geschlechte so viel weniger seyn würden, wenn Frauen und Mädchen mehr gewöhnt wären an eine regelmäßige und selbst anstrengende Thätigkeit in einem ihre Zeit wirklich ausfüllenden, alle ihre Kräfte in Anspruch nehmenden, Geist und Herz befriedigenden Berufe. Als Arzt wisse er es am besten, wie der Mangel daran so traurige Folgen für sie habe im Physischen und Moralischen, und wie manche junge Dame, deren Nervensystem jezt ganz zerrüttet ist, gesund und frisch seyn würde, hätte sie nur ordentlich zu thun gehabt."

Noch mehr! Zur Bestätigung unserer obigen Bemerkung über die wohlthätige Wirkung solcher organisirten und persönlichen Liebesthätigkeit außer dem Hause auf das eigene Haus und die Familie, führt unsere liebenswürdige Berichterstatterin das Zeugniß eines Freundes an, der ihr mit rühmender Anerkennung versicherte, daß seine Frau, eben seitdem sie einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Zeit den Armen widmet, in Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten einen Eifer zeige und eine Thätigkeit und

Digitized by Google

Ordnung, wie es früher das in dem Grade bei ihr nicht gekannt.

Auch das hat Elisabeth Frey schon erfahren, worauf Amalie Sieveking die Mütter heranwachsender Töchter hinweist, wie heilsam es ist, den jungen Mädchen frühe schon einen Eindruck zu geben davon, daß es für das weibliche Geschlecht eine segensreiche und befriedigende Thätigkeit gebe, die nicht gebunden ist an den engen Familienkreis. „Sollte es nicht zu den Aufgaben höherer Erziehungsweisheit gehören, in den jugendlichen Gemüthern frühe die Ueberzeugung zu gründen, daß die Ehe nicht einzige, nicht unerläßliche Bedingung sey unseres Lebensglücks und der Bedeutung unseres Daseyns?" — „Ueber die den Frauen zustehende häusliche Eingezogenheit hatte das christliche Alterthum gewiß strengere Begriffe, als sie heute gewöhnlich sind; aber nie fiel es der christlichen Kirche ein, das Weib in den Erweisungen thätiger Menschenliebe auf das eigene Haus zu beschränken. Vielmehr war es in den ersten Jahrhunderten, nach der Schilderung des Kirchenvaters Tertullian, ganz besonders das Geschäft der christlichen Hausfrau, die Armen und Kranken in ihren Hütten, die gefangenen Bekenner in den Kirchen zu besuchen und ihnen jede Handreichung der Liebe zu leisten, die in ihren Kräften stand."

(Schluß folgt.)

Ein Madrider Thierkampf.

(Schluß.)

Zwanzig Männer in altrömischer Tracht mit Schilden und langen Spießen hielten Wache vor dem Käfigt des Tigers. — Der erste Aufzug machte nur geringen Eindruck auf das Publikum. Man ließ einen unglücklichen Hirsch in die Arena und hetzte eine Meute Hunde auf ihn, die ihn auch alsbald erwürgt hatten. — Anziehender und lebendiger war das zweite Tableau. Der Thierbändiger trat auf mit zwei gestreiften Hyänen aus Marocco. Die eine fuhr mit einem so ungeheuern Satz aus ihrem Käfigt, daß sie im engen, kreisenden Raume, der das Publikum vom Kampfplatze trennt, zu Boden fiel. Hier fuhr sie nun herum, wies den Zunächstsitzenden die Zähne und machte solche Augen, daß die Bänke sich rasch entleerten. Da trat ihr der Bändiger entgegen. Nach ziemlich hitzigem Kampfe schleppte er sie mitten auf den Platz, wo er es nun mit beiden zugleich zu thun hatte. Die Gefahr, in der er schwebte, versetzte Alles in die ängstlichste Spannung. Eine der gereizten Bestien packte ihn einmal an der Hüfte, im Augenblick wo die andere ihm gegenüber zum Sprung auf ihn ansetzte. Aber er erwehrte sich ihrer mit so außerordentlicher Gewandtheit, daß beide Hyänen, zumal von ihm getroffen, vier Fuß von ihm weg mit kläglichem Gebrüll niederstürzten. Ob solcher Kraft, Gewandtheit und Kaltblütigkeit brach das Volk, das in Fährlichkeiten der Art Kenner ist, in wahnsinnigen Jubel aus. Hüte, Fächer, Orangen, Düten mit Confekt fielen von allen Seiten wie ein Schauer auf die Arena.

Um zwischen den Hyänen und dem Tiger die Gemüther sich verkühlen zu lassen, wurde jetzt ein weißer grönländischer Bär einer Meute wilder Hunde preisgegeben. Ihr Sieg wollte aber nicht viel besagen; man hatte, genügsam und unehrenhaft genug, den allein stehenden Feind durch Kette und Steck in seiner Gegenwehr gelähmt. — Aber die Ungeduld des Publikums war jetzt nicht mehr länger zu bändigen: es wollte den Tiger haben, und es bekam ihn. Die Käfigte der zwei wilden Kämpfer wurden zumal geöffnet. Der Stier trat zuerst heraus. Er war, nach den Madrider Zeitungen, „etwas gedrungen, schwarz, hatte tüchtig aufgesetzt und kündigte sich in seinem ganzen Wesen als ein Bravo an." Er kam im Sprung herbei und das gewaltige Blasen seiner Nüstern hallte auf dem ganzen Platze wieder. Der Tiger dagegen hielt sich zurück und machte sich fertig den Angriff abzuschlagen.

Als der Stier des Tigers ansichtig wurde, machte er einen Satz ihm entgegen und blieb dann rasch stehen. Die beiden Feinde sahen sich starr an, und dieß war der bedeutendste Moment des ganzen Abends. Auf den bisherigen Lärm war lautlose Stille eingetreten. Jeder sah athemlos einem furchtbaren Auftritt entgegen, wie er ihn sich in der Einbildung ausgemalt. Die Spannung war indessen bald vorüber. Nicht lange, so fielen die beiden wilden Thiere übereinander her, und alsbald war der Ausgang des Kampfs vorauszusehen. Der Tiger griff von vorne an, nicht von der Seite, wie die Dilettanti vorausgesetzt hatten, und sein matter Sprung zeigte gleich, daß der Aufenthalt in engem Käfigt und der Mangel an Bewegung ihn um einen Theil seiner Kraft gebracht hatte. Der Stier, der sich ihm zu gleicher Zeit entgegengeworfen, nahm ihn auf die Hörner, und der Tiger ward ziemlich weit weggeschleudert und lief davon.

Wüthendes Beifallklatschen und tausendstimmiges Bravo verkündigte, mit welchem Theile es die Mehrzahl des zuschauenden Volkes hielt. Bravo toro! bravo toro! schrie Alles und schwenkte Schnupftücher, Hüte und Stöcke, und ein Regen von Blumensträußen stürzte auf den Stier nieder. Die Classiker des Stiergefechts waren außer sich vor Entzücken. — Der gereizte Stier

jagte ſeinen eingeſchüchterten Feind vor ſich her; dieſer lief zweimal rund um den Platz und drückte ſich dann unter den Schranken nieder. Ein Vaquero im Paterre rief dem Stier ein paar aufmunternde, ſchmeichelnde Worte zu und ſchwenkte ein rothes Tuch gegen den Tiger hin. Da ſtürzte ſich der Stier wieder auf ſeinen Gegner und brachte ihm am Hals eine ſehr ſtarke Wunde bei. Jezt ſchleppte ſich der Tiger mit dumpfem Geheul längs der Schranken hin und ſtürzte vor der Thüre ſeines Käfigs nieder, und von da war er nicht mehr wegzubringen, ſo ſehr ihn auch die nächſten Zuſchauer am „Toril," meiſt Toreros, reizten und hezten. Der Stier lief noch zwei-, dreimal um den Platz, unter betäubendem Beifallsgeſchrei, und die Zeitungen hoben es hervor, daß er, gleich großmüthig wie tapfer, ſeinen Sieg nicht mißbraucht habe.

Eine Zeitlang war man unſchlüſſig, was jezt zu thun ſey. Das Gefecht war vorbei, aber der Beſiegte war noch am Leben, was den Regeln der Tauromachie zuwider läuft. Man beſchloß endlich, den Stier vom Platze zu ſchaffen, und nachdem man, zur äußerſten Vorſicht, eine Schlinge um den Tiger geworfen, trieb man die alten Ochſen herein, welche darauf abgerichtet ſind, die Stiere von der Weide zum Kampfplatz zu führen (cabestros), und nicht ohne Mühe brachten ſie den Sieger hinaus. Jezt, um dem genügſamen Theil des Publikums zu genügen, ließ man gegen den Tiger acht bis zehn Hunde los, die ihm bald den Garaus machten. Aber noch im Todeskampf raffte er Kraft genug zuſammen, um verſchiedenen ſeiner neuen Feinde mit der Tatze tüchtig die Flanken zu zerfleiſchen. Ihre Majeſtäten waren aufgedrochen, ſobald der eigentliche Kampf vorüber war. — Abends war auf Spaziergängen und in Kaffeehäuſern von nichts die Rede, als vom braven Stier des Don Joſe Benjumea, dem Ueberwinder des bengaliſchen Tigers, der bei der ſchönen Welt der Löwe des Tages geweſen war.

Die Maienſtunden in Paris.

Lenzlich, wie es der Mai geſtattet und bald es gebietet,
Iſt für das Abendgebet heute die Kirche geſchmückt.
Dunkel ſchimmerndes Grün, mit Wieſenblumen durchflochten,
Zieht in Guirlanden geformt ſich an dem Schiffe hinauf.
An den Säulen erblickſt du bunte, duftige Kronen,
Doch um das Kreuz am Altar ſchmiegt ſich der herrlichſte Kranz.
Kaeg, wie der Ruhe Gemach, iſt das heil'ge Gebäude beleuchtet,
Nur in der Mitte des Raums glänzet ein helleerer Tag.
Von der Orgel herab ertönen ernſte Choräle,
Aber es ſcheinen mir auch weltliche Lieder dabei.
Wohl wird hier das Gemüth entzündet zu brünſtiger Andacht,
Doch auch ſüßere Gluth flößet die Feier ihm ein.
Aber umſtrickender noch als die Kränze duftender Blumen,
Lockender als die Muſik, welche die Kirche durchſtrömt,
Iſt die Blüthe der betenden Frauen; ich nenne ſie betend,
Findet auch nicht zum Gebet jede von ihnen ſich ein.
Manche Liebende hat hieher den Geliebten beſchieden,
Und Schalk Amor iſt Herr in dem Hauſe des Herrn.
Notre Dame de Lorette wird der zierliche Tempel geheißen,
Engelskönigin wird ſeine Patronin genannt.
Aphrodite jedoch, die Notre Dame der Loretten,
Uebt hier chriſtlich vermummt täglich ihr heidniſches Recht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortſezung.)

Ein Meuchelmord. — Der Kirchenbau.

Ein aus Rache verübter Mord in unſerer Nähe, in dem nur wenige Stunden entfernten Dorfe Wellingsbüttel, gibt zu traurigen Betrachtungen über die tiefe ſittliche Geſunkenheit ſo vieler Individuen Veranlaſſung. Ein zahmer Hirſch war geſtohlen worden. Man ermittelte die Thäter und belegte ſie mit Gefängnißſtrafe. Kaum von dieſer frei, begab ſich der eine Entlaſſene zu dem ihm bekannt gewordenen Angeber und machte den Verſuch, dieſen mit einem mitgebrachten Gewehre niederzuſchießen. Die Frau des Bedrohten hatte die Geiſtesgegenwart, den Lauf des auf ihren Mann angelegten Gewehrs wegzuſchlagen, und der Schuß ging durchs Fenſter. Die Sache hatte keine weitern Folgen, da die Bedrohten nicht klagbar wur-

Digitized by Google

den. Bald darauf fand ſich der Wilddieb wieder bei dem Angeber ein und forderte ihn mit der größten Freundlichkeit auf, mit ihm in die nahe Schenke zu gehen, um ſich dort bei einem Glaſe Branntwein mit ihm auszuſöhnen, wozu der andere bereit war. Kaum aber hatten die beiden Platz am Tiſche genommen, ſo zog der Rachſüchtige eine Piſtole und ſchoß dem Manne eine Kugel durch den Unterleib, mit dem er eben noch auf völlige Verſöhnung angeſtoßen! Der Schuß tödtete den Unglücklichen auf der Stelle und der Mörder wurde ergriffen.

Daß das Goldfieber ſich auch bei uns zeigen würde, war anzunehmen. Kaum war die Kunde von dem Goldreichthum Californiens bis zu uns gedrungen, als ſich auch ſchon ein Häuflein Vergnügter zur Fahrt dahin meldete und die Spekulation ſich gleichfalls auf das neue Eldorado warf. Zwei unternehmende Kaufleute, die Gebrüder S., rüſteten in aller Eile ein Schiff aus und beluden es mit all den Waaren, wofür ſie im Goldlande gute Preiſe zu erzielen hoffen durften. Indeß war das zu dieſem Zweck ausgerüſtete Schiff, nach dem Urtheile Sachverſtändiger, nicht mehr ſeetüchtig, wenigſtens nicht zu einer Reiſe von mehreren tauſend Meilen, und ſo traf das von ihnen vorhergeſagte Unglück denn auch ein. Schon in der Mündung der Themſe ſank das Schiff und von Mannſchaft und Ladung wurde nichts geborgen. Nur eine Schiffertrümmer mit dem Namen des Schiffes: „Steinwärder," wurde aufgefiſcht und bezeugte die Kataſtrophe.

Am Jahrestage der Einäſcherung unſerer herrlichen Petrikirche im Jahre 1842 bei dem großen Brande, wurde die neuerbaute Kirche durch den erſten Gottesdienſt feierlichſt wieder eingeweiht. Ob der Thurm, früher eine der ſchönſten Zierden der Stadt und ein Wunder der Baukunſt, ſich je wieder in die Luft erheben wird, iſt zweifelhaft, da es in jetziger Zeit ſchwer halten dürfte, die dazu erforderlichen bedeutenden Summen zuſammen zu bringen; es ſteht ſogar dahin, ob unſere Zeit ein Baugenie aufzuweiſen hätte, das befähigt wäre dieſen Rieſenbau auszuführen. Denn das ſteht feſt, daß die Kirche entweder ohne Thurm bleiben, oder einen dem abgebrannten völlig ähnlichen wieder erhalten ſoll. Den Bouriß des letztern hat man in einem Wandſchranke der abgebrannten Kirche entdeckt und gerettet. Wie verlautet, ſind die zum Wiederaufbau der zweiten im Unglücksjahre 1842 niedergebrannten Kirche, der von St. Nikolai, zuſammengebrachten Geldmittel bereits dermaßen erſchöpft, daß man den Bau einſtellen laſſen muß, nachdem kaum der Grund gelegt worden. Zwar werden die zu dieſem Zwecke angeordneten wöchentlichen Schillingsſammlungen noch fortgeſetzt; allein der fromme Eifer ſcheint immer mehr zu erkalten, die Zahl der Geber verringert ſich mit jedem Monat, und zwar ſo, daß wöchentlich keine tauſend Mark (vierhundert Thaler) mehr eingehen.

(Fortſetzung folgt.)

Naumburg a. d. S., Mai.

Lage und Charakter der Stadt.

Wundern Sie ſich nicht, daß Sie einen Brief aus einem Städtchen erhalten, das vielleicht noch nie in dieſen Blättern genannt worden iſt, wenn ſchon daſelbſt das Morgenblatt nicht ſelten genannt wird. Ihr Korreſpondent aus Halle hat es nämlich für gut gefunden, den Schmutz und Staub und Rauch, der eine Zugabe des attiſchen, wollte ſagen halleſchen Salzes bildet, mit dem weiter ſtromaufwärts liegenden Naumburg zu vertauſchen. Gott ſey Dank! da gibt es einmal wieder reinliche Straßen, fließende Brunnen, friſche Luft, freie Spaziergänge, grüne Waldungen und andere zu einem vollſtändigen Gedeihen unentbehrliche Dinge mehr, nach denen man ſich in jenem lutetiae Hallorum vergeblich umſieht. Naumburg liegt unſtreitig an einer der ſchönſten Stellen des Saalethals, gerade der Unſtrutmündung gegenüber, und Sie werden mir daher erlauben, mit einigen Zügen die Gegend zu ſchildern. Die Haupteigenthümlichkeit der Umgebung Naumburgs, die den fremden Beſuche ſehr überraſcht, weil er ſie ſo weit nördlich nicht erwartet, ſind die zahlreichen Weinberge, welche beide Thalwände der Saale bedecken und mit ihren vielen Winzerhäuschen und Bergthürmchen dem Thale ein ſehr buntes und belebtes Ausſehen geben. Der hier in großer Quantität gewonnene Wein geht nach Magdeburg, Berlin und Homburg, um von da unter andern Namen ſich über den deutſchen Norden zu verbreiten. Zwiſchen den jetzt noch kahlen Weinbergen erblickt man auf den Höhen grünende Saaten und dichtbelaubte Waldungen, in der Tiefe des Thals, an den Windungen der Saale, freundliche Dörfer, üppige Wieſen und blühende Obſtbaumwäldchen. Ich kenne wenige Thäler, die auf mich einen ſo traulichen, ſo friedlichen und idylliſchen Eindruck gemacht haben, als dieſes. Dazu kommen noch die zahlreichen Denkmäler aus dem Mittelalter, die ſich hier in einem engen Umkreis zuſammengedrängt finden und mit den impoſanten Neubauten der thüringiſchen Eiſenbahn einen ſeltſamen Contraſt bilden. Ich nenne nur die Rudelsburg, Saaleck, die Schönburg, das alte Kloſter Goſeck (Gottesck), die hart an der Eiſenbahn liegen, und drüben an der Unſtrut Stadt und Schloß Freiburg, die zwei höchſt intereſſante Denkmäler altdeutſcher Architektur aus dem eilften und zwölften Jahrhundert aufzuweiſen haben, jene die in verſchiedenem Bauſtyle aufgeführte und kürzlich von aller ſpäteren Verunzierung gereinigte Stadtkirche, dieſes eine im reinſten Rundbogenſtyl erbaute Kapelle, die aus zwei Stockwerken, eigentlich aus zwei Kapellen über einander beſteht. Auch Naumburg ſelbſt hat einen prakten Dom aufzuweiſen mit einer merkwürdigen Krypte, dergleichen es nicht viele geben mag. Naumburg iſt ein ſchmuckes, reinliches Städtchen mit etwa fünfzehntauſend Einwohnern, deſſen rothſchimmernde Dächer ſich auf jedem Spaziergange in der Umgegend freundlich präſentiren. Seine Hauptzierde iſt außer dem Dom und den andern Kirchen das Oberlandesgerichtsgebäude, das ſich auf einer kleinen Anhöhe wie ein glänzender Palaſt über der Stadt erhebt und für dieſelbe wegen des zahlreichen Beamtenheers, das damit zuſammenhängt, von nicht geringer Bedeutung iſt.

Naumburg hatte früher in der Provinz Sachſen eine gewiſſe Berühmtheit erlangt durch den Liberalismus ſeiner Stadtbehörden, die dem alten Regime zu wiederholtenmalen einen paſſiven Widerſtand entgegenſetzten. Im vorigen Jahr ging derſelbe, freilich nicht von Seiten der Stadtbehörden, in einen aktiven über; Straßenkrawalle wechſelten mit dem Säbelregiment, ohne daß Naumburg ſo glücklich geweſen wäre, es bis zum Belagerungszuſtande zu bringen. In der letzten Zeit hat ſich nun auch hier ein merkwürdiger Umſchwung der politiſchen Geſinnung gezeigt: die Naumburger ſind der großen Mehrzahl nach conſervativ geworden. Eine Anzahl von Bürgern bittet zwar um Entfernung des Militärs, aber gleich ſpricht ſich eine Majorität für Beibehaltung deſſelben aus; ja in den letzten Tagen petitionirte man ſogar von hier aus um Abänderung des Wahlgeſetzes.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 134. Dienſtag den 5. Juni 1849.

— Let me see! Is this a foeman's face?
Ah! no, no, no! —
See, see, what showers arise,
Blown with the windy tempest of my heart,
Upon thy wounds, that kill mine eye and heart!
Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(ſ. Nr. 129—131.)

Wir hatten, wie ſo oft, ein ziemlich ernſthaftes Gefecht mit den Magyaren, wobei von beiden Seiten wohl 10 bis 12,000 Mann im Feuer waren. Beſonders hatte der Feind wieder ſehr zahlreiche treffliche leichte Reiterei und wußte dieſe ſehr geſchickt auf dem für ihn günſtigen Terrain zu gebrauchen, ſo daß unſer Fußvolk wiederholt den heftigſten Angriffen ausgeſezt war und nur mit größter Mühe dieſelben abwehrte. Namentlich zwei Schwadronen ſehr gut organiſirter und ausgerüſteter Honvéds zeichneten ſich durch ihre wüthenden Angriffe gegen croatiſche Infanteriebataillone aus, und konnten endlich nur durch mehrere Kartätſchenſalven, die große Verwüſtungen in ihren Reihen anrichteten, zum Rückzug gebracht werden. Der Führer jener Schaar, ein ſchlanker, hochgewachſener Mann, im reichen Anzug eines Magnaten, auf einem ſchönen muthigen Schimmelhengſt, den er mit großer Gewandtheit tummelte, war unermüdlich, ſeine Leute immer wieder zu ſammeln und gegen unſere Infanterie zu führen. Als wären die Kugeln, die um ihn pfiffen, nur loſe Schneeballen, ſo unbekümmert ſprengte er umher, ſtets die blitzende Sarrasklinge hoch ſchwingend. Die Geſtalt des Reiters kam mir ſehr bekannt vor, ich konnte aber ſeine Züge nicht unterſcheiden, da wir mehrere hundert Schritt von ihm hinter unſerer Infanteriekolonne aufgeſtellt waren. Zweimal war er unverlezt dem Feuer unſeres Fußvolks entkommen, als, wie geſagt, einige Kanonen, die inzwiſchen herbeigekommen waren, mit Kartätſchen zu feuern anfingen. Der erſten Salve derſelben ſchien er gleichfalls nicht zu achten, denn ich ſah ihn noch immer friſch und munter vor ſeinen Reitern herumſprengen; die zweite mußte beſſer getroffen haben, denn wie der Pulverdampf ſich etwas verzogen hatte, lag der Schimmel mit ſeinem Reiter am Boden. Im ſelben Augenblick erhielten wir auch das Zeichen zum Einhauen. Die Glieder unſerer Infanterie öffneten ſich raſch, uns durchzulaſſen, und in vollem Galopp ging es nun auf die feindliche Reiterei los. Dieſe wich zuerſt raſch zurück, um aus dem Bereich unſerer Geſchüze zu kommen, ſammelte ſich dann, warf uns, dann warfen wir ſie wieder, und ſo ging es hin und her, bis ſich zulezt, wie gewöhnlich in Ungarn, das Ganze in Einzelgefechte auflöste, wo Mann mit Mann ſich herumhieb.

Es dunkelte beinahe ſchon, als ich endlich mit meinem Trupp, von dem mehrere geblieben, andere ſchwer verwundet waren, todtmüde wieder beim Hauptcorps ankam. Wir hatten kaum abgeſattelt und ich wollte mich eben an das mit den Trümmern niedergeriſſener Häuſer unterhaltene Wachtfeuer ſtrecken, um wo möglich einige Stunden zu ruhen, als ein zum Lazarethdienſt kommandirter Infanteriſt mit der Meldung zu mir trat, ein ſchwer verwundeter gefangener Offizier der Inſurgenten, der meinen Namen erfahren habe, wünſche mich zu ſprechen. Trotz aller Müdigkeit folgte ich raſch meinem Führer in den Hürdenſtall, der zum Lazareth eingerichtet war. Furchtbar ſah es im dunkeln niedrigen Raum aus, der ſpärlich durch die Handlaternen der Aerzte und Wärter erhellt war, die mit hochaufgeſtreiften blutigen Aermeln und

Digitized by Google

eben ſo blutigen Schüzen geſchäftig umhereilten. Dicht aneinander lagen die Verwundeten auf dem ſchmuzigen Stroh, das ſtellenweiſe durch das viele Blut ganz naß und ſchlüpfrig geworden war. Lautes und leiſes Wimmern, Aechzen, Stöhnen, Zähnelnirſchen, dazwiſchen Flüche in böhmiſcher, polniſcher, ungariſcher, deutſcher, croatiſcher Sprache. Ich mußte mich zuſammennehmen, um nicht zurückzuſchaudern.

Im hinterſten Winkel des langen Gebäudes lag auf einer Strohſchütte der Verwundete, der mich zu ſprechen wünſchte. Wie erſchrack ich, als das Licht der Laterne des Wärters auf das Geſicht deſſelben fiel und ich Br. St. in ihm erkannte! Auf unſerem Marſch durch Croatien nach Wien hatte ich, wie ich in einem frühern Briefe erwähnt, zwei Tage auf ſeinem Schloſſe zugebracht, hatte ihn, umgeben von zwei reizenden Weibern, ſeiner Frau und ſeiner Schweſter, in der Fülle alles Glücks geſehen, und jezt mußte ich ihn ſo finden. St. ein Magyar bis in die innerſte Faſer ſeines Herzens, hatte mir freilich ſchon damals geſagt, er werde die Waffen für Koſſuth ergreifen, aber ihn ſo wieder zu finden, darauf war ich doch nicht gefaßt geweſen. An der Seite des bleichen Freundes, auf deſſen edlem Antlitz ſichtlich baldiger Tod geſchrieben ſtand, niederknieend, faßte ich deſſen laike Hand und fragte ihn, womit ich ihm dienen könne. „Dank dir, daß du gekommen," antwortete er mit leiſer, kaum hörbarer Stimme, und ſchon dieſe Anſtrengung verurſachte ihm ſichtbar großen Schmerz; „ich erfuhr, daß du hier ſeyſt und ſchickte zu dir. Ich ſterbe, meine Bruſt iſt zerſchmettert. Wenn ich todt bin, nimm das Taſchenbuch aus meiner Uniform und ſchicke es meiner Frau, die in K. lebt; es enthält mein Teſtament und andere Papiere." Hier machte er eine lange Pauſe, während ich ihm Troſt zuſprach. „Laß das, es hilft nichts; wir ſcheiden als Freunde, ich habe für mein Vaterland gefochten, du biſt deiner Fahne treu." Stumm drückte ich ihm die Hand. „Wo iſt deine Schweſter Helene?" fragte ich endlich. „Beim Heere, ſie kämpft für Ungarn."

Lange vermochte jezt St. kein Wort vorzubringen, er ſtöhnte nur leiſe vor ſich hin, und ein Regimentsarzt, der zu uns trat, machte bedeutungsvoll mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes. Endlich nach einer langen Stunde richtete er ſich plözlich wieder auf und ſagte: „So, nun iſt es aus! Lebe wohl, grüße Marie (der Name ſeiner Frau) — Marie!" — und dabei ſtreckte er ſich, die Augen brachen, ſeine Seele war ausgehaucht. Mit einer Thräne im Auge nahm ich von der ganz zerſchoſſenen Bruſt das Taſchenbuch, ganz mit Blut getränkt, ſo daß die Schrift faſt unleſerlich geworden war, ſchnitt dem Todten einige der ſchönen ſchwarzen Locken und den langen gekräuſelten Schnurrbart ab, der immer ſeine Freude geweſen war, nahm auch die beiden Ringe von ſeiner Hand, um Alles wohleingepackt ſo ſchnell und ſicher als möglich der unglücklichen Wittwe zu ſenden. Der Oberarzt verſprach mir noch, dafür Sorge zu tragen, daß St. ordentlich und allein begraben würde, und ſo hatte ich gethan was ich konnte. — St. war einer meiner vertrauteſten Freunde im Heere geweſen. Jahre lang waren wir als Kadetten und Offiziere faſt unzertrennlich geweſen. Immer hatte ich gewünſcht, einige Urlaubsmonate bei ihm auf ſeinen ſchönen Beſizungen in Ungarn zu verweilen, und jezt hatte ich ihn als meinen Feind begraben.

(Fortſezung folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Schluß.)

Alſo ſelbſt die Kirchenväter müſſen mit ihren ehrwürdigen Folianten als Zeugen für das unſerer Zeit Zuſtändige herbei! Was bedarf's noch weitern Zeugniſſes? und welche Leſerin, die vielleicht zu dem „Beruf des Weibes in dieſer Zeit" den Kopf geſchüttelt, wollte der liebenswürdig eifernden Führerin, die ihren Werberuf ſo männlich entſchieden und weiblich beſcheiden in die deutſchen Lande ausgehen läßt, auch ohne die geleheten Citate nicht glauben und folgen? Freilich iſt der Glaube heute nicht nur nicht jedermanns, ſondern auch nicht jedes Weibes Ding, aber in ihrem ewigen Bedürfniß zu lieben iſt ſtets auch der Glaube beſchloſſen, der nur wagen darf zu ſeyn, was er zu ſeyn ſich wünſcht. An den Mann muß erſt die Noth gehen, bis er beten und glauben lernt. Judas hat ſeinen Herrn verrathen, Petrus hat ihn verleugnet, ſelbſt Johannes iſt davongelaufen, wo es daran ging das Kreuz auf ſich zu nehmen und für die Brüder in Noth und Tod zu gehen. Die Frauen aber hielten unter'm Kreuze aus und waren die erſten, die den Auferſtandenen ſahen. Sie müſſen auch die Erſtlinge von den Auferſtandenen dieſes in Selbſtſucht und Genußſucht erſtickten, in Trotz und Haß erſäuften, in Grimm und Neid erſtorbenen Geſchlechtes ſeyn und an dem Grabe der ſchlechten Vergangenheit und ſchlechten Gegenwart die Verkündigerinnen einer Auferſtehung zu frohem Familien-, Staats-, Kunſt-, Kirchen- und Völkerleben werden. Wenn die Stöße des Erdbebens den Stein von des Grabes Thüre geſprengt, gehört der alten Liebe der erſte Platz und die erſte Stunde am neuen Frühlingsmorgen.

Dem Umſturze unſerer Geſammtverhältniſſe ſcheinen wir, wie die Sachen ſtehen oder vielmehr Stufe

um Stufe in den Abgrund ſtürzen, nicht mehr entgehen zu können. Ja wenn ſeit zwanzig Jahren im Dienſte der Liebe ſchon überall geſchehen wäre, was nun allenthalben geſchehen will in der eilften Stunde, da die Thüre bereits in's Schloß fällt und der einzig eine glückliche Zukunft auch für uns Epigonen noch eröffnende Schlüſſel der Reform in die Gruft unſeres Friedens und Segens geworfen ſcheint! Das Wort von Carlyle will auch uns wahr werden: daß es eine thörichte Bemühung iſt, die Revolutionen zu ſegnen oder ihnen zu fluchen, aber wichtig, ſie zu ſtudiren; daß es verdrießlich iſt, ihnen durch Schlamm und Regen zu folgen, unräthlich, ihnen zu dienen, nutzlos, ſie zu bekämpfen, rühmlich, mitten in die Trümmer, wenn der Wiederaufbau beginnt, einige ſittliche Ideen, einige Keime des Glaubens an Wahrheit und Tugend auszuſtreuen, einen Stein zum projektirten Bau zu liefern.

Wenn es irgend vergönnt iſt, eine baumeiſterliche Idee für eine friſche europäiſche Zukunft zu ſäen, ſo iſt es die der Liebe, die aus Glauben thätig iſt im Dienen für die Brüder. Die Zukunft nicht nur, ſchon die Gegenwart gehört den Herzen und den Kräften, die dieſes Werk der Liebe im Kampfe gegen den Egoismus zu treiben lernen. Und wollt ihr zweifeln, ihr zarten Frauen, ihr ängſtlichen Seelen, ihr ledernen Gemüther, an der Frucht ſolchen Wirkens, an dem Sieg ſolcher Thaten der glaubigen Liebe über die Welt nicht bloß, ſondern auch über die glühendſte Hölle, ſo höret, vor wem ſelbſt jener „Satan im Narrenhauſe," der wirklich ſo teufliſche als wahnſinnige Proudhon, ſich nach allen verruchten Läſterungen am Ende beugen muß. Er weiht den Namen, der ſo lange das letzte Wort des Geiehrten, die Weihe des Richters, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des Reuigen geweſen, von nun an der Verachtung und dem Fluche: »Car Dieu c'est sottise et lâcheté, Dieu c'est hypocrisie et mensonge, Dieu c'est tyrannie et misère, Dieu c'est le mal... Esprit menteur, Dieu imbecille, ton regne est fini... Dieu, retire toi! car dès-aujourd'hui guéri de la crainte et devenu sage, je jure la main étendue vers le ciel, que tu n'es que le bourreau de ma raison, le spectre de ma conscience.« Derſelbe Mann, der ſeine Leſer nicht vergeſſen heißt, daß die Frömmigkeit, das Heil und die Tugend, gleichwie das Vaterland, die Religion und die Liebe nur Masken ſeyen, derſelbe muß es bekennen: „die barmherzige Liebe ſo vieler Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Beſitz, welche die Pflegerinnen ihrer Schweſtern machen, bis eine beſſere Geſellſchaft ihre Mitarbeiterin an dem Werk der Liebe wird, rührt mich im Innerſten, und es wäre mir ſchrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Hohns oder der Verachtung entflöße, während ich von den Pflichten ſpreche, welche dieſe edeln Frauen mit ſo viel Liebe erfüllen, ohne daß Jemand oder irgend etwas ſie dazu nöthigte. O ihr heiligen und heldenmüthigen Frauen, eure Herzen ſind der Zeit vorangeeilt, und wir ſind es, wir elende Praktiker, wir falſche Philoſophen, falſche Gelehrten, welche die Vergeblichkeit eurer Anſtrengungen zu verantworten haben. Möchtet ihr einſt euern Lohn empfangen und möchtet ihr auf immer überhören können, was die Dialektik der Hölle, denn das iſt die heutige Geſellſchaft, dir mir's in meine Seele wirft, mich auch über euch zu ſagen zwingen wird."

Sagt das der Satan im Narrenhauſe, was wird euch Gott im Himmel über ſolch Werk der barmherzigen Liebe ſagen?

Dr. Heinrich Merz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Naumburg a. d. S., Mai.

(Fortſetzung.)

Politiſche Stimmung.

Es beſteht hier ein Leſemuſeum, das ſich „die Erholung" nennt und aus faſt lauter conſervativen Elementen zuſammengeſetzt iſt, denſelben, die früher den Ruhm des Liberalismus genoſſen. Natürlich hat dieſes Muſeum nicht die Ausdehnung wie das einer großen Stadt; vor dem kürzlich von mir berührten Halleſchen hat es aber dennoch den Vorzug, daß ein Spiel- und Sprechzimmer, ein Billard und eine Wirthſchaft damit verbunden ſind. Außer den bedeutendſten politiſchen Zeitungen werden mehrere Journale gehalten, unter denen die fliegenden Blätter, die Grenzboten, die Europa und das Morgenblatt die geleſenſten ſind. Die deutſche Sache hat, in dieſer Leſegeſell-

schaft wenigstens, alle Sympathien verloren. Es wird dort sehr frei und offen politisirt und man hört meist nur sehr entschiedene Stimmen gegen Frankfurt laut werden. Namentlich die Reichsacht, in die Preußen erklärt worden, hat das preußische Bewußtseyn zu sehr verletzt, als daß man den Kaiserlichen noch gewogen seyn könnte. Man sah mit einem gewissen Stolz die preußischen Grenadiere nach Dresden marschiren und erzählte sich von dem Eindruck, den ihr Erscheinen gemacht, und von den unglaublichen Wirkungen, welche sie mit den Zündnadelgewehren erzielt. Und nun sollte in Frankfurt dieser Ruhm vernichtet werden und man nannte die Tapferen undeutsche Truppen oder gar deutsche Russen! Das brachte hier die Reichsversammlung um die letzten Sympathien. Zu wiederholtenmalen hörte ich die Aeußerung: „je mehr sie auf uns schimpfen, desto besser." Dazu kommen die Nachrichten vom Rhein, aus Elberfeld, aus der Pfalz und aus Baden, die in der That nicht geeignet sind, gesunde Elemente für das Frankfurter Werk zu gewinnen.

Großen Eindruck hat auch hier die Ansprache des Königs an sein Volk gemacht, die seit einigen Tagen an allen Straßenecken zu lesen ist. — Die Landwehr hat sich hier, gerade in einem der schlimmsten Landwehrbezirke, ganz ruhig einkleiden lassen, und irre ich nicht, so werden die Frankfurter Agitationen, die mit friedlichen Mitteln die noch immer nicht aufgegebene Verfassung durchzuführen bezwecken, in der ganzen Provinz Sachsen keinen Erfolg haben. Natürlich gibt es auch hier in Naumburg sehr radikale, selbst republikanische Elemente, allein dieselben haben bis jetzt noch in keinerlei Weise eine Schilderhebung für Frankfurt gewagt, obgleich der Naumburger Abgeordnete zur zweiten Kammer, Parrisius, der ein entschiedener Linker ist, jetzt wieder in der Stadt weilt, und kürzlich auch Ruge seinen hiesigen Gesinnungsgenossen einen Besuch abstattete. Man thut nichts für die deutsche Sache; keine Adresse, keine Volksversammlung, nicht einmal eine gewichtige Stimme in den hiesigen Lokalblättern, deren es übrigens vier gibt, läßt sich für dieselbe vernehmen. Im Gegentheil zürnt eines derselben mehr als je, daß die Frankfurter es gewagt, „mit ihrer Krone von Katzengold vor Preußens Thron zu treten."

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Claus Harms. — Die freie Gemeinde. — Frauenvereine.

Die sogenannte „freie Gemeinde," an deren Spitze ein Mann von Geist, Talent, Gesinnung und großer Rednergabe, Georg Weigelt, steht, gewinnt hier immer mehr Anhänger. Daß ein Mann der Art den Strenggläubigen ein Dorn im Auge seyn würde, stand zu erwarten, auch hat es ihm und seiner Lehre nicht an Anfeindungen gefehlt. Von Weigelts Seite wurde der Kampf mit dem höchsten Anstand und zwar siegreich geführt, und dieser Sieg hat zwar keinen wirklichen Frieden, aber doch eine Waffenruhe herbeigeführt, über die sich Jeder freuen muß, der es mit der Religion ernstlich meint. In diesen unerquicklichen Kampf mischte sich, zu meinem großen Bedauern, auch eine sonst hoch von mir verehrte Dame, Amalie Sieveking, die als Freundin und Trösterin der Armen so unendlich viel Gutes stiftet, und so reichlichen Segen durch That und Wort aus der Fülle ihres edeln, liebenden Herzens spendet, daß man ihr Liebe und Bewunderung nicht versagen kann, selbst wenn man in religiöser Hinsicht eine entschieden von der ihrigen abweichende Richtung eingeschlagen hat. Sie ließ sich durch ihren religiösen Eifer zu einem Angriff auf den jungen talentvollen Prediger der freien Gemeinde verleiten und zog sich dadurch nicht nur eine Niederlage, sondern auch den Spott solcher Blätter zu, deren Herausgeber es nicht verschmähen, das Strahlende zu schwärzen, sobald es nur einmal den Anschein des Lächerlichen auf sich geladen. — Höchst interessant ist es, zu sehen, wie sich unsere Hamburger Frauen jetzt nach allen Seiten regen und mit welchem ruhmwürdigen Eifer sie in Vereinen für das Wohl der Armen und Unterdrückten wirken. Nicht nur sind unsere Frauen, bis auf wenige Ausnahmen, sehr liberal, sondern auch so thätig für die leidende Menschheit nach allen Richtungen, daß ihre Muße fast gänzlich dadurch in Anspruch genommen wird. Ich glaube, daß keine andere Stadt, möge sie größer oder kleiner seyn als die unsrige, etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Eine treffliche Stiftung ist namentlich die Pestalozzistiftung, in der Kinder aus den niedern Ständen zu tüchtigen Menschen herangebildet werden, indem man ihnen zugleich so viele Jugendfreuden, als nur irgend möglich, zu gewähren sucht. Edle, zum Theil reiche Frauen waren die Gründerinnen dieser schönen Stiftung und stehen ihr noch jetzt mit dem löblichsten Eifer vor. Eine andere Stiftung ist nicht minder segensreich. Durch einen wöchentlichen sehr geringen Beitrag von nur einem Schilling (drei Groschen machen vier Schillinge) werden Arbeiterinnen gegen Arbeitslosigkeit geschützt und wird ihnen zugleich in Krankheiten ärztliche Hülfe, Pflege und Wartung zugesichert. Seit Kurzem ist auch ein Frauenverein zur Unterstützung der Verwundeten und Kranken in Schleswig-Holstein in's Leben getreten. Manche unserer ersten Damen stehen drei bis vier solcher Vereine zugleich vor und entwickeln dabei eine Thätigkeit, die nur von ihrer Menschenliebe übertroffen wird. Als die Mutter aller solcher Vereine muß man aber Amalie Sieveking betrachten, da sie den ersten der Art in's Leben gerufen und durch ihren Eifer gezeigt hat, wie man es anzufangen habe, um reichen Segen zu erzielen. Freilich suchten die Mitglieder der spätern Vereine einen solchen auf ganz anderm Wege, als Amalie Sieveking, die noch weit mehr religiöse, als wohlthätige Zwecke verfolgt; allein das Beispiel und der Anstoß wurde doch durch sie gegeben, und daher wird ihr Ehre und Anerkennung selbst von denen zu Theil, die in anderer Hinsicht nicht mit ihr auf gleichem Wege wandeln mögen.

Vor Kurzem kam ein merkwürdiger Prozeß vor unserm Handelsgerichte zur Entscheidung. Ein Kapitän Vasse, wahrscheinlich ein Franzose von Geburt, lief mit dem Dampfschiff „Paris" in den hiesigen Hafen ein und weigerte sich, seine sehr reiche Waarenladung zu löschen, da er, wie er angab, dem Kapitän des dänischen Blokadegeschwaders, Steen Bille, der ihn in der Nordsee angehalten, sein Ehrenwort gegeben, in Hamburg nur Kohlen einnehmen zu wollen. Die bei der Ladung Interessirten wollten von diesem Uebereinkommen mit dem Feinde der Stadt nichts wissen und verlangten, daß das Schiff „an die Kette gelegt," d. h. am Auslaufen verhindert werde. Zugleich machten sie einen Prozeß gegen Kapitän Vasse vor dem Handelsgericht anhängig und dieses entschied dahin, daß der Kapitän bei Strafe in vier-und-zwanzig Stunden seine Hamburger Kaufleuten angehörenden Waaren löschen solle. Dem Beklagten, dessen Ehre durch diesen Befehl gerettet war, machte dieses Erkenntniß, das ihm Zwang anthat, wohl eben so recht seyn, als den Interessenten, und so ereignete sich der gewiß seltene Fall, daß Gewinner und Verlierer mit gleicher Befriedigung den Gerichtssaal verließen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 135. Mittwoch den 6. Juni 1849.

Do you not know I am a woman? When I think, I must speak.
Shakespeare.

Jeanne Deronie.

Alles wird in Paris lächerlich gemacht, selbst der Poeten Günstling, der holde Lenz, wird von dem Alles berührenden Spotte nicht verschont; aber auch nirgends in der Welt dürfte sich dem Spott mehr Stoff darbieten, nirgends dürfte er muthiger herausgefordert werden. Ein Pariser gab die reine, hehre, fast himmlische Gestalt der Jeanne d'Arc gottlosem Hohne preis; dafür schreit sich eine nrur Jeanne nicht, als Kämpferin auf dem politischen Schlachtfeld aufzutreten und, ein weiblicher O'Connell, die Theilnahme an der Gesetzgebung für das schöne Geschlecht in Anspruch zu nehmen. Nur ein Pariser vielleicht konnte über jene Johanna, die Frankreich wunderbar befreite, lachen und lachen machen, und virlleicht gehörte eine Pariserin dazu, um die Lächerlichkeit nicht zu scheuen, die mit einer weiblichen Candidatur für die Nationalversammlung unausbleiblich verbunden war.

Jeanne Deronie ist keine freche Liebhaberin revolutionärer Abentreuer, wie man sie nach den Februartagen in den Weinschenken mit der rothen Mütze sah, keine tolle Heldin des Aufruhrs, wie eine in dem Junikampf, groß und bildschön, mit fliegenden Haaren und die rothe Fahne in der weißen Hand, auf der Barrikade erschien und einige Minuten darauf, von drei Kugeln durchbohrt, zusammenstürzte; Jeanne Deronie ist eine anständige und gesetzte Person, die sich über die Formen der Gesellschaft und die Sitte ihres Geschlechts nicht hinaussetzt, eine sanfte Schwärmerin, die mit Ueberlegung handelt und in dem unerschütterlichen Glauben an den früheren oder späteren Triumph ihrer Sache den Grund und die Kraft zu ihrer ruhigen Haltung findet.

Die Socialisten hatten sich gegen ihr Auftreten als Candidatin erklärt, und Proudhon hatte ihre Ansprüche mit mehr Schärfe als Zartheit bekämpft. Dennoch wollten sie ihr die Mittel nicht nehmen, sich geltend zu machen, und ließen sie sprechen in ihren Clubs. Ich hörte sie in dem Club der Brüderlichkeit. Der Präsident kündigte ihr Erscheinen auf der Rednerbühne an. „Ich muß," sagte er, bevor er ihr das Wort gab, „über den Redner, der sich jetzt an die Versammlung wenden wird, ehe ich ihn sprechen lasse, mich erklären. Sie werden eine Dame hören, die als Bewerberin für einen Platz in der gesetzgebenden Versammlung auftritt. Sie will die Rechtfertigung dieses kühnen Schrittes Ihnen vortragen. Das Bureau des Vereins ist weit entfernt, die Ansichten dieser Dame zu theilen und ihr Unternehmen zu billigen; allein es ist Grundsatz der Socialisten, jedem Gedanken, der in dem Trieb zum Fortschritt seine Wurzel hat, freie Aeußerung zu gestatten und ihm die Möglichkeit des Sieges zu geben. Darum erhält auch Frau Jeanne Deronie hier das Wort. Zwar hätten wir gewünscht, sie möchte darauf verzichtet haben. Nicht als ob wir an ihrer Begabung zweifelten; ich hatte schon zweimal die Ehre sie zu hören und muß sagen, daß sie jedesmal mit Takt und Verstand gesprochen und mir viel Vergnügen gemacht hat. Aber es ist, denk' ich, nicht gut, daß unsere Partei, die schon so vielfach sich verzweigt, durch neue Anträge neue Theilungen erleide. Darum wär' es uns lieb, sie machte von dem Rechte, das ihr zusteht, in unserem Kreise ihre Sache zu verfechten, keinen Gebrauch,

Digitized by Google

und noch einmal ſtell' ich die Bitte an ſie, demſelben zu entſagen."

Dieſe Rede wurde in der größten Stille und mit allen Zeichen vollkommener Achtung angehört. Sogar die Stelle, wo es hieß, der Redner, der jetzt ſprechen werde, ſey eine Dame, rief keine beleidigende Heiterkeit, nicht einmal ein allgemeines Lächeln hervor, und ich ſelbſt, ſo ſehr ich Luſt hatte, dem komiſchen Eindruck, den ich hiedurch empfing, durch eine ungezwungene Kundgebung Luft zu machen, wagte es nicht die allgemeine Andacht zu ſtören.

Jeanne Deronie nahm auf den Wunſch und die Bitte des Präſidenten keine Rückſicht. Sie beſtieg die Rednerbühne. Sie war mit Geſchmack, aber ohne Aufwand gekleidet und trat feſten Schrittes, doch ohne alle Geſpreiztheit vor die Zuhörer. Sie iſt nicht mehr jung, und ich will nicht entſcheiden, ob ſie den Vierzigen nah oder ſchon darin iſt. Ihr Geſicht iſt nicht ſo oval wie das der meiſten Pariſerinnen höhern Standes, ihre laſtanienbraunen Haare waren auf dem bloßen Haupte glatt geſtrichen, ſie trug keine Handſchuhe und ihre Füße waren von dem langen Kleide faſt ganz bedeckt. Sie ſprach mit ſtarker und reſoluter Stimme, die mehr dem Gebiet des Alt, als der Sphäre des Sopran anzugehören ſchien, ſtieß die Worte nicht raſch heraus, wie es Perſonen thun, die in Verlegenheit oder eingeſchüchtert ſind, ſondern trennte ſie von einander durch manchmal auffallende Pauſen und hob diejenigen, mit welchen ſie etwas Beſonderes ſagen wollte, durch ſehr ſcharfe Betonung hervor.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Wenige Tage darauf ſollte wieder ein harter Schlag mein Herz treffen. Wieder hatten wir uns, wie ſo oft, auf weißer Heide — Schnee bedeckte die ganze Gegend — mit den Magyaren herumgeſchlagen. Die drei croatiſchen Bataillone von uns waren ziemlich ernſthaft mit einem ſtarken Haufen feindlichen Fußvolks zuſammen gerathen und hatten dieſes endlich mit dem Bajonnet zurückgetrieben. Auch wir waren ziemlich vorgedrungen und hatten die Reiter uns gegenüber vom Schlachtfeld verdrängt. Auch hatten wir einige feindliche Fouragewagen mit Wein, Speck und Maismehl erbeutet, für unſere Leute ein höchſt willkommener Fang. Wie gewöhnlich lag ich auf der äußerſten Vorhut und meine Poſten ſtanden weit dem Feinde entgegen vorgeſchoben. Da ziemlich viel Holz in der Gegend wuchs, woran wir in den weiten Ebenen oft den empfindlichſten Mangel litten, ſo hatten meine Huſaren ein mächtiges Wachtfeuer angezündet, deſſen Flammen hoch emporſchlugen, und brieten und ſotten daran in hellem Jubel und ließen die jetzt wieder mit Wein gefüllten Feldflaſchen herumgehen, ihre Lieder in vollem Chor dazu ſingend, als ob weit und breit kein Feind wäre und ſie das angenehmſte, vergnügtichſte Leben von der Welt hätten.

Ich theilte dieſe fröhliche Stimmung nicht, im Gegentheil, eine trübe Ahnung peinigte mich, und ſo ſehr ich es ſonſt liebe, wenn meine Huſaren Abends am Wachtfeuer frohen Muthes ſind und ihre Lieder ſingen, heute war es mir unangenehm. Da ich überdem fürchtete, meine Vedetten möchten etwas zu viel Wein getrunken haben, um die gehörige Wachſamkeit zu üben, ſo nahm ich zwei von den Sereſſanern mit, um zu Fuß meine Poſtenkette zu beſichtigen. Alle Poſten waren wachſam, und obgleich ich mich an mehrere derſelben leiſe und vorſichtig von der Seite heranzuſchleichen ſuchte, ſo riefen ſie mich doch Alle zur gehörigen Zeit an und benahmen ſich wie es ſich gebührt. Zufrieden darüber, trat ich mit meinen beiden Begleitern den Rückweg zum Wachtfeuer an, deſſen hohe Flamme uns freundlich entgegen leuchtete, als wir beim ziemlich hellen Mondſchein eine menſchliche Geſtalt an einem Baume liegen ſahen. Wir traten näher: es war ein Weib in ungariſcher Magnatentracht, als Mann gekleidet; die langen Haare, die ihr über den Nacken fielen, verriethen ihr Geſchlecht.

Meine Sereſſaner drehten ſie um und ich erkannte beim bleichen Mondſtrahl Helene, die ſchöne Schweſter meines Freundes St. Furchtbarer Schmerz durchzuckte mich in dieſem Augenblick, es fehlte nicht viel, ſo hätte ich mich über den Leichnam geworfen. Gewaltſam ermannte ich mich und gab meinen Leuten Befehl, die Leiche zum Feuer zu tragen. Hier unterſuchten wir die Todte genauer, und mit unendlicher Angſt forſchte ich, ob nicht noch Hoffnung ſey, ſie wieder zum Leben zu bringen. Vergebens, ſchon mehrere Stunden war ihre Seele entflohen; die Büchſenkugel eines unſerer Scharfſchützen war ihr mitten durch's Herz gegangen. Aus der kleinen rothen Wunde ſickerte noch das Blut in einzelnen Tropfen, die ich ſorgſam in meinem Tuche auffing, um ſie als Reliquie aufzubewahren. Mein einziger Troſt war, daß die Todte nicht lange gelitten haben konnte, daß ſie im Augenblick, wo das Geſchoß ſie traf, auch geendet haben mußte. Dieſe reinen, edlen, noch jetzt wunderſchönen Züge waren von keinem Schmerze verzerrt, auf ihrer Stirne thronte Ruhe und Friede, die Lippen lächelten faſt. Gleich einer ruhig Schlummernden lag

Digitized by Google

ſie da, und doch ſollten dieſe Augen ſich nie wieder öffnen, dieſe Lippen nie wiedee geiſtreiche odee gemüthliche Worte ausſpeechen. Auch meine Huſaeen waren ſichtbar geeührt und meinten, es ſey doch Schade, daß eln ſo junges, hübſches Mädchen ſo früh habe ſteeben müſſen. Viele, die auf unſerem erſten Marſche durch Ungarn mit mir zwei Tage lang auf St's Schloſſe geweſen waren, erkannten Helene gleich wieder und bedauerten doppelt ihren Tod, da ſie ſo freundlich gegen ſie geweſen war.

Wir thauten nicht weit von einem Ahornbaum die Erde durch ein Feuee auf, und gruben dann faſt die ganze Nacht mit unſern Handbeilen und Säbeln an einem großen, tiefen Grab. Als die erſten Moegenſtrahlen erglühten, waren wir fertig, während ein Huſar, der zimmern konnte, ein einfaches Kreuz aus jungen weißen Ahoenſtämmen zurecht gemacht hatte. Die Todte wurde nun in ihree vollen Uniform, den Kolpack mit blitzendem Reiheebuſch auf dem Haupte, ihren leichten Türkenſäbel an der Seite, in eine eeine, große, wollene Decke, die wir bei uns hatten, ſorgfältig gehüllt, und ſo in die Grube gelegt, die wir dann wieder mit Erde füllten und mit dem Kreuze ſchmückten. Dann ließ ich, unbekümmert um Alles, eine volle Salve mit unſern Piſtolen über dem Grab geben. Einen kleinen Goldring und eine Locke habe ich zum Andenken behalten. Als unſer traueiges Geſchäft beendet war, zogen wie ab, dem Feinde nach, der ziemlich eilig zurückwich. Welche Gefühle in mir tobten, vermag ich nicht zu ſchildern. Helene hatte, wie ich ſpäter erfuhr, Adjutantendienſte bei ihrem Oheim mütteelicher Seite, der ein bedeutendes magyariſches Corps befehligte, gethan, und wae ſo im erwähnten Gefecht von unſern Soldaten erſchoſſen worden. So habe ich in einer Woche zwei mir ſo theure Weſen veeloren, die mir beide als Feinde gegenübeeſtanden, und außerdem wie viele treffliche Kameraden auf der Seite der Inſuegenten wie auf der unſrigen! Wie viele tüchtige Offiziere haben wir ſchon eingebüßt! wie gräßlich haben namentlich die braven Küraſſieeregimenter geiitten! Und was iſt bis jezt gewonnen? Nichts, gae nichts; unſere Sache ſteht ſchlechter als ſeit Monden, es koſtet uns Mühe genug, une Peſth zu halten, und vom Einmarſch in Debreczin, den ich mie ſelbſt ſo leicht dachte, ſind wie wieder weit entfeent. Abee alles dieß darf unſern Muth keinen Augenblick wanken machen; wir werden auch ferner unverzagt in's Feuee und immer wieder in's Feuer gehen, und führt man uns nur gut, am guten Willen unſerer Soldaten ſoll es wahrlich nicht fehlen.

Seit zwei Tagen liege ich mit meinem Kommando ruhig in einem einſamen Wirthshauſe, voe einem Angriff des Feindes vollkommen geſichert; daher auch die Muße, die ich zum Niederſchreiben dieſer Zeilen benütze. Dieſe Raſt war eine Nothwendgkeit für uns, ſollten nicht Pferde, Waffen, Kleider ganz zu Grunde gehen. Dee Oet, wo ich ſchreibe, was mein Auge trifft, wenn ich vom Papier aufblicke, iſt ſo ſeltſam, daß ich es beſcheeiben muß.

Eine lange niedere Wirthsſtube mit ungepflaſtertem Fußboden, die Wände ſchwarz geeäuchert vom Feuer des Heebes, der in einer Ecke ſteht, die kleinen Fenſteeſcheiben faſt alle zerbeochen und durch Steohwiſche erſezt, ſo daß das meiſte Licht durch die offene Thür fallen muß. Das ganze Geräthe beſteht aus einem langen Tiſch von ſchmutzigem Holz und einigen aus Binſen geflochtenen Stühlen. Ueber die Hälfte des Gemachs nimmt ein mächtiges Steohlagee ein, auf dem etwa zwanzig meinee Huſaren in ihren jezt meiſt ſehr abenteuerlich ausſehenden Uniſoemen, in allen möglichen Lagen ausgeſtreckt ſind und den feſten Schlaf dee Ermüdung ſchlafen und dabei mit Schnarchen und Schnauben ein geäuliches Coneeet aufführen. Ich ſelbſt, der Scheeibee dieſer hoffentlich an ihr fernes Ziel richtig gelangenden Zeilen, balaneiee auf einem der erwähnten Binſenſtühle, der nur noch deei Füße hat, aber der wenigſt ſchadhafte untee allen iſt, habe mein Papier auf eine Ecke des Tiſches gelegt und laſſe meinen Silberſtift fleißig daeauf umherwandern.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortſetzung.)

L e h m a n n.

Ein anderer Peozeß, dee an die Univerſität gewieſen und auf deſſen Ausfall das hieſige Publikum ſeit Jaheen geſpannt war, iſt in dieſen Tagen zu Gunſten des von Seiten des Staats verklagten Peofeſſors am Gymnaſium und Direktors des botaniſchen Gartens, Herrn Lehmann, entſchieden worden. Der Angeklagte war der Unterſchleife als Diekfor des botaniſchen Gartens angeklagt, und jeufzte unter dem Druck

dieſes entehrenden Anklage Jahre lang. Zuerſt war dieſer Prozeß in letzter Inſtanz an die Univerſität Roſtock gewieſen worden, und erſt nach Jahresfriſt wurde von derſelben die Erklärung abgegeben, daß die Gerichtsbank dort nicht hinlänglich beſetzt ſey, worauf er einer andern Univerſität überwieſen und von dieſer Lehmann nicht nur für völlig ſchuldlos erkläret, ſondern auch der Fiskus in alle Koſten verurtheilt wurde. Was ſoll man aber von einer Univerſität ſagen, die einen Prozeß, wovon die Ehre eines Mannes, ſeine Ruhe, ſein Glück, die Achtung ſeiner Mitbürger abhingen, auf eine ſo unverantwortliche Weiſe verſchleppt? Hätte der Freigeſprochene nicht das Recht, ihr ſeinerſeits den Prozeß zu machen und auf Schadenerſatz zu dringen? Profeſſor Lehmann iſt ein Oheim des berüchtigten, vor Kurzem bei Kolding gefangen genommenen frühern däniſchen Miniſters Orla Lehmann, und beide ſind geborene Holſteiner. Ueber dieſer Gefangennahme des für die Herzogthümer ſo nederdütſchen Mannes ſchwebt noch ein Dunkel, indem kaum zu leugnen ſteht, daß er ſich faſt freiwillig derſelben darbot. Von einer Seite wird die Behauptung aufgeſtellt, er habe ſich gefangen nehmen laſſen, um ſo beſſer die Plane der Deutſchen gegen ſein Adoptivvaterland auskundſchaften zu können; von der andern, er habe nur mit Schick in die Nähe des preußiſchen Obergenerals kommen wollen, um mit dieſem Unterhandlungen anzuknüpfen. Mir ſcheint die eine Behauptung ſo abgeſchmackt wie die andere, und von Seiten des Gefangenen nur große Unbeſonnenheit und Unvorſichtigkeit vorzuliegen.

Die faſt nur auf dem Papier beſtehende däniſche Blokade ruft, der Beeinträchtigung des Handels wegen, ſowohl in Holland als in England, große Mißſtimmung hervor, und es wird von Wohlunterrichteten die Behauptung aufgeſtellt, daß von Seiten dieſer beiden Staaten nächſtens energiſche Schritte gethan werden würden, dieſer Vexation ein Ende zu machen. In der That iſt die däniſche Blokade eine bloße Spiegelfechterei, indem faſt täglich Schiffe ſowohl in die Elbe als in die Weſer einlaufen. Es gehört nur Muth, guter Wind und etwas Geſchicklichkeit von Seiten der Kapitäne dazu, um den Dänen ein Schnippchen zu ſchlagen, deren Muth überdieß ſeit dem Siege bei Eckernförde ſehr geſunken zu ſeyn ſcheint. Da Gerechtigkeit ſelbſt dem Feinde gegenüber Pflicht iſt, muß hier bemerkt werden, daß die däniſche Landarmee ſich in den letzten Gefechten weit tapferer gezeigt hat, als im vorjährigen Kriege, wo ſie ſich mit Schmach belud.

(Fortſetzung folgt.)

Naumburg a. d. S., Mai.

(Fortſetzung.)

Reaktion. — Jahn.

Dieſes Lokalblatt feiert ſogar in einem Gedichte auf, der Kaiſerdeputation einen eben ſo unerwünſchten Gegenbeſuch zu machen:

„In Frankfurt ſpreche man Preußen Hohn,
Man rühmt, es ſey nur Poeſie
Die Republik der Kaiſerthron,
Das Kaiſerthum nur Poſſe.
Und Preußens König ſollte ſeyn
Hanswurſt bei dieſem Spaſſe?
So ſchlag' ein Donnerwetter drein!
Nach Frankfurt unſre Straße!

Nach Frankfurt laßt uns ziehn, dem Sitz
Der Ehrenbürgers Gagern,
Wo mit ihm Bogt und Raveaux,
Simon und Jahn abmagern,
Und viele And're, Eifers voll,
Deutſchland im Innern zu einen!
Da ſitzen ſie verfaſſungstoll
Und ſtrampeln mit den Beinen.

Doch wenn die preuß'ſche Trommel ſchallt,
Dann wittern ſie Gefahren,
Und wenn die preuß'ſche Büchſe knallt,
Sie aneinander fahren.
Drum auf! nach Frankfurt zieht hinein,
Zerſprengt die ganze Bande:
Dann wird es wieder Friede ſeyn,
Dann iſt getilgt die Schande."

Wenn ich Ihnen nun noch den Beweis liefere, daß ſelbſt das als volksfeindlich verſchriene Miniſterium begeiſterte Verehrer findet, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß eine allgemeine Volkserhebung in Preußen für die deutſche Sache nicht zu erwarten ſteht, ja noch mehr, daß die Reaktion in Preußen zur Wahrheit geworden, weil man ſo lange den Teufel an die Wand gemalt. In demſelben Blatte heißt es:

Die Männer, die ich meine,
Sind Männer durch und durch
Manteufel heißt der eine,
Der and'er Brandenburg.
Seht, wie ſie allzeit ſtehen
Kampffertig auf dem Plan,
Vom Wirbel bis zur Zehen
Jedweder Zoll ein Mann.

Une Schritt vor Schritt gewannen
Sie wiederum das Feld.
Hrevel mit ſeinen Mannen
Kam noch ein dritter Held
„Die Schwerter ſind geſchliffen,
Die Kugeln in dem Lauf."
Das Lieblein hat gepfiffen
Der alte Marſchall Drauf.

Der Verfaſſer dieſer letzten Strophen nennt ſich F. Jahn, nicht zu verwechſeln mit G. Jahn, dem Dichter des hohen Liedes, einer religiöſen, mit großem Beifall aufgenommenen Dichtung, und noch weniger mit Jahn, dem alten Turnvater, den wir hier ebenfalls in nächſter Nähe haben. Wollen Sie mir einen Augenblick „in's Thüringiſche" hinüberfolgen, wie die Naumburger ſagen, wenn ſie ihren Freiburger Nachbarn einen Beſuch abſtatten, ſo kann ich Ihnen wenigſtens das berühmte Haus des berühmten Mannes vorführen. Ihn ſelbſt würden wir ſchwerlich daheim antreffen, da er es ſicher vorziehen wird, der Abberufung ans Frankfurt nicht Folge zu leiſten. Das Haus liegt hart an der ſteilen Burgſteaße, die von dem Städtchen Freiburg zu dem ſehr alten Schloſſe Neuenburg hinaufführet, in welchem ſich die Anfangs erwähnte Kapelle befindet. Es iſt das letzte in der ſich aufwärts erſtreckenden Häuſerreihe und liegt ſchon auf einem ziemlich hohen und freien Platze. Es liegt parallel mit der Steaße und zeigt auf dieſer Seite nur den Eingang zu einem Keller, deſſen gewaltige Wölbungen für große Weinvorräthe berechnet zu ſeyn ſcheinen. Die Vorderſeite, zu der man über einen kleinen Hofraum gelangt, iſt mit einer Art Säulenhalle ausgeſtattet, die aus zwei großen Bogen beſteht. Darüber lieſt man die Worte: „friſch, frei, fröhlich, fromm" in großer rother Schrift.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 136. Donnerſtag den 7. Juni 1849.

We are but warriors for the working day;
Our gayness, and our gilt, are all besmirch'd
With rainy marching in the painful field.

Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß)

Faſt unmittelbar neben mir auf dem Tiſche, ſo daß ihre weitausholenden Arme dicht über meinem Kopf wegfahren, haben ſich zwei Huſaren als Schneider etablirt. Sie nähen mit einem Eifer, als hätten ſie ihr ganzes Leben nur die edle Schneiderkunſt getrieben, und ein großer Hauſe buntgeflickter Dolmans, Mäntel, Reithoſen, der vor ihnen liegt, zeugt von ihrem Fleiße. Viel Farbenſinn ſcheinen ſie aber nicht zu beſitzen; ſo eben ſehe ich, daß einer auf meine graue Reithoſe vorne über'm Knie einen rothbraunen Fleck geſetzt hat, der wahrſcheinlich einem alten Sereſſanermantel entnommen iſt. Nun, wenn es nur gut hält, auf die Farbe kommt es jezt eben nicht ſehr an.

Die andere Ecke des Tiſches iſt eine Sattlerwerkſtätte geworden, wo einige Huſaren ſich eifrig bemühen, ſchadhaft geworbene Riemen an Sätteln und Zäumen durch andere zu erſetzen. Der Schuhmacher, auch nur ein Dilettant in ſeinem ſo nützlichen Fache, hat ſich auf dem Fußboden niedergelaſſen, und da es ihm an Leder zum Flicken fehlt, ſo nimmt er einige weichgemachte Stücke von einem Kalbfell, von dem man die Haare mit dem Meſſer abgeſchabt hat. Man muß ſich im Felde nur zu helfen wiſſen, und dieß verſtehen die Huſaren vortrefflich. Wenn auch ſehr bunt herausgeflickt, ſo werden wir doch unſere Station wieder in heilen Kleidern und Stiefeln verlaſſen, und damit iſt ſchon viel gewonnen. — Auch eine Waffenſchmiede haben wir hier im Zimmer. Einen großen Feldſtein, den er an den Feuerherd gewälzt hat, als Ambos benützend, iſt ein alter verwitterter Huſar, der ſo und ſo viel Jahre Haiduck in einem Grenzkomitate geweſen, emſig bemüht, Scharten und Beulen aus den Klingen und Scheiden der Säbel herauszuhämmern. Auch meine arg mitgenommene Damascenerklinge wollte er in Arbeit nehmen, aber der treffliche Stahl widerſtand ſeinen Werkzeugen, ſo daß er ſie unwillig brummend wieder bei Seite legte.

Das meiſte Intereſſe erregen aber unſere Kochkünſtler, die eifrig um einen großen Keſſel am Feuerherd herum wirthſchaften. Obgleich das Wirthshaus ganz unbewohnt ſtand, denn der Mann und ſeine zwei Söhne ſollen bei den Inſurgenten ſeyn, die Frau aber ſich nach Peſth geflüchtet haben, entdeckten wir doch noch eine magere, faſt verwilderte Sau, die im Hofe herumlief, und bald darauf einen zugeworfenen Erdkeller mit einigen Säcken Kukuruz, einem Beutel Paprika (rother türkiſcher Pfeffer) und einem Fäßchen Sliwowitzer (Pflaumenbranntwein). Da war denn der Jubel groß; die Sau hatte bald unter den Säbelſtichen der Huſaren ihr Leben ausgehaucht und jezt ward gebraten und geſotten und geſchmauſt wie im Hauſe des Odyſſeus. Gar mannigfache Gerichte, die übrigens ſo ziemlich auf ein's heraus kamen, wußten unſere Köche (meine ſchöne Sereſſanerin iſt leider nicht mehr bei uns, ſondern mit ihrem ſchwer verwundeten Vater nach der Grenze zurückgegangen) aus den drei Beſtandtheilen Schweinefleiſch, türkiſcher Weizen und Pfeffer zu bereiten, und einige darunter waren wirklich recht wohlſchmeckend. Mir wenigſtens mundeten ſie köſtlicher als das beſte Diner, das ich je an fürſtlichen Tafeln genoſſen.

Auf der langen Diele des Hauses, wo unsere Pferde stehen, und beim Brunnen vor derselben herrscht eben so große Thätigkeit verschiedener Art wie im Zimmer selbst. Dort wird der Beschlag der Pferde nachgesehen, Hieb-, Schuß- oder Druckwunden, welche manche Rosse haben, werden ausgewaschen, mit frischem Schweinefett verschmiert, die Fesseln ausgeschoren, die Mähnen, die oft arg verwildert sind, wieder etwas in Ordnung gebracht. Hier im Zimmer wird für die Menschen gesorgt, draußen für die treuen Rosse, unsere zweite Hälfte, der wir schon so oft Leben und Freiheit verdankten. Wenn ich aber manche diese kleinen magern Pferde betrachte, wie sie den Kopf gesenkt umherstehen, so kann ich selbst oft kaum begreifen, daß es dieselben Thiere sind, die so unermüdliche Ausdauer, so viel Kraft und Schnelligkeit bewiesen haben und die besten Soldatenrosse von der Welt für einen anstrengenden Feldzug sind.

Eben wird mein Ali zum Trinken auf den Hof geführet. Das edle Thier, ein ächter türkischer Hengst, zwar auch schon sehr mitgenommen, sieht doch gegen unsere Husarenpferde noch stolz genug aus. Ich pfeife auf dem Finger, er spitzt sein einziges Ohr und kommt zu mir durch die offene Thür in's Zimmer gelaufen, schnuppert neugierig auf dem Tische herum und wirft den schneidernden Husaren alle ihre Arbeit herab. Unser Schuster arbeitet unbekümmert fort, obgleich der Hengst fast über dem am Boden Kauernden steht und ihn leicht treten könnte. Aber unsere Pferde, und vollends Ali, so böse sie gegen Fremde sind, kennen uns längst so genau und sind so vertraut mit uns geworden, daß wir uns sorglos unter ihre Hufe legen. Wie oft habe ich geschlafen, den Kopf auf mein ebenfalls ruhendes Roß gelegt! Wir sind halbe Centauren geworden. Welch edles Geschöpf das Roß ist, das fühlt erst der Reiter im Felde recht.

Eben meldet unser Koch, das Essen sey fertig, was überall Behagen verbreitet und Alle von ihren verschiedenen Arbeiten an den Kessel ruft. Ich als Offizier erhalte mein Theil vorweg in einer eigenen blechernen Schüssel; dieß ist mein einziger Vorzug. Man hatte mir mein Lager in einer halbzerfallenen Kammer auf einer halbzerbrochenen Bettstelle bereitet; es wimmelte aber so furchtbar von Ungeziefer, daß ich es vorzog, nach gewohnter Weise mit Mantel, Satteldecke und Sattel draußen auf der Diele zwischen den Pferden zu schlafen.

So ist unser Erholungsquartier beschaffen, das wir morgen Abend wieder verlassen; du kannst daraus abnehmen, wie es mit uns oft im offenen Felde stehen mag und was wir Alles durchzumachen haben. Und doch, wie gern wollte ich alles dieß und noch viel mehr ertragen, wenn es nur ein anderer Krieg wäre, wenn wir nicht in unserem eigenen Fleisch und Blut herumwüthen müßten. Wann ich wieder schreiben kann, weiß ich nicht. Hoffentlich nennt man meinen Namen bald unter den Gefallenen. *

* Der Verfasser dieser Briefe ist wenige Tage nach der Absendung des letzten sehr schwer verwundet worden und man zweifelt an seinem Aufkommen.

Anm. des Einsenders.

Jeanne Deronie.

(Schluß.)

Sie begann etwa folgendermaßen: „Meine Herrn! Ich bin mir bewußt, daß ich etwas unternehme, was wohl nur Wenige unter Ihnen gutheißen, Manche sogar als eine Verletzung der Schicklichkeit bedauern, fast Alle als eine Verwegenheit tadeln werden (nein, nein, riefen hier einige Stimmen! „Keine Unterbrechung!“ antwortete ihnen der Präsident). Wenn ich also trotz der geringen Ermuthigung, die mir zu Theil wird, dennoch auf meinem Vorhaben bestehe, so werden Sie, dieses Zutrauen hege ich zu Ihrem Wohlwollen und Ihrem Rechtsgefühl, hieraus den Schluß ziehen, daß ich von einer tiefen, lebendigen, unwiderstehlichen Ueberzeugung zu dem was ich thue angetrieben werde. Ich trete als Candidat für die gesetzgebende Versammlung auf; aber ich mache mir keine Täuschung, meine Candidatur hat nicht den geringsten Erfolg zu hoffen; sie ist kein Vorschlag, sie ist nur eine Idee (Beifall); sie ist nicht das Werk thörichten Ehrgeizes, sie ist ein Wegweiser in die Zukunft (allgemeiner, anhaltender Beifall). Ich weiß, daß die Zeit, in der die von mir gestellte Frage gelöst werden kann, noch lange nicht gekommen ist, aber gestellt darf die Frage jetzt schon werden; dürfte sie das nicht, wir lebten nicht in einer freien Zeit, nicht in einem freien Lande (hier rufen mehrere Stimmen Bravo). Die französische Republik ist gastlich für alle Ideen (stürmischer und anhaltender Beifall). So lange die französische Republik besteht, wird in diesem Lande kein Gedanke zu kühn und kein System zu neu seyn (Aeußerungen der Zustimmung von mehreren Seiten). Und wo ist der Vermessene, wo, sag' ich, ist der Gottlose, der die Republik anzutasten sich erkühnen mag? Er ist noch nicht geboren; Viele möchten es, aber keiner wagt es (der Beifall will kein Ende nehmen). Die Aufmunterung, die mir wird, ist ein Beweis, daß Sie wahrhaft freie Bürger sind. Der freie Bürger ist unbefangen; er nimmt freundlich auch die Meinung auf, mit der es ihm schwer wird sich zu befreunden. Sie sind der Ansicht noch nicht gewogen, daß auch Frauen an der Abfassung der Landesgesetze Theil nehmen sollen; allein Sie hören

mich mit Ernſt und Aufmerkſamkeit an und ſcheuen ſich nicht, ſo oft ich etwas ſage, was aus Ihrer Seele gegriffen iſt, Ihre Sympathie mit meinen Gefühlen mir auf eine Weiſe zu erkennen zu geben, von der ich noch viel mehr gerührt als geſchmeichelt bin (Bravo, Bravo). Es gibt andere Vereine in Paris, in welchen die bloße Ankündigung meines Auftretens einen Sturm des Hohnes hervorgerufen hätte." — Hier läßt an zwei, drei Punkten des Saals ein ſchwaches Kichern ſich vernehmen, das aber ſogleich von einem heftigen Ziſchen im ganzen Saal überſtimmt wird.

„Hinaus mit dem Spion! hinaus mit dem Spitzel!" ſo ſchreien einige, allein der Präſident legt ſich in's Mittel und bemerkt, jenes Kichern ſey ohne Zweifel unwillkürlich geweſen (lautes, herzliches Gelächter) und nicht aus böſer, unehrenhafter Abſicht entſtanden. (Der Lärm legt ſich, Jeanne Deronie fährt fort): „Sie aber, meine Herrn, wenn Sie auch nicht überzeugt werden, wollen doch erſt meine Gründe hören, ehe Sie mich verdammen. Ich brauche Ihnen nicht darzuthun, daß die Logik der Gleichheit uns die Berechtigung zur Theilnahme an der Geſetzgebung gewährt. Ich entwickle Ihnen dieſen Satz nicht, er lebt in Ihren Herzen (ja! ja!) Aber auf einige Gründe, die aus dem praktiſchen Leben genommen ſind, werden Sie mir erlauben näher einzugehen."

Jeanne Deronie ſetzte hier auseinander, welche Dienſte die Gegenwart von einſichtsvollen Frauen in allen Erörterungen, die ſich auf Erziehung, auf Unterſtützung der Nothleidenden, auf Regelung der ehelichen Verhältniſſe, auf die Stellung der Geiſtlichkeit zur Familie und manche andere in der Nachbarſchaft liegende Gegenſtände beziehen, mit Recht erwarten könnte. Sie verweilte hiebei wenigſtens eine halbe Stunde und ſprach verſtändlich, ſprach angenehm über Dinge, die gerade nicht ſehr geeignet zu faſhionabler Unterhaltung ſind. Dann dankte ſie noch der Verſammlung für die Güte und Geduld, mit der ſie angehört worden, ſtimmte einen Hymnus auf die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit an, rief aus voller Kehle: „Es lebe die Republik!" und verließ die Rednerbühne unter unglaublichem, eine Viertelſtunde währendem Jubel. Mehrere der Anweſenden verlangten, man ſolle ſie ſogleich auf die Candidatenliſte ſetzen, andere widerſprachen: noch ſey der Augenblick zu einer ſolchen Reform nicht gekommen, der Geiſt der Revolution könne nicht auf einmal ſeinen ganzen Inhalt geben; darauf erwiderten jene mit Redensarten von Emancipation und Fortſchritt; kurz der Lärm ward ſo groß, daß der Präſident für gut fand die Sitzung aufzuheben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Naumburg a. d. S., Mai.

(Schluß.)

Jahn. — Schulpforte.

Ueber den Hof gelangt man in einen kleinen terraſſenartigen Blumengarten, der die andere Seite des Hauſes begrenzt. Hier hat das unterſte und einzige Stockwerk einen kleinen Aufbau, der mit einem großen, ſteinernen Wappen, einen aufwärts ſpringenden Hund in der Mitte, geſchmückt iſt. Unter der Terraſſe zieht ſich eine Reihe rother Dächer her und hinter denſelben rauſche die Unſtrut über eine ſogenannte Schwelle hinab. Die Rückſeite des Hauſes endlich, mit vier großen F. verziert, bietet die Ausſicht auf den Burgpfad und das oben liegende Schloß dar. Die Fenſter des Hauſes ſind alle mit Rundbogen bedeckt, wobei der Baumeiſter die alte Stadtkirche oder eben die Kapelle vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Man muß geſtehen, die Einrichtung des Hauſes ſcheint ganz einladend, und die Ausſicht auf Stadt und Fluß iſt reizend. Nicht ſo die Entſtehung dieſes eigenthümlichen Bau's, mit der es folgende Bewandtniß hat. Das Haus, in welchem Jahn zur Miethe wohnte, brannte ab und ſofort ergingen Aufrufe zu Beiträgen, nach deren Wortlaute man glauben mußte, daß ein eigenes, unverſichertes Haus Jahns durch die Flammen zerſtört ſey. Da nun faſt reichliche Beiträge zuſammen kamen, ſo faßte Vater Jahn den kühnen Entſchluß, ſich ein eigenes Haus zu bauen, und legte daſſelbe ziemlich großartig nach dem beſchriebenen Plane an. Allein die Quellen hörten eher auf, als jener gehofft hatte, und es trat der Fall ein, daß das mit fremdem Geld vollendete Haus verkauft werden mußte. Nachdem Jahn, der eine Penſion von tauſend Thalern bezieht, ſich vergeblich an den König gewendet, wendete er ſich mit einer Bitte an das Dahlmanncomité, in deſſen Händen ſich noch dreitauſend und einige hundert Thaler befanden, deren Verwendung durch die Anſtellung von Dahlmann zweifelhaft geworden war. Allein in dem ſeit mehreren Jahren gefangen gehaltenen Jordan hatte Jahn einen zu gefährlichen Concurrenten. Trotz einer Anzahl von Unterſchriften, die ſeinen Wunſch unterſtützten, wurde auch dieſes zweite Geſuch abgeſchlagen. Nun erfolgte von einem Anhänger Jahns ein öffentlicher Aufruf, um Hülfe für den Mann in Anſpruch zu nehmen, der ſich für das Volk geopfert habe und dem der König nicht helfen wolle. Zugleich erſchienen in verſchiedenen Blättern anonyme Aufſätze, deren Abfaſſung Jahn ſelbſt nicht fremd geweſen ſeyn ſoll. Franz von Florencourt, der gegenüber bei Naumburg in einem kleinen, beſcheidenen Weinberghäuschen wohnt, und der in ſeinen „Zeitbildern" den ganzen, in nächſter Nähe von ihm beobachteten Hergang unter der Ueberſchrift: „Über Nationalbelohnung mit beſonderer Beziehung auf den Profeſſor Jahn," weitläufig erzählte — dieſer behauptet wenigſtens,

Digitized by Google

von Einem jener Aufsätze nachweisen zu können, daß er von Jahn selbst verfaßt oder doch durch ihn befördert sey. Jahn hat freilich wegen dieser Beschuldigung eine Injurienklage gegen Florencourt erhoben, dieselbe jedoch wieder fallen lassen, als dieser erklärte, den Wahrheitsbeweis antreten zu wollen. Man hat also bis jetzt keinen Grund, an der Wahrheit jener Aussage zu zweifeln. Werfen Sie mir nicht vor, es sey rücksichtslos, an solche Antecedentien zu erinnern, sie gestissentlich an's Licht zu ziehen. Jahn ist seit diesem ersten Bau wieder, und zwar ein öffentlicher Bankünstler geworden. Er sitzt seit einem Jahr mit in Frankfurt, um den Dom der deutschen Einheit zu bauen, und muß sich daher jede öffentliche Beurtheilung gefallen lassen. Was liegt aber näher, als an jenen Privatbau zu erinnern, wenn dadurch die Art und Weise, wie derselbe Baumeister an Deutschlands Einheit und Größe mitzubauen bemüht war, auf's Treffendste in's Licht gesetzt wird? Mag man's hören wollen oder nicht: auch dort in Frankfurt hat gerade die Partei, der Jahn angehört, auf unverantwortliche Weise gemarktet, ja gebettelt, und es ließen sich treffliche Parallelen ziehen mit dem Gesuche an den König von Preußen, den Adressen an das Dahlmanncomité und endlich der Appellation an das Volk. Doch genug, ich fürchte schon zu viel; wer aber keine halbe Ueberzeugung hat, den drängt es, seinem Unwillen gelegentlich einmal Luft zu machen, wenn er sieht, wie man Gemeines und Schönes, Unedles und Edles durcheinandermengt.

Noch einen andern Punkt in der Nähe Naumburgs möchte ich Ihnen vorführen, nämlich das eine halbe Stunde oberhalb Naumburg gelegene Schulpforte. Diese berühmte Erziehungsanstalt, die in ihren alten Klostermauern eine neue, gothisch gebaute Kirche einschließt, eben so kühn emporstrebend, so schmuck und fast so blätterreich als die waldfeischen Buchenhallen, die dicht daneben den Bergabhang bedecken, besteht aus Freestellen für hundert- und siebzig Alumnen, die zum Theil vom König, zum Theil von Magistraten und andern Patronen vergeben werden. Manche tüchtige Männer, ja mehrere Berühmtheiten erster Größe haben hier ihre Knabenschuhe ausgetreten; ich nenne nur zwei Namen, an die Deutschland, besonders jetzt, leider nur zu selten sich erinnert, Klopstock und Fichte. Ich möchte wohl wissen, was für Reden der letztere im Jahr 1848 an die deutsche Nation richten, und was für eine Ode der erstere, der schon hier den Plan zu seinem Messias entworfen, auf die Erhebung des Jahres 1848 dichten würde. In Beziehung auf Klopstock sagt Goethe von „der Pforte“:

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe spielte sinnig
Klopstock einst auf diesem Platz

An dem stillbegrenzten Orte
Bilde dich, so wie's gebührt;
Jüngling! öffne dir die Pforte,
Die in's weite Leben führt.

Auf welche Weise sich die Alumnen noch jetzt diese Pforte öffnen, darauf läßt sich etwa aus einer kürzlich stattgefundenen Festfeier schließen zu Ehren eines Lehrerjubiläums, wobei die Schüler die Antigone aufführten in den von Berlin herbeigeschafften Kostümen des königlichen Theaters.

Hamburg, Mai.

(Beschlagnahmung.)

Die Verfassung — Theater.

Auch in Hinsicht der Behandlung der Gefangenen scheint man Fortschritte gemacht zu haben; wenigstens hört man jetzt keine Klagen über gegen diese verübte Grausamkeiten, wie man sie von den Unglücklichen auf den rasirten Linienschiffen vernehmen mußte. — Daß der König von Preußen noch warme Anhänger hat, zeigte sich vor Kurzem in einem hiesigen Bilderladen, wo eine Karikatur auf diesen Monarchen ausgehängt war. Ein feingekleideter Herr trat in diesen Laden, brachte sämmtliche daer vorhandene Exemplare des Spottbildes künstlich an sich und zerstörte sie im Beisein des Verkäufers.

Die Frage, welche uns in diesem Augenblick in Bezug auf unsere innern Angelegenheiten am meisten beschäftigt, ist die: ob unsere künftigen Senatoren nur auf eine gewisse Zeit oder für die Dauer ihres Lebens gewählt werden sollen? Die Demokraten stimmen für eine Wahl auf sechs Jahre mit dem Rechte der Wiedererwählung, während die Rechte und ein Theil des Centrums unserer Constituante sich für die Lebenslänglichkeit erklären. Auch über die Zahl der Mitglieder unserer Exekutive ist man noch nicht einig. Nach den Vorschlägen des Verfassungsausschusses soll der Senat aus neun Senatoren und sechs Syndici bestehen, und die Wahl der Rathsmitglieder der Bürgerschaft anheimgegeben werden, während der Rath die Syndici zwar wählt, dieselben aber nur mit Genehmigung der Bürgerschaft in Funktion treten können; die Syndici sollen auf Lebenszeit gewählt werden. — Die räthselhafte Weigerung des Königs von Hannover in dem sehr dazu geeigneten Stade, wir im vorigen Jahr dänische Kriegsgefangene aufzunehmen, hat ihre Erklärung in einem für die Dänen eben nicht schmeichelhaften Umstande gefunden. Diese armen Leute sollen im vorigen Jahr dermaßen mit einer lebendigen Einquartierung, sowohl an ihrem Körper, als an den Kleidungsstücken behaftet gewesen seyn, daß die Kaserne, worin man sie unterzebracht, völlig unbrauchbar geworden, wodurch der Kriegskasse ein bedeutender Schaden erwachsen. Am Ende siegen die Dänen dadurch, daß sich kein Deutscher mehr damit befassen mag, Hand an sie zu legen.

Trotz den bösen Zeiten fehlt es unserer Stadt weder an Aufforderungen zu Belustigungen aller Art, noch an Sehenswürdigkeiten. So haben wir zur Stunde zwei Kabinette mit anatomischen Wachspräparaten, und beide werden überaus stark besucht, selbst von Damen, für die man aber besondere Stunden angesetzt hat, da es sich doch nicht schicken würde, wenn sie in Gesellschaft von Männern die sogenannte anatomische Venus, ein Meisterwerk der Kunst, besähen. Auch die Direktion der beiden vereinten Bühnen, Maurice und Wurda, regen sich wacker, dürften aber bei dem gänzlich gesunkenen Kunstgeschmack und der ernsten, nahrungslosen Zeit, es sehr schwer finden, die von ihnen übernommenen Institute aufrecht zu erhalten. So weit es irgend möglich ist, werden Ersparnisse eingeführt und neue Bühnenmitglieder nur unter der Bedingung engagiet, daß sie nach Gefallen auf beiden Bühnen auftreten. Das Orchester des Stadttheaters, das sich dieser Bedingung nicht fügen wollte, ist abgedankt worden, worüber es dann natürlich ein großes Geschrei erhob. Indeß kann man der Direktion beistimmen, wenn sie solche Maßregeln ergreift, welche es ihr möglich machen, den eingegangnen Verpflichtungen nachzukommen. Aber verdenken muß man es ihr, daß sie das Kunstinstitut durch das Auftreten Klischnigs als Affen in Nestroy's „Affe als Bräutigam“ entweihte, wenn gleich dieser Affenmensch oder Menschaffe — zu unserer Schande sey es gesagt — die sonst oft so leeren Räume des Theaters füllte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 137. Freitag den 8. Juni 1849.

— Es ist
Ein Jude, freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden gibt.

Lessing.

Hartwig Hesse.

Wer ist Hartwig Hesse? Er ist nicht mehr, er starb vor wenigen Monaten in Hamburg, einer der geachtetsten Bürger dieser Stadt. — Kurze Zeit vor seinem Tode hatte mich eine Geschäftsreise nach Hamburg geführt; in dem Hause eines dortigen Bankfürsten stand ich betrachtend vor einem der Oelgemälde, welche die Empfangszimmer schmücken, als sich ein junger Hamburger Maler mit der Bemerkung zu mir wendete: „Sie sollten, wenn Sie Freude an Bildern haben, sich einmal die Sammlung des Herrn Hartwig Hesse ansehen, die zwar klein, aber vortrefflich ausgewählt ist. Haben Sie Lust dazu, so bin ich bereit Sie hinzuführen, und will uns vorher anmelden, damit wir sicher sind, ihn selbst zu Hause zu finden." — Ich nahm es an, und schon am nächsten Morgen holte mich der freundliche junge Mann zu dem Besuche ab.

Auf der Sonnenseite der Esplanade lag ein stilles Haus in sauberer Stattlichkeit. Ein paar Stufen führten zur Thüre hinan. Mein Begleiter klingelte, ein Diener öffnete und führte uns in eine zu ebener Erde gelegene Hinterstube, in der Herr Hartwig Hesse uns empfing, indem er uns mit gutmüthiger Zutraulichkeit die Hand bot.

Hartwig Hesse mochte nahe an siebzig Jahre alt seyn. Er war mittlerer Größe, hatte ein volles rothes, scharf geschnittenes Gesicht, aus dem unter ungewöhnlich starken Augenbraunen ein paar schwarze Augen eben so klug als freundlich hervorsahen. Sein weißes Haar war sauber geordnet, so auch die ganze Kleidung. Der braune, festzugeknöpfte Ueberrock, welcher die Brustnadel in der feinen Wäsche sehen ließ, die Art, wie Hesse sich trug, verriethen den an gute Sitten gewöhnten, formvollen Mann, während doch zugleich die höchste Einfachheit und Anspruchslosigkeit seinem ganzen Wesen aufgeprägt waren. Was Hesse für seine äußere Erscheinung that, geschah nicht mit Rücksicht auf Andere, er war eine saubere Natur und hatte Gefühl für das Schöne. — Aus dieser Persönlichkeit ging auch die Art seiner Kunstliebe, die ganze Einrichtung seines Hauses hervor, wie ich sie an diesem Tage und bei spätern häufigen Besuchen kennen lernte.

Hartwig Hesse war der Sohn wohlhabender jüdischer Eltern und hatte später selbst ein so großes Vermögen erworben, daß er in dem reichen Hamburg zu den reichen Leuten gezählt wurde. Dennoch, und obschon er das Familienleben liebte, es als beneidenswerth schilderte, hatte er sich nicht verheirathet, war ein Hagestolz geworden. Früh empfänglich für geistige Bildung, die er in dem Kreise, in welchem er geboren, nicht überall gleich vorherrschend finden mochte, hatte er bedeutende Reisen durch Deutschland, England, Italien und Frankreich gemacht, auf denen ihn zum Theil eine seiner Schwestern begleitete, welche er vorzugsweise liebte. Die Geschwister hatten längere Zeit in Berlin, Wien und Paris gelebt und vielfache Bekanntschaften mit den bedeutendsten ihrer Zeitgenossen anzuknüpfen Gelegenheit gehabt. Später wurden diese Reisen zwar alljährlich wiederholt, doch auf einige Sommermonate beschränkt, da Hesse sich mehr und mehr an die fesselnde Bequemlichkeit seines Hauses gewöhnte.

Digitized by Google

Und in der That war dieſes ganz dazu geſchaffen, die Trennung davon zu erſchweren. Im Erdgeſchoß, welches ſich auf einen am Walle gelegenen zierlichen Garten öffnete, und in dem erſten Stock befanden ſich je vier Zimmer, ohne pomphafte Pracht, aber mit geſchmackvollſter Behaglichkeit eingerichtet. In dieſen Zimmern, von denen die untern mehr im Sommer, die obern im Winter bewohnt wurden, waren gegen hundert Oelgemälde lebender Maler vertheilt; nicht als Aufſtappelung für kalte Prunkſucht oder als Aushängeſchild für die todten Millionen im eiſenbeſchlagenen Kaſten, ſondern zum Genuß eines gebildeten Geiſtes und Herzens. Eben ſo gewählt und auf perſönliche Befriedigung berechnet war eine Bibliothek, aus den beſten deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Werken beſtehend. Kein Buch, welches der Beſitzer nicht kannte und werth hielt. Ein alter Diener, den Heſſe jung in ſeine Dienſte genommen und in den Sprachen hatte unterrichten laſſen, machte den Bibliothekar. Er war auf allen Reiſen ſeines Herrn ſein Begleiter geweſen und ſo ſehr in deſſen Wünſche und Neigungen eingelebt, daß er wie eine nothwendige Naturergänzung neben ihm erſchien.

Mit Liebe führte Heſſe uns zu ſeinen Bildern. Es waren lauter Werke lebender Maler; Heſſe kaufte grundſätzlich nur ſolche, und manchem jungen Künſtler mochte durch die Kunſtliebe des reichen Mannes erwünſchte Hülfe geworden ſeyn. „Das iſt meine Welt!“ ſagte Heſſe, „die verſtehe ich noch; die Welt iſt ruhig und beruhigt mich, wenn ich gequält von dem Treiben da draußen, die Zeitungen aus der Hand lege.“

Es war in den Tagen der furchtbaren Ermordung Latours, und ein ſo paniſcher Schrecken über die Leute gekommen, daß die friedfertigſten Bürger ſich von Stricken und Dolchen bedroht ſahen. Ich verſuchte den alten Herrn zu beruhigen, auch der junge Künſtler ſtimmte mir bei, eine ſegensvolle Zukunft aus den Kämpfen des Tages verheißend; aber Heſſe ſchüttelte den Kopf. — „Ja, ja! Sie ſind jung,“ ſagte er freundlich, „Sie können es abwarten. Geſtehen Sie indeſſen, daß wenn man alt iſt, ſein Leben hindurch gearbeitet hat und nun ausruhen möchte und ſtill ſterben, daß dann der Spektakel der Revolutionen mit Communismus und Socialismus ganz anders klingt als in der Jugend.“ — „Und doch,“ meinte der Maler, „iſt Niemand communiſtiſcher, Niemand zum Geben an Nothleidende von jeher bereitwilliger geweſen als Sie. Bricht einmal die communiſtiſche Revolution in Hamburg aus, ſo flüchten Sie nur getroſt zu Ihren vier-und-zwanzig Frauen, die werden ihren Mann ſchon ſchützen.“

Wir waren während des Sprechens und Bilderbetrachtens in das Gartenzimmer gelangt, in dem ſich unter den modernen, praktiſch ſchönen Möbeln eine gewaltige alte Nußbaumkommode mit blanken Meſſingſchlöſſern und Griffen ſo aufdringlich hervorthat, daß mein Auge davon gefeſſelt wurde, weil das ganze Licht der Herbſtſonne ſich darin zu ſammeln und davon zurückzuſtrahlen ſchien. — „Das iſt wohl ein altes Familienſtück?“ fragte ich. — „Nein,“ antwortete Heſſe lachend, „es gehört einer Wittwe, die in's Stift will, ſobald eine Vakanz eintritt; und damit ich ſie nicht vergeſſe, hat ſie mir die Kommode hieher ſetzen laſſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Brief der Prinzeſſin Clementine von Orleans.

Bekanntlich ſind im Auguſt vorigen Jahrs ſämmtliche in den hieſigen königlichen Schlöſſern und in der Pairskammer vorgefundenen Papiere geſammelt und, dreißigtauſend Convolute bildend, in das Nationalarchiv in Verwahrſam gebracht worden. Leider zu ſpät. Wie viel Dokumente und intereſſante, zum Theil für die Geſchichte werthvolle Beieſſchaften und wichtige Aktenſtücke in den erſten Tagen zerriſſen, zertreten, vernichtet oder entwendet worden ſind, läßt ſich gar nicht ermeſſen. Der Beweiſe davon habe ich leider genug vor Augen und in Händen gehabt. Solcher Handſcheiſten, die in vollen, aufgebrochenen Kiſten in einzelnen Gemächern der Tuilerien, wo ſie in muſterhafter Ordnung nach Jahrgängen, bis zur Zeit der erſten Revolution zurück, aufgeſtellt geweſen waren, wochenlang verwahrlost umherſtanden, hatten ſich, nachdem bei der Einnahme des Schloſſes Haufen davon zu den Fenſtern hinausgeworfen worden, ſpäter die Eindringlinge während ihres hartnäckigen Aufenthalts im Schloß zu den ſchnödeſten Zwecken bedient. Erſt ſpät konnten auch dieſe Papiere geſammelt und in Sicherheit gebracht werden, nachdem gar viele davon, wie geſagt, vernichtet und wohl auch verſchleppt worden waren, über deren Werth ſich nicht einmal eine Muthmaßung ausſprechen läßt. Außer Louis Philipps Tagebuch, welches ſich einer Angabe der Journale zufolge in den Tuilerien vorgefunden haben ſoll, war die Rede von einer ähnlichen Handſchrift der Herzogin von Orleans, worin unter entſchiedener Mißbilligung der vom Könige befolgten Politik die edelſten Gefühle ausgeſprochen geweſen ſeyen; ein bloßes Gerücht vielleicht, da man ſeitdem nicht wieder davon gehört hat, aber ein neuer Beweis von der hohen Achtung, welcher die Fürſtin genoß, da man, wie früher ſtets, auch bei dieſer Gelegenheit ihr, ſo wie unter den

Prinzen vor allen Joinville, nationale Gesinnung und volksthümliche Ansichten zuschrieb.

Unter jenen verschleppten und in fremden Besitz gelangten Briefschaften befindet sich ein Schreiben der Prinzessin Clementine, der jüngsten Tochter Louis Philipps, an ihren Bruder Joinville. Derselbe hat die Barbes'sche Angelegenheit zum Gegenstande und schildert mit natürlicher Anmuth die der Begnadigung des Verurtheilten vorangegangenen Auftritte auf dem königlichen Landsitze Neuilly. Wir haben (Nro. 83.) versprochen, die Herzensergießungen des zum Tod verurtheilten Barbes und seine Empfindungen bei der Nachricht von der ihm gewordenen Strafmilderung mitzutheilen. Wir werden dieß in Kurzem thun, und schicken hier den erwähnten Brief voraus, der sich an jenes Ereigniß knüpft. Die beiden Mittheilungen ergänzen einander auf anziehende Weise. Während die eine den Leser in die Geheimnisse des Kerkers einweiht, führt die vorliegende ihn ein in den Kreis der königlichen Familie, und es entwickelt sich vor seinen Augen gleichzeitig das äußere und das innere Drama jener zwei Tage, das mit dem Todesurthel begann und dennoch einen unblutigen Ausgang haben sollte.

Neuilly, am 18. Juli 1839.

Diesen Brief, mein theurer Hadschi,* beginne ich mit einer ausführlichen Schilderung dieser lezten Tage. Sie waren reich an Begebnissen. Der Prozeß schritt vorwärts; mehr und mehr wuchs die Aufregung der republikanischen Partei, wenigstens versicherte dieß die Polizei, und jeden Tag wurde mit Entführung der Kleinen** gedroht. Es ward beschlossen, sie gänzlich in der Schule einzuquartieren. Sie wurden dem Oberlehrer anvertraut. Von Stunde an konnte Herr de Wailly kein Auge schließen. Alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, Schildwachen ausgestellt, die Ueberwachung war außerordentlich. In der ersten Nacht, die sie dort zubrachten, schreckte ein Feuerlärm Alles aus der Ruhe und man blieb die ganze Nacht auf den Beinen. So brachten die Kleinen sechs Tage lang gleichsam in Arrest zu und vertrieben sich, schmausend, trinkend, Schlagschwärmer abfeuernd, die Zeit mit den andern Zöglingen auf's Angenehmste. Unterdeß nahm in Neuilly die Angst zu; Duchatel war sehr finster gestimmt und befürchtete, daß es doch endlich zu ernsthaftem Kampfe kommen möchte. Die Gesellschaften der „Jahreszeiten" und der „Montagnards" * waren in Permanenz; unsere Wagen standen bespannt und reisefertig im Hofe, um beim ersten Rufe den König nach Paris zu bringen. Am 12. Abends war das Urtheil gefällt; es ereignete sich nichts, die Pairs konnten ruhig nach Hause gehen.

Am nächsten Morgen ward Rath gepflogen über die Hinrichtung des Barbes. Der Vater, Chartres (Orleans), ich, die ganze Familie, stimmten für Milderung der Strafe. Mich schaudert vor dem Blutgerüst, dem politischen zumal; statt durch Schrecken die Gemüther zu besänftigen, reizt es die Parteien erst recht zur Wuth. Die Hinrichtung fand jedoch ihre Vertreter. Die erste Rathssitzung verlief ohne Resultat. Um ein Uhr traf die Meldung ein, daß ein Haufe von sieben bis achthundert Studenten der Rechts- und der Arzneischule sich nach dem Vendomeplatz begeben, um vom Großsiegelbewahrer Begnadigung zu verlangen.

(Schluß folgt.)

* So nannte die Prinzessin den damals im Orient pilgernden Bruder.

** Aumale und Montpensier, von den königlichen Eltern les petits genannt, obwohl ersterer schon siebzehn, lezterer fünfzehn Jahre alt waren.

* Die merkwürdige Organisation dieser geheimen Gesellschaften wird den Lesern aus dem berüchtigten Blanquischen Aktenstück in der Revue rétrospective bekannt seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Frankfurt** a. M., Juni.

Baden und die Pfalz.

Eine so viel als möglich objektiv gehaltene Beschreibung einer zweitägigen Pfingstreise durch Baden und die Pfalz dürfte Ihnen nicht uninteressant seyn, denn das Wenige, was ich gesehen und gehört, möchte doch zur richtigen Beurtheilung bereits geschehener und noch kommender Dinge einiges beitragen. — Mit dem Bahnzuge Sonntag Morgens in Heppenheim angekommen, mußten wir, ein Reisender nach dem andern, den Wagen verlassen, um sogleich von drei bis vier hessischen Offizieren, mehreren Unteroffizieren und Soldaten in Empfang genommen zu werden. Während der eine nach dem Paß fragte, untersuchte die andere den Rock des Reisenden, ob kein Degen darin verborgen sey, und jeder Reisesack wurde betastet, um etwa darin

verborgene Piſtolen oder ſonſtige Waffen zu entdecken. Als wir den Bahnhof verlaſſen hatten und in Heppenheim, das von Soldaten ſtrozte, die Omnibus beſtiegen, um nach Weinheim zu fahren, kam abermals ein Soldat an den Wagenſchlag und verlangte wieder die Päſſe. Eine Berufung auf die bereits geſchehene Viſitation im Bahnhof half nichts, und die paßloſen Individuen, die dort mit genauer Noth und nur durch Verwendung der mit Päſſen verſehenen durchgekommen waren, mußten hier den Wagen verlaſſen und dem Soldaten auf die Wache folgen, kamen jedoch auf abermalige Verwendung ihrer Reiſegefährten zurück. Endlich ging es weiter dem badiſchen Gebiet zu. Fünfhundert Schritte von Heppenheim ſtand der erſte heſſiſche Vorpoſten, von einem Offizier commandirt, in kleiner Entfernung abermals einer, und dicht an der badiſchen Grenze zwei Reiter. Auf badiſchem Gebiete ſahen wir lange keine Bewaffneten, bis etwa eine Stunde von der Grenze drei dicht auf einander folgende Vorpoſten von je einem Blauſenmann ſichtbar wurden. Im Dorfe Nieder-Laudenbach ging es lebhaft zu. Ueberall Bewaffnete, Militär und Freiſchaaren, alles munter und wohlgemuth. Alle Freiſchaaren, Mobilgarde ꝛc., überhaupt alles, was nicht Linientruppe iſt, trug hier wie überall blaue Blauſen und weiße Calabreſer mit rother Hahnenfeder und ſchwarz-roth-goldner Kokarde, was ſich in Maſſe ganz gut ausnimmt. Die Offiziere tragen ein rothes Armband mit ſchwarz-roth-goldner Quaſte, und die vom Generalſtab eine rothe Schärpe mit langer ſchwarz-roth-goldner Troddel. In Weinheim ſahen wir Linienmilitär mit ihren ſelbſtgewählten Offizieren exerciren und die Wachtpoſten beziehen, was in beſter Ordnung vor ſich ging. Während unſerer Anweſenheit kamen achthundert Scharfſchützen, alle in blauen Blauſen und ſehr gut bewaffnet, aus der Umgegend von Baden-Baden, um an die heſſiſche Grenze vorgeſchoben zu werden. Ihr Führer, ein ehemaliger Schauſpieler, verſicherte mich, ſie werden in den nächſten Tagen die Offenſive ergreifen, indem man nicht gewillt ſey abzuwarten, bis große Truppenmaſſen aus dem Norden kommen. Ich vermuthe, daß dieſe Schützen es ſind, die nach den heutigen Berichten in den Odenwald eingefallen. Die Ladenburger Brücke war am linken Ufer des Neckars mit ſechs Kanonen — Zwölfpfündern, wie mir ſchien — beſetzt. In Heidelberg trafen wir ein reges Leben; nichts als Bewaffnete. (Alle Bahnhöfe, die wir paſſirten, waren im Heſſiſchen von Militär, im Badiſchen und der Pfalz von Bürgerwehr beſetzt.) Man erzählte uns, die Vorleſungen an der Univerſität finden vor wie nach ſtatt, und bloß Gervinus, Häußer und Robert Mohl haben ſich geflüchtet. Die Aerzte des badiſchen Militärs haben mit den Offizieren ihre Regimenter verlaſſen, und man engagirte junge Doktoren, die ſich in Menge freiwillig dazu meldeten; die Militärärzte kamen jedoch bald zurück und fanden es ſehr unrecht, daß man ſie nicht wieder in ihre Stellen einſetze. So wurde uns von einem jungen Frankfurter Doktor erzählt, der als Militärarzt (ohne Gehalt, ſo lang ſeine Privatkaſſe reicht) angeſtellt war. Die verſchiedenſten Gerüchte waren in Baden und der Pfalz verbreitet und geglaubt; ſo wurde erzählt, viertauſend Ungarn haben die italieniſche Armee verlaſſen und kommen durch die Schweiz den Badnern zu Hülfe. Mit Beſtimmtheit wurde verſichert, man habe eine Equipage, die zu Waſſer rheinaufwärts befördert wurde, angehalten und darin dreimal hunderttauſend Gulden baares Geld verborgen gefunden. Ich konnte nicht ergründen, wie viel an der Sache war, da man ſich hüten mußte zu neugierig zu ſeyn, um nicht für einen Spion gehalten zu werden, was ſehr gefährlich iſt.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Mai.

(Schluß.)

Theater. — Buchhandel.

Der bekannte und beliebte Mime Ratt eröffnete ſein Gaſtſpiel mit „Wilhelm Tell,“ und hatte ſich gerechten Beifalls zu erfreuen. Ein neues Luſtſpiel von Karl Töpfer: „Roſenmüller und Finke,“ fand, bei trefflicher Darſtellung, ein ſehr zufrieden geſtelltes Publikum und dürfte noch viele Wiederholungen erleben. An Gäſten fehlt es auf beiden Theatern nicht und ein großer Theil ſpielt auf Engagement, da die durch den Abgang vieler beliebten Mitglieder entſtandenen Lücken wieder ausgefüllt werden müſſen. Ob man es wagen wird, Hebbels neueſtes Drama: „Herodes und Mariamne,“ nachdem es in Wien keinen Beifall gefunden, hier zur Aufführung zu bringen, ſteht dahin. Einem ſo bedeutenden Dichter wäre man aber, meine ich, immer ſo viel Achtung ſchuldig, daß man ſeine Schöpfungen jedenfalls dem Publikum vorführte. — Unſere Poeten ſind ziemlich ſchweigſam geworden; nur hie und da taucht ein politiſches, meiſt ſatiriſches Gedicht in unſern Blättern auf. Solche Produktionen ſind aber, wenigſtens nach meinem Geſchmack, unerquicklich und als eine Entweihung der Göttergabe zu betrachten. Auch ſehen ſich dieſe Gedichte ſo ähnlich, bis auf wenige Ausnahmen, ſie ſind ſo nach Einem Leiſten zugeſchnitten, daß man ſich mit Ekel davon abwendet.

Es iſt auffallend, daß, trotz des zur Zeit noch nicht aufgehobenen Zeitungsprivilegiums, Olshauſen mit ſeiner „norddeutſchen freien Preſſe“ es wagen durfte, einen Fuß auf unſern privilegirten Zeitungsboden zu ſetzen. Beſagte Zeitung wird nämlich, wie man auf jeder Nummer leſen kann, in Hamburg und Altona herausgegeben. Welch ein Geſchrei, welche Prozeſſe würde in früherer Zeit ein ſolches Beginnen von Seiten der Privilegirten hervorgerufen haben! Jetzt drückt man aber ein Auge, aber vielmehr beide Augen zu und läßt den Eindringling unangefochten. Freilich würde Olshauſen bei einem etwaigen Angriffe die deutſchen Grundrechte zu Hülfe rufen, und mit dieſen mag man, nach einigen gemachten traurigen Erfahrungen, nichts zu thun haben. — Der Buchhandel liegt mehr denn je darnieder, da Keiner den Muth hat in einer ſo bewegten Zeit etwas zu unternehmen. Die Leihbibliotheken, welche ſo ſtark wie früher in Anſpruch genommen werden, ſind in Verzweiflung über den mit jedem Tage fühlbarer werdenden Mangel an Leſefutter, und das Verlegen ſelbſt mittelmäßiger Romane dürfte eine gute Spekulation ſeyn. Wer aber kann und mag in einer ſolchen Zeit Romane und Erzählungen ſchreiben? Nur mein ſehr verehrter Freund Juſtinus Kerner fand ſich, wie ich aus einer Kritik im „Literaturblatte“ erſah, dazu aufgelegt ſein „Magikon“ fortzuſetzen; aber er vermochte es auch wohl nur, weil er ſich mit Ingrimm von allen Beſtrebungen der Neuzeit abwendet, ja ſelbſt von allen denen, die nach Kräften thätig ſind für das Herbeiführen neuer, nach ihrer Anſicht angemeſſener Zuſtände. Ich bin überzeugt, daß das früher hier gar nicht bekannt gewordene „Magikon“ des trefflichen Mannes, ſchon weil das neueſte Heft ſo pikant als humoriſtiſch gehalten iſt, hier viele Leſer finden wird, und wünſche es ihm von ganzem Herzen, ſollte ich ſelbſt auch eine in ſeinem Sinne nicht eben ſchmeichelhafte Rolle in ſeinem humoriſtiſchen „Beiſtlanze“ ſpielen. Trotzdem würde es beim Alten zwiſchen uns bleiben; denn auf der Seite, wo ich ſtehe, ehrt man jede, wenn auch noch ſo abweichende Ueberzeugung, ſofern ſie eine wahrhafte iſt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 138. Sonnabend den 9. Juni 1849.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.
Am mächtigſten in Mächt'gen, ziert ſie
Den Fürſten auf dem Thron mehr wie die Krone,
Und ird'ſche Macht kommt göttlichee am nächſten,
Wenn Gnade bei dem Recht ſteht.

Shakeſpeare.

Ein Brief der Prinzeſſin Clementine von Orleans.

(Schluß.)

Während deſſen drang eine andere, großentheils aus Ouvriers beſtehende Kolonne mit der Petitionsfahne zur Abſchaffung der Todesſtrafe auf dem Wege zur Deputirtenkammer vor. Ein Kavallerieangriff reichte hin, ſie zu zerſtreuen, aber es hieß, der Haufe habe die Straße nach Neuilly eingeſchlagen und ſey im Anzuge. Sogleich ertheilt der Schöne * ſeine Befehle, Rumigny ** legt ſeine Uniform an, die Glitter werden geſchloſſen, die Schwadron ſizt auf, die Wache greift zu den Waffen, und — alles vergebliche Mühe, es war ein leeres Gerücht.

So ging der Tag in »fidget« hin; Alles auf den Beinen, Rumigny und Chartres vor des Vaters Fenſtern Cigarren rauchend, ohne daß dieſer es bemerkte. Der König hatte den Kanzler geſprochen, auch Soult und mehrere Pairs; keiner wollte mit der Sprache heraus. Abends abermals Rathsſitzung; Soult und Duſaure ſchlagen ſich auf des Vaters Seite, doch wird nichts entſchieden. Den andern Morgen endlich, am 14. Juli, nach einer langen und ſtürmiſchen Sitzung, beſchloß der Vater kraft ſeines conſtitutionellen Rechts, der einſtimmigen Anſicht der Miniſter entgegen, die Strafmilderung. (Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß er Tags zuvor die Angehörigen der Verurtheilten vorgelaſſen hatte, Schweſter, Schwager und Vetter.) Da die Miniſter auf Beſtätigung des Spruchs beſtanden, ſagte der König: „Ich thue es nicht. Wie mögt ihr verlangen, daß dieſe Hand, die geſtern der Schweſter Hand gedrückt und von den Thränen der Unglücklichen genezt worden, heute des Bruders Tod unterzeichne!“ Darauf hatten ſie nichts zu erwidern.

Während dieſer Verhandlungen ſtand draußen der Vetter, ein Jüngling mit ſüdlich blaſſem Antlitz und lang herabwallendem Haar, und harrte der Entſcheidung. Ladières * erhielt den Auftrag, ſie ihm zu bringen. Der Arme war auf das Gegentheil gefaßt, und nun ganz außer ſich, rein wahnſinnig vor Freude; er drückte Ladières die Hand, weinte, ſchrie: „Wie gnädig iſt der König! ... Das Leben gerettet! ... Bringen Sie ihm unſern Dank; morgen kommen wir Alle ſelbſt, ihm zu danken!“ — Sie kamen aber nicht. — Der Tag war ſehr ruhig und von dem Augenblick an genoß auch der Vater wieder vollkommenſter Ruhe. Als Barbes, der bis dahin viel Gleichmuth gezeigt und religiöſen Sinn (er beſchäftigte ſich nur mit Leſen in einem Andachtsbuche **), die Nachricht erhielt, ſprach er: „Louis Philipp ſchenkt mir das Leben; ich weiß es ihm Dank. Nun iſt meine politiſche Rolle zu Ende; ich habe genug davon.“ — Ob dieſer Begnadigung iſt viel Geſchrei erhoben worden; das Schreien und Klagen wird aber vergehen und die gute Wirkung bleiben.

* Der Herzog von Orleans.

** Generallieutenant Graf Rumigny, des Königs Adjutant, einer der wenigen Getreuen, die dem Könige auf ſeiner Flucht nach England gefolgt ſind.

* Ordonnanzoffizier des Königs.

** Wie es mit ſeiner Andacht und dem chriſtlichen Handbüchlein ſich verhielt, werden wir ſpäter ſehen.

Digitized by Google

Von Tan's * Reiſe ſage ich nichts. Er ſchickt dir ſein Tagebuch; darin wirſt du ſein Leben und ſeine Thaten verzeichnet finden. Ueberall iſt er mit dem größten Erfolg aufgetreten. Seine Anmuth und Liebenswürdigkeit haben alle Köpfe verdreht. Hoffentlich werden wir ihn nächſte Woche wiederſehen. ** Die Aufträge an Chartres habe ich beſtellt; er wird dir nächſtens ſelber ſchreiben. Er iſt ſo lieb und gut und glänzt vor allen Andern. Es hat mich wahrhaft gerührt zu ſehen, was er in dieſer letzten Zeit alles für mich gethan in Bezug auf die bewußte Pyrenäenreiſe, die ich ſo gern unternommen hätte, die mir auch ſehr heilſam geweſen wäre und vom Vater ohne alle gegründete Urſache unterſagt wurde. Das hat mich, ich muß es bekennen, in hohem Grade verdroſſen und in eine üble Laune verſetzt. Auch habe ich es aufgegeben, meine Geſundheit irgendwie zu pflegen. — Alles was du vom Orient ſagſt, ſcheint mir ſehr richtig; doch dir darüber etwas zu ſagen, hieße Waſſer in's Meer tragen. Mahmud's Tod wird nun wohl, denke ich, eine große Umgeſtaltung der Frage zur Folge haben, und vielleicht eine Anbahnung zum Frieden ſeyn, was für uns in dieſem Augenblicke auch wohl wünſchenswerther ſeyn möchte.

Ich fürchte immer, daß Frankreich, das in alle dem eine ſo ſchöne Rolle ſpielen könnte, nicht kräftig genug auftritt und ſich auf den Fuß treten läßt. — Ich bemerke zu deiner Warnung, und mich hat es empört, daß die Briefpakete in Malta erbrochen werden. Sie verheimlichen es gar nicht, der Umſchlag iſt aufgeſchnitten und das aufgedrückte Siegel trägt die Inſchrift: »Opened at the Lazareth of Malta.« Und wenn die Briefe erſt geöffnet ſind, wird man ſich wohl auch kein ſonderliches Gewiſſen daraus machen, ſie zu leſen. Dein Tagebuch hat mich gar ſehr angezogen und ich beneide dich um deine ſchöne Sonne im Morgenlande. Mich macht die gezwungene Unbeweglichkeit, zu welcher man mich ohne allen Grund verdammt, wirklich krank. Ich hoffe ſehr, daß mir all dieß Ungemach wenigſtens in jenem Leben vergolten werden wird, wo man eines ungetrübteren Glücks genießt als hienieden.

Wir haben geſtern alle jungen Infanten hier gehabt. * Ich bin mit Iſabelle ausgeritten, die eine gewandte und muthige Reiterin iſt. Sie ritt ein kleines ſpaniſches Roß mit voller Mähne und fliegendem Schweif. Lebewohl, mein theurer Hadſchi, bleibe geſund, unterhalte dich angenehm, beſonders mit Schreiben und Zeichnen. Der Orient iſt eine unerſchöpfliche Fundgrube. Ich umarme dich herzlich. Ganz die Deine.

Clementine.

---

* Nemours, damals auf einer Rundreiſe begriffen.

** Sein nachmaliger Stolz und die finſtere Zurückhaltung, die ihn ſpäter als einen hochmüthigen Aeſthetraten erſcheinen ließen und ſo unbeliebt machten, ſollen eine Folge des bittern Mißmuths geweſen ſeyn, den er über die falſche, ſchleichende Politik des Königs empfand, eines fortwährenden Kampfes zwiſchen Redlichkeit und Kindesliebe, aus welcher Gemüthsſpaltung ſich denn auch die gänzliche Lähmung, ja das an Feigheit grenzende Verhalten am 24. Februar bei einem Peinzen erklärt, der früher, und namentlich in Afrika, ſo glänzende Beweiſe von perſönlichem Muth und Tapferkeit abgelegt hatte. So war allmählig, wie Wohlunterrichtete verſichern, wohl nicht politiſcher Zwiſt, doch eine gewiſſe Verſtimmung eingetreten im Kreiſe dieſer ſonſt ſo einträchtigen ſchönen Fürſtenfamilie. Während Nemours ſeinen Unmuth verbiß, war der offene Joinville minder zurückhaltend, und man gab als Veranlaſſung ſeiner plötzlichen Entfernung vom Hofe kurz vor den Februartagen einen heftigen Auftritt mit dem Vater an. Er rief dem erzürnten König in ſeiner populären, körnigten Sprachweiſe zu: „Euer Guizot wird am Ende den Karren in den Dreck ſchieben und Unheil bringen über dich und über uns Alle!“ Ein Vorwurf, der freilich auf den König zurückfiel und mehr ihn traf als den willigen Vertreter ſeiner perſönlichen Regierung.

* Die Königin Chriſtine war mit der Infantin zu jener Zeit in Paris.

Hartwig Heſſe.

(Fortſetzung.)

Ich fragte, von welchem Stifte die Rede ſey. — „Da ich ſelbſt keine Frau habe,“ ſagte Heſſe, „habe ich für fremde Wittwen, und zwar für die Wittwen von Schiffskapitäuen und Makiern ein Stift eingerichtet, um doch Etwas für Andere zu thun. Das Beſte bleibt es doch immer, das Verarmen zu verhüten und arbeitsfähigen Menſchen Arbeit zu geben, mit der ſie ſelbſt wohlhabend werden können.“ Dann ſchnell davon abbrechend meinte er: „Ich bin deßhalb ſehr für Auswanderungen. Wir ſchicken eben heute wieder ein ganzes Schiff voll arbeitsfähiger Menſchen, verſehen mit allen Mitteln zur Coloniſirung, nach Auſtralien.“ — Er gab uns die Vorlehrungen an, welche zum Beſten dieſer Auswanderer und für das Gedeihen der Colonie getroffen worden, kam dann auf die Verwaltung von Armengeldern, und durch eine naheliegende Ideenverknüpfung auf ſeine Stiftung zurück. Ich bat ihn, mich dahin zu führen, und wir nahmen Abrede für den nächſten Morgen.

Es war ein klarer Septembertag, als wir durch die prächtigen Straßen Hamburgs nach der Vorſtadt fuhren, in der, auf dem Wege nach Wandsbeck, jene Stiftung gelegen iſt. — Eine Reihe von ſieben bis acht Häuſern, alle gleichmäßig aus rothem Backſtein gebaut,

Digitized by Google

fiel mir auf. Ich fragte, ob dieſe das Stift ſeyen. — „Nein," antwortete Herr Heſſe, „ſie ſind das Kapital des Stifts; aus dem Ertrag dieſer Häuſer wird zum Theil die Stiftung erhalten." Das mittelſte derſelben hatte einen thorartigen Eingang. Vor dieſem hielt unſer Wagen, und kaum hatte Heſſe den Fuß auf die Erde geſezt, als eine ganze Schaar von Kindern ſich um ihn drängte, ihm die Hand zu geben und guten Tag zu wünſchen. Er kannte Alle, und ſein gutes Geſicht verlor bei dem Eintritt in dieſes Aſyl alle Wolken der Sorge und des Mißbehagens, welche die Vorgänge der neueſten Zeitgeſchichte darüber gebreitet hatten.

Innerhalb des Portals zogen ſich zu beiden Seiten einer Straße zwölf einſtockige Häuſer hin, deren jedes eine Thüre und zwei Fenſter hatte. In der Mitte der Gebäude unterbrach ein größerer Hof die Reihen derſelben. Eine große Laterne, ſchattige Bäume, bequeme Bänke gaben dem Ort ein behagliches Anſehen und machten ihn zu einem Ruheplatze für diejenigen Bewohnerinnen, denen ihr Alter weitere Ausgänge verbot. Jenſeits dieſes Hofes, zogen ſich die übrigen Häuſer hin, und am obern Ende war die Straße wieder durch ein großes Gebäude geſchloſſen, in dem ſich eine Schule befand.

Eine muſterhafte Sauberkeit, eine wohlthuende Stille herrſchten an dieſem Orte. Alle Fenſter der kleinen Wohnungen hatten ſpiegelhelle Scheiben, weiße Vorhänge, Blumen, Vögel, und all jene Dinge, an denen ſich Menſchen zu erfreuen pflegen, welche ein zurückgezogenes Leben führen. Ich ſprach den Wunſch aus, das Innere dieſer Wohnungen kennen zu lernen. Heſſe trat in das nächſte Haus, die Erlaubniß dazu zu fordern.

Jedes derſelben hatte eine zweifenſtrige Stube nach der Straße, dahinter eine einfenſtrige nach einem kleinen Gärtchen. Hausflur, Küche, Keller, ein Boden und ein Erkerſtübchen waren durchweg gleichmäßig und auf das zweckdienlichſte eingerichtet. Jedes Gärtchen hatte ein paar ſchöne Bäume, kleine Blumenſtücke, einen kleinen Bleichplatz und eine Waſchkammer, und große Regenfäſſer zum Anſammeln des Waſſers für die Gartenpflege und für die Wäſche vervollſtändigten den Haushalt. Das Ganze zielte darauf ab, die Bewohnerinnen ganz unabhängig von einander zu erhalten. — „Man hat einmal den Glauben," meinte Heſſe, „daß die Weiber nicht recht Frieden zu halten wiſſen. Da habe ich ihnen wenigſtens jede Gelegenheit zum Streiten abſchneiden wollen, und bis jezt iſt es auch friedlich hergegangen, ſie haben gute Nachbarſchaft gehalten."

Während Heſſe von der Inhaberin des Hauſes, in das wir getreten waren, eine lange Erzählung über die Hochzeit ihrer älteſten Tochter anhörte, die vor wenigen Tagen der Schullehrer der Anſtalt geheirathet hatte, führte mich eine jüngere Tochter auf den Boden, wo Holz und Torf ſauber aufgeſtapelt und mancherlei Vorräthe für den Winter bewahrt ſtanden. „Dieſes Feuerungsmaterial und ein beſtimmtes Quantum Seife und Lichter werden uns auch geliefert, und zu Weihnachten bekommt jedes Haus eine Beſcheerung an Kuchen und Obſt," ſo berichtete das junge Mädchen, lebhafte Dankäußerungen für Heſſe daran knüpfend.

(Schluß folgt.)

Im Mai 1849.

O daß noch eine Nachtigall,
Noch eine Droſſel ſingt im Hag,
Wo ihren friedlich lieben Schall
Wild übertönt der Trommeln Schlag!

O daß noch eine Roſe blüht,
Thau aus dem Kelch der Lilie blickt,
Wo kalt der Menſch vorüber zieht
An dem was einſt ſein Herz entzückt,

Und wo er ſpricht im irren Drang
Selbſt der Natur, der Mutter, Hohn!
Die gehet feſt den alten Gang,
Der Menſch iſt ihr entlaufner Sohn.

Juſtinus Kerner.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Schluß.)

Baden und die Pfalz.

In Ludwigshafen, gegenüber Mannheim, ſahen wir eine neue Erſcheinung. Der Brückenkopf war mit Senſenmännern und Schützen beſezt. Abermals Alles in blauen Blusen. Hier wiederholte man uns mit Beſtimmtheit die oben angeführten Gerüchte, beſchwerte ſich aber auch über die proviſoriſche Regierung der Pfalz, die große Fehler begehe, und unfähig ſey zu regieren, beſonders da die Herren Kolb und Schüler in München ſeyen, die jedoch heute (Sonntag) zurückerwartet würden. Auch klagte man über Mangel an Waffen, tröſtete ſich jedoch mit den in Landau vorräthigen. Ein Plakat ſezte nämlich das Publikum in Kenntniß, daß ein Brief des Feſtungscommandanten von Landau aufgefangen worden ſey, worin dieſer anzeigt, daß an Geld und Lebensmitteln großer Mangel ſey, und wenn nicht bald Hülfe komme, er die Feſtung den Freiſchaaren öffnen müſſe. Zugleich war angezeigt, daß die Feſtung ſtreng cernirt ſey, und weder Menſchen noch Lebensmittel in dieſelbe geworfen werden können, daher die Uebergabe bald erfolgen müſſe. In Neuſtadt an der Hardt, wo wir den Abend und die Nacht zubrachten, geſellte ſich in unſerem Abſteigequartier Fenner von Fenneberg, den einige unſerer Geſellſchaft kannten, zu uns. Der Mann gefiel mir ſchlecht; es war als hielte er ſich für das erſte Genie Europa's, und er zuckte über Alles die Achſeln, was nicht von ihm ausging. Ueber ſeinen Conflikt mit der proviſoriſchen Regierung hielt er hinter dem Berge, gab aber Andeutungen, die mich das oben ausgeſprochene Urtheil über ihn fällen ließen; auch erzählte er uns, er ſey in die Neuſtadter Bürgerwehr als einfacher Wehrmann eingetreten. — Als wir denſelben Abend noch einen Felſenkeller beſuchten, fanden wir dort eine Patrouille von vierzehn bis ſechzehn Freiſchärlern beim Bier. Wir ſaßen am benachbarten Tiſch und unterhielten uns über die Heppenheimer Affaire. Unſere Nachbarn hatten aus dem Worte „Heppenheim" das Wort „Hepp" herausgehört, und es machte uns ein Biergaſt aufmerkſam, wir ſollten uns hüten über die proviſoriſche Regierung (Hepp iſt Mitglied derſelben) uns tadelnd zu äußern, weil wir ſonſt arretirt würden. Dieß ſchien jedoch Scherz zu ſeyn, denn ein bald hinzugekommener Oberſt ſagte, eine jede Regierung müſſe ſich der Kritik unterziehen, und wir hätten gar nicht nöthig uns zu geniren. In Heppenheim hatte uns der die Päſſe unterſuchende Soldat geſagt, wir ſollten die unſrigen zurück nach Frankfurt viſiren laſſen, um ohne Anſtand zurückkehren zu können. Selbſt ein Viſa der revolutionären Regierung war ihm recht. Wir ſchickten alſo in Neuſtadt unſere Päſſe der Militärbehörde und ließen um das Viſa bitten. Auf dem Amte ſtritten die Herren über die Competenz zum viſiren; der eine entſchied den Streit mit den Worten: „Sind die Herren Spione, ſo müſſen wir ſie da behalten, wo nicht, ſo können wir die Päſſe viſiren, da wir im Kriegszuſtande ſind, alſo die Militärbehörde die dazu competente iſt." Man hielt uns für unverdächtig, denn den andern Morgen bekamen wir unſere Päſſe mit dem Viſa: „Zur Zurückreiſe viſirt. Neuſtadt a. d. Hardt, den 28. Mai 1849. Von der Militärcommiſſion. Gezeichnet: Weidig." Ein Amtsſiegel hatten die Herren wahrſcheinlich noch nicht, und es wurde eines mit einem W. beigefügt. Dieſer Weidig iſt ein Heſſe und ein Bruder des bekannten Weidig. An allen Zoll- und andern Aemtern ſahen wir übrigens noch die alten bayeriſchen Wappen; was alſo die Zeitungen vom Herunterreißen derſelben erzählten, gilt wenigſtens nicht von dem Theile der Pfalz, den wir geſehen. — Von Neuſtadt begaben wir uns über Türkheim nach Worms. Die conſervativſten reichen Bauern waren gegen Bayern und Preußen aufgebracht und wünſchten, das Volk möchte wie Ein Mann ſtehen, damit die Geſchichte nicht zu lange dauere. Ueberall ſahen wir exerciren, und man verſicherte uns, daß Männer über viezig Jahre in Menge ſich freiwillig in das erſte Aufgebot einreihen laſſen. Bei jeder Compagnie Volkswehr befanden ſich mehrere Mann Linientruppen, die die Uebungen leiteten, und häufig ſah man die Soldaten in ihrer Montur, aber ſtatt des Tſchako einen weißen Calabreſer mit rother Feder und ſchwarz-roth-goldner Kokarde auf dem Kopf. In Worms trafen wir (den Abend vor der Wiederbeſetzung durch die Heſſen) ein reges Leben. Volkswehr und bayeriſches Militär in allen Straßen, ſechs Kanonen auf dem von Menſchen dicht beſezten Marktplatze. Als wir an die fliegende Brücke kamen, um über den Rhein zu ſetzen, fanden wir das Ufer von Scharfſchützen beſezt, die denſelben Tag, 300 an der Zahl, von Türkheim angekommen waren, meiſt Söhne aus den beſten Familien, wie uns ihr Hauptmann verſicherte. Zehn Mann nebſt ihrem Hauptmann begaben ſich mit uns in das Schiff und fragten nach den Päſſen. Auf meine Frage, ob ſie es wagen dürften, mit überzuſetzen, da ſie doch leicht aufgehoben werden könnten, antwortete mir der Hauptmann: „Eine Stunde weit iſt kein Mann heſſiſche Truppen, und wir haben drüben ganz ſichere Leute, die uns ſogleich von allem Kenntniß geben, ſo wie ſich das Mindeſte zeigt." Wir ſahen auch auf dem jenſeitigen Ufer zwei Stunden weit keinen Soldaten. Endlich in einem Dorfe eine halbe Stunde von Bensheim (Eiſenbahnſtation) trafen wir viel heſſiſches Militär, von dem wir angehalten und gefragt wurden, ob wir keine Proklamationen an die Soldaten oder Aehnliches mitführten. In Bensheim wurden wir mehr als zwei Stunden dadurch aufgehalten, daß eine Brückenequipage und Geſchüz auf der Eiſenbahn nach Heppenheim geſchafft wurde. In Worms hatten uns die Schützen geſagt, ſie erwarten jeden Augenblick den Angriff, ſeyen jedoch nicht geſonnen die offene Stadt zu vertheidigen, ſondern ſich nach der Pfalz zurückzuziehen. In derſelben Nacht erfolgte der Angriff, wie Sie wiſſen, und zwar oberhalb Worms, ſo daß die Freiſchaaren ganz leicht, wie ich ſelbſt vermuthete, abgeſchnitten werden konnten. — Warum dieſes nicht geſchehen, iſt ſtrategiſches Geheimniß. Spät in der Nacht kamen wir wieder in Frankfurt an.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 139. Montag den 11. Juni 1849.

— Nulla exempla beati
Pauperis esse putas?

Juvenal:

Aus dem Londoner Leben.

Im erſten Jahre meines hieſigen Aufenthalts war der erſte Ruf, welcher Morgens von der Straße in mein Schlafzimmer drang: Brunnenkreſſe! Er kam von einer alten Frau, welche bei Regen und Sonnenſchein, im Winter und Sommer, dünn und ſpärlich bekleidet, ihre Waare als beliebte Frühſtückszukoſt ausbot. Am Klange ihres Rufs konnte ich die Beſchaffenheit des Wetters erkennen. Hell und ſcharf bedeutete Wärme oder klaren Himmel, dick und dumpf zeigte Kälte oder Nebel an. Die arme Frau war gewiß ſehr arm, aber ſie bettelte nie. Ihre Brunnenkreſſe trug ſie in einem Körbchen am linken Arme und mit der Hand deſſelben Armes hielt ſie die beiden Zipfel ihrer Schürze, in der ſie Alles barg, was gutherzige Mägde und Köchinnen ihr ſchenkten. Denn bat ſie auch um nichts, ſo nahm ſie doch Alles, und verſtändlicher als ihr leiſes »thank you,« ſprach der Dank ihrer Augen. Eines Morgens hörte ich ſie nicht, auch am zweiten und dritten Morgen nicht; dann hörte ich zur gewohnten Stunde wieder Brunnenkreſſe rufen. Es war ein anderer Ruf eine andere Stimme. Ich fragte, was aus der alten Frau geworden. Wahrſcheinlich todt, antwortete meine Wirthin, die ihr jeden Morgen abgekauft hatte. Auch die Nachfolgerin wußte bloß, daß die alte Frau ſeit zwei Tagen nicht ihre Runde gegangen. Die Vermuthung mußte wohl richtig ſeyn, denn die Frau kam nicht wieder, und wie ihr, iſt ihrer Nachfolgerin geſchehen. Seit Jahr und Tag ruft eine dritte: Brunnenkreſſe!

Kaum habe ich mich zum Frühſtück geſetzt, ſo ſchallt es die Straße entlang, nach den Küchenfenſtern hinab, aus einer friſchen Mädchenkehle: »A reel of white sewing-cotton, a packet of needles, and a song-book, all for a halfpenny! (ein Gebind weißes Nähgarn, ein Päckchen Nähnadeln und ein Liederbuch, Alles für vier Pfennige!) Bei meiner erſten Taſſe Thee brüllt eine Mannsſtimme aus eiſerner Lunge: »Only a penny, six useful articles for a penny: a memorandum-book containing sixteen ruled pages, an almanac, and a ready reckoner, a packet of wafers, a sheet of the best letter paper, and a ruler, only a penny!« (Nur einen Penny, ſechs nützliche Sachen für einen Penny: ein Notizenbuch mit ſechzehn linirten Seiten, ein Kalender und ein Rechenknecht, ein Päckchen Oblaten, ein Bogen feinſtes Briefpapier und ein Lineal, nur einen Penny.) Darauf kommen in raſcher Folge Männlein und Fräulein, die Vertrödler der auf dem Coventgardenmarkte verworfenen Vegetabilien. »Radishes, a market-handful for a halfpenny!« (Radieschen, eine Markthandvoll für'n halben Penny) ſchreit es jezt, und gleich nachher: »Who'll have my last three penn' orth of onions? (wer kauft meine lezten Zwiebeln für drei Pence?) Nicht lange, ſo erſcheinen die waudernden Fiſchhändler mit friſcheſter Waare des geſtrigen Tags von Billingsgate, mit „eben gefangenen Häringen und Makrelen“ zu Spottpreiſen.

Mein Frühſtück iſt beendigt und die dazu gehörende Zeitung geleſen. Ich rüſte mich zum Schreiben, und was mich ehemals ſtörte, darau hat die Zeit mich gewöhnt: an den Leierkaſten des unvermeidlichen Savoyarden, an das Geſiedel eines blinden Mannes, an den tiefen Baß eines Balladenſängers und zwiſchendurch das Angebot ſeiner Lieder nach der Elle: »three

yards of songs — drei Ellen Liedee, ſchmachtende, luſtige und vornehme, genug für den Monat und eine Menge für den nächſten.“ Auch die Ueberſchriften nennt er: »Shivery Shaky — Hearts of oak — Alonzo the Brave — He was such a nice young man — Thee queen, as she scolds — Prince Albert, as he kisses« u. ſ. w. Es wäre wohl einmal fünf Minuten ſtille ohne das immerwährende ſcharfe, abgebiſſene »Old Clo'!« der jüdiſchen Kleidertröbler, das Schallen dee Fußteitte, den Hufſchlag dre Pferde und das Raſſeln der Fuhrwerke; abee in der Straße, wo ich wohne, und in ſo virlen andrrn, wird rs erſt ſpät nach Mitternacht zwei oder drei Stunden lang einigermaßen ſtille, und teete ich bei Tage an's Fenſter, ſo wriß ich im voraus, daß ein Bettlee, ein wieklich oder ſcheinbar Bedürftiger, mir ſeinen Hut zu einer Gabe empoehält.

Aehnlichrs, wenn auch in geeingerem Maße, findet ſich in allen geoßen und kleinen Städten Englands. Was man abee dort wenig beachtet, weil es den nothwendigen, allmähligen Uebergang von Reich zu Arm bildet, das fällt in London auf durch den Contraſt unermeßlichen Reichthums und unermeßlichee Aemuth. In dem ſchätzevollen London eeſcheinen die Etenden und Verſtoßenen mehr als iegendwo am unrechten Platze. Wie ſie den Tag hindringen und in welcher Höhle ſie Nachts ſchlafen; ob das Brwußtſeyn, ſtets am Rande drs äußerſten Mangels zu ſtehen, ſie mit ſteter Angſt erfüllt; durch welche Fürſorge die Voeſehung des Hungers Wuth beſänftigt, ob duech das Mittel rechtzeitiger Wohlthätigkeit oder vom Zufall gebotener Beſchäftigung; ob die von Mühſal Bedrängten übee die dunlie, traurige Gegenwart hinausblicken und von der jenſeitigen Zukunft Erſatz hoffen, odee ob ſie teoſtlos leben und ohne Hoffnung ſtreben — es ſind dieß krine müßigen Fragen, abee weicher Kopf und welche Feder wären im Stande ſie erſchöpfend zu beantwoeten! Trügt indeſſen dee Schein nicht und veedienen Thatſachen Glauben, ſo iſt das Lrben jener Armen, Zerlumpten nnd Verlaſſenen keineswegs immer eine Kette ununtredeochenen Elends, ſo fehlt es iheem Leben nicht am Rriz des Abenteuerlichen, und Manchee beſchließt den Tag, an dem er mit Verkauf von Strrichhölzchen und Balladen odee mit Betteln nicht beſondees unglücklich geweſrn, mit einem in feinee Art vergnügten Abend.

Vor Kurzrm ſchildeete die „Times“ in einem leitendrn Artikel, nach unverwerflichen Zeugniſſen, wie ſie verſicheet, die nächtlichen Schwelgereien vielee hundeet Londoner Bettler in veeſchirdenen Theilen der Stadt. Sie bezweckte rine heilſamr Waenung weichmüthigee Almoſenſpender und Spendeeinnen und veefiel dem Veedachte, um des guten, löblichen Zweckrs willen etwas ſtark gefärdt zu haben. Es liegt mir feen, die Times gegen den Verdacht zu vertheidigen. Auch enthaite ich mich, drn Bericht derſelben zu geben, nicht als teaute ich mie die Fähigkeit zu, geaphiſchre zu eezählrn als eine der gewandteſten Federn Englands; abee einmal iſt zu vermuthen, daß der fragliche Artikel bereits in deutſche Blättee übergegangen, und dann macht ſich bei mir dee Wunſch geltend, von ſelbſt Geſehrnem zu ſprechen.

Unter Vermittlung eines Polizeibeamten begleitete ich einrn an dee Ecke meiner Straße frit geraumer Zeit Streichhölzchen, Knöpfe und Hoſenträger feil haltenden Mann an den Ort ſeines gewöhnlichen Nachtmahls. Obgleich dee Mann an mie einen Kunden hat, vor dem er, auch wenn ich ohne zu kaufrn vorübeegehe, dir Hand an ſeine Hutkrempe lrgt, bedueſte ich doch der Fürſpeache und gleichſam der Verbürgung eines Polizeimanns, um meinem Steaßenfeeunde den jedem Engländee mehe odee wenigee tief in's Fleiſch gewachſenen Aegwohn zu benehmen, daß der Geund meinee Begleitung ein anderer ſey, als den ich angegeben. Die Nothwendigkeit, meine gewöhnliche Kleidung mit einer andern zu vertauſchen, brauchte mie von dem Manne nicht eingeſchärft zu weeden; ich hatte mich bereits zum Beſuch des eeieſenen Keriſes, in den ee mich füheen wollte, mit einee Art Hut, Rock und Beinkleid verſehen, wie ſie füe einrn ſogenannten »Needy« odee »Cove down on his luck« ſich eignet und ſchickt. — Das Speiſelokal meines Führers war in einem Hofe innerhalb eines Hofes dee Drnrylanegaſſe, in einem von fünf kleinen den Hof umgebenden Häuſern, welche insgeſammt Einen Beſitzee haben und Eine Anſtalt ausmachen. Zwei dieſer Häuſee dienen zue Nachtherberge füe „anſtändige“ Heimathioſe, d. h. füe angehende Verfaſſee von Bettelbeiefen, betrügeriſche Bettler, Schwindler und Taſchendiebr zweiten oder dritten Ranges. Sie unterſchriden ſich von den andern drei Häuſern duech die Aufſchriſt „Familienhotel,“ nehmen jedoch nur Männer auf und geben jedem füe vier Prnce die Nacht oder zwei Schillinge wöchentlich — was eine Erſpaeniß von viee Pence iſt — ein ziemlich eeinliches Bett nebſt ſonſtigen Bequemlichkeiten. Die zwei anſtoßenden Häuſee mit dee Aufſchrift „Nachtherberge,“ logieen ebenfalls nue Männer, je zwei in einem Bette, deei Prnce die Peeſon oder achtzehn Pence wöchentlich. Das fünfte Haus verkündet ſeine Beſtimmung duech die Aufſchrift: „Nachtſtrohlagee für Männer; ein Penny die Perſon.“

(Fortſetzung folgt.)

Hartwig Hesse.

(Schluß.)

Nun aber, als wir das erste Haus verlassen hatten, entstand eine ehrgeizige Beeiferung unter den vier- und zwanzig Wittwen des Stiftes, ihre Thüren zu öffnen und uns zum Eintritt aufzufordern, um mit dem Comfort und der Zierlichkeit ihrer Wohnungen Hesse Ehre zu machen. Wir besuchten noch ein paar dieser kleinen Häuslichkeiten; alle waren reinlich, friedlich und still. Es lag etwas ungemein Erbauliches in der Ruhe dieser abgeschlossenen Existenzen, und das Wohlbefinden aller derer, denen Hesse hier eine Zuflucht angewiesen, schien als eigene Glücksempfindung aus seinen Augen wiederzustrahlen. Er machte den schönen Eindruck eines Künstlers von seinem mit Liebe vollendeten Werke.

„Der erste Gedanke dazu," sagte er, „ist mir in einer solchen Stiftung in Augsburg gekommen. Nach dem Plane derselben richtete ich Anfangs zwölf Wohnungen ein, um zu sehen, ob die Sache glücken würde. Als sich die zwölf Mütterchen hier behaglich fühlten, ließ ich noch zwölf Wohnungen erbauen und richtete die Schule ein, die sich (und dieß schien eine Hauptfreude des alten Herrn zu seyn) nun schon ganz aus eigenen Mitteln erhält. Ursprünglich nur auf die Kinder der Wittwen berechnet, ist sie, weil ich auf tüchtige Lehrer gehalten habe, sehr in Aufnahme gekommen und zählt nun fast hundert Schüler. Aus der ganzen Nachbarschaft schicken sie die Kinder hieher, und ich habe bereits das Schullokal bedeutend vergrößern müssen. Sterbe ich, so bleibt eben Alles wie es ist. Die Kapitalien sind festgestellt, für mögliche Ausfälle bei den Zinsen ist durch anderweitige Zuschüsse gesorgt, und ich weiß, daß hier immer eine Zahl von Menschen die Frucht meiner Arbeit genießen wird. Darin liegt etwas, was mir wohl thut. Man hat doch nicht vergebens gelebt."

Von schwatzenden Kindern, die sich an seine Hände, an seinen Rock hingen, gefolgt, schritten wir dem entgegengesetzten Portale zu und verließen das Stift. Aber die Erinnerung an den freundlichen Greis, dessen Leben so schön zwischen Kunst- und Menschenliebe getheilt war, begleitete mich auf meiner Reise und tauchte lebhaft in meiner Seele hervor, als ich fern von Hamburg in diesen Tagen den Tod des guten Greises erfuhr.

Sich selbst getreu, hat er auch in seinem Testamente die ganze Wesenheit seiner Natur ausgesprochen. Seine Gemäldesammlung hat er der Stadt vermacht, die Einrichtungen der einzelnen Zimmer seines Hauses den verschiedenen Gliedern seiner Familie, die auch Erben seines Vermögens sind, und zwar so, daß er selbst Personen, die ihn im Leben verletzt hatten, Legate aussetzte, um das Mißgefühl nicht über den Tod hinaus dauern zu lassen.

Solche milde, stille Naturen findet man nicht häufig in unserer aufgeregten, vom Kampf der Leidenschaften bewegten Zeit. Sie erscheinen freundlich wie Sternenlicht an sturmgepeitschtem, wolkenvollem Himmel. So oft ich jenes Morgens im Stifte, so oft ich an Hartwig Hesse denke, geschieht es mit wahrer Rührung, und immer fallen mir dann die Worte des Hamburger Dichters, des Wandsbecker Boten ein:

„Ach, sie haben einen guten Mann begraben!"

die eigens für diesen guten Menschen gemacht zu seyn scheinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, Mai.

Der Maiaufstand.

Lassen Sie mich für jetzt nur mit wenigen Strichen einige Bilder unserer Verhältnisse hinwerfen vor, während und nach der furchtbaren Krisis unserer Mairevolution. — Der Radikalismus schien in den letzten Wochen matt geworden zu seyn, die radikalen Kammern verloren immer mehr das Vertrauen des Volks. Aber auch das erste Auftauchen der eigentlich reaktionären Partei war ohne allen Erfolg geblieben, eine von ihr empfohlene Adresse fand wenig Theilnahme und von Seiten der constitutionellen Partei Widerspruch. Die schwache Partei der äußersten Linken trennte sich immer mehr von der Linken ab, welche sich auf Commando von Frankfurt plötzlich für die deutsche Verfassung erklärte, auf deren Anerkennung von Seiten der Regierung die Partei der deutschen Vereine ihrem frühern Principe gemäß sehnlichst hoffte. Das Ministerium zauderte; da begann die Agitation für die Reichsverfassung im ganzen Lande. Die Auflösung der Kammer, die unter andern Umständen schwerlich großen Eindruck gemacht haben würde, wirkte nach der Erklärung der Kammern für die Reichsverfassung ungünstig, und regte die beiden seither einflußreichen Parteien der Vaterlandsvereine und deutschen Vereine gewaltig auf. Die städtischen Behörden, selbst die Kommunalgarde erklärten sich in sehr entschiedenen Adressen für die Reichsverfassung, und beide Parteien suchten sich, da sie in der deutschen Frage einig waren oder einig zu seyn schienen, einander zu nähern. Während dessen agitirten unter dem schwarz-roth-goldenen Banner die Radikalen mit unermüdlicher Energie; auf ihren Betrieb beschlossen

die Bataillone der Bürgerwehr faſt einſtimmig, der Reichsverfaſſung in feierlicher Parade ein Lebehoch zu bringen. Da traten drei Miniſter, welche die Anerkennung der deutſchen Verfaſſung eergeblich betrieben hatten, ab; alle Deputationen, welche ſich in den letzten Tagen einander drängten, wurden vom König abſchläglich beſchieden. So ſtanden die Verhältniſſe den 3. Mai, als gegen ein Uhr die Bürgerwehr durch Appell auf die Sammelplätze gerufen wurde, um auf dem Markte, wie ſie erwartete, der Reichsverfaſſung zu huldigen. Schon ſeit einigen Stunden hatten ſich in der Nähe des Schloſſes zahlreiche Volkshaufen verſammelt, die von Minute zu Minute ſtärker wurden und in großer Aufregung waren; das Schloß war bereits ſtark mit Militär beſetzt und die Thore deſſelben waren geſchloſſen. Als die Bataillone verſammelt waren, theilten ihnen die Commandanten mit, daß der König auf ſeiner Weigerung beharre und daß die beabſichtigte Feierlichkeit vom Generalcommando unterſagt worden ſey. Hier begann der Aufſtand, denn die Communalgardiſten gingen zum Theil ſehr aufgeregt auseinander; ein Bataillon blieb auf dem Altenmarkte beiſammen. Die ſteigende Aufregung auf den Plätzen und mehreren Hauptſtraßen veranlaßte nach vier Uhr nochmalige Verſammlung der Bürgerwehr durch Generalmarſch. Während deſſen gab das Wachtcommando im Zeughof auf das dort ſeit einer Stunde anſtürmende Volk Feuer, was die Erbitterung noch mehrte und zu weitern Excceſſen führen mußte, da das Volk in ſeinem wilden Toben an andern Orten nirgends Widerſtand fand. Die Garniſon war theils zu ſchwach, theils wurde ſie bei der plötzlichen Ueberraſchung Anfangs nicht gut benützt; die Bataillone der Bürgerwehr ſtanden ohne Commando auf den Plätzen, denn der ſehr tüchtige Commandant Lenz war ungerechter Weiſe verdächtigt worden und mußte auf das Geſchrei des vor dem Rathhaus brüllenden Pöbels abdanken. Zwei Bataillone, die von ihren Commandanten auf eigene Hand nach dem Zeughauſe geführt wurden, um eine Wirthſchaft zu machen, kamen dort eben an, als eine Kartätſchenſalve auf den wild anſtürmenden Pöbel gegeben wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juni.

Eindruck der Dresdner Ereigniſſe.

Das Unheil, welches Dresden in den erſten Tagen des Mai ereilte, konnte hier nicht anders als mit Gefühlen des Schreckens wie der lebendigſten Theilnahme vernommen werden. Dresden iſt die Schweſterſtadt Berlins; Berlin flüchtet ſich nach Dresden, wenn die Gluth des Sommers den Aufenthalt hier unerquicklich macht; es flüchtete im vorigen Jahre dorthin, um größerer Widerwärtigkeit zu entgehen, als Staub und Sonnenbrand ſie ihm bereiten. An Dresden knüpfen ſich Erinnerungen von Wohlſeyn und Heiterkeit; daß in ſeinen Mauern Mord und Brand wüthen ſollten, ſchien undenkbar; man ſträubte ſich gegen die unheilvolle Wahrheit. Aber als ſie nicht länger geläugnet werden konnte, war auch der Eindruck ein um ſo größerer. Was in Dresden geſchah, gelang, konnte ſeine Rückwirkung auf Berlin nicht verfehlen. Wenn in Dresden die Anarchie die Oberhand gewann, dann wälzte ſich die Flamme auch über unſere Grenzen und wir ſahen neuen Schreckenstagen entgegen. Deßwegen richtete Alles den forſchenden Blick dorthin; mit unerhörter Spannung fragte man nach Berichten, der Name Dresden war in Aller Mund. Im Vorübergehen an den Menſchen, die in den Straßen ſtanden, gingen, redeten, erhorchte man die Worte: Dresden, Barrikaden, proviſoriſche Regierung, bald mit Kopfſchütteln ausgeſprochen, oder dumpf gemurmelt, oder in brahleriſcher Siegesfreude Gleichgeſinnten zugerufen. Es fehlte nicht an Nachrichten; ſie waren zu Dutzenden zu haben an den Straßenecken, gedruckt und ungedruckt; aber es waren keine tröſtlichen für die, die ängſtlich darnach forſchten; deſto mehr mundeten ſie andern, die ſie ſo haben wollten wie ſie gegeben wurden, und man wußte der Nachfrage zu genügen. Das Unglaublichſte, Widerſinnigſte wurde begierig aufgegriffen; die einfache, nüchterne Wahrheit in den Plakaten, die das Miniſterium an die Straßenecken heften ließ, war Lüge, weil ſie der Gier nach Wundern keine Nahrung gab. So konnte das erſte Bataillon unſerer Truppen kaum in Dresden angekommen ſeyn, als auch ſchon die Nachricht in Berlin war, es ſey vollſtändig aufgerieben; bei der erſten Barrikade war es in die Luft geſprengt worden. Daß von den preußiſchen Truppen in der That nur wenige Mann geblieben ſind, glaubt man jetzt noch nicht, obgleich bereits daſſelbe erſte Bataillon, von dem kein Mann übrig geblieben ſeyn ſoll, faſt unverſehrt hier wieder eingerückt iſt; das zweite iſt nun das aufgeriebene; dieſes iſt von Dresden aus weiter vorgeſchoben worden und ſeine Rückkehr vor der Hand nicht zu erwarten. Natürlich iſt das nur Fintte; es konnte weder vorrücken, noch zurückkehren, beides nicht, weil es überhaupt nicht mehr exiſtirt. — Wahrhaft dramatiſche Scenen geſtalteten ſich allabendlich auf dem Anhaltiſchen Bahnhof. Die ankommenden Reiſenden wurden von den ſie erwartenden Neugierigen wahrhaft belagert. Wer aus dem Waggon ſtieg, mußte Nachrichten haben, und hätte er erſt auf der letzten Station den Wagen beſtiegen. Die ehrlichen Kalauer Schuſter, die ihre Waare zu Markt brachten, wurden feſtgehalten, bis ſie ſich durch Nachrichten löſten. Welche Berichte da zu Tage gefördert wurden, läßt ſich denken. Es kam aber auch vor, daß Reiſende, die wirklich etwas wußten, und was ſie wußten redlich mitgetheilt hatten, zu ihrem Staunen die eben geſprochenen Worte in ganz anderem Sinne wiederholt hören mußten, als ſie aus ihrem Munde gegangen waren; denn die Nachrichten wurden verarbeitet, bis ſie zu gewiſſen Zwecken brauchbar waren. So etwas ging denn nicht immer unbemerkt vorüber, und es wäre zuweilen zu thatſächlichen Berichtigungen gekommen, hätten ſich die, denen ſie galten, nicht zu rechter Zeit der ihnen drohenden Belohnung zu entziehen gewußt. Jetzt ſtrömen Tauſende von Berlinern nach Dresden; aus Theilnahme heißt es, aber es iſt eitel Neugierde, und eine verwerfliche dazu; die Luſt am Grauen liegt ihr zu Grunde, die nicht auszurotten iſt aus der Menſchenbruſt, auch bei ſolchen nicht, die den höhern Schichten der Geſellſchaft angehören, denn dieſe ſind es vorzüglich, die jetzt nach Dresden pilgern. Freilich gewinnt die heimgeſuchte Stadt durch die zahlreichen Beſucher, aber die ihr auf dieſe Weiſe zu Hülfe kommen wollen, die hätten wohl auch andere Wege finden können, ihre Theilnahme werkthätig zu beweiſen. — In Dresden ſind die Fäden der Verſchwörung, die über ganz Deutſchland ausgebreitet war, durch die Macht des Verhängniſſes zerriſſen worden; man konnte den Augenblick nicht abwarten, wo das Netz vollſtändig geknüpft war, die Schlingen zugezogen werden konnten und wir eine willenloſe Beute derer waren, die jetzt an die Reihe wollen. An den in Dresden bloßgelegten Fäden aber hat man ſich fortgetaſtet bis in das Herz unſeres Landes. Die Verhaftung der Stimmführer der Linken unſerer aufgelöſten zweiten Kammer, die ſteckbriefliche Verfolgung anderer, die ſich zeitig genug dem über ihnen ſchwebenden Damoklesſchwert entzogen haben, die weitere Feſtnahme anderer Perſonen, die im gleichen Sinne hier gewirkt, dürften das Reſultat von Entdeckungen ſeyn, die man in Dresden gemacht hat.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 140. Dienſtag den 12. Juni 1849.

Von Oſten kam mit ſtiller Macht
Das Chriſtenthum geſchritten;
Doch aus der nord'ſchen Wälder Nacht
Völker mit ehrnen Tritten,
Die ihren Sitzen ſich entrafft
Zu ungeheurer Wanderſchaft,
Von Gott zum Werk berufen,
Das ſie zerſtörend ſchufen.

Rückert.

St. Severin.

(Aus einem Legendenkranze.)

1. Nächtliches Selbſtgeſpräch.

Vorüber ſind die wilden Horden;
Dort flackert's auf wie Feuerſäulen,
Mir iſt, ich hör' ein dumpfes Heulen;
Ha, wieder brennen ſie und morden!
O darf ich nicht von hinnen fliehn
Vor all der fremden Völker Lärmen,
Die furchtbar in zahlloſen Schwärmen
Von Oſten her und Norden ziehn;
So wie die Lüfte ſchwärzt im Flug
Der Raben, Geier, Aare Zug,
Wie ſie in kreiſchenden Geſchwadern
Auf eine Rieſenleiche fallen,
Mit Schnäbeln, Fittichen und Krallen
Um ihren Raub ingrimmig hadern!
Die grauſen Hunnen, die Alanen,
Getrennt nach Oſt und Weſt die Gothen;
Hoch flattern ob dem Heer die Fahnen,
Gleich Wetterwolken, blutigrothen;
Burgunder, Allemannen, Franken:
O will im Grund der Erdball wanken?
Vandalen, Heruler, Gepiden;
O wird es nimmer, nimmer Frieden?

Wie zieht es oft nach eurem Glück,
Ihr glutverbrannten, felsumwehrten,
Vom Weltgetös fern abgekehrten
Einöden, innig mich zurück!
Doch immer tönt dann mahnend wieder
Zu mir die alte Stimme nieder:
„Mag dorthin dich die Sehnſucht treiben,
Da, wo du nun biſt, ſollſt du bleiben.
Ich bin der Herr, ſo iſt mein Wille;
Ihm gilt es jezt zu halten ſtille.
Der Wüſte nicht und ihren Steinen
Laß deines Glaubens Leuchte ſcheinen;
Nicht für die wilden Ungeheuer,
Entzünde dort der Andacht Feuer;
Es ſoll nicht einſam ſich verzehren,
Nein, wo zu Trümmern eine Welt
In ſchreckenvollem Sturze fällt,
Die überirdſche Kraft bewähren!
Mehr als die ſinnende Betrachtung
In öder Einſamkeit Bezirken
Iſt in der ſchaurigſten Umnachtung
Des Weltgeſchicks der Liebe Wirken. —

Verbraust hat endlich das Gewühle;
Du hülleſt mich in deine Schatten,
Umwehſt mit geiſterhafter Kühle,
Du heilighehre Nacht, den Matten.
Du weckeſt im geheimſten Innern
Ein lieblich ungeſtört Erinnern;
Auch ſäuſelt oft, wie durch das Thor
Der Ewigkeit, aus deinen Tiefen,
Wenn alle Laute rings entſchliefen,
Mir Gottes Odem ſtill hervor.

Nun bin ich hier in meiner Zelle
Allein bei wacher Lampe Schein,
Wo des geſtirnten Himmels Helle
Durch's enge Gitter bricht herein.
Vom Kreuze ſchaut ſo ernſt und mild
Auf mich herab des Heilands Bild
Und auf den wunderreichen Hort,

Digitized by Google

Dee vor mie offen liegt, fein Wort.
Tiefſinnig doet in hohen Feenen
Voll Glutſchrift ein entrolltes Buch,
Hier eine Saat von goldnen Steenen,
Unendiich heeelich, Spruch an Spruch!
O Lichtborn, weck' in mir auch Funken,
Daß meinem Geiſt, von dir deſeelt,
Aus beiner heil'gen Fülle trunken,
Es nie an Kraft und Freude fehlt!

2. Rückblick.

Alſo, mit Gott und ſich allein,
Speicht Seveein im Kämmerlein,
Dee hiehee in die beutſchen Lande
Vor manchem Jahe aus Oſten kam,
Und bei den Völkern hiee am Rande
Der Donau ſeine Wohnung nahm.
Doch immerbar geheimnißvoll,
Ein hohee Feembling, dee erſchieuen
Aus andern Welten, blieb ee ihnen,
So weit auch ſchon ſein Ruf eeſcholl.

Einſt voe bem ſchreckiichen Vandaien
Sah er die ſchöne Heimath bluten,
Die Eheiſten doet in bittern Qualen
Sich krümmen untee Eiſenruthen.
Da durft', in Wüſten bem entronnen,
Er auf bes Geiſtes Stimmen lauſchen;
Da höet' er ben uenächt'gen Beonnen
Der Weſen in ber Tiefe eauſchen,
Dort, wo des Nilſtroms Kataeakten
Herab, gleich weißbemähnten Roſſen,
Sich ſtürzen von den ſteilgezackten
Bergwänden, wo in Felskoloſſen
Manch Räthſel ſteht hoch aufgethürmt,
Umſonſt von Zeitenwuth umſtüemt.

Gen Abenb trieb es ihn herüber,
Als immer höher, immee trübee
Aufſchwoll das Meer von Blut und Flammen,
In dem Roms altes Reich, zuſammen
Geſtürzt duech neuer Völker Stoß,
Nun daid erfüllt ſein Todeeloos.
Berghöhn, bas Blitzelt übeeragenb,
Hat ee auf ſoichee Fahet erklommen,
Iſt vor ſich hee bie Wellen jagenb
Durch manch Gewäſſer kühn geſchwommen.
Oft war der einſam dichte Wald
Nachtlager ihm unb Aufeathalt;
Dein hört' er ſeen die Löwen brüllen,
Sah Leopaebenblicks Gefunkel
Aufzücken und das geauſe Dunkel
Mit tieſeeem Entſetzen füllen.
Er ſah im prächtigen Byzanz,
Das krank an Hader, matt von Lüſten,
Sich feig zugleich unb eitei brüſten
Die Falſchheit unb den Flitteeglanz.
In ſeiner Hofburg thronen ſah
Er auch den Hunnen Attila,
Die Gottesgeißei, bie, geſchwungen
Vom Richteeaem, die Länder ſcheeckte,
Und lang zeemalmend, unbezwungen,
Die Heeee voe ſich niebeeſteeckte.
Nah führten dann ihn ſeine Bahnen
Der katalauniſchen Völieeſchlacht,
Wo vor dem Römer unb Geemanen
Eelag bes wilden Königs Macht.
Doch mitten unter den Geſaheen,
Die voe ihm auf den Rachen ſpereten,
Umeingt von feindlich rohen Schaaren,
Die ihn dahin unb doethin zeerten,
Blieb feſt und heitee ihm bee Muth
In Gottes treuee Hanb und Hut.
Unb nirgenbs dueſt' er euhig weilen,
Es teieb ihn foet und fort zu eiien,
Bis endlich hiee am Donauufee
Ihn raſten ließ der alte Rufee,
Wo derghoch aufgewühlt die See
Dee Völkerbrandung weitee fluthet,
Daeein der Menſchheit Herz voll Weh
Aus hunbeet offnen Wunben blutet.

(Schluß folgt.)

Aus dem Londoner Leben.

(Fortſetzung.)

Zu gemeinſamer Benutzung füe alle in ben fünf Häuſeen ihe nächtliches Unteekommen Suchende ſind bie Eebgeſchoſſe der zwei mittleeen Häuſee in Eins veebunden uud heißen bas Kaffeezimmee. Hier trat ich mit meinem Begleitee ein unb wurbe von ihm zu Beſeiebigung bee neugierig auf mich fallenden Blicke den erſten Beſten als ein aus Preußen nach England geflüchteter, dee engiiſchen Speache nicht unkunbiger »jiggler« oder heimlicher Beanntweinbeenner voegeſtellt. Dieſe mie zugetheiite Lebensaufgabe ſchien nicht bloß vollkommen zu beſeiebigen, fondeen teug mie auch von Meheeren einen keäftigen Handſchlag ein, den ich nach Möglichkeit erwiderte.

An beiben Enden bes Saais brannten zwei helle Feuee. Der kalte Abenb machte ſie nothwendig; ſie brennen abee Jahe aus Jahr ein, nicht bloß weil dieſer Raum nichts von Sonnenſchein weiß, ſondern auch weil die in ihm ſich immee neu erzeugende bumpfe Atmoſphäee einer ſteten Feuereeinigung bedarf unb ſie

überdieß zum Kochen, Braten und Röſten erforderlich ſind, was in gemeinſchaftlichen Gefäſſen und auf breiten Bratroſten geſchieht. Das Ameublement war von der einfachſten Art, obgleich hinreichend und wider die engliſche Sitte zur Geſelligkeit einladend: ein paar Dutzend hölzerne Stühle, Bänke von verſchiedenen Längen und entſprechende Tiſche. Zwei Gasflammen gewährten nebſt den Feuern genügendes Licht. Die Wände waren mit Lithographien und Liedern für jeden Geſchmack überklebt und die vielleicht urſprünglich weiß geweſene Decke hatte längſt aufgehört es zu ſeyn. Unter den vierzig oder fünfzig Anweſenden waren nur ſieben oder acht Raucher.

Für ſein Honorar von zwei Schillingen hatte mein Führer mir unter andern gerathen, wenig Geld, und das nur in Kupfer ſehen zu laſſen. »It is not safe,« hatte er geſagt, »to be suspected of being klush of money in these parts.« Demgemäß beſtand mein Reichthum in Kupferſtücken, und ich ſchmeichelte mir im Fall eines Mehrbedarfs bei meinem Begleiter für ein Darlehen Kredit zu haben. Der Fall trat unerwartet ein. Von den Leuten, die mich mit kräftigem Handſchlag begrüßt, vertraute mir Einer, daß nach alter Ortsgewohnheit ein neuer Ankömmling diejenigen zu traktiren pflege, mit denen er zuerſt Bekanntſchaft gemacht. Mein Begleiter hatte mir davon nichts erwähnt und wollte auch bei ſpäterem Befragen von ſolcher Obſervanz nichts wiſſen. Ich erklärte indeſſen meine Bereitwilligkeit, das Herkommen zu beobachten, »to stand treat.« Das Traktament ſollte in vier Quart Bier und einem Quart Branntwein beſtehen, und dazu, das wußte ich, reichte meine Kaſſe nicht; alſo bat ich meinen Freund um einen Vorſchuß. Sey es jedoch, daß er den mir ertheilten Rath ſich ſelbſt zur Regel gemacht oder aus anderem Grunde mir nicht aushelfen konnte oder wollte, die wenigen Pence, die er mir abließ, genügten nicht, und — »don't be particular, Sir, stripp off your waistcoat for the spout,« rief mein neuer Bekannter, der Trinkluſtige, und ich that, wie er ſagte, zog meine Weſte aus und gab ſie einem jungen Menſchen, der ſich erbot, das Geſchäft abzumachen. — In einer Viertelſtunde kam derſelbe zurück. Er hatte bei einem Pfandleiher den Koſtenbetrag des Getränks auf meine Weſte erhoben, brachte das Bier und den Branntwein, händigte mir das Verſatzzeichen ein und wurde für ſeine Mühe zum Mittrinken eingeladen, was er ohne Weiteres annahm.

Meine unmittelbare Umgebung, meine erſten Bekannten gehörten nicht zu den Vornehmſten im Saale. Dieß waren fünf oder ſechs junge, gut gekleidete Männer, welche am obern Saalende einen Tiſch für ſich hatten und mit unverhohlener Verachtung auf die übrige Geſellſchaft herabblickten. Ebenſo unverhohlen ſchaute die übrige Geſellſchaft auf ſie herab. Mein Nachbar ſagte mir, ſie bilden ſich etwas darauf ein, im Familienhôtel zu wohnen und feine Kleider zu tragen, ſeyen aber doch nichts anderes als Taſchendiebe, oder vielmehr nur Beutelſchneiderlehrlinge — »conveyancers of the swell-mob.« — Und was war er ſelbſt? — Er war ein hübſcher Mann, der in Epilepſie „machte," und bei ſeiner Fallſucht ſich vortrefflich ſtand. Als der Branntwein ihm ein wenig zu Kopf geſtiegen, flüſterte er mir das Geheimniß zu, worin ſein Kunſtſtück beſtehe, nämlich in einer laut ſeiner Verſicherung von ihm erfundenen Compoſition, welche er unmerklich und dergeſtalt in der Naſe unterzubringen wiſſe, daß bei ſeinem Niederfallen die rothe, dem Blute täuſchend ähnliche Flüſſigkeit ſich tropfenweiſe entleere; „ein faſt nie fehl ſchlagendes Mittel," ſagte er, „die Börſen ältlicher, gutmüthig ausſehender Damen und Herrn zu meinen Gunſten zu eröffnen. Dabei begreifen Sie," ſetzte er liſtig blinzelnd hinzu, „daß ich juſt niederfalle, wenn ſolche weichherzige Menſchen in der Nähe ſind."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortſetzung.)

Der Malaufſtand.

Die Kartätſchenſalve nahmen einzelne Bürgerwehrmänner als eine ihnen geltende Feindſeligkeit und feuerten auf die Soldaten in den Fenſtern des Zeughauſes, und da dieſe das Feuer erwiederten, ſo durchdrang bald das Gerücht die Stadt, daß die Communalgarde von Kartätſchen niedergeſtreckt werde. Im Zeughauſe löſten ſich die Bataillone auf und der Pöbel bekam Zeit, unter Leitung ſchnell hervortretender Führer, überall in der Altſtadt Barrikaden zu bauen und den Aufſtand zu entwickeln, ſo daß die noch feſtſtehenden Bataillone der Bürgerwehr, deren Mitglieder in ſich ſelber zerfallen waren, gegen Abend ebenfalls auseinandergingen, nachdem der Befehl des erſt ſehr ſpät von den Leitern der Bewegung eingeſetzten neuen Commandanten, des Oberſtlieutenants außer Dienſt Heinze, es Jedem klar gemacht hatte, daß ſich die Bürgerwehr auf Seiten der Inſurgenten

ſtellen ſollte. Nun entwickelten die Inſurgenten völlig ungeſtört eine große, aber durchaus planloſe Thätigkeit, welcher weder der neue Commandant, noch die am 4. Mai nach der Flucht des Königs eingeſetzte proviſoriſche Regierung eine erfolgreiche Richtung geben konnten. Denn ſchon Tzſchirners Theilnahme an der proviſoriſchen Regierung entzog der Bewegung bald alle beſſern Elemente; aber auch Tzſchirner galt nicht viel, ſondern der plötzlich auftretende berüchtigte Emiſſär der demokratiſchen Propaganda, Bakunin, war es, der ſich eine Art von Diktatur anmaßte und einen immer furchtbareren Terrorismus entwickelte. Es galt nicht mehr der deutſchen Verfaſſung, ſondern der Republik, deren blutrothe Fahnen auf vielen Barrikaden wehten. So war es ganz natürlich, daß ſich die Bürger immer mehr von der meiſtens erzwungenen Theilnahme an der Bewegung zurückzogen; ſie beſchränkten ſich mit Ausnahme einzelner Fanatiker auf Sicherheitswachen, die jedoch auch aufgegeben wurden, als der Kampf einen ernſtern Charakter annahm. Eine ungeheure Menge von Dresdens Einwohnern aller Stände verließen die Stadt; alle Dörfer und Städtchen der Umgegend waren mit Flüchtigen überfüllt. So konnte denn die proviſoriſche Regierung nur auf die Turner, auf die bewaffneten Proletarier und die Freiſchaaren rechnen, die aber auch nur aus dem Gebirge in größerer Zahl herbeikamen. Man rechnete auf den im tollen Uebermuth eines thörichten Selbſtvertrauens zur Schau getragenen Enthuſiasmus, auf das Uebergehen der Truppen, des Regiments, welches von Tzſchirner während der Landtagsverhandlungen als eine Kroatenhorde beſchimpft worden war, und beſonders der ſeither von den Radikalen tüchtig bearbeiteten Artillerie, auf die Feſtigkeit der allerdings ſehr gut gebauten Barrikaden, auf die Erhebung des ganzen Landes, auf Reichstruppen, Einſprache des franzöſiſchen und engliſchen Geſandten und dergleichen mehr. Als der Kriegsminiſter Rabenhorſt den 4. Mai Abends von Königſtein in die Neuſtadt zurückgekommen war, traf er, die Nachläſſigkeit der Inſurgenten benützend und unterſtützt durch die zunächſt aus Leipzig und andern Orten herbeigezogenen ſächſiſchen Truppen, ſofort die zweckmäßigſten Maßregeln und nahm eine Stellung, deren Centrum die Brücke, deren linke Flanke die Terraſſe und das am 4. Mai fortwährend ſehr gefährdete Zeughaus, und deren rechte Flanke der Zwingerwall war, von wo aus der Poſtplatz und die umliegende Gegend mit Geſchütz beſtrichen werden konnte. Am 4. Mai hatte die im Vorhof des Zeughauſes befindliche Mannſchaft, die damals noch von der Brücke abgeſchnitten war, einen Theil der noch thätigen Communalgarde entlaſſen müſſen; man hatte ihnen vorgeſpiegelt, daß bereits alle Truppen übergegangen ſeyen, und ſchon kapitulirten einige Volksführer wegen Uebergabe der Kanonen, bis die bald enttäuſchten und verſtärkten Soldaten eine Haltung annahmen, welche der eingedrungenen Bürgerwehr den Abzug als räthlich erſcheinen ließ. Der Mangel an Plan und Energie von Seiten der Inſurgenten rettete in dieſem höchſt bedenklichen Momente das Zeughaus.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Volksſtimmung

Man ſpricht von manchem wunderbaren Funde, der bei dieſer Gelegenheit gemacht worden iſt. Auch für Geld war ſchon geſorgt, das von der neuen Regierung ſeine Währung erhalten ſollte. Die Revolution in Dresden hat uns gerettet; ob für die Dauer? Wir laſſen es dahingeſtellt. Aber die es redlich meinen mit der Freiheit, nicht mit der, die unter dem rothen Banner einherſchreitet, die mögen ſich zuſammenſchaaren, unbeirrt ob ſie geſcholten, ob ſie als Tyrannenknechte und Vaterlandsverräther verrufen werden. Es iſt die Frage, auf weſſen Seite der Verrath am Vaterland iſt. Von Oſt und Weſt droht uns Unheil und Verderben. Soll Deutſchlands Erde wieder dazu dienen, daß fremde Völker ihre Intereſſen auf ihr verfechten, und ihr, die ihr ſie rufet über unſere Grenzen, ihr vertauget, daß wir aus ihren blutbefleckten Händen das Panier für Deutſchlands Einheit empfangen ſollen! ihr klaget uns an des Verraths am Vaterlande! Doch in dieſer babyloniſchen Verwirrung, wer wollte behaupten, daß ſein Weg der allein richtige ſey? Aber wer einen Weg eingeſchlagen, der bleibe auf ihm, wer zu einer Fahne geſchworen, ſey ſie roth oder weiß, der halte zu ihr, und die Entſcheidung wird nicht auf ſich warten laſſen. Aber die, ſo in der Mitte ſtehen wollen, jetzt noch nach Ideen haſchen, jetzt, wo die grauenvolle Wirklichkeit von allen Seiten hereinbricht, die ſtehen nicht auf der rechten Stelle.

Hier in Berlin iſt's ruhig! Der Belagerungszuſtand dauert nicht nur fort, er iſt von Neuem in Erinnerung gebracht mit allen ſeinen Conſequenzen; eine davon iſt das nun wirklich proklamirte Kriegsgeſetz. Von den Wahlen, von der Wiedereröffnung der Kammern iſt nicht die Rede. Man läßt es ſich eben gefallen. — Der Frühling ſteht in ſeiner Pracht, die Bäume blühen luſtig in- und außerhalb der Stadt. Pfingſten bringen ihre Maien, die Kinder rufen Blumen und Maikäfer aus; die Revolution mit aller ihrer zerſtörenden Gewalt, ſie hat den Kindern ihre Blumen, ihre Käfer nicht rauben dürfen, und auch die Erwachſenen laſſen ſich die Feſte nicht nehmen, die die ewig dieſelbe bleibende erbarmende Hand der Natur ihnen ſpendet. Die Pflaſterer auf den Straßen ſah ich inmitten grüner Zweige, die ſie um ihre Arbeitsſtelle her in den Sand geſteckt, die ſchwere Ramme ſchwingen. Iſt keine Poeſie mehr im Volke? Sie iſt es noch und wird es bleiben, wie ihr auch ihm und euch einbilden wollt, daß nur die Intereſſen, die die euern ſind, ſeine Bruſt erfüllen. Seht an ſchönen Frühlingstagen die Spaziergänger durch die Straßen wallen, Männlein und Fräulein, gewaſchen, gebürſtet, geputzt; geht hinaus mit ihnen vor die Thore, ſeht die einen ſich im Graſe lagern, die andern in den Gärten luſtigen Weiſen horchen; fraget ob ſie an nichts anderes denken als an die deutſche Verfaſſung! Es iſt ihnen ganz genehm, den eiſernen Druck des Belagerungszuſtandes zum Vorwand zu haben, um ſich an Klubs, Volks- und Wahlverſammlungen nicht betheiligen zu dürfen, von denen die Frauen ausgeſchloſſen ſind, bei denen die Männer ſich gewaltig langweilen, und weil ſie ſich langweilen, gewaltig viel trinken. Die große Maſſe iſt das, wozu man ſie macht. Ich habe unter allen Schichten der hieſigen Bevölkerung mich fleißig umgetrieben und habe mancherlei Erfahrungen gemacht. Im vorigen Jahr war das alles, was ich eben genannt, an der Tagesordnung; man ging mit, man hörte zu, man trank ſein Bier dabei, es war eben nichts anderes zu thun, zu ſehen, zu hören. Aber verlanget nicht, daß ich zugebe, die Ideen, die damals nach einander an die Reihe kamen, die dem Volk als die ſeinen aufgedrungen wurden, ſeyen ihm in Fleiſch und Blut übergegangen. Wäre das Alles ſo, das Volk würde die jetzigen Zuſtände nicht mit ſo guter Miene ertragen; es läßt ſie ſich gefallen, es hat auch ſo ſein Vergnügen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 141. Mittwoch den 13. Juni 1849.

Ganz nach der Vorſchrift der Philoſophie,
— will ich mit Geduld
Mich waffnen, und den Willen hoher Mächte
Erwarten, die das Irdiſche regieren.
Shakeſpeare.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(ſ. Nr. 83. 137. 138.)

In einer früher in dieſen Blättern (Nr. 83) abgedruckten biographiſchen Notiz über Armand Barbes erwähnten wir der Herzensergießungen, die dieſer merkwürdige politiſche Schwärmer als Staatsgefangener nach ſeiner Ueberſiedelung vom Mont St. Michel nach dem Centralgefängniß in Nimes niedergeſchrieben, mit dem Verſprechen dieſelben gelegentlich mitzutheilen. Sie folgen hier im Auszug.

I.

In dieſer Zeit, da alle Religion erloſchen und die Menſchheit ſich nach einem neuen Glauben ſehnt, iſt es vielleicht für jeden eine Pflicht, ſeinen Mitmenſchen mitzutheilen, was er über dieſen hochwichtigen Gegenſtand zu denken und zu empfinden beſondere Veranlaſſung gehabt. Meine Veranlaſſung zu ſolcher Mittheilung war zweitägige Haft nach über mich ausgeſprochenem Todesurtheil. In ſolcher Lage beſchäftigt ſich wohl jedes Menſchenkind damit, den berühmten Hamletſchen Monolog auf ſeine Weiſe und nach ſeinem Bedürfniß nachzudichten und umzuarbeiten. Seyn oder Nichtſeyn, das iſt dann allerdings die Frage. Auch ich ſtellte ſie mir und dichtete meinen Monolog. Ob gut, ob ſchlecht — ich kann es nicht ſagen.

Es war am 12. Juli 1839. Nach viertägigen Verhandlungen hatte mir die hohe Kammer der Pairs ihr Urtheil vorleſen laſſen. Der Stab war über mich gebrochen; der Gerichtsſchreiber ſchloß mit einer gutgemeinten Ermahnung unter Empfehlung geiſtlichen Beiſtandes. Ich bat um Nachrichten von meinem Freunde, dem heldenmüthigen Martin Bernard, * vom unglücklichen Mialon, von Delſade und andern Unglücksgefährten. Nachdem er mich über ihr Schickſal beruhigt, kam er auf ſeine Ermahnungen zurück, denen ich die Erklärung entgegenſetzte: mein Glaube an Gott ſtehe feſt, das ſey mir genug; zwiſchen ihm und mir bedürfe es keines Prieſters, und ich wünſche, jezt zum Tode bereit, meinen Richtern in ihrer lezten Stunde die Ruhe, die über mich gekommen. Darauf ward mit mir abermals eine genaue körperliche Unterſuchung vorgenommen; man löste von Beinkleidern und Weſte die Schnallen, nahm mir etliche Kleinigkeiten ab, die ich noch beſaß, auch einen Ring, den mir jüngſt meine Schweſter als Liebeszeichen in's Gefängniß geſchickt und den ich ihr nach der Hinrichtung wieder zuzuſtellen bat. Es war gegen neun Uhr Abends. Als ich mit meinem Wächter mich wieder allein befand, ſtopfte ich mir eine lezte Pfeife und ging nachdenklich im Gemach auf und ab. Mein Geführte zeigte Theilnahme und Mitleid. Ich war ruhig und mir nur einer überreizten Energie bewußt, und eines kleinen Hochmuths im Gedanken, daß ich berufen ſey, meine Ueberzeugung mit meinem Blute zu beſiegeln.

Nach einiger Zeit legte ich mich nieder und hoffte die Nacht gut zu ſchlafen, als die Thür ging und ein Armenſünderinſtrument gebracht wurde, die Zwangsjacke. Dieſe ſcheint mit zu den kleinen Nebenfreuden des Todesurtheils zu gehören. Man fürchtete Selbſtmord; ich mußte mich bequemen. Mit übereinandergeſchnürten Armen in einem Sack, der nur den Beinen Bewegung zuläßt, die Nacht zuzubringen, iſt uner-

* Jezt Mitglied der Nationalverſammlung.

träglich. Jede Lage wird alsbald unleidlich; legt man ſich auf die Seite, ſo wird der Arm krampfig; legt man ſich auf den Rücken, ſo dringen Riemſchnallen und Steicknoten zwiſchen den Schultern in's Fleiſch; wie man ſich auch legen mag, thut es weh. Auch konnte ich voe Schmeez nicht ſchlafen und reſignirte mich. Da der Schlaf, dachte ich, für eine Art Voegenuß des Todes gilt, und mir nur noch einige Stunden des Daſeyns verbleiben, ſo iſt es rathſamer, ſie zum Ordnen meiner Gedanken anzuwenden und den Blick nach innen zu kehren.

Mit Ausnahme des kurzen Zeitraums, da mich jugendliche Reaktion gegen den Jeſuitismus der Reſtauration hingeriſſen, den Schöpfer mit den elenden Begriffen der Geſchöpfe von ihm zu verwechſeln und endlich gar zu leugnen, hatte ich ſtets den Glauben an ein höchſtes Weſen feſtgehalten. Dieſen verdanke ich, wie ſo viele Andeee mit mir, den Schriften Rouſſeaus. Später hatte ſich dieſer Glaube am Spiritualismus der wahrhaft geoßen Männee unſerer erſten Revolution gekräftigt, der ſie zu ſo großee Seldſtverleugnung und Hingebung begeiſtert und zu ächten Demokraten geſtempelt hat. Demokrat und Gotteslängner, dieſe Begriffe konnten in meinem Sinn nimmermehr beiſammen ſeyn. So ſtand denn mein Glaube an ein höchſtes Weſen, an Unſterblichleit dee Seele und an eine göttliche Vergeltung unerſchütteelich feſt. Wo adee knüpft das Leben wieder an nach dem Tode? Dieſes hatten mich die Meiſter nicht gelehrt, und kann ohne voeangegangene Beantwortung dieſee Frage überhaupt von Religion die Rede ſeyn? Da erſchien denn eines Tags eine Abhandlung, auf die ich ſtieß, meinem foeſchenden Geiſte als eine wahre Offendarung. Es wae der prachtvolle Artikel „Himmel" von Jean Reynaud in der „neuen Encyklopädie." * Die erhebende Grundidee Gottes als Foetſcheitts- und Vervollkommnungsgeſetzes, Urquells und Ausfluſſes alles Lebens einerſeits und andererſeits des Aufſteigens dieſes unerſchöpflichen Lebens in einee unendlichen Reihe individueller Weſen durch unaufhaltſamen, uuunterdrochenen Uebergang von einem zum andern jener unzähligen Himmelskörper, die ſelbſt wieder in ihren ewigen Kreiſen dem Urquell allee Vollkommenheit zuſtreben — dieſe Idee ſchien meinee Sehnſucht die befriedigendſte; ſittliches Gefühl, Phantaſie, Wünſche, Hoffnungen, alles löste ſich zu einem beſeligenden Bewußtſeyn darin auf. Ich las und es ward in meinem Innern licht. Aber von politiſcher Beſtrebung befangen, konnte ich leider damals — es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1837 — die Idee nicht in ihrer ganzen Fülle faſſen, ſondern gleichſam nur im Rohen in mich aufnehmen. Als ich nun verwundet von der Straße aufgerafft woeden wae und im Gefängniß gewiſſermaßen im Angeſicht des Blutgerüſtes ſtand, hatte ich den Goldfund oftmals aus meiner Bruſt hervorgeholt und zum Prüfſtein meiner ſittlichen und religiöſen Grundſätze gemacht. Er verblieb mir als mein einziges leztes Gut, deſſen völligen Werth zu erkennen mie Bedürfniß war. Und an ihn mußten ſich denn auch in dieſer feierlichen Nacht, da ich als Schaefeichtergut geknebeit da lag, meine Beteachtungen wiedee anknüpfen.

(Fortſetzung folgt.)

* Herausgegeben von Jean Reynaud und Pierre Leroux. Ueber die Würde dieſer beiden ausgezeichneten Geiſter und den Werth der von ihnen veröffentlichten Encyklopädie des philoſophiſchen Wiſſens, welche der Philoſophie in Frankreich neue Bahnen brach, leſe man unter andern „Uebee Schelling und Hegel; ein Sendſchreiben von Pierre Leroux," von Karl Roſenkrang. Königsberg 1843. A. G.

Aus dem Londoner Leben.

(Fortſetzung)

Mie gegenüber ſaß ein Straßenzauberer, der einige Kaetenkunſtſtücke zum Beſten gab und neben dieſem ſeinem eigentlichen Gewerbe eineu Handel mit dem wieder in Aufnahme kommenden, „Bandalore" genannten Spielzeuge trieb, womit Geoeg IV. ſich täglich meheere Stunden die Zeit vertrieben haben ſoll. Ein deittee an unſerem Tiſche war ein Spaßmachee von Profeſſion, von der Aet, wie faſt jede gemeine Londonee Taverne einen hat, Leute, die in der Hauptſache auf freie Zeche ausgehen, aber keine Gelegenheit verſchmähen einiges Geld zu verdienen. Er hatte ſich für heute Nacht uniſoemiet, trug den Rock eines Pariſer Nationalgardiſten mit wollenen Epauletten, grünes Beinkleid mit rothem Streif und deeieckigen Hut mit Fedeebuſch quer über die Stirn. So oft das Geſpräch eine Pauſe machte, füllte er ſie mit einer Anekdote odee einem Ereigniſſe ſeines „eeichen" Lebens aus. Er mußte ſich indeſſen ſehe anſtrengen — und es gelang nicht immer — um zwei fahrenden Schülern oder wandernden Pſalmſängern — vulgo griddlers — die Wage zu halten. Sie hatten das fromme Weſen abgelegt, in welches ſolche Burſche ſich einhüllen, wenn ſie in ruhigen Straßen und in den Parks geiſtliche Lieder ſingen, wodurch ſie frommen Seelen übel angebeachte Spenden ablocken. Außerdem gab es ein paae »shally-coves,« ſchiffbeüchige Matroſen, die nie das Meee geſehen odee ein Schiff beſtiegen hatten, und einen aus ſeinem theueen polniſchen Vaterlande von ruſſiſchee Deſpotie vertriebenen Polen, der zwar franzöſiſch ſprach und todesmuthig den lezten Feeiheitskampf in Wien mit-

Digitized by Google

gekämpft, aber noch beſſer engliſch verſtand, in London gebocen und nie übee die Geſtade dee meerumgüeteten Inſel hinausgekommen war. — Ich übeegehe diejenigen, die theils ihe Incognito ſteeng behaupteten, theils zum gemeinen Teoß dee Bettlee gehöeten, theils ſich mir nicht bemerkbae genug machten, um die ſpezifiſchen Umſtände ihres Daſeyns und Wirkens erfragen zu können.

Laut Uebeeeinkunft mit meinem Füheer, das heißt auf Geund der ihm zu unſerer beiderſeitigen Beköſtigung von mie im voraus veeabreichten halben Keone — 25 Silbergroſchen — war ich zum Nachteſſen ſein Gaſt. War nun auch daſſelbe nicht in jeder Hinſicht voetrefflich zu nennen, ſo wae es doch ein ganz ſchmackhaftes und mehe als genügend. Zueeſt ein Beefſteak mit Kartoffeln, dann eine Beatwueſt mit ſauern Gurken (beides in London das non plus ultra unfaſhionabler Geeichte), zulezt ein Stück Käſe und Brod. So ſchwelgeeiſch foupirten aber nicht alle, ja, wie mie ſchien, die wenigſten. Der Epileptiſche und der Spaßmachee beſchränkten ſich jedee auf eine Schweinskotelette mit Sauerkeaut, die »ſhally coves« auf Brod, Käſe und Zwiebeln, die meiſten auf eine Poetion Nierenpudding mit Kartoffeln. Alles wuede entwedee am Kaminfeuer zubereitet oder aus dee Nachbaeſchaft geholt, oder vom Hausaufſehee gegen baaee Bezahlung geliefeet. Soll ich nun aber die ganze Abenduntee-haltung kurz bezeichnen, ſo glaube ich mit Beifall der Wahrheit und mit Rückſicht auf die betreffenden Perſonen ſie eine, wie feüher geſagt, in ihrer Art veegnügte nennen zu müſſen.

Im Verhältniß zu ehrlichem Fleiße wird die Thätigkeit ſolcher Menſchen in London viel zu gut belohnt. Was ſie thun, iſt leicht gegenübee dem, was ein Londoner Arbeiter oft für geringeren Lohn leiſtet und leiſten muß, um ſammt den Seinigen von ſeiner Hände Arbeit leben zu können. Biswellen eeſcheint adee auch ein Erweed leicht, der aus einer Beſchäftigung hervorgeht, welche, obgleich eine ganz andere und minder anſtrengende, doch um nichts weniger ſchwer und ſauer iſt als die des Kohlenkäreners oder Deckarbeitees. Zur Celäuterung füge ich die füe das Weſen des hieſigen niedern Volks ſehe charakteeiſtiſche Lebensſkizze eines Mannes bei, der Jahee lang ein hieſigee Steaßenchaeakter wae und vor wenigen Wochen freiwillig — ausgeſchieden iſt.

Der Mann hieß John Nighton und London kaunte in ihm ſeit länger denn vierzig Jahren den Inhabee eines coffee-ſtall, einer Kaffeebude, an einer Ecke der bei Tag und Nacht lebhaften Fleetſtraße. Als ee ſein Geſchäft begann, wae Kaffee ein Luxus und deßhalb ſchenkte Nighton keinen Kaffee, ſondern Salep, eine Abkochung der Salep- und Saſſafraswuezel, die mit Milch und Zucker ein keäftiges und ſchmackhaftes Getränk gibt, jezt aber aus den hieſigen Kaffeebuden, welche um Mitternacht aufgeſchlagen und im Sommer gegen ſechs, im Winter gegen ſieben des Morgens abgebeochen werden, gänzlich verſchwunden iſt. Im Fortgange ſeines Geſchäfts legte ſich Nighton Kaffee zu, füe ſeine „vornehmen" Kunden, und er gilt für den Eeſten, der in London auf der Straße Kaffee ſchenkte. Ob es eine liebliche Sommeenacht war, oder dee ſchaeſe Oſtwind von dee Blackfriarsbrücke hee den Schnee durch die Straße teieb, John ſtand auf ſeinem Poſten, eine willkommene Erſcheinung füe Manchen, dem vor Froſt die Zähne klapperten und dem dee eothglühende Ofen von weitem den kochenden Topf verrieth. John war kein Feeund von vielen Woeten, abee höflich und aufmeekſam gegen Jeden, wie bunt auch die Geſellſchaft wae, die bei ihm vorſprach. Er machte keinen andern Unteeſchied, als den ee mit dem Worte „voenehm" andeutete, und ſeine vornehmen Kunden waeen ſpät aus den Theatern Heimgehende, junge Taſchendiebe, die ſich bei ihm die Pfeife anzündeten, und bis nach Mitternacht in den Deuckereien Beſchäftigte. Die Mehrzahl ſeiner Gäſte waeen während der Nacht ſolche, die weder weben noch ſpinnen, und Moegens unverheirathete, iheem Beeufe nachgehende Handweeker.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortſezung.)

Potsdam und Charlottenburg. — Theater.

Dee König weilt mit ſeiner nächſten Umgebung noch immer in Charlottenbueg. Man ſpricht davon, daß er in dieſem Jahr das mit allen Reizen der Natur und Kunſt geſchmückte Sanſoneci gar nicht beziehen werde. Es könnte etwas wahres daean ſeyn. Potsdam, das ſein Entſtehen dem Königshauſe verdankt, ſein Beſtehen nur vom Hofe erwaeten kann, dieſes Potsdam hat im vergangenen Jahr nicht gerade rühmliche Beiſpiele von Anhänglichkeit an ſeine Wohlthäter gegeben. Charlottenbueg dagegen, der Lieblingsaufenthalt des verſtoebenen Königs, das in ſeinem Park die Aſche des verſtorbenen Königspaaees birgt, Charlottenburg, ſeit des Königs Tod verödet und verwaiſt, Charlottenburg hat in ſeiner treuen Geſinnung verharrt, uneeachtet der Ungunſt der Verhältniſſe, und uneeachtet der unmittelbaren

Nähe Berlins. Daß der König durch einen verlängerten Aufenthalt der bisher versäumten Residenz ein Zeichen seiner Anerkennung zu geben und dadurch zugleich ihr materielles Wohl zu fördern beabsichtigen möchte, ist daher nicht ohne Wahrscheinlichkeit.

Die bis vor Kurzem kalten und nassen Tage des in unserm Norden selten als der Wonnemonat erscheinenden Mai machten, daß die Theater sich wieder mit Besuchern füllten, nachdem eine Reihe sonniger Tage im April sie bereits zu leeren begonnen hatten. Oper und Ballet besonders bewahren noch immer die gewohnte Anziehungskraft. In der ersteren herrscht jetzt Tichatscheck, den die Kriegsfurie aus Dresden vertrieben. Auch die italienische Oper, die mit Ende Aprils ihre hiesigen Vorstellungen schloß und in Dresden eine neue Stätte für ihre ausgezeichneten Leistungen zu finden hoffte, ist von dort verscheucht; einzelne Trümmer sind wieder hieher gelangt; was aus dem Gros der Armee geworden, darüber ist Näheres noch nicht bekannt. Im Ballet ist es Fanny Elsler, die ihren alten Zauber von Neuem ausübt. Vor achtzehn Jahren flatterte die reizende Tänzerin zum erstenmal über unsere Bühne; die damals für diese Sylphide schwärmten, wenn sie noch leben, schwärmen heute noch für sie, und eine neue Generation schwärmt mit. Die neue Generation sieht heute die vollendete Künstlerin, während damals der Reiz der Jugend, die unbewußte Grazie, dieses Geschenk der Götter, welches die Begabte wohl zu bewahren verstanden hat, auch den verstocktesten Skeptiker zum Bewunderer machte. Die Künstler wetteiferten damals, das anmuthige Kind in Farben, in Marmor darzustellen, und die Lithographie verfehlte nicht, sich bei dem Wettstreit zu betheiligen. Wer diesen Liebling Terpsichores, wie Fanny damals schon genannt wurde, jetzt wieder sieht, vergißt es, die heutige Erscheinung mit der damaligen, von der die Urkunden wieder an den Schaufenstern der Kunsthandlungen ausgestellt sind, zu vergleichen; er vergißt die Jahre nachzuzählen, die seitdem verflossen, und die spurlos an der elastischen Gestalt, die vor ihm über die Bretter hinschwebt, vorübergegangen sind. Für diese Künstlerin existirt aber auch nichts anderes als ihre Kunst, sie denkt nichts anderes, sie lebt und webt in ihr. Die Zeit naht, wo sie dieser nicht mehr wird huldigen dürfen, wo sie selbst sich wird sagen müssen: es ist genug. Aber wird ein reiches, glänzendes Leben, das ihr Talent ihr vorbereitet, sie trösten können über die Ruhmes- und Siegeskränze, die in beiden Hemisphären ihr tausendfach zugeflogen sind?

(Schluß folgt.)

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Der Malaufstand.

Vom 5. Mai an drangen die später auch durch einige Bataillone Preußen verstärkten Truppen langsam, aber sicher durch Erstürmung einzelner wichtiger Häuser vom Centrum und beiden Flanken in der Altstadt vor, so daß die Insurgenten den 9. Mai früh die Flucht ergriffen. Daher war der Verlust des Militärs verhältnißmäßig gering (über dreißig Todte und gegen hundert Verwundete); todte Insurgenten kann man gegen zweihundert annehmen, da in den erstürmten Häusern viele Bewaffnete niedergemacht wurden. Allerdings sind während des Kampfes von einzelnen Soldaten, Sachsen wie Preußen, gegen Gefangene und Verwundete Brutalitäten verübt worden, doch im Ganzen zeigte das Militär Mäßigung und hat sich seither während des Belagerungszustandes musterhaft benommen. Auch von Seiten der Insurgenten haben sich viele Kämpfer, besonders die hiesigen und fremden Turner, in den Häusern, die sie besetzten, sehr rücksichtsvoll benommen. Aber neben ihnen und nach ihnen hat auch scheußliches Gesindel hie und da zerstört und geraubt. Die Meuchelmörderei in der Nähe des Schlosses wurde sogar von dem Diktator legalisirt, und beim Abzug steckte eine wilde Rotte noch ein paar Häuser ohne allen Zweck in Brand. Dadurch sind das alte Opernhaus mit einem Theile der Dekorationen und Theatergarderobe, ein Pavillon und eine Gallerie des Zwingers mit dem größten Theile des Naturalienkabinets, und außerdem vier Häuser auf der Brückengasse und Zwingerstraße zerstört worden.* Es ist wunderbar, daß nicht mehr Terrorismus gegen mißliebige Personen geübt wurde. Nur am ersten und letzten Tage des Aufstands mußten sich einige solche Männer den Angriffen einzelner herumstreifender Banden durch die Flucht entziehen; die übrigen Tage hat wohl die Spannung aller Gemüther die Aufmerksamkeit von denen abgeleitet, die im Falle der Niederlage der Truppen wahrscheinlich unglückliche Opfer der Siegeswuth des unbändigen Pöbels geworden wären.

Vom 10. Mai an kehrten die Flüchtlinge wieder aus den sinnfrischen Gefilden der lieblichen Umgebung Dresdens in die Anfangs noch ganz öde und vielfach zerstörte Stadt zurück. Zwar waren die Barrikaden schon weggeräumt, aber das überall aufgerissene Pflaster, die ausgebrochenen Trottoirs, die Brandstätten und viele furchtbar zerschossene Häuser, besonders am Postplatz und auf dem Neumarkte, boten dem Auge einen gräßlichen Anblick. Auf der Augustusstraße an der Gemäldegallerie waren die breiten Trottoirs im eigentlichen Sinne des Worts von den zerbrochenen Fensterscheiben ganz und gar wie mit Glassand überstreut. Im Innern sind sehr viele Häuser von den Insurgenten, wie vom Militär durch Granatschlagen der Wände beschädigt worden. Schon aber verschwinden viele solche Wahrzeichen des Kampfes. Ueberall wird gearbeitet, überall herrscht das regste Leben, und mit Ausnahme des vielen Militärs, das theils hier garnisonirt, theils durchmarschirt, nimmt die Stadt allmählig wieder ihre frühere Physiognomie an, denn der Belagerungszustand ist in der That kaum bemerkbar.

Aber freilich, die äußerlich nicht sichtbaren Folgen des schrecklichen Kampfes werden uns noch lange Zeit beängstigen. Die den zuständigen Richtern übergebene Untersuchung, in welche von Tag zu Tag mehr, und selbst einige sehr geachtete Männer verwickelt worden sind, die schwere Last, welche unsere Gemmun bei ihren traurigen finanziellen Verhältnissen sehr lange Zeit drücken wird, die Noth der in ihrer Nahrung zurückkommenden Gewerbsleute, Erschlaffung auf der einen, stille Erbitterung auf der andern Seite — das sind die nächsten traurigen Folgen eines Ereignisses, welchem der Uebermuth des Radikalismus einen so furchtbaren Charakter aufgeprägt hatte. Von ihm ist keine Weisheit, keine Mäßigung zu hoffen. Gott gebe aber den Regierungen, welche jetzt die Macht haben, Weisheit und Mäßigung, daß sie nun im Stande der Verständigen im deutschen Volke die Einheit des armen bedrohten Vaterlands zu Stande bringen, welche unsere edelsten Volksvertreter in Frankfurt bei dem Trotz und Uebermuth der Demokraten, und bei der Verblendung und Böswilligkeit der Diplomatie nicht zur Anerkennung bringen konnten.

---

* Die übrigen Sammlungen, die sich im Zwinger befinden, besonders das historische Museum und die gefährdeten Bilder in der vom Militär besetzten und von den Insurgenten beschossenen Gemäldegallerie wurden durch die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit des Direktors Hofrath Schnitz gerettet

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 142. Donnerstag den 14. Juni 1849.

— Ein verlorner Mann,
Geworfen aus gewohnter Lebensbahn.
Green.

Aus dem Londoner Leben.

(Schluß.)

Die Sage ging, John Nighton sey im Besitze interessanter Geheimnisse und häufig duech Geld versucht worden sie mitzutheilen, habe es aber stets verweigeet unter dem Vorgeben, ee wisse nichts, habe keine Zeit auf die Gespräche seiner Gäste zu achten, habe mit seiner Arbeit zu thun und darauf zu sehen, daß er richtig bezahlt werde. Vielleicht aus diesem Geunde galt Nighton für einen verschwiegenen Mann, der sich dabei recht gut stehe. Wenn er seine Bude addrach, zog er sich in seine Häuslichkeit zurück und blieb daselbst meist den ganzen Tag. Er konnte das Sonnenlicht nicht vertragen; es mache ihn schläfrig und verdroffen, meinte ee, und dankte Gott, wenn die Tage anfiugen abzunehmen. Die Sonne, sagte er, sollte Jahr aus Jahr ein um sieben auf- und untergehen; so wolle es die menschliche Natur. Wuede er mit einem falschen Schilling betrogen, so war er sicher, daß er ihn bei Tage bekommen; „ich kann bei Tage nicht sehen," versicheete er. Uebrigens war er die personifiziete Pünktlichkeit. Mit dem Schlag der Mitternachtsstunde schob er seinen Karren aus dem Hause, wo er wohnte, und fünf Minuten nach sechs im Sommer, nach sieben im Winter führte er ihn heim.

Viele Jahre hatte John für sich geleht und seine Wirthschaft allein besoegt, als er eine Aufwärterin annahm, ein munteres, gesprächiges Mädchen, das ihm auch bisweilen in der Kaffeebude beistand und gegen vier des Morgens sein Frühstück brachte, eine dicke, heiße Biersuppe, denn John trank nie Kaffee. Nach einiger Zeit wurde aus der Aufwärterin Madame Nighton, und seit dem Tage seiner Trauung waed John noch schweigsamer, stiller und in sich gekehrter, in mehrfacher Beziehung ein Anderer. In einem der nächsten Winter erkältete er sich nnd mußte zum ersteumal in seinem Leben eine volle Woche die Stube hüten. Seine Frau versah die Bude, aber nicht so höflich und aufmerksam wie er; sie bedauerte auch ihren Mann nicht, sondern erkläete, es geschehe ihm schon recht, er habe nicht Ursache, sich Sturm und Wetter auszusetzen, er habe genug, um etwas Bequemeres anzufangen. Hierunter verstand sie, die Kaffeebude nebst Zubehör zu verkaufen, ein hübsches Haus zu nehmen und die Zimmee möblirt zu vermiethen. Ihr Mann war nicht der lezte, dem sie dieß sagte. Er sey in London so bekannt, meinte sie, daß es ihnen schon deßhaib an Miethern nicht fehien werde, und es gebe eine Menge Menschen, die duech Veemiethen reich geworden. Nach langem Weigern willigte John ein, aber sehr ungern und sich und Andeen nicht verhehlend, daß die Sache schlecht ausfallen weede. Für die Bude nebst Zubehör, was seiner Versicherung nach hundert Pfund werth sey, forderte er zwanzig, und eines Tags, während ee schlief, verkaufte es seine Frau für zehn.

Ein geräumiges Haus wuede nun gemiethet und mit einem beträchtlichen Theile des von Nighton in der Sparkasse angelegten Geldes von unten bis oben möblirt. John willigte in Alles, mischte sich aber in nichts, schlich mit einbrechender Nacht aus dem Hause und kehrte am Morgen zurück. Es dulde ihn Nachts nicht im Bette, sagte er, und. nach wie vor schlief er am Tage. Inzwischen ging das Veemiethen insofern

Digitized by Google

gut, als es an Zuſpruch nicht fehlte, aber inſofern ſchlecht, als viele Miethee von Johns nächtlicher Bekanntſchaft ſich ohne Bezahlung „drückten.“ John, der nicht darnach fragte und um das ganze Hausweſen ſich nicht kümmerte, erfuhr nichts davon. Was ihn allein beſchäftigte, war ſeine frühere Kaffeebude. In der Nähe derſelben verbrachte er ſeine Nächte, und als eines Morgens der damalige Inhaber ſie zuſammenpackte, trat John zu ihm und ſagte: „Fünf-und-zwanzig baare Sovereigns heute Abend! Soll's gelten?“ — „Nein,“ war die Antwort; „nicht für das Doppelte.“ Unter tiefem Seufzen ſchlich John nach Hauſe.

Woche auf Woche legte John ſeinem Gebote fünf Sovereigns zu bis zu fünfzig. Der Budenbeſitzer ſchlug ſie aus. Da faßte jener den Entſchluß, am andern Ende der Straße eine Oppoſitionsbude zu errichten. Mit Freude und Haſt ging er an die Ausführung, und es war für ihn ſeit lange die erſte glückliche Nacht, als er hintee ſeinem Kaffeetiſche ſtand. Aber die alte Kundſchaft kehrte nicht zurück, neue nicht ein und ſein Muth fing an zu ſinken. Ein weiteres Mißgeſchick warf ihn völlig nieder. Er fand eines Morgens ſein Haus leer und die Nachricht, daß ſeine Frau mit dem Reſt der Habe und des Sparkaſſenkapitals ſich nach Amerika eingeſchifft. Noch zwei oder drei Nächte wuede er in ſeiner Bude geſehen, dann meldeten die Zeitungen, daß John Righton, laut Verdikt der Jury, in einem Anfalle von Wahnſinn ſelo de se geworden ſey.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortſetzung.)

Nach einigem Nachdenken war es mir, als ſähe ich die wunderbare Jakobsleiter ſich vor mie ausdehnen, die, mit dem Fuße auf dem Erdball ruhend, in ihrer unenblichen Stufenfolge von Stern zu Stern ſich eehebt, von einer Weltkugel zur andern, von einer Weltenſchicht zu einer höhern, von Firmament zu Firmament, durch Myriaden von übereinanber lagernden Milchſtraßen hindurch, unabſehbar zum Mittelpunkt hinan, eine ewige Himmelfahrt zum unerreichbaren Gott. Die Erde, unſer kleiner Planet, auf dem ich die kurze Spanne Zeit, die wir dreißig Jahre nennen, den Lebenshauch geathmet, was iſt ſie mehr als einee der unzähligen Staubpunkte im Weltall, auf dem der Menſch, oder im weitern Ausdruck, das auf der Dreiheit: Sinn, Gefühl, Erkenntniß beruhende Geſchöpf * zum Leben eingeht und den erſten Schritt zum großen Weltgange vollbeingt? Hier im untern Stock des Weltgebäudes, wie in allen anbern auf gleicher Stufe ſtehenden Sternen, beginnt ſein Werth oder Unwerth vor dem Schöpfer, und wenn jenes räthſelhafte Naturereigniß eintritt, welches wir nicht ohne Scheu herannahen ſehen und Tod nennen, bringt das geſchaffene Weſen nach dem Geſetz der Anziehungskraft und der Wahlverwandtſchaft in eine höhere Sternſchicht, wo es mit ſeinesgleichen zu neuem Leben und zu weiteree Entfaltung eingeht. Nicht Alle aber ſind gleich vorgeſchritten, ja Einzelne haben durch Uebertretung der göttlichen Geſetze ſich verſündigt; wie wird es mit dieſen? Für ſie, die Nachzügler und Büßenden, muß es, dachte ich, hier und überall Correlativſterne geben. Könnten nicht die in Wechſelbeziehung ſtehenden Sterne materielle, den Sinnen wahrnehmbaee Bezüge zu einander haben, von denen wir, Bewohner einer niedern Sphäre, ſo wenig einen Begriff uns zu machen vermögen, als z. B. unſere Voeväter vor wenigen Jahrhunderten ſich unſern jetzigen leichten Verkehr mit benjenigen Punkten des Erdkörpers denken konnten, die wir die Antipoden nennen? — Was wie von Gott als ein Recht beanſpruchen dürfen, das iſt Vergeltung nach Maßgabe unſerer Handlungen und zugleich ungemeſſener Fortſchritt; mithin wird die über die Sündigen verhängte Strafe ſelbſt zu gleicher Zeit eine Läuterung, folglich auch ein Mittel zum Fortſcheitt für ſie ſeyn. Weltbürger im wahren Sinne des Worts, weeden wir auf ſolche Weiſe, vom Glauben an die Solidarität der Familie oder der Kaſte ausgehend, durch die der Völker und der Erdgeborenen, die wir anſtreben, am Ende zur Ausübung des ſolidariſchen Dogmas gelangen, das die Geſammtheit der Weltenbewohner umfaßt. Unaufhörlicher Fortſchritt, mit jeder Wiedergeburt Annäheeung zum Schöpfer, der zwae allgegenwäetig auch auf Erden ſich offenbart, aber in höhern Regionen der Schöpfung vielleicht noch wahrnehmbarer, noch beſeligenber, eefaßbarer als hier, gleichwie er ſchon hier in den Gaben der Natur eeicher und herrlicher iſt in den gemäßigten Himmelsſtrichen als unter den Polen — das iſt das Grundgeſetz. Ewig zu ihm hinanſtreben, ohne ihn jemals eeeeichen zu können, den Inbegriff der Vollkommenheit, ohne je ſein Angeſicht zu ſchauen, wie die Bibel ſpricht, getrennt von ihm wie das Endliche vom Unendlicheu, wie vom Urweſen das erſchaffene Weſen — das iſt Bedingung unſeres Daſeyns. Wahrlich, gleich erhaben Beides, Geſetz und Beſtimmung, und würdig vom Weltenlenker auferlegt zu werden dem Geſchöpf, das er vor allen auseekoren zur Verherrlichung ſeiner Allmacht!

Während ich regungslos auf meinem Lager mich in ſolche Betrachtungen vertieſte, war eine Stunde

* Die bekannte Pierre Lerour'ſche Trias.

nach der andern dahingegangen. Der Morgen brach an, von leisem Lichtschimmer verkündet. Einer der Wächter warf einen Blick auf's Fenster, dann einen auf mich und sprach mit einem Seufzer leise zu seinem Gefährten: „Der arme Teufel! er schläft. Ihm wäre besser gewesen, die Kugel hätte ihm den Kopf zerschmettert, statt nur verwundet; er hätte nun überstanden." Diese Worte, mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids gesprochen, brachten mich zum Bewußtseyn meines irdischen Seyns zurück. Es trat mir vor die Seele, wie einst in der Kindheit die Neugier mich und meine Schulgenossen getrieben hatte, einer Hinrichtung beizuwohnen. Damals war es noch Sitte, daß die armen Sünder am hellen Mittag beim Läuten der Trauerglocken und unter gespenstischem Geleit der büßenden Brüder in feierlichem Zuge zum Richtplatz geführt wurden. Lang war der Gang vom Kerker zum Rabenstein. Wir stellten uns an den Weg und suchten mit neugieriger Scheu uns vorzudrängen. Als ich aber den todtbleichen Menschen mit verzerrtem Antlitz und angsterstarrtem Blick von zwei Bütteln aufrecht gehalten vorüberziehen sah, ergriff mich ein solcher Schrecken, daß ich unser Vorhaben und alle Scheu vor dem Spott meiner Kameraden vergaß und voll Entsetzen davon rannte. Dieses Bild weckten plötzlich jene Worte des Wächters in meiner Erinnerung. Dann, durch eine naheliegende Gedankenverbindung, fiel mir eine Anmerkung aus „Buchez und Roux's Revolutionsgeschichte" wieder ein, wo es in Bezug auf Dr. Guillotin's Behauptung von seiner Maschine heißt: es sey gar nicht ausgemacht, daß die auf seine Art vollzogene Enthauptung eine so wenig schmerzhafte Todesart sey als er vermeine, worauf Beispiele angeführt werden, die es wahrscheinlich machen, daß nach der Trennung des Hauptes vom Rumpfe das Gefühl, sogar das Bewußtseyn noch einige Augenblicke fortbestehen dürften. Dank der allmächtigen Güte! diese Gedanken, die mich zu anderer Zeit vielleicht mit Schauder erfüllt hätten, sie gingen durch meine Seele, ohne sie zu berühren. Bald darauf sogar, gegen den eben vernommenen mitleidigen Wunsch meines Wächters mich empörend, rief ich mir innerlich zu: „Nein, nein! diese Todesart ist für mich die bessere, denn sie wird die Sache befruchten, der ich diene!" Und mit einem Sprung zurück in das Reich des Uebersinnlichen suchte ich mich wieder auf jene Höhe emporzuschwingen, wo sich meinen Blicken die Herrlichkeiten der Schöpfung offenbarten.

Aber ich war einmal heraus aus jener Welt; die Bilder verblichen, die Vorstellungen wichen zurück, in dem Maaße, wie der blasse Morgenschimmer zum Tageslicht heranwuchs. Es war drei Uhr Morgens. Vielleicht, dachte ich, senden sie mir mit dem Sonnenlicht den Henker. Daß ich nicht um Begnadigung einkommen werde, müssen sie zu meiner Ehre überzeugt seyn. Sollten sie nicht, wie schon oft, darauf bedacht seyn, Alles in der Früh abzumachen, um möglichem Auflauf zuvorzukommen? Ist doch aus ähnlichen Besorgnissen die Instruktion meines Prozesses beschleunigt worden. Jedenfalls konnten sie nur kurz seyn, die Augenblicke, die ich hienieden noch mein nennen durfte. Ich nahm also von Allem, was mein Herz liebte, Abschied, vom Vaterlande, von meiner Schwester, meinem Bruder, meinen Freunden; jedem sandte ich aus tiefster Seele einen letzten Liebeskuß zu. Frankreich, Frankreich vor allen drückte ich am längsten an meine Brust. Ja, bald, rief ich dem theuern Lande zu, bald werden alle Hemmnisse schwinden, alle Bande fallen, die sich der Erfüllung deiner Geschicke entgegenstemmen; bald wirst du wieder das große Volk seyn, das Volk der Gleichheit, der Befreier der Menschheit. Wenn aber der große Tag erscheint, werde ich nicht erstehen können zum Kampfe für die heilige Sache!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Neue Reisemethode. — Eisenbahnen. — Trankfteuer.

Trotz der politischen Stürme, in denen wir seit einem Jahr beständig leben, und die so manchen Besitz, so manche Stellung erschüttern, gibt es doch noch Leute, welche Seelenruhe genug besitzen, um auf Lustreisen zu denken. Dergleichen Leute nun haben zu Pfingsten eine Fahrt nach London beschlossen, welche jetzt freilich zu den leichtesten Dingen von der Welt gehört. Mittelst der Eisenbahn kann man viermal im Tage nach Calais reisen, und zwar in Zeit von sieben Stunden, und von dort gelangt man in wenigen Stunden in die Hauptstadt Englands. Die Engländer, diese spekulativen Köpfe, haben das Reisen zu einem neuen Geschäftszweige zu benützen verstanden, der wahrscheinlich auch auf dem Festlande Nachahmung finden wird. In London sind Reiseunternehmer aufgetreten, das heißt Spekulanten, die gegen eine bestimmte Einlage die Reisenden aller Mühe, aller unnützen Schritte überheben, sie an Ort und Stelle

ſchaffen, Koſt und Quartier für ſie beſtreiten, ſie herumführen, ihnen alle Merkwürdigkeiten zeigen, und ſie am beſtimmten Tage, ſogar zur beſtimmten Stunde mitten in London wieder abſetzen. Alles iſt auf's Genaueſte berechnet, und wer, der bloß reiſen will, um ſagen zu können, er ſey da und dort geweſen, er habe dieß und jenes geſehen, hätte ſeine Reiſeluſt auf andere Weiſe lange nicht ſo ökonomiſch befriedigen können. Von einer ſolchen Anſtalt ſind die ſieben- oder achthundert Engländer, welche um Oſtern Paris mit ihrer Gegenwart beehrt und zum Theil beluſtigt haben, denn manche ſahen ſehr dreiſtig aus, von London nach Paris und von Paris nach London transportirt, geſpeiſt und einquartiert worden; die Pariſer, welche zu Pfingſten die Hauptſtadt Englands beſuchten, haben ſich einem ähnlichen Spekulanten (einem Engländer, wie ſich von ſelbſt verſteht) überliefert. Hat dieſe Reiſemethode guten Fortgang, ſo wird man ſie über alle Länder ſich erſtrecken ſehen, welche Eiſenbahnen und Spekulantin beſitzen, und es werden fortwährend ganze Schaaren von Reiſenden unter Aufſicht der Offizianten der Anſtalten von einem Lande zum andern wandern. Dieſe Spekulationen bringen vielleicht allmählig die Brüderſchaft unter den Völkern zu Stande, welche bisher bloß ein frommer Wunſch der Philanthropen war. In Ausſicht dieſer Geſammtreiſen wird an den Eiſenbahnen, welche von Paris auslaufen, wieder fleißig gearbeitet, und in dieſem Monat wird vermuthlich der Anfang der auch für Deutſchland wichtigen Eiſenbahn von Paris nach Straßburg eröffnet werden können, wenn nicht wieder ein Aufſtand dazwiſchen kommt. Der Pöbel iſt den Eiſenbahnen, von denen er wenig Gebrauch macht, gar nicht hold, und in ſeiner erſten Raſerei pflegt er Verſuche zu machen, dieſelben zu zerſtören. Ohne Zweifel trägt dieſer Umſtand viel dazu bei, daß ſich die Eiſenbahnunternehmungen in Frankreich in ſo ſchlechtem Zuſtand befinden. Die Ausgaben ſind bei allen ſicher und oft ſehr bedeutend, die Einnahmen ungewiß und in der erſten Zeit wenigſtens weit geringer als die Ausgaben. Die Preiſe der Plätze ſind ungefähr ebenſo hoch wie in den Diligencen; in dieſer Hinſicht haben alſo die Reiſenden wenig gewonnen, und nur die Schnelligkeit der Fahrt, mithin die verminderte Nothwendigkeit in den Gaſthäuſern Geld zu verzehren, macht einen Unterſchied in den Reiſekoſten. Etwas thun jedoch die Eiſenbahnunternehmer, indem ſie Abonnements annehmen von Reiſenden, welche dieſelbe Fahrt oft machen müſſen; dieſen wird ein nicht unbeträchtlicher Rabatt bewilligt. Jetzt dringt aber die Preſſe ſtark darauf, daß der Staat die Eiſenbahnen in die Hand nehme, und wenn dieß geſchieht, werden auch die Preiſe herabgeſetzt werden. Die Unternehmer müßten dann freilich entſchädigt, und folglich dem Staatsſchatze neue Laſten aufgebürdet werden, während der alten ſchon ſo viele ſind, daß man nicht weiß, wie man ſich derſelben entledigen ſoll. Und nun hat die konſtituirende Verſammlung zu guter letzt vom künftigen Jahre an die Getränkeſteuer in den Städten abgeſchafft, welche dem Staat und den Stadtbehörden hundert Millionen Francs eindrachte. Der Wein iſt in Frankreich bekanntlich allgemeines Getränk, und da die Steuereinnehmer nicht hundert verſchiedene Weinſorten abzuſchätzen vermögen, ſo iſt eine einzige, ziemlich beträchtliche Steuer auf alle Weine, koſtbare wie gemeine, gelegt; der Staat bezieht einen Theil davon, das Uebrige bleibt den Stadtbehörden zur Beſtreitung der Lokalausgaben. Was ſollen nun der Finanzminiſter und die Stadtbehörden beſtimmen als Erſatz für die wegfallenden hundert Millionen? Einige ſchlagen Steuern auf den Luxus der Reichen vor, auf Kutſchen, Livreedienten, Pferde; andere wollen die Börſenſpekulanten in Anſpruch nehmen und die Staatseffekten und den Handel mit Aktien beſteuern; noch andere meinen, die neue geſetzgebende Verſammlung werde den groben Fehler der konſtituirenden Verſammlung gutmachen und das Dekret derſelben widerrufen, und dieß wäre das Geſcheidteſte, was ſie thun könnte. Es iſt aber doch gewiß, daß die Trankſteuer allzu hart auf den gemeinen Weinſorten, dem Getränke des Volks, laſtet, und daß dieſe ſchwere Auflage um jeden Preis verringert werden muß.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Schluß.)

K u n ſt.

Auch eine Ausſtellung iſt eröffnet. Zum Beſten bedürftiger Künſtler haben hieſige Kunſtbeförderer eine Anzahl Gemälde aus ihren Sammlungen zuſammengeſtellt. Den größten Theil der ausgehängten Bilder kennt man von den frühern Ausſtellungen, aber man erfreut ſich von Neuem an dem Gegebenen, und dieſes legt ein rühmliches Zeugniß ab von dem Kunſtſinn der Beſitzer. Einige neue Bilder ſind den ältern beigeſellt. Von hieſigen Künſtlern iſt es vornehmlich Magnus, der Bedeutendes geliefert hat. Es ſind nur Porträts, aber dieſe Porträts ſind Bilder, die den ſo häufig mißbrauchten Namen hiſtoriſcher Bilder eher verdienen, als manches der faktloſen oder ſteifleinenen Gemälde einiger anderer Schulen. Unter dieſen Porträts iſt das lebensgroße Bild des Generals von Wrangel das ausgezeichnetſte und dasjenige, welches durch die Popularität ſeines Gegenſtands die Zuſchauer am zahlreichſten um ſich verſammelt. Wrangel iſt in der Uniform ſeines Küraſſierregiments dargeſtellt. Der weiße Waffenrock, mit Silbertreſſen beſetzt, mit reichen ſilbernen Epauletten geſchmückt, deckt den Oberkörper, die ſehnigen Schenkel ſtecken in prallen Lederhoſen. Die linke Hand, mit dem weißen Stulphandſchuh bekleidet, hält den Griff des Pallaſches, während die rechte nach einer Rolle auf dem Tiſch zur Seite greift. Da hat man weißes Tuch, weißes Leder, und Silber neben und über einander, und Haupt- und Barthaar ſind ebenfalls ſilberweiß, und das alles iſt ſo einfach aufgetragen auf die Leinwand und rundet ſich ſo natürlich zu einem wahrhaft ſchönen Bilde, daß man Mühe hat ſich klar zu machen, welche unſägliche Schwierigkeiten der Meiſter wie ſpielend überwunden hat. Das aber iſt ja eben die Kunſt, daß ihr Erzeugniß den Eindruck macht als wäre es ein Spiel, während es doch nur durch den heiligſten Ernſt hervorzubringen möglich iſt. Das Bild ſtellt den zähen, alten Wrangel dar, wie er leibt und lebt, und wer ihn nicht kennt und mag, der ſieht in dem Bilde den preußiſchen Soldaten von altem Schrot und Korn. Ich möchte den Mann in der Uniform der Ziethenſchen Huſaren dargeſtellt ſehen. Die mittelgroße Figur, der kecke Blick des Auges, ja ein gewiſſer Ausdruck von Verſchlagenheit in dem klugen Geſicht, das Alles dünkte mehr für den kecken Parteigänger paſſen, der den Feind umſchwärmt, ihn mit zäher Ausdauer müde zu machen weiß, als für den Küraſſier, der nur zum Dreinſchlagen beſtimmt iſt. — Zwei neuere Bilder von den belgiſchen Künſtlern de Kayſer und Gaillet ſind nicht nur zu erwähnen, ſie bedürfen in ihrer Bedeutung für die Kunſt eines tiefern Eingehens, eines beſondern Stndiums. Das de Kayſer'ſche Bild ſtellt das Sterben Maria's von Medicis im Hauſe des Rubens zu Köln vor, das Gaillet'ſche Egmonts letzte Augenblicke im Kerker. Ich habe nicht unterlaſſen wollen ſie zu nennen. Ausführlich werden ſie ohne Zweifel in Ihrem Kunſtblatt beſprochen werden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 143. Freitag den 15. Juni 1849.

Wir ſehen dich dein Volk zuſammenbringen,
Und wie dein Arm die kleine Heerde ſchützt:
Ein Werk voll Demuth und voll Majeſtät,
Das ſtill, verborgen auf der Erde geht.

A. Knapp.

St. Severin.

(Schluß.)

3. Wintermorgen.

Es ſchläft die alte Rieſenſchlange,
Die Donau, winterlich und tief
Den Zauberſchlaf, der auf dem Gange
Nach Oſten plötzlich ſie ergrief.
Mit ſchweren Laſten ihr den Rücken
Darf jezt der Wagen Menge drücken,
Den ſpiegelglatten, eiſigſtarren,
Darüber hin die Räder knarren;
Sie trägt's geduldig, ohne Regung,
Nicht eher kehrt ihr die Bewegung,
Bis ſie im Frühling aufgethaut
Abſtreift die Silberſchuppenhaut.
Die iſt ſo blutig roſenfarben
An vielen Orten jezt gefleckt;
Von Kriegern, die hier kämpfend ſtarben,
Sind Leichen zahllos ausgeſtreckt.
Zugvögel ſinken aus den Lüften,
Gehemmt auf ihrer Wanderreiſe,
Ihr leichtes Blut gefror zu Eiſe;
Der Wolf kommt aus des Berges Klüften,
Vor Hunger und vor Kälte zitternd,
Hier die willkomme Beute witternd.
Da geht im härenen Gewande
Durch dieſe Winterfluren hin,
Wie einſt auf ſonndurchglühtem Sande,
Mit nackten Füßen Severin.
Der Mond ſtreut kalte Silberfunken
Auf Berg und Thal, gehüllt in Schnee,
Kalt glitzern Sternlein aus der Höh;
Er iſt von Gottes Liebe trunken,
Durchwärmt von ihrer lichten Macht,
Die nie verſinkt in Froſt und Nacht.
Er hat gelernt der Luſt entſagen
Und jedes Ungemach ertragen;
Er fühlt nur fremde Noth und Blöße
Und leidet nur durch fremden Schmerz,
Und ſtill in ächter Heldengröße
Der ganzen Menſchheit ſchlägt ſein Herz.
Verödet ſind weithin die Gauen
Hier durch des Krieges Wuth und Grauen,
Und ihm nach auf der Ferſe ſchleichen,
Als gift'ge Nattern, Peſt und Seuchen,
Hohläugig haut mit ſcharfem Zahn
Sich das Geſpenſt des Hungers Bahn.
Darum durch Severinus haben
Den Armen hier am Donauſtrand
Hülfreiche Freunde zugeſandt
Von nah und fern her milde Gaben.
So führt der Wagen lange Reih,
Mit Vorrath mancher Hand beladen,
Mit Brod und Kleidung, er herbei
Auf rauhen, ungebahnten Pfaden.

Dort ſieht er jezt im Frühroth blinken
Das Kirchlein mit des Thurmes Zinken,
Wohin von allen Seiten zieht
Die Menge, die er herbeſchied.
Und manche Schaar hält ſchon umlagert
Den Zugang zu dem Heiligthum,
Vom bittern Mangel abgemagert,
Mit Klagen laut, mit Blicken ſtumm.
Zu Hunderten ſind ſie verſammelt,

Aus bleichgehärmtem Angeſicht
Und aus der Lumpenhülle ſpricht
Noch lauter, was die Zunge ſtammelt.
Hier eine Mutter, die voll Harme
Ein Kindlein herführt an der Hand,
Den zarten Säugling auf dem Arme
Mühſam verhüllt in ihr Gewand.
Der Winterlandſchaft Bild, des Alten
Vereiſtes Haupt voll düſtrer Falten;
Der Lahm' und Blinde kommt am Stabe,
Dazwiſchen unverſcheucht der Rabe.
Auf Severins Erbarmen harren
Auch Waiſen, die vor Kälte ſtarren;
Die Väter fraß des Kriegers Schwert,
Die Mütter ſtarben gramverzehrt.
Ihn rührt die Noth der armen Kleinen,
Die flehend ihm entgegenweinen;
Bald ruhen ſie, durch ſeine Sorgen
In heil'gen Mauern ſtill geborgen,
Wo unter väterlicher Zucht
Ihr Geiſt erblüht und reift zur Frucht.

Nun plötzlich wird auf ſein Geheiß
Manch helles Feuer angezündet,
Daß mitten unter Schnee und Eis
Der rothen Zungen Glut verkündet,
Wie hier in dieſen kalten Tagen
Hochauf der Liebe Flammen ſchlagen.
Dann in dem nahen Gotteshaus,
Das, einſt dem Jupiter geweiht,
Zum Kirchlein umſchuf jüngſte Zeit,
Theilt er die frommen Gaben aus;
Ruft Jeden her an den Altar
Und reicht ihm ſo das Seine dar,
Dem vor dem Froſt die warme Hülle
Und Jenem Brods und Weines Fülle,
Und Allen bringt ſein Wort zugleich
Des Geiſtes Segen, hold und reich.
Als er mit Geben jezt geendet,
Den ganzen Vorrath ausgeſpendet,
Auf einmal, ſieh! erhebt er ſich
Am Altar hoch und feierlich:

„Empfangen habt ihr, was die Liebe
Entfernter Brüder euch geſandt.
Wohl zückt ein Schwert nun Gottes Hand
Aus Wolken, blutigroth und trübe;
An allen Enden wildes Jagen
Der Völker; denen, die vermeſſen
Des Heiligen ſo lang vergeſſen,
Schickt ee ein grimmig Heer von Plagen:
Doch weilt er hold, wo ſich die Seinen
Um das Panier des Kreuzes einen,
All' Eines Glaubens Band umſchlingt
Und Einer Liebe Hauch durchdeingt,
Den Schmerz, der in dem Andern wühlt,
Mitleidig innig jeder fühlt
Und Mangel ſtillt und Wunden kühlt.
Ob auch zwiefachen Todes Spuren
Auf dieſen froſterſtarrten Fluren,
Der Glaube blickt durch Nacht und Ferne
Auf zu dem höchſten Angelſterne.
Die Liebe bleibt, wo alles weicht,
Das Schwerſte macht die Liebe leicht!"

Dann aus den Säcken leert die Reſte
Des Korns er aus zu neuem Feſte.
Er ruft und lockt: „Auch du, Gefieder
Im Reich der Lüfte, komm hernieder!
Nimm hin, es iſt dir unverwehrt,
Vom Vater heut auch dir beſcheert!"
Da rauſcht's von Fittigen des Himmels
Herab; wie ſie buntfarbig wehen!
Sperlinge, Finken, Tauben, Krähen,
Unüberſehbaren Gewimmels.
Es ſtürzt mit frohen Flügelſchlägen
Sich auf der Körner goldnen Regen,
Bis allgeſättigt ſich der Chor
Mit neuem Jubel ſchwingt empor.

Noch folgt dem Spender in die Weite
Bethränten Dankes ſtill Geleite;
Und, wie das unbewölkte Blau
Umfängt am Mittag Berg und Au,
Den Sinn voll Heiterkeit und Ruh
Eilt er der Heimath wieder zu.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortſetzung.)

Dann kehrte ich zu Gott zurück, und während ich ihm inbrünſtigen Dank zollte für die meinem kurzen Daſeyn vergönnte vielfache Wohlthat, Franzoſe zu ſeyn und Republikaner, den Guten werth, den Böſen verhaßt, erſcholl im Gefängniß ein großer Lärm von Menſchen und Pferden. Sie ſind es, dachte ich und horchte. Es nahten Tritte. „Ihr Helden der großen Revolution! Vater, und auch du, die mich unter dem Herzen getragen, Mutter, betet für mich! Der Tag des Ruhms iſt für mich gekommen!" rief ich in unbeſchreiblicher Gemüthsbewegung. — Es war aber nichts, man löste nur die Wache ab.

Um acht Uhr trat der Direktor ein. Er ließ mir die Arme losbinden und verkündigte mir den Beſuch

des Gefängnißpredigers, Abbé Montes. Die Freiheit der Glieder war ein Glück, deſſen ich in dieſer Welt nicht wieder zu genießen glaubte. Den Beſuch lehnte ich ab und erbat mir für dieſen lezten Tag ein gemeinſchaftliches Mittagsbrod mit meinen vier Wärtern. Das ſtand nun feſt: dieſer Tag war mein, und wie alles in der Welt relativ iſt, ſo ſchien mir, der ich kurz vorher mein Leben nach Minuten berechnet hatte, ein ganzer Tag ein unerſchöpflicher Reichthum von Zeit.

Ich brachte den Morgen ruhig zu, rauchte hin und wieder eine Pfeife und las in Byrons Gedichten. Eins nur quälte mich: der Zuſtand meiner Schweſter. Die beiden einzigen Freunde, mit denen ich noch verkehren durfte, meine Anwälte Emanuel Arago und Dupont, hatte ich gebeten, dafür zu ſorgen, daß ihr mein Loos verborgen bleibe, bis alles vorbei ſey. War es ihnen gelungen ſie zu täuſchen?

Um Mittag ſah ich im Hofe unter meinen Fenſtern einige meiner Unglücksgefährten erſcheinen, unter ihnen den unglücklichen Mialon nnd den tüchtigen kleinen Martin Noël. Erſterer verrieth tiefe Bekümmerniß und zog, kaum eingetreten, ſich in einen einſamen Winkel zurück. Lezterer ließ ſich in ein Spiel ein und ſchien ganz die Lebendigkeit des unerſchrockenen Pariſer Gamin behalten zu haben. „Fünf Jahre!“ rief er, als er hinter den Eiſenſtangen meines Gitters mich erblickte, mit gleichgültiger Miene herauf; „Herr Barbes, ſie haben mich zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt, wiſſen Sie es ſchon?“ Ich nickte ihm bejahend zu und fuhr, meine Strafe ihm zu bezeichnen, mit der Hand über den Hals. Wie verſteinert ſtand bei dieſem verſtändlichen Zeichen der arme Junge da, als könne er es nicht faſſen. Da er aber die beſtätigende Zwangsjacke gewahr wurde, die ich ihm vorwies, rief er: „Herr Gott! und mir hatte man nue von Verbannung geſagt!“ Bei dieſen Worten verließ er ſein Spiel und ſeine Gefährten, warf ſich auf eine Bank und drückte den Kopf tief in beide Hände.

Als der wackere Junge und die Genoſſen ſeiner Freiſtunde wieder in's Gefängniß zurückgebracht waren, kam die Reihe, ſich in friſcher Luft zu ergehen, an mich. Kaum war ich im Hofraume, als der Direktor auf mich zukam und mir den unabweislichen Beſuch des Geiſtlichen ankündigte, der ſich durch meine ablehnenden Worte nicht hatte abſchrecken laſſen. Ich hatte Abbé Montes ſchon während einer frühern Haft in der Conciergérie geſehen, einen bejahrten Mann von ehrwürdigem Anſehen, den ich nicht gern kränken mochte. Inſtändig bat ich dahee den Direktor, ihn nicht vorzulaſſen; aber er war ſchon da. Ich ging ihm entgegen, dankte ihm verbindlich für ſeine Theilnahme, bedauerte aber, den angebotenen amtlichen Troſt ablehnen zu müſſen, da mir nur wenige Stunden zu innerer Sammlung verbleiben und ich dieſe zu ungeſtörter Gewiſſensprüfung zu verwenden wünſche. „Aber ſeyd Ihr denn kein Katholik?“ war ſeine Frage. — „Inſofern ich Taufe und erſtes Abendmahl nach katholiſchem Ritus empfangen, gehöre ich freilich der katholiſchen Kirche an,“ erwiederte ich; „darüber hinaus aber hört alle Gemeinſchaft zwiſchen ihr und mir auf.“ Drauf grüßten wir uns gegenſeitig, und ich hörte die leiſe Bemerkung des abziehenden Abbé, er werde dennoch für mich beten, was mir der Direktor dahin erklärte, daß er als beim Gefängniß angeſtellter Geiſtlicher das Recht habe, mich zum Richtplatz zu geleiten, und es nicht aufgeben werde. Das konnte ich freilich ſo wenig verhindern als die Begleitung des Scharfrichters ſelbſt.

Einige Augenblicke nach beendetem Erholungsgang im Freien ward ich an's Sprachgitter gefordert. Ich erſchrack und vermuthete meine Schweſter. Der Himmel erſparte mir die Prüfung. Es war Emanuel Arago. Er kam und ging, weil wir nicht allein waren. Man wollte ihn und Dupont nicht ohne Zeugen bei mir vorlaſſen, wozu doch beide, als meine Sachwalter, ein Recht hatten, und deßhalb war Dupont gae nicht erſchienen und Arago nur, um mir dieß zu meiden. „Uebrigens,“ ſprach er im Gehen, indem er mir durch das Gitter die Hand reichte, „muß ich Euch ſagen, daß alle befreundeten Herzen bei Euch weilen, und Ihr die Achtung vieler Ehrenmänner gewonnen habt, die Euch nur durch die lezten Ereigniſſe kennen gelernt haben.“ — „Dank für die Kunde!“ rief ich ihm nach; „es iſt die beſte, die Ihe bringen konntet.“

Kurz nach dieſem Vorgange wurde ich wiederum an's Sprachgitter geführt, wo mich Freunde zu ſprechen verlangten. Dießmal war es mein Bruder und mein Landsmann Berthomieu, deſſen Namen ich hier aus dem Herzen niederſchreibe, weil er mir in dieſen böſen Tagen ein zweiter Bruder war. Das war einer der ſchlimmſten Momente meines Lebens. Schon vor dem Eintritt in's Sprachzimmer hatte es mich ſchmerzlich durchzuckt, denn ich ahnte erſchütternden Abſchied von Bruder oder Schweſter. Sie war es glücklicherweiſe nicht; aber es ſtand mir dennoch ein harter Augenblick bevor. Mein Bruder iſt ein Menſch voll Energie und Selbſtbeherrſchung, aber auch voll heftigen Gefühls. Eben an ſeiner Vollkraft konnte die meinige ſcheitern und in Weichheit umſchlagen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Berathungen ohne Parlament.

Die Paulskirche iſt verwaist: mit großen Hoffnungen und unter lautem Jubel wurde ſie vor einem Jahr als Tempel der Einheit und Freiheit Deutſchlands eröffnet, und jetzt nach troſtloſen, ſchmerzlichen Täuſchungen geſchloſſen. Dieſes Jahr der Paulskirche, deſſen Reſultate in zehn dicken Bänden ſtenographiſcher Berichte vergraben liegen, wird einſt die Geſchichte würdigen, und man wird ſich dann nicht genug wundern können, wie hier ein Jahr lang der edelſte Patriotismus mit dem gemeinſten Egoismus, die Größe mit der Verworfenheit einen Rieſenkampf kämpfte, ohne zum Ziele zu gelangen, da die verſchiedenſten Strebungen unter derſelben Fiema, „das Vaterland," ſich durchkreuzten und keine der andern zum Beſten des Vaterlands eine vorgefaßte Meinung opfern mochte. Und als man ſich gegen Ende des Jahres mit Widerwillen zu einem gemeinſamen Handeln verſtand, kam eine bittere, ungenießbare Frucht zu Tage — der Kaiſer. In dem Maße als die Täuſchungen wuchſen, traten jetzt die Leidenſchaften mächtiger hervor, und die innere Zerriſſenheit und Spaltung wurde eine äußerliche; man trennte ſich, der eine Theil gab das Werk auf, der andere will es auf eigne Fauſt fortſetzen, in ſeiner Weiſe, in einer andern Sphäre, in Stuttgart. Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu! Aber der Himmel wird ihn ſchwerlich geben, denn die Motive der Uberſiedelung ſind gar zu unrein. — Wird aber auch in dieſem Augenblick in der Paulskirche nicht berathen, ſo wird deſto mehr außerhalb derſelben berathen, und es iſt intereſſant, einen Blick in die verſchiedenen hieſigen Conferenzen zu werfen. Da berathet Gagern mit ſeinem Anhang; es berathet der kleine Reſt der Abgeordneten, die dem Rumpfparlament nicht nach Stuttgart gefolgt ſind; es berathen ſodann die Bevollmächtigten der Einzelregierungen bei der Centralgewalt; endlich iſt das Reichsminiſterium faſt in beſtändiger Berathung. — Gagern mit ſeinem alten Anhange möchte gerne aus dem Schiffbruch retten, was noch zu retten iſt; d. h. ſie ſinnen nach, wie man in anſtändiger Weiſe die preußiſch-deutſche Verfaſſung an die Stelle der Parlamentsverfaſſung vom 28. März ſetze, ohne ſich zu compromittiren. Gagern und ſein Anhang haben die Thorheit begangen, der Linken einen Revers auszuſtellen, daß ſie von der Reichsverfaſſung kein Jota nachlaſſen wollen, ſie haben ſich für ein Gericht Linſen verkauft und haben dafür den Kaiſer erlangt, eine Mißgeburt, die Schmach und Unglück über Deutſchland gebracht hat. Hätte dieſe Partei damals den Muth gehabt, den ſie ein ganzes Jahr lang hatte, hätten dieſe Leute bei der Vereinbarungsfrage nicht den Fürſten, ſondern den Radikalen in der Paulskirche die Zähne gewieſen — ſie konnten es, denn ſie hatten die Majorität, alſo die Macht — ſo wäre alles gut gegangen und Deutſchland wäre jetzt aus ſeinen ſchlimmſten Nöthen heraus. Es iſt nicht geſchehen, und nun iſt man gezwungen gute Miene zum böſen Spiel zu machen, nicht nur zu vereinbaren, ſondern ſich octroyiren zu laſſen, und nebenbei iſt das Parlament elendiglich zu Grunde gegangen. Gagern und ſeine Partei mögen große Vorzüge haben, und es ſind allerdings die beſten und edelſten Männer Deutſchlands darunter, aber Staatsmänner ſind ſie nicht. Der Staatsmann berechnet die Tragweite ſeiner Kräfte und Mittel, trägt auch den Thatſachen Rechnung, fügt ſich dem Unabweisbaren und iſt vor allen Dingen kein Idealiſt und Prinzipienreiter. Der Gagern'ſchen Partei waren die Fürſten nichts und alles, und darum mußte ſie ſcheitern. So iſt denn von den jetzigen Berathungen dieſer Partei nichts zu hoffen, ſie mag hier bleiben oder, wie ſie beſchloſſen hat, nach Gotha gehen; ihre Zeit iſt vorüber, und die Zeit wurde von dieſer Partei weder verſtanden noch bewältigt. — Von mehr Erfolg könnten die Berathungen des kleinen Reſts des Parlaments ſeyn, beſtehend aus etwa dreißig bis vierzig Abgeordneten, welche nicht aus dem Parlament ausgeſchieden und nicht mit nach Stuttgart gegangen ſind, weil ſie dem Vaterland noch hier dienen zu können glauben. Dieſe haben ein Recht dazu, das vorliegende octroyirte Verfaſſungswerk in Berathung zu ziehen, und wo möglich das Vereinbarungswerk in die Hand zu nehmen; ſie bilden noch den Stamm des alten Parlaments, zumal es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß die nach Stuttgart übergeſiedelten Radikalen der einſtigen Nationalverſammlung ſich in ganz andere Sphären verlieren werden, als in die Sphäre des Verfaſſungswerks. Hat doch Vogt hundertmal in der Paulskirche geſagt: „Eure Verfaſſung kümmert uns nicht, uns kümmert nur der Sieg der republikaniſch-demokratiſchen Prinzipien!" Jetzt iſt's freilich die Reichsverfaſſung, unter deren Firma man den Sieg dieſer Prinzipien durchſetzen will; der Schein iſt erträglich, aber die Mittel ſind nicht gut. Jener kleinen in Frankfurt zurückgebliebenen Minorität von dreißig bis vierzig Abgeordneten iſt es vielleicht beſchieden, die Brücke zu finden, die am ſanfteſten von der Verfaſſung des 28. März zur octroyirten Verfaſſung hinüberführt. — Was ſodann die Berathungen der Bevollmächtigten der Einzelſtaaten betrifft, ſo wiſſen dieſe am beſten, was ſie wollen. Die preußiſch-deutſche Verfaſſung iſt ihnen höchlich willkommen, ſchon aus Schadenfreude, weil einſt der Verfaſſungsausſchuß ſo ſtolz ihre Rathſchläge und Vorſchläge zurückwies. Sie haben wohl alle ſchon die Anerkennung derſelben in der Taſche, und es handelt ſich nur darum, wie man auf anſtändige Weiſe von der frühern Collektivanerkennung der Verfaſſung des 28. März wieder abkommt, ohne ſich ein Dementi zu geben; es läßt ſich aber wohl eine Hinterthüre finden, und findet ſich keine, ſo läßt man bei Gelegenheit des Siegs über die Freiſchaaren in Baden die Maske fallen. Dieſe Bevollmächtigten haben jetzt faktiſch die Gewalt in Händen, der Bundestag iſt — täuſchen wir uns nicht — in ihnen wieder aufgelebt, die Centralgewalt iſt mehr als je ein Schatten. — Was aber bedeuten die häufigen Berathungen des Reichsminiſteriums? Nichts, als die Art und Weiſe zu finden, wie man ſanft und ohne vieles Geräuſch den armen Reichsverweſer wieder nach Steiermark bringt und die Centralgewalt in Preußens Hände legt. Dem Miniſterpräſidenten Grävell ging es zu langſam, und darum trat er ab. Aber Preußen will den Erzherzog nicht verdrängen, es will ihm nur — das Hierbleiben verbittern. Dieſe preußiſche Intrigue gegen den Erzherzog in den letzten Stunden ſeines boenenvollen Amts iſt nur daraus erklärlich, daß man das hegemoniſche Gelüſte Preußens nicht in den Vordergrund zu ſtellen wagt, weil man weder den nöthigen Muth, noch die nöthigen Sympathien dazu hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 144. Sonnabend den 16. Juni 1849.

— Wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden? —
Wer hat uns so zusammengeschmieret,
Daß ihr uns nimmer unterscheidet?

Schiller.

Aus dem Feldlager vor Friedericia.

Denkt man in dem so fieberhaft aufgeregten Deutschland denn noch an uns hier oben in Jütland, die wir wenigstens die deutschen Farben mit Ehren zu führen uns bestreben? Wenn die Zeitungen, die auch in unsern hohen Norden gelangen, uns Kunde bringen von all den Wirren, dem unendlichen Zank und Hader in so vielen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes, und wie Deutschland statt einig im Innern und dadurch mächtig nach Außen zu seyn, in innerer Zwietracht unterzugehen, ein Spott fremder Völker zu werden droht, dann trübt sich der heitere Sinn, der sonst fast immer in unsern Reihen herrscht. Aber doppelt freuen wir uns dann wieder, daß uns das Loos geworden, hier oben mit Ehren gegen einen äußern Feind zu kämpfen, statt unsere Hände in Bürgerblut tauchen zu müssen, und die Bivouaks unseres jütländischen Feldlagers möchten wir nicht mit den Palästen der schönsten Stadt Deutschlands vertauschen.

Ja, es ist schön hier oben; mitten im kriegerischen Getümmel herrscht Ruhe und innerer Frieden. Hier gibt es nur Eine Partei, hier beseelt alle Gemüther der gleiche Gedanke, die Dänen so oft als möglich zu schlagen und das deutsche Banner auf so vielen feindlichen Kirchthürmen als möglich aufzupflanzen; alles Uebrige ist im Vergleich damit nur Nebensache, kann nie solche Bedeutung gewinnen, daß unsere Eintracht dadurch gestört würde. Deobt auch hie und da politischer Zank zu entbrennen, fangen lebhafte Gemüther an sich auf unangenehme Weise zu erhitzen, werden die Worte scharf und spitzig, der Ton verletzend: die Kunde, wir greifen den Feind wieder an, oder der General hat gesagt, es werde bald wieder ein tüchtiger Schlag geführt werden, ja nur das Sausen einer dänischen Bombe, so gewöhnt wir auch nachgerade dieses Tones geworden sind, bringt sogleich Ruhe und Eintracht wieder zurück. Lachend reichen die eben noch so erbitterten Gegner sich die Hände, aller Unmuth ist verschwunden und in vollem Chor wird ein vaterländisches Lied angestimmt. Verwundert, mit offenen Mäulern und Ohren umstehen uns dann wohl Haufen jütländischer Bauern, und man sieht es ihren etwas stumpfsinnigen Gesichtern an, daß sie nicht begreifen, wie die deutschen Soldaten, trotz dänischer Bomben und Granaten und des harten Strohlagers in den selbsterbauten Erdhütten, so frisch und froh aus voller Brust singen mögen.

In einem Heere wie dieses junge schleswig-holsteinisch einen Feldzug mitzumachen, ist eine wahre Lust. Die Begeisterung für die Befreiung des Landes von fremdem Joche, welche so viele Söhne des Landes unter die Fahnen getrieben, hat eine Menge gebildeter junger Männer in die Reihen des Heeres geführt. Studenten, Kaufleute, Söhne der vornehmsten Familien des Landes, alle stehen in Reih und Glied als gemeine Jäger, oder Musketiere, oder Reiter. Dieß gibt dem Ganzen einen eigenthümlichen Anstrich, unterscheidet es vortheilhaft von andern deutschen Contingenten, die fast ausschließlich aus Gliedern der untern Ständen zusammengesetzt sind. Dazu ist der holsteinische Bauernstand, der so viele Soldaten geliefert hat, in seiner großen Masse wohlhabend und in Folge davon geistig verhältnißmäßig ziemlich gebildet. Schwerlich hat eine andere Provinz Deutschlands einen so kräftigen, geistig regsamen und äußerlich

Digitized by Google

unabhängigen Bauernſtand aufzuweiſen wie die meiſten Striche Holſteins und des ſüdlichen Schleswigs. Aber im Heere dienen auch viele, die nicht aus Schleswig-Holſtein gebürtig ſind; kein Stamm Deutſchlands iſt in demſelben nicht vertreten. Beſonders das neunte Infanteriebataillon und das zweite Jägercorps enthalten viele frühere Glieder der verſchiedenen Freicorps, die zu Anfang des vorjährigen Kriegs mitwirkten. Da die allzu Ungefügen davongegangen ſind und die ſtrenge militäriſche Disciplin ſehr vortheilhaft auf die Zurückgebliebenen gewirkt hat, ſo iſt man jezt mit dieſen Truppenabtheilungen vollkommen zufrieden und dieſelben haben bereits mehrfach ihre Tüchtigkeit vor dem Feinde bewieſen. Schon mancher Sohn des Rheinlands oder Schwabens hat hier ſein Blut für Schleswigs-Holſteins Selbſtſtändigkeit vergoſſen und ſich den gerechten Dank des Landes erworben.

Die Offiziere unſeres Heeres zerfallen in drei Klaſſen, die aber ein ſo wackeres Ganze bilden, daß man keine Fugen mehr erblickt. Manche haben ſchon früher im Heere gedient, als daſſelbe noch zu Dänemark gehörte und ſchmählicherweiſe die däniſche ſtatt der deutſchen Kokarde tragen mußte. Es ſind dieß größtentheils gebildete, tüchtige und von glühender Liebe für ihr nächſtes Vaterland beſeelte Männer, meiſt adeligen ſchleswig-holſteiniſchen Geſchlechtern angehörend. Eine zweite ſehr zahlreiche Klaſſe beſteht aus früheren hannöverſchen, braunſchweigſchen und noch mehr preußiſchen Offizieren, die im vorigen Jahre, wo bei der Reorganiſation des ſchleswig-holſteiniſchen Heeres großer Mangel an tüchtigen Offizieren herrſchte, theils für immer, theils für die Dauer des Kriegs eingetreten ſind. Es ſind wirklich ausgezeichnete Männer darunter, die ihrem Stande alle Ehre machen. Viele derſelben ſind aus ihren früheren Dienſtverhältniſſen ausgeſchieden, weil ihr unabhängiger Sinn ſich gegen die ariſtokratiſch-pietiſtiſchen Vorurtheile ſträubte, die man im preußiſchen Heer jezt auf alle Weiſe von oben herab zu verbreiten ſucht, und ſie deßhalb auf alle Art zurückgeſezt und gehudelt wurden. Und eben wegen dieſer freieren Richtung paßten ſie ſehr gut für dieſe junge Armee, die ja in der offiziellen ruſſiſchen und däniſchen Hofſprache nur eine „Inſurgentenſchaar“ heißt, und ließ ſie raſch das Vertrauen ihrer Untergebenen gewinnen. Unter den jüngern Offizieren ſind drittens viele, die vor einem Jahre noch ganz andern Berufszweigen ſich widmeten und die Feder, oder den Malerpinſel, oder die Reißfeder des Architekten erſt beim Beginn des Unabhängigkeitskriegs mit dem Schwerte vertauſchten. Die jungen Leute entwickelten ſich ſo ſchön, daß General Bonin, deſſen ſcharfem Blick kein Verdienſt entgeht, ſie ſehr bald zu Offizieren ernennen konnte, und ehrenvoll wetteifern ſie mit ihren älteren Kameraden in Allem, was man von einem tüchtigen, ehrenwerthen Offizier verlangen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortſetzung.)

Mein Bruder war jüngſt erſt von fernen Geſtaden zurückgekehrt, und die erſte Nachricht vom Lande, die ihn einige Stunden von Frankreichs Küſten erreichte, war ein Bericht über meinen Prozeß. Von Todesangſt gefoltert, mich nicht mehr unter den Lebenden zufinden, war er nach Paris geeilt. In ſeinen entſtellten Zügen, man ſah es, hatte jede der überſtandenen qualvollen Stunden ihre Furche hinterlaſſen. Demungeachtet verſuchte er mit anſcheinender Faſſung mich über das Schickſal der Schweſter zu beruhigen. Als aber das Geſpräch von ihr auf die beiden jungen Geſchöpfe überging, die wir, er und ich, unſere Neffen nannten, für deren Zukunft wir ſo oft mit väterlicher Zärtlichkeit die ſchönſten Plane entworfen hatten, da tauchte durch dieſe Vorſtellung zweier aufkeimenden Leben und eines untergehenden eiſigkalt zwiſchen uns das Bild des Todes auf. Haſtig ergriff er meine Hand, hielt ſie mit krampfhaftem Druck und verſchwand. Und ich, der ich allein zurückblieb, fühlte mich in Mark und Bein erſchüttert. Schwäche des Fleiſches! Hat doch auch der Erhabene, der ſo verklärt über die Erde zog, daß die Menſchheit ihn achtzehn Jahrhunderte lang Gottes Sohn nannte, einſt, da er mit dem Tode rang, zu Gott gefleht: „Vater, wenn es dein Wille iſt, laß dieſen Kelch an mir vorübergehen!“ — Aber nur das Fleiſch hatte in mir gezittert; ich wiederholte mir Byrons Worte, die ich mir am Morgen gemerkt: „Nimmer ſcheitern, die für eine heilige Sache fallen; ſie fördern nur noch mehr die erhabenen Ideen, die endlich den Sieg davon tragen und die Menſchheit zur Freiheit führen!“

In meinem Verließ angelangt, war ich vollkommen gefaßt, und von nun an blieb Alles ruhig. Ich ſpeiſte mit meinen Wärtern zu Mittag, die mir mehr und mehr Beweiſe lebhafter Theilnahme gaben. Vor dem Schlafengehen wechſelte ich noch einige Worte mit dem Direktor, der von meinen nächtlichen Schmerzen in der Zwangsjacke unterrichtet, Befehl gab alles locker zu laſſen und mir nur die Arme zu feſſeln. „Nur um meiner Pflicht nachzukommen,“ bemerkte er wie zur Entſchuldigung; „denn bei Euch, ich weiß es, ſind alle dieſe Vorkehrungen unnöthig; aber ich muß.“

Digitized by Google

Indem ich mich mit gefeſſelten Händen auf mein Lagee hinſtreckte, fiel mie ein, daß an dieſem Tage, dem 13. Juli, gerade voe fünfzig Jahren Paris in ſeinen Eingeweiden das dumpfe Grollen jener gewaltigen Freiheitsbewegung vernommen hatte, die Tags daeauf hervordrechen, die Baſtille erſtürmen und in dee Geſchichte der unterdrückten Menſchheit den Aufgang dee neuen Zeit bezeichnen ſollte, die, was auch immer geſchehen möge, den endlichen Triumph dee Völker und dee Gleichheit mit ſich bringen wird. Ich maite mir ihn aus, den großen Tag, den Zuſammenſtoß zweier Ideen, die endlich handgemein werden, und aus dem Munde dre ſtürzenden Volksmännee tönten hell jene Byeon'ſchen Worte: „Nein, nein, ſie ſcheitern nicht, die füe eine heilige Sache fallen!“

Troß dee gefeſſelten Hände, konnte ich nun, von den groben Schnürknoten befreit, ſo ziemlich meine gewöhnliche Lage zum Schlafen einnehmen, und ſchlief denn auch, mit Gottes Hülfe, in Einem Zuge bis Morgens früh. Als ich erwachte, war es heller lichter Tag. Meine Wächter boten mir einen guten Morgen; eince derſelbrn, Namens Gallet, eeichte mir die geſtopfte Pfeife mit brennendem Fidibus. „Heute können wie euhig ſeyn,“ hieß es, „heute wied nichts daeaus.“ — „Warum das?“ fragte ich, und beantwortete mir die Frage ſelbſt, da mir der Sonntag einfiel, an dem die „öffentlichen Arbeiten“ ruhen, mithin auch die an mir zu orrichtende. „Alſo morgen,“ verſetzte ich gleichgültig, da zweimonatliche Erwartung meines Schickſals mich mit dem Gedanken des Todes veeteaut grmacht, und dachte darüber nach, um wie viel Stunden dieſe Sitte der Sonntagsfeier wohl das Geſammtleben auf Erden verlängert haben mochte, und ob ſie chriſtlichen Ueſpeungs, wie der Gottesfriede, odee aus ältern Zeiten ſtamme und in das Chriſtenthum übeegegangen.

Ich bat nm Dinte und Fedee, nm an die Meinigen zu ſchreiben, und ſezte mich an die Arbeit; eine unnütze freilich, da alle Beiefe von mie verbeannt wurden, als ich erfuhr, daß ich nicht ſteeben ſollte. Meine Gemüthsverfaſſung während des Schreibens war ruhig, ja heitee. Die Grdanken floßen mie zu und trugen den Stempel einer ſanften Wehmuth, die nicht ohne Reiz füe mich wae. Ich bat die Lieben, ſich nicht nm mich zu grämen, ſondern zu bedenken, daß mein Zuſtand eher beneidensweeth ſey, da ich als Märtyree für meine Uebeezeugung von hinnen gehe, jung, kräftig, gefaßt, im unverkümmeeten vollen Beſitz meiner ſelbſt, und ohne irgend eine der moraliſchen oder phyſiſchen Kräfte eingebüßt zu haben, deren Abnahme das Erlöſchen der Lebensgeiſter durch Siechthum zu verkünden pflegt. In dieſer Stimmung ſcheid ich fort und fort; die Stunden verſtrichen, es war ſchon übee Mittag hinaus, als ich durch einrn Beſnch in dieſer angenehmen Beſchäftigung geſtört wurde. Es wae der Direktoe; mit ihm kam ein Mann von ſchönem und würdigem Anſehen, in ſchwarzer Teacht. Dieſer ergeiff das Woet und nannte ſich Abbé Grivel. Ee kam, um ſich eines Aufteags zu entledigen, und überreichte mie im Namen einee feommen Dame ein Buch und ein Schreiben. Lezteres enthielt eine Art Buß- und Troſtpredigt, mit der wohlmeinenden deingenden Ermahnung am Schluß, mich doch ja nicht auf die Seite der Gottloſen zu ſchlagen, die den erhabenen Opfeetod am Krenze als einen Irrwahn betrachten. Ich las, um etwaigen Verhandlungen mit dem Abbé zu begegnen, die lezten Woete laut, und bat ihn, die Gederin zu verſichern, ich ſey weit entfernt, eine ſolche Anſicht, wie ſie voeausſetze, zu hegrn; ich ſey, bei meinem Glauben an Chriſtum den göttlichen Menſchen, in meiner Lage vielmehr erſt eecht von dee Erhabenheit ſeiner Selbſtopfeeung duechdrungen. Wir wechſelten noch einige Worte, er hatte meine Andeutungen verſtanden und entfernte ſich in ruhiger Würde mit drr Bitte, ſeinem Beſuch keine verſteckte Abſicht nnteeſchieden zu wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Linz a. d. D., Juni.

Stimmung — Geldnoth.

Wenn man jezt aon dem aufgehobenen Jeſuitenkloſtee oder von St. Magdalena in das lachende Land blickt, ſo iſt es als ob der Frühling Alles verſuchte, nm nns die Zeitwirren vergeſſen zu machen. Wieklich ſitzen auch eine Menge Menſchen in den zahleeichen Wirthshausgäeten, und die vollen Gläſer klirren wie ſonſt, aber betümmerte Geſichter ſieht man unter den Gäſten, und wer erſt ſo Manchem in's Herz blickte, der nur außee Hans eilt, um ſeiner Sorgen auf ein paae Stunden tedig zu werden! Es iſt etwas gae Hübſches an Sonn- und Feiertagen nm „ein Geſpräch von Keieg und Keiegsgeſchrei, wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander ſchlagen;“ ach ja, man läßt ja gern „die Köpfe ſpatten und Alles durcheinander gehn, doch nue zu Hanſe bleib's beim Alten!“ Aber da ſitzt es, die haeten Streiche in Ungarn treffen unſeee eigenen wacken Landesbiader und das Geld geht aus unſerm Beutel. Was wird mit Ungarn geſchehen? wie werden ſich unſere eigenen Verhältniſſe geſtalten? Deren, die an die Wahrheit unſerer Conſtitution, wie ſie auf dem Papiee ſteht, glauben, ſind ſo wenige! Ja, ein einheitliches, ungetheiltes Oeſterreich iſt vielleicht eine Möglichkeit, aber nur unter der ſtarken Fauſt des Deſpotismus. Vielleicht iſt dieß auch in den höhern Regionen und

Digitized by Google

bei manchem Andern der Hintergedanke. Die Operationen in Ungarn sind in das tiefste Geheimniß gehüllt. Um so eifriger ergeht sich die politische Kannengießerei in tausend Vermuthungen. Der unverständige Radikalismus gefällt sich in Toasten auf Kossuth und Görgey, wenn's die Polizei nicht sieht. Windischgrätz ist auch bei den Conservativen um allen Nimbus und alle Sympathie gekommen und seine Stimme der Theilnahme schallt ihm in seine Vergessenheit nach. Und nicht mit Unrecht. Es ist nicht bloß der unglückliche Feldzug in Ungarn, ich fürchte er trägt mehr Schuld an unsern Wehen, und daß Alles so weit gekommen, als vielleicht irgend einer. Was wird mit Deutschland geschehen und unserm Verhältniß zu Deutschland? Glauben Sie, man hat es doch nicht ganz vergessen, und nicht bloß unsere radikalen Handwerksburschen, die bei dem Gedanken an Deutschland ganz andere Gedanken im Kopfe haben, auch noch hie und da manchee Andere blickt mit Sehnsucht hinaus jenseits des Inns, in's neugeschaffene deutsche Ausland, wie auf alte Freunde, von denen man nicht für immer Abschied genommen. Als ich das alphabetische Verzeichniß der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung jetzhin zur Hand nahm, fiel mir der verhängnißvolle Zufall in die Augen, daß die Versammlung mit einem Ach (Ach-leitner) beginnt und zum Sande endigt. Nomen et omen. Hier im Lande ist es friedlich und ruhig, aber unsere Geldnoth hat einen bedauerlichen Grad erreicht. Die Theurung steigt, das Mißverhältniß zwischen Münze und Papier wird immer schlimmer. Man sieht nichts als unsere gewiertheilten Guldennoten im Verkehr, und Zahlungen von hundert und mehr Gulden werden oft ausschließlich mit solchen Fünfsechskreuzer-Papierfetzen gemacht. Zwanziger, Guldenstücke oder Thaler sind ganz unsichtbar geworden. Auch die geringere Silbermünze, selbst die Kupfermünze wird gespart und aufgehoben, und man gibt lieber ganz auf Borg als daß man einige Groschen herausgäbe. Unsere Gewerbsleute sind in der ärgsten Verlegenheit; der Bauer vom Lande macht seine kleinste Zahlung in Banknoten, um Scheidemünze zu bekommen, die er dann nicht mehr aus der Hand läßt. Wer hätte gedacht, daß unsere schlechten Kupfersechser ein Gegenstand der Spekulation würden, und daß unsere Bauern bis zu zwei- und dreihundert Gulden davon aufhäuften! Wie wenig dieser Umstand für ein Vertrauen im Lande auf eine glückliche Lösung unserer Wirren spricht, mögen Sie selbst entnehmen. Unsere Starkgläubigsten können sich der Furcht vor dem Gespenst eines Staatsbankrotts, das beim hellen Tage die Leute schreckt und nur unsere Kossuthfreunde wenig kümmert, nicht erwehren. Von jetzt an werden die Besoldungen der Beamten in Kassascheinen ausbezahlt. Es ist ein Experiment, um diese neue Art Papiergeld, das erst im Januar d. J. ausgegeben wurde, unter die Leute zu bringen. Die Vorderseite eines solchen Kassascheins enthält den ursprünglichen Werth nam Tag der Ausgabe, die Rückseite die angewachsenen dreiprocentigen Zinsen, für je zwei Tage zu einem Kreuzer. Hauptbetrag und Zinsen werden von den Centralkassen zu jeder Zeit ausbezahlt. Diese verzinslichen Noten wären bequem und vortheilhaft und würden gewiß sehr gesucht, wenn überhaupt Vertrauen im Lande herrschte.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Plane zur Linderung der Volksnoth

Das Volk klagt mit Recht, daß ihm von der republikanischen Regierung zwar viel versprochen, bisher aber nur wenig zu seinem Besten gethan worden sey. Der Stein zu einer cité ouvrière ist zwar mit großem Gepränge gelegt worden, aber bis diese cité, die trotz ihres Namens doch höchstens fünfzig Arbeiterfamilien wird fassen können, fertig wird, vergehen einige Jahre, und was ist eine solche Anstalt an einem Sammelplatze von so vielen tausend Arbeiterfamilien? Und um in dieser Anstalt wohnen zu können, müssen die Familien doch im Stande seyn sich zu nähren, zu kleiden und ihre Miethe zu bezahlen, folglich müssen sie Arbeit finden, und diese geht ihnen leider jetzt allzu oft gänzlich aus. In den socialistischen Blättern bringt man die schon seit Jahren bestehenden Hülfsvereine der arbeitenden Klassen gar nicht in Anschlag, und diese sind es eben, welche man mit allen Kräften unterstützen sollte; denn in diesen lernt der Handwerker einen Nothpfennig für sein Alter ersparen, sich eine Unterstützung schaffen, die kein Almosen, sondern sein eigenes Werk ist. Dagegen dringen jene Blätter leidenschaftlich auf die Anlegung von Anstalten für die sogenannten „Arbeitsinvaliden," nach Art der Häuser für die Militärinvaliden. Aber letztere haben für den Staat ihre besten Jahre hingegeben, sie haben auf das häusliche und eheliche Leben verzichten müssen, sie sind in ihrem Alter hülflos, folglich ist es eine Pflicht des Staats, sich ihrer anzunehmen, zumal wenn sie durch ihre Wunden außer Stand gesetzt sind ihr Brod zu verdienen. Alles dieses findet bei den bürgerlichen Arbeitern keineswegs statt. Manche konnten in ihrem Mannesalter so viel verdienen, daß ihnen bei verständiger Lebensweise etwas übrig blieb; sie konnten in Hülfsvereine treten, oder das Erübrigte in Sparkassen anlegen. Die meisten haben Weib und Kinder, die häufig auch etwas erwerben. Der Staat kann unmöglich die Verpflichtung übernehmen, alle Familien zu verpflegen, die brodlos geworden sind, man müßte denn den wohlhabenden Theil der Bevölkerung mit Steuern belasten, welche wiederum viele Erwerbsquellen der Arbeitenden zum Versiegen brächten und das Elend nur noch steigerten. Aus alle dem folgt jedoch nicht, daß sich nicht Manches thun ließe, um die Noth der arbeitenden Klassen zu mildern. Sicher war die Verpflanzung vieler nothdürftigen Familien nach Algerien eine gute Maßregel; aber im Allgemeinen ist der Franzose bei weitem nicht so aufgelegt zur Auswanderung wie der Deutsche. Cabet hat mit allen seinen glänzenden Vorspiegelungen doch nur einige hundert Menschen bewegen können, sein geträumtes Icarien aufzusuchen, und die, welche in Amerika nicht ihr Grab gefunden haben, kommen meist wieder zurück. Auch von den nach Algerien ausgewanderten Familien werden wohl viele wieder zurückkehren, sobald sie sehen, daß es wieder Arbeit und guten Lohn in Frankreich gibt. Besonders die Pariser vermissen im Ausland die gesellschaftlichen Genüsse der Hauptstadt und den reichlichen Lohn, der hier dem geschickten und fleißigen Arbeiter zu Theil wird; keines von beiden finden sie im Auslande, am wenigsten in Algerien wo erst Dörfer gebaut werden sollen. Pariser Handwerker lassen sich schwerlich an's Landleben und an den Ackerbau gewöhnen, daher wurde auch in der Nationalversammlung der Vorschlag gemacht, das nächstemal Landleute aus verschiedenen Gegenden Frankreichs nach Algerien zu senden; diese werden sich dort besser befinden, als Pariser Schneider, Schuster oder Metallarbeiter.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 145. Montag den 18. Juni 1849.

— Juvat letum praeferre timori.
Lucan.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortſetzung.)

Das Buch war betitelt: „Chriſtliches Handbüchlein.“ Ich ſann hin und her, ohne die fromme Geberin errathen zu können. Einen Augenblick verfiel ich auf die Schweſter des Präſidenten Pasquier, die im Rufe großer Frömmigkeit ſtand, und fand es vom Geſchwiſterpaar ergötzlich, daß, während der Eine mich aus dieſer Welt ſpedirte, die Andere darauf bedacht ſey, mir in jener Quartier zu bereiten, eine Gedanke, über den ich lächeln mußte. *

Mittlerweile war meine Spazierſtunde gekommen. Während ich mich im Freien erging, trat nach ſeiner Gewohnheit der Direktor auf mich zu. „Schwüle Luft!“ bemerkte er tief aufathmend; „obwohl keine Wolke am Himmel, muß doch irgendwo ein Gewitter ſeyn.“ Dieſe Worte hörte ich gern, denn mir war unbegreiflicherweiſe ſeltſam zu Muthe geworden. Ich fühlte einen Druck auf der Bruſt, eine Beängſtigung, wovon ich mir keine Rechenſchaft zu geben wußte; die Luft war rein, und doch ſchien mir die Sonne fahl und trüb. Ich konnte mir dieſen Zuſtand nicht erklären, dieſe Beklemmung nicht verhehlen; mich packte die Angſt vor der Angſt. Wie? dachte ich, ſollteſt du unbewußt von Todesfurcht befallen werden und dieß die erſten Anzeichen davon ſeyn? Dieſe Vermuthung fuhr mir wie der Blitz durch die Seele; aber die Bemerkung des Direktors machte Alles wieder gut.

Es kam die Rede auf meine Lage. „Wünſcht Ihr denn durchaus den Tod?“ fragte der Direktor. „Ich meinerſeits fürchte ihn ſo wenig als Ihr; aber gerade weil Ihr ſo ſehr darauf verſeſſen ſind, Eurer Sache zu dienen, würde ich an Eurer Stelle mich für ſie am Leben zu erhalten ſuchen.“ Hätte ich in dieſen Worten fremde Einflüſterung vermuthen dürfen, ich würde den Mann hart angelaſſen haben; dem war aber nicht ſo, er ſpeach als Menſch, der wohlwollend ſeinem Nebenmenſchen alles Gute wünſcht. Ich antwortete daher: „Lebend bin ich nur ein Einzelner unter Vielen, die für die gerechte Sache kämpfen, ein ſchwaches Werkzeug. Einer mehr oder weniger, das verſchlägt wenig. Todt aber werde ich zur Macht, und dann erſt hat der Feind es mit mir zu thun. Sterben iſt bitter, aber was ſeyn muß, muß ſeyn. Nimmer hält es Gott mit den Feigen. Die fünf Fuß ſechs Zoll Fleiſch und Blut, die in dieſem Augenblick Euch zur Seite einherwandeln, werden bald überſtanden haben. Judas der Verräther konnte ſeinen Verrath nicht überleben; wenn ich heute in einem Anfall von Wahnſinn Verrath übte an meiner Pflicht, ich müßte mich morgen bei geſunden Sinnen umbringen.“

Der Direktor verließ mich. Ich dachte an den kommenden Tag, an den Beſuch des Nachrichters zum Aufputz des Delinquenten, an die einzelnen Vorkehrungen dabei und an die kurze lezte Station auf dem Blutgerüſte. Dem Henker gebührte von Rechtswegen eine kleine Anrede, dem Volke ſein Gladiatorengruß: Caesar, morituri te salutant. Was aber ſagen? Jenen fragen, fiel mir ein, ob er die Ehre gehabt, den drei zulezt geopferten Republikanern vom Leben zum Tode zu verhelfen, und auf die wahrſcheinliche Bejahung

* Der Kanzler, Baron Pasquier, führte im Pairsgerichtshof den Vorſitz.

ihm erzählen: „Es war einmal ein Land, in dem man noch an die Besonderheit des adeligen Bluts glaubte und wo es Sitte war, daß der Scharfrichter, der sechs adelige Herrn um's Leben gebracht, beim siebten in den Adelstand erhoben wurde. Da in jetziger Zeit in Frankreich vier Republikanerköpfe wohl die Köpfe von sieben Herren vom Adel aufwiegen, so geht, wenn mein Kopf gefallen, zu dem, der Euch den Arbeitslohn zahlt, und laßt Euch — nicht etwa zum Republikaner schlagen, denn das thut nur Gott und das Selbstbewußtseyn — sondern mit dem Orden schmücken, womit er seine Diener belohnt.“ — Das wäre eins; nun aber das andere: was dem Volke zurufen zum Abschied? Der Republik und Frankreich ein Lebehoch? Allerdings sehr gut, aber auch sehr kurz. Gut für den Augenblick, wo einem, wie man zu sagen pflegt, das Messer an der Kehle sitzt; aber die Spanne Zeit vorher will auch ausgefüllt seyn. Warf doch, wie mir eben einfiel, der königliche Jüngling, Conradin von Staufen, vom Blutgerüst seinen Panzerhandschuh in die Menge hinab mit dem Rufe: „Meinem Rächer dieses Pfand!“ Ich hatte keinen Handschuh auszuwerfen, denn mich beseelte kein Rachegefühl. Aber es bestand ein Contrast, der mir auffiel, zwischen dem Gefühl, das den Sohn von Kaisern und Königen getrieben, sein letztes Leben in ein Rachewort zusammenzudrängen, und dem Princip, kraft dessen ich, der Sohn der Demokratie, der niedrig Geborene und Ritter des besten Rechts, sterbend, durch meinen letzten Ruf: „es lebe die Republik! es lebe Frankreich!“ meine Liebe in den Geist des versammelten Volks zu werfen suchte. Leider war der Spruch als Schlußwort etwas zu lang, und ich war eben daran, auf eine kürzere Fassung zu denken, als ich in's Sprachzimmer abberufen ward.

Abermals erfaßte mich die Scheu vor meiner Schwester, doch beruhigte mich der Wärter durch die Versicherung, es seyen Männer und, wenn er nicht irre, meine Sachwalter. Der eine war allerdings Arago, der andere mein Schwager. Dieser war zu bewegt, um sprechen zu können; Emanuel Arago ergriff das Wort: „Wie geht's?“ — „So weit gut,“ versetzte ich; „für einen, der morgen sterben soll,“ meines Schwagers wegen nur im Geiste hinzufügend. Und als ob er den unausgesprochenen Nachsatz errathen, versetzte Arago: „Wohl denn, so wird es noch besser gehen, denn Ihr sollt morgen nicht sterben.“

Wie es kam, ich weiß es nicht, aber die Nachricht ließ mich kalt. War ich, wie bei geschwächtem Körper nach langem Siechthum der Kranke, so lange er liegt, seiner Schwäche sich nicht bewußt ist, vielleicht durch lange Beschäftigung mit Todesgedanken dagegen abgestumpft? Oder fühlte ich dunkel, daß bei solchem Tausch nichts gewonnen und ein rascher Tod dem schleichenden vorzuziehen sey, der den Menschen durch langwierige Leiden Stück vor Stück im Kerker vernichtet? Gott mag es wissen, ich wußte es nicht. Ich fragte nach meiner neuen Strafe. Davon war ihnen nichts zu Ohren gekommen; sie hatten nur vernommen, daß durch eine Depesche vom Staatsrath mein Urtheil gemildert sey. Diese Zurückhaltung konnte mich nur in meiner geheimen Angst bestätigen. „Zwangsarbeit! Ja, ja, ihr werdet es sehen,“ rief ich, „Galeerensträfling! darauf wird es hinauslaufen. Ein Jahr aber, sechs Monate, ja ein Tag mit einem ruchlosen Böswicht an Einer Kette, das wäre ja schrecklicher als der Tod!“ Arago suchte mich zu beruhigen. „Die öffentliche Meinung,“ wendete er ein, „ist der Art, daß man das schwerlich wagen würde; und wenn dennoch, am Ende immer noch besser die Galeere als der Tod; aus jener kehrt man wieder, aus diesem nicht.“ Mein Schwager konnte vor Rührung kein Wort über die Lippen bringen. Der Direktor aber, der errieth, was in ihm vorging, hatte den Liebesgedanken, die Gitterthür, die uns trennte, öffnen zu lassen. Beide Freunde stürzten mit offenen Armen auf mich zu und drückten mich an ihre Brust. Lange hielten wir uns in stummer Umarmung umfangen.

Mit diesem Moment könnte ich füglich meine Erzählung schließen, da nun aus dem Erzählenden kein Todescandidat mehr spricht. Indessen wird, denke ich, der Leser, wenn ihm diese trübseilge Monographie Theilnahme abgewonnen hat, nicht ungern auch Freudigeres vernehmen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Aus dem Feldlager von Friedericia.

(Fortsetzung.)

Dem General Bonin verdankt die Armee in jeder Beziehung sehr viel; ja ohne dessen treffliche Leitung hätte sie sich schwerlich in so kurzer Zeit zu solcher Höhe emporgeschwungen. Es ist ein Glück für Schleswig-Holstein, daß es diesen Mann, der sich schon als preußischer Oberst und Anführer einer Linienbrigade in der Schlacht bei Schleswig sehr ausgezeichnet hatte, als Oberbefehlshaber zu gewinnen wußte. Als Organisator des Heeres hat er im letzten Winter als Anführer in diesem Feldzuge sehr viel geleistet. Bonin, ein alter Soldat, der im preußischen Heere schon die Feldzüge von 1806, von 1812, 1813 und 14 mitgemacht, ist Krieger durch und durch, aber er ist noch mehr, er ist auch ein Mensch in der höhern Bedeutung des Worts. Streng im Dienst, mit unerschütterlicher Festigkeit auf der nöthigen Disciplin

Digitized by Google

beſtehend, ohne welche ein Heer unmöglich tüchtig ſeyn kann, alle Verſtöße gegen dieſelbe unerbittlich ſtreng rügend, iſt er ſonſt der humanſte, liebenswürdigſte Mann, der ſich die volle Anhänglichkeit ſeiner Soldaten zu gewinnen uud zu erhalten weiß. Mit unbedingtem Vertranen folgt ihm das ganze ſchleswig-holſteiniſche Heer, wohin er daſſelbe führen mag; mit inniger Liebe hängen die Soldaten an ihm. Wie freudig erſchallt ihr „guten Morgen, Excellenz," wenn er durch die Glieder eines Batallons reitet! Schon am Ton dieſer Begrüßung hört man, wie aufrichtig ſie gemeint iſt. Nach Beendigung des heißen Kampfes bei Kolding, wo 16,000 Schleswig-Holſteiner über neun Stunden gegen 23,000 Dänen fochten und dieſelben endlich in die Flucht ſchlugen, kamen die Artilleriſten einer Batterie, die ſehr ſtark im Gefechte geweſen war, aus unverbundenen Wunden blutend, von Pulverdampf geſchwärzt, zum General, der mitten im feindlichen Kugelregen ruhig auf einem Stuhl geſeſſen und von da aus kommandirt hatte, reichten ihm treuherzig die Hand und ſagten in ihrer plattdeutſchen Mundart: „Wir bedanken uns veelmals, die See, Herr General, dat See uns hüüt ſo eene ſchöne Schlacht mackt heft." Eine große Stütze fand General Bonin übrigens in dem Chef ſeines Generalſtabs, dem trefflichen, allgemein in der Armee geachteten Hauptmann v. Delius. Leider fand dieſer Ehrenmann, der als Soldat eine ruhmvolle Laufbahn vor ſich hatte, vor einigen Tagen hier vor Friedericia ſeinen Tod durch eine däniſche Spitzkugel, die ihn auf ſiebenhundert Schritte in den Kopf traf. Ein ſchmerzlicher Verluſt für das ganze Heer, das dieſen genialen Mann noch oft vermiſſen wird. Ein anderer beklagenswerther Verluſt war der Tod des Oberſten v. Sachau, Befehlshabers der zweiten Infanteriebrigade, der ebenfalls vor einigen Tagen in Folge einer bei Kolding erhaltenen Schußwunde geſtorben iſt.

Ueberhaupt ſind hier in Jütland verhältnißmäßig ſchon ſehr viele tüchtige Offiziere unſerer Armee theils geblieben, theils ſchwer verwundet worden. Die däniſchen Scharfſchützen nehmen vorzugsweiſe die Offiziere auf das Korn, und mit ihren Spitzkugelbüchſen ſchießen ſie hinter den ſchützenden „Knicken" ſicher und weit hervor. Auch ſonſt iſt der Verluſt einzelner Corps bedeutend geweſen; ſo hat das zweite Jägerbataillon allein achtzig Mann verloren. Die geringſten Verluſte hatte bisher die Kavallerie, die hier in dem überall von Hecken durchſchnittenen Land nur geringes Feld für ihre Thätigkeit findet, und deßhalb auch nur ſelten in's Gefecht gekommen iſt.

Die Ausſtattung unſerer jungen Truppen iſt ſehr ſtattlich und dem Auge wohlgefällig. Sie gleicht faſt ganz der preußiſchen, wie man denn auch das preußiſche Reglement in Allem vollſtändig eingeführt hat und jedes ſchleswig-holſteiniſche Bataillon ohne weiteres in ein preußiſches Regiment eintreten könnte. Das deutſche Wappen, der doppelte Reichsadler prangt als Schild auf den Pickelhauben. Ueberhaupt ſtehen die deutſchen Farben und deutſchen Abzeichen wohl nirgends in größerem Anſehen als hier. Wo ſchleswig-holſteiniſche Truppen einziehen, da iſt es gewiß ihre erſte Handlung, die deutſche Fahne aufzupflanzen, und Dank ihrer Tapferkeit, weht dieſelbe jezt ſchon auf den Maſten der eroberten Fregatte „Geſion," auf den Thürmen der däniſchen Grenzſtadt Kolding, auf dem Blockhauſe vor Friedericia, und noch wenige Tage, ſo wird ſie auch in dieſer Feſtung ſelbſt, der einzigen, die Dänemark beſizt, von den Thürmen flattern. Das Heer wird aber kein Opfer ſcheuen, um die deutſche Fahne auch über den Belt nach Fühnen hinüber zu tragen und in Dänemarks alter Königsſtadt, in Odenſee, wehen zu laſſen. Will Kopenhagen keinen Frieden ſchließen, den Schleswig-Holſtein annehmen kann, ſo bleibt uns kein anderes Mittel, als den Uebergang nach Fühnen zu unternehmen, und da die Schanzen von Snoghoy, die den Uebergang über den Belt nach Middelfahrt beherrſchen, in unſerer Gewalt ſind, ſo iſt dieſes Unternehmen lange nicht ſo ſchwierig, als die Dänen zu glauben ſcheinen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſezung.)

Die Cholera. — Madame Récamier.

Einſtweilen nimmt die heerſchende Cholera vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit der Pariſer in Anſpruch. Die Krankheit tritt übrigens nicht ſo verheerend und raſch tödtend auf wie im Jahr 1832; ſie verbreitet ſich allmählig, ergreift in allen Stadtrevieren ihre Schlachtopfer, natürlich die meiſten in den alten, von armen Familien bewohnten Quartieren und Gaſſen; aus dieſen laſſen ſich jedoch die Kranken ſogleich in die Hoſpitäler bringen, und daher iſt oder ſcheint die Sterblichkeit in denſelben bedeutender als in den Privathäuſern. In der Umgegend von Paris werden einige Dörfer ſtark mitgenommen, indeß andere verſchont bleiben, ohne daß ſich dieß genügend erklären ließe. Mehrere angeſehene Perſonen ſind von der Cholera weggerafft worden, unter andern die ehemals wegen ihrer Schönheit berühmte

Madame Récamier, eines der merkwürdigſten Weiber unſerer Zeit. Sie war die Wittwe eines ehemaligen Bankiers, der zur Zeit der erſten Republik am Ende des vorigen Jahrhunderts ein ſehr glänzendes Haus machte, wo Einheimiſche und Fremde Zutritt ſuchten. Der Salon, in dem die damals noch ſehr junge, lebhafte und blendend ſchöne Madame Récamier die Honneurs machte, war allgemein berühmt und wurde von allen bedeutenden Männern der damaligen Zeit beſucht. Wäre ſie bloß ſchön geweſen, ſo wäre mit ihrer Schönheit auch ihr Ruf verſchwunden; aber ſie war auch eine nach Geiſt und Gemüth ſehr reich begabte Frau; ſie wurde von vielen Schriftſtellern, Künſtlern und Staatsmännern hochgeſchätzt; mehrere berühmte Frauen, beſonders Frau v. Staël, waren mit ihr verbunden, und ſie gab viele Beweiſe treuer Freundſchaft. Namentlich fiel ſie bei Bonaparte in Ungnade, weil ſie Frau v. Staël in ihre Verbannung folgte und ihr eine Zeitlang Geſellſchaft leiſtete. So kam es, daß als ihr Mann ſein großes Vermögen verloren und ſeine Geſchäfte aufgegeben hatte, und als ihre Schönheit verblüht war, ſie als eine der anmuthigſten, liebenswürdigſten Frauen noch immer von der Creme der Geſellſchaft beſucht wurde, und ihr Salon noch immer ſehr glänzend war. An den Abenden, wo ſie große Geſellſchaft um ſich verſammelte, z. B. um einem jungen Tonkünſtler Gelegenheit zu geben, ſein Talent zu zeigen, oder einem Schriftſteller, ſein Gedicht oder ſein Schauſpiel vorzuleſen, traf man dort eine Menge von Celebritäten beiderlei Geſchlechts, oft auch bedeutende Fremde, und Jedermann war entzückt über die Liebenswürdigkeit der Frau vom Hauſe. Chateaubriand brachte täglich einige Stunden bei ihr zu; er gehörte zu ihren nächſten Freunden und ſein Verluſt war einer der herbſten Schmerzen ihres Alters. In den letzten Jahren war ſie faſt blind geworden. Sie bewohnte eines der äußern Gebäude der ſogenannten Abbaie-aux-bois, eines ehemaligen Nonnenkloſters, das in dieſem Jahrhundert wieder ein ſolches geworden iſt. Es iſt ſchon lange Sitte in Paris, daß die Frauenklöſter äußere Gebäude haben, welche ſie an Wittwen vermiethen, die ſich aus dem Weltgetümmel zurückziehen wollen. Bei Madame Récamier war es nun freilich nicht ſehr ſtill, und wenn ſie Geſellſchaft bei ſich ſah, war der Kloſterhof voll Kutſchen.

(Schluß folgt.)

Linz a. d. D., Juni.

(Schluß.)

A. Stifter. — Die Zehntaufhebung. — Sängerfeſt.

Wir haben jetzt viele Militärdurchzüge, hin und her, beſonders ungariſche Regimenter. Es ſind prachtvolle Leute, an ſchlankem Wuchs unübertreffbar. So zogen fünfzehnhundert Mann Palatinalhuſaren in unſerer Nähe durch, die aus Böhmen nach Tirol kommen. Aber ſie waren angewieſen, die Städte zu vermeiden, wurden nicht einquartiert und lampirten im Freien. Vom ungariſchen Regiment Schwarzenberg, das bei Novara focht, iſt ein großer Trupp Gefreiter und Unteroffiziere durchgezogen, um die Cadres für die neuen Bataillone zu bilden.

Der Maler und Dichter Adalbert Stifter, der ſchon ſeit längeren Jahren die Sommer unter uns zuzubringen pflegte, wird als Schulrath mit anſehnlichem Gehalt nach Linz kommen und ſoll die Redaktion der Linzer Zeitung übernehmen. Unſer Landeschef, Dr. Fiſcher, mag die Verwahrloſung unſeres Schulweſens eingeſehen und Stifter dem Miniſterium vorgeſchlagen haben, wofür wir ihm ſehr dankbar ſind. Stifter iſt eine ſehr geehrte Perſönlichkeit, und ich glaube kaum, daß man eine beſſere und willkommenere Wahl hätte treffen können. Auch für die Hebung unſeres Provinzialblatts hoffe ich von ihm das Beſte. Die Provinzialpreſſe ſteht noch auf einer ſehr beſcheidenen Höhe; doch iſt in der kurzen Zeit ſchon Einiges geleiſtet. Die Salzburger Zeitung und der Linzer Vaterlandsfreund haben ſich Anerkennung und Freunde erworben. An einem guten Volksblatt fehlt es noch ganz. Zwar bemüht ſich der katholiſche Verein in Linz in den „katholiſchen Blättern“ auf das Volk zu wirken, aber der gehäſſige, oft bitter gallichte Ton gegen die Zeit und ihre Ideen iſt nicht geeignet zur Verſöhnung und Belehrung. Unſere Geiſtlichkeit auf dem Lande, die man im Allgemeinen nicht unduldſam nennen kann, und die von der angeborenen öſterreichiſchen Gutmüthigkeit keine Ausnahme macht, iſt vorzüglich durch ihre unſichern und zum Theil verkümmerten Verhältniſſe aus Anlaß der Zehntaufhebung auf die Zeit und ihre Ereigniſſe erbittert. Die Frage der Entſchädigung für Zehnten und Feudallaſten wird noch unabſehbare Verwicklungen und Streitigkeiten herbeiführen, und der Leichtſinn des Reichstagsbeſchluſſes im September, die Aufhebung auszuſprechen, ohne zugleich die Durchführung der Entſchädigung berathen und vorbereitet zu haben, wird in ſeinen nachtheiligen Folgen erſt allmählig recht hervortreten. Die Durchführung des Entſchädigungspatents wird hie und da bei unſern Bauern auf große Schwierigkeiten ſtoßen, eben weil nicht zugleich und unmittelbar mit der Wohlthat des freien Beſitzes und ihrer Kundgebung die ganz natürliche Laſt der Entſchädigung Hand in Hand ging, und die Wohlthat längſt vergeſſen ſeyn wird, wenn man hinterher mit der Entſchädigung und mit der Kriegsſteuer und vielleicht noch andern willkommenen Aufforderungen anklopft. Der Bauer iſt hochmüthig, mißtrauiſch, aufgereizt, und obwohl er bisher der einzige war, der materiellen Gewinn von der Revolution hatte, ſo wird er in unſeliger Weiſe von nachträglichen Anſprüchen und Verhandlungen nichts hören und verſtehen wollen, um ſo weniger, als jener überſtürzte Beſchluß und die allerhöchſte Entſchließung an Allem eher als an zu großer Deutlichkeit leiden, und jede engere Auslegung unſerm Bauer eine Verkümmerung ſeiner zugeſicherten Rechte dünken wird. Wer etwas hinaushorcht unter die Bauern, kann ſich mancher Beſorgniß nicht erwehren. Es waltet eine eigene Nemeſis und unſere Regierung hat ſich in dem alten unglückſeligen Syſtem überall die Schwierigkeiten ſelbſt bereitet. So war nach einer geheimen Verordnung an die Landespräſidien unter dem alten Franz den Regierungen aufgetragen, Ablöſungen zwiſchen Grundherrſchaft und Unterthan, wenn ſie im gemeinſchaftlichen Einverſtändniß geſchehen, zwar nicht zu hindern, aber ſolche Ablöſungen auch nicht zu fördern, da der alte Franz in ſolchem Abhängigkeitsverhältniß die beſte Bürgſchaft für Ruhe und Ordnung ſah.

Ein paar Sänger, die vom Sängerfeſt in Salzburg zurückkehrten, können nicht genug von der ungetrübten Fröhlichkeit dieſes ſchönen Feſtes erzählen. Trotz aller ſchwarzgelben Unglücksweiſſager war es von Anfang bis zu Ende glänzend und anſtändig; es bedurfte keines Polizeidieners zur Aufrechthaltung der Ruhe, was ſelbſt die hohen Herrſchaften gnädig anerkannten. Der größte Exceß war das zweimalige ſtürmiſche Verlangen des „deutſchen Vaterlands“ und eines normänniſchen Freiheitsgeſangs, und endlich die Schlußrede eines Bayers, der damit endete, daß er die Zuverſicht auf ein einiges Deutſchland trotz aller Diplomatenkünſte ausſpreche. Das Feſt war von dreihundert- und-fünfzig Sängern beſchickt aus Oberöſterreich und Bayern. Das beſte Contingent ſtellte Paſſau; ihm gebührte der Sängerpreis.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 146. Dienstag den 19. Juni 1849.

Struit audax turrita fatis.
Lucan:

Aus Berlin.

Es ist Manches im lezten Jahre in und um Berlin geschehen, d. h. gebaut, gerichtet, geändert worden, was seiner Physiognomie ein verändertes Ansehen gibt; man spricht nur nicht davon, man bemerkt es nicht; man hat ja nicht Zeit dazu. Aber daß es geschehen, daß gebaut werden konnte für die Zukunft mitten im Revolutionsjahre, ist ein Criterium unserer Zustände. Friedrich der Große erbaute sein Sanssouci nach dem Kriege, welcher alle seine Kräfte erschöpft haben sollte; davon sprach alle Welt mit Erstaunen. Friedrich aber baute gerade mit der Absicht, daß davon gesprochen werde. Mir scheint es bedeutungsvoller für den Kredit des preußischen Staates, daß man im Augenblick bauen konnte, gar nicht besonders nöthige Bauten, wo die Existenz auf dem Spiele stand. Allerdings geschah und geschieht es zum großen Theil, um den Arbeitern Beschäftigung zu geben; das schneidet aber die andere Betrachtung nicht ab, daß man noch immer der Mittel versichert blieb, solche Werke durchzuführen, und das im Moment, wo das ganze Kriegsheer und die Landwehr mobil gemacht werden, um den Krieg gegen die Revolution im Lande und außer dem Lande zu führen.

Zu der Betrachtung veranlaßt mich ein Spaziergang, den ich gestern um unsern südlichen Stadttheil gemacht. Man kennt die Umgegend kaum wieder, wenn man sie seit zwei Jahren nicht besucht, so hat die Versetzung des Landwehrgrabens (der dadurch schiffbar gemacht werden sollte, um die Kahnfahrt außerhalb der Stadt zu verlegen) die Physiognomie verändert; ob verschönert, ist eine andere Frage, doch war in den dortigen wüsten Appertinenzien der Stadt nicht viel zu verschlimmern. Nur ist der alte märkische Sand herausgekehrt, da wo kürzlich noch etwas grüner Anger war, und es gehören die Kultur und die Fußtritte vieler kommenden Jahre dazu, um das aufgewühlte Chaos wieder zu bewältigen. — Und wo nicht? wo stehen einem Gemeinwesen nicht eben solche Kämpfe bevor? Auf den Lavaströmen blühen freilich die üppigsten Gärten, wächst der feurigste, süßeste Wein; das dünkt mich aber doch eine teurige Reorganisation; und der Prozeß ist sehr lang. Auch ist unser Boden kein Feuerboden; es gehörte die ganze Ausdauer eines kräftigen, willensstarken und zähen Geschlechtes dazu, diesen Sandalluvien des Meers das grüne Gartenkleid anzulegen. Nirgends könnte eine totale Revolution so gänzlich verwüsten und demoralisiren, als in den alten Provinzen Preußens; darum fügt es sich auch wohl, daß hier der Widerstand am ausdauerndsten und stärksten ist.

Mein Weg führte mich zurück durch das Hallesche Thor. Auch ein Name, der sich selbst überlebt hat; seit wie vielen Decennien, oder gar schon Jahrhunderten fährt man nicht mehr durch dieses Thor nach Halle! Die Landstraße dort hinaus zersplittert sich, es ist eigentlich gar keine große Landstraße mehr, und seit unsern davon die Anhaltsche Eisenbahn (sie hat das neue Anhaltsche Thor veranlaßt) die Verbindung Berlins mit dem Südwesten vermittelt, hat auch die alte Etappenstraße für das Militär hier aufgehört. Und doch ist die Thorpassage auch zu gewöhnlichen Zeiten belebt. In den nächstliegenden Dörfern siedeln sich die Arbeiterfamilien an, die täglich auf Arbeit nach Berlin gehen. Außerdem sind vor diesem Thor

die älteſten, berühmteſten und frequenteſten Kirchhöfe, zum Theil maleriſch auf den Höhen gelegen. Sie werden einſt vielleicht von Fremden als Reliquienſtätten heimgeſucht werden. Hier ruhen Fichte, Schleiermacher, Hegel, Steffens. Heute hat man natürlich nicht Zeit, die Ruheſtätten der großen Todten zu beſuchen, trotz dem, daß ſie unter blühenden Fliederbüſchen im lieblichſten Maigrün ruhen.

Der große Platz am Halleſchen Thor, innerhalb der Mauern, war ſonſt wüſte, und die Häuſer umher, ohne alle architektoniſche Schönheit, ſchienen kaum dem frühen Verfall zu entgehen. Es iſt eine unfaſhionable Gegend, und die Baukunſt hat ſich, auch ſeit der Platz nach dem Befreiungskriege in den Bellealliancepłatz umgetauft ward, nicht hieher verirrt. Aber wenigſtens hat man ſeit Jahren das wüſte Stein-, Sand- und Kiesmeer fortgeſchafft und einen grünen Raſencircus angelegt, der, wenn es regnet, auch wirklich grün bleibt. Allein in der Mitte erhebt ſich jezt eine anſehnliche polirte Granitſäule, auf deren Spitze eine geflügelte Göttin ſchwebt, mit einem Kranze in der Hand nach der Stadt zu flatternd. Die Figur der Victoria iſt ihrer Zeit, obgleich von Rauchs Meiſterhand, vielfach und heftig getadelt worden. Sie flattere ungeſchickt, ſtatt zu ſchweben, ihre Gewandung, die ihr nachfliegen ſoll, mache, ein Erzklumpen in der Luft, einen unangenehmen, unäſthetiſchen Eindruck u. dgl. Was kümmert uns jezt die Aeſthetik? Und was thut's? So urtheilte man damals, heute ſteht ſie ſo da, iſt ein fait accompli, ein öffentliches Monument, ſogar ſchon die Reliquie einer vergangenen Zeit. Aber heut kümmert uns ihre ſymboliſche Bedeutung. Es iſt die geflügelte Göttin des Siegs, die den Frieden bringt. Zur Erinnerung des fünf- und zwanzigjährigen oder gar dreißigjährigen Friedens ward ſie errichtet. Ein böſes Omen, könnte man heute ſagen, wenn es überhaupt heute erlaubt wäre an Omina zu glauben. Warum ließ man ſich nicht das ſtille Glück genügen! warum forderte man die böſen Mächte heraus und mußte das ausſprechen, was man genoß! Bei der Enthüllung der Säule ſtürzte einer der Baumeiſter vom Gerüſt und nahm ernſten Schaden. Ich weiß nicht, ob das Volk damals vorausſagte, daß die Göttin verlezt ſey, daß der Friede nicht lange mehr dauern werde.

Wann wird wieder eine Friedensſäule errichtet werden können? wann wird die Zeit kommen, wo überhaupt großen Menſchen Ehrenſäulen errichtet werden, wo man die Kunſt in ihre Rechte einführt, als ein lebendiges Glied des fortſchreitenden Menſchengeſchlechts, einen Herold, Notar, Chroniſten der menſchlichen Werke? Rauchs Friedrich nähert ſich freilich ſeiner Vollendung, und ich glaube wirklich, welche Macht auch dann in Berlin regieren möchte, daß man der Aufſtellung ſeines Ehrendenkmals nichts entgegenſtellen wird, denn jede Partei findet in ihm etwas, was ſie feiern kann. — Iſt das ein Lob für einen großen Todten?

(Schluß folgt.)

Aus dem Feldlager vor Friedericia.

(Fortſezung.)

Hier vor Friedericia führen wir unterdeß ein angenehmes und ächt kriegeriſches Leben. Da die Dörfer im Umkreis der Feſtung klein und dazu ſehr ſchmuzig ſind, ſo iſt nur ein ſehr geringer Theil der Truppen einquartiert, die große Mehrzahl lagert in Hütten auf dem freien Felde. In dieſen Bivouaks haust es ſich viel beſſer als in den dumpfen, unreinlichen, von Ungeziefer wimmelnden jütländiſchen Bauernhäuſern. Die geräumigen Hütten ſind von Stroh, Raſen, friſchen Büſchen ganz feſt aufgebaut und gewähren hinreichenden Schuz gegen Regen, Sonne und Wind. Große Strohſchütten in denſelben bilden ein treffliches Lager für den Müden. — Auch die meiſten Offiziere haben keine weitere Bequemlichkeit, außer etwa eine wollene Pferdedecke und ein kleines Luft- oder Strohkiſſen als Kopfunterlage, während ſich der Soldat mit dem Mantel und dem Torniſter behilft. Ein paar Klöze, ungehobelte Bretter, leere Fäſſer bilden die unentbehrlichen Tiſche. Sehr ſchnell lernt man im Felde in ſolchen Dingen äußerſt genügſam ſeyn, und wird ſehr geſchickt alle Umſtände zu benüzen und mit geringen Mitteln viel auszurichten. Wir haben hier manchen verwöhnten Muttersohn, der zu Hauſe ohne weichen Divan, wattirten Schlafrock, bequeme Morgenſchuhe kaum einen Tag leben zu können meinte, und gewaltig brummte, wenn Morgens der Kaffee beim Erwachen nicht bereit ſtand, wenn er Nachmittags nicht im Kaffeehauſe, Abends nicht in der Theaterloge und dann im Weinhauſe beim Schoppen ſizen konnte, und beim leiſeſten Regen nach dem Fiaker rief. Hier ſchläft der junge Mann Tag für Tag, in den Commißmantel gehüllt, auf ſeinem Stroh, unterhält ſich bei Tag, und mehr noch bei Nacht, mit Schanzen, kocht ſich ſeinen Speck und ſeine harten Erbſen im Feldkeſſel am Wachtfeuer und iſt ſehr vergnügt, wenn er von der Marketenderin eine Flaſche ſchlechten Rum oder vom Bauern etwas ſchmierige Butter zu ſeinem Commißbrode erhalten kann. Und dabei ſind faſt Alle wohl und guten Humors, und nie habe ich ſo viele muntere Scherze und friſche

Digitized by Google

Geſänge gehört, als im ſchleswig-holſteiniſchen Feldlager vor Friedericia.

Ein Theil des Bivouaks iſt ungemein maleriſch gelegen. Am Saume eines prächtigen Buchenwaldes, der in üppigem friſchen Frühlingsgrün wunderſchön daſteht, liegen die Hütten auf dem Kamm eines mäßigen Hügels. Grüne Wieſen und Felder, von blühenden Hecken vielfach durchſchnitten, breiten ſich am Fuße deſſelben aus; weiterhin das blaue Meer, wo aus weiter Ferne, gleich einem mit Flor bedeckten rieſigen Smaragd, die grüne Inſel Fühnen herüberleuchtet. Schwerlich ließe ſich ein ſchönerer und dabei zweckmäßigerer Platz für ein Bivouak von mehreren Wochen auffinden. Landſchaftliche Schönheit und Bequemlichkeit der Lage vereinigen ſich hier, um dem Krieger ſeinen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen.

Es herrſcht hier aber auch das regſte, fröhlichſte Leben, und die bunteſten Bilder ziehen am Beobachter vorbei. Nicht weit von einer ſtattlichen Strohhütte, die mit grünem Raſen bis zur Hälfte der Höhe belegt, ein eben ſo zierliches als wohnliches Anſehen hat, lagert im Schatten einer weitäſtigen Buche, über deren Wipfel ſchon hunderte von Jahren hingegangen, auf grünem Raſen ein froher Sängerkreis. Es ſind ehemalige Heidelberger Studenten, die jetzt in einem ſchleswig-holſteiniſchen Jägercorps dienen. Wie friſch und kräftig klingt ihr »Gaudeamus igitur!« Ein Kreis bildet ſich um die Gruppe, ſtaunend hören ihre Kameraden, die ehrlichen ſchleswig-holſteiniſchen Bauernburſche, die ungewohnten Worte, deren Sinn ſie nicht zu deuten wiſſen. Die Sänger merken dieß bald; mit richtigem Zartgefühl laſſen ſie das Lied unbeendigt und ſtimmen Arndts „Was iſt des Deutſchen Vaterland" an; dieſes kennen auch die andern, Allen im ganzen Heere iſt es lieb und werth; es fallen immer mehr und mehr Stimmen ein, zuerſt nur mit halbem Tone, dann immer lauter, bis endlich ein hundertſtimmiger Chor durch den grünen Wald brauſt.

Nicht weit davon um ein luſtig flackerndes Feuer ein Kreis jugendlicher bärtiger Kochkünſtler, die übrigens trotz ihrer großen Geſchäftigkeit doch von Zeit zu Zeit einige Zeilen des Liedes mitſingen. Die gewöhnlichen, übrigens in genügender Quantität und Qualität gelieferten Lebensmittel beſtehen in Speck oder Rindfleiſch, Erbſen oder Reis, und 1¼ Loth Kaffee für den Mann. Wenn dieſelben auch vollkommen zur Sättigung hinreichen, ſo laſſen ſich doch eben keine beſondern gaſtronomiſchen Studien dabei anſtellen. Die kleine Geſellſchaft, die ſo eifrig zur ungewohnten Zeit beim Keſſel beſchäftigt iſt, muß etwas Beſonderes vorhaben; ſie iſt zu beſorgt und zu thätig, als daß es ſich bloß von Speck und Erbſen handeln könnte. Es iſt Einem der Tafelrunde geglückt, für Geld und durch bedeutungsvolle Pantomimen drei lebensfatte Hühner von einer jütländiſchen Bauernfrau zu erſtehen, und damit läßt ſich ſchon etwas ausrichten. Ein Student der Medicin iſt in Betracht der anatomiſchen Kenntniſſe, deren er ſich rühmt, zum Oberküchenmeiſter ernannt und ihm die Bereitung der Braten übertragen worden. Die einen pflücken die Hühner mit geſchäftigen Händen, andere, auf den Knieen liegend, blaſen eifrig das Feuer an, während eine dritte Partie den Reis waſcht und die Kochkeſſel von dem ihnen anklebenden Erbſenmuß ſäubert. Ein Huhn iſt zur köſtlichen Reisſuppe beſtimmt und bald ſiedet es im brodelnden Keſſel; die beiden andern ſollen in einer Sauce von Rothwein, den eine Marketenderin ſchlecht, aber dafür deſto theurer geliefert hat, geſchmort werden, eine Idee, die dem genialen Erfinder den lachenden Beifall der Kameraden einträgt. Dazu ein heißer Punſch von Rothwein und Rum, zwar ohne Zucker — dieſen hat heute die Marketenderin nicht — aber doch ſtark und wärmend.

Abſeits von dieſer lärmenden Scene ſieht man im Walde eine Raſenbank aufgeworfen, vor der ein roher Tiſch aus einem auf zwei Pfähle genagelten Brette angebracht iſt. Eifrig mit Schreiben beſchäftigt ſitzt hier ein junger Krieger. Iſt es ein tröſtender Brief an Mutter und Schweſtern, die bange Sorgen um ihn tragen? ſollen dieſe Zeilen ein fernes Liebchen am Rhein oder Neckar erfreuen und ſelige Stunden dort bereiten? oder iſt es ein zur Geduld mahnendes Schreiben an einen ungeſtümen Manichäer, der auf die Priſengelder, die man von den Dänen zu erbeuten hofft, vertröſtet wird? — Häufig ſtößt man auch auf ſchnarchende Schläfer, die im grünen Graſe lang ausgeſtreckt von der angreifenden Arbeit des Schanzens, der ſie mehrere Stunden obliegen müſſen, ausruhen. Noch Andere halten Fechtübungen mit Stecken ſtatt der Rappiere, oder putzen ihre Büchſen, oder ſind gleich dem fleißigſten Schneider beſchäftigt, die defekte Kleidung auszubeſſern.

Auf einmal aber welcher Lärm, welcher Durcheinander! Die Hörner der Jäger blaſen Allarm, die Trommeln wirbeln. „Zu den Waffen! zu den Waffen! Die Dänen haben mit vier Bataillonen einen Ausfall aus Friedericia gemacht und unſere Vorpoſten angegriffen; wir ſind zur Unterſtützung derſelben beordert," ſo geht es von Mund zu Mund.

(Fortſetzung folgt)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Schauſpiele. — Die neuen Wahlen.

Trotz der großen politiſchen Bewegung, trotz der Angſt vor der Cholera gehen die öffentlichen Vergnügungen ihren Gang, und namentlich in der Theaterwelt herrſcht das regſte Leben. Die vollſten Häuſer macht jetzt die große Oper mit Meyerbeers Propheten, der mit nie geſehener Procht und Kunſt gegeben wird. Nur kommt dem Publikum das Vergnügen etwas zu lang vor. Die Vorſtellung beginnt um ſieben Uhr und geht erſt gegen Mitternacht zu Ende; Anfangs dauerte ſie faſt noch eine Stunde länger. Das war für Franzoſen zu arg; wir Deutſche können ſchon leichter »prendre notre plaisir en patience.« Der letzten Vorſtellung wohnte der Präſident bei. Sonderbarer Wechſel der Dinge! Als der Prophet bei der Operndirektion eingereicht wurde, beſtand das Königthum noch in ſeiner ganzen Kraft, und Niemand ahnte auch nur von ferne, daß die Vorſtellungen unter einer republikaniſchen Regierung beginnen, und daß nicht die Orleansſche Dynaſtie, ſondern die Bonaparte derſelben beiwohnen würden. Ein Spaßvogel hat die ernſte, ja tragiſche Oper parodirt. Aus l'anabaptiste (Wiedertäufer) hat er durch ein Wortſpiel l'âne à Baptiste, Baptiſte Eſel, gemacht und als zweiten Titel hinzugefügt: „oder die Wiege des Socialismus.“ Ebenſo hat er die andern Namen verdreht: Zaccharie iſt in Sac-à-riz, Reisſack, Jean de Leyde in Jean de lettres verwandelt. Das Ganze iſt eine Satire auf die ſocialiſtiſchen Umtriebe, welche hier ſtatt des Unfugs der Wiedertäufer geſchildert werden, aber natürlich nur von der komiſchen Seite. Die Socialiſten, welche ſchon mit Scribe's Propheten unzufrieden waren, weil ſie darin eine Verurtheilung des Communismus ſahen, ſind vollends ergrimmt über dieſe Parodie, welche ſie direkt angreift, und ſie vernrtheilen in ihren Blättern das Vaudeville als ein elendes Machwerk. In äſthetiſcher Hinſicht iſt es allerdings unbedeutend, wie ſo manches neue Stück, aber als Parodie iſt es drollig, und der ohnehin ſehr komiſche Arnal, der den Jean de lettres ſpielt, erſchüttert das Zwerchfell aller Zuſchauer, welche nicht gerade zur ſocialiſtiſchen Partei gehören. Noch viel komiſcher iſt er aber in einem eigens für ihn gedichteten Vaudeville: „das Warten auf den Omnibus,“ in dem er die Rolle eines Mannes ſpielt, der in das Bureau eines Omnibus tritt, um einen Platz im erſten vorüberfahrenden Wagen zu beſtellen, weil er eine Menge Gründe zur Eile hat. Es ſtoßen ihm aber in dieſem Bureau allerlei Abenteuer auf; ein Omnibus fährt nach dem andern vorüber, ohne daß er einen Platz bekommt, und zuletzt muß er auf das Fahren ganz verzichten. In ſolchen Rollen iſt Arnal vortrefflich. — Seit dem Frühjahr iſt das ſogenannte Blumenſchloß, Château des fleurs, in den Champs Elyſées wieder geöffnet, ein ſchöner Luſtgarten in der Nähe des in der rauhen Jahrszeit beſuchten Wintergartens, mit Sälen und einer Concertanſtalt. In den Champs Elyſées, deren Kaffeehäuſer auch Sänger und Sängerinnen haben und am Abend, beſonders Sonntags, ſtark beſucht werden, iſt der Vereitercirens wieder eröffnet, und am Ende derſelben, außerhalb der Barrière hat der Hippodrom ſeine am Tage und unter freiem Himmel ſtattfindenden Vorſtellungen begonnen. Der Circus gibt außer den gewöhnlichen Bereiter- und Equilibriſtenkünſten auch komiſche Auftritte, Affen als Bereiter, ferner abſonderliche Kunſtſtücke, z. B. einen Mann, der auf einer Kugel ſtehend mit derſelben eine Anhöhe hinauf- und heradrollt, ohne den Boden zu betreten. Der Hippodrom gibt ſtattliche Aufzüge von Rittern, Amazonen und dergleichen. Dießmal wird als etwas Neues ein ſogenannter Kaukaſus dargeſtellt, ein künſtliches Hügelchen, auf welchem die ruſſiſchen Reiter ſich mit den Bergbewohnern ſchlagen. Die Aufzüge ſind äußerſt prachtvoll; aber eben deßhalb kann die Direktion ihrer nicht viele geben und nicht ſo viel Abwechslung bieten, als das ſchauſüchtige Publikum verlangt. Die Direktion wollte deßhalb Stiergefechte einführen, zwar keine blutigen, wie die ſpaniſchen, ſondern unſchuldigere, und ſie ſcheint deßhalb bereits mit berühmten ſpaniſchen Toreros in Unterhandlung getreten zu ſeyn. Die Erlaubniß dazu war ihr auch von der proviſoriſchen Regierung im vorigen Jahr ertheilt worden; die jetzige Regierung aber trägt Bedenken ein Schauſpiel zu geſtatten, das im Volk, das durch den Bürgerkrieg ohnehin zu ſehr aufgereizt iſt, den Hang zur Grauſamkeit und Wildheit nähren könnte. Indeſſen iſt doch, wie es ſcheint, die Genehmigung nicht durchaus verweigert worden, und die Direktion hofft noch immer die Toreros den Pariſern vorzuführen. Jetzt da die politiſchen Klubs geſchloſſen und die Repräſentantenwahlen vorüber ſind, haben die Pariſer Muße, Abends Schauſpiele zu beſuchen und in den öffentlichen Gärten zu luſtwandeln. Nur haben ſie ſich nicht ganz von dem Erſtaunen erholt, in das der unerwartete Ausfall jener Wahlen ſie verſetzt hat. Die demagogiſchen Blätter und Redner beſchuldigten die vorgeblichen Reaktionäre der Wahlumtriebe; Thiers, Guizot, Molé wurden als die heimlichen und öffentlichen Leiter dieſer Intriguen bezeichnet, und man ſchrie bereits über die Gefahr, die alte Ordnung der Dinge eheſtens wiederkehren zu ſehen. Und ſiehe da, weder Thiers, noch Guizot, noch Molé iſt zum Repräſentanten gewählt worden. Andererſeits iſt auch der rüheige Proudhon, der, obgleich landesflüchtig, immer noch in ſeinem Blatte »le Peuple« wider die Reiſtokraten donnert, gleichfalls bei Seite gelaſſen, und was noch auffallender iſt, auch Lamartine und Arago und ſo manche andere Lichter der erſten republikaniſchen Zeit ſind von den Wählern übergangen worden, und dieſe Herren ſtehen da mit offenem Munde, und ſtaunen, und können nicht begreifen wie das Ding zugegangen iſt. Auch andere begreifen es nicht; es iſt aber wohl eine unvermeidliche Folge des allgemeinen Wahlrechts, unter deſſen Herrſchaft kein Candidat beſtimmt auf den Sieg rechnen kann. Was wird ſo aber aus der ſogenannten Popularität?“

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr 44.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 147. Mittwoch den 20. Juni 1849.

— See a siege,
Behold the ordnance on their carriages,
With fatal mouths gaping. — The nimble gunner
With linstock now the devilish cannon touches,
And down goes all before them.

Shakespeare.

Aus dem Feldlager vor Friedericia.

(Fortſetzung.)

Wie tummelt ſich jezt Alles! Mitten in einem Worte bricht der Geſang ab, die Kochlünſtler überlaſſen, noch einen lezten wehmüthigen Blick darauf werfend, ihre Kochkeſſel dem Schickſal, der Schreiber knittert ſeinen Brief in die Taſche zuſammen, die Schläfer ſpringen mit Blitzesſchnelle auf; kaum fünf Minuten ſind vergangen, und vollſtändig gerüſtet ſtehen die Schaaren in Reih und Glied, das Kommando ertönt und frohen Muthes geht es dem Feinde entgegen.

Nicht lange, ſo ſangen die däniſchen Feſtungsbatterien in Friedericia zu ſpielen an, und acht bis zehn kleine däniſche Kanonenboote und Kriegsdampfſchiffe, die im Belt liegen, unterſtützen ſie eifrig. Aber auch unſere Batterien bleiben nicht müßig, und bald eröffnen auch ſie ein ziemlich heftiges Feuer. Die Luft erdröhnt vom Donner des Geſchützes auf beiden Seiten, erſchreckt verſtummen die Vögel des Waldes und verbergen ſich in den dickſten Büſchen, die Erde zittert von der unaufhörlichen Erſchütterung, dicker Pulverdampf, durch den nur das Aufblitzen des Geſchützfeuers gleich einem Blitzſtrahl leuchtet, verhüllt die Gegend. Und doch iſt eine ſolche Kanonade gewöhnlich auf beiden Seiten von ſehr geringer Wirkung. Die meiſten Kugeln blieben in den Erdwällen der Batterien und Schanzen ſtecken, oder zerſplitterten etwa ein paar Faſchinen oder Bäume. Die Infanterie vermag einzelnen Kanonenkugeln, die man ſchon von weitem herſauſen ſieht, auszuweichen, wenn der Raum nicht zu beengt iſt, oder zu raſch und in ganzen Salven gefeuert wird. Dazu ſchießen die Dänen, und beſonders die Kanonenboote derſelben, die freilich auf dem bewegten Waſſer eines feſten Zielpunkts entbehren, größtentheils ſehr ſchlecht. So viel hundert Kanonenkugeln auch aus Friedericia gegen uns abgefeuert worden ſind, wir haben durch dieſelben äußerſt geringen Verluſt erlitten. Da ſind die Spitzkugelbüchſen der däniſchen Jäger, mit denen ſie, hinter den grünen Knicken liegend, oft noch auf 700 Schritte treffen, eine viel gefürchtetere Waffe. Das eigenthümliche Pfeifen der Spitzkugeln iſt eine gar nicht angenehme Muſik, und Allen iſt der dröhnende Kanonendonner viel lieber als dieſer malitiöſe ziſchende Ton.

Doch das hindert natürlich nicht, daß unſere Truppen frohen Muthes ſich den Dänen entgegen werfen. Bald iſt der Kampfplatz erreicht, die Tirailleurlinien gehen vor und das Gefecht Mann gegen Mann beginnt. So ungünſtig dieſe kleinen, von hohen Hecken durchſchnittenen Koppeln größeren Maſſenentwicklungen ſind, ſo ſehr eignen ſie ſich zum Tirailleurgefecht. Der Jäger mit ſeiner Büchſe findet hier einen Kampfplatz, wie er ihn nicht beſſer wünſchen kann. Jede Hecke gewährt Deckung, jedes Loch in derſelben gibt eine gute Schießſcharte ab, um dem Feinde die verderbliche Kugel zuzuſenden. Bald knallen auch die Büchſen unſerer Jäger um die Wette mit denen der Dänen. Ueberall liegen die grünen Schützen hinter den grünen Sträuchen, überall blitzen die kleinen Flämmchen aus den Büchſenmündungen auf und pfeifen die Kugeln. Hier ſinkt, vom feindlichen Blei getroffen, einer der unſern, der vor wenigen Augenblicken noch ſein „was iſt des Deutſchen Vaterland“ mitgeſungen; er konnte nicht allein

Digitized by Google

ein deutſches Lied ſingen, er wußte auch einen deutſchen Kriegertod zu ſterben. Dort trifft eine Kugel den rechten Arm eines jungen Schützen; krampfhaft zuckt er zuſammen und fällt vom Schmerz betäubt nieder, ſo daß ſeine Kameraden ihn aus dem Feuer tragen müſſen. Aber auch den Dänen haben unſere Kugeln Verderben gebracht, und oft können wir ſehen, wie Todte oder Verwundete derſelben zurückgetragen werden. Schon fangen ihre Linien allmählig an zurückzuweichen, unſer Fußvolk beginnt in geſchloſſenen Colonnen vorzurücken, die Dänen wollen es nicht zu einem Bajonnetangriff kommen laſſen und treten raſch den Rückzug in die Feſtung an. Nach Beendigung des Gefechts kommen unſere Truppen mit dem Verluſt von einigen Todten und Verwundeten in ihre Bivouaks zurück und nehmen ihre frühern Erholungen und Geſchäfte wieder auf. — So iſt das Leben hier im Feldlager des ſchleswig-holſteiniſchen Heeres vor Friedericia, Geſang, Gelächter, Gefechte in bunter Abwechslung.

Einen wirklich maleriſchen Anblick gewährt es, wenn zuweilen unſere Batterien gegen die Feſtung ſpielen und das Bombardement von dieſer erwidert wird. Die graue Morgendämmerung iſt gewöhnlich die Zeit, wo das Werfen der Bomben aus den ſchweren Geſchützen beginnt. Gleich Meteoren fahren die gewaltigen Körper, mit der brennenden Brandröhre als einem feurigen Schweif hinter ſich, in ſauſendem Fluge durch die Luft. Verderblich iſt ihre Wirkung, wo ſie einen feſten Gegenſtand treffen, den ſie zerſtören oder anzünden können, aber den Menſchen im freien Felde ſind ſie nicht ſehr gefährlich, da man ihnen leicht ausweichen kann. Die Wirkung unſerer Geſchoſſe in Friedericia war übrigens ſchon ſehr bedeutend, wiederholt ſtand ein Theil der Stadt in Flammen und eine ſo dicke Rauchwolke lagerte ſich bisweilen über dem Ort, daß man die einzelnen Gebäude nicht mehr erkennen konnte. Uns dagegen haben die däniſchen Bomben nur ſehr geringen Schaden zugefügt. Unſere Schleswig-Holſteiner ſind in ihrem unerſchütterlichen Phlegma ſchon ſo gleichgültig gegen dieſelben geworden, daß ſie ſich in ihren Schanzarbeiten gar nicht ſtören laſſen, wenn die Dänen ſie auch noch ſo heftig bombardiren. Luſtige Beiſpiele dieſes Gleichmuths unſerer Leute ließen ſich in Menge erzählen. So ward ein Musketier von einer unſern von ihm platzenden Bombe ganz mit naſſer Erde überſchüttet, ſo daß er ſich kaum Geſicht und Mund von derſelben reinigen konnte. Die Kameraden lachten ihn aus und er erwiderte ruhig: „Ja, Ji̇r (Ihr) lacht; een Muul vull Grüt (Grütze, beliebtes ſchleswig-holſteiniſches Nationaleſſen) iſt frielich beeter.“ Ein anderer Soldat ſtieß auf einer Patrouille eine ſechspfündige Kanonenkugel, die unmittelbar neben ihm niedergefallen, mit dem Fuße zurück und ſagte: „Fritz, Fritz (Name des Königs von Dänemark), dien Klump (Klöße) mag ick nich; as wir noch dien rothe Jacke drägen müſten, dochten ſee ok nich.“

(Schluß folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Aber wo bleiben die preußiſchen Helden, welche die glänzend polirten Granitpfeiler der Schloßbrücke ſchmücken ſollten? Unter dem vorigen König unterblieb die Aufſtellung, zuſammen mit der Beſtellung, weil — die Koſten zu bedeutend ſeyen und man ſchon zu viel ausgegeben habe für Kunſtmonumente. So hieß es halb offiziell, und es mag ſeine Richtigkeit haben. Friedrich Wilhelm III. erſchrack immer mitten in ſeinen eigenen Werken vor dem Gedanken, daß er zu weit gehen könnte. Kein Menſch hat ſo viel Selbſtbeherrſchung geübt, oft zum Entſetzen der Baumeiſter und Künſtler, deren ſchönſte Entwürfe er ſo mit einem Striche halbirte und damit zu nichte machte. Andere meinten damals freilich, der König müſſe doch auch ſeinem Nachfolger etwas zu thun überlaſſen, und da von den Generalen und Feldherrn des Befreiungskrieges dazumal noch viele lebten, ſey es angemeſſener, daß der Regierungsnachfolger die Pietätspflicht überkomme, die Heiden ſeines Vaters zu verewigen. — Wer wird ſie nun dem Volke hinſtellen, wo die Impietät ſchon längſt angefangen hat ihre Thaten zu vernichten und ſie ſelbſt damit? — Sie haben uns ja nicht befreit, heißt es, ſie haben nicht gekämpft für das Volk, nur für einen Wechſel der Herrn. — Nun, doch für die Nationalität! — Da ſchallt aus der Tiefe, halb unſichtbar, ein hohnlächelnder Chor: Nationalität! ein hübſches Schild für die Freiheit, die ſeiner nicht bedarf, eine Feuerſäule für die Dummen, welche den Weg nach Kanaan nicht finden, für die Blinden, die noch immer geführt ſeyn wollen. Die höchſte Freiheit will keine Nationalität, ſie lacht ihrer, ſie verwiſcht ihre trennenden, charakteriſtiſchen Züge; ſie will Gleichheit, nur Gleichheit. — So reiſten wir denn der Zeit entgegen, wo auch der Kultus großer Menſchen aufhört, denn noch immer knüpfte ſich ihre Größe an ihre Nationalität, an ihre aufopfernde Liebe, ihre Thaten für ihr Volk. Es gibt, d. h. es darf keine Helden, Geſetzgeber mehr geben, die einem Partikularismus huldigen, z. B. der Liebe und Begeiſterung für Deutſchland. Wen ſoll man dann malen, wem Ehrenſäulen errichten? Einem großen

Digitized by Google

Schafzüchtee? einem neuen Wollſpinnmaſchinenerfinder? Vielleicht wied das lezteee auch nicht mehe erlaubt, wenn die Fraction der neuen Freiheitsmänner etwa ſiegte, welche auch die Maſchinen zerſtöeen möchte.

Oder, wenn die Kunſt nicht untergehen müßte, wäre ſie vielleicht beſtimmt, nue mit Illuſionen, und zwae der Vergangenheit, ſich zu nähren? Das war freilich ſchon jezt oft ihre Aufgabe, aber auch der Vorwuef, der ſie teaf, wenn dre peoteſtantiſche Maler Madonnen, der Ungläubige Glaubensgegenſtände maite. Die ganze Geſchichte hintee uns wüede zue Mythe umgeſezt. Da wäre es deun freilich beſſer, wenn man Schafzüchtee in Stein meißelte, bei welchee Gelegenheit mir einfällt, daß das Projekt noch immee unausgeführt blieb, dem geoßen Thaee ein Standbild zu ſetzen, wofür man billigeemaßen den Plaz an dre Ecke der Kloſteeſtraße erwählt, wo die eigentliche Börſe des Wollhandels iſt. Beſſee, ſage ich, eine Wahrheit wie ſie auch iſt, als die Kunſt zue Lüge zu machen.

Ich weiß nicht, wie viel Millionrn nach einem ungrfährrn Ueberſchlage jährlich in Berlin (nämlich in den lezten Jaheen) verbaut wurden. Dieſe Millionen ruhen jezt, die Arme, welche dafür in Thätigkeit geſezt wurden, feiern; ein kleinee Theil wird an den Staatseiſenbahnen beſchäftigt, ein auderee iſt als Landwrhemann in den blauen Rock eingeklridet. Kaum ein oder das andere Privathaus wird ausgebaut. Im Innern der Stadt ſind die langen Reihen der Miethzettel ein erſcheeckender Anblick, ein ſcheeckhafteree die Reihen modernee Ruinen in den Voeſtädten, ſchon verwitteendes Gemäuer, mit Brettern ſchlecht überdeckte Subſtruktionen angefangenee Gebäude. Wo iſt das Kapital, um den voe zwei, deei Jahren angefangrnen Bau auszufüheen, und wenn es da wäre, wo ſind die Menſchen, um die neuen Häuſer zu bewohnen? In den fünfviertel Jaheen ſeit unſerer Revolution ſind viele dieſer Häuſer ſchon durch mehrere Hände gegangrn, aus einee Kreditmaſſe in die andere. Wenn die Revolution erſt beendet wäee, dann freilich würden plözlich viele Cröſuſſe aufſtehen, die jezt um einen geeingen Preis den Grundbeſiz erſtanden, duech den Viele ihr Alles veeloren. Das iſt nach allen Revolutionen dee Fall; eine Perſiflage feeilich auf die Tendenz, welche auf den Fahnen der Socialiſten peangt: „Wohlſtand füe Alle!" abee es iſt nun einmal ſo, es war ſo, es wied immer ſo bleibeu unter dem Monde. Und die Grwinnenden ſind in dee Regel nicht die Beſſeeen; erſt aus den Genrationen nach ihnen erwächst ein beſſeres Geſchlecht. So ſchnell iſt das Werk dee Verwüſtung, ſo langſam die Erholung und Geneſung.

Von allen großen Bauwerken, die Friedeich Wilhelm IV. ſchon als Keonprinz im Kopfe teug, iſt in Berlin eigentlich nur eines feetig geworden, der Kuppelbau, den ee dee einen Fronte des alten Schloſſes aufgeſezt hat. Ee vollendete darin vielleicht nue die Abſichten des erſten Erbauers, odee Renovators dieſes Gebäudes, des großen Schüler, dee ſelbſt, durch Kabalrn veedeängt, ſeine Schöpfung einem ſchwächrren Meiſter überlaſſen mußte, ohne daß auch dieſee damit ganz feetig gewoeden wäre. Die Kuppel, mit ihrem bunten Stirnbande, nimmt ſich würdig aus; es iſt die Keone, aufgeſezt auf das ergrauende Schloß, und übee der Krone hat man noch ein mächtiges Keeuz angebracht. — Daß gerade dieſes Werk mitten in dee Rrvolution, die ſo furchtbae am Königthum ſelbſt und an dem göttlichen Rechte, auf das es baſirt ſeyn wollte, gerüttelt, feetig, und allein fertig werden konnte, erſcheint wie ein Anachronismus, odee wie ein tiefer Hohn. Der proteſtantiſche Dom dahintee und das Campo ſanto bleiben liegen.

Die Kuppel iſt jezt von außen ſo vollendet, daß man die Gerüſte abgenommen hat; im Innern wird noch an dem Deckengemälde geardeitet; wenigſtens eine tägliche Brodaebeit füe einige wenige Künſtler. Wenn ich aber von etwas wünſchte, daß es die Revolutionen foetſchwemmen möchten, ſind es dieſe Deckengemälde, beſondees in hohen Kuppeln. Der Künſtlee, der Menſch verſumpft und verdumpft bei dee angeſteengten Arbeit; einer wuede belanntlich halb wahnſinnig, als ee Gott Vatee an den Schlußſtein maien mußte. Und wee dankt es ihm? Wer mag ſich den Hals verrenken, um in ſchwindelndee Höhe ein Bild zu ſehen, deſſen Schönheit, wenn es ſchön iſt, füe ihn ungenießbae bleibt? Wenn ich, lange auf dem Boden liegend, endlich an dee Decke der Sixtiniſchen Kapelle die Figueen, Geſichtszüge und Bezüge heraus zu erkennen glaubte, welche mie dee Cicerone ſo lange voerzählt, bedauerte ich meine Anſteengung, abee noch weit mehr die des geoßen Meiſtees, der zu ſo unfruchtdaeee, uniohnender Aebeit ſein gewaltiges Schöpfertalent hergeben müſſen. Es war eine Geille des wiedeeerwachten Kunſtſinns in Italien; waeum mußtrn wir abre die Grillen nachahmen, wo ſo vieles übeig blieb, was ewig iſt, und wie haben es nicht nachgeahmt!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Die Folgen des Dresdener Aufruhrs.

Wenn ein Fremder, der Leipzig zu Anfang des Mai verlassen hat, jetzt plötzlich, ohne von den Vorgängen des vergangenen Monats unterrichtet zu seyn, wieder dahin zurückkehrte, so würde sich derselbe nicht wenig über die Veränderung wundern, welche in dieser kurzen Zeit nicht mit der Stadt, wohl aber mit deren Bevölkerung vorgegangen ist. Damals allenthalben die größte Aufregung, Volksversammlungen, neugierige, dicht gedrängte Gruppen an den mit den verschiedenartigsten Plakaten bedeckten Straßenecken; jetzt tiefe Ruhe, weder Volksversammlungen noch Menschengruppen, höchstens ein paar Dienstmädchen oder Lehrburschen, welche den Theaterzettel lesen, das einzige Plakat, das von jener Legion übrig geblieben ist. Damals allgemeiner Enthusiasmus für die deutsche Nationalversammlung und die von derselben beschlossene Reichsverfassung; jetzt ein kühler Indifferentismus gegen dieselbe, oder wohl gar bitterer Spott über die Ohnmacht der Centralgewalt und das klägliche, langsame Verscheiden des Parlaments; damals blutrothe Reden, grimmige Erbitterung gegen Fürst, Regierung und Soldaten; jetzt grünweiße Loyalitätsadressen an den geliebten und allverehrten König, und öffentliche bombastische Erklärungen des aufrichtigsten Danks an die sächsischen und preußischen Krieger wegen der von ihnen bewiesenen Standhaftigkeit und Treue gegen König und Vaterland. Dieser plötzliche Umschwung in der Stimmung Leipzigs, einer Stadt, welche bisher stets für eine der liberalsten in Deutschland gegolten hat, ja die sich im vorjährigen März unter allen Städten Sachsens zuerst für die Rechte des Volks erhob, ist die Wirkung des für die Demokratie so unglücklichen Ausgangs des Dresdener Barrikadenkampfs und des hiesigen zwecklosen Straßenkrawalls, in Folge dessen die Führer der radikalen Partei entwichen, und diese selbst, zum Theil aus Gesindel, zum größern Theil aus unwissenden, aber gutmüthigen Individuen der arbeitenden Klassen bestehend, gleich einer Seifenblase in ihr Nichts zusammenfiel. Die hiesigen Auftritte sind zu bekannt, als daß ich darauf zurückkommen sollte.

Wir haben nicht die geringsten Ruhestörungen mehr zu befürchten, obwohl mehrere hundert an dem hiesigen und dem Dresdener Aufstand Betheiligte im Gefängniß sitzen. Unter den Verhafteten befinden sich auch der Stadtverordnete, Advokat Dr. Beerling, Obmann des neuen (Hôtel de Saxe) Vaterlandsvereins, und Theodor Oelkers, Obmann des republikanischen Klubs. Beide sind nach Dresden gebracht worden. Die übrigen Volksführer und Agitatoren, wie Dr. Semmig, Windwerth, Warth, Weinstog, Heßfeld u. a. haben sich, zum Theil wohl noch am Tage des Straßenkampfs, aus dem Staube gemacht und werden steckbrieflich verfolgt. Die demokratische Partei beobachtet tiefes Schweigen; an Volksversammlungen ist nicht mehr zu denken, auch dürften dieselben schwerlich gestattet werden. Das Militär benimmt sich zum Theil etwas übermüthig und dürfte sich deßhalb binnen Kurzem bei der Bürgerschaft verhaßt machen, wenigstens bei einem großen Theile derselben, denn die Geldaristokratie und die Freunde der Stabilität sind sehr zufrieden mit der Säbelherrschaft, unter welcher sich jetzt im Grunde ganz Sachsen befindet. Jene Leute waren es, die gleich am Morgen des 7. Mai eine Deputation an die Behörden schickten, um dieselben aufzufordern, eine Ergebenheitsadresse an den König zu senden; sie waren es, welche an demselben Tag auf dem Rathhause sich in einer Weise benahmen, daß der Bürgermeister Klinger sich veranlaßt sah sein Amt niederzulegen und von Leipzig fortzugehen; sie sind es, die den als Hochverräther betrachten, der anderer Meinung ist als sie. Dieses servile Kriechen, dieses schadenfrohe Jubeln, dieser feige Uebermuth derer, welche Nichts wollen als Ruhe um jeden Preis, die vor vier Wochen kaum zu athmen wagten und vor lauter Angst auf König und Soldaten schimpfen, jetzt aber im Schatten der Bajonette und Kanonen sich breit machen, ist für den wahren Vaterlandsfreund so widerlich als jenes wüste Treiben der rothen Republik in den Tagen des Dresdener Aufstands. — Nachdem das Königthum in Dresden gesiegt hatte, erwartete man allgemein, es werde eine Untersuchungscommission nach Leipzig kommen, um unsere Behörden zur Rechenschaft zu ziehen. Am Nachmittag des 6. Mai hatten dieselben durch ein Plakat bekannt gemacht, daß sie einstimmig beschlossen hätten, bis zum Austrag des Conflikts zwischen Volk und Krone die Gemeinde Leipzig unter den unmittelbaren Schutz der deutschen Centralgewalt zu stellen. Es war auch wirklich sofort eine Deputation nach Frankfurt geschickt worden, um diesen Beschluß der Behörden Leipzigs der Centralgewalt zu überbringen und deren Schutz nachzusuchen. Die Kreisdirektion hatte hievon dem Ministerium Anzeige gemacht und sich über die städtischen Behörden beschwert. Die Regierung ging jedoch auf eine Untersuchung nicht ein, sondern erließ bloß eine Erklärung, in welcher sie die städtischen Behörden ermahnte, in Zukunft bei ähnlichen Vorgängen der Regierung des Landes mehr zu vertrauen, dieselben jedoch zugleich wegen der Festigkeit, mit welcher sie die Ordnung in den Tagen der Aufregung aufrecht erhalten hätten, belobte.

Die Ostermesse, welche unter so günstigen Auspicien begonnen hatte, nahm in Folge der beklagenswerthen Vorgänge ein plötzliches Ende. Trotzdem ist die kaufmännische Welt, wie man hören kann, im Allgemeinen mit der vergangenen Messe sehr wohl zufrieden. Auch die Buchhändlermesse soll dießmal besser ausgefallen seyn als im vorigen Jahr. — Je mehr die Bewohner Leipzigs durch die politischen Stürme um den Genuß des Frühlings gebracht worden waren, desto mehr ließen sie es sich angelegen seyn, das Verlorene nachzuholen. Man weiß sich kaum eines Pfingstfestes zu entsinnen, wo die Stadt so leer gewesen wäre. Was nicht nach Dresden und in die sächsische Schweiz, in's Erzgebirge und nach Thüringen gereist war, wanderte auf das im üppigsten Schmucke des Frühlings prangende Land. Das reizende Rosenthal faßte die Menge kaum, und alle Dörfer wimmelten von fröhlichen, festlich geschmückten Menschen. In der Stadt dagegen war es öde und still; außer der dienenden Klasse bemerkte man fast keinen Menschen in den Straßen und in den Häusern.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 148. Donnerstag den 21. Juni 1849.

Der falsche Schreck und das falsche Mitleid, mit dem ihr, Poeten und Publikum, so lange gespielt, war der Vorläufer der nur zu wirklichen Schrecken, die über euch gekommen sind.

J. Janin.

Madame Dorval.

Trotz den Stürmen, die seit sechzehn Monaten über uns gekommen sind und so viele Eindrücke der stillen Welt vorher hinweggeschwemmt haben, erinnern sich vielleicht Theaterfreunde nicht bloß, sondern auch Beobachter der Wetterzeichen am Himmel des Völkerlebens eines französischen Thränen- und Kassenstücks, das, als ein Vorläufer der bald eintretenden Umwälzungen, die Reise durch ganz Europa machte. Marie Jeanne, in Drutschland „ein Weib aus dem Volk" geheißen, in Italien unter dem Titel „die Frau eines Trunkenbolds" aufgeführt, zog vor einigen Jahren halb Paris nach dem Theater der Portr St. Martin, und sein Erfolg ward von aufmerksamen Zeitbeschauern als bedenkliches Symptom eines Geistes gedeutet, der nach dem 24. Februar einr so wichtige und gefährlichr Rolle übernehmen sollte.

Das Proletariat war in die Mode gekommen; die eigenthümlichen kräftigen Gestalten der Vorstädtr, die kecken, drohenden Typen riner Klasse, von der man dunkel und doch meist sorglos ahnte, daß sie die Herrschaft der Zukunft ansprechen werde, waren früher schon von Romanschreibern, die unermüdlich auf dir Jagd neurr Thierr und Unthiere ausgingrn, dem Publikum vorgeführt worden, und der Erzdemokrat Charlet, der mit Stift und Pinsel ziemlich gut umzugehen wußtr, hatte die Rüstigkeit des gemeinen Mannes der Verweichlichung der Reichen und Gebildeten in derbrn Zeichnungen gegenüber gestellt. Das Leben der untern Stände konnte auf diese Weise von sorgenfreien Müssiggängeern ohne Mühe oberflächlich inspicirt werden; es war etwas Unbekanntes, das die Neugierde anzog, wie die Sitten der polynesischen Völkerschasten im vorigen Jahrhundert. Man sand darin ein Reizmittel einer abgestumpsten Phantasie und einen, gewissen Säuren gleich, brlebenden Gegensatz zu gesellschaftlichen Zuständen, die man bis zur Uebersättigung durchgelebt hatte. Und als endlich die Helden und Heldinnen des Pöbels auf der Bühne erschienen, war ihnen die Theilnahme der vornehmen Herrn und Damen im voraus gesichert.

Marir Jeanne sand, wie gesagt, außerordentlichen Anklang. Die Leiden einer sehr armen, aber braven und fleißigen Arbriterin waren darin grell und weinerlich geschildert; die Tugend der unglücklichen Frau war auf die Höhe ihrer Leiden grstellt, und das Mitleid für sir als zärtliche, aber beispiellos elende Mutter, als verwahrloste und doch treue Gattin, durch das traurige Schauspiel ihrer Vermögens- und Standesverhältnisse, wie durch die natürliche Hilflosigkeit ihres Geschlechts doppelt in Anspruch genommen, wobei, wie sich von selbst verstrht, das abgetragene Thrma der socialistischen Belletristen von der Unterdrückung des Weibes durch den Mann von Neurm in Anregung kam. Dieß war an sich schon hinreichend, diesem Stück großen Beifall und langen Zuspruch und ausgebreiteten Ruf zu verschaffen, aber es gesellte sich noch rin anderes Element hinzu, welches ohne dir andern ausgereicht hätte die Menge herbeizuziehen. Marie Jeanne ward von Madame Dorval gespielt.

Der vor Kurzem erfolgtr Tod dieser Schauspielerin würde in Zeiten, wo Paris mehr Muße hatte, Gelegenheit zu einer glänzendrn Traurfestlichkeit gegeben haben und in allen ästhetischen Kreisen der

bühnenreichen Stadt ein Gegenſtand zahlreicher Unterhaltungen geworden ſeyn. Eine Woche aber nach den Wahlen, unter der Herrſchaft des allgemeinen Stimmrechts, am Vorabend des Tages, der einer neuen geſetzgebenden Verſammlung das Schickſal Frankreichs für drei Jahre anvertraute, in einem Momente, wo die Furchtſamen, und ihre Zahl iſt Legion, von nichts träumen als von einem Staatsſtreiche, wo die Unzufriedenen, ihre Zahl iſt gleichfalls Legion, laut ſagen, es könne nicht lang mehr ſo fortgehen wie es geht, und während die Einen einen Umbau der ganzen Geſellſchaft von Grund aus ungeduldig herbei wünſchen, die Andern nach der eiſernen Hand eines Deſpoten, die allem Unfug ein Ende mache, ſich im Stillen ſehnen — in einem ſolchen Augenblick konnte ſelbſt der Tod einer ſo beliebten, ſo gefeierten Künſtlerin wie Madame Dorval die öffentliche Aufmerkſamkeit nicht in hohem Grad beſchäftigen.

Madame Dorval war keine Schauſpielerin erſten Rangs, keine Prieſterin der reinen Schönheit. Ihre vorzüglichſten Leiſtungen gewährten keinen unverfälſchten Genuß; den Geiſt der Plaſtik hatte ſie nicht empfangen und von dem Genius der Griechen lebte nichts in ihr. Sie befriedigte ſelten, wenn ſie nicht erſchütterte. Ihre Stimme hatte wenig Metall; ihr Geſicht hatte weder Lieblichkeit noch Hoheit, und war ihr Gang, war ihre Haltung auch nicht immer ohne Grazie, ſo gab ihre Geſtalt doch, in ihren ſpäteren Jahren wenigſtens, weder ein Bild beſcheidener Anmuth, noch machte ſie den Eindruck der Majeſtät. Sie zwang ihren Körper zu unnatürlichen Bewegungen, verzerrte den Schrei der Leidenſchaft in unmenſchliches Kreiſchen und die Geberde des Schmerzes in widerliche Grimaſſe.

Es iſt daher ſehr begreiflich, daß ihre Verſuche in der Tragödie nicht die glücklichſten waren. Die Tragödie verlangt in gewiſſen Momenten zwar ſo gut wie das wildeſte Drama Sturm und Feuer; ſie ſpielt mit den Qualen Phädras und der Raſerei des Oreſtes, es können die Schauer der Angſt und die Zuckungen des Wahnſinns ihr nicht fehlen; aber ſie thut alles im Takt und mit Gemeſſenheit, und wie ſie in den heftigſten Ausbrüchen der Tollheit und des Zorns die Geſetze der gebundenen Rede bewahrt, ſo verlangt ſie auch in dem heißeſten Aufruhr des Vortrags und inmitten der zügelloſeſten Bewegungen des Körpers ſtrengen Anſtand und eine Art feierlicher Poeſie.

Darein konnte Madame Dorval ſich nicht fügen; ſie konnte in Augenblicken, wo die Dämonen ihrer Seele los waren, der Sprache ihrer Arme und ihrer Augen, ihrer wogenden Bruſt, ihrem ungeregelten Gang nicht den vorſchriftmäßigen Pomp und Adel auferlegen, und wenn ſie ſich bezwingen, ſich bändigen und regeln wollte, ſo wurde ſie gewöhnlich mäßiger als nöthig war, wurde lau und matt. Die Verſe deklamirte ſie allerdings nicht mit jener tödtenden Eintönigkeit, womit die Schauſpieler des Théâtre français die klaſſiſchen Werke der franzöſiſchen Bühne zu Grunde richten; allein ſie hatte zu wenig Muſik in ihrem Organ und ließ dem Rhythmus nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebührt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Feldlager vor Friedericia.

(Schluß.)

Alles dieß trägt dazu bei, die Langeweile der Belagerung zu brechen, gibt Stoff zu Scherzen mancher Art. Freilich des Traurigen gibt es auch genug. Wie oft wird das Herz durch den Verluſt eines guten Kameraden betrübt, welch ſchmerzliche Nachrichten kommen häufig aus den Spitälern von Chriſtiansfelde, Hadersleben und Flensburg, wo unſere Verwundeten liegen, namentlich die vierhundert, die uns die Koldinger Geſchichte koſtete! Die Wunden, die von den däniſchen Spitzkugeln herrühren, ſind meiſt ſehr gefährlich, und viele Verwundete müſſen, trotz der ſorgſamſten Behandlung, nach langen Leiden ſterben. Manche Abtheilungen ſind ſchon ziemlich gelichtet, beſonders das zweite Jägercorps iſt im eigentlichen Sinne des Worts dezimirt. Aber an friſchem Nachwuchs fehlt es nicht, zahlreiche ſchleswig-holſteiniſche Reſerven ſtehen weiter zurück im Innern des Landes, und der Muth iſt ſtets ſtark und ungebeugt. Wenn es nur raſcher vorwärts ginge, wenn nur nicht die vermaledeiten diplomatiſchen Rückſichten wieder, wie im vorigen Jahr, ſo lähmend in den ganzen Gang des Kriegs eingriffen! Es hapert überall und man ſieht deutlich, daß es dem Berliner Kabinet kein rechter Ernſt mit dieſem Kriege iſt. Auf General Bonin ſetzen wir zwar volles Vertrauen und ſind überzeugt, daß er die Sache aufrichtig und ernſt meint, aber dem Oberbefehlshaber, General Prittwitz, der perſönlich gewiß ein wackerer Soldat iſt, ſind die Hände gebunden; er zaudert und zaudert mit ſeiner Reichsarmee und läßt trotz ſeiner großen numeriſchen Uebermacht die Dänen ein- um das anderemal entwiſchen. Einen Lorbeerkranz hat er ſich in dieſem fatalen Kriege nicht geholt, und ſeine mehr als zweideutige Stellung iſt wirklich nicht zu beneiden. Dieſes Zauderſyſtem erzeugt viel Mißmuth und oft eine gereizte Stimmung, nicht allein im ſchleswig-holſteiniſchen, ſondern im ganzen hier verſammelten Reichsheere. Sollte der Krieg wieder enden wie im vorigen Jahr, ſollte wieder kein ehrenvoller Friede aus demſelben

Digitized by Google

hervorgehen und all das edle Blut nutzlos vergossen seyn? Es wäre dieß doch eine allzu große Schmach für Deutschland, und verdiente Verachtung müßte diejenigen treffen, die dieß verschuldet. Dänemark kann diesen Krieg unmöglich lange mehr aushalten, derselbe zehrt schon an seinem innersten Mark; es bedarf nur noch einiger tüchtiger Schläge von unserer Seite, und es muß um jeden Preis um Frieden bitten.

Das dänische Landheer, das uns gegenübersteht, ist zum Theil gut, zum Theil sehr schlecht. Die Elitencorps, besonders die sogenannten „Castelljäger," mit trefflichen Spitzkugelbüchsen bewaffnet, dann einige Dragoneradtheilungen und die seeländischen Husaren sind sehr tüchtige Truppen. Leztere sind ein trefflich berittenes, gut ausgerüstetes und von hochherzigen Führern befehligtes Reitercorps, das schon im vorigen Jahr sich sehr ausgezeichnet hat und das man auch als Feind achten muß. Der Angriff, den eine Schwadron desselben, unter Lieutenant von Rastenskiold, auf unsere Truppen bei Kolding machte, war ein fast tollkühnes Unternehmen. In vollem Rosselauf, den ritterlichen Führer an der Spitze, sprengten die Reiter gegen die festgeschlossene Linie unseres Fußvolks. Ruhig ließen die Jäger dieselben herankommen, dann krachten die sichern Büchsen, und von den eben noch so kecken Reitern kamen nur wenige davon. Auch der Führer lag unter dem schwer getroffenen Rosse, und schon hatte einer unserer Jäger sein Rohr im Anschlag, um ihm die tödtliche Kugel zuzusenden, als der Befehlshaber der Jägercompagnie, Lieutenant v. Schöning, der neben ihm stand, ausrief: „Laß ihn leben, er hat zu brav gefochten!" Und ruhig sezte der Jäger sein Gewehr wieder ab mit den Worten: „Se hebben Recht, Lieutenant, so eenen braven Kierl mööt man nich doodscheeten," und so entkam der Husarenoffizier glücklich zu den Seinen. Später sandte v. Schöning dem dänischen Offizier auch seine Pistolen zurück, die von den Unsrigen erbeutet worden.

Die übrigen dänischen Truppen, besonders von denen, die ihre Rekruten größtentheils aus Jütland erhalten, verdienen nicht gleiches Lob. Die Offiziere derselben sind größtentheils tüchtig und opfern sich selbst auf, um ihre Soldaten in's Feuer zu bringen, diese aber denken bisweilen, „weit vom Ziel ist gut für den Schuß," und zeigen keine große Lust zum Heldenthum. Auch dienen noch viele Schleswiger im dänischen Heere, die gerne davon kämen, wenn es ihnen möglich wäre, und also auch keine sonderliche Kampfbegierde an den Tag legen. Die dänische Artillerie schießt größtentheils schlecht und ungeschickt, besonders die auf den Schiffen, welche die Munition oft maßlos verschwendet. Wohl noch nie ist in einem Kriege so viel ganz unnützerweise geschossen worden als hier von der dänischen Schiffsartillerie, die oft auf einen einzelnen Reiter zahllose Schüsse abfeuert. Sonst sind die dänischen Soldaten zwar etwas rohe und ungebildete, aber sehr gutmüthige Bursche, die die Gefangenen meist mit großer Humanität behandeln und denselben oft von ihrem eigenen Proviant abgeben. Aber auch unsere Soldaten ohne Ausnahme behandeln die dänischen Gefangenen mit großer Schonung und geben ihnen willig so viel Speise und Trank als sie entbehren können.

Auch die jütländischen Bauern, mit denen wir hier zu verkehren haben, sind gutmüthige, aber sehr rohe und geistig weit zurückgebliebene Menschen. So wunderschön das Land ist mit seinen Hügeln und Thälern, grünen Wiesen und prächtigen Buchenwäldern, so stumpf und geistig und körperlich faul ist das Landvolk. Nur Viehzucht treiben sie mit Fleiß und Geschick und ziehen namentlich das weit berühmte jütländische Rindvieh in großen Massen, alles Uebrige vernachlässigen sie gänzlich. Daher herrscht trotz der schwachen Bevölkerung und des vielen fruchtbaren Bodens auch kein besonderer Wohlstand. So gibt es hier eine Menge Bauern, die noch nie einen Stiefel am Fuß gehabt haben, sondern beständig in ihren plumpen Holzschuhen, die ihnen den schwerfälligen Gang eines Elephanten geben, einherklappern. Besonders widerlich fällt der Schmutz auf, der einem allenthalben begegnet. Waschen und Kämmen scheint beim jütländischen Bauern ein sehr selten geübtes Geschäft, daher denn auch Krätze und Ungeziefer aller Art. In Allem sieht man, wie sehr dieses Land von jeher von Kopenhagen vernachlässigt wurde, wie man es nur als eine Provinz betrachtete, von der man wohl Opfer aller Art forderte, für welche man aber nichts thun wollte. Aber dieser Krieg bringt den Wohlstand Jütlands weit herab und schlägt Wunden, die bei der geringen Betriebsamkeit nicht leicht zu heilen seyn werden. Das ganze vorige Jahr und zum Theil noch jezt mußte Jütland das dänische Heer ernähren, und jezt leben an 40,000 Mann deutsche Reichstruppen auf seine Kosten. Daher ist denn auch die Stimmung gar nicht kriegslustig und die Kopenhagener Kriegspartei, die ihrem Ehrgeiz das Interesse des ganzen Landes opfert, wird nirgends aufrichtiger verwünscht als hier. Und wie lange kann Jütland unser Heer noch zu ernähren haben! Es können noch Monate hingehen, bis die Verhältnisse uns den Abzug gestatten. Immerhin, es sollte uns freuen, wenn wir das deutsche Banner auf Skagen, der nördlichsten Spitze der cimbrischen Halbinsel, aufpflanzen dürften.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

Charakter und Stimmung in Schleswig-Holſtein.

Mit der Kriegführung gegen Dänemark iſt man im Allgemeinen hier wenig zufrieden. Die Einwohner hieſiger Lande bleiben dabei, daß man Dänemark abſichtlich ſchont, den Feind nicht vernichten will. Als Beweiſe dafür führt man Thatſachen auf, die leider in Menge vorliegen. Die Reichstruppen in Jütland thun wenig oder nichts, und laſſen, wenn ſie den Feind einmal gepackt haben, ihn jedesmal wieder entſchlüpfen, was ohne beſondere Inſtruktionen des Oberbefehlshabers gerade unmöglich wäre. Das Entkommen des Generals Rye bei Skonderborg, den man ſicher zu haben glaubte mit ſeinem ganzen Truppencorps, hat dieſe Vermuthungen auf's Neue beſtätigt. Weil man nun glaubt, derartige Inconvenienzen geſchehen auf Befehl Preußens, ſo macht ſich eine ſehr unfreundliche Geſinnung gegen Preußen hier mehr und mehr bemerkbar. Auch die unter Waffen ſtehenden Schleswig-Holſteiner ſind nicht gut zu ſprechen auf Preußen, wie denn Preußens ganze Politik, mag ſie noch ſo viel für ſich haben, hier zu Lande wenig behagen kann, wo demokratiſch-politiſche Bildung mehr und mehr überhand nimmt. Dieſe Bildung hat durchaus nichts gemein mit jenen ſocial-demokratiſchen Beſtrebungen der Umſturzpartei, deren Weizen gegenwärtig in Süd- und Weſtdeutſchland ſehr in Blüthe zu ſtehen ſcheint. Der beſonnene Charakter der Angeln, Sachſen und Frieſen, die noch heutigen Tags den Kern der ſchleswig-holſteiniſchen Bevölkerung bilden, läßt politiſche Uebergriffe nicht leicht zu. Beſchluß und That ſind bei dieſen tüchtigen Menſchen gewöhnlich eins, und beide der Art, daß nicht viel daran zu mäckeln bleibt. Die Revolution der Herzogthümer im vorigen Jahr hat dieß zur Genüge bewieſen, und die conſequente Verfolgung ihres Rechts ſeit jener Zeit bis auf den heutigen Tag geſchieht mit einer Ruhe und muthigen Heiterkeit, die Bewunderung verdient. Friedlicher als in den Herzogthümern lebt ſich's gegenwärtig nirgends in Deutſchland. Wimmelte das Land nicht von Soldaten, ſähe man nicht täglich Durchzüge von Truppen, hörte man nicht das Raſſeln der Geſchütze und Munitionswagen auf allen Straßen, ſo wüßte man wahrlich nicht, daß wenige Meilen weiter nördlich die deutſche Jugend im Felde liegt gegen Dänemark.

Am drückendſten für das Land iſt die Blokade der Häfen. Unter ihr leiden die kleineren Orte wohl noch mehr als die bedeutenderen, wohlhabenden Handelsſtädte, obwohl gerade die Bewohner letzterer zum Theil dänenfreundlich geſinnt ſind. Schleswig, Hauptſtadt des Landes, Sitz der Statthalterſchaft und einer Menge Regierungsbeamter, mag den Druck der Blokade am allerwenigſten empfinden. Der Handel, hier nur auf Kleinverkehr beſchränkt, iſt Nebenſache, wenigſtens von keinem bewegenden Einfluß. Die Stadt lebt mehr von dem, was die im Verhältniß mit andern deutſchen Angeſtellten gut beſoldeten zahlreichen Beamten verzehren, und ſcheint ſich dabei ganz wohl zu befinden. Wohlhabenheit iſt in den Herzogthümern überhaupt ungleich häufiger zu finden als in Mittel- und Süddeutſchland, was man ſchon an dem geringeren Werthe ſpürt, den hier das Geld hat. Arme ſieht man wenige, Bettler faſt nie, was vollends in Kriegszeiten gewiß viel ſagen will. Wie ſolcher Wohlſtand ſich durch die Geſammtbevölkerung verbreitet kennte, begreift man freilich, wenn man das Land bereiſt und deſſen unglaubliche Fruchtbarkeit kennen lernt. Ackerbau und Viehzucht ſind glücklicherweiſe in dieſem geſegneten Lande noch immer die Hauptſache und werden es auch wohl vermöge der Beſchaffenheit des Bodens immerdar bleiben. Fabriken gibt es wenige, wodurch denn das Elend, die Liederlichkeit und das Vagabundiren ſo Vieler, die anderwärts in Fabriken zu arbeiten pflegen, hier ganz wegfällt. Auch die geringere Bevölkerung der Herzogthümer trägt mit bei zur Hebung des Wohlſtands, ſo wie das Nichtvorhandenſeyn großer Dorfſchaften und die Nichtzerſplitterung des Landbeſitzes in lauter kleine Parzellen. Die großen, meiſt ganz einzeln in prächtigen Buchenhainen gelegenen Güter beſchäftigen und ernähren hunderte von Menſchen, werfen dem Beſitzer große Summen ab, geſtatten aber auch wieder, für die verſchiedenſten Zwecke viel auszugeben. Knickerei kennt der Schleswig-Holſteiner nicht. Er gibt gern und reichlich, lebt gern gut und genießt deßhalb die Gaben der Mutter Erde; er ſieht es aber eben ſo gern, daß ſein vom Glück weniger begünſtigter Nebenmenſch und Mitbürger ebenfalls Genuß vom Leben habe. So kennt man das kümmerliche Hinfriſten des Lebens, wie es im übrigen Deutſchland Loos und Schickſal Hunderttauſender geworden, hier zu Lande nicht. Nicht bloß verdorbene Kartoffeln und ſchlechten Branntwein genießt hier der gemeine Mann, ſey er Dienſtbote oder Handwerker; er ißt ſich, wie es dem Menſchen eigentlich überall zukommen ſollte, tüchtig ſatt an Fleiſch und Speck, und hat ſolch nährende Koſt Jahr aus Jahr ein tagtäglich.

Einen wohlthuenden Anblick gewährt es, dieſe rüſtigen, von Kraft und Geſundheit ſtrotzenden Menſchen zu ſehen, bei der Arbeit wie beim Vergnügen. So verbuttete, engbrüſtige, ſchwindſüchtige Geſtalten, wie man ſie im Innern Deutſchlands, am häufigſten in großen Städten und Fabrikdörfern zu hunderten herumſchleichen ſieht, gibt es hier nicht oder nur in ſehr geringer Anzahl. Hier hat Alles Kraft und Leben, und wenn dieſes Leben ſich nicht kund gibt in Lärm und Toben, mocht es ſich deſto kenntlicher durch innern Halt, durch Ausdauer und Widerſtand. Um dieß kennen zu lernen, muß man Ausflüge machen auf die großen Güter im Lande und an die Küſten. Ringt hier der Strandbewohner mit Sturm und Fluth und erſtreitet er ſich im ſteten Kampf mit den Elementen, der den Geiſt friſch erhält und dem Körper ſehnige Kraft verleiht, ſeinen reichlichen Lebensunterhalt, ſo baut der Landbewohner unter weniger Beſchwerden, aber mit gleicher Ausdauer den Boden, und nimmt in den Stunden der Ruhe lebhafteren Theil an den politiſchen Fragen der Zeit, als dieß dem Anwohner der See geſtattet iſt. Darum trifft man beim gewöhnlichen gemeinen Mann im Schleswig'ſchen ungleich mehr politiſchen Verſtand, ungleich mehr Kenntniß der Weltereigniſſe, ungleich mehr geſundes Urtheil und lebhafteren Patriotismus, als anderswo. Der Patriotismus der Schleswiger iſt aber kein bloß partikularer, er iſt vielmehr ein ganz entſchiedener, ſich ſelbſt bewußter deutſcher Patriotismus. Deutſchland über Alles und Schleswig-Holſtein feſt und für immer mit ihm verbunden! iſt hier Wunſch und Ziel Aller, Wahlſpruch des Höchſten wie des Niedrigſten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 23.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 149. Freitag den 22. Juni 1849.

Es wird der Zerſtreuer wider dich heraufziehen und die Veſte belagern. Aber ja, verenne die Straße wohl, rüſte dich aufs beſte, und ſtärke dich aufs gewaltigſte.

Prophet Nahum.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

I.

Die zwei Wochen, welche auf den unſeligen 6ten Oktober zunächſt folgten, brachten wenige Ereigniſſe von Belang. Die kaiſerlichen Heeee hatten bereits die Stadt umeingt und noch immee zogen neue Schaaren aus Oſt und Weſt, aus Süd und Nord wie die Wolken eines Hochgewitters heran. Beim allgemeinen dumpfen Hindrüten entwickelten nur die Demokraten geößeee Thätigkeit, ohne dem erſaheenen Beobachter die mindeſte Zuverſicht einzuflößen; denn es herrſchte vollkommene Rathloſigkeit, die weder duech die vielen Plakate noch duech die zahlloſen Lügen dee Tagespreſſe zu veedecken war. Der 22. ſchien endlich Entſcheidendes zu bringen. Wie auf Sturmesflügeln veebeeitete ſich die Kunde, Windiſchgeätz habe über Wien den Belageeungszuſtand und in Folge deſſen das Standrecht veehängt. An den Steaßenecken deängten ſich dichte Menſchenmaſſen um den beteeffenden Maueranſchlag. Er ſchien beiläufig dieſelbe Wirkung hervoezubringen wie die Veekündigung des Kiechenbanns im Mittelalter; auf vielen Geſichtern wae wild aufflammendee Zorn, auf noch mehreeen bange Ueberraſchung zu leſen. Die Wiener hatten wie verzogene Kinder erwaetet, dee väterliche Kaiſee weede eher nachgeben, als ſie auf ſolche Art zum Nachgeben zu zwingen. Die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs ſtieg in gar vielen auf; die eigenen Mittel dee Bedrängten waeen in keinem Verhältniß zur ſtets wachſenden Kraft der Dränger, und woher ſollte von außen Hülfe kommen?

Nachmittags ging ich an die Nußdoefer Linie, um mich von der Stimmung dee Bewaffneten zu überzeugen. Voe dem Thore ſtand ein Bueſche mit einer geoßen eothe Geoegine ſtatt dee Kokaede auf dem Poſten und ſang nach der Melodie des Fuchſenliedes mit heiſeeee Stimme: „Was macht dee lederne Windiſchgeätz, ſa ſa Windiſchgeätz?“ — Bisweilen accompagniete ihm das Sauſen einee Stücklugel, die von Döbling herbeiflog. Hintee Einſchnitten des Walles laueeten Plänkler, und die aufgeführten Kanonen ſandten hin und wieder eine Kaetätſchenladung über das nahe Gebüſch, wenn eine feindliche Patrouille zu keck heranſchlich.

Wo die Quergaſſen in Hauptplätze einmünden, bauten Buben und Mädchen, unbeirrt duech die Gefahe, aus Dünger, Steinen und verſchiedenem Hausgeräthe Barrikaden, während kräftige Weiber mit Pickeln und Schaufeln das Pflaſter umwühlten, daß bei jedem Schlage die lichten Funken von den Granitwüeſeln ſprühten. Alles rüſtete ſich zum Widerſtand; wollte man ſich keinen Unannehmlichkeiten ausſetzen, dueſte man gae nicht ohne Gewehe ausgehen. Patrouillen zogen heeum, teieben die Männer aus den Häuſern, fingen Unbewaffnete auf und teieben ſie rückſichtslos mit der Muskete an den Wall. Es fehlte hier keineswegs an Stoff zum Lachen; empören mußte es abee, wenn man ſah, wie Knaben und Geeiſe zum Kriegsdienſt genöthigt wurden.

Auf dem Rückwege zue Stadt eefuhr ich, es ſey endlich wiedee erlaubt auf die Baſtei zu gehen. Das Oberkommando habe Mannſchaft und Kanonen von dort, wo ſie füe den Augenblick nutzlos waren, an die Linie gewieſen, um die Beſatzung zu verſtäeken.

Digitized by Google

Dadurch war den Wienern ihr liebſter Platz zurückgegeben. Ich vernahm dieſe Nachricht wie ein Wort der Erlöſung; ſo lange eingeſperrt, ſehnte ich mich, wenigſtens mit freiem Blicke in die freie Weite ſchauen zu dürfen. Raſch ſtieg ich die gewohnten Stufen empor. Wie war Alles verändert! Wo bisher Garden und Studenten in bunter Verwirrung gelagert, tummelten ſich Knaben und ſuchten im mürben Stroh nach Kugeln und Patronen. Auf den ſonſt ſo ſchönen und reinlichen Gängen lagen jezt überall Ziegeltrümmer und Steinblöcke, Erdhaufen und Bettungen für das Geſchütz unterbrachen den Weg, das gelbe Herbſtlaub flog im Wirbel dahin, denn kein Gärtner erhielt mehr mit ſorgſamer Hand die Ordnung. Marienfäden ſchwebten im ſanften Luftzug auf und ab, über den Bergen des Weſtens ruhte das Abendroth, aber es läutete keine Glocke zum Ave Maria; das war bei den gegenwärtigen Verhältniſſen ſtrenge unterſagt. Mir war es bei der Erinnerung an das frühere, ſo lebhafte Treiben der großen Stadt, als ſitze ich auf einer ungeheuern Ruine. So wurde es dunkler und dunkler; bisweilen hallte aus den verödeten Gaſſen Pferdegetrappel, oder das Waffengeklirr einer im Taktſchritt hinziehenden Schaar; im weiten Umkreiſe aber flackerten auf allen Höhen wie Irrwiſche die Wachfeuer der Croaten empor.

Am nächſten Morgen erklärte der Reichstag das Verfahren Windiſchgrätz mit entſchiedener Sprache für ungeſetzlich. Nach außen war damit nichts gewonnen. So wenig ſich die Rieſenſchlange um das Angſtgeſchrei ihres Opfers kümmert, das ſie feſter und feſter umſchnürt, ſo wenig fragten die Führer der Heeresmaſſen vor der Stadt nach den Beſchlüſſen einer Verſammlung, in der ſich nach ihrer Anſicht nur die Mörder Latours befanden. Als heilſamſte Wirkung jener Maßregel kann wohl bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun ſein Kampf als ein durch die geſetzgebende Behörde gerechtfertigter erſchien, durch dieſes Bewußtſeyn um ſo eher in den Schranken der Geſetzlichkeit erhalten wurde. In dieſer Beziehung war das Benehmen des Wiener Proletariats wirklich bewundernswerth; ſelten wurde eine Greuelthat verübt, und die Zahl der Verbrechen ſteht in gar keinem Verhältniß mit der außerordentlichen Lage jener wild aufgeregten Maſſen. Man darf dieß ohne Bedenken zum Theil dem eben angeführten Umſtand zuſchreiben. Ich weiß mich noch recht gut zu erinnern, mit welcher Seelenangſt viele, ſelbſt rohe Gemüther dem Beſchluſſe des Reichstages entgegen ſahen, und nachdem dieſer erfolgt war; mit welcher Beruhigung ſie zum Kampf eilten. Manche äußerten ſich dahin: jene Maßregel wirke zwar ſchwerlich für hier und jezt, denn wo hätte je ein Geſetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert eines Autokraten in die Scheide gebannt? Sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt würden und der Abſolutismus nicht einmal, wie beim alten Ständeweſen, den Schein retten könne, als ob die Völker durch ihre Vertreter zuſtimmten. Dürfe man auch jezt nicht auf den Sieg rechnen, ſo werde doch durch den Fortſchritt der Zeit, einen mächtigeren Bundesgenoſſen als alle Heere, die Niederlage zum Sieg. — Obwohl man nun dabei nicht bemerkte, daß der Reichstag, indem er durch jene Erklärung über ſeine Befugniß hinausging, ſich ſelbſt außer dem Geſetze ſtellte, ſo war doch auch im Zerrbilde die Macht ſittlicher Ideen ſogar da, wo Alles im ſchrecklichſten Umſturze gährte, achtungswürdig. Die Ideen ſind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf entſcheidet, aber der Schild, der die Bruſt des Kämpfers ſchirmt. Das wiſſen jene gar gut, welche ihre Siege unter Te-Deum in den Kirchen anräuchern laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Madame Dorval.

(Fortſetzung.)

Ich ſtoße mit dieſer Behauptung vielleicht bei Manchem an, der die franzöſiſche Sprache gar keiner rhythmiſchen Behandlung fähig hält, da ja allgemein angenommen werde, dieſe Sprache habe keine Proſodie, und die Verſe, die in ihr gemacht werden, ſeyen, beim Licht beſehen, nichts als gereimte Proſa. Iſt aber eine Sprache ohne Proſodie, d. h. ohne Längen und Kürzen in der Ausſprache, möglich? Kann auf dieſer Erde, wo Alles in die Schranken der Zeit und des Raums gebannt iſt, etwas, und etwas noch dazu, was ſo ſtark in die Sinne fällt wie eine Sprache, ohne Zeitmaß gedacht werden? Es gibt in jeder Sprache mittelzeitige Sylben, Sylben, die ſich bald kurz, bald lang ſprechen laſſen, und ich kann mir denken, daß alle Sylben dieſer oder jener Sprache dieſen beweglichen Charakter haben, obgleich dieß von der franzöſiſchen Sprache in Wirklichkeit ſo wenig wahr iſt als ſonſt von einer. Mehr Mittelzeiten als die deutſche, engliſche, italieniſche enthält ſie allerdings, aber es gibt Sylben genug in ihr, die allzeit lang, oder allzeit kurz ſind. In dem Worte ressentiment iſt ſicher die vorlezte Sylbe unveränderlich kürzer als die drittlezte, und von einer andern Länge und Kürze der Sylben, als von einer ſolchen vergleichungsweiſen, kann überhaupt in den neuern Idiomen, deren Proſodie nicht auf einer

ſtreng mathematiſch beſtimmten Quantität, ſondern auf einer mehr oder weniger unbeſtimmten Betonung gegründet iſt, verhältnißmäßig nur wenig die Rede ſeyn. Eine Sylbe aber, die in einem gegebenen Fall, unter beſondern Umſtänden in Reih und Glied gleichgültig ſeyn, mit andern Worten ſo geſprochen werden könne, daß ſie weder kürzer noch länger als ihre unmittelbare Vorgängerin und nächſte Nachfolgerin erſcheine, eine ſolche Sylbe kann ich für mein Theil mir nicht vorſtellen. Länge oder Kürze der Sylben in Reih und Glied, mehr iſt zum Rhythmus, zur Melodie der Verſe nicht nöthig. Als Wiſſenſchaft iſt freilich die franzöſiſche Proſodie nicht vorhanden; einzelne Arbeiten, um den Werth der Sylben und in den Sylbenmaßen das Verhältniß der Längen und Kürzen zu beſtimmen, ſind völlig ohne Echo und Anerkennung geblieben; aber die wahren Dichter widmeten offenbar dieſem Punkte ihre ganze Aufmerkſamkeit. Voltaire ſelbſt, kein muſikaliſcher Verskünſtler, aber als Kritiker mit viel Gehör begabt, rühmt in Racines Verſen die melodiſche Vertheilung der Längen und Kürzen, und von den franzöſiſchen Dichtern unſerer Tage hat auch nicht ein Einziger, der zu einem Namen kam, dieſen Theil der Kunſt vernachläſſigt.

Schönheiten der Art hervorzuheben verſtand Madame Dorval ſchlecht, und in ihrem Kampfe mit der Rachel, die gerade hierin eine Meiſterin iſt, mußte ſie nothwendig unterliegen. Mit dem Rhythmus der neueren Bühnendichter, der ſich häufig der Proſa nähert und den Gang einer durchaus zwangloſen Umgangsſprache mit den Geſetzen der gebundenen Rede zu vereinbaren ſtrebt, fand ſie ſich eher zurecht, namentlich ſprach ſie den viel zerſchnittenen Vers in Viktor Hugo's Marion de Lorme ſehr wirkungsvoll, und die leiſen, kurzen Klagen geängſtigter Liebe, die Duckmäuſereien koketter Zärtlichkeit, die Tändeleien des Schmerzes, wenn ich, um dieſe nicht immer unangenehmen Kunſtſtücke einer falſchen Grazie zu bezeichnen, ſo reden darf, in Ponſards Agneſe von Meran flüſterte ſie recht liebenswürdig. Ihre Hauptſtärke war in der Proſa, und zwar nicht in der gefeilten, geglätteten, oratoriſch gegliederten Proſa; literariſche Vorzüge waren einmal ihre Sache nicht; aber in der wild gewachſenen, ungebildeten Proſa des Melodrams, da war ſie in ihrem Element. In den groben Effekten leiſtete ſie das Höchſte und ihre grellſten Uebertreibungen wurden oft ihre rauſchendſten Triumphe. Sie war eine weſentlich revolutionäre Künſtlerin, die Zauberin und das Ideal für die Maſſen. Das Sinnbild ihres Talents iſt nicht die weiche Flöte, nicht die Harfe mit dem breiten Klang, noch die feierliche Orgel, ſondern die wilde Sturmglocke, die, wie die raſchen Pulsſchläge der Empörung, mit entſetzlichem Ungeſtüm hin und wieder fährt, nicht die ſtille Lampe in dem ſchattigen Tempel, noch die Flamme, die auf dem Leuchtthurm brennt, ſondern die Brandfackel, die denen den Weg zeigt, welche die Sturmglocke zuſammenruft.

In dem Taumel verbotener Triebe, in dem Ungemach geſetzloſer Verhältniſſe iſt ſie unvergleichlich; die Dulderinnen einer Geſellſchaft, die ſich nicht gefallen läßt, daß man in ihrem Schooße lebt wie auf der Inſel Otahaiti, die intereſſanten Sünderinnen, die Heldinnen des Ehbruchs waren ihre größten Rollen. Sie war ſo recht geboren zur Prieſterin der franzöſiſchen Romantik.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Der Verfaſſungskampf.

Die von unſerer Conſtituante entworfene neue Verfaſſung iſt als vollendet zu betrachten, da nur noch einige wenige Punkte zu erörtern ſind. Die Lebenslänglichkeit des Senats, die eine Abnormität in einem Freiſtaat war, ſo wie die Selbſtergänzung deſſelben, iſt aufgehoben und die Zahl der Senatoren auf neun herabgeſetzt. Außerdem wird ihnen nur die Executivgewalt anvertraut werden. Wir hatten bis jetzt vier- und zwanzig Senatoren, wovon zwölf dem Kaufmanns-, zwölf dem Rechtsgelehrtenſtande angehörten, außerdem vier Bürgermeiſter und vier Syndici, die ſtark beſoldet, einen bedeutenden Theil des Staatseinkommens in Anſpruch nahmen und nach Verhältniß wenig dafür leiſteten, indem z. B. die kaufmänniſchen Senatoren ihre oft ſehr großen Geſchäfte beibehalten durften und ſomit dem Staate nur das Minimum ihrer Arbeitskräfte zukommen ließen. Dieſe Uebelſtände wurden lange vor dieſer Zeit des Umſturzes von den Einſichtigen als ſolche erkannt und Abhülfe dringend gewünſcht. Indeß mußte man ſich mit dem bloßen Wunſche

begnügen, da die Gewalt ausschließlich einigen wenigen alten und reichen Familien zustand, die aus ihrer Mitte den Senat bei vorkommenden Neuwahlen ergänzten und somit sehr dabei interessirt waren, daß Alles beim Alten bleibe. Denn mit der Stellung eines Senators waren nicht nur eigene bedeutende Vortheile verbunden, sondern auch die Macht, durch Verleihung von Aemtern die ganze Vetterschaft zu versorgen. Als man nun auch an diese Uebelstände Hand anlegte, als die Lebenslänglichkeit und das Recht der Selbstergänzung des Senats durch eine sehr große Majorität in der Constituante aufgehoben wurde, ging ein Schrei des Entsetzens durch die Glieder unserer seitherigen Aristokratie, und sie erklärten Homburg in Gefahr dadurch, daß ihr seitheriges usurpirtes Ansehen aufhören sollte. Der auf die äußerste Spitze getriebene Mißbrauch der Gewalt und des Ansehens der wenigen bevorzugten Familien machte von jeher böses Blut, und eben dieß war wohl mit Ursache, daß der Antrag der Constituante in Bezug auf den künftigen Senat fast einstimmig angenommen wurde. Man war es mehr als satt, sich von Mitbürgern und deren Anhang, ja, von ihrer impertinenten Dienerschaft übermüthig behandeln zu lassen, und begrüßte somit im Publikum jenen Beschluß mit Jubel. Trotz Allem, was vorhergegangen war, schien der Senat doch auf ein solches Ergebniß nicht gefaßt gewesen zu seyn, und er machte Versuche zu einer Contrerevolution. Um auf eine solche vorzubereiten, erschien ein drohender und geharnischter Artikel in dem in der Nachbarstadt Altona herauskommenden „Merkur," worin von großen Entschlüssen geredet und bedeutende Thaten in Aussicht gestellt werden. Die große Masse sollte, so hieß es in demselben, durch Schrift und Ansprache über Hamburgs wahren Vortheil belehrt, Unterschriften sollten gesammelt werden u. s. w., kurz, die Sache sah drohend genug für den aus, der nicht daran dachte, daß alle von den Conservativen bei dieser Gelegenheit vorgeschlagenen Mittel und Maßregeln bereits längst erschöpft waren, und zwar ohne daß man auch nur den geringsten Erfolg damit erzielt hatte. Von Seiten der Ultraliberalen wurde indeß diese Drohung zu einer neuen Demonstration ausgebeutet und das Vaterland in Gefahr erklärt. Volksversammlungen wurden zusammenberufen, allgemeine Volksbewaffnung in Anregung gebracht und beschlossen, und dem Senat zweimal vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gegeben, um sich über die vorzunehmende Beeidigung des Bürgermilitärs, des Contingents und sämmtlicher Staatsbeamten auf die Reichsverfassung zu erklären. Wie wenn ein Tropfen Wasser auf Kleister fällt, sich eine Welt von Milben plötzlich in der bis dahin erstarrten Masse regt, so lockte die Drohung der Conservativen wieder eine Menge Leute auf den eröffneten Kampfplatz und die Sachen gewannen ein so drohendes Ansehen, daß der Senat sich mit einer Ansprache an den gutgesinnten Theil der Bevölkerung wenden und diesen zum Schutze der wahren Freiheit aufrufen mußte, indem er diese zugleich durch sein Wort den Mitbürgern verbürgte. Dadurch wurde denn für den Augenblick der Sturm glücklich beschworen; aber es hat sich dabei herausgestellt, was uns bevorgestanden wäre, wenn die Stockconservativen ihren reaktionären Bestrebungen nicht augenblicklich entsagt und diese Entsagung nicht öffentlich proklamirt hätten. Dieß geschah durch eine Erklärung des Hauptes dieser Partei, des Doktors Knauth selbst, indem er in einem vielgelesenen hiesigen Blatte sagte: „Mein Plan hat in der von mir beabsichtigten Weise nicht den erwarteten Anklang gefunden, so daß ich denselben aufzugeben und mich in ein durchaus passives Verhalten zurückzuziehen veranlaßt bin."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Schlei, Juni.

(Fortsetzung.)

Verhältniß zu Dänemark. — Politische Stimmung.

Es sind, wie Sie wissen, vor Kurzem vielfache Versammlungen in den Städten Schleswigs gehalten und von denselben der Beschluß wegen Aufhebung der Personalunion gefaßt worden. Jetzt regen sich Stimmen dagegen, auch Adressen an die Statthalterschaft sind vorbereitet worden, die sich im entgegengesetzten Sinne aussprechen. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß sämmtliche Schleswig-Holsteiner die einmal zur Vertheidigung ihrer Rechte ergriffenen und bis jetzt siegreich geführten Waffen nicht eher niederlegen, auch weder zu einem neuen Waffenstillstand, noch zu einem definitiven Friedensschluß ihre Zustimmung geben werden, so lange sie nicht gewiß seyn können, daß beide Herzogthümer völlig unabhängig von Dänemark, einig in sich und eng vereint mit Deutschland bleiben. Dahin spricht sich auch das Manifest der Statthalterschaft aus. Mit Recht fühlen sich die Bewohner hiesiger Lande gekränkt, daß man Einleitungen zu Friedensunterhandlungen getroffen, und möglicher-, ja wahrscheinlicherweise schon Vorschläge über die zukünftige Gestaltung der Herzogthümer, über ihr staatliches Verhältniß zu Deutschland und Dänemark gegenüber gemacht hat, ohne sie auch nur zu fragen. Gerade weil das preußische Kabinet in dieser Frage das erste Wort führt, ein preußischer General Oberstkommandirender der Reichstruppen in den Herzogthümern ist und hier doch Niemand erfährt, was man mit den so ganz deutsch gesinnten Landen vorzunehmen gedenkt, mehrt sich das Mißtrauen gegen Preußen und seine Pläne. Jetzt, wo das preußische Ministerium mit offenen Worten ausgesprochen hat, daß die Krone Preußen unabhängig von der allerdings schachmatt gewordenen Centralgewalt auch über das Reichsheer in Schleswig-Holstein verfügen werde, jetzt wird es wohl in sehr kurzer Zeit an's Licht kommen, was Preußen will, ob energische Fortführung und rasche Beendigung des Kriegs, oder einen Frieden auf Bedingungen hin, die günstiger für den geschlagenen Feind als für den Sieger lauten.

Ueber die politische Stimmung einer großen Gesammtheit kann man sich heutigen Tags am schnellsten unterrichten, wenn man aufmerksam ihre politische Lektüre verfolgt. Seit der Märzrevolution des Jahres 1848 ist der Deutsche ein Politiker geworden, wie der Franzose und der Engländer es schon seit Menschenaltern waren. Die Politik ist sogar dem Deutschen jetzt viel mehr Herzenssache als den Franzosen und Engländern, weil der Deutsche einmal seiner ganzen Naturanlage nach zugleich mit Kopf und Herz denkt. Dieß mag vielleicht Ursache seyn, daß wir minder schnell fertig werden mit unserm Staatenneubau, daß wir oft unpraktisch sind und zu viel probiren. Es sind dieß nationale Fehler, die weder Spott noch ernster Tadel so leicht beseitigen. Was nun die politische Leselust anbelangt, so ist sie in den Herzogthümern so groß als irgendwo. Zeitungen liest Jedermann, Bürger und Bauer, Beamter und Arbeiter, selbst Frauen und Mädchen sind eifrige Zeitungsleserinnen. Sogar während der Tafel, was mir in Deutschland nirgends so allgemein vorgekommen ist, lesen die Gäste Zeitungen, so daß über dem Lesen das Sprechen häufig ganz vergessen wird. Am beliebtesten sind politische Blätter mit scharf markirter Tendenz. Es zeigt sich unverkennbar bei dem größten Theile der Leser eine sehr bestimmt ausgesprochene Hinneigung zur Linken, dieß Wort hier ganz im Allgemeinen gebraucht.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 150. Sonnabend den 23. Juni 1849.

Ne pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.
Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Horat:

Madame Dorval.

(Schluß.)

Die franzöſiſche Romantik iſt etwas ganz Anderes als die deutſche; ſie iſt nicht der fromme Dienſt eines duftigen Ideals, ſie iſt das vollkommene Gegentheil einer zarten, ätheriſchen Poeſie, ſie iſt die Revolution der Literatur, der Krieg gegen jeden Zwang und die Aufkündigung aller Regel. Wenn ſie in's Mittelalter zurückging, ſo geſchah es, von ein paar Dilettantenfahrten abgeſehen, um dort Waffen gegen die Mächte zu ſuchen, die man zu entthronen gedachte. Wenn ſie das Feld des Phantaſtiſchen mit Vorliebe aufſuchte, ſo war das eben ein kecker Sprung über die bisherigen Schranken. Sie tummelte ſich gern mit Zwergen herum, aus demſelben Drange, der auch die Schilderung abenteuerlicher Charaktere, unheimlicher Ereigniſſe und abnormer Verbrechen zu ihren vorzüglichſten Aufgaben machte. Die Welt des Ungeheuren iſt ihre wahre Heimath.

Victor Hugo warf ſich zu ihrem Diktator auf; er wollte der Kunſt ſtatt der alten Schranken neue Bande umlegen und ſie unter ſeinem Scepter gleichſam feſtbannen. Aber hier kehrte die franzöſiſche Romantik ihre ganze revolutionäre Natur heraus; ſie zeigte, daß es ihr nicht um die Humpen der Burggrafen, noch um die Tänze der Elfen zu thun ſey; ſie zeigte, daß ſie nichts anderes wollte, als der Schule loswerden, und die neuen Formen nur dann ſchätze, wenn auch ein neues Leben hineingegoſſen werde. Eine Romantik entſtand, zu welcher die Romantik Victor Hugos ſich etwa eben ſo verhält wie die Republik Cavaignacs zum Socialismus. Hatte Victor Hugo die eigenthümlichen Naturkräfte und Anſchauungen, die Neigungen und ſelbſt die Launen des Genies den Regeln einer kanoniſchen Aeſthetik gegenüber in Schutz genommen, ſo erhob ſich die neue, nach den Analogien unſerer Sprache zu reden, die rothe Romantik für jede Willkür des Herzens und der Sinne gegen die Gebote der Sittenlehre und das Herkommen der Geſellſchaft. Ihr Hauptfeld war der Roman, und da die Poeſie des verklärten Laſters und der gerechtfertigten Sünde der Menge ſchmeichelt, ſo wurde ſie bald mächtig genug, um ſich auch auf die Bühne mit Erfolg zu wagen, was freilich nicht ſehr lange dauerte, da die Wiedereinführung der Theatercenſur ſie auf dieſem Gebiete ziemlich ſtark beläſtigte. Solches Anſehen und ſolchen Einfluß hatte ſie gewonnen, daß Victor Hugo ſelbſt, wie jetzt Ledru Rollin in den politiſchen Regionen, ihr Zugeſtändniſſe zu machen und Bürgſchaften zu geben für gut fand. Das verkehrteſte ſeiner Dramen, die Burggrafen, laſſe ich ganz außer der Linie, ſie ſind zu erhaben; aber Angelo, Tyrann von Padua, iſt offenbar ein Akt der Annäherung an dieſe Partei, und ſein Ruy Blas war eine Befeſtigung des Bundes, der aber in der Folge wieder gelöst wurde.

Zwei bedeutende Schauſpieletalente leiſteten dieſer rothen Romantik ſtarken Vorſchub, Frederic Lemaitre, ein geniales Ungethüm, das nicht eine Beſprechung im Vorbeigehen, ſondern ein eigenes Kapitel verdient, und Madame Dorval, die als Adele im Antony des Alexandre Dumas ſich ihr höchſtes Verdienſt um dieſe Sache erwarb. Dieſelbe Gährung eines mit der Pflicht in Hader gerathenen Gemüthes, denſelben Froſt und Brand der häuslichen Glückſeligkeit ſtellte

Digitized by Google

ſie auch mit manchmal gräßlichem Pathos als Kitty Bell in Vignys Chatterton dar. Was aber bei dem rohen Dumas zum ſinnlichen Ausbruch kommt, wird bei dem feineren Vigny zurückgehalten in dem geheimſten Verſteck der Seele, und endigt dort der Taumel mit einem blutigen Spektakel, ſo iſt hier Erſtickung die Urſache des Todes. Bis zu den äußerſten Grenzen der rothen Romantik iſt indeſſen die Dorval nicht gegangen, und weder in Dumas' Angelo, wo die Vorwehen der Mutterfreude faſt auf der Bühne ſelbſt ſich äußern, noch in Balzacs unflätigem Vautrin iſt ſie meines Wiſſens aufgetreten.

Wenn du in der Jugend mit dem Teufel allzu ſchön thuſt, ſagt in kernigem Styl ein volksthümliches Sprüchwort, ſo wirſt du in deinen alten Tagen dem lieben Herrgott mit lauter Gottesfurcht beſchwerlich fallen. In Madame Dorvals theatraliſcher Laufbahn hat gerade das Gegentheil ſtattgefunden. Zu Lorient in der franzöſiſch redenden Bretagne gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, wurde ſie von ihren Eltern, armen herumziehenden Komödianten, ſchon frühe zum Theaterſpielen angehalten und in den vorzüglichſten Kinderrollen, ſpäter in jugendlichen Partien eingeübt. Da nun damals die Tugend auf dem Theater ſehr in der Mode war, ſo gab ſie nur äußerſt lobenswürdige und aufopfernde Weſen.

Einen merkwürdigen Spaß machte ſich das Schickſal auch damit, daß gerade der vorzüglichſte Komiker jener Zeit, Potier, der heute noch als der Typus eines Meiſters im niedern Luſtſpiel betrachtet wird, obgleich nur wenige der Zeitgenoſſen ſich ſeiner noch erinnern dürften, ſie aus dem Dunkel der Provinzialtheater hervorzog und die Darſtellerin zerriſſener Herzen in ſchauerlichen Nachtſtücken ſo von einem der heiterſten Prieſter Thaliens, wie Frau Didaskalia ſprechen würde, bei dem Pariſer Publikum eingeführt ward. Freuen wir uns dieſer Widerſprüche, die aus den verworrenen Zufällen des Lebens gleich wilden Blumen frei emporgewachſen; ſie ſind weit liebenswürdiger, ſie ſind, was noch mehr in Betracht kommt, nicht ſchmachvoll und verderblich, wie die Widerſprüche, die in dem Wechſelfieber der Politik und dem Gerauſe der Parteien die Hinfälligkeit der Grundſätze, die man ewig nennt, die Zerbrechlichkeit der heiligſten Bande und die Eitelkeit menſchlicher Meinungen veranſchaulichen.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortſetzung.)

Bisher war es am Hernalſer Thor, in deſſen Nähe ich wohnte, noch zu keinem Gefecht gekommen; vereinzelte Musketenſchüſſe, welche in der Nacht vom 25. nach dieſer Richtung hörbar wurden, ließen jezt auch hier etwas erwarten. Ich ging daher Morgens an die Linie und fand dort bereits eine Menge Bewaffneter verſammelt. Einige hatten im Wall tiefe Löcher gegraben und mit Stroh ausgelegt; in dieſen lagen ſie wie Murmelthiere, ohne daß der ferne Geſchützdonner ſie im Schlummer ſtörte. Andere ſaßen mit weißgrünen Wollkotzen ſonderbar drapirt hinter Steinhaufen bei einer Weinkufe; es ſey ja ohnehin vielleicht der lezte Schluck und den müſſe man ſich munden laſſen. Auf einmal hörte man von der Nußdorfer Seite und dann von Währing her lautes Jubelgeſchrei; Poſten gab an Poſten die frohe Nachricht ab, es ſeyen zwei Bataillone Infanterie und eine Schwadron Reiter übergegangen. Ich führe dieſen Umſtand an, um zu zeigen, zu welcher lächerlichen Größe oft ſchon in unmittelbarer Nähe ein Gerücht anwächst. Am Währinger Thor wußte man nur von zwei Kompagnien, bei der Nußdorfer Linie, wo dieſer Uebertritt ſtattgefunden haben ſollte, erfuhr man auf genaue Erkundigung, es ſeyen drei Grenadiere angekommen.

Bis gegen eilf Uhr Vormittags fiel nichts mehr von Belang vor, um dieſe Zeit aber begann das Feuer einer Batterie, welche hinter den Büſchen des Wirthshausgartens von Hernals aufgepflanzt war. Während dieſer Kanonade lief ein Mädchen, ohne die Gefahr zu beachten, zur höchſten Stelle des Walles, nahm die dort aufgehängte Wäſche ab und kehrte dann, wider Windiſchgrätz brummend, unter allgemeinem Gelächter wohlbehalten zurück. Große Keckheit bewies auch eine Horde Gaſſenbuben. Einige Garden äußerten, es wäre gut, die Zäune zu entfernen, welche quer durch das Feld laufend den kaiſerlichen Plänklern Schutz gewährten. Kaum geſagt, holten die Jungen Pikeln und Schaufeln, rutſchten auf Brettern über den Graben und rannten zum bezeichneten Platz. Dort begannen ſie ſogleich ihr Zerſtörungswerk mit ſolchem Eifer, daß von ihren Schlägen die Planken krachten, obgleich die Feldjäger kaum zweihundert Schritte von ihnen mit aufgehobenen Gewehren drohten. Erſt als dieſe ihnen näher rückten, kehrten ſie um und kletterten wie Katzen über die Ziegelverkleidung des Walles. Gegen Abend vereinigte ſich eine Anzahl Freiwilliger, um die Jäger aus ihrer trefflichen Stellung am Wirthshaus zu vertreiben. Dieſe hatten wahrſcheinlich keine Ahnung davon, daß dieſes Unternehmen weder unter einſichtsvoller Leitung, noch mit gehöriger Unterſtützung ſtattfinde, ſonſt wären ſie ſicher nicht ſo ſchnell vor der tollkühnen Schaar in den Friedhof von Hernals geflohen; man hätte dieſelbe durch den geringſten Widerſtand aufhalten oder gar vernichten können. So wurde die Anhöhe beinahe ohne Kampf

genommen, konnte aber nicht behauptet werden. Bei einbrechender Dämmerung hörte das Schießen auf und jeder Theil kehrte in ſeine urſprüngliche Stellung zurück. Nun wurde in den meiſten Straßen das Pflaſter aufgeriſſen und Miſt ausgebreitet, um den Rückprall von Kugeln und Granaten zu lähmen. Als es ganz dunkel geworden, röthete der Brand eines Gebäudes der Leopoldſtadt den Himmel. Eine Schaar Volkes betrachtete mit bangem Schweigen den unheimlichen Widerſchein der Flammen, ein alter Mann aber wirs mit gehobenem Arm darauf hin und rief: „Das iſt die Glorie des Hauſes Lothringen!“

Während nach andern Richtungen hin hitzige Gefechte ſtattfanden, wurde an der Hernalſer Linie Tag für Tag geplänkelt. Am Morgen des 29. hörte man aber von keiner Seite mehr einen Schuß. Meine Quartierfrau, die um Lebensmittel ausgegangen war, brachte die Nachricht, das Militär ſtehe bereits in der Vorſtadt Landſtraße, eben ſo ſey auch die Leopoldſtadt von der Mobilgarde geräumt. Auf der Gaſſe beſtätigte mir ein Gardiſt nicht nur das eben Gehörte, ſondern ſezte auch bei, die der Alſer Vorſtadt nahe Roſſau ſey ebenfalls in den Händen der Feldjäger. Die Sache ſchien mir unglaublich. Ueberall rannten die Leute durcheinander, die verſchiedenſten Gerüchte kreuzten ſich; um die Verwirrung voll zu machen, fuhr nun auch eine Kanone eilig der Stadt zu, als habe man jede Vertheidigung aufgegeben. An der Hernalſer Linie ſtanden noch die Arbeiter unerſchüttert, fluchend bei Himmel und Hölle, daß ſie jeden, der vom Weichen ſpreche, niederſchlagen würden. Da hier keine Gewißheit zu holen war, eilte ich in die Roſſau. Schon an der Ecke der Hauptſtraße ſah ich vor einem Fenſter die weiße Fahne und nebenbei eine Reihe Soldaten, von der ſich einzelne ablöſten, um die eingelieferten Waffen in Empfang zu nehmen. Kaum traute ich meinen Augen; wie ſollten dieſe Truppen bei der ſtark beſezten Linie ohne Schuß hereingekommen ſeyn? Mein nächſter Gang war zum Chef des Alſer Bezirks, dort zu fragen, ob und was man von der Sache wiſſe. Hier herrſchte volle Verwirrung; man beſchloß in dieſem dringlichen Augenblick, erſt durch eine Ordonnanz an das Obercommando Meldung zu erſtatten. Bei dieſem Stand der Dinge konnte die Beſazung der Hernalſer Linie jeden Augenblick im Rücken gefaßt und abgeſchnitten werden, aber die Commandirenden, wenn ſie auch die Gefahr einſahen, wußten ſich weder zu rathen noch zu helfen. Alles blieb gelähmt, wie beim Anblick der Klapperſchlange, nur die wenigen Arbeiter am Thor verwünſchten die Feigheit oder den Verrath, welcher ihnen ſo ſchmählich die Waffen zu entwinden drohte; ſie waren entſchloſſen, auf ihrem Platz das Aeußerſte zu erwarten.

Bald darauf erſchien endlich ein Plakat des Obercommandos, welches unter einem Schwall von Phraſen erklärte, die Vorſtädte ſeyen nicht mehr zu halten, wer aber Muth habe, ſolle in die Stadt eilen, die man, wenn die Mehrheit der Streiter dafür ſtimme, mit den vorhandenen Mitteln ſelbſt gegen die Uebermacht heldenmüthig vertheidigen wolle. Ich wußte nun, wie viel es geſchlagen hatte. Auf der Straße erzählte ein Offizier der Mobilgarde folgendes: „Ich hatte Nachts am Brändlbad die Poſten zu überwachen. Da fand ich nun bei einem ſpäten Rundgang weder das Nußdorfer Thor noch auch den entſprechenden Theil der Linie beſezt. Verwundert darüber, glaubte ich anfangs, die Leute ſeyen aus Ermüdung in ihrer Pflicht ſäumig geworden und haben ſich, um auszuruhen, ein wenig zurückgezogen. Es war aber nichts zu ſehen und zu hören, ſo lange ich auch wartete. Mit meiner geringen Mannſchaft konnte ich die weitausgedehnte Strecke nicht beſetzen, noch weniger vertheidigen. Beim Anbruch des Tages wurde die ganze Roſſau vom Militär beſezt, ſo daß mir nichts übrig blieb, als ſchleunigſt ſeitwärts zu ziehen.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

(Schluß.)

Zeitungslektüre. — Wühlerei.

Am weiteſten verbreitet und am liebſten geleſen, beſonders vom ſchleswig-holſteiniſchen Militär, iſt die „norddeutſche freie Preſſe,“ redigirt vom geiſtreichen Theodor Olshauſen, einem gebornen Schleswig-Holſteiner. Die Tendenz des Blattes iſt radikal, enthält ſich jedoch alles Schimpfens. Daß ſeine Mittheilungen häufig die Farbe der Partei tragen, für die es kämpft, iſt natürlich und kann nicht getadelt werden, ſo lange nur politiſche Mäßigung dabei obwaltet. Dieſe aber vermißt man nur ſelten. Die leitenden Artikel der „norddeutſchen freien Preſſe“ ſind gewöhnlich gut geſchrieben und beleuchten die politiſchen Zuſtände mit heller Fackel. Bei vielen Offizieren der Reichstruppen, auch bei General Peitwitz ſoll die „freie Preſſe“ ſehr verhaßt ſeyn, weßhalb denn auch, wie ich aus ſehr guter Quelle beſtimmt verſichern kann, Befehl gegeben iſt, die Verbreitung derſelben im Heere möglichſt zu verhindern und auf etwaige Emiſſäre des Blattes wie auf Verbrecher zu fahnden. Von einem General, der an der Spitze eines Freiheitsheeres ſteht — denn einen andern Namen wird das Hier in Schleswig-Holſtein

kaum führen wollen — klingt ein solcher Befehl etwas sonderbar. Neben diesem guten Blatte kann die „Reform," eine Zeitung, welche die Tagesbegebenheiten gesprächsweise dem Leser auftischt und dabei durchaus nicht ehrlich zu Werke geht, vielen Schaden stiften. Sie ist für den Kleinbürger, überhaupt für Leute berechnet, die nicht eigentliche Zeitungen lesen. Für solche macht nun „die Reform" die Weltgeschichte auf ihre Weise zurecht, verdreht dabei die Thatsachen, wenn es ihr frommt, schimpft abscheulich und geberdet sich durchweg radikal ungezogen. Leider hat auch dieses Blatt, das jedenfalls mehr verwirrt als bildet, eine große Verbreitung. Nächst diesen beiden verlieren sich hieher in den Norden bloß Hamburger, Altonaer und etwa ein Berliner Blatt, die „Berliner Nachrichten," das „Kieler Correspondenzblatt," ferner das „Itzehoer Wochenblatt," und einige kleine Blättchen, die wöchentlich ein- oder zweimal erscheinen, wie der Flensburger „Ostseetelegraph," werden nebenher auch gelesen. Mittel-, süd- und westdeutsche Zeitungen sieht man hier nirgends, selbst im Schleswiger Museum fand ich nur die Augsburger Allgemeine Zeitung neben Hamburger, Altonaer und norddeutschen Blättern. Da jedoch namentlich der „Correspondent" und die „norddeutsche freie Presse" alle andern Zeitungen Deutschlands tüchtig ausbeuten, auch von allen wichtigen Orten her Originalcorrespondenzen erhalten, kann man über politisch karge Kost nicht eben klagen. Uebel daran ist aber Jeder, der neben politischer Tagesspeise auch literarischen Hunger anderer Art verspürt. Mit Ausnahme Schleswigs, wo eine literarische Anstalt existirt, wie ich sie zu einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt nimmermehr gesucht hätte, ist man weiter nördlich von aller Literatur völlig verlassen.

Auf alle Kriegswirren und Revolutionsstürme scheint der Himmel recht gnädig herabzusehen, denn er schenkt uns ein beispiellos fruchtbares Jahr. Selbst hier, wo man doch an große Fruchtbarkeit gewöhnt ist, fällt die heurige Triebkraft der Erde auf. Alle Früchte stehen vortrefflich und verheißen eine reiche Erndte. Der Graswuchs ist unerhört üppig, die Baumblüthe, später als gewöhnlich zur Vollkommenheit gediehen, ist in solcher Pracht und Fülle seit langen Jahren nicht gesehen worden. Dabei ist seit etwa vierzehn Tagen die Witterung nicht fruchtbarer zu wünschen. Die Tage sind warm, für die nördliche Lage des Landes bisweilen sogar heiß zu nennen, Morgen und Abende dagegen oft empfindlich kühl, was besonders Nichteingeborne Anfangs unangenehm berührt. Zu Ende Mais gab es viele Gewitter mit sehr heftigen und stets warmen Regengüssen. So kalt und windig im Ganzen April und Mai waren, so warm und sonnenhell scheint der Juni zu werden. Das Pfingstfest ging uns als wahres Sonnen- und Freudenfest auf. Möchte es zugleich über alle Völker, namentlich über die Stämme unseres gemeinsamen Vaterlands auf's Neue die Kräfte und Segnungen des heiligen Geistes ausgeströmt haben!

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Verfassung — Zwei Hamburger Reichsminister. — Marmont.

So haben wir denn für den Augenblick in unsern Mauern den Frieden, den man im übrigen Vaterlande leider entbehrt. Aber man täusche sich nicht, wir leben trotzdem auf einem Vulkan, dessen Flammen jeden Moment aus der sie bekleidenden Asche hervorbrechen und unsere ganze Wohlfahrt auf lange Zeit verzehren können. Die große Masse ist nicht nur aufs Aeußerste aufgeregt, sondern zugleich ist auch den seitherigen besonneneren und gutgesinnten Führern der Zügel aus der Hand gerissen und von solchen übernommen, für deren gute Gesinnung man nicht Bürgschaft leisten kann. Nur das Aufhören der fruchtlosen Bestrebungen der Reaktion und das feste Beisammenstehen der wahren Freunde der Freiheit kann unsern kleinen Staat vor Anarchie bewahren, in deren Gefolge ein noch größeres Unglück, bewaffnete Intervention von Seiten Preußens oder Hannovers, über uns kommen würde. Dieß wäre um so trauriger, da wir in wenigen Tagen schon das von allen Gutgesinnten gewünschte Ziel, eine friedliche Lösung unserer Verfassungsfrage, erreicht haben werden, indem die Constituante ihre Arbeiten fast vollendet hat und die zweite Lesung der von ihr gefaßten Beschlüsse in der allernächsten Zeit dem Werke den Schlußstein aufsetzen wird. Mag nun auch Dieser oder Jener dieses oder jenes tadeln oder anders wünschen, so ist doch der aufgeklärtere Theil der hiesigen Bevölkerung mit der neuen Verfassung durchaus zufrieden, und es darf als ein besonderer Vorzug derselben betrachtet werden, daß man sie bildsam gestaltet hat, so daß bei eintretenden neuen Bedürfnissen die nöthigen Abänderungen getroffen werden können, ohne daß man nöthig hätte das Ganze wieder umzustürzen und ein neues Gebäude von Grund aus aufzuführen.

Die Wahl des Herrn Ernst Merk, Sohn und Compagnon des großen Kaufmanns Merk, eines unserer Senatoren, zum Reichsfinanzminister hat hier nicht wenig Aufsehen gemacht und manche Spötterei hervorgerufen. So sagte man, Merk hätte beim bankerotten Zustand der Reichsgewalt eigentlich zum Reichsfallitenbuchhalter ernannt werden sollen. Dadurch, daß dieser unser Abgesandter, als geborener Republikaner, sich zur äußersten Rechten hielt und mit dieser sogar für die Beibehaltung der Adelsvorrechte stimmte, hat er sich sehr in Mißkredit gebracht und als Vertreter seiner Vaterstadt für die Folge unmöglich gemacht. Indessen ist Ernst Merk ein vortrefflicher, gutgesinnter, und auch kenntnißreicher Mann, der für unsere kleineren Verhältnisse gewiß segensreich gewirkt haben würde, wenn er nicht als Sohn eines Senators geglaubt hätte sich in Frankfurt der Crême anschließen zu müssen, was man ihm hier nie vergeben wird. — Ein anderer Hamburger, Jochmus, der gegenwärtig als Kriegsminister in Frankfurt fungirt, hat eine seltsame Carrière gemacht. Im Jahr 1806 geboren und für den Handelsstand bestimmt, ging er nach Paris, von da mit einem französischen General nach Griechenland, und von dort nach Spanien, wo er, in der englischen Armee dienend, bald Brigadegeneral wurde. Von England nach der Türkei gesandt, trat er in türkische Dienste, wurde Generallieutenant und Pascha von zwei Roßschweifen, und steht jetzt, nach einem so bewegten als ruhmvollen Leben in Gefahr mit dem Wrack unserer Reichsgewalt zu Grunde zu gehen. — Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, hielt sich einige Zeit bei uns auf und verließ uns dann plötzlich, um sich nach Wien zu begeben, wo, wie verlautet, eine hohe Stellung seiner wartet. An das letztere ist kaum zu glauben, da der Marschall sich längst selbst überlebt hat. Hier lebte dieser übel berüchtigte Mann in der völligsten Nichtbeachtung. Noch vor Marmonts Abzug verließ uns Frau Louise Aston, wie verlautet, durch die Polizei dazu gezwungen. Ihr Leben in einem unserer Hôtels soll dermaßen ärgerlich gewesen seyn, daß man nicht länger durch die Finger sehen konnte und ihr die Wahl zwischen Ausweisung oder Verhaftung ließ. Das Porträt dieser Person ist eines der abstoßendsten, das mir je vorgekommen; mich dünkt, von einem solchen Gesichte hätte man das Aeußerste an Frechheit und Gemeinheit zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 151. Montag den 25. Juni 1849.

Hohe Thatkraft! Adel der Form! Die Zeit hat
Tief in Roms brachliegenden Schutt verſenkt euch,
Hat als Bruchſtück nieder ins Gras die ſchöne
Säule geſchleudert.

Platen.

Die römiſchen Banditenweiber.

Mitten in meinem Jammer über Roms heutige Zuſtände, wo nebrn dem drohenden Untergang aller Wiſſenſchaft und Kunſt noch Undank, Unſinn und Verbrechen wie giftgeſchwollene Schlangen umherkriechen — in dieſer Stimmung erinnerte ich mich wehmüthig an die glücklichen Jahre und Tage meiner römiſchen Vergangenheit, an das ſelige Kunſtleben und den namenloſen Zauber des ſtillen, friedlichen päpſtlichen Roms. Und doch leuchten auch in mir aus jener Zeit Erinnerungen auf, die deutlich auf die heutigen Tage hinweiſen, Geſtalten und Ereigniſſe, deren romantiſcher Zauber mir damals das Verbrecheriſche, Wilde und Grauſame daran verdeckte. Was wir 1848 und 1849 in Rom ſahen, beſtand damals ſchon im Keim im rohen, blutdürſtigen Volksgemüth. — Eben auf dieſe Rohheit wollte Pius IX. durch beſſere Volkserziehung, durch Erhebung und Reinigung der Geiſtlichkeit wirken.

Es war im Jahr 1821, an einem der in Albanos und Ariccia's Berg- und Waldnatur ſo reizenden Maiabende, als ich von vielem archäologiſchen Umherwandern müde, Abends ziemlich ſpät in der Oſteria von Velletri eintrat. Die Kinder der Frau Mariana, die mich ſchon ſeit geraumer Zeit als Freund und Zuckerlieferanten kannten, zogen mich in die Wirthsſtube, wo ein Maler vor einer Menge Skizzen ſaß. Ich erkannte und begrüßte ihn gleich; es war Leopold Robert, düſtern und melancholiſchen Ausſehens. Damals war er noch nicht ſo berühmt als ſpäter und kurz vor ſeinem traurigen Tod. Er malte keine Interieurs mehr, ſondern fühlte ſich gewaltig vom Leben des Gebirgsvolks, beſonders in den ſabiniſchen und volskiſchen Gebirgen angezogen. Dabei war ihm ein übrigens ſchlimmer Umſtand ſehr günſtig.

Die Räubereien in jenen Gebirgen, bei Itri und Fondi, auch in den pontiniſchen Sümpfen, hatten die Straße nach Neapel immer unſicherer gemacht. Kaum war im Kirchenſtaat eine Bande vernichtet, ſo wuchs aus ihrem Drachenblut ſchon eine andere empor. Eigentlich waren es gar keine Banden wie ſonſt, ſondern ganze Gebirgsdörfer, Jung und Alt trieben plündernd und mordend, oder wenigſtens mitheilend, mitwiſſend und hehlend das Räuberhandwerk. — Die damalige päpſtliche Regierung hätte aber doch Alles gehen laſſen wie bisher, wäre nicht der Cardinal Conſalvi, Pius VII. Staatsſekretär, ſelbſt von den Räubern gefangen genommen und in's Gebirg geſchleppt worden, unter der Oberleitung Gaſparone's von Sonnino. Dieſe Räuber trieben ihr Weſen bis Albano, durch die ganze Campagna, ja faſt bis an die Thore der heiligen Stadt. Allerdings hatte die Regierung Colonnen von Carabiniers gebildet, die auf die Räuber Jagd machen ſollten, die Furcht war aber ſo groß vor dieſen, daß ſich kein Offizier an der Spitze der Armada zur Stadt hinaus wagte. Endlich fand ſich ein franzöſiſcher Offizier, der unter Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte. Dieſem fehlte es nicht an Muth und er wurde zum Anführer der Carabiniers beſtellt. Nun begann ein hartnäckiger Kampf gegen die Banditen, ein Feldzug auf Leben und Tod.

Die meiſten ſtammten aus jenem Städtchen Sonnino in den Volsker Gebirgen, auf dem ſüdlichen Rande der pontiniſchen Sümpfe, ungefähr

Digitized by Google

fünf-und-vierzig Wegſtunden von Rom. Guillotine und Kerker waren nun dort immer in Thätigkeit, und an beiden Thoren des Städtchens wurden die Köpfe der Hingerichteten aufgeſteckt. Die Einwohner ließen ſich jedoch nicht ſchrecken, Räuberthum galt ihnen für Ritterthum. Hatten die Eingefangenen keinen erweislichen Mord begangen, ſo adminiſtrirte man ihnen nur fünf-und-zwanzig tüchtige Hiebe, und da dieſe abgekauft werden konnten, zu einem Piaſter für fünf Hiebe, ſo wurden fünf für die Armen hinzugefügt. Dieſe Strenge reichte aber nicht aus; der alte volkiſche Räubergeiſt war noch ſo lebendig bei dieſen Leuten, daß ſie es für eine Ehre hielten, wenn in einer Familie ein tüchtiger Montanaro war. Die Köpfe der Hingerichteten an den Stadtthoren zeigten ſie den Fremden wie heilige Reliquien. Die Zahl der Räubereien nahm eher zu als ab, was auch daher kam, daß die päpſtlichen Carabinieri oft mit den Banditen unter einer Decke ſteckten und den Raub mit ihnen theilten. Die Regierung ſah daher die Nothwendigkeit ein, ſtrengere Maßregeln gegen die Einwohner zu ergreifen. So erſchien ein Befehl, durch den die gänzliche Entvölkerung jenes Städtchens angedroht, außerdem für jeden getödteten oder verhafteten Anführer eine bedeutende Gratifikation verſprochen und jeder Gemeinde, die eine Bande vernichtete, Freiheit von Salz- und Mahlſteuer zugeſagt wurde. In einer Nacht wurden faſt alle Einwohner Sonninos aufgehoben und nach Rom geſchleppt, mehr denn zweihundert Männer, Räuber und Räubergenoſſen in's Kaſtel St. Angelo, die andern, beſonders die Weiber, Mädchen und Kinder, in die große Tuchfabrik der Termini, ſo genannt weil ſie den Thermen Diokletians gegenüber liegt.

Dieſer Umſtand brachte Leopold Robert auf den glücklichen Gedanken, die gefangenen Einwohner Sonninos in St. Angelo und den Termini zu Studien zu benutzen. Er ſuchte die Genehmigung hiezu beim Gouverneur von Rom, Cardinal Bernetti nach, und es wurde ihm geſtattet. Der Maler richtete ſich ſogleich ein, lebte unter den Leuten und wurde ihnen bald ſehr lieb, weil er ihnen gute Nahrungsmittel brachte, auch wohl etwas Geld gab, wenn es ihm ſelbſt nicht abging. So brachte er über zwei Monate unter den Räubern und den Ihrigen zu und malte ſie vielfach nach der Natur, gewöhnlich allein, manchmal auch mit ſeinem Freund Michalon. Die ſtrenge Schönheit und Kraft in den Geſichtszügen und dem Ausdrucke dieſer Menſchen, die prächtigen Geſtalten, der Stolz, die Kühnheit und dabei die graziöſe Weichheit in den Stellungen, die Eigenthümlichkeiten in Kleidung und Sitten gaben den kleinen Gemälden Leopold Roberts ſo großen Reiz, daß man ſich bald darum riß. Es gelang ihm über alle ſeine Erwartung, und am Ende ſeiner Studien kaufte er von den Banditen alle Kleider und Waffen, die er bekommen konnte, um ſie zu neuen Bildern zu benutzen. Es war eine ſchöne, ſeltene Sammlung, der einzige Luxus, den ſich Robert je erlaubt hat.

(Fortſetzung folgt)

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortſetzung)

Zwei Arbeiter aus der Roſſau, welche in jener Nacht am Walle ſtanden, ſezten hinzu: ſie haben bereits gegen Abend alles Pulver verſchoſſen gehabt und auch für das Geſchütz ſeyen keine Patronen mehr vorhanden geweſen. Trotz aller Bemühung habe man keine Munition mehr erhalten. Ein Gardehauptmann, der in dieſer Gegend ein Haus beſaß, habe dieſelbe, aus Beſorgniß, bei weiterer Fortſetzung des Kampfes ſein Eigenthum beſchädigt zu ſehen, unterſchlagen; man könne noch jezt im Kanal das ausgeſchüttete Pulver ſehen. Später ſey ein ihnen unbekannter Herr mit einem ſchriftlichen Befehl — ſie wußten nicht von wem — an die Linie gekommen, und in Folge deſſen ſey der Rückzug angeordnet worden. Einige Arbeiter, anfangs im Zweifel, ob man denn das Thor ſo ganz ohne Wache laſſen dürfe, ſeyen am Ende auch abgezogen. Sobald es hell wurde, haben Bürger aus den Häuſern dem Militär gewinkt, und dieſes ſey dann ohne weiteres Hinderniß eingezogen. — So wurde die Vertheidigung geleitet.

Nicht viel rühmlicher ging die Landſtraße verloren. Am heftigſten wüthete der Kampf in der Leopoldſtadt, wo General Bem in eigener Perſon alles anordnete. Dieſer Theil iſt der Schlüſſel der Stadt, man ſtrengte ſich daher beiderſeits auf's Aeußerſte an, die Wiener ihn zu vertheidigen, das Militär ihn zu nehmen. Ein Hauptmann der Legion, der in dieſer Gegend focht, erzählte mir ausführlich den Verlauf des Kampfes und ich überzeugte mich ſpäter durch den Augenſchein, daß ſeine Ausſagen genau mit den Ortsverhältniſſen übereinſtimmten. Man hatte im Praterſtern, von dem alle Straßen auslaufen, am Ende der Jägerzeile, eine halbkreisförmige Barrikade aus den Würfeln des Pflaſters bis zur Bruſthöhe aufgeführt und an der Vorderſeite, um die Wirkung des ſchweren Geſchützes zu lähmen, mit Raſen und Schutt bedeckt. Etwa ſechshundert Schritte dahinter ſtand eine zweite, ebenſo feſt und zweckmäßig gebaut, mit vier Kanonen. Die Seitengaſſen waren gleichfalls verbarrikadirt und die Häuſer mit Garden

Digitized by Google

beſezt. Am Ausgang einer derſelben, welche in den Rücken der zweiten Barrikade führte, war ein Geſchütz aufgeſtellt, dem man im Fall eines überlegenen Angriffs die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgeſchrieben hatte, um dadurch der hier befindlichen Mannſchaft das Zeichen zu geben, daß ſie ſich über die Brücke in die Stadt zurückzuziehen habe. Die Ringbarrikade wurde nun im Verlauf des Tages aufgegeben und die zweite dahinter beſezt. Das Militär lief in Maſſen dagegen Sturm. Dem gebot den Kanonieren, welche, ſobald nur wenige Mann ſichtbar wurden, haſtig losbrennen wollten, mit dem Feuern zu warten, bis die Gaſſe auf zweihundert Schritte von der Barrikade voll Soldaten war. Nun ließ er mit Kartätſchen drein ſpielen. Als der Rauch ſich verzog, ſah man das Pflaſter weithin mit blutigen Leichen beſäet. So wurde auch ein zweiter Sturm abgewieſen. Gegen Abend jedoch krachte plözlich ein Kanonenſchuß aus der oben erwähnten Gaſſe in die Flanke der Vertheidiger, welche nun in wilder Flucht den Platz räumten. Jenes Geſchütz, von dem wir oben geſagt, daß ihm die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgezeichnet war, fuhr auf einem andern Wege davon; ſo wurden die Gaſſen vom Militär, ohne daß ſie es ahnten, in der Flanke überraſcht und fanden nicht mehr Zeit, die bisherige Stellung in Ordnung aufzugeben und eine neue zu nehmen. So gingen die Vorſtädte verloren.

Gegen vier Uhr Abends war bereits die ganze Linie geräumt, nur die Arbeiter am Heinalſer Thor wollten nicht weichen und plänkelten fortwährend mit den Feldjägern. Als aber niegends Hülfe kam, ſchlich einer nach dem andern betrübt davon, um das Schottenthor zu erreichen. Nie werde ich einen Arbeiter vergeſſen, der blaß und verwundet durch die Alſergaſſe herab kam. Auf der Schulter die Muskete mit beendigtem Schloß, in der Hand den Säbel, ſah er ſich von Zeit zu Zeit um und ſezte dann wieder ſeinen Weg fort, murmelnd: „Es iſt Alles umſonſt, wir ſind wieder verrathen und verkauft!“ An der Thüre des Kaffeehauſes lehnten ein paar Buſche, welche bereits zu größerer Sicherheit die Gardiſtenuniform weggeworfen hatten und nun zuſahen, wie an den fernen Linien noch einzelne Schüſſe durch die Dämmerung blizten. „Die dummen Kerle,“ meinte einer, „wollen nicht einſehen, daß jeder Kampf umſonſt iſt!“ — „Was liegt daran?“ erwiderte ſein Genoſſe; „man ſchießt ein paar Dutzend todt und dann iſt Alles gut!“ — Andere ſpielten, unbekümmert um das, was draußen vorging, Billard, oder witzelten beim Kaffee über die lezten Ereigniſſe. Ich konnte den bitterſten Unmuth nicht mehr bezwingen und ging fort. Nie hatte ich die unmittelbare Veranlaſſung des Kampfes und die Art der Fortſetzung deſſelben gebilligt, aber die Mannhaftigkeit der rohen Arbeiter, welche wie ein Edelſtein aus dem phyſiſchen und moraliſchen Schmuz hervorleuchtete, rührte mich auf's Tiefſte, um ſo mehr, da ſie den Einſatz eines verlorenen Spiels bildete. — Nicht lange, ſo hörte das Gefecht ganz auf, die Proletarier zogen ſich zurück und Jäger beſezten das Beändelbad, welches ſie rein ausplünderten. Durch die Nacht erſchallte nun der Siegesjubel trunkener Soldaten, die ihren Feldherrn ein lautes Hoch brachten.

Am Morgen lag eine bange Stille über der ganzen Stadt; trübe Blicke, finſtere Mienen, nur hie und da ein ſchadenfrohes Lächeln jener, denen der Sieg Windiſchgrätz willkommen war. Man ſah jeden Augenblick dem Einrücken des Militärs entgegen und hatte daher bereits eine Menge Waffen in's Gemeindehaus abgeliefert. Da erſcholl plözlich um zehn Uhr Vormittags die Kunde, die Ungarn ſeyen nah. Alles griff von neuem zum Gewehr; ſo leicht nimmt der Menſch ſeine Wünſche für Wahrheit! Man hörte auch in der That über der Simmeringer Heide dumpfes Rollen des Geſchützes, keineswegs aber ſo ſtark, daß es auf eine Hauptſchlacht deutete; allein ſchon ein Kanonenſchuß aus jener Richtung hatte genügt alles aufzuregen. Studenten ritten mit der Botſchaft durch die Vorſtädte, und einer davon kam auch nach St. Ulrich. Wie er nun mit lauter Stimme die nahe Befreiung verkündete, ergriff ein Schloſſer, in Wuth darüber, daß auf's neue für eine ungewiſſe Hoffnung das Wohl der Stadt eingeſezt werden ſolle, einen Stein, und der Student fiel von ſeinem Wurf tödtlich getroffen auf's Pflaſter. Das wüthende Volk ergriff den Mörder; er ſoll den Fauſtſchlägen erlegen ſeyn, ehe man noch eine Laterne erreichte, ihn aufzuknüpfen.

Trotz dem, daß man mit Windiſchgrätz wegen der Uebergabe bereits unterhandelt hatte, wurden die Bezirksches gezwungen Alarm trommeln zu laſſen. Bald darauf ging es wieder am Heinalſer Thor los. Auf der Gaſſe begegnete mir ein Tambour der Nationalgarde, den die Soldaten ſchon feſtgenommen hatten. „Wir haben geſiegt!“ rief er, die Schlegel luſtig in der Luft ſchwingend, dem Volke entgegen, „das Militär iſt theils gefangen, theils von der Linie verjagt!“

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Frau v. Bacharacht. — Journalistik. — Die Eisenbahn. — Todesfälle.

Von der Schriftstellerin Therese (Frau v. Bacharacht, geborne v. Struve) haben wir das nächste Buch aus Java zu erwarten, wohin sie mit ihrem Vetter und künftigen Gemahl, dem Obristlieutenant v. L. geht, sobald sie von ihrem jetzigen Gemahl geschieden seyn wird. Therese, die einst ausgezeichnet schön war, ist selbst jetzt, obschon den Fünfzigen nahe oder schon darin, noch immer hübsch zu nennen; ob sie aber dem mörderischen Klima Java's widerstehen wird, steht sehr dahin. Wie verlautet, soll ihr bisheriger Gemahl mit der von ihr gewünschten Trennung vollkommen einverstanden seyn, so daß die Gerichte wohl keine Schwierigkeiten machen werden, ein beiden Theilen gleich verhaßtes Band zu lösen. Da diese Angelegenheit durch unsere Presse schon vielfältig berührt wurde, glaube ich keine Indiscretion zu begehen, wenn ich derselben auch hier Erwähnung thue. Frau v. Bacharacht ist in der That eine sehr einnehmende Persönlichkeit, und es dürfte für viele Leser interessant seyn in Erfahrung zu bringen, was aus ihr geworden. — Das seither von einigen Tageblättern geübte Anzeigenprivilegium erlischt, nach einer Notiz im hiesigen „Freischütz," mit dem 1. Juli d. J. Man gibt sich allgemein der Hoffnung hin, daß es nicht erneuert und endlich Gerechtigkeit geübt werden werde. Im genannten Blatt wird dargethan, mit welcher Unverschämtheit seither dieses Privilegium ausgebeutet wurde. So zahlt man für die Zeile in der in starker Auflage verbreiteten „Kölnischen Zeitung" nur zwanzig Pfennige, während man hier das Doppelte, und sogar mehr für die Zeile berechnet, obgleich die Auflage der hiesigen Blätter nicht halb so groß ist. Und das mußte man sich gefallen lassen, weil kein anderes Blatt Anzeigen bringen durfte. Der politische Theil unserer „Nachrichten" war bisher ganz im Sinn und Geist der Reaktion und des krassesten Servilismus gehalten; seit einiger Zeit hat das Blatt einen den Anforderungen der Gegenwart entsprechenderen Ton angestimmt. Freilich saß den Besitzern das Messer an der Kehle, da die von Olshausen redigirte „norddeutsche freie Presse" mit jedem Tag mehr Terrain gewinnt. Obgleich das Blatt erst seit wenigen Monaten besteht, bezieht das Postamt des kleinen, kaum zweitausend Einwohner zählenden Städtchens Elmshorn bereits über fünfzig Exemplare, während vom „Altonaer Merkur," einem sehr alten holsteinischen politischen Blatt, nur sieben Exemplare, und von den „Nachrichten" kaum so viel abgesetzt werden. Da die „freie Presse" nun in Hamburg und Altona zugleich erscheint, haben die hiesigen Blätter sie als eine gefährliche Concurrentin zu betrachten und müssen sich wacker rühren, wenn sie sich nicht gänzlich überflügelt sehen wollen.

Das Sinken der Eisenbahnaktien, mit Ausnahme der Prioritätsaktien, deren Inhabern volle fünf Prozent garantirt sind, führt große Verluste für unsere Börse herbei. An eine Zinsenvertheilung für die gemeinen Aktien ist für das verflossene Jahr nicht zu denken gewesen und wird auch im laufenden nicht zu denken seyn. Noch vor einem Monat sanken diese Aktien bis auf die Hälfte und darunter, je einmal sogar auf sechs-und-vierzig Prozent herab. Seit Kurzem haben sie sich um zehn Prozent gehoben; aber man vertraut dem Stricken um so weniger, da jetzt von der Direktion Maßregeln ergriffen sind, die sie noch mehr entwerthen müssen. Die Preise für die Personenbeförderung sind nämlich nicht nur bedeutend erhöht worden, sondern sollen mit dem 1. Juli noch mehr erhöht werden, und zwar so, daß die Erhöhung dann an fünfundzwanzig Prozent beträgt. Bei den geschäftslosen Zeiten wird man dann an Vergnügungsfahrten wohl kaum mehr denken. Schon jetzt benutzen einer Menge Personen, die früher nur in der zweiten Klasse fuhren, die dritte, und da Jeder gern so wohlfeil als möglich fährt, wird dieses von angesehenen Personen gegebene Beispiel nicht ohne Nachfolge bleiben, so daß bald die zweite Klasse so viel leere Plätze darbieten wird als jetzt die erste. Ersparungen einzuführen ist sehr räthlich, nur sollte die Direktion damit beginnen, die eigenen überaus hohen Gehalte zu ermäßigen. Die Personenfrequenz, welche 1847 zwischen Hamburg und Berlin 618,946 Köpfe betrug, ist 1848 auf 523,145 herabgesunken, und namentlich haben die erste und zweite Klasse einen bedeutenden Ausfall gegeben. Werden nun die erste und zweite Klasse durch die Preiserhöhung noch weiter herabgedrückt, so sieht man nicht ein, woher im laufenden Jahre die fünf Prozent für die Besitzer der Prioritätsaktien genommen werden sollen; kurz, es steht sehr mißlich um das Unternehmen aus, wenn nicht mit der Vollendung der Zweigbahnen günstigere Verhältnisse eintreten sollten.

Die Millionäre unserer Stadt scheinen Abschied zu nehmen. In kurzer Zeit sind zwei derselben gestorben, Hartwig Hesse und Gustav Gumpel, beide Israeliten. Der erstere hat einen Theil seines Vermögens zu milden Stiftungen verwendet, was er um so eher konnte, da er unverheirathet und Mitglied einer es sich reichen Familie war. Der Ruf eines durchaus braven und menschenfreundlichen Mannes ist ihm in die Gruft gefolgt. Gumpel war der Sohn des Mannes, den H. Heine in seinem Gumpelino so unbarmherzig geißelte, und zwar aus purem Muthwillen, da es Tausende weit lächerlicherer Figuren gibt, als die des Verunglimpften war. Die hiesigen streng orthodoxen Israeliten verloren in ihrem geistlichen Beamten, Dr. Bernays, ihre beste Stütze. Er war Verfasser des so viel Aufsehen erregenden „biblischen Orients" und ein sehr gelehrter Mann, indeß, seiner religiösen Richtung wegen, der Fortbildung seiner Glaubensgenossen eher hinderlich als förderlich.

Dem Pfingstfeste sahen die Freunde der Ruhe und Ordnung mit einiger Besorgniß entgegen, da die untersten Schichten der Bevölkerung sehr aufgeregt waren und kurz zuvor einige Versammlungen zum Zweck der allgemeinen Volksbewaffnung und Durchführung der deutschen Grundrechte stattgefunden hatten, bei denen es sehr stürmisch herging. In der Regel ist es die der Gesammtbevölkerung überaus verhaßte Thorsperre, die dazu benutzt wird, einen Krawall hervorzurufen, und so war es auch dießmal am sogenannten Lämmerabend, einem Volksfeste am Freitag vor Pfingsten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 152. Dienſtag den 26. Juni 1849.

Etiamne saturni estis patriam malis, o viri, quibus neque virtutis nostrae neque infirmitatis vestrae in mentem venit, sed inconsulto impetu ac furore perditistis populum et civitatem?

Josephus.

Urbs non alias tantis infelicitatibus digna, quam quod talem progeniem edidit, a qua subversa est.

Id.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortſetzung.)

Nun bereitete man ſich, wenn noch vor Anlunft der Ungarn ein Sturm verſucht werden ſollte, zum kräftigſten Widerſtand. Die Alſer Vorſtadt wurde noch mehr verbarricadiet, feldſt gegen das Glacis hin, um den Rücken freizuhalten. Bewaffnete ſicherten jeden Zugang, die Trottoirs wurden aufgeriſſen und die Steinblöcke, damit die Stürmenden darüber ſtürzten, auf der Straße zerſtreut. Abends verhallte das Getöſe des fernen Kampfes; nur bisweilen wurden die dunkeln Nachtwolken vom Blitz einer Kanone erhellt, welchem lange hinterdrein der Knall folgt, ein Zeichen, daß in weiter Ferne gefeuert wurde. Vom Stephansthurm ließ man Raketen ſteigen, über dem Feld gegen Oſt flogen einige Leuchtkugeln empor, an den Wachtfeuern, die in allen Gaſſen der Vorſtadt brannten, ſprach man nur vom gewiſſen Siege des nächſten Tages.

Der 31. Oktober brachte zwar nicht die Ungarn zum erſehnten Entſatz, wohl aber ein Plakat von Windiſchgrätz, worin er ſich über die hinterliſtigen Angriffe, die während der Unterhandlung wider alles Kriegsrecht gegen ſeine Truppen gemacht worden, beſchwerte und zugleich angab, die Ungarn ſeyen von ihm zurückgeſchlagen, und damit falle jede Stütze des Aufſtands. Obwohl dieſe Kundmachung Vernünftigen jede weitere Hoffnung auf Erfolg des Widerſtandes benahm, wollten doch die Studenten, und was ihnen anhing, die Vertheidigung nicht aufgeben, und ſo begann an der Linie neuerdings der Kampf. Dieſer war jedoch im Allgemeinen längſt entſchieden und konnte durch die glücklichſten Einzelngefechte keine andere Wendung bekommen. Ein Arbeiter, dem man vorſtellte, dieſe Hartnäckigkeit bringe der ganzen Vorſtadt Verderben, antwortete kurzweg: „Was liegt mir daran? ich habe weder Haus noch Bett zu verlieren!“ — In Folge dieſer Plänkeleien wurden Granaten gegen den Wall geworfen, welche mehrere Bretterhaufen anzündeten, die bald in lichten Flammen auflohderten. Gegen Mittag wichen endlich die Vertheidiger, aus Beſorgniß für den freien Rückzug. Sie ließen in der Eile ein Geſchütz auf dem Wall ſtehen; dieſem ſpannte ſich ſpäter eine Schaar Gaſſenbuben vor und zog es mit großer Anſtrengung über das Glacis der Stadt zu.

Hier war Alles zum Widerſtand entſchloſſen, kecke Dirnen traten bewaffnet auf, von Ergebung durfte Niemand reden. Ein junger Mann, der einer herumſtreifenden Rotte die Niederlage der Ungarn mit aller Schonung erzählte, ſoll augenblicklich niedergeſtoßen, ſein Kopf abgehackt und auf ein Bajonnet geſteckt worden ſeyn. Um zwölf Uhr begann endlich auch noch die Glocke von St. Stephan Sturm zu läuten. Ein Student, der dazu durchaus keinen Auftrag hatte, ſezte ſie mit einigen Arbeitern in Schwung. So that in der Verwirrung jeder was er wollte; war ſchon früher in den Anſtalten weder Einheit noch Zuſammenhang, ſo hatten ſich jezt alle Bande gelöst und jede Spur verſtändiger Leitung ſchwand gänzlich. Nun eröffneten die Feldjäger aus den höhern Stockwerken der Leopoldsſtadt das Feuer gegen die Baſtei; dieſes wurde auf das lebhafteſte aus Gewehren und Kanonen erwidert. So vergingen zwei Stunden; nun erſt ließ das Militär aus dem

Schwarzenbergſchen Garten und den kaiſerlichen Stallungen mehrere Batterien groben Geſchützes wirken. Die Kanonade war ſo ſtark, daß die Häuſer bebten und die Fenſter ſplitterten. Raketen mit ihrem Feuerſchweife flogen im Bogenſchwung der Stadt zu, die Vertheidiger aber ſangen auf den Baſteien das Lied: Was iſt des Deutſchen Vaterland? — Vier Uhr mochte nicht fern ſeyn, da ſtiegen in der Gegend, wo die kaiſerliche Burg liegt, erſt dünne Rauchwolken, dann dichter Qualm auf; nicht lange, ſo ſchlugen die Feuerſäulen hell zum Himmel empor. Die Kanonade dauerte ununterbrochen fort, noch immer ſtiegen Raketen und Granaten; das Schießen der Vertheidiger verhallte dagegen wie das ſchwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners.

Bei andrechender Dämmerung hörte die Kanonade großentheils auf und das Militär verſuchte nun den Sturm auf das Burgthor. Die Vertheidiger machten gar keinen Verſuch, die eingedrungenen Croaten duech einen raſchen Bajonnetangriff wieder hinauszuwerfen, ſondern entflohen in rathloſer Verwirrung. Die Soldaten erreichten ohne Hinderniß den Hof. Dort iagen im Gebäude des Kriegsrathes die wenigen polniſchen Lanciers, welche man mit den Pferden der ungariſchen Nobelgarde beritten gemacht hatte. Ein Beamter wollte einen davon, weil er mit deſſen Eltern befreundet war, dadurch retten, daß er ihm ſeine Kanzleikleider zur Flucht anbot. Der Jüngling ſchiug es aber aus; er wolle Leben und Tod mit ſeinen Genoſſen theilen. So erwarteten alle ernſt und ſchweigend, wie es Männern im Unglück ziemt, ihe Schickſal. Das Militär entwaffnete ſie und ſperrte ſie bis auf weiteee Verfügung in den Keller. Dann drang eine Abtheilung über den Rennweg in das Zeughaus, wo eine Schaar Mobilgarde die Wache verſah. Als dieſe des Militärs anſichtig wurden, ſchrien ſie wie am Spieße ſteckend um Pardon. Nachdem man ihnen die Gewehee genommen, führte man ſie in die Heumarktkaſerne, den vorläufigen Aufbewahrungsort für alle Gefangenen. Der Theil der Vertheidiger, dee entwedee nur gezwungen gekämpft oder die Luſt zum weitern Widerſtand verloren hatte, warf jezt die Musleten weg, ſo daß die Straßen überall mit Waffen beſäet waren. Manche zogen überdieß die Montur aus und ließen ſie am Weg liegen. Andere zerteümmerten in Wuth die Gewehre, weil ſie die Demüthigung nicht ertragen wollten, dieſelben vor ihren Feinden zu ſtrecken. Ein anderer Theil wurde in jener Betäubung, welche den Menſchen nach gewaltigen Ereigniſſen, gegen die ſeine Kraft nichts vermag, zu lähmen pflegt, entwaffnet und gefangen.

(Der ſchluß folgt.)

Die römiſchen Banditenweiber.

(Fortſetzung.)

Im Winter von 1830 auf 1831 waren in Rom und in den Legationen häufig politiſche Unruhen. Eines Abends hatte Robert mehrere Künſtler und Kunſtfreunde bei ſich, als in Folge einer Unvorſichtigkeit junger franzöſiſcher Akademiker auf Trinita de' Monti ein Aufruhr in der Gegend der Akademie ausbrach und ſich unter Roberts Fenſtern hinzog. Da fragte einer der Gegenwärtigen, was zu thun ſey, wenn die Thüren eingeſchlagen würden. Statt aller Antwort eilte Robert in's Nebenzimmer und brachte alsbald eine Menge Waffen heraus: lange und kurze Flinten, Piſtolen, Säbel, kurze und lange Meſſer u. ſ. w. Er veetheilte ſie unter ſeine Freunde, die nun keine Sorge mehr hatten; aber die Römer kamen nicht.

Der Peozeß gegen die Räuber ſchleppte ſich langſam fort, der päpſtlichen Regierung aber koſtete die Erhaltung der Sonniner und Sonnineeinnen bedeutende Summen. Daher beſchloß ſie den Gefangenen in Termini einige Freiheit zu geben. So wurde zuerſt den Frauen und Kindern erlaubt, bettelnd in den Straßen hernmzuſchweifen, dann wurden nach und nach einige Männee auf ihe Wort herausgelaſſen. Dieſe ſchönen Räuber in ihren maleriſchen Lumpen, mit dem durch Kraft und Schönheit gleich imponirenden Ausdruck, ihre königlichen Frauen in Bettlerkleidern und ihre Kinder voll Anmuth erregten in Rom allgemeines Aufſehen und Intereſſe. Dazu kam die bald zur Heidengeſchichte weedende Erzählung von ihren Räubeethaten. Des Romulus Nachkommen iſt bis auf den heutigen Tag anzumerken, welches Handwerk ihre Ahnen getrieben; ſie haben die Hand noch immer am Eiſen, Raub und Meuchelmord entehren nicht wie bei uns in den Ländern des Geſetzes und der Ordnung. Das Mädchen aus dem Volk findet an ihrem Geliebten etwas Heldenmäßiges, wenn er blutigen Abenteuern im Gebirge nachgegangen iſt, und Robert veeſicherte ſelbſt oft genug, die meiſten dieſer Banditen haben gewiſſe primitive gute Eigenſchaften, eine Art Würde; es ſeyen im Geunde ganz gute Leute. Dieſe Anſicht läßt ſich in Rom beim Geliebten einer ſchönen Sonninerin wohl begreifen.

Die Verwüſtung Sonnino's halle weſentlich dazu beigetragen, das Inteeeſſe an den veetriebenen Einwohnern dieſes Orts noch mehr zu erhöhen. Bald fanden ſie auch ein einträgliches, oft angenehmes Gewerb, auf das ſie Roberts Studien in den Teemini hingewieſen hatten; ein Gewerb, wodurch ſie überdieß eine gewiſſe aritiſtiſche Stellung in der Kunſt-

hauptſtadt der Welt gewannen. Sie wurden die geſuchteſten Modelle für Maler und Bildhauer. Wohl mochte die Regierung merken, daß bei dieſer Modellſchaft viel Erotiſches mit unterlaufe; ſie kannte aber auch den großen Mangel an guten Modellen in Rom und drückte deßhalb ein Auge zu. Allerdings ließ ſie einige Sonninerinnen einſtecken und die andern mußten ſich bei dem Direktor der franzöſiſchen Akademie Modellcertifikate verſchaffen. Man wußte ſich aber zu helfen; mehrere Künſtler nahmen die ſittlichſten, d. h. die ſchönſten, in Dienſt. So war Maria Grazia, die merkwürdigſte dieſer Sonniniſchen Frauen, bald wie zu Haus bei Schnetz, ihre Schweſter Teresina bei Robert. Während Grazias Mann am linken Bein den eiſernen Zwangsring trug und ein kümmerliches Leben führte, zuerſt im Caſtel St. Angelo, dann in Porto d'Anzio, wandelte ſeine ſchöne Frau ſtolz, junoniſch durch die Straßen Roms und machte das Glück der Malerwerkſtätten. Sie war der eigentliche Typus der Räuberweiber, prächtig von Geſtalt und Haltung, auf dem Kopf reiches, dichtes, rabenſchwarzes und glänzendes Haar, wohlbeleibt, mit einem Ausdruck von Stolz, etwas Gebieteriſches in Auge und Bewegung.

Ihre jüngere Schweſter Teresina ſtand im friſcheſten Glanz der Jugend; ſie hatte etwas mehr Feinheit und Milde in den Zügen, war aber nicht ſo impoſant wie die Grazia. Man hätte ſie für ein ſchönes Stadtmädchen im Coſtüm der Ciocciara halten können. Ciocia heißt bekanntlich die Sandale der römiſchen Gebirgsbewohner, ein ſtarkes Leder mit Bindfaden unter den Fuß gebunden und am Bein befeſtigt; daher Ciocciaro und Ciocciara, ein Ausdruck, der in die römiſche Malerſprache übergegangen iſt.

Dieſe Modelle aus den Termini blieben jedoch nicht die einzigen in Rom. Die päpſtlichen Carabinieri machten fortwährend Streifereien gegen die Räuber in's Gebirg und brachten ſie mit ihren Frauen und Mädchen ein. Die Männer wurden im Caſtel St. Angelo und in Civita-Vecchia eingeſteckt, die Frauen ſtanden Modell. Für Robert und Schnetz zeigten die Banditen und ihre Weiber ſchon in den frühern Jahren ſo große Anhängtichkeit, daß dieſe beiden Künſtler in den Gebirgen, mitten unter den Räubern, ſicher herumgehen konnten. Später fanden ſie auf die Empfehlung aus Kaſtel St. Angelo und den Termini die gaſtfreundlichſte Aufnahme im Gebirg. Man trug ſie gleichſam auf den Händen, wo andere nur den Tod gefunden hätten.

Jene zwei Schweſtern waren Töchter eines Jägers, ein Handwerk, das dem eines Räubers auf ein Haar gleicht. Maria Grazia war 1797, Teresina 1802 geboren. Beide waren bei ihrer Verheirathung erſt fünfzehn Jahre alt. Grazia heirathete einen jungen Menſchen von ſiebzehn Jahren, Namens Marco Caſparechio, ſeines Zeichens ein Schäfer. Damals (1812) wohnte am Abhang des Gebirgs ein Landeigenthümer, Mattia Caputti, der die Ciocia oder die claſſiſchen Sandalen des römiſchen Bauers nicht trug. „Er ackert in Schuhen," d. h. er iſt reich, hieß es bei den Banditen. Ihn feſtnehmen, knebeln und in's Gebirg ſchleppen, war Eins. Er mußte ſich mit hundert Piaſtern löſen, eine für jene Gegend große Summe, die ſeine Frau nur durch den Verkauf ihrer Kleinodien aufzubringen vermochte. Nun begann die Vendetta. Mattia kannte die Banditen wohl und ging ihnen überall nach. Endlich traf er ſie alle drei in einer Schenke. Zwei tödtete er auf der Stelle, der dritte entkam. Einer der Getödteten war der Mann Maria Grazias, mit dem ſie erſt ſeit ſieben Monaten verheirathet war; der Entkommene aber war ihr Vetter Gregorio. Nun beſtand Vendetta zwiſchen dieſem und Mattia.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Halle, Juni.

Die Cholera.

Nach längerer Abweſenheit kehrte ich geſtern Morgen nach Halle zurück. Wie leer, wie ſchweigend, ja wie ausgeſtorben fand ich die ſonſt ſo bunt bevölkerte Stadt! Die Cholera, die ſchon das ganze Jahr hindurch, jedoch nur ſporadiſch, aufgetreten war, hatte ſich plötzlich wie ein Gewappneter auf die ſchreckenerfüllte Bevölkerung geſtürzt und forderte täglich einen furchtbaren Tribut an Menſchenleben. Der Tod, der ewige Gleichmacher des Menſchengeſchlechts, hielt ihr ſeit einigen Tagen eine Zeitpredigt über das Thema: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die lauter noch als Kanonendonner in die tauben Ohren gellt und auch ihre Wirkung nicht zu verfehlen ſchien. „Zieht noch ſo trennende Schranken, überhebt euch noch ſo ſehr Einer über den Andern, vor meiner Sichel ſeyd ihr Alle gleich wie ein Halm dem andern, Herr oder Knecht, arm

Digitized by Google

oder reich. Aber verſucht es, mir in mein Amt zu greifen! verſucht es, ſelbſt die Rolle des Gleichmachens zu übernehmen, das wechſelvolle Leben in den einförmigen Tod zu verwandeln! Es wird euch nicht gelingen! Reißt alle Schranken nieder, ſtoßt alle Throne um, macht alle Aedelt und alle Genüſſe gleich; obgleich der älteſte Communiſt, ſpotte ich doch eures Communismus, indem ich den Einen früh, den Andern ſpät von der Arbeit rufe und dem Einen dieſen, dem Andern jenen Lohn auszahle." So predigte wenigſtens mir der Tod beim Anblick der beiden Leichenzüge, die unter dem dumpfen Geläute aller Glocken — es war Sonntag Morgen — ſich mir entgegenbewegten, als ich eben vom Bahnhof aus die Stadt betreten hatte. Der erſte Sarg, mit ſchwarzem Sammt überkleidet, war der eines Erwachſenen und wurde von Halloren getragen und begleitet, die in langen ſchwarzen Strümpfen und Schuhen, den dreieckigen Hut auf dem Kopf und den Todtenmantel um die Schultern geſchlagen, langſam einherſchritten, lauter hohe, herkuliſche Geſtalten. Die dichte Reihe dicker, ſilberner Knöpfe, womit ſtets die Benſt der Halloren beſetzt iſt, und die ſilbernen Schnallen an den Schuhen leuchteten als die einzigen Hoffnungsſterne in der Todesnacht des völlig ſchwarzen Aufzugs. Der zweite Sarg, der auf ein Kind ſchließen ließ, war weiß und mit Blumen geſchmückt, und von Bürgern in gewöhnlicher ſchwarzer Kleidung getragen. Es ſchien, als ob die Halloren, die ſonſt ausſchließlich die Leichen zu beſtatten pflegen, nicht mehr ausreichten, um dieſes Amt zu verwalten. Auffallend war mir das geringe Gefolge und daß ſämmtliche Träger und Begleiter der Särge Cigarren rauchten, wahrſcheinlich um durch den Rauch den Krankheitsſtoff von ſich fern zu halten. Ich trat in ein nahes Lokal und forderte das Wochenblatt, um mich über die Tagesneuigkeiten zu unterrichten. Nichts als Todtenliſten; keine Ankündigung von Volksverſammlungen oder Beluſtigungen. Geſtern ſtarben über ſiebzig Perſonen, in der letzten Woche gegen fünfhundert; da kommt wöchentlich auf ſechzig Menſchen ein Todter. Wenn das ſo fortgeht, wird bald die halbe Bevölkerung der Stadt hingerafft ſeyn; man braucht nicht erſt einen Barrikadenkampf zu veranſtalten, damit ſie etwas lichter werde. Einige bekannte Namen wurden mir genannt, die bereits nicht mehr zu den Lebenden gehörten. Cito mors ruit, dachte ich, und ging weiter, die Leipziger Straße entlang. Eine kleine Anzahl Neugieriger hatte ſich hier vor einem Hauſe verſammelt, vor welchem ein Leichenwagen mit hebräiſcher Inſchrift hielt. Alſo auch Jakobs Soamen, der ſo laut ſeine Emancipation von jeglichem Drucke verkündet, muß dieſem Zwingherrn einen außerordentlichen Tribut bezahlen. Ja, ja, ob Jude oder Chriſt, vor dem Tode ſind Alle gleich wie vor den Grundrechten des deutſchen Volks. Faſt ſollte man auf den Gedanken gerathen, die Cholera ſey ein kleines poetiſcher Verſuch zur Durchführung derſelben. Auf dem Markte angelangt, ſah ich wieder zwei leere Särge an mir vorübertragen; ſonſt war der große Marktplatz leer. Die Hauptwache am ſogenannten rothen Thurm, der ſich alleinſtehend mitten auf dem Markte erhebt, war ſpärlich beſetzt. Das meiſte Militär war aus der Stadt fortgezogen; vor den Geſchoſſen eines ſolchen Feindes muß auch der tapferſte Soldat retiriren. Ich trat in das Haus eines Bekannten, der mir auf der Stiege mit den Worten entgegenkam: „Eben iſt die Cholera bei uns eingezogen; vor einigen Stunden erkrankte der Miethsmann und iſt in dieſem Augenblicke geſtorben." Ich verließ ſo ſchnell als möglich das Leichenhaus, aber wohin ich kam, überall Trauer oder Furcht und Schrecken.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Juni.

(Fortſetzung.)

Thorſperre. — Fremde. — Falſchmünzerei.

Die zu dieſem Volksfeſte aus dem Thore geſtrömte Menge drang mit Gewalt gegen das zum Behuf der Sperreinnahme geſchloſſene Steinthor und ſuchte es zu ſprengen; durch Oeffnung deſſelben kam man dem zuvor und die eben noch ſo aufgeregten Volkshaufen ſtrömten jubelnd in die Stadt hinein, wo weiter keine Exceſſe verübt wurden. Es iſt nicht zu begreifen, weßhalb man an ſolchen Abenden nicht freiwillig die Sperre aufhebt, wodurch der Stadt bedeutende Koſten erſpart würden, die durch das Zuſammenberufen der Bürgerwehr und andere Vertheidigungsanſtalten allemal in Ausſicht ſtehen, zumal die Erfahrung uns gelehrt haben ſollte, daß man den ſolchen Gelegenheiten dem Volkswillen am Ende doch nachgeben muß, wenn man es nicht etwa vorzöge, die aufgeregten Maſſen niederkartätſchen zu laſſen. Dahin ſind wir aber, dem Himmel ſey gedankt! noch nicht gekommen.

Unſere Stadt hatte während des Pfingſtfeſtes viele diplomatiſche Beſuche; es ſchien ſich das geſammte Geſandtſchaftsperſonal aus Hannover, der ruſſiſche, bayeriſche, franzöſiſche und engliſche Geſandte Rendezvous im Hôtel de l'Europe gegeben zu haben. Der Andrang von Fremden war während der Feſttage überhaupt ſo groß, daß unſere Hôtels ſämmtlich überfüllt waren. Man muß alſo Hamburg, trotz des Geſchrei's vom Gegentheil, doch auch für einen ſichern Ort halten, und dem iſt in der That ſo. Zwar fehlt es auch hier nicht an anarchiſchen Gelüſten, zwar wird die Menge von Zeit zu Zeit durch Demokraten in eine fieberhafte Bewegung geſetzt; allein allem Getreibe der Art ſtellt ſich unſere über alles Lob erhabene Bürgerwehr wie ein Fels entgegen, und wie ſie nach der einen Seite dem reaktionären Gelüſte mit der größten Entſchiedenheit entgegentritt und eine vernünftige Freiheit will, vertheilt ſie nach der andern die Anarchie mit Muth, Kraft und Beſonnenheit. Nur mit dem neugewählten Oberſten, Nicol, einem Manne nach preußiſch-militäriſchem Zuſchnitt, dürfte es bald zu Conflikten kommen, da er zu Uebergriffen geneigt ſcheint. So ſoll es den Redaktionen unſerer Tagblätter den Befehl zugeſchickt haben, nichts auf die Verſammlungen der Mitglieder der Bürgergarde ſich Beziehendes in die Spalten ihrer Blätter ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß aufzunehmen, und wenn dieſe Nachricht ſich beſtätigt, dürfte ſein Regiment bald ein Ende finden. Eine Bevormundung der Art würden ſich die freigeſinnten Männer nie gefallen laſſen; auch wäre das ja wieder ein Aufleben der Ceaſue.

Das Publikum wurde ſeit einiger Zeit durch das häufige Vorkommen falſcher preußiſcher Thaler beunruhigt. Endlich iſt es der Wachſamkeit der Polizei gelungen, den Falſchmünzer zu entdecken. Dieſer, mit Namen Deeper, ſpielte den Lumpenhändler, ein bei uns einträgliches Geſchäft, und hatte ſeine Wohnung in einem unſerer Gänge genommen, wo er unbemerkt lebte und durch ſein vorgebliches Geſchäft Gelegenheit fand ſeine ſelbſt fabrizirte Münze in's Publikum zu bringen. Wie ſich jetzt herausſtellt, iſt er ſchon früher wegen Falſchmünzerei beſtraft worden. Die von ihm gemachten Thaler ſind ſehr täuſchend den ächten nachgebildet und beſtehen aus einer Compoſition von Blei, Zink u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 153. Mittwoch den 27. Juni 1849.

The fortune of us, that are the moon's men, doth ebb and flow, like the sea, being governed, as the sea is, by the moon: now in as low an ebb, as the foot of the ladder, and by and by in as high a flow, as the ridge of the gallows.

Shakespeare.

Die römiſchen Banditenweiber.

(Fortſetzung.)

Indeſſen machte die ſchöne Wittwe allen jungen Leuten der Umgegend den Mund wäſſerig, und mehrere Freier drängten ſich auf einmal um ſie. Der Glückliche war endlich Francesco Nardelli, ein Köhler, bekanntlich in Italien ein mit Räuberei nahe verſchwiſtertes Handwerk. Auch ſagte ſeine Frau von ihm: „Mein erſter Mann war ein Lamm, der zweite ein Tiger.“ Ein Jahr nach ſeiner Verheirathung erhielt Nardelli von ſeiner Bande den Auftrag, in Terracina einen Denuncianten aufzuſuchen und zu tödten. Als dieß geſchehen war, mußte er in's Gebirg flüchten und auch dort bleiben, denn eben begannen die eifrigen Streifereien der Carabinieri gegen Sonnino und die Verwüſtung des Orts. Maria Grazia, die eben ihr Kind ſtillte, und Thereſina wurden Nachts aufgegriffen, von ihrem Lager geriſſen und nach Rom in die Termini geſchleppt. Jene war damals drei-und-zwanzig Jahre alt, Thereſina achtzehn.

Letztere hatte ſich ſchon drei Jahre vor der Verwüſtung Sonninos verheirathet, und zwar mit jenem Mattia Caputi, der indeſſen Wittwer geworden war, mit dem Mörder ihres erſten Schwagers, der mit Vetter Gregorio in Vendetta ſtand. Mattia erhielt von der Regierung den Auftrag, mit ſeiner Frau in's Gebirg zu gehen, um da mit den Banditen zu unterhandeln. Sie machen ſich auf; in einem engen Gebirgspaß begegnet ihnen Gregorio, der ſchnell mit dem Meſſer auf Mattia losſpringt; dieſer aber hält ihn mit den Worten zurück: „Keine Vendetta mehr! wir ſind jetzt Verwandte; Thereſina iſt meine Frau!“ Damit ändert ſich ſogleich die Scene. Sie umarmen ſich und kehren zuſammen nach Rom zurück. So iſt dieſe römiſche Banditenwirthſchaft oft eine ſchlechte Nachahmung des Ritterthums.

Während dieſe Verſöhnung vor ſich ging, war Nardelli, Maria Graziaʼs Mann, noch immer im Gebirg (battersi alla montagna, oder andar alla montagna, heißt dort das Banditenhandwerk treiben); er war bei Sonninos Verwüſtung nicht mit aufgegriffen und nach Rom gebracht worden. Ein Jahr darauf lieſt er an einer Kirchenthür das päpſtliche Amneſtiedekret für die ſich unterwerfenden Banditen. Stehenden Fußes geht er hinunter, um ſich zu unterwerfen; als er aber ankommt, iſt die für die Amneſtie beſtimmte Zeit vor einigen Stunden abgelaufen; man ergreift und feſſelt ihn, als wäre er mit den Waffen in der Hand gefangen worden. Sein unbändiges Wüthen iſt umſonſt. Während ſeine Frau in den Termini für Robert Modell ſteht oder ſitzt, wird der Bandit in Ketten nach Porto d'Anzio geführt. Dieß iſt der Grazia gerade recht, ſie hat kein Mitleid mit ihm, ſondern ſagt in ihrem gemeinen Styl: »Tanto meglio per questo cazzaccio, che è venuto ad arrendersi! Fosse arrivato cento anni prima!« — „Als man ihn feſtnahm,“ erzählte ſie ſpäter, „war ich noch in den Termini; hier bewunderten Alle meine Tugend, mein Tiger hört aber, daß bei uns die gefangenen Weiber an den Fenſtern mit Männern ſprechen und Modell ſtehen. Wüthend vor Eiferſucht bricht er ſeine Ketten, kommt nach Rom, ſchleicht um unſer Haus in der Abſicht mich zu ermorden; glücklicherweiſe fängt man

ihn wieder ein und ſchleppt ihn auf fünf Jahre in ſeinen vorigen Gewahrſam." — Nun ſollte man glauben, daß eine von ihrem Mann mit dem Meſſer bedrohte Italienerin nue an Rache denke. Nichts weniger; Römerinnen ſind in Liebe wie in Haß wandelbar. So wie ſie aus den Termini entlaſſen war, ging ſie von Zeit zu Zeit nach Porto d'Anzio und verſöhnte ſich mit ihrem Tiger. Sie bat ſogar in Rom, man möchte ihn in ihre Nähe bringen. Sie petitionirte mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Sie verlangt ihren Nardelli zurück, ſie geht den Monſignore von der Polizei an, die Kardinäle, den Papſt, ja, wie ſie ſagte, ſie hätte deßhalb an den lieben Gott ſchreiben laſſen, wenn die Poſt ſo weit gegangen wäre. Endlich erhielt ſie auf Verwendung des franzöſiſchen Geſandten, des Herzogs von Montmorency, ſo viel, daß Nardelli von Porto d'Anzio in das Kaſtel St. Angelo gebracht wurde. Er hatte damals nur noch achtzehn Monat Kettenſtrafe auszuſtehen, ja, bei dem Verhältniſſe ſeiner ſchönen Frau zu Cardinälen, Monſignori's und Geſandten konnte er darauf rechnen, daß beim nächſten Kirchenfeſt dieſe Strafe noch um Einiges verkürzt werden würde. Unglücklicherweiſe erließ aber damals Papſt Leo XII. ein ſcharfes Edikt, wodurch Alle, die Räuberei getrieben, auf Lebenszeit nach Civita-Vecchia in die Eiſen gebracht werden ſollten.

So ging es auch Nardelli. In der Verzweiflung greift er zum Aeußerſten, beredet ſich mit einem andern muthigen Sträfling, und beim Holzmachen im Gebüſch tödtet Jeder ſeinen Wachſoldaten; ſo entkommen ſie, ſchwimmen über die Tiber, ohne alle Nahrung machen ſie des Nachts vierzig Millien und werfen ſich wieder in's Gebirg bei Terracina, wo bereits ein Preis auf ihre Köpfe geſetzt iſt. Der mit Nardelli entkommene Sträfling war ein Lieutenant des oben erwähnten berüchtigten Banditen Gaſparone von Sonnino. Es bildete ſich eine neue Bande, die zwei Jahre lang bei Itri und Fondi und in den pontiniſchen Sümpfen geraubt und gemordet hat. Von den römiſchen und neapolitaniſchen Carabinieri fielen viele unter ihren Kugeln. Endlich aber vereinigten ſich beide Regierungen zu einem Hauptangriff. Die Banditen wurden umzingelt, eingeſchloſſen und immer enger zuſammengedrängt; ſie verloren immer mehr Leute, bis am Ende nur noch wenige übrig waren. Die Carabinieri ſahen endlich den bereits ſchwer verwundeten Gaſparone in die Knie zuſammengeſunken, wobei er noch ſeine lange Flinte auf einen Felſen legte und eben losdrücken wollte. Da erreichte ihn der Tod mit einer durch die Bruſt ziſchenden Kugel. In demſelben Augenblick ſtürzte vom Felſen ein Fichtenſtamm herunter, an den ſich Nardelli angeklammert hatte. Zerſchmettert und halb todt wurde er aufgehoben, gefeſſelt und nach Mola di Gaëta geführt. Die neapolitaniſchen Gensdarmen forderten nun von der päpſtlichen Regierung den ausgeſetzten Preis von hundert Piaſtern; da zeigte es ſich aber, daß Nardelli ein Neapolitaner war. Die päpſtliche Regierung bezahlte nun nichts, dem Banditen aber ſtand in Gaëta die Hinrichtung bevor.

(Schluß folgt.)

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortſetzung.)

Unterdeß wüthete das Feuer ohne Hinderniß fort. Es war ein Anblick voll grauenvoller Majeſtät, wie die Flammen emporflatterten und den Thurm der Auguſtinerkirche umſpielten. Die Kupferdächer glühten ſo hell, daß das Auge kaum den Glanz ertragen konnte. Ein dumpfes Getöſe, ſie ſtürzten ein, und weithin wirbelten rothe Funken auf. Der Stephansthurm mit dem Goldknopf ſtieg wie eine Rakete in die ſchwarze Nacht empor, ſo ſtark beleuchtete der Feuerſchein eine Seite deſſelben. Gegen neun Uhr wurde der Brand, welchem die ſiegreichen Soldaten endlich Löſchmittel entgegen ſetzten, ſchwächer und verglomm allmählig. Aus der glühenden Aſche ſtieg eine lichte Rauchwolke, bis auch dieſe verſchwand.

Auf dem Glacis ſtanden überall Gruppen von Zuſchauern, welche ſich, je nachdem ſie die Geſinnungsähnlichkeit zuſammengeführt, verſchieden ausſprachen. Einigen war es nichts als ein Spektakel, nur ein bischen großartiger, als man es ſelbſt in der beſten Zeit auf der Bühne ſehen konnte; andere berechneten den Vortheil, welchen die Handwerke aus einem Neubau ziehen müßten; andere bedauerten, daß die herrlichen Kunſtwerke und ſeltenen Naturalien, welche der Sammelfleiß von Jahrhunderten dort aufgeſpeichert, zu Grunde gehen ſollten. Eine Schaar Arbeiter betrachtete mit verſchränkten Armen den Brand; der Ausdruck ihrer Mienen zeigte heimliche Freude, welcher ſie keine Worte liehen; nur wenn da oder dort etwas einſtürzte, deutete irgend einer darauf hin und die andern lächelten voll Hohn. Dieſe Leute waren in dem furchtbaren Nachtſtück, welches ſich vor unſern Augen entfaltete, im eigentlichen Sinn des Wortes die hiſtoriſchen Perſonen. Von den Zuſchauern, wie ich ſie beobachtete, hatten nur wenige ein Bewußtſeyn von der Bedeutung des

Brandes, der dem Kaiser in der Burg seiner Ahnen aufloderte.

Es scheint der Mühe werth, ein Streiflicht auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Dynastie und Volk fallen zu lassen. Anfangs hieß es immer, Kaiser Ferdinand habe den besten Willen, seine Unterthanen zu beglücken; wenn er sich in den Mitteln vergreife, sey das die Schuld seiner Rathgeber, die sein gutes Herz mißleiteten. Jenes ursprüngliche Verhältniß von Vater und Kindern, das die Geschichte Oesterreichs in so schöner Gemüthlichkeit zeigt, wirkte noch fort. Wenn Jemanden aus dem Herrscherhaus, so verfolgte die Erzherzogin Sophie entschiedener Widerwille; man sagte ihr allgemein nach, sie allein wolle den stolzen habsburgischen Thron, rechts, den fanatischen Clerus, links die übermüthige Aristokratie, auf dem Nacken der Völker aufrecht erhalten. Aber rasch schlug die öffentliche Meinung um. Die Flucht des Kaisers befreite Zungen, welche bisher die Scheu vor dem altehrwürdigen Herkommen gezügelt hatte. Man schilderte ihn mit immer grelleren Farben, fast wie einen Tiberius, der bisher mit guter Miene bei schlechtem Spiel den Völkern Freiheiten gegeben, welche ihm die Furcht abgepreßt, und sich dann, mit schlauer Berechnung des Augenblicks, geflüchtet, damit nur auf seine Diener, nicht auf ihn selbst die Schuld fluchwürdiger Ereignisse falle. In jenen Tagen, wo das einbrechende Unglück die Leidenschaften vieler fast zur Raserei steigerte, hörte man häufig solche und noch andere Reden, die schwerlich irgendwo eine Parallele finden als in der furchtbarsten Zeit der französischen Revolution.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Schluß.)

Die Wasserkunst. — Kunst und Wissenschaft.

Mit unserer mit so großen Kosten erbauten Staatswasserkunst will es noch immer nicht fort, und das aus verschiedenen Gründen höchst unbelebte Bauwerk stellt sich mehr und mehr als gänzlich verfehlt heraus. Jeden Augenblick stockt das Getriebe, springen die Leitungsröhren oder senken sich, so daß das Wasser durchsickert; kurz, das ganze Werk ist, statt ein Segen, wie es seyn sollte, ein Fluch für die Stadt durch die Summen, die es fortwährend noch verschlingt. Daß die Oertlichkeit einer Anlage der Art nicht entgegen sey, zeigt die mit der Staatswasserkunst concurrirende eines Privatmanns, die, mit weit geringern Mitteln in's Leben gerufen, Alles leistet, was man nur wünschen kann. Der so allgemein gehaßte Schöpfer unserer Stadtwasserkunst und mehrerer anderer mißglückten, sehr theuern Werke, der englische Ingenieur Lindley, weilt noch in unserer Mitte. Sollte er sich vielleicht der Hoffnung hingeben, sich seiner noch vom Staate verwendet zu sehen, so dürfte er sich täuschen; selbst seine eifrigsten Gönner und Beförderer würden das nicht für ihn wagen. — Auch mit unserer Gasbeleuchtung sind wir noch immer nicht in Ordnung und die Gesellschaft von englischen Spekulanten, welche sie übernommen hat, dürfte eine tüchtige Schlappe erhalten, indem die Anlage von vornherein nicht gut scheint. Ueberdieß hat die Gesellschaft jeden Augenblick Prozesse mit Privaten zu bestehen, indem letztere sich übervortheilt glauben und erst nach gegen sie erhobener Klage, oder unter Umständen gar nicht zahlen.

Wie die Natur sich immer unempfindlich dem Individuum gegenüber zeigt, so geht sie auch jetzt, unbekümmert um all das Elend, das unter den Menschen herrscht, ihren Gang fort. Die allergünstigste Frühlingswitterung verheißt einen außergewöhnlichen Erndtereichthum, und selten sah man die Saaten in solcher Ueppigkeit prangen. Es wird indeß auch viel Getreide mehr als sonst nöthig seyn, nicht weil ungewöhnlich viel verzehrt, sondern weil durch den Krieg so viel vergeudet wird. Wenn man übrigens jetzt die Herzogthümer bereist und nicht gerade den Kriegsschauplatz betritt, so sollte man meinen, man lebe im tiefsten Frieden, und obgleich so viele rüstige Männer im Kriege sind, fehlen doch dir zum Anbau des Bodens erforderlichen Arbeitskräfte nicht; jeder thut etwas mehr als sonst, und so geht Alles gut.

Es sey mir erlaubt noch einige Worte über Kunst und Wissenschaft zu sagen. Von den Künsten wird fast nur die dramatische hier geliebt und geübt; wir haben weder hervorragende Poeten, noch Maler, noch Bildhauer u. s. w.; hier geht Alles nur noch Brod. Werden künstlerische Anlagen bei einem werdenden Menschen entdeckt, so ist man in der Regel beflissen sie zu unterdrücken, und so werden denn fast nur Musik und Schauspielkunst geliebt und mit einigem Eifer getrieben. — Wenn die Direktionen der jetzt vereinigten Theater schon im vorigen Jahr einen schweren Stand hatten, so muß es ihnen in diesem noch schlimmer ergehen. Alle Zugmittel sind überdieß verschöpft; alle berühmten Tänzerinnen und Sängerinnen haben Beine und Kehlen schon so oft auf den Brettern, die die Welt bedeuten, in Bewegung gesetzt, daß es kaum noch einen Lumpensammler gibt, der die Lind nicht gehört, Fanny Elsler oder gar die Taglioni nicht gesehen hätte; und wer sollte sich bei diesen beidlosen Zeiten wohl noch zum Nachmalssehen des bereits Gesehenen verleiten lassen? Gehen doch die meisten Menschen bei solchen Gelegenheiten nur in's Theater, um sagen zu können: „ich habe die und die auch gesehen oder gehört;“ denn der wirkliche Kunstsinn ist sehr dünn gesät. Die jetzige Direktion wendet alle ihr zu Gebot stehenden Mittel auf, um das Institut vor dem Untergange zu bewahren; ich fürchte aber, daß alle Mühe vergebens seyn wird, da das Interesse für die Begebenheiten auf der großen Weltbühne jedes andere verdrängt. Dazu tritt nachgerade ein sehr fühlbarer Mangel an neuen Bühnenstücken ein, da einestheils die Dramatiker seit längerer Zeit schon entmuthigt waren, anderntheils sich Keiner zu Kunstproduktionen jetzt aufgelegt fühlen kann, da diese in dem aufgeregten Meere der Weltbegebenheiten unbeachtet vorüberschwimmen

würden; auch ſchweigen alle unſere Dichter. Aehnlich geht es mit der Wiſſenſchaft; Keiner bekümmert ſich darum, Keiner iſt aufgelegt, ſich Kenntniſſe zu ſammeln, ſich in ſeinem Fache beſonders hervorzuthun. Wenn ein furchtbares Gewitter die Natur erſchüttert, ſchweigen alle Stimmen, ruhen alle Kräfte in Erwartung des kommenden Unheils und der Zerſtörung.

Halle, Juni.

(Schluß.)

Die Cholera. — Schulpforte. — Klopſtock. — Manteuffel.

Einen andern Bekannten traf ich in Todesangſt wegen ſeiner Frau, bei der ſich die erſten Spuren eines Unwohlſeyns einſtellten. Ein dritter Freund, den das ſchreckliche Geſpenſt angefaßt, aber wieder losgelaſſen hatte, ſah noch ganz hohlwangig und mattherzig aus. Einige Straßen, wo die Würgerin beſonders hauste, waren ganz abgeſperrt. Alle öffentlichen Lokale, das Muſeum, die Conditoreien, die Bahnhöfe fand ich leer, die Dampfwagen höchſt ſpärlich beſetzt. Nachmittags ſah ich auf dem Thüringer Bahnhof ein Häuflein Studenten beiſammenſitzen; aber keiner hatte wie ſonſt ſein Seidel Bier vor ſich ſtehen; es wurde geraucht und höchſtens eine Taſſe Kaffee getrunken. Von ihnen erfuhr ich, daß kaum noch hundert und fünfzig Studenten ſich in der Stadt aufhielten, alſo kein Viertel der ganzen Studentenſchaft. Die übrigen hatten, eben aus den Pfingſtferien zurückgekehrt, wieder das Weite geſucht, obſchon der Prorektor einem Anſuchen, die Univerſität zu ſchließen, nicht gewillfahrt.

Daß bei dieſer allgemeinen Calamität die Luſt zu politiſiren oder gar zu krakehlen ganz verſchwunden iſt, begreift ſich. Man hört nichts von Politik, und wo ſich eine einzelne Stimme hören läßt, iſt es eine Stimme des Unwillens, nicht mehr über das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel und ſein neues Wahlgeſetz, ſondern über den deutſchen Süden, der unter dem Vorwand eines Kampfes gegen die octroyirte Verfaſſung Deutſchland die Republik octroyiren wollte. Was ich Ihnen in meinem letzten Briefe ſchrieb, daß ſich in der Provinz Sachſen wenig vernünftige Leute und noch weniger verführte Rekruten oder Landwehrmänner für die in Frankfurt gegebene Verfaſſung erheben würden, beſtätigt ſich vollkommen. Wohin ich gekommen bin, hat Frankfurt die letzten Sympathien verloren, beſonders ſeit Kleinfrankfurt ſich in Stuttgart niedergelaſſen. Niemand beneidet Sie um dieſe Gäſte, und Sie ſelbſt werden erſt hinterher ganz ermeſſen, ob ſie willkommen oder unwillkommen waren. Uns hier im Norden erſcheint es als ein wahnwitziges Unterfangen, daß eine kleine Partei im Süden ganz Deutſchland Geſetze vorſchreiben und aufdrängen will. Ich fürchte, die letzten Scheitte des Rumpfparlaments, wenn ſie nicht auch dort decaquirt werden, machen den Riß zwiſchen Nord und Süd größer als je zuvor. Beſonders das Militär brennt vor Verlangen, den ſo oft vom Süden den Preußen angethanen Schimpf blutig zu rächen. War es bisher lächerlich, wenn man von einer verthierten Soldateska ſprach, ſo könnte doch durch einen gewaltſamen Zuſammenſtoß der Parteien und beſonders durch einen Kampf zwiſchen Nord und Süd eine ſolche in kurzer Zeit herangebildet werden. Ich habe einzelne Aeußerungen aus dem Munde von Soldaten vernommen, die ein Grauen in mir erregten, ſo wenig ich auch ſonſt ein Freund der heutigen Humanität bin. Es ſcheint, das deutſche Volk lernt nichts aus der Geſchichte, weil es nicht auf ihre Warnungen hört. Es muß erſt durch eigenen Schaden klug werden.

Miniſter Manteuffel wird von Vielen gehaßt, weil ſie ihn fürchten, von Andern nur, weil ſie ihn verkennen. Jedenfalls iſt er ein Ehrenmann, auch wenn Herr von Vincke es uns nicht öffentlich in Frankfurt bezeugt hätte, und was ich Ihnen hier über den Mann mittheilen werde, möchte ein ebenſo ehrenvolles Zeugniß für ihn ſeyn als jenes. Das Mitzutheilende iſt ein Fund, der für manchen Ihrer Leſer gewiß Intereſſe haben wird. — Vor einigen Tagen befand ich mich in Schulpforte in der Bibliothek, die ſich in einer Seitenkapelle der Kirche befindet. Dort werden auch ſämmtliche Valedictionen und Abiturientenarbeiten aufbewahrt, welche die Pförtner bei ihrem Abgange aus der Anſtalt niederzulegen pflegen, und die oft in dickleibigen Abhandlungen in lateiniſcher, griechiſcher und hebräiſcher Sprache und in poetiſchen und proſaiſchen Anſprachen in deutſcher, engliſcher, franzöſiſcher und andern Zungen beſtehen. Mein Freund, der Bibliothekar, hatte mir unter andern eine ſieben-und-ſechzig Folioſeiten lange Arbeit aus Klopſtock gezeigt, über die epiſche Poeſie in lateiniſcher Sprache, eine declamatio, qua poetas epopoeiae auctores recenset Fridericus Gottlieb Klopstock anno MDCCXLV die XXI. Septembris, die mit den Worten ſchließt, in welchen Klopſtock auf ſeinen Meſſias anſpielt: »Tum tandem, Porta, hujus nimistime et nutrix et testis oculata felix sis teneroque hos alumnos Tuus sinu foveas. Tui saepe nominis recordabor piusque Teque tanquam illius operis matrem, quod Tua in ampinxa meditandi incipere quaeso sum, recolam, venerabor.« Darauf nannte er mir unter andern mehreren bekannten Namen, die aus der Pforte hervorgegangen, auch den Manteuffels. Wir ſuchten nun deſſen Valediction auf und fanden etwas unter den gegenwärtigen Umſtänden wirklich Merkwürdiges. Voran ſtand unter der Ueberſchrift: „An Gott," der Pſalmvers: „Herr, du erforſchest mich und kennest mich!" darauf folgte eine poetiſche Anſprache „an den König" in drei Strophen, die ich wortgetreu herſetze.

„Ich trat hinein in dieſe hohen Hallen
Und Elternſorge mich nicht mehr umfaßt;
Nur ſchrecklich ſchien das Loos für mich gefallen,
Der Knabe trug ſchon mühvoll ſeine Laſt,
Da ward im Schooß der Pforte ich geborgen,
Der König ſelbſt vollzieht die Vaterſorgen.

So unter meines hohen Königs Walten
Iſt ſechsmal mir der Lebenskreis vollbracht.
Der Herrſcher ließ das Leben ſich geſtalten
Zu Freud' und Wonne nur. Was ich gedacht,
Was ich gethan, was ich erſtrebt, errungen,
Des Königs Sorge iſt's, nicht mir gelungen.

Und ernſthaft jetzt, wie feierlichen Schlägen,
Klopft mahnend ſtreng das Leben an die Pfort',
Es winkt zu hohem Ziele mir entgegen,
Die Thne ertönet ihm im Loſungswort
Ich muß hinaus in's wildbewegte Leben,
Dem König Dank und That und Kraft zu geben.

Unter dem Uebrigen zeichneten ſich noch folgende Diſtichen „an die Freunde" aus:

Angſtvoll ſchwerze ich jetzt beim Abſchiedsworte der Freunde,
Denn ich Gegengruß nimmer zu ſagen vermag.
Denn die ein inniges Sehnen mir einſt hier freundlich verbunden,
Alle von unſerm Bund ſcheiden ſie heute mit mir.
Einer nur bleibet zurück, dem ich einzig mit einziger Liebe
Ganz mich geweiht, und ach! — hier auch gebricht's mir am Wort.

Ich war überraſcht, als ich jenes Gedicht an den König und beſonders den wie eine erfüllte Weiſſagung klingenden Schluß las. Der Mann iſt keine gewöhnliche Bureaukratenſeele, der als Jüngling ſo dachte und dichtete. Er iſt ein Mann geworden, der ſeen von aller Halbheit und Zaghaftigkeit auch die ſchwierigſten Aufgaben, die ihm zugefallen, erfaßt und zu Ende führet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 154. Donnerſtag den 28. Juni 1849.

Dans les cafés, oyez les disputes criardes, bavardes et sottisières: des rimeurs échauffés, d'épais bourgeois qui commentent longuement une gazette inutile. Cette pétulance de langue est si familière aux Parisiens, que chaque table de café a son parleur. Mercier.

Das Café d'Orſay.

Wer hat von den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und nicht auch vom Café Procope gehört? Das Café Procope war der Club der Revolutionäre vor der Revolution. Rouſſeau, Diderot, d'Alembert, ſelbſt Voltaire zuweilen, wenn er gerade in Paris war, kurz all die ſchöngeiſtigen Zimmerleute, die rüſtig daran arbeiteten das alte Haus der europäiſchen Geſellſchaft abzutragen, ohne daß ſie deßwegen, mit Ausnahme Rouſſeaus, viel darum ſich kümmerten, wie der künftige Neubau ausſehen würde, kamen in dem Café Procope zuſammen, frühſtückten, aßen zu Nacht, ſpielten Schach, erzählten Anekdoten, logen Abenteuer, kritiſirten die Schriften und Bilder des Tags, verleumdeten ihre Gegner, bewarfen ſich gegenſeitig mit ſchlechten und guten Witzen und ſprachen über den Fortgang ihres Zerſtörungswerks. Das Café Procope war aller Wahrſcheinlichkeit nach eine finſtere Spelunke, ein Ort, wie er für derlei philoſophiſches Verſchwörungsgeſindel vortrefflich taugte; denn heutzutage, wo es, obgleich nicht viel mehr als ein Studentencafé, von manchen Fortſchritten unſeres comfortſüchtigen Jahrhunderts profitirt und ein ziemlich faſhionables Aeußeres erhalten hat, iſt es doch gegen andere Anſtalten ſeiner Klaſſe, namentlich gegen das Café d'Orſay, eine wahre finſtere und enge Hölle.

Das Café d'Orſay iſt ein Café Procope unſerer Zeit. Heutzutage gelten die Philoſophen nichts mehr; ihr Werk iſt gethan. Die Politici ſind an ihre Stelle gerückt; die Journaliſten und die fünf-und-zwanzig Frankenmänner ſind die Größen des jetzigen Frankreichs, und von dieſen Größen haben viele das Hauptquartier ihrer Mußeſtunden im Café d'Orſay aufgeſchlagen.

Das Café d'Orſay iſt nur einen Sprung von der Nationalverſammlung und ſtößt beinahe an das Gebäude, wo der Staatsrath ſich verſammelt. Von dem Inſtitut iſt es auch nicht ſehr entfernt, und wer weiß nicht, daß die Akademiker faſt alle in den trüben Waſſern der Politik mehr oder weniger Fiſchfang treiben? Zum Kriegsminiſterium iſt die Reiſe auch nicht groß, und ſeitdem auch die Soldaten des allgemeinen Stimmrechts theilhaftig geworden, iſt das Heer ein wichtiger Faktor des politiſchen Lebens geworden. Außerdem iſt es ja bekannt, daß in den Reihen der Staatsmänner, die im Parlament an der Aufrechthaltung des Friedens um jeden Preis arbeiten, eine ziemliche Anzahl von höhern Offizieren ſtehen, und die goldenen Epauletten nicht bloß, ſondern auch die wollenen ein Patent für den Eintritt in die Nationalverſammlung geworden ſind. Dem Café d'Orſay gegenüber liegen die Finanzen, und wer an heißen Sommertagen außerhalb des Cafés an einem der kleinen Tiſche, die längs den Fenſtern aufgepflanzt ſind, ſich niederläßt, ſieht am Ende des Horizonts, wenn ſein Auge nicht gar zu kurz iſt, das große ſteinerne, im Boden unentwurzelbar feſt geankerte Schiff, auf dem der Miniſter des Seeweſens ſeine Flagge aufgezogen hat.

Es iſt daher ganz natürlich, daß viele Leute, die ſich mit Politik beſaſſen oder mit der Politik in näherer oder weiterer Verbindung ſtehen, in dieſem Café zuſammentreffen und bei einer Taſſe Thee oder Kaffee, bei einem Beefſteak oder einer Cotelette, bei einem Gläschen Cognac oder Madera die Fragen, die ſich

Digitized by Google

aus den täglichen Nachrichten über die Weltſtellung ergeben, mit mehr oder weniger Nachdruck erörtern. Was für die Börſe das Café Tortoni, wo bekanntlich von den Matadorrn der Stockjobberei die Hauptgeſchäfte des Mammontempels vorbereitet werden, das iſt das Café d'Orſay dem Anſchein nach für die Nationalverſammlung. Ich ſage dem Anſchein nach, denn wird auf dem Quai d'Orſay Vormittags oft ſehr laut und hitzig beſprochen, was Nachmittags im Palais Bourbon vorkommen ſoll, ſo wird doch nichts entſchieden, nicht einmal etwas eingeleitet. Manche Idee, die auf der Rednerbühne ſich breit macht, mag allerdings dort bei dem Klang von Gabel und Meſſer ausgeheckt werden, manches Strategem dort erſunden worden ſeyn, aber eine Parole wird im Café d'Orſay nicht gegeben, und alle Beſprechungen, die dort ſtatt finden, tragen einen weſentlich ditettirenden Charakter an ſich. Das Café d'Orſay iſt kein Club, ſondern nur einer der bedeutendſten Tummelplätze verrinzelter Meinungen in Paris. Dieſe Meinungen werdrn oft ſehr energiſch, hie und da ſogar mit einer Energie verfochten, die den minder ſtreitſüchtigen Beſuchern des Cafés beſchwerlich fällt. Doch iſt keine Lebensgefahr dabei.

Nur einmal wurde die Sache ernſter. Es war am 23. Februar 1848, am Vorabrnd drr Rvolution. Guizot war entlaſſen, ganze Straßrn waren feſtlich beleuchtet, der Ruf, es lrbe der König, lirß ſich auf den Boulrvards und in den reichern Stadttheilen allenthalben hören, von den elyſeiſchen Feldern bis zum Pontnruf ſchirn Alles verſöhnt, abrr in den entfernteren Gegenden baute man von neuem Barrikaden und die revolutionäre Partei ſchickte ſich an, den liberalen Freudenrauſch zu einem rntſcheidenden Schlage zu denützrn. Ihre Sendlinge waren überall; auch im Café d'Orſay fehlten ſie nicht. Einer derſelben, da es ihm ſchien, daß die Entlaſſung Guizots einen für die Plane ſeiner Partei gefährlich guten Eindruck hervorgebracht, ſuchte zu beweiſen, Guizot ſey nicht entlaſſrn, die Nachricht ſey eine Erfindung. Er glaubte kein Wort von dem, was er ſagte, allein er vrrtheidigte ſein Thema mit einem ſo gut grſpielten Ausdruck der Ueberzeugung, und die revolutionäre Wuth, die in ihm kochte, gab ihm ſo mrrkwürdige Sophismrn ein, daß ſich die Umſtehenden richtig von ihm einreden ließen, Guizot ſey nicht entlaſſen, und über die heilloſe Perfidie Louis Philipps in drohende Flüche ausbrachen. Ich kannte den Mann ſchon lange und kannte ihn als rinen höchſt braven, ja gutmüthigen Menſchen, aber dir Rolle, die er an dieſem Abend ſpielte, empörte mich. „Wie," fuhr ich ihn an, „wie könnrn Sie doch ſo ſchändlich lügen!" — „Ich lüge nicht!" — „Sie lügen; Sie ſind nicht ſo einfältig, um zu glauben, was Sie ſagen." Darauf gab er mir keine Antwort und fuhr zu demonſtriren fort. Ich ſuchte zu beweiſen, daß er uns lauter Unſinn auftiſche, aber er ließ mich nicht reden, ſondern fiel mir beſtändig in's Wort, und da ihm eine ſehr gute Lunge zu Gebot ſtand, konnte ich im Peroriren nicht mit ihm wetteifern. So viel hatte ich jedoch erreicht, daß er in ſeiner Wühlrrei nicht fortfahren konnte, indem ich ihn mit meinen Einwürfen fortwährend beſchäftigte. Das war ihm nicht recht, und er machte daher den Verſuch mich aus der Gruppr zu entfernen. Er packte mich zu dieſem Ende am linken Arm und zog mich gewaltſam gegen die Straße. Ich aber widerſtand und die Umſtehenden legten ſich zu meinen Gunſten ernſtlich in's Mittek; nur verlangten ſie, ich ſolle den Andern ruhig ſprechen laſſen. Urber dieſen Punkt entſpann ſich neuer Strelt, und ich weiß nicht, wohin er geführt und wie lang er gedaurrt hätte, wäre er nicht plötzlich unterbrochrn worden durch den Ruf: „Es geht von neuem los! Es geht von neuem los! Sie ermorden uns! Nach den Boulevards!"

(Fortſetzung folgt)

Die römiſchen Banditenweiber.

(Schluß)

Kaum erfährt Maria Grazia, daß es mit Rardelli aus ſry, ſo bekommt ſie Luſt ſich wieder zu verheirathen. Sie erlundigt ſich ſogar, ob es keln Mittel gebe die Hinrichtung zu beſchleunigen. »Morta la bestia, morto il veneno,« ſagt ſie in ihrer rohen Weiſe. So geht ſie auf Piazza Barberina, wo die öffentlichen Schreiber ſitzen, läßt ſich eine Bittſchrift an den franzöſiſchen Geſandten aufſetzen, und begibt ſich dann in vollrm Koſtüm und Schmucke in das Hôtel deſſelben. Portier und Bediente machen Miene ſie nicht hinauf zu laſſen, werden aber auf die Seite geſtoßen, und ſie dringt zum Hrrzog. „Ich bin's, die Grazia," ſagt ſie; „ich bitte Sie um Gerechtigkeit gegen die neapolitaniſche Regierung, die kein Ende zu machen weiß und mich ſchmachten läßt." Was nun zwiſchen der ſchönen bittenden Frau und dem Geſandten vorgegangen, läßt ſich nicht ſagen. Die Nachricht von der Hinrichtung Rardrlli's kam aber immer noch nicht und der Grazia ging dir Geduld aus. Damals konnte ſich in Rom verheirathen, wer wollte, weil unter Papſt Leo XII. die Ehe zur Beförderung der Sittlichkeit auf alle Weiſe erleichtert wurde. Papiere, Todtenſchein und Einwilligung der Eltern waren durchaus nicht mehr nothwendig. Es

fand ſich eine alte Frau, die vor Obrigkeit und Zeugen erklärte, ſie habe von einem Barkenführer ſagen hören, Nardelli ſey todt. Dieß genügte. Grazia nahm alſo den dritten Mann, einen gewiſſen Kimerly aus Böhmen, Hutmacher in Rom. Die Banditenfrau ging ſomit zu einem ganz bürgerlichen und friedlichen Gewerbe über.

Maria Grazia lebte noch 1847 in Rom und ſtand noch Modell in der franzöſiſchen Akademie. Es iſt möglich, daß ſie ſich auch in der römiſchen Inſurrektion von 1848 und 1849 auf ihre Art in den dortigen Blutſcenen ausgezeichnet hat. — Ihre ſchöne, finſtere Schweſter Tereſina ſtarb ſchon 1839. Beide haben Leopold Robert und Schnetz bei vielen Gemälden als Modelle gedient. In der Galerie des Palais royal in Paris iſt ein Knieſtück der Grazia von Schnetz unter dem Namen der „Banditenfrau.“ Auf dem Bilde deſſelben von der Kindheit Papſt Sixtus V. ſieht man eine junge Frau, die der Wahrſagerin das Händchen des Kindes hinhält; das iſt Tereſina; ebenſo in Roberts neapolitaniſchem Improviſator die Frau zu den Füßen deſſelben. Faſt auf allen Bildern Roberts kommt Tereſina vor. Juſtina, die Schweſter jenes berüchtigten Räuberhauptmanns Gaſparone, war auch ein herrliches Modell. Die Abenteuer ihres Lebens ſind nicht weniger anziehend als die jener beiden Schweſtern. Noch ein anderes jüngeres Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, die von Banditen geraubt und ſpäter mit den andern Sonninern gefangen und nach Rom geſchleppt wurde, diente Robert in den Termini als Modell für eine ſeiner beſten Studien, die er dort in Lebensgröße für Lord Kinnaird malte. An ihrem Hals bemerkte man eine Narbe, die Robert auf dem Bilde wiederholte, zum Andenken an den heldenmüthigen Widerſtand, den ſie den Räubern im Gebirg entgegengeſetzt.

Man rühme immerhin dieſe romaniſche Frauenſchönheit, die zum ſonnenhellen, aber auch ſonnenverbrannten Lande paßt, die Frauen mit dem Ausdruck von Muth, Kraft und Leidenſchaft in der ſchönſten Form; man rühme immer dieſen Viragotypus, dieſe potenzirten Junonen, Dianen, dieſe drachen- und ſchlangenvertrauten Medeen! Ich lobe mir germaniſche Frauenſchönheit, deren mildem Ausdruck auch alle großen Maler Italiens, ſelbſt Raphael, zugethan waren, die Züge, worin ſich Sanftmuth mit Gefühl, Jungfräulichkeit mit kindlicher Luſt und Unbefangenheit, Blumenduft mit Schmetterlingsgoldſtaub einigt. Ich habe Maria Grazia, Tereſina, Juſtina und manche andere in und außer dem Modellſaal geſehen, ich habe ſie bewundert, aber ſie haben mein Herz kalt gelaſſen. Hätte es aber auch bei ihrem Anblick warm werden wollen, ſo hätten trotz des Reizes melodiſcher Sprache ein paar Aeußerungen dieſer Weiber eine dicke Schneedecke darauf gelegt.

Aus der Zeit.

1.

Schwer ſey die Welt jezt, meinſt du, zu betrügen,
Verbraucht ſey jeder Rank und jede Rolle,
Und wer von neuem ſie beſtricken wolle,
Der müſſe ſie mit Neuem auch vergnügen.

Du irrſt, mein Freund. Greif zu den alten Lügen,
Damit ſie dir den alten Beifall zolle;
Zeigt dir das Feld nicht ſtets dieſelbe Scholle?
Wozu denn anders als die Väter pflügen?

Du kannſt ihr doch ja keinen Honig reichen,
Von dem ſie nicht Jahrtauſende ſchon äße,
Wenn er auch niemals Sättigung ihr ſchaffet.

Die Menſchen ſind der Mücke zu vergleichen,
Die gierig ſauget aus dem Giftgefäße,
Das ihre Schweſtern tückiſch hingeraffet.

2.

Du ſahſt die Menſchen jüngſt an großen Tagen:
Sie blickten alle nach demſelben Ziele;
Sie waren Eins und waren doch ſo Viele,
Denn Jeder ſchien ſich ſelber zu entſagen.

Bald hat ſich, ach! der edle Bund zerſchlagen,
Raſch ging es wieder in dem alten Style,
Der alte Trug herrſcht in dem neuen Spiele,
Und nach ſich ſelbſt nur hör' ich Jeden fragen.

Du prieſeſt laut die weißen Blüthenbäume,
Und weil ſie die erſehnte Frucht nicht brachten,
Willſt du ſie jezt wie morſches Holz verachten.

Verachte, Knabe, nichts als deine Träume,
Die von der Menſchheit wechſelvollem Leben
Dir ein ſo thöricht falſches Bild gegeben.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(ſ. Nro. 124—129)

Trient.

Trient überraſchte mich durch ſeine breiten und geraden Straßen, die großen maſſiven Häuſer, einige recht ſtattliche Plätze, die ſeundliche Bauart, und überhaupt durch ſein behäbiges Ausſehen. Es hat ſchon etwas einigermaßen Großſtädtiſches. Ich hatte es mir, als alten Sitz des Katholicismus, viel dunkler und winkliger gedacht. Es war Sonntag und mein erſter Gang aus dem Hôtel in die Kirchen. Ich beſichtigte zuerſt den von außen ſehr ſtattlichen Dom, der freilich nach verſchiedenen Bauſtylen componiert (der hintere Theil iſt gothiſch, die Hauptfaçade neurömiſch, die Kuppel könnte man byzantiniſch nennen), dennoch als Ganzes, nebſt dem dazugehörigen großen Platze und einem Springbrunnen von ziemlichem Kunſtwerth, einen recht günſtigen Eindruck macht. Das ziemlich ſchmackvolle Innere entſpricht dem Aeußern; ein ſehr ſchwächliches Orgelſpiel während der eben abgehaltenen Meſſe verjagte mich aber bald. Ich eilte nun nach Santa Maria maggiore, einem etwas modernifizierten, übrigens auch ſehr zierlichen und geſchmackvollen Bau aus rothem Marmor, mit danebenſtehendem ſchlankem Glockenthurm und einer auf hohem Piedeſtal ruhenden Bildſäule der Maria aus neueſter Zeit. Bekanntlich war dieſe Kirche der Schauplatz des Tridentiner Concils. Ueber dem Haupteingange fällt auch dem Eintretenden zwiſchen zwei großen gemalten weiblichen Figuren, der Zucht (disciplina) und dem Glauben (fede), über welchen ein Kreuz und die Worte: In hoc signo Ecclesia vincet, die ſtolze Inſchrift in's Auge: Sacra limina ingressus — intra quae postremum — Spiritus sanctus — Deus aeternus munificus — Solator ecclesiae catholicae — Per consilium magnam legitimam — Oracula effudit — Quisquis es — Mitte tibi praeoptare — Nicaeam, Constantinopolim — Ephesum, Chalcedonem — Lugdanum, Viennam, Constantiam, Florentiam — Roma ipsa hoc nomine — Tibi par, non major dabit. — In dieſer Kirche befindet ſich denn auch die berühmte Orgel, welche nach der Trientiner Wunſch ihres Gleichen in der Welt nicht finden ſollte, weßhalb ſie, wie man ſagt, den Erbauer blenden ließen. Er aber ließ ſich noch einmal hinfahren, unter dem Vorwande, etwas nachbeſſern zu müſſen, und zertrümmerte mit einem Fußſtoß das Werk, ſo daß man es nur mit Mühe wieder herſtellen konnte. Während der Wandlung in der Meſſe ſpielte der Organiſt zu meinem Erſtaunen die Arie Casta diva aus Norma, am Schluſſe des Gottesdienſtes gar einen Marſch mit Janitſcharenmuſik, welche ein Regiſter des Werkes ſelbſt lieferte. Ueberhaupt hatte dieſer ganze Gottesdienſt etwas ſehr ſinnlich Heiteres. Die Predigt war italieniſch; der Prediger, ein ältlicher Mann mit wohlwollenden und gefälligen Geſichtszügen, trat in einem ziemlich bunten Koſtüm auf: weiße Tunica, gelbe Stola, blaues Halstuch, rothe Buſenſchleife. Beim Auftreten und nach dem Schluſſe der Predigt ſchwenkte er ſein Käppchen dreimal rechts und links mit geziemender Verbeugung. Die Predigt war über das Evangelium vom Jüngling zu Nain. Er las zuerſt das Evangelium lateiniſch vor, explanirte es dann noch einmal italieniſch, und ging hierauf zu ſeinem Thema über. Weil der Jüngling zu Nain jedenfalls ſeine Mutter ſehr lieb gehabt habe, ſo wolle er von der Kindesliebe reden, die er als amore rispettuoso, obbediente und operativo ſehr geſchickt und eindringlich behandelte. Er ſprach ſein Italieniſch ſehr rein, ſo daß ich ihm Wort für Wort folgen konnte, freilich mit dem Bedauern, daß wenn das Italieniſche in Trient zur Kanzelſprache erhoben werde, das deutſche Element in dieſer Stadt vollends ganz verdrängt werden müſſe. Man hört aber auch ſelten in der Stadt ein deutſches Wort, und ſelbſt die Namen der Straßen und Plätze, die Schilder der Handwerker und Gaſthöfe, Alles iſt italieniſch. Es iſt ſchon früher und mit Recht über dieſes Vorrücken der italieniſchen Sprachgrenze geklagt worden, und die kürzlich in Trient für die Sache Italiens ſich kundgebenden Sympathien hängen damit zuſammen. Auch das Koſtüm der Frauen iſt ſchon mehr nach italieniſchem Schnitt. Sie tragen große Kämme, über welchen die Haarflechten breit und glatt hinaufgeſchlagen ſind, dazu ſchon häufig den Zendale, einen ſchwarzen oder weißen Schleier. Von dem göttlich Liederlichen, was Heine den Tridentinerinnen nachrühmt, habe ich nichts wahrgenommen. Die Männer haben die gewöhnliche europäiſche Tracht. Von der netten Tiroler Nationaltracht iſt hier keine Spur mehr.

Von Santa Maria Maggiore machte ich noch einen Gang durch die Stadt, und nach dem jetzt außerhalb des Thors liegenden ehemaligen fürſtbiſchöflichen Palaſt, Buon conſiglio geheißen, der gegenwärtig nur noch als Kaſerne dient. Ich bewunderte und verwunderte mich über die üppigen Freeken des ſtattlichen Treppenhauſes, halbnackte Weiber in ziemlich freivolen Stellungen, die mir gar nicht in den Palaſt eines Kirchenfürſten zu gehören ſchienen. Dicht über der alten Reſidenz liegt die Kapuzinerkirche, von deren Vorplatz man die ſchönſte Ausſicht über ganz Trient hat. Namentlich präſentirt ſich hier der Blick über die Etſch ſehr maleriſch. Unweit davon befindet ſich auch eine kleine Oſterie, wo man für vier Kreuzer ein Seidel trefflichen Weines koſten kann. Nachdem ich nun alle dieſe Herrlichkeiten verſucht, eilte ich in mein Hôtel zurück, um einer Table d'hôte zu genießen, die nicht eben beſonders, aber ziemlich theuer war. Nachher, da nun einmal die Kirchen in Trient das Intereſſanteſte ſind, noch auf einen Sprung in die kleine, aber ſehr geſchmackvolle Jeſuitenkirche. Hier hörte ich ein Stück deutſche Predigt. Der Redner, ein ſchmächtiger, blaſſer, wie mir ſchien etwas verwachſener junger Mann, ſprach über daſſelbe Evangelium, wie der Frühprediger, und wollte auseinanderſetzen, was geiſtiger Tod und was geiſtiges Leben ſey, doch wartete ich die Ausführung nicht ab. Ein wunderſchönes Madonnengeſicht neben mir zerſtreute mich etwas; auch harrte ſchon der Stuhlwagen, der mich nach Roveredo führen ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr 24

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 155. Freitag den 29. Juni 1849.

— Quis eladem, quis funera fando
Explicet, aut possit lacrimis aequare laborem?
Virgil:

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

II.

Dee erste und zweite Novembee vollendeten die Unterweefung Wiens. Nun begegnete man auf jedem Schritte Soldaten, weiche auf eine nicht immer höfliche Aet sich als die Gebieter zu erkennen gaben. Stadt, Vorstädte und Land waren durch dreifachen Truppenkordon von einandee abgesperrt. Der fieberhaften Aufregung folgte gänzliche Abspannung, viele krochen bereits auf ekelhafte Weise voe den Ueberwindern, und Wien bewies hinlänglich, daß es trotz allen pomphaften Proklamationen wenig Anlage zu einem zweiten Saragossa habe. Weil es sonst nichts mehr zu schauen gab, strömte die neugieeige Menge dem Leichenhof zu, um die Gefallenen zu betrachten, manchee auch, der Angehörige vermißte, im bangen Vorgefühl dieselben doet zu finden. Die Todten lagen in vier Reihen auf dem schmutzigen Boden ausgestreckt, von Beschauern so umringt, daß ich es vorzog zu warten, bis der Platz, auf welchem Drängen und Stoßen so wenig ziemte, leerer würde. Auf dieses Wogen und Treiben blickten vom Narrenthurm nebenan die Jeren herab, einige blaß und schweigend, andeee schwatzend und faselnd, bisweilen ein gellendee Schrei, dem schallendes Gelächtee folgte; es wae eine schreckliche Scene. Am widerlichsten waren aber hier die Weiber, und nicht bloß der unteesten Klassen. Oft mit Kindeen auf dem Arm, drängten sie sich überall vor und hielten gerade bei Leichen, voe dereu gräßlicher Verstümmlung selbst dee Arzt gern das Auge abwandte, wie Aasfliegen ihren lauten Markt.

Nach einee Weile gelang es mir nähee zu kommen. Nur mit einem flüchtigen Blicke musterte ich die Opfer; meine Bemeekungen darüber seyen eben so flüchtig. Es waeen ihrer mehe als vieehundert, und fast alle hatten die Wunden vorne. Es wae ein höchst sonderbaeee Fall baeuntee, auf welchen mich einer der anwesenden Professoren der Medicin aufmerksam machte. An dee Oberseite des Schultergelenks einer Leiche steckte eine Kanonenkugel der Art zwischen Haut und Fleisch, wie es sonst nur mit Flintenkugeln der Fall ist. Bei oberflächlicher Besichtigung wae nirgends eine Schußwunde bemerkbae, erst später entdeckte man vom Mundwinkel gegen die Wange einen Riß, weicher sich aber durch die Todtenstarre geschlossen hatte. Die Kugel war gewiß schon ganz matt, als sie das Gebiß durchschlug, und senkte sich dann unter dee Haut des Halses zu der Stelle, wo sie jezt iag. — Mehrere Leichen zeigten die Spuren schrecklicher Mißhandlung, andere mit blauen aufgedunsenen Gesichtern hatten noch den Strick um den Hals, zwei, Mann und Weib, lagen verlohlt, ein Aschenhaufen, daneben Kopf und Oberleib. Meistens waren es junge Männee; der Ausdruck des Gesichts wies darauf hin, daß sie im Kampfe gefallen, die Brauen finster gefaltet, die Faust krampfhaft geballt, dee Mund halb offen; mir wae als hörte ich jene Worte des römischen Dichters: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Doch genug von diesen Gräueln. Ich ging auf die Landstraße, wo der Banus sein Heeriagee hatte. Als ich diese Croaten mit den asiatischen Gesichtern und halb orientalischen Trachten erblickte, wae es mir, als sey ich um Jahrhunderte in die Zeit der Türkenkriege zurück versezt. Die Gruppen, welche überall

neben den Gewehrpyramiden vor den Häusern hockten, lassen sich leichter malen als schildern. Da waren Kerle, an Brust und Schultern so mächtig gebaut, wie ich es sonst nur in den Thälern meiner Heimath zu sehen gewohnt war. Die meisten waren im besten Mannesalter, die Wangen von der Witterung gebräunt, falkenartig kühne Augen, in denen etwas scharf Lauerndes lag; die breiten Backenknochen deuteten auf die slavische Race. In diesen Körpern sprach sich eine Naturkraft aus, welche die geschichtliche Zukunft dieser halbwilden Stämme ahnen ließ. Meistens trugen sie rothe Mützen und braune Kittel, fast wie der Lodenrock der Tiroler Bauern, die Brust unbedeckt, an den Füßen Sandalen, ungefähr wie die der Bettelmönche. Am ausgezeichnetsten war die Tracht der Leibgarde des Banus, der Seressaner. Ihre rothen Mäntel glichen auffallend den Gewändern, welche in manchen deutschen Kirchen die Meßner tragen, wenn sie mit dem Klingelbeutel herumgehen. Die Stelle der Weste vertritt häufig ein zottiger Peiz, die bauschigen blauen Hosen reichen bis an's Knie, wo sich knappe Strümpfe mit bunter Stickerei anschließen. Die Mitte des Leibes umschlingt ein breiter Gurt, fast wie ihn die bayerischen Oberländer tragen; es stecken aber Pistolen darin und ein türkischer Dolch. Der Griff desselben ist meistens von Bein, nicht selten mit Malachit oder Amethyst besetzt; die Chargen tragen das Port d'epée daran. Was übrigens den bekannten Spruch betrifft: er stiehlt wie ein Croat, so haben ihn diese werthen Gäste keineswegs Lügen gestraft. Abgesehen davon, daß beim Einbruch in die Vorstädte alles ihnen gehörte, was sie mit langen Fingern erreichen konnten, hielten sie in den ersten Tagen nicht selten Vorübergehende an und zogen sie unter dem Vorwand, sie müßten nach Pulver und Blei suchen, ohne weiteres rein aus. Deßwegen trifft man auch in ihren Taschen mancherlei, was keineswegs zur Ausrüstung eines Kriegers gehört. Es trugen sich hier Dinge zu, dergleichen man von den Schweizern erzählt, die nach der Niederlage Karls von Burgund sein reiches Lager geplündert. Ein Croate verkaufte eine Hundertgulden-Banknote für eilf Zwanziger, ein anderer eine goldene Uhr um etliche Gulden. Sie nahmen alles an, Silber und Kupfer, nur kein Papiergeld. Diese Enakssöhne betrugen sich aber später ganz artig und die schönen Wienerinnen überwanden bald die Scheu vor ihnen.

Vom Croatenlager begab ich mich in die Stadt. Das Burgthor trug zahlreiche Spuren von den Kanonenkugeln, welche den Sturm vorbereiteten. Hie und da waren ganze Stücke des dorischen Gebälkes ausgesprengt; die Steinsäulen standen aber mit ihren Narben wie alte Krieger noch unerschüttert. Die hölzernen Thorflügel waren durchlöchert wie ein Sieb, an einigen Stellen von Raketen angebrannt. Buben suchten im Schutt des Grabens nach Kugeln und Scherben von Granaten, die sie dann verkauften — zum Angedenken an die große Belagerung, wie sie schrien.

Kaum hatte ich die nächsten Gassen der Stadt betreten, so wünschte ich mich schon wieder hinaus. So ungefähr mag es in Rom ausgesehen haben, als der zurückgekehrte Sylla die Pöbelherrschaft des Marius zertrümmert hatte. Ueberall Wachen und größere Truppenabtheilungen; Patrouillen durchstreifen die Straßen und treiben mit Gewalt Gefangene, oft Leute von gutem Aussehen, vor sich her oder holen sie aus den Häusern. Nicht immer wußte man das Wer und Warum? denn bereits bildete sich wieder das alte Raderersystem der Angeberei aus; wegen eines freien Wortes konnte man bei Nacht und Nebel verschwinden. Alles dieses beängstigte um so mehr, da die Richter im Geheimen saßen und die öffentliche Meinung ihre kriegsrechtlichen Urtheile nicht beaufsichtigte. Der Pöbel suchte seine Opfer mit lautem Rachegeschrei und schlachtete sie frischweg ab; jezt kam dieser oder jener auf die Liste der Vermißten, sey es nun, daß man ihn todt oder lebendig begraben. Zwischen solchen Uebeln ist die Wahl schwer, doch scheint es besser, da wo Kläger und Richter in Einer Person vereinigt sind, in die Hände des unsichtbaren Gottes zu fallen, wie David sagt, als in die Gewalt der Menschen.

Die innere Stadt hatte übrigens keineswegs so starke Beschädigungen erlitten, als die Heftigkeit der Kanonade fürchten ließ. Abgebrannt waren nur die Dächer der Hofbibliothek, des zoologischen Kabinets und der Augustinerkirche. Ueber die Ursachen des Brandes sind die Stimmen getheilt; einige sagen, die Mobilgarde habe das Feuer von innen angelegt, andere behaupten fest, es sey durch hineingeworfene Raketen entstanden. Offiziere erzählen, man habe an Raketen und Granaten die Brandröhren so verkürzt, daß sie noch in der Luft oder auf dem Glacis unschädlich platzten, denn man wollte mehr durch Schrecken als durch Zerstörung wirken. Beamte der Bibliothek, welche während des Brandes sich daselbst befanden, versicherten mir, daß vom Gewölbe des Daches Pechstücke heruntergefallen seyen; im großen Saale sey der Geruch noch bemerkbar, wovon ich mich selbst überzeugte. Es dürfte wohl für immer unmöglich seyn, die Geschichte jener verhängnißvollen Augenblicke vollkommen aufzuklären.

Auf der Universität, dieser einst so berühmten Geburtsstätte der Freiheit, war alles öde, wüst und verlassen. Beim Rückweg über den Domplatz blickte

Digitized by Google

ich zufällig am Stephansthurm empor: von der Rose flatterte die schwarzgelbe Fahne, das Zeichen der Militärherrschaft, durch den feuchten Nebel nieder. Das war der Abschluß des wüsten Dramas, aber auch der Knotenpunkt neuer unberechenbarer Entwicklung.

Das Café d'Orsay.

(Fortsetzung.)

Schneller als das ABC sich sagen läßt, war die ganze Gesellschaft auseinander. Die meisten eilten über Pont royal der eben bezeichneten Gegend zu. Einige schlichen in verschiedenen Richtungen behutsam wahrscheinlich nach Hause. Ich ging mit denen, die sich nach dem Boulevard begaben. Wir liefen die Tuilerien entlang bis zum Concordeplatz, und wollten durch die Rue royale, jetzt Rue de Concorde; diese Straße war aber gesperrt, wir konnten nicht durch, erfuhren indessen ziemlich umständlich, was am Ministerium des Auswärtigen vorgegangen war. Wir schlugen daher den Weg durch die Rue de Rivoli zum Vendomeplatz ein. Dort und in den angrenzenden Straßen waren alle Häuser noch glänzend beleuchtet, indessen nur wenige Menschen zu sehen. Da und dort ertönte der Ruf: Es lebe der König! aus der Kehle eines betrunkenen Nationalgardisten; von etwas ferner her erscholl wild und grausig wie Rachegeschrei der Refrain der Marseillaise. Auf einmal erfuhren wir, man baue von allen Seiten Barrikaden, und wenn wir nicht abgeschnitten seyn wollten, thäten wir sehr wohl, unverzüglich heimzugehen. Diesen Rath befolgte die ganze, schon ansehnlich zusammengeschmolzene Gesellschaft; bloß unser Agitator des Café d'Orsay ging den Straßen zu, wo er Barrikaden vermuthete.

Am andern Tag, um ein Uhr Nachmittags, fand ich mich wieder auf dem halbgeschlossenen Café d'Orsay ein. Das anhaltende Rottenfeuer schien sehr nahe zu seyn, doch wußte Niemand genau den Ort anzugeben, wo geschossen wurde. Mit einemmal ließ es nach, und über den Pont royal kam die Nationalgarde zu Pferd gesprengt und schwenkte weiße Tücher. „Der Frieden ist geschlossen!" riefen sie aus voller Brust, und das Wort ging freudig von Mund zu Mund. „Der Frieden ist geschlossen! der König hat abgedankt, der Graf von Paris ist König, die Herzogin von Orleans ist Regentin." Letztere Nachricht wirkte magisch. Es waren viele Menschen auf dem Kai; sie standen haufenweise, einzeln und in lückenhaften Reihen. Auf jedem Gesicht, das ich sah, war die Zufriedenheit zu lesen. Von Republik sprach Niemand. Die Maueranschläge, die das dem Café d'Orsay gegenüber liegende Haus der jetzt so rothen, so heftigen Demokratie zahlreich bedeckten, verlangten Abschaffung der damaligen Pairskammer; sie solle weder erblich seyn, noch vom König ernannt werden, sondern aus freier Wahl der Bürger, wie die Deputirtenkammer, hervorgehen; die Wahlen der Deputirtenkammer sollten auf der breitesten Grundlage stattfinden, socialistische Experimente sollten angestellt werden u. s. w. Die Republik wurde nicht verlangt.

Unterdessen zog vom Carrousselplatz das Militär mit klingendem Spiel nach seinen Kasernen. Die Banden spielten alle die Marseillaise. Die Marseillaise war einen Augenblick die Hymne des Friedens und der Versöhnung, das harmonische Sinnbild des Bundes zwischen dem verjüngten Königthum und der ewig argwöhnischen Freiheit. Aber ach! so kurz war wohl selten noch ein Wahn in dieser Welt. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, so begann das Schießen wieder; aber bald klang es wie Freudensalven nach errungenem Sieg. Vom Café d'Orsay aus sahen wir an den Fenstern der Tuilerien schon mehrere Bursche in Blousen und Jacken, die allerlei unverständliche und auch unanständige Bewegungen machten; mehrere Hofwagen fuhren in aller Eile, wie auf der Flucht, vom Schlosse dem Concordeplatz zu, an den Fenstern des alten Königshauses erschien immer mehr Pöbel. Ein Ausflug auf den Carrousselplatz überzeugte mich vom vollständigen Triumph der Revolution. Der Balkon der Tuilerien, wo ich noch vor Kurzem Prinzen und Prinzessinnen, Generale und Hofdamen, einheimische Würdenträger und ausgezeichnete Fremde gesehen hatte, war von zerlumpten Straßenjungen besetzt; im Palaste selbst knallte es unaufhörlich, und die Fensterscheiben waren alle in Stücken.

Ich konnte mich nicht lange an diesem Schauspiel weiden, ich ging zum Café d'Orsay zurück, und hier fand ich wieder zwei Parteien, deren eine auf die Regentschaft, die andere auf eine provisorische Regierung drang; dieselbe Frage, die in der Deputirtenkammer verhandelt wurde, war auch hier auf dem Tapet, und da es hieß, die Herzogin von Orleans sey im Palais Bourbon, so ging ich mit ein paar Bekannten dahin, um zu erfahren, wie es stehe. Meine Begleiter, Anhänger der Regentschaft, waren sehr guten Muths; sie sagten, die Kammer werde die Regentschaft mit freudigem, dankbarem Zuruf aufnehmen, und habe einmal die Kammer entschieden, so werde die Nationalgarde für die Entscheidung in die Schranken treten und der Revolution den Riegel vorschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Fortſetzung.)

Roveredo. — Riva.

Ein katholiſcher Landgeiſtlicher und ein junger Veroneſer Kaufmann ſaßen mit mir im Cabriolet; der Landgeiſtliche roh und widerwärtig, der Veroneſer ſanft und angenehm. Der Weg von Trient nach Roveredo iſt viel unterhaltender, als der von Saturn nach Trient. Er führt größtentheils durch ſchöne Weingärten und recht freundliche Dörfer, zwiſchen maleriſchen Bergen und an mehreren intereſſanten Schlöſſern und Ruinen vorüber, bisweilen auch dicht an der hier ſehr ſchnell ſtrömenden Etſch. »Bell' Adige, bel fiume di Verona!« ſagte der Veroneſer ſchwärmend. Der Kutſcher war ſehr geſprächig, wußte jeden Ort genau zu nennen, und erzählte in fließendem Italieniſch allerlei Geſchichten. So von dem Caſtell Beſenello, einem der impoſanteſten Schlöſſer links am Wege, wie es zuletzt noch die Franzoſen belagert, und wie die ſchon ganz ausgehungerten Belagerten die letzte Kuh, die ſie beſeſſen, mit allem noch in der Veſte befindlichen Korn gefüttert, und ſo herabgeworfen hätten, worauf den Belagerern jede Hoffnung geſchwunden ſey, die Feſtung zur Uebergabe zu zwingen, und dergleichen mehr. Den Veroneſer ſuchte ich zu überzeugen, daß wir übrigen Deutſchen nicht dächten, wie Oeſtreich, und Italien gern ſeine Freiheit gönnten. Unter ſolchen Geſprächen erreichten wir leicht und ſpielend Roveredo. — Ich erwartete von dieſem Ort ſehr viel, und wollte es meinen Begleitern nicht glauben, als ſie ſagten, der Ein- und Ausblick ſey ſchön, aber die Stadt nichts. Lewald, welcher Stadt, Umgegend und Bewohner außerordentlich lobt, hatte mich ſehr geſpannt; aber ich fand nachher, daß meine Begleiter doch Recht hatten. Der Eintritt iſt in der That großartig, ein ſchöner Corſo mit einzelnen Villen und von außen palaſtähnlichen Häuſern beſetzt, eine ſehr breite, lange und gerade Straße, aber das Innere der Stadt winklig und in kleinlichen Verhältniſſen; kein einziger anſehnlicher Platz. Der Gaſthof, in dem ich wohnte, à la corona, mittelmäßig und theuer; die Villa di Beidi, ein ganz einfaches Landhaus mit einem hübſchen Garten, in welchem eine Kapelle mit ewigem Ablaß, eine kleine künſtliche Ruine, und ein Jemelli, Mozart, Sachini, Gluck, Händel und Haydn gewidmeter Tempel, in deſſen Mitte ein Tiſch mit dem Anfang einer eigenhändig von Salieri geſchriebenen Fuge: O beata solitudo; Alles recht nett, recht geſchmackvoll, aber doch keines längern Aufenthalts und beſchwerlichen Marſches werth; die Gemälde in den Kirchen ſehr unbedeutend; die Paläſte Alberti und Federigotti große ſtattliche, aber im Innern wüſte Häuſer; das Café dei Nobili eine ganz gewöhnliche Conditorei mit einem Billard. Das Caſtell Junk, das alte Schloß über der Stadt, jetzt ein ſehr zweckmäßig eingerichtetes Armenhoſpital mit reizender Ausſicht, befriedigte mich noch am meiſten. Im Uebrigen bedauerte ich einen ganzen Vormittag mit Beſichtigung dieſer Merkwürdigkeiten zugebracht zu haben. Schöne Frauen, von denen Lewald ſo viel zu erzählen weiß, ſah ich keine, ich müßte denn zwei hübſche Schweſtern in der Cerva ausnehmen, bei welchen mein neuer Freund, der Veroneſer, wohnte. Die Umgebung Roveredos mag recht ſchön ſeyn, nur geſtatten leider die hohen Gartenmauern, außer auf dem Corſo, meiſt keine Ausſicht. So war ich faſt froh, als ich Roveredo wieder im Rücken hatte. Erwähnen will ich noch, daß ich hier zuerſt Moreа ſpielen hörte. Uebrigens vernahm ich auch hier, außer von den Kellnern, kein deutſches Wort mehr; doch gilt die Stadt für deutſcher geſinnt, als Trient.

Jetzt alſo nach dem Gardaſee. Ich wanderte raſch durch die Weingärten hin, die wegen ihrer hohen Mauern dem Fußgänger zuletzt recht langweilig werden, ſetzte vor Mori auf einer Fähre über die hier ſehr reißende Etſch, und ſtärkte mich in einem der letzten Häuſer von Mori mit einem vortrefflichen Wein. Von hier gelangt man an einem ſtattlichen, dem Grafen Caſtelbarco gehörigen Edelſitz nebſt Kapelle vorüber nach dem Dorfe Loppio und dem See gleichen Namens, deſſen gelbgrünliches Waſſer ein unheimliches Anſehen hat. Dann durch das ſogenannte Steinmeer, eine mit Felsblöcken wie beſäete Hochebene, nach dem Dörfchen Nago, mit dem alten Schloſſe Penede. Sobald ich aber dieſes hinter mir hatte, zeigte ſich zuerſt am Horizont ein kleiner blauer Streif, dann mit jedem Schritte weiter auf der ſteil abfallenden Straße wurde der Streif zur Fläche, und zuletzt lag der herrliche See faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung vor mir, ja ich glaubte ſchon Seeluft zu athmen. Fröhlich ſtieg ich nun hinab nach dem maleriſchen Fiſcherdorf Torbole, und gedachte Goethe's und ſeines Wirths, der „mit italieniſcher Emphaſe ſich glücklich pries, ihm mit den ſchönſten Forellen aufwarten zu können.“ Auch einige ſchöne Mädchen mit ſchwarzem Auge und Haar ſchauten aus verſchiedenen Fenſtern, und die Frau meines Wirths, welche eben einen Beſuch vom Geiſtlichen erhielt, war gleichfalls eine Schönheit, oder der herrliche blaue See verklärte Alles mit ſeinem Wiederſchein. Im Hafen lagen viele Schiffe, und rühriges Schiffsvolk mit rothen Mützen lief geſchäftig hin und her. Der See war mäßig bewegt. Ich ſtellte mich an die äußerſte Spitze des Quais, ſchwelgte in dem langerſehnten Anblick, und ließ mir zuweilen eine Welle über die Füße wegſchlagen. Aber ich wollte ja Riva noch erreichen; ſo zog ich denn wieder meiner Straße, die oft hart am See vorüberführt. An einem Punkte iſt nur Raum für Straße, Fels und See. Dort iſt, ich weiß nicht wozu und wie, ein kleines Haus in den See hineingebaut, und über dem Hauſe nicken dunkelgrüne Feigenbäume, und zwiſchen den Feigenbäumen blickt wieder der blaue See hindurch; ein reizendes Farbenſpiel. Eben dort biegt aber die Straße auch bald um eine Felſenecke, und nun hat man Riva vor ſich, das von hohen Bergen geſchützt, an einer traulich ſtillen Bucht des Sees liegt. Ehe ich es noch erreichte, kam ich an einer jener Filanden vorüber, in welcher die rohen Cocons zu Seide verſponnen werden. Blühende Mädchen, ſehr verſchieden in ihrem Ausſehen von unſern armen deutſchen Fabrikarbeiterinnen, ſaßen darin, trieben ſchäckernd und ſingend ihre Arbeit, und riefen den Vorüberziehenden keck und luſtig an. So gelangte ich denn in der glücklichſten Stimmung nach Riva.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortliche Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 156. Sonnabend den 30. Juni 1849.

Either there is a civil strife in heaven,
Or else the world, too saucy with the gods,
Incenses them to send destruction.

Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

I.

Der Herbſt des vorigen Jahes ſchien auf die Revolutionsluſt des Feühlings ein Paroii biegen zu wollen. Ueberhaupt geaſſirte das ganze Jahe hinduech ein Gelüſte nach dem andern, und die Staaten Europas meekten bald, daß Peſtquaecantänen und Choleracordons gegen die in der Luſt liegende Krankheit die unwirkſamſten Mittel waren. Die Italiener ſangen: Siam' tutti fratelli; die Deutſchen reimteu auf Genicke und Keücke vive la république. Alles mußte ſeine Conſtitution wie ſeine Tricolore haben; der Eine teug die Kolarde aus Paſſion, der Andere aus Fuecht. In dem Jahre wandeete ich duech mancheelei Länder und veenahm manche Zungen; ſie ſagten aber alle daſſelde, mit wenigen Nüancen im Ton. Italien, von einem zum andern Ende (mit Ausſchluß Sau Marino's) abſolutiſtiſch, wurde plötzlich conſtitutionell, dann ſtürzte es ſich in den Kieg, als der Krieg unglücklich ging, tumultuirte es, wandte gegen ſich ſelder ſeine Waffen, zerriß die eigene Bruſt mit ſeinen Nägeln. Wie ich im Mai und dann wieder im Auguſt die deutſche Heimath fand, deauche ich nicht zu erzählen.

Im Herbſt teat das Fiedee in ein neues Stadium. Bei meiner Abreiſe aus Berlin erzeigte man dem eben deratheuen Bürgerwehrgeſetz die Ehre eines Eſelritts, um ihm ſodann auf dem Gensdarmenmarkt, dem Schauplatz ſo vielee Heldenthaten, ein Autodafé zu halten. Vor Wien anlaugend, fand ich Eiſenbahn und Beücken zeeſtört, die Thoee verrammelt, die Straßen barrikadirt und mit Bewaffneten gefüllt, tauſende und tauſende von Fliehenden, Kaiſer und Hof an der Spitze, Schönbrunn verlaſſen und die Süddahn ſo mit Menſchen gefüllt, daß die Waggons nicht reichten. Aus Steiermark zogen Schützen in Maſſen der Hauptſtadt zu; in Krain waeen Truppen auf dem Marſch. Ich ging über den Iſonzo, wo die Italiener ihre Grenze haben wollten (wenn ſie ſelbe nicht etwa, einem Wort Dante's zu lieb, bis nach Pola und an den Guaenero verlegten), und auf maleeliſchem Wege über Udine duech Friaul und die Mark Treviſo nach Verona. Ueberall, nachdem ich den Tagliamento übeeſchritten, Spuren des Kampfes, der mit dem Rückzuge der Piemonteſen aus der Lombaedei für damals ein Ende nahm; nothdüeftig hergeſtellte Beücken, halbzerſtörte Beückenköpfe und Verſchanzungen, die Häuſer am Wege ausgebrannt, die Bäume gefällt; alles dieß am ärgſten im Umkreis der Städte, wo man ſich lauge und hartnäckig geſchlagen, um das öde Teeviſo, um Vicenza, deſſen nöedliche Voeſtadt ſehr gelitten hatte, um Verona namentlich und in den Niedeeungen der Etſch und des Mincio, wo Radetzky und Karl Albert ſich Monate hinduech gegenüber ſtanden. Ein Jahr zuvoe hatte ich dieſes Land inmitten der Segnungen des Friedeus, des Fleißes, des Wohlſtaudes geſehen; welcher traurige Contraſt! Und die verſtärkten Arbeiten um Verona, deſſen Werke man täglich mehete, und die Sicherheitsmaßregeln in der Gegend Mantuas, wohin man nur auf proviſoriſchem Wege gelangte (zwiſchen Vicenza und Mantua war die Straße überhaupt an manchen Stellen unterbrochen), deuteten nur zu ſehr darauf hin, daß man neuen Kampfes gewärtig war. Als er fünf Monate daeauf wieder begann, wurde er auf anderem Gebiete in wenigen Tagen ausgefochten.

Digitized by Google

Und die Stimmung in dieſem Theile Italiens? Sie war eben, wie ſie in einem vom Kriege ſo hart mitgenommenen Lande ſeyn kann. Viele Unzufriedenheit, viele Klagen, viele Noth. Die Liberalen trauerten über die getäuſchte Hoffnung, ein großes und mächtiges oberitaliſches Königreich unter ſavoyiſchem Scepter gegründet zu ſehen, als einziges Mittel, Italiens Unabhängigkeit und Nationalität zu ſichern und die Alpen zu einem wirklichen Damm gegen den Norden zu machen. Die der öſterreichiſchen Regierung Geneigten (ihre Zahl iſt nicht übermäßig groß unter den Italienern) klagten über die ſchweren Laſten, über die Verheerung des Gebiets und die Einäſcherung ihrer Landhäuſer, über manche unnütze Härte, die namentlich das Landvolk betroffen und auf deſſen Geſinnung nicht wenig nachtheilig gewirkt haben ſoll. Der Handelsſtand klagte über das Stocken allen Verkehrs, die Gaſtwirthe jammerten über das Ausbleiben der Reiſenden; zahlreiche Familien ſchwebten in Beſorgniß, weil dieſes oder jenes ihrer Glieder ſich bei den neueſten Vorfällen compromittirt hatte. Kurz, man ſah wenig heitere Geſichter, vernahm wenig erfreuliche Reden.

In Verona ſchon erreichten mich die ungünſtigſten Nachrichten aus Toscana. Die moderirte Partei, hieß es, iſt geſtürzt, die Radikalen haben ſich der Gewalt bemächtigt. Man wiederholte es mir in Modena, wo ſtatt des: »Viva Carlo Alberto, Re nostro costituzionale,« wie ich es Ende Mai's vernommen und geleſen, die eſtenſiſchen Wappen wieder aufgepflanzt waren; in Bologna, wo man das Auseinanderfallen der päpſtlichen Regierung, die nur noch durch Graf Roſſi zuſammengehalten wurde, in allen Verhältniſſen durchfühlte, und während allerhand Raudgeſindel die Stadt ſelbſt und deren nächſte Umgebung höchſt unſicher machte, eines einzigen Ereigniſſes ſich zu freuen ſchien, des abgeſchlagenen Angriffs der öſterreichiſchen Avantgarde Weldens zu Anfang Auguſts. Ich dachte dabei längſtvergangener Zeiten, jener romagnoliſchen Revolution des Jahres 1831—32, wo ich die Truppen Hrabowskis durch Porta Galliera ziehen ſah, die Päpſtlichen zu escortiren, welche das Volk nicht in die Stadt laſſen wollte, und deren Oberſt durch einen Steinwurf hart vor dem Thore verwundet ward, jener Zamboni, den die römiſchen Republikaner neulich vor ein Kriegsgericht geſtellt haben, weil er nach Gaeta fliehen wollte. Wie geſagt alſo, ſchon ehe ich an die toscaniſche Grenze gelangte, erreichten mich die ungünſtigſten Nachrichten, und ich fand ſie bei meinem Eintreffen in Florenz nur zu ſehr beſtätigt. Nie iſt mir eine politiſche Rathloſigkeit vorgekommen wie die, welche ich in der Vaterſtadt des Lorenzo Medici, des Machiavell und Guicciardini fand.

Der erſte Verſuch, Toscana in conſtitutioneller Form zu regieren, war ſehr unglücklich ausgefallen. Nicht als hätte es an Talent gefehlt — das viele Talent bei dem mangelnden Subordinationsgeiſt iſt vielleicht einer der weſentlichſten Gründe des Mißlingens geweſen. Wenn ein Phrenolog die toscaniſchen Köpfe unterſuchte, ich glaube er würde die Beule der Verehrung und des Gehorſams meiſt ſehr unentwickelt finden. Unter einer ſogenannten deſpotiſchen Regierung war jeder, wenn er nicht gerade mit der läſtigen Polizei Händel bekam, ſo ziemlich Herr über ſeine Handlungen; es iſt wahr, die legalen Garantien der Freiheit fehlten, aber die faktiſche Freiheit war in ſeltenem Maße vorhanden; ſie beruhte auf Gewohnheit wie auf der Schwäche und dem laisser aller der Behörden. So lange man in Toscana nur eben in der Akademie der Georgofili oder auf wiſſenſchaftlichen Congreſſen die Politik verkleidet einſchmuggelte, oder in den Vieuſſeuxſchen Donnerſtagsgeſellſchaften oder in irgend einem diplomatiſchen Salon ſich damit befaßte, während es im Lande an politiſchen Anſichten ſo ziemlich, an politiſchen Leidenſchaften und Parteiungen durchaus mangelte, Alles in Behaglichkeit und Frieden, in Genußliebe und Streben nach Mehrung materieller und geiſtiger Güter ſich neben einander bewegte, ſo lange mochte dieß angehen. Als aber plötzlich Eine Idee alle andern verdrängte, als die Einen ſie in ihrer Wahrheit und Weſenheit erfaßten, ihr huldigten und ſie in's Leben zu rufen ſuchten, die Andern widerſtrebend oder ängſtlich, noch Andere unbeſonnen übereilend, viele endlich mit Nebenabſichten, welche die Reinheit des Prinzips verfälſchten: da mußten die bisherigen, auf einen ganz verſchiedenen Zuſtand berechneten Verhältniſſe über den Haufen fallen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Café d'Orſay.

(Fortſetzung.)

Ich theilte dieſe frohe Stimmung nicht, ich hatte zur Nationalgarde kein Zutrauen mehr, ich meinte, wer es ſo weit habe kommen laſſen als es gekommen, der laſſe es noch weiter kommen, und kaum waren wir einige Schritte weiter, ſo begegnete uns eine den Truppen von den Inſurgenten abgenommene Kanone. Sie wurde von ein paar Karrengäulen gezogen, die rothe Fahne, der ich in dieſem Augenblick zum erſtenmal begegnete, war auf ihr angebracht, und das Dutzend Leute, das als Mannſchaft mitging, ſah noch viel unheimlicher aus als die rothe Fahne.

Digitized by Google

Es waren nicht leichtſinnige Freunde von Lärm und Spektakel, die ſelber nicht wußten, wofür ſie in's Feuer gingen, und ſich nur ſchlugen, weil ein bischen Raufen ihnen Spaß machte, die den guten Wein, den ſie in den Kellern Ludwig Philipps tranken, für die höchſte Errungenſchaft des Kampfes hielten. Es waren nicht gutmüthige Handwerker, die den Ruf: „Es lebe die Reform!“ ernſtlich genommen hatten, und deren Wünſche nicht über die Regentſchaft hinaus gingen, noch beſchränkte Schwärmer für die hohle, mit Goldſchaum umlegte Nuß der republikaniſchen Staatsform. Es waren ohne Zweifel Sektionäre, Verſchwörer aus der Heſe des Volks, die vor der Revolution beim Mondſcheln, wie Räuber, unter Cauſſidières Leitung zur Muſterung ſich verſammelten, Kerle mit finſtern, drohenden Geſichtern und aneinander geflickten Fetzen auf dem Leibe; es war die ſociale Republik, die uns erſchien, es waren die Barbaren der modernen Welt, von denen wir die erſten Poſten zu ſehen bekamen.

Mir fiel bei dieſem Anblick ein Wort ein, das ich eine halbe Stunde zuvor gehört hatte. Im Augenblick, als die Regentſchaft der Herzogin von Orleans verkündet wurde, ritt ein Offizier des Generalſtabs vom Pont royal in die Rue du Bac hinab. Gerade am Eingang der Straße, vor der Thüre des Café d'Orſay, wurde er von einer bunten Menge, unter der ſich ein Halbdutzend Nationalgarden befanden, angehalten und über das, was in den Tuilerien vorgefallen war, ausgefragt. „Nun,“ ſagte er, „der König hat zu Gunſten ſeines Enkels abgedankt, die Herzogin von Orleans iſt Regentin. Jetzt aber geht und vertheidigt eure Boutiken.“ — Ich weiß nicht, ob der junge Mann eine ſehr klare Anſchauung hatte von dem was er ſagte, oder ob ihm eine höhere Hand dieſe Worte auf die Zunge legte, allein als ich die Kanone mit der rothen Fahne und den Kerlen erblickte, die ſie als Trophäe wegführten, da ſchienen mir jene Worte ein prophetiſcher Ausſpruch, und was ſpäter eintrat, hat dieſe Anſicht nur allzuſehr beſtätigt.

Während der drei Monate, die von der Revolution bis zum Zuſammentritt der Nationalverſammlung verfloſſen, war im Café d'Orſay nicht viel Merkwürdiges zu ſehen und zu hören; der Mittelpunkt des politiſchen Lebens war in einer ganz andern Gegend, und nur Prozeſſionen von Proletariern und Proletarierinnen, wie ſie damals zu hunderten ſtattfanden, zogen von Zeit zu Zeit daran vorüber; einzelne Fähnlein der Bürgerwehr wurden vor den Fenſtern gemuſtert und dadurch die ſchöne Ausſicht auf die todten Tuilerien und den Tuileriengarten, der, da es Frühling war, wieder zu leben anfing, verſperrt.

Als aber einmal die Nationalverſammlung im Gang war, ſo bekam auch gleich das Café d'Orſay ſeine eigenthümlich politiſche Färbung wieder. Wie früher die Deputirten, ſo kamen jetzt die Repräſentanten; da jedoch die Deputirten kein ſo ſtarkes Regiment bildeten wie dieſe, da jener nur vierhundert und neun-und-fünfzig, dieſer aber neunhundert waren, da jene außerdem großentheils aus geſetzten Leuten beſtanden, die Weib und Kind und in Paris eine Haushaltung hatten, unter den neuen Abgeſandten des Volks aber viel junges Blut ſich befand, an ledigen Herrn kein Mangel war und nur wenige in Paris etwas wie ein Heimweſen beſaßen, ſo ſprachen bedeutend mehr Repräſentanten als früher Deputirte, deren ſelten mehr als vier oder fünf waren, im Café d'Orſay ein. Beſonders die von der Linken, die man jetzt die Rothen nennt, erſchienen häufig, da ſie Alle wieder gewählt worden waren.

(Fortſetzung folgt)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Baden, Juni.

Die Inſurrection.

In Baſel iſt ein ſehr ſchöner Gaſthof, zu den drei Königen genannt, neu erbaut an den Ufern des Rheins, und an Eleganz und Pracht ſeinen Kollegen am Mittel- und Niederrhein nicht nachſtehend. Daſelbſt im großen weiß und goldenen Speiſeſaal ſaß neben mir ein junger Mann und ſeufzte tief und lam, während er die letzten Reſte Rheinwein mit einem ungemein wehmüthigen Ausdruck aus ſeinem grünen Römer trank. Der Kellner beſorgte mir eine Eiſenbahnkarte von Efringen bis Durlach, und auf meine Frage, ob im Gaſthof Reiſegeſellſchaft ſey, deutete er auf den neben mir ſitzenden Herrn. Der Herr war ein Handlungsreiſender aus Preußen und wir wurden bald bekannt. Um das im ſchrecklichen Aufruhr begriffene badiſche Land zu vermeiden, wäre er gerne über Straßburg

Digitized by Google

gereist, aber die grausame Handelspolitik seines Hauses, welche ihm befahl in Baden und Karlsruhe einige Incasso's zu machen, nöthigte ihn den Weg über Efringen und Freiburg zu nehmen. Er war bereit nöthigenfalls das Leben für sein Haus zu opfern. Ich sprach ihm, so viel mir möglich, Muth ein und gab ihm heilsame Rathschläge, unter anderm den, sich als Freischärler zu maskiren; er behauptete aber, zur Durchführung dieses Charakters durchaus kein Talent zu besitzen; man würde ihn als des Spionirens verdächtig anhalten, nach Rastatt bringen und vielleicht füsiliren. Er wollte nöthigenfalls sterben, wie er gelebt, gekleidet nach dem neuesten Schnitt, mit vier Ringen an jeder Hand, großer Uhrkette und einer sehr herausfordernden Busennadel. — Wer aber auch auf der Tour durch die Schweiz so viel entsetzliche Geschichten über das badische Land zu hören bekommen, wie wir, dem konnte wohl auf die Durchfahrt bange werden. In Genf erzählte ein Franzose der entsetzten Tischgesellschaft, in Karlsruhe sey die Guillotine permanent erklärt, beim Eintritt in's Badische werden die Päße der Reisenden auf's strengste untersucht und letztere bei einigermaßen verdächtigem Befund nach Rastatt vor das Revolutionstribunal geschleppt.

Es war ein wunderschöner, klarer und freundlicher Frühlingsmorgen, als wir Basel und die Schweiz verließen. Ich stieg auf die Imperiale, und mein preußischer Leidensgefährte kletterte mir bald nach, wobei er mir flüsternd versicherte, das Innere des Wagens sey größtentheils mit „Gestalten" besetzt; auch habe er gehört, wir würden bei Efringen auf die achttausend deutschen Reiter stoßen, die aus der Schweiz ihren badischen Brüdern zu Hülfe kommen. Der Tag war herrlich, die Felder prangten im frischesten Grün, tausend und aber tausend Blüthen bedeckten die Obstbäume, und unzählige Lerchen stiegen jubelnd empor und schmetterten ihr Morgenlied. Es war der tiefste Friede in der Natur, die Leute auf dem Felde gingen ihren Geschäften nach, die grünen badischen Zollbeamten sannten sich am Mauthhause der Leopoldshöhe und untersuchten auf's harmloseste unsere Koffer; nach Päßen wurde nicht gefragt. Kurz, an der Grenze dieses insurgirten Landes war nichts Verdächtiges zu sehen, als daß an den badischen Eisenbahntarifen das Wort Großherzogliche mit einigen kühnen Bleistiftstrichen vertilgt war. Einige der Gestalten des Wagens verließen uns hier und gingen zu Fuß in's Land hinein. Wir fuhren weiter und mein Mitreisender begann aufzuthauen, als wir mit einemmal vor uns auf der Straße einen Trupp Menschen gewahrten, die ebenfalls nach Efringen zogen. „Sehen Sie," sagte mein Nachbar, „das ist der Nachtrab der Arbeiter." Es waren wirklich abenteuerliche Gestalten; ernst und feierlich zogen sie daher, Auge und Mund dem Himmel zugekehrt, von keinen irdischen Gütern beschwert — auch nicht ein Einziger hatte ein Loth Gepäck bei sich — und dazu sangen sie: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Es schienen mir Handwerksbursche von verschiedenen Zeichen. Ihr Führer hatte die Hände auf dem Rücken unter den Schößen eines fadenscheinigen schwarzen Fracks verborgen, und sein Gesicht war mit einem Bart verziert, wie ich nie einen gesehen; derselbe reichte bis zu den Knieen in angemessener Breite und war wahrhaft fürchterlich. Auch die andern hatten in dieser Art das Mögliche gethan, und auf den Gesichtern der meisten ragte die Nase wie ein einsamer Wachthurm zwischen wildem Urwald hervor. Als wir Efringen näher kamen, begegneten uns auch Soldaten, Dragoner, Infanterie, und Alle freuten sich sichtbarlich der neu errungenen Freiheit; zu zwei und drei zogen sie dahin Arm in Arm und forderten ihr Jahrhundert in die Schranken; dabei hatten sie die Mützen schief auf's Ohr gesetzt und trugen neben den badischen und deutschen Farben mächtige rothe Schleifen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Tirol, Juni.

(Fortsetzung.)

Riva.

Kaum hatte einer jener dienstfertigen Müssiggänger, an welchen es in Italien nirgends und auch hier an der Schwelle nicht fehlt, mein dürftiges Gepäck in Empfang genommen und mich die Treppe des Gasthofs, vor dem ich bereits stand, vollends hinaufgeführet; kaum hatte ich mich in dem Bianco cavallo, gleichfalls am Hafen gelegen, nicht ganz mit der reizenden Aussicht, aber dafür auch weit billiger als der Sole delle fascine, ein wenig häuslich eingerichtet und unter den Arkaden am Hafen meinen Kaffee eingenommen, als ein gewaltiger Platzregen herabfiel und meine Plane, das alte Schloß über Riva zu ersteigen, mich im See zu baden u. s. w., zu nichte machte. Eine Menge verwegener Kerle in abgeschabten Sammtjacken, der charakteristischen Tracht italienischer Lumpen, harrte am Ufer, um das Dampfschiff il Benaco zu erwarten und über die Passagiere als willkommene Beute herzufallen. Die Zahl der Passagiere war nicht gering, und viele davon suchten in meinem Gasthofe Zuflucht, konnten aber nicht einmal alle aufgenommen werden. Mein Veroneser hatte mir denselben empfohlen. Der Wirth schien eine grundehrliche Haut, obwohl er mitunter selbst über seine Ehrlichkeit seufzte, weil sie ihm zu wenig eintrage. Der Regen hielt an und fesselte uns für den ganzen Abend an das Wirthszimmer. Ein preußischer Maler, etwas hochmüthig und viel schwadronirend, übrigens doch ein Landsmann, leistete mir Gesellschaft. Die Nacht war schrecklich; so oft ich erwachte, und das geschah sehr häufig, hörte ich den Regen an die Fenster schlagen, der die Hauptfreude meiner Reise gänzlich zu Wasser machen zu wollen schien. Große Mücken, deren Stiche oft schlimme Folgen haben sollen, summten mir häufig um die Ohren, und rechtfertigten ihren italienischen Namen (Fanfari, Trompeter) vollkommen. An der gewöhnlichen italienischen Landplage der kleinen Schwarzen war auch gar kein Mangel. Eine große Ratte hatte ihren Sitz, wie es schien, unmittelbar unter einem Thürpfosten aufgeschlagen und krabbelte furchtbar, so daß ich Sorge für meine ledrene Reisetasche bekam. Dazu fehlte es mir unglücklicherweise an Feuerzeug, und ich konnte daher jene Feinde nur durch furchtbares Lärmen mit dem Stiefelknecht verscheuchen. In der That, eine reizende Nacht am Gardasee! — Endlich kam der Morgen und der Regen ließ etwas nach, so daß man daran denken konnte das Dampfschiff zu besteigen. Ursprünglich war mein Plan, den ganzen See wo möglich mit einem Nachen zu umfahren und hier und dort nach Belieben zu landen. Das höchst zweifelhafte Wetter trieb mich aber auf das prosaische Dampfschiff und nöthigte mich, mit einer Coulissenansicht vorlieb zu nehmen. Indessen zerriß wenigstens hie und da der Wolkenschleier, das Bild der Sonne wurde auf Augenblicke sichtbar, der Nebel zog auf über dem See, hing sich erst an die Berge und verschwand endlich ganz; ein leichter Wind erhob sich und brachte den See in angenehme Bewegung. Das Wasser sah heute nicht blau, sondern dunkelgrün aus, und die breiten Wellen säumten sich mit schönen weißglänzenden Rändern.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 11 und Monatsregister Juni

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 157. Montag den 2. Juli 1849.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert:
Das Neue klingt, das Alte klappert.

Goethe.

Das Café d'Orſay.

(Fortſetzung.)

Lagrange kam eine Zeitlang öfters in's Café d'Orſay; er hatte immer eine Gruppe um ſich, die mit ihm flüſterte und ihn ſehr zu verehren ſchien; man konnte hie und da glauben, es ſey eine Verſchwörung im Werk. Faſt jeden Morgen und Abend iſt Hauptmann Cholat präſent, der in ſich den künftigen Kriegsminiſter der Demokratiſchen und Socialen ſieht. Auch Proudhon bemerkte ich einmal. Er hatte ſich ganz allein in eine Ecke gedrückt und ſein Kopf verſchwand hinter den ungeheuren Spalten des Conſtitutionnel. Von Zeit zu Zeit jedoch legte er das ſchwerfällige Zeitungsblatt auf den Tiſch nieder, um an ſeinem Frühſtück fortzuarbeiten, und dann ging ein mitleidiges Lächeln über ſein ſchalkhaftes und eigenſinniges Geſicht. Wenn man mit dieſen Verbreitern und Liebhabern ſo gefürchteter Doktrinen in der Nähe verkehrt, ſo iſt man ganz verwundert, bei vielen derſelben eine ſo lammfromme Natur, ſo glatte Formen und ſelbſt ſo vornehme Gewohnheiten anzutreffen. Ich meine hier weder Proudhon noch Lagrange, beide haben etwas Scheues und Urſprüngliches; aber von den Dilettanten der Bande ſind manche wahre Dandys.

So lange die Flitterwochen der Conſtituante dauerten, zogen jeden Tag, den Gott gab, Deputationen am Café d'Orſay vorbei, um ihr Beſchwerden vorzutragen und Begünſtigungen von ihr zu erlangen. Wie früher nach dem Stadthaus, ward jezt nach dem Palaſte der Nationalverſammlung gewallfahrtet. Eines Morgens, es war, glaub' ich, am 12. Mai, kam über den Pont royal ein Schwarm von Jungen von zwölf bis fünfzehn Jahren geflogen. Noch hatten ſie die Brücke nicht hinter ſich, da entlud ſich eine breite ſchwarze Wolke, die aus der Gegend von Verſailles herangerückt war, und es fing an zu regnen, was es nur vom Himmel ſchütten konnte. Das Café d'Orſay hat zum Schutze der Gäſte, die vor ſeinen Fenſtern auf dem Trottoir die kleinen Tiſche und Stühle beſetzen, gegen übermäßige Sonnenglut oder nicht allzuſtarke Güſſe eine Vorrichtung, die mit dem Dach eines Zeltes Aehnlichkeit hat und durch eine Druckmaſchine entfaltet oder eingezogen werden kann. Da dieſer Schirm nun gerade ausgeſpannt war, die Darunterſitzenden es aber nicht für gerathen fanden, einem ſolchen Regen zu trotzen, ſich daher in das Innere des Café's geflüchtet hatten, ſo benuzten die Jungen dieſes Aſyl gegen den Sturm, der ſie überfallen hatte. Es war eine ſehr luſtige Beſitznahme, der harmloſeſte Communismus von der Welt. Unter ſchallendem Gelächter wurden die Strohſeſſel eingenommen, und keine Minute verging, ſo begann ſchon eine ſcharfe Muſterung aller Perſonen, die im Innern ſaßen. Weſſen Arm oder Kopf zufällig etwas auffallend lag oder geſtellt war, wurde ſogleich Gegenſtand ſpöttiſcher Nachahmung, und hatte er das Ungeſchick, ein ungehaltenes Geſicht darüber zu machen, ſo antwortete, begleitet von lautem Kichern, eine lange, lange Naſe dieſer Aeußerung der Unzufriedenheit. Wer aber, obgleich ſelbſt verhöhnt, über ihre Späße freundlich mitlachte, der bekam Complimente; man ſagte ihm gleichſam mit Auge und Hand, daß man ihn für keinen Dummkopf, für keinen Ariſtokraten

Digitized by Google

halte. Die souveräne Jugend, die selbst unter dem Königthum sich gelegentlich ein wenig Unverschämtheit erlaubte, fühlte sich damals in der ganzen Fülle ihrer Macht und der unumschränkten Herrschaft ihres Muthwillens unbeschreiblich wohl. Sie übte politische Rechte wie großjährige Leute, deklamirte, kommandirte und tumultuirte in den Clubs, ordnete Beleuchtungen an, zog auf das Stadthaus, zog in die Nationalversammlung, trug ungeheure Fahnen, sang die Marsellaise, sang: „sterben für's Vaterland," und that dabei Niemand das Mindeste zu leid.

Einige Tage darauf, am 15. Mai, schien die Sonne hell und brannte heiß. Ich saß, um das Heft der Revue des deux Mondes zu lesen, ohne an etwas Arges zu denken, in meinem Café d'Orsay. Ich hatte mir eben die Uhr angesehen und mit einigem Erstaunen bemerkt, daß es auf vier ging. Da hieß es plötzlich: „Der Teufel ist los in der Nationalversammlung, das Volk ist in den Saal gedrungen, der Krieg ist erklärt gegen Deutschland, England, Rußland." Ich warf meine Revue des deux Mondes in eine Ecke und machte mich mechanisch nach dem Palais Bourbon auf den Weg. Aber kaum war ich einige hundert Schritte, so begegnete ich schon einigen Burschen mit feuerrothem Gesicht, mit aufgeknöpfter Weste und offenem Hemd, die uns mit bacchantischem Jubel zuriefen: „Die Nationalversammlung ist aufgelöst, eine provisorische Regierung ist eingesetzt!" Ich eilte schnell ins Café zurück, um die Neuigkeit zu verkünden. Man wußte sie schon; sie hatte die größte Erbitterung hervorgebracht. „Wir sind das elendeste Volk der Erde!" rief ein grenadierhoher Stammgast mit einem starken Schnurrbart; „kaum haben wir eine Revolution gemacht, die Tausende in's Unglück gestürzt hat, so machen wir schon wieder eine neue." — „Wir müssen die Steuern verweigern!" fiel ein Anderer ein; „man muß sie alle erschießen lassen, die wüthigen Hunde!" brüllte ein Dritter, der sehr fein angezogen war.

(Schluß folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsetzung.)

Es war wirklich ein Jammer, in einem bisher von Vielen als eine Art Musterstaat betrachteten Lande eine so plötzliche wie durchgängige Zerrüttung zu sehen. Es hieß, man müsse die alte Bahn verlassen; in die neue mit Festigkeit einzulenken, fehlten hier Kraft und Geschick, dort Wille und Ehrlichkeit. Man stellte eine Verfassung auf, welche, ungeachtet der Elle, womit sie gemacht werden mußte, zu den bessern und verständigern gehört; aber die Verfassung blieb ohne Wirkung unter einem Volke, dessen Mehrheit nicht genug politischen Sinn besaß, ihre Vorzüge zu erkennen und zu schätzen, dessen Minderheit, von entschlossenen Parteihäuptern aufgeregt, sich kein Gewissen daraus machte, sie mit Füßen zu treten. Als es sich darum gehandelt hatte, diese Verfassung und damit zugleich die gesetzlichen Zustände im Lande überhaupt zu schützen, fand es sich, daß es dazu an jedwelcher Kraft und Autorität mangelte; kein Gehorsam und kein Mittel, ihn zu erzwingen, keine Macht der öffentlichen Meinung, keine Polizei und keine Truppen, folglich totale Auflösung bei dem ersten ernsten Anlaß, bei der Aufregung, welche dem Kriegsunglück in der Lombardei folgte und in den staatlichen Verhältnissen die Anklage fand, die Abhülfe suchte.

Die drohenden Spuren solcher Auflösung zeigten sich Anfang Augusts; dann ging's mit Riesenschritten bergab. Es geschah der toscanischen Administration wie dem gespenstischen Reiter der Lenore: Stück für Stück fiel ab wie mürber Zunder. Die öffentlichen Dinge wurden nicht durch Furcht mehr gehalten, nicht durch Liebe. Die seit wenigen Monaten an's Ruder gelangte liberale Partei hatte gewiß guten und redlichen Willen gehabt, aber sie hatte vieles umgeworfen, grundwenig zu gründen vermocht; als sie eben ernstlich an's Gründen dachte, lief ihr der Unabhängigkeitskrieg zwischen die Beine, und da gerieth sie in's Schwanken und fiel endlich um. Sie fiel um, obgleich sie, parlamentarisch zu reden, eine große Majorität für sich hatte, obgleich die ungeheure Mehrheit des Volks zu ihren Gunsten war, obgleich sie auf die Besten in der ganzen Nation sich stützen konnte. Alles das half ihr nichts, sie mußte vor der Straßenemeute, vor der offenbaren Conspiration ohne Schwertstreich das Feld räumen. Ohne Schwertstreich! Das mochten selbst die sanguinischen Gegner nicht erwartet haben, und es liegt darin die Erklärung aller nachmaligen traurigen und herabwürdigenden Erscheinungen.

Ich will von der Giovine Italia nicht viel erzählen. Es gab eine Zeit, wo man von ihr sagte: das sind alte Geschichten! das sind abgethane Dinge! Dann kam der Moment, wo man glaubte (und ich selbst habe es geglaubt), die Macht dieser Association sey vernichtet und das, was gut an ihr, habe sich jetzt den Regierungen angeschlossen, ihnen zu helfen beim Ausbau auf bestehendem Fundament. Aber es war eine Täuschung. Die Sekte erhob, wie ich bereits früher in diesen Blättern erzählt, * in der Lom-

* „Italienisches Leben und Zustände," 1848. Nro. 221 ff. — „Mazzini und Guerrazzi," 1849. Nro. 64 ff.

bardei ihr Haupt, verunreinigend, trennend, desorganisirend in dem Augenblick, wo das engste Zusammenhalten nothgethan hätte, dem Prinzip ihres Stifters getreu, von welchem Gioberti neuerdings gesagt hat, sein Wort wirke wie ein sociales Corrosiv; wohin er den Fuß setze, bringe er Zwietracht, Unordnung, Licenz mit; unfähig zu schaffen, könne er nichts als zerstören. Ich weiß nicht, ob der lombardische Krieg einen für die italienischen Nationalitätsideen günstigeren Ausgang gehabt haben würde, wenn die republikanische Partei nicht in Mailand, Brescia, Venedig auftrat; aber so viel ist gewiß, daß dieselbe alles, was in ihren Kräften stand, gethan hat, die in jenem Sinne einzig mögliche günstige Lösung zu verhindern, daß es nicht die Siege der Oesterreicher an Etsch und Mincio allein gewesen sind, welche die auf Karl Albert gesetzten Hoffnungen vernichtet haben. Als nun in der Lombardei das Werk vollendet, als im Hause Greppi zu Mailand der, welchen man kurz vorher als Helfer und Erretter im Triumph empfangen, dem Hohn und den Kugeln des wahnsinnigen Pöbels preisgegeben worden war, als Piemont erschöpft und ohnmächtig darnieder lag, begann die Sekte ihre Arbeit in Toscana. Und hier mußte sie ihren Zweck leichter erreichen, da die widerstrebende Kraft ungleich schwächer war.

II.

„Capponi tritt ab — Guerrazzi wird Minister!" Das war die Kunde, welche mich in Florenz empfing. Weßhalb? hat Gino Capponi das Vertrauen des Landes verscherzt? haben die Kammern sich gegen ihn erklärt? hat die Hauptstadt eine Demonstration gegen ihn gemacht? befürchtet man einen Aufstand in Pisa, in Siena, in Lucca, in Arezzo? Das Alles ist's nicht. Nun was denn? was gibt den Gedanken ein, den Wolf zum Hirten zu machen? — Die Livorneſen drohen gegen Florenz zu marschiren. — Die Toscaner sind durch Schaden klug geworden. Vom Oktober bis März haben sie erprobt, was es mit der Livorneſer Suprematie auf sich hat; im April haben sie gesehen, was das Fundament der Livorneſer Macht ist. Die Erhebung eines gemißhandelten Volks gegen die Schergen eines so tyrannischen wie illegalen Regiments hat dieser Usurpation plötzlich ein Ende gemacht. In Zeit von acht Tagen ward die Rebellion auf die Stadt beschränkt, von der sie ausgegangen war. Aber Monate der Demüthigung und Schmach sind nöthig gewesen, um das Volk zum Bewußtseyn seiner wahren Kraft im Gegensatz zu der erlogenen Macht der Gegner zu bringen.

Im Oktober habe ich in Florenz erlebt, was es mit dem Pöbelterrorismus auf sich hat, wozu man gelangen kann, wenn Volk und Regierung an sich selbst verzweifeln. Die Entmuthigung war allgemein; sie begann beim Throne, sie stieg hinab zum ärmlichsten Handwerker. Die nichts zu verlieren, wohl aber inmitten der Verwirrung zu gewinnen hatten, triumphirten. Eine bis dahin in Toscana völlig unbekannte Klasse von Menschen, Vagabunden und Straßenlärmstifter, schoß plötzlich auf. Man sah das einst so sittenmilde, anmuthig heitere Florenz ganz verändert, Straßen und Spaziergänge mit frechen Herumstreichern und Bettlern gefüllt. Eine Menge Abenteurer fanden sich ein, in den fabelhaftesten Trachten, mit den herausforderndsten Mienen. Der Krieg gegen den Tedesco war zu Ende, der Krieg gegen die Regierungen hatte begonnen. Er ward beharrlicher und glücklicher geführt als jener.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Fortsetzung)

Der Gardasee.

Für diejenigen, welche den See noch nicht kennen (und ihnen gilt ja diese Skizze hauptsächlich), will ich zuerst versuchen, ein allgemeines Bild zu entwerfen. Der Gardasee ist ein höchst ansehnliches Gewässer, unter den stehenden Gewässern Italiens (denn nur der kleinere Theil gehört noch zu Tirol) vielleicht das bedeutendste. Doch halte ich die Angabe des Flächeninhalts zu 26½ Quadratmeilen (nach Reichl) für etwas zu hoch. Die Länge mag wohl sechs Meilen betragen, denn von Riva bis Desenzano, die größte Längenlinie des Sees, bedarf das ziemlich schnell fahrende Dampfschiff volle vier Stunden. Am schmalsten ist der See zwischen Riva und Torbole, wo die Entfernung zwischen dem westlichen und östlichen Ufer kaum eine Stunde

beträgt. Unweit Lerdale fällt die Sarca in den See, welche ihn am südlichsten Ende bei Peschiera als Mincio wieder verläßt. Die größte Breite, die man auf vier Stunden angibt, hat der See am südlichen Ende zwischen Peschiera und Desenzano. Doch schirbt sich hier noch die Halbinsel Sermione (das alte Sirmium) dazwischen, daher man die größte Breite des freien Wasserspiegels zwischen Sala am westlichen und Toeri am östlichen Ufer setzen muß. Das westliche Ufer heißt Riviera Veronese, wegen des auf dieser Seite gelegenen Verona, das östliche Riviera Bresciese, nach Brescia. Am nördlichen Ende ist der See größtentheils von rauhen Felsen umschlossen und sehr tief (man spricht von siebzehnhundert Fuß als der größten Tiefe), am südlichen ganz offen und sehr seicht, so daß die Dampfschiffe, am östlichen Ufer wenigstens, nur bis Lazise fahren können. Dieses östliche, von Riva aus das linke Ufer, ist fast in seiner ganzen Ausdehnung durch den gewaltigen Rücken des Monte baldo begrenzt und etwas unwirthbar, doch ist der Theil des Ufers, der hinter dem Monte baldo beginnt, um so milder und fruchtbarer, daher auch mit vielen Villen und Gärten besäet, im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der reichen Veroneser. Das westliche, von Riva aus das rechte Ufer dagegen wird zwar Anfangs von schroff in den See hinabfallenden Felsen gebildet, ist aber im Ganzen das reicher angebaute. Auf dieser Seite vorzüglich sind die berühmten Citronengärten, die sich jedoch dem Auge nichts weniger als malerisch darstellen. Ueberhaupt ist der Totalcharakter des Sees weit ehr großartig, wild und rauh, als reizend und lieblich, und in letzterer Beziehung der Comer See, der beides verbindet, weit vorzuziehen. Das einzige jetzt auf dem See laufende Dampfschiff, Il Benaco, fährt leider niemals um den ganzen See herum, sondern immer nur abwechselnd den einen Tag am westlichen Ufer von Riva nach Desenzano und zurück, den andern ebenso am östlichen von Riva nach Lazise. Man kann sich also desselben zu einer Rundschau über die Ufer des Sees nicht bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baden, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Insurrection.

Obgleich es noch sehr früh am Tag war, schienen die meisten schon stark gefrühstückt zu haben, und wenn sie auch keinen Unfug begingen, so machten sie doch mit ihren offenen Uniformen, ihrem nachlässig umgeworfenen Lederzeug, ihrer gänzlich unmilitärischen Haltung einen höchst unangenehmen Eindruck. Viele Dragoner kamen aus den Häusern am Weg; sie hatten den langen Reitermantel umgehängt und schleppten ihre Säbel gewaltig. Man las in ihren herausfordernden Mienen so recht das Bewußtseyn ihrer großen Wichtigkeit; sie waren voll Errungenschaften und geistigen Getränks, und jeder sah in sich schon einen feldflügewählten Führer. Ich glaube, so lange die Welt steht, ist ein Abfall von der Fahne, wie der des badischen Militärs, noch nicht vorgekommen. Ich freute mich sehr über das Verhalten einiger Eisenbahnbeamten, die das unentgeldliche Spazierenfahren des Militärs durchaus nicht dulden und sie aus den Waggons wiesen, wenn sie die Fahrt nicht bezahlen wollten. — Bis Freiburg hatte Alles, was wir sahen, das oben Beschriebene abgerechnet, noch keinen außergewöhnlichen Anstrich. Hie und da erschienen Freischärler, fuhren eine kleine Strecke mit dem Zuge und verschwanden wieder; einzelne Turner in grauleinenem Anzug mit rothen Halsbinden und schweren Hirschfängern gingen wohl in den Bahnhöfen am Zuge auf und ab und blickten forschend in die Wagen, freundlich in die der dritten und vierten Klasse, ernst und bedeutungsvoll in die der zweiten Klasse, wo wir saßen, und mein Reisegefährte fuhr wohl zehnmal mit der Hand nach seinem Passe, um sich zu legitimiren, daß er ein Handlungsreisender und kein Aristokrat sey. Dem Manne schwebte die große französische Revolution mit allen ihren Schrecknissen beständig vor Augen, und am meisten beunruhigte ihn, daß er ein Preuße sey, ein Unterthan des Zaren an der Spree. Indessen legten wir, von der schnaubenden Locomotive gezogen, Station um Station zurück, ohne daß uns etwas Unangenehmes begegnete. Bald hinter Freiburg mehrten sich die Soldaten aller Waffengattungen mit und ohne Gepäck. Jubelnd und singend kamen sie daher, große rothe Bänder an Tschako's und den Bayonetten. Vorn im Zuge hatten sie eine Klarinette, die mit schreienden Tönen, und zwar sehr verstimmt, lustige Tanzweisen spielte. Während des Fahrens, beim Rasseln und Schnauben, hörte man nur einzelne klägliche Töne derselben, wenn aber der Zug hielt, entfaltete sich die Melodie in ihrer ganzen Herrlichkeit. In Emmendingen fuhr mein Reisegefährte vor Schreck zusammen und sagte: „Um Gottes Willen, sehen Sie den Mann da!“ Ich sah hin; das mußte nothwendig ein Stück der provisorischen Regierung seyn. Ein langer, noch junger Mann mit Uhrmühlerbart, auf dem Kopf den schwarzen Schlapphut, die sehr breite deutschfarbene Binde über die Schulter gehängt, an der Seite einen schwarzen Säbel mit gelbem Griff, so stand er da, mit untergeschlagenen Armen, gespreizten Beinen, ein würdevolles Bild der errungenen Freiheit und provisorischen Gewalt. „Der fehlte uns noch!“ meinte mein Reisegefährte, und seine Nase wurde ordentlich spitz und lang, als sich der Bescheidene vor unsere Wagenthür stellte, dem Conducteur mit einer einzigen Handbewegung zu öffnen befahl und sich an unserer Seite auf die Kissen warf, gerade wie er draußen gestanden, mit untergeschlagenen Armen und weit gespreizten Beinen. Nachdem er Alles, was er um und an sich trug, abgepackt und neben sich auf die Bank gelegt hatte, nahm er im zwölfsitzigen Wagen mindestens acht Plätze weg; hievon kamen auf die Brieftasche und deren Inhalt allein vier Plätze. Er musterte nun die Papiere Blatt für Blatt durch. Es schienen Tagesbefehle, Quartierlisten, auch waren viele mit Bleistift geschriebene Zettel dabei. Dem Conducteur, der jetzt das Fahrbillet forderte, hielt er eines dieser Papiere, das mit einem großen Siegel versehen war, vor die Nase und schmetterte alle Bedenken mit dem einzigen Worte „Regierungsmitglied“ vollständig zu Boden. So saßen wir denn in der Höhle des Löwen und der Handlungsreisende, gebannt durch die schwarz-roth-goldene Schärpe, war nicht im Stande ein Auge vom Träger derselben zu verwenden. Dieser stützte den Kopf gedankenvoll auf den Arm, bog den Bleistift an die Nase und murmelte, während er würdevoll und ernst an die Wagendecke hinaufsah, unverständliche Worte. Darauf notirte er ein paar Worte mit Bleistift, sah uns forschend an, ob wir auch seine Geschäftigkeit bemerkt, und warf sich dann in die Wagenkissen zurück, um gleich darauf an's Fenster zu fahren und den Conducteur mit lauter Stimme zu ermahnen, die Abfahrt des Zugs zu beschleunigen. Endlich pfiff die Locomotive; die Klarinette verstummte, und wir fuhren weiter. Alle an der Bahn lungernden Soldaten, so wie alle Bürger, die einigermaßen gesinnungstüchtig aussahen, wurden vom Regierungscommissär mit einer herablassenden Handbewegung gegrüßt, was indessen von den Betreffenden nicht absonderlich beachtet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 158. Dienstag den 3. Juli 1849.

Are yet two Romans living such as these?
Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Vorlesung.)

Der Marquis Cosimo Ridolfi und der Marquis Gino Capponi waren die beiden toscanischen Ministerpräsidenten seit der Einführung des constitutionellen Regimes. Ehrenwerthere Männer gibt es in Toscana nicht. Beide, alten und angesehenen Familien entsprossen, haben in nivellirender Zeit den Namen dieser Familien in ganz Italien zu neuer Geltung gebracht. Ridolfi, einst Direktor der Münze, dann eine Reihe von Jahren hindurch völlig zurückgezogen und praktischen ökonomischen Studien ergeben auf dem Lande lebend, war eine Zeitlang Professor der Landwirthschaft an der Universität Pisa, eine Stelle, die er aufgab, um die Erziehung des Erbgroßherzogs zu übernehmen. Was er durch seine Musterwirthschaft zu Meleto im Elsathal, so wie durch seine thätige Theilnahme an der Akademie der Georgofili und den wissenschaftlichen Congressen und durch zahlreiche im Druck erschienene Arbeiten für Agricultur und Oekonomie, für Handel und Gewerbfleiß gewirkt, wie viel er nebenbei zur Unterweisung und Hebung des Landvolks beigetragen, ist von der ganzen Halbinsel einstimmig anerkannt. Als Minister des Innern trat er im Spätsommer 1847 ein, um im folgenden Frühling die Präsidentschaft zu übernehmen. — Capponi's Laufbahn ist dem praktischen Leben ferne geblieben, aber sein Name und seine Autorität haben nach allen Seiten hin gewirkt. Man war in Toscana längst gewohnt, in ihm den vornehmsten und talentvollsten Vertreter des freisinnigen Prinzips zu sehen. Der Name, den er trägt, ist gewissermaßen erblich verknüpft mit den Begriffen von Ehre, Patriotismus, Uneigennützigkeit. Einen schönern Namen kennt die florentinische Geschichte nicht, und wenn man Gino, Neri, Piero, Niccolo Capponi nennt, so tritt eine Reihe der glorreichsten Facta des 15ten und 16ten Jahrhunderts vor die Seele. Der Erbe so schönen Namens, so seltenen unbefleckten Rufes ist einer der scharfsinnigsten und tiefsten Geschichtsforscher Italiens, einer der kenntnißreichsten Nationalökonomen, einer der eindringendsten Denker, mit fremden Ländern und Nationen, ihren Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten bekannt, als Redner wirksam durch männliche Eloquenz, als Schriftsteller klar und präcis und Meister in der Diction. Reich, freigebig, edelmüthig, der Repräsentant ächter Vornehmheit, mit allen bedeutenden Männern der Heimath wie des Auslands befreundet oder in Verbindung, für alles Schöne und Gute empfänglich, so ist Gino Capponi. Wäre er jünger und unter andern Verhältnissen in das öffentliche Leben eingetreten, so hätte er eine bedeutende Rolle spielen können. Aber die früheren politischen Zustände Toscanas gestatteten ihm keine solche Wirksamkeit, und so gesellte sich zu der natürlichen Melancholie seines Charakters die an Schwäche grenzende Unentschlossenheit, welche aus langwierigem Grübeln und Hin- und Herbetrachten bei der zum Handeln nicht berufenen Spekulation entspringt. Als ihn endlich eine bedrängte, vielfach aufgeregte Zeit an die Spitze der Geschäfte rief, in einem Moment, wo jüngere und geübtere Männer der Revolution in ihrer widerwärtigst-gemeinsten Gestalt weichen mußten, war er seit mehreren Jahren blind; er sagte stets, er sey

nur noch ein Halblebendiger, aber er konnte ſich den Anforderungen nicht entziehen, welche das allgemeine Vertrauen an ihn ſtellte.

Ein Florentiner Pöbelaufſtand, nach dem unglücklichen Ausgang des lombardiſchen Kriegs, ſtürzte Ridolfi. Die Livorneſer Emeute, eine der frechſten, abſtoßendſten, ſelbſtſüchtigſten, unedelſten, welche die neuere Geſchichte Italiens kennt, ſtürzte Capponi. Daß dieß der Revolution gelang, war nicht eine Folge ihrer Kraft, ſondern der unglaublichen Mattherzigkeit, der unvorſichtigen Zerſplitterung der nationalen Partei. Dieſe hatte ſich, es iſt wahr, große Fehler zu Schulden kommen laſſen. Sie hatte ſich die Gefahren einer ſo großen Umwälzung, wie die in Italien im Jahr 1847 begonnene war, nicht vergegenwärtigt, hatte noch immer die Fahnenfeſte und Dankhekatomben des Septembers im Sinne, hatte eine Menge Dinge niedergeriſſen ohne Mittel zum Wiederaufbauen, hatte die Zügel gelöst, ohne daran zu denken, daß die Pferde flüchtig werden könnten, hatte, ſtatt zuſammenzuhalten, ſich in kleinliche Fractionen zerſplittert und untereinander verderblichen Krieg geführt und ſich wechſelweiſe in Miskredit gebracht. So war denn, als die Stunde der Gefahr gekommen und es ſich um ernſten Widerſtand handelte, Ehre und Daſeyn zu retten, jener Marasmus eingetreten, deſſen ſchon oben gedacht worden iſt. — Von allen ehrenwerthen Publiciſten, welche Italien beſitzt, hat nicht Einer dem Livorneſer Aufſtand, wie überhaupt dem Livorneſer Element eine gute Seite abgewinnen können. Und doch errangen jener und dieſes in Toscana den Sieg.

Der Mann, welcher am meiſten dazu beitrug, war Giuſeppe Montanelli. Zu Fucecchio im Nievolethal geboren, widmete er ſich der Rechtswiſſenſchaft und wurde Profeſſor des toscaniſchen Civil- und Handelsrecht an der Univerſität Piſa. Was ihm an juriſtiſcher Tiefe abging, erſezte er durch angenehmen Vortrag; an's Sentimentale ſtreifender Dichter, liberalen Prinzipien huldigend, ohne ſich zu compromittiren, geſchmeidig und ſchlau unter der Maske der Sanftheit, Geradheit, Uneigennützigkeit, wußte er ſich unter den Studenten wie in Florenz viele Anhänger zu machen. Als die freie Bewegung der Preſſe begann, ſtiftete er ein Journal, l'Italia, welches zu den beſſern und gemäßigtern gehörte, aber, ſcheinbar die Legalität vertheidigend, mehr und mehr den Unitätsideen ſich zuneigte. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Oeſterreich ging er mit als einer der Chefs des Univerſitätsbataillons, und indem er durch die Lunigiana zog, welche ſich damals von Modena abwandte, um ſich Toscana in die Arme zu werfen, ſuchte er die Bevölkerungen zum Anſchluß an Piemont zu bewegen, auf welches zu jener Zeit die Hoffnungen der Unitarier gerichtet waren, und wirkte in demſelben Sinn durch Briefe und Lehre unter der ihn begleitenden Jugend. In dem Gefecht bei Curtatone ward er verwundet; eine Zeitlang ſagte man ihn todt in Florenz. „Armer Montanelli!“ klagte Gino Capponi. Ich erinnerte ihn daran, welche gefährlichen Grundſätze dieſer Mann verbreitet, und wie er ſo zu ſagen bis zum lezten Athemzuge ſeiner Heimath Toscana und ſeinem Fürſten ſich feindſelig im Dienſte einer gefahrdrohenden Chimäre gezeigt habe. „Montanelli war ein Enthuſiaſt,“ war die Antwort; „man muß ſeiner eigenthümlichen Natur etwas zu gute halten.“ Der, welcher dieſes Urtheil fällte, ward das Opfer von Montanellis Verrath! Der Todtgeglaubte kam wieder zum Vorſchein, von Tauſenden jubelnd empfangen; ſein tapferes Verhalten auf dem Schlachtfelde verſchaffte ihm große Popularität. Livorno war damals im Aufſtand; der Mangel an Conſequenz wie an materieller Macht trug weſentlich dazu bei, dieſem Aufſtande eine Bedeutung zu geben, den er ſonſt nicht gehabt hätte.

(Fortſezung folgt.)

Das Café d'Orſay.

(Schluß.)

In dieſem Augenblicke trat Sobrier in's Café; ganz erhizt und erſchöpft verlangte er etwas verzagt eine Limonade oder einen Orgeat; dieſer Punkt iſt mir nicht mehr ganz gegenwärtig. Einer der Anweſenden erkannte ihn. „Das iſt ja Sobrier,“ ſprach er mit lauter, feſter Stimme. Im Nu war Sobrier umringt, gefaßt, gefangen, und da ſich eben vor der Thüre ein Haufe halb uniformirter Nationalgarden zu ſammeln begann, wurde er unverzüglich denſelben ausgeliefert und von ihnen an einen ſichern Ort gebracht.

Mich ließ es übrigens nicht länger im Café, ich durchſtreifte ohne Ziel und klare Abſicht die umliegenden Straßen und wandte mich rechts und links nach dem Trieb des Augenblicks. Eine der Straßen in jener Gegend heißt rue des saints pères. An dem Punkte, wo ſie die Rue de l'Univerſité von der Rue Jacob ſcheidet, war ich angelangt, als ich die Rue de l'Univerſité herab einen Haufen Volks im Sturmſchritt ziehen ſah. Die Kerle ſangen die Marſellaiſe mit Wuth, gingen Arm in Arm und ſchienen von korybantiſcher Raſerei ergriffen. Keiner von ihnen war vollſtändig bewaffnet; Einer hatte einen Säbel, der Andere eine Flinte, einige trugen ſogar nichts als eine Patrontaſche, bei weitem die meiſten waren ohne Waffen. Uniformen ſah ich zwei oder drei; ſie gehörten der Bürgerartillerie an. Niemals war mir eine ſo

Digitized by Google

ſcheckige Muſterkarte vernachläſſigtee Toiletten vorgekommen. Ohnehoſen, im eigentlichen Sinn des Worts, bemeekte ich zwar keine, wohl aber Ohneweſten in geoßer Anzahl, und Burſche in Hemdermeln wenigſtens drei Dutzend; ſie waeen entweder gar nicht im Beſitz eines Rocks oder trugen ihn auf dem Arm. Die Halstücher waren alle auf das Abenteuerlichſte gebunden und zu einem Viertheil wenigſtens von rother Farbe.

Die wilde Heerſäule lenkte in die rue des saints pères ein und wälzte ſich nach dem Kai zu, von wo ſie über die Brücke des Inſtituts dem Stadthauſe ſich zuwandte. Kaum war ſie vorübergeſaust, ſo kam auf dem linken Ufer eine lange Reihe von Nationalgaeden unter dem Ruſe: „Es lebe Frankreich! es lebe die Nationalverſammlung!“ den Kai heeab und eilte zum Palais Bourbon. Beim Café d'Orſay traf ſie mit andern Abtheilungen Nationalgarde zuſammen, von denen eine ſchon aus dem Palais Bourbon mit der Nacheicht zurücklehrte, daß alles zu Ende, daß die Nationalverſammlung wieder eingeſezt ſey und es ſich jezt nue darum handie, nach dem Stadthauſe zu ziehen und dort die Empöree feſtzunehmen. Es wurden bei dieſer Geiegenheit eine undenkliche Maſſe Vivats auf Frankreich, auf die Nationalveeſammlung, auf die Nationalgarde, vermiſcht mit dem Geſcheei: „Nieder mit Baedes! nieder mit General Couetais!“ von den ſich begegnenden Bürgertruppen wie von der gaffenden Menge ausgebracht. Ein Stunde ſpäter war Alles aus.

Dem fünfzehnten Mai folgte das Verbrüderungsfeſt, und was da am Café d'Orſay für Fahnen und Uniſoemen vorbeikamen, iſt nicht zu ſagen. Damals war der Aufenthalt an dieſem mir ſonſt ſo lieben Orte kaum erträglich, und hätte ich dort nicht ſo gute Feeunde und ſo manche Bekannte gehabt, von denen ich dieß und jenes, was mir zu wiſſen wichtig ſchien, eefahren konnte, ich wäre nicht hingegangen, um das ewige Trommeln, das jeden Morgen von Neuem ſich vernehmen ließ, zu vermeiden. — Nach den Junitagen ſahen wir am Café d'Orſay die Nationalgaedendeputationen der Peovinzen, welche der Nationalverſammlung ihren Dank, ihre Glückwünſche und Ergebenheitsverſicherungen darbrachten, in ihrem zum Theil etwas altfeänkiſchen Aufzug vorüberkommen, und noch jüngſt am dreizehnten Juni war das Café d'Orſay Zeuge politiſchee Bewegung und der Sammelplatz reaktionärer Bürgerheiden. Abends fuhren in ſtarkem Trad geſchloſſene Wagen mit Deagonerbedeckung vorbei. Das Bataillon Nationalgarde, das dort an jedem feſtlichen oder gefährlichen Tag ſich aufſtellt, war, nachdem Alles entſchieden, wenigſtens viermal ſo zahlreich als Morgens, wo noch Keiner wußte wie es ausſah. Ledru Rollin, Felix Pyat und andeee Repräſentanten dee rothen Republik ſeyen, ſagte man, in den geſchloſſenen Wagen, und ſogleich eeſcholl ein lautes deeifaches Bravo in den Reihen dieſer Vertheidigee der Freiheit und Oednung. Dieß war die jüngſte geoße That in der Geſchichte des Café d'Orſay.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Baden, Juni.

(Fortſeyung.)

Die Inſurrection

So kamen wie nach Lahr, wo auf dem Bahnhofe ein luſtiges, wildes Treiben herrſchte. Zahlreiche betrunkene Soldaten lärmten und jubelten, ſelbſtgewählte Führer, denen die neue Offizieesuniform gar nicht vortheilhaft ſtand, und denen der Degen beſtändig zwiſchen die Beine kam, bemühten ſich vergebens einigermaßen Ruhe und Ordnung heezuſtellen. Nicht als ob die Soldaten etwas Unerlaubtes gethan hätten, Alles war ihnen ja erlaubt; aber ſie ſtörten einigermaßeu die Eiſenbahnordnung, indem ſie das Zeichen zur Abfahrt nicht achteten, oder die ihnen angewieſenen Plätze nicht einnahmen, oder geiſtig erheitert, wie ſie waren, oben auf die Wagen hinaufkletterten. Der Regierungsbeamte, welcher ſeine große Schärpe um den Leib geſchlungen hatte, bemühte ſich ebenfalls umſonſt die Söhne des Vaterlands zur Ordnung zu bringen, und alle ſeine Anreden, reichlich geſpickt mit „Bürger“ und „Freunde,“ hatten keine Wirkung; die militäeiſchen Brüder ſetzten ſich doch hoch hinauf auf die Wagen und einer derſelben ließ den Zug eine Zeitlang anhalten, bis er ſeine Pfeife gefunden, die ihm zwiſchen die Räder gefallen war, und bei all dieſem Lärm und Spektakel ſchrie die Klarinette lauter als je und jubelte in den entſetzlichſten Klagetönen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz begehet ꝛc.“

Zu Vermehrung des wüſten Lärms auf den Bahnhöfen befand ſich auf jedem derſelben eine Wache, die unters Gewehr, zuweilen auch unter die Senſe oder den Säbel trat, wenn dee Zug ankam. Es mochten ganz ehrenwerthe Leute ſeyn, dieſe Wachtmannſchaften, aber wie ſie daſtanden, in den großartigen badiſchen Bahnhöfen, neben dee brauſenden Lokomotive, ihrer acht bis zehn in Blouſen und Jacken, Ueberröcken und Fräcken, mit allen nue erdenklichen Waffen, hatte ihr Anblick etwas traurig Komiſches. Hier erhielt unſere Geſellſchaft im Wagen einen Zuwachs durch die Perſon eines Freiſchaarenoffiziers. Er war gekleidet wie man ſich Hecker denkt:

Eine Feder auf dem Hut,
Dürftend nach Tyrannenblut,
Große Stiefeln, Waſſerfodten,
Säbel trägt er und Piſtolen

Dazu teug er eine blaue Blouſe, war eine dicke, behäbige Geſtalt und hatte im Gegenſatz zu den fürchterlichen Waffen ein

vergnügtes, menschenfreundliches Gesicht. Er war badischer Flüchtling, hatte sich lange in Straßburg aufgehalten, und war nun zurückgekommen, um am Feldzug Theil zu nehmen. Das wußten wir Alles in den ersten fünf Minuten. Vor dem Regierungsbeamten rückte er ehefurchtsvoll den Hut und dieser examinirte ihn ernst und würdevoll, wie es einem Mitglied der provisorischen Regierung zusteht. — „Bürger, Sie werden einen Paß oder Ausweis bei sich haben?“ — „Ja wohl, Bürger Regierungsbeamter. Ich bin vom Oberkommando des Volkswehr auf zwei Tage nach Straßburg beurlaubt.“ Damit übergab er ihm ein Papier. „Schon gut, Bürger Schneyß. Sie haben Geschäfte in Straßburg?“ — „Ich habe daet meine Frau und meine Effekten, und da ich dem Ruf der Regierung schleunigst Folge leistete, konnte ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe trage. Ueberhaupt ist es mir sehr schlecht gegangen, Bürger Regierungsbeamter.“ Und nun erzählte der Offizier seine Geschichte, die wirklich traurig genug war, und während dieser Erzählung rollten ihm die Thränen über die Wangen herab. Schüchtern sagte er zum Regierungsbeamten, er glaube ihn früher schon gesehen zu haben, und nach einigem Hin- und Herrathen einigten sich beide dahin, es müsse im Rebstock zu Straßburg bei Hecker gewesen seyn. Schon auf der nächsten Station verließ er den Wagen wieder, nachdem er vom Regierungsbeamten dringend ermahnt worden, ja morgen zur rechten Zeit wieder in Karlsruhe einzutreffen, da das Bataillon wahrscheinlich marschiren werde. Der dicke Freischärler nahm von uns Allen herzlichen Abschied, versicherte den Bürger Regierungsbeamten auf sein Wort, daß er morgen pünktlich eintreffen werde, und setzte hinzu: „Bürger, wenn ich morgen nicht zur rechten Zeit da bin, so könnt Ihr mich erschießen lassen.“

(Schluß folgt.)

Aus Tirol, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Gardasee.

Wir fahren jetzt von Riva nach Desenzano. Sobald wir die Bucht von Riva verlassen, zeigt sich uns links Torbole mit seinen weiß leuchtenden Häusern. Wir bleiben aber ziemlich nahe am rechten Ufer und der erste interessante Punkt, der sich uns darstellt, ist das kleine Oertchen Panale mit dem Ledrosee. Denkt euch eine ziemlich enge Felsenschlucht, in welcher höchst malerisch ein paar Häuserchen wie aus den Felsen hervorwachsen, untermischt mit einigem Grün, und zwischen ihnen, überwölbt von einem kühnen Brückenbogen, einen gleich fußtiefem Silber herabstürzenden Bergstrom, so habt ihr die Herrlichkeit, die sich freilich in unmittelbarer Nähe noch weit imposanter ausnehmen muß. Vom Dampfschiff aus gesehen erscheint sie wie eine allerliebste Dekoration, etwa wie die Wasserprobe aus der Zauberflöte. Hätte man Zeit, so möchte man wohl den Weg in das geheimnißvolle Thälchen, aus welchem der Ledro hervorbricht, fortsetzen. Jetzt folgt am rechten Ufer Limone, ein ziemlich großes hübsches Dorf mit den sogenannten Citronengärten, das heißt terrassenförmig aufsteigenden Anpflanzungen, in welchen die Citronenbäume zwischen Pfeilern in einer Art offener Treibhäuser stehen, die im Winter zugedeckt werden; ein sehr einförmiger Anblick. Am linken Ufer unterscheidet man hier noch deutlich Malsesine mit seiner malerischen alten Veste, welche einst Goethe zeichnete, und dabei, wie er so anmuthig erzählt, von dem Podesta beinahe als Spion arretirt worden wäre. Das ansehnliche und freundliche Städtchen Sala ist einer der Hauptorte des Sees mit drei Kirchen, gegen sechstausend Einwohnern und sehr bedeutendem Citronenhandel (man schätzt die Produktion auf fünfzehn Millionen Citronen jährlich). Leider kannte ich es nicht näher in Augenschein nehmen, da das Dampfschiff nicht in den Busen hineinfährt, sondern sich nur an der Tangente hält. Ich hätte schon in Maderno aussteigen und dann zu Fuß hinpilgern müssen, was das Wetter widerrieth. Eben sah man einen tüchtigen Regen über Sala niedergehen, doch brachen auch einige Sonnenstrahlen durch die Wolke und beleuchteten freundlich die weißen Häuser und rothen Dächer des Orts. Reisenden, welche das Städtchen besuchen, möge der heilige Gasthof zum Kreuz empfohlen seyn. Der preußische Maler und ein ehrlicher sächsischer Professor, welcher sich auf dem Dampfschiff zu uns gefunden hatte, rühmten ihn sehr als einen zwar theuern, aber höchst comfortablen und eleganten Aufenthalt. — Von hier an steuert das Dampfschiff etwas mehr links und dann an einer reizenden Insel vorüber, welche man den Borromäischen im Lago maggiore wohl an die Seite setzen dürfte. Sie trägt eine schöne Villa mit Gärten, dem Grafen Lecchi gehörig, und heißt nach ihrem Besitzer Isola Lecchi. Sobald man dieselbe passirt hat, erblickt man zur Linken eine sehr lange Landzunge, die sich wohl anderthalb Stunden vom Ufer in den See hinaus erstreckt. Dieß ist die Halbinsel Sirmione (das alte Sirmium), mit den Ruinen des ehemaligen Landhauses Catulls, welche nach unseres Malers Bericht den Umfang einer kleinen Stadt haben sollen. Man thut wohl am besten, wenn man sie besuchen will, von Sala aus einen Nachen zu nehmen. Desenzano, das wir jetzt nach einer etwa noch halbstündigen Fahrt erreichten, ist ein ziemlich stattlicher Flecken von etwa fünftausend Einwohnern, größtentheils hart an den See gebaut.

(Fortsetzung folgt.)

An die Leser und Mitarbeiter des Kunstblattes und des Literaturblattes.

Verhältnisse, welche ihre Ursache einzig in den auch auf dem literarischen Verkehr schwer lastenden Zeitumständen finden, veranlassen uns, vom 1. Juli ab

das Kunstblatt und das Literaturblatt

aufhören zu lassen.

Nähere Nachricht für Leser und Mitarbeiter dieser beiden Blätter, ob und wie mit dem kommenden Jahre 1850 das Morgenblatt Zweck und Aufgabe dieser seiner beiden Beiblätter in seinen Rahmen wieder aufnehmen werde, behalten wir uns für später vor.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 159. Mittwoch den 4. Juli 1849.

— Discomfort guides my tongue,
And bids me speak of nothing but despair.
For time hath set a plot upon my pride.
Shakespeare.

Jenny Lind und der Maler.

Eine Arabeske aus Künstlers Erdenwallen.

Jenny Lind war kürzlich in Paris. Sie hatte mit einer ihr befreundeten ältern englischen Dame in den elysäischen Feldern eine freundliche Wohnung bezogen, wo sie ungestört von den Anstrengungen ihrer Leistungen in England sich erholen konnte. Mit Ausnahme Meyerbeers und einiger Freunde hatte sie keinen Umgang. Sie war bei ihrer Ankunft sichtlich angegriffen, verspürte aber schon nach einigen Tagen den wohlthätigen Einfluß eines ruhigen Lebens in stiller Abgeschiedenheit. Sie singen hören, ist ein großer Genuß, ein größerer, sie in traulichem Gespräch zu hören, und eine wahre Seelenerhebung, die Thaten ihres Gemüths zu erleben. Ein solches Erlebniß aus ihrem lezten Hierseyn, in welchem der Seelenadel und das künstlerische Zartgefühl der gefeierten Sängerin in anmuthigster Natürlichkeit hervortraten, und ohne daß sie selbst eine Ahnung davon hatte, nur ihrer Umgebung sichtbar, die Verklärung sittlicher Schönheit ihr Haupt umstrahlte, möchte ich mittheilen, aus eigenem Herzensdrange und zur Erquickung Vieler in dieser zerrissenen Zeit; aber bequem, das heißt mit einiger Ausführlichkeit, wenn ich den Eindruck, den der Vorfall auf mich machte, treu wiedergeben soll. Und doch trage ich Bedenken. Werden mir unter der politischen Befangenheit der Geister, bei dem stürmenden Anlauf politischer Tagesberichte aus allen Theilen der Windrose Ihre Spalten offen stehen zu einer einfachen Künstlergeschichte? Ich hoffe es und erzähle.

Ein ausgezeichneter, rühmlich bekannter nordischer Künstler (ich verschweige seinen Namen), ein Maler, der gegen das Ende des Jahrs 1847 hier eingetroffen und dem sich bei Hofe und in der hiesigen Kunstwelt unter sehr günstig sich fügenden Umständen in kürzester Zeit eine glänzende Zukunft eröffnet, hatte sich durch die Februarrevolution um seine schönsten Hoffnungen betrogen und das Gebäude seines geträumten Glücks mit Einem Schlage zertrümmert gesehen. Ich unterlasse die Schilderung der nun eintretenden äußern Umstände und seiner innern Leiden. Als Mensch hochgeachtet, als Mann von seltenen geistigen Fähigkeiten und vielseitiger Bildung von den Besten geschäzt, als Künstler ersten Ranges in seiner Heimath gesucht, gehätschelt, verwöhnt, sah er in der Fremde plötzlich sich von seiner Höhe herabgestürzt, unbekannt, unbeachtet, ungeliebt, von Gleichgültigen umgeben, vom Straßengetümmel betäubt, inmitten gewaltsamer, bedrohlicher Ereignisse und einer politischen Gährung, in welcher das innere Leben erblaßte und die Kunst zum Unbedeutenden, Werthlosen herabsank, wie er selbst, der einst Hochgestellte, Reichausgestattete, Vielgepriesene, zum gewöhnlichen, unbeachteten Alltagsmenschen herabgesunken war. Er, einst der Mittelpunkt, um den sich Viele bewegten, war durch den Wiederschlag der gewaltigen Ueberstürzung in den wirbelnden Kreis der Hunderttausende geschleudert worden, der um die ernste Frage von Seyn oder Nichtseyn in wogender Bewegung sich schwang und in dem endlich auch sein eigener Mittelpunkt verschwand, sein Liebstes, die Kunst. Noch kämpfte er um sie, als ihn ein anderer Feind befiel, die Noth, und er damit einen andern Kampf zu bestehen hatte,

Digitized by Google

den um das tägliche Leben. Er, der ſonſt das leicht verdiente Geld verſchleudern durfte, er hatte jezt die drückende Laſt einer hohen Jahresmiethe für ſein geräumiges Atelier und dabei oft kaum das liebe Brod im Hauſe. Seine Lage nach der Heimath zu berichten, verbot ihm ſein Künſtlerſtolz, und ſo mußte er ſich glücklich ſchätzen, wenn ihm der Zufall Käufer zuführte, die ihm dieſes oder jenes Bild für die Hälfte, ja für den dritten, den vierten Theil des Werths abnahmen; er mußte ſeine Werke an wuchernde Spekulanten verſchleudern, die, nachdem ſie mit ihm gefeilſcht, in England um ſo größern Vortheil daraus zogen.

Das alles, ſein Ringen, ſeine Leiden, ſeine Verzweiflung, hatte ich, der Einzige, dem er ſich mittheilte, miterlebt, bemüht in Stunden troſtloſer Herzensergießungen die Aufwallungen ſeines leichterregbaren Gemüths zu dämpfen, ſein reizbares Ehrgefühl zu beſchwichtigen, ſeine maßlos umherſchweifende Phantaſie zu bändigen. Aber allerdings hatte er Urſache zu verzweifeln, nicht über das äußere Mißgeſchick an ſich, das ihn traf wie ſo viele Andere, ſondern über die vorausſichtliche Zertrümmerung eines ſchönen Herzenstraums, deſſen Verwirklichung von ſeinen Erfolgen in der Ruhm und Lorbeeren ſpendenden Hauptſtadt Frankreichs abhing. Fama, die geflügelte Göttin, hatte Augen, Ohren und Zungen nur für die gewaltigen Begebenheiten der Außenwelt, und was nicht mit eingriff in den Kampf der Zeit, war für ſie nicht vorhanden, und dieß war der Unſtern meines Freundes. Ich theilte ſeinen Schmerz, fühlte aber die Nothwendigkeit, ihn aus der lähmenden Muthloſigkeit aufzurütteln; ich glaubte ſelbſt mit harten Worten das Unmännliche ſeiner Haltung, den Hang ſeines Herzens zu zweckloſer Selbſtpeinigung ſtrafen zu müſſen, kurz, ich ſuchte ihn ſich ſelbſt zurückzugeben, ſo viel es in meinen Kräften lag. Und wie glücklich fühlte ich mich, wenn es gelang, und er, wie von einem Fieberanfall erſtehend, allmählig ſich faßte, wenn er, durch einige ſcherzhaft ſtachelnde Bemerkungen gezwungen über ſich ſelbſt zu lachen, anfangs mit komiſchem Unwillen mich ob ſolchem Scherze ausſchalt und endlich nach herzlicher Umarmung beruhigt, getröſtet, geſtärkt, ermannt, mit einem lezten Stoßſeufzer lächelnd von mir ſchied! Wie manche nächtliche Stunde haben wir auf ſolche Weiſe zugebracht! Pietro da Cortona, wenn ich nicht irre, wandelte durch einen einzigen veränderten Zug ein weinendes Kind in ein lächelndes um; hier gehörte mehr dazu: die weinende Künſtlerſeele, die aufgeſchlagen vor mir lag, war nicht ſo leicht zu beſchwichtigen. Mich machte ein ſolcher Auftritt jedesmal krank. Der Jammer ſchnitt mir zu tief in's Herz, der ſtürmiſche Anlauf der zügelloſen Leidenſchaft ſtürzte mich faſt zu Boden, es war ein Ringen auf Schrill und Trill, und die Bekämpfung ſo ausbündiger Troſtloſigkeit, von der oft alle Vorſtellungen abprallten, erſchöpfte meine Kräfte.

(Fortſezung folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſezung.)

Die Livorneſen drohten, wie geſagt, gegen Florenz zu marſchiren, wenn man ihnen nicht willfahre. Ihre Klagen und Forderungen waren ſo aus der Luft gegriffen, daß ich ſie meiſt vergeſſen habe; ſie glichen großentheils denen der Schneiderrebellion: „Das Dritte, Herr König, noch wiſſen wir's nicht, das Dritte, das ſollſt du uns ſchwören!“ Es war lediglich der alte revolutionäre Kitzel, welchen der Advokat und Romanſchreiber Guerrazzi, aus Sucht ſich emporzuſchwingen, unterhielt und geſchickt benuzte. Nach vielen ſchwankenden Maßregeln ernannte das Miniſterium Capponi, allen Warnungen zum Trotz, Montanelli zum Gouverneur von Livorno. Am Tage ſeiner Ankunft daſelbſt ſchloß er ein Bündniß mit Guerrazzi, den er früher auf's heftigſte bekämpft hatte, proklamirte, zum Hohn der toscaniſchen Verfaſſung, eidbrüchig die italieniſche Conſtitution, machte mit den ſchlimmſten Ruheſtörern gemeinſame Sache und brachte es durch Drohungen, Zweideutigkeiten, Einſchüchterungen, künſtlich geförderten Tumult dahin, daß der Großherzog die von Capponi und ſeinen Kollegen gegebene Entlaſſung annahm und ihn und ſeinen neuen Freund Guerrazzi mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragte, zu welchem man ſelbſt hinter dem Ladentiſch rekrutirte, und das ſich den Namen eines demokratiſchen Miniſteriums beilegte.

Jahre zuvor hatte Montanelli dem Marquis Capponi ein Gedicht De profundis gewidmet. Nun ſang er ihm ein De profundis, aber zugleich ſeiner eigenen Ehre und der ſeiner Heimath.

III.

Alle politiſchen Sudelköche haben eine Panacee: das Glückſeligkeitselixir der toscaniſchen Quackſalber war die Conſtituante. Maſſimo d'Azeglio bemerkt mit Recht, in unſerer Zeit reiche ein Wort hin, das Glück eines angehenden Politikers zu machen; komme das Wort aus der Mode, oder ſey es abgenuzt, ſo habe freilich auch die Größe ſeines Erfinders ein Ende. Das erſte, das am meiſten ge- und verbrauchte Wort war Italien, dann kam Nationalität an die Reihe, dann Independenz, Reform, Freiheit, Conſtitution, heiliger Krieg, Kreuzfahrer,

Digitized by Google

am Ende Conſtituante und demokratiſches Miniſterium. Als wenn die lezten Miniſterien die Pairs von König Arthurs Tafelrunde geweſen wären! Ein ſchöner Moment für die Conſtituante! ſagten die Verſtändigen. In einer Zeit, wo nicht zwei italieniſche Regierungen unter einander einig ſind, wo die nächſten Nachbarn mit einander haderu, wo die jungen Conſtitutionen Mühe haben ſich auf den Beinen zu erhatteu, wo das Kriegsglück Piemont untreu, die reaktionären Gelüſte Neapels nicht ſehr verſteckt, die Lombardei und Parma in den Händen der Oeſterreicher, die Finanzen erſchöpft, die Preſſe ohne Zügel, die Parteien erregt, die Gegenwart beängſtigend, die Zukunft noch trüber — in einer ſolchen Zeit wollt ihr mit einer Conſtituante kommen, die, wenn ihr ſie nicht zu Stande bringt, euch der Lächerlichkeit preis gibt, wenn ſie gelingt, die Verwirrung nur noch mehren und am Ende doch völlig machttos bleiben wird! — Der neue Miniſter des Innern, Guerrazzi, lachte ſelbſt heimlich über das Projekt. Er war ein zu kluger Kopf, um nicht einzuſehen, daß das Ganze ein bloßes Hirngeſpinnſt ſey. Aber er wollte Miniſter werden, er wollte im Palazzo vecchio ſeinen Sitz uehmen, er wollte ſich an ſeinen Gegnern rächen, und da war ihm jedes Mittel gut. Denn politiſche und moraliſche Ueberzeugungen bildeten den leichteſten Theil ſeiner Habe.

Wie ſah Florenz aus in dieſer Zeit? Traurig genug! Die ganze Phyſiognomie war verändert. Das war nicht mehr die heitere, unbeſorgte, lebensfrohe, wohlhäbige Stadt, die man einſt gekannt und geliebt hatte. Die höheren Klaſſen waren betroffen, ängſtlich, verſtimmt, gedemüthigt, größerer Uebel gewärtig. Die Liberalen, welche im Jahr zuvor den Wechſel der Dinge herbeigeführt, ſahen ſich weit überflügelt; ſolche Art Freiheit hatten ſie nicht gewollt. Hatte man früher einmal von Willkür geſprochen, ſo war das eine Willkür, die mehr in Abſtrakto beſtand, als in der Praxis ſich äußerte; jezt erfuhr man, was es mit dem Pöbeldeſpotismus auf ſich hatte. In den andern Klaſſen aber kam ein ganz neues Element zum Vorſchein, oder vielmehr es bildete ſich ein neuer Pöbel nach dem Muſter Livorno's. Wehe dem, der dieſem Pöbel und den tonangebenden demokratiſchen Blättern nicht gefiel! Alles, was nicht in dem Triumph der Mazziniſchen Ideen das Heil Italiens ſah, wurde mit dem Ehrennamen „Codino" (Zopfträger), und nöthigenfalls mit Angriff und Hohn auf der Straße begrüßt. Die ehrenwertheſten Namen wurden mit Koth beworfen. An Straßenlärm war man leider längſt gewöhnt; vor einigen Wochen war er gegen die Regierung gerichtet geweſen, jezt benuzte die Regierung ihn für ihre Zwecke. Als das Miniſterium die Kammer auflöste, weil dieſe ihm entgegen war, und die neuen Wahlen eben ſo wenig zu Gunſten der Demokratie auszufallen ſchienen, ſtürmten Pöbelhaufen die Kirchen, in denen der Wahlakt ſtattfand, warfen die Urnen um, mißhandelten die Anweſenden. Als der Erzbiſchof ſich weigerte, auf ich weiß nicht welchen Anlaß, einem tumultuirenden Haufen ſeinen Willen zu thun und ein Tedeum im Dome ſingen zu laſſen, ſchlug der Pöbel ihm die Fenſter ein, riß das päpſtliche Wappen herunter, läutete und ſang ſich ſelber ſein Tedeum und nöthigte den Prälaten zur Flucht. Als der Marquis Ridolfi von ſeiner Miſſion nach Paris und London zurückkehrte, wurden auch ihm und bei derſelben Gelegenheit mehreren Andern die Scheiben eingeſchlagen, die Fenſtervorhänge angezündet. Als der engliſche Geſandte auf ſeiner in der Nähe der Stadt gelegenen Villa einen Ball geben wollte, drohte der Pöbel, er werde es nicht zugeben, ſondern die hinausfahrenden Wagen angreifen; das Geld ſolle in die Succurskaſſe für Venedig gezahit werden. Guerrazzi, der ſeine eigene Autorität bedroht ſah, mußte Dragoner aufſitzen laſſen, um die Straße zu ſichern.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Fortſezung.)

Der Gardoſee.

Wir ſtiegen in dem Wirthshauſe zur alten Poſt ab, und fanden es dort recht gut, aber theuer. Ueberhaupt iſt in dieſer ganzen Gegend, ſchon von Trient an keine Spur mehr von den idylliſchen Tiroler Preiſen. In der ſehr beheizten großen Wirthsſtube loderte im Kamin ein luſtiges Feuer, denn es war, obgleich wir erſt den 7. September ſchrieben, empfindlich kühl. Eine ſchöne junge Breſcianerin ſaß dort mit ihrer Mutter und wärmte ſich. Ich knüpfte mit ihr ein Geſpräch an; ſie antwortete naiv und munter, ſo gut ſie es in dem abſcheulichen breſcianiſchen Dialekt, der mit dem toskaniſchen ſehr wenig Aehnlichkeit hat, vermochte. Das Breſcianiſche wird vorzüglich häßlich durch die unreinen Vokale und das häufige Verſchlucken der Endſylben; dabei wird es ſo ſchnell geſprochen, daß man die Eingedornen unter ſich auch nicht im mindeſten verſteht. Während wir ſo ſaßen und plauderten, erhob ſich auf einmal

Digitized by Google

ein Geschrei: »Ah, il cattivo, il brutto vento!« — »Ah, bellissimo vento!« rief ich und stürzte hinaus. Eine herrliche Buerasca, ein heftiger Nordwestwind hatte sich plötzlich aufgemacht und peitschte den See, der seine Wellen bereits durch das eiserne Gitterthor des Hafen hereinwarf. Er wuchs von Minute zu Minute und steigerte sich fast zum Sturm. Wir eilten hinaus an den See, und sahen die majestätischen, jetzt grünlichgrauen Wogen sich heranwälzen, die zuerst hoch aufsprützend mit weißlichem Schaume sich an den mächtigen Quadern des Hafens brachen, dann ihn theilweise überschwemmten, und zuletzt mit donnerndem Gebrause selbst bis an den Altan unseres Hauses im ersten Stock ihre schaumgekrönten Häupter emporhoben. Unser Dampfschiff tanzte im Hafen hin und her und konnte nur mit Mühe durch Taue und Ketten festgehalten werden. „Hier können Sie Studien machen," sagte ich zu unserm Maler. „Ich brauche keine Studien mehr," antwortete er mit preußischer Bescheidenheit. Lessing, Cornelius, Schnorr, Kaulbach würden anders gesprochen haben. Er entfloh nachher mit dem ehelichen sächsischen Professor nach Verona ob. Ich ließ sie ziehen, stieg auf den Altan und weidete mich noch lange an dem majestätischen Schauspiel des empörten Sees und an dem frischen Wind, der mir durch die Haare pfiff, an Virgils Worte gedenkend, die er von dem See gesungen hat:

»Fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino!«

Mich zog es wieder hinaus in den sturmbewegten See. Deßhalb entschloß ich mich kurz, mit dem Dampfschiff denselben Weg wieder zurückzumachen. Um zwei Uhr Nachmittags, als es abging, hatte sich der Wind etwas gelegt, aber die Wellen gingen noch sehr hoch. Es war prächtig, das Schiff so für Augenblicke in dem dunkelgrünen Abgrunde verschwinden, und dann wieder den leuchtenden Kamm der nächsten Woge erklimmen zu sehen. Mehrere der Gesellschaft wollten das nicht so schön finden und verschwanden seekrank in der Kajüte. Ich aber hielt mich, immer nach vorn schauend, tapfer. Einigemal schlugen Sturzwellen über das Vorderdeck; eine derselben ertappte mich, und durchnäßte mich weidlich. Da hättet ihr den Jubel der Italiener sehen sollen! Wohin ich trat, unauslöschliches Gelächter. Ich lasse gern Jedem seinen Spaß, aber dieser Jubel über einen so unbedeutenden Vorfall hatte etwas widerwärtig Kindisches. Es ist aber ein Charakterzug dieses Volks, daß es sich über ein Nichts todtlachen kann.

(Schluß folgt.)

Aus Baden, Juni.

(Schluß.)

Die Insurrection.

Der Regierungsbeamte verließ einen Augenblick den Wagen, und es stieg eine andere Figur ein, die ich im ersten Augenblick nicht zu klassificiren wußte. Es war ein Mann in den Fünfzigen, anständig gekleidet, mit kurz geschorenem grauem Haar, einem weißen Hut und blauer Brille; er hatte ein unangenehmes, verschmitztes Gesicht und lächelte beständig, sowohl bei unserm Anblick als beim Anblick der Wachmannschaft auf dem Bahnhof und der lärmenden Soldaten in den Wagen. Der Beamte kam zurück und setzte sich dem Neuangekommenen gegenüber. Beide betrachteten sich eine Weile forschend, dann zog die blaue Brille lächelnd ein Papier aus der Tasche und überreichte es dem andern. „Aha!" rief dieser, „Sie sind der Armeelieferant N. aus Straßburg." Als Antwort flog ein vergnügtes Lächeln über die Züge desselben, ein Lächeln, das wie dreihundert und mehr Prozent aussah und sagen wollte: macht nur immer provisorische Regierungen, ich allein habe den Profit davon. Nachdenklich blickte der Beamte wieder in seine Papiere, da kam der Conducteur an den Schlag und ersuchte den Lieferanten sich in die dritte Wagenklasse zu begeben, wohin sein Freibillet laute. „Lassen Sie den Bürger hier," sagte der Beamte. „Entschuldigen Sie," entgegnete der Conducteur, „der Dienst befiehlt mir dem Herrn seinen richtigen Platz anzuweisen." — „Der Bürger bleibt hier!" versetzte der Beamte; „ich bin aide de camp des Generals und habe mit dem Bürger Armeelieferanten Namens der Regierung Wichtiges zu besprechen." Der Conducteur zog sich zurück, der aide de camp lehnte sich in die Wagenkissen zurück und sagte zum Lieferanten, der ihn still lächelnd, aber, wie es schien, mit bewunderungsvoller Hochachtung ansah, und zugleich mit einem Seitenblick auf uns: „Man muß den Leuten imponiren, aber auch die Macht dazu in Händen haben; noch ein Wort vom Conducteur und ich hätte mir einen Extrazug einspannen lassen." — Die Locomotive pfiff, der Zug verminderte seine Schnelligkeit, wir hielten an, und die Kleinette vorne im Zug jauchzte entsetzlich laut auf. Im Bahnhof derselbe Lärm, dasselbe Gewühl. Der Adjutant verließ den Wagen und ich benutzte diesen Moment, mich äußerst bescheiden nach dem Namen des Mannes zu erkundigen. Der Lieferant, an den ich mich deßhalb wendete und der mir ansehen mochte, daß ich nicht zu den Rothen gehörte, zuckte sonderbar lächelnd die Achseln und sagte: „Mein lieber Herr, wer kann alles das kennen!" Ich stieg aus, kaufte in der Restauration ein Butterbrod, stellte mich speisend zu einem der Conducteure und fragte ihn im gleichgültigsten Tone von der Welt nach dem Namen des Bürgers Armeelieferanten, bekam aber zur Antwort: „Höre Sie mal, das is viel verlangt, daß mer de Name von dene Kerls alle wisse soll." Kopfschüttelnd nahm ich meinen Sitz wieder ein. Der Adjutant hatte dießmal mehr als gewöhnlich auf dem Bahnhof zu thun und stand in seiner beliebten Stellung noch immer da, als die Locomotive bereits pfiff. Umsonst winkte der Lieferant, umsonst ersuchte ihn der Conducteur eilig einzusteigen; er versicherte beide auf das Herablassendste, der Zug werde ohne ihn nicht abfahren, und darauf begab er sich mit aller Bequemlichkeit an seinen Platz, worauf sich der Armeelieferant ganz entzückt über die bewiesene Kaltblütigkeit aussprach und versicherte, das sey des Soldaten schönste Eigenschaft. — Wir näherten uns Rastatt; da rief der Badener: „Sehen Sie dort unsere Festung? nicht mehr die Zwingburg österreichischer Stockheiden und preußischer Crooten!" Der Lieferant blickte mit geheimer Freude auf die ehemalige Reichsfestung, wo das schwarz-roth-goldene Banner wehte, und wohin er wahrscheinlich viel nordisches Mehl und schlechten Speck geliefert hatte. Da lagen die schönen Werke vor uns, in der Sonne funkelten die neuen Geschütze und badischr Soldaten saßen in langen Reihen auf den Brustwehren und ließen die Beine zierlich herabhängen. — Wir fuhren weiter nach Karlsruhe. „Apropos," sagte der Lieferant, „habt ihr wirklich in Karlsruhe seinen Marstall und seine Wagen verkauft?" — „Gott bewahre," erwiederte der Beamte, „ich habe gestern noch eines der Leibpferde geritten." Der Bahnhof der badischen Hauptstadt war geräuschloser als ich erwartet hatte. Mein preußischer Reisegefährte stieg mit ziemlich erleichtertem Herzen aus und verließ mich hier. Durlach war verödet, nicht einmal Bürgerwache befand sich dort. Mit dem Zuge selbst fuhren nur Soldaten in der dritten und vierten Klasse, die zweite Klasse war fast ganz leer, und in der ersten Klasse hatte, wie der Dichter von dem Kaiserpalaste in Stambul sagt, die Spinne ihr Nest aufgehangen. — In Durlach verließ auch ich die Bahn, um mich ostwärts zu wenden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 160. Donnerstag den 5. Juli 1849.

Juß oben drum wirst du der Mann des Tages,
Weil du gemein bist, frech und pöbelhaft. —
Regieren ist kein Ding für Leute von
Charakter und Erziehung. Niederträchtig,
Unwissend muß man seyn! Drum folge du
Dem Ruf, den dir der Götter Spruch verkündet.
Aristophanes.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsetzung.)

Als besser gesinnte Jouenale sich gegen das Unwesen aussprachen, zerschlug man ihnen die Pressen, mißhandelte die Gérants, hinderte das fernere Erscheinen, während das Gouvernement erklärte, es könne nichts dabei thun. Als der Clerus sich wegen täglicher schamloser Angriffe auf die Religion an dieses nämliche Gouvernement wandte, gegen das Colportiren und Anschlagen wahrhaft gotteslästerlicher Druckschaften sich verwahrend, erhielt er zur Antwort, man könne die Preßfreiheit nicht beschränken, der Rekurs an die Gerichte stehe offen; ein schöner Trost, da es kein Preßgesetz gab und die Richter durch Drohungen und Mißhandlung eingeschüchtert wurden. Als ein bekannter Schriftsteller, ein Nichttoscaner, in einem der Clubs gegen den mit dem Begriff Demokratie getriebenen argen Mißbrauch sprach, peitschte man ihn an einem öffentlichen Orte und die Polizei wies ihn aus, weil er die Indignation des Publikums erregt habe. Als Rossi's Meuchelmord bekannt wurde, präconisirten mehrere Zeitungen den Mörder, indem sie die Hoffnung aussprachen, daß der nämliche Dolch noch manchen offenen und geheimen Feind des Volkes treffen werde.

So waren unter der Herrschaft der Demokraten die öffentlichen Zustände beschaffen. Nie war schönere Gelegenheit geboten, Jules Janins vergleichende Physiologie von Canaille und Crapule praktisch zu studiren. Da eine Menge der ersten Beamten sogleich ihre Entlassung einreichten, weil sie unter einem solchen Ministerium nicht dienen wollten, so hatte dasselbe Anlaß, seine Anhänger und Clienten zu versorgen, und es machte davon reichlichen Gebrauch. Welche Leute wurden da hervorgezogen! Die trefflichste Wahl von allen war aber die des Gouverneurs von Livorno. De. Pigli, welcher mit diesem wichtigen, ehrenvollen und einflußreichen Posten betraut wurde, wird jetzt gewissermaßen durch Steckbriefe verfolgt, weil er über einige fünfzigtausend Franken Rechenschaft geben soll, die aus den Kassen in seine Taschen gewandert sind. Am Tage, ehe seine Ernennung bekannt gemacht wurde, begegnete ich ihm auf dem Mercato nuovo zu Florenz; die Leute wiesen mit Fingern auf ihn, denn er hatte eben in einem radikalen Club, vom Fürsten von Canino und dem General Garibaldi unterstützt, über den Text: la propriété c'est le vol gepredigt und war zu dem trostlichen Schluß gelangt, des Menschen einziges legitimes Eigenthum seyen seine Knochen mit Zubehör. Das war die Garantie, welche er den neuen Gewalthabern gab. Wie unter der Oberleitung eines so gewissenhaften Mannes die Sitten in Livorno sich verbesserten, dafür mögen die Scenen während der letzten Monate Zeugniß ablegen, vor allem die Haltung dieser unseligen Stadt zur Zeit, als ganz Toscana sich aus tiefem Verfall erhob und sie allein in der rebellischen Verstocktheit beharrte, welche leider Grund oder Vorwand zu fremder Intervention dargeboten hat.

IV.

Die Regierung zu Florenz bestand aus lauter Parvenüs, mit einem unendlichen Schweif von Handlangern aller Art, unter denen Guerrazzi's alte Freunde,

Clienten und Helfershelfer aus Livorno eine glänzende Rolle spielten. Sie nannten aus Gewohnheit den Herrn Minister „Cetto“ (das Diminutiv von Francesco), füllten seine Antichambre im Palazzo vecchio, als wären sie seine Leibwachen, drangen ungefragt in sein Arbeitszimmer, ohne auf die Consigne zu achten, und benahmen sich so ziemlich als die Herren und Meister. Was der eitle, herrschsüchtige Mann in seinem Innern davon halten mochte, lasse ich unerörtert.

Die ganze Regierung mit ihrem Anhang paßte so wenig zu dem signorilen Charakter von Florenz. Die Leute schämten sich dessen, nicht etwa weil die neuen Minister nicht Marquis und Grandcordons waren, wie man's ehemals gewohnt; der Toscaner hat von dem ächt demokratischen Element des Mittelalters noch genug in sich, um solchen Dingen nicht größern als den ihnen gebührenden Werth beizulegen. Aber einen so verrufenen Mann wie Guerrazzi, einen „Avvocataccio“ oder schlechten Advokaten, wie sie ihn nannten, daneben einen kleinen Livorneser Wechsler, bei welchem Hunderte ihre Scudi umgesetzt, und Aehnliche an der Spitze der Geschäfte zu sehen, das wurmte ihnen doch. Der Gesandte der französischen Republik, ein Neffe Lamennais' und ein Mann von Talent, obgleich in diplomatischen Dingen höchst unerfahren, glaubte sich demokratisch verpflichtet, das demokratische Ministerium zu epauliren; aber es half nichts, daß er stets von Herrn Montanelli als Monsieur le Président du Conseil sprach; die ungelehrige Menge sah doch immer nur den Pisaner Professor, dem sie Schuld gab ein ehrsüchtiges Spiel auf Kosten der Ehrlichkeit gespielt zu haben. Ridolfi war auch Professor zu Pisa gewesen; es war also nicht Standesvorurtheil, das sich gegen seinen Nachfolger aussprach.

Und wie regierten die Demokraten! Es war eine rechte Misère. Sie kehrten die alte florentinische Staatsweisheit theoretisch um und handelten dann praktisch nach diesen auf den Kopf gestellten Grundsätzen. Guerrazzi war in dieser Hinsicht sehr komisch; seine Erlasse an Behörden, an den Clerus, an Privatpersonen waren Predigten im salbungsreichsten Tone; alle seine Herzensergießungen wurden durch die offizielle Zeitung mitgetheilt. Und da erfuhr man denn bald, daß „sein Leben verlösche wie eine verglimmende Lampe,“ bald daß „Thränen und Blut seine Augen füllten.“ Unterdessen wurden die Kassen immer leerer, denn das Gouvernement brauchte immer mehr Geld und vertröstete das Volk auf den Nationalruhm, der ihm aus dem in Aussicht stehenden Kriege mit Oesterreich erwachsen würde. Unterdessen wurde die italienische Einheit täglich ausposaunt, und um sie zu fördern, überwarf man sich völlig mit Neapel und stellte sich in offenbares Mißverhältniß zu Piemont und Rom, so lange daselbst noch verständige Regierungen waren. Als dann der Krieg wirklich ausbrach und Toscana daran hätte theilnehmen und die Einheit befestigen sollen, war man weder zu dem einen noch zu dem andern fähig. Giobertl prophezeite wahr: Rom und Toscana sendeten zum Unabhängigkeitskriege nicht einen Scudo, nicht einen Mann. Als es mit dem Gelde ganz aus war, machte man Papiergeld und schrieb das Zwangsanleihen aus und autorisirte die Banken zur Nichteinlösung ihrer Billets. Wollte das Ministerium irgend einmal den Weg verlassen, der zu offenbarem Ruin führte, gleich waren die Clubs hinter ihm drein, welche mitregierten, und zwar auf die allerarbiträrste Weise. So ging's immer rascher den Berg hinunter; jeder Tag enthüllte mehr die jammervolle Unfähigkeit des Radikalismus zum regieren.

(Fortsetzung folgt.)

Jenny Lind und der Maler.

(Fortsetzung.)

Wir besuchten eines Tags Jenny Lind. Der Maler und sie waren alte Bekannte und freuten sich des Wiedersehens. Aber welch ein Wiedersehen für ihn nach so tiefem Fall! Sie, die Gepriesene, Gefeierte, Ruhmgekrönte, er, der Verschollene, Vernichtete: welch bitterer Gegensatz! Er durfte ihr den jähen Sturz nicht gestehen, ihr, die ihn auf der glänzenden Höhe gekannt. Aber es entfuhr ihm manches, was ihn verrieth, und sie mochte vieles errathen, was er verschwieg. Sie äußerte den Wunsch sein Atelier zu besuchen, die Schöpfungen seiner Kunstthätigkeit zu sehen. Der Besuch ward auf den nächsten Morgen festgesetzt. Sie kam, mit ihr eine Gefährtin aus der schwedischen Heimath. Eine Reihe schöner Bilder, groß und klein, wurde ihnen vorgeführt, fast alle mehr oder minder der Vollendung nahe, vollendet die wenigsten. Mit leisem Tadel wurde der Maler befragt, warum denn Alles nur begonnen, nichts zu Ende geführt sey. Er entschuldigte die Lässigkeit mit seiner Verstimmung; seitdem die Kunst Werth und Bedeutung in der Welt verloren, sey ihm alle künstlerische Lust und Freudigkeit vergangen. Ob solcher Aeußerung mußte er harten Verweis und eine Strafpredigt hinnehmen, die mit der Bemerkung schloß, das Aufgeben seiner selbst sey eine Versündigung an der Kunst, und gerade in solcher Zeit der Verwirrung und des Elends müsse ein ächter Künstler sich in seiner Kunst wiederfinden und aus ihr Trost und Erhebung schöpfen. Der Maler

Digitized by Google

ſchwieg, und nach kurzer Pauſe fuhr ſie mit ernſten, mißbilligenden Worten, die ein Anflug von anmuthiger Heiterkeit milderte, in ihrer Ermahnung fort. „Jezt haben wir ja in Paris Kunſtausſtellung," ſezte ſie hinzu, „warum ſtehen alle dieſe Bilder hier und nicht dort wo ſie ſeyn ſollten?" — „Ach", war die unmuthige Antwort, „ſie würden mir dort ſo wenig helfen als hier. Wer geht denn jezt zur Ausſtellung? wer kauft jezt Bilder? wer gibt ſich nur die Mühe ſie anzuſehen? Man verliert ja alle Luſt daran." — „Wer ſich ſelber aufgibt," verſezte die Sängerin, „der iſt aufgegeben."

„So rede du!" rief er mit komiſcher Verzweiflung, ſich zu mir wendend; „du weißt wie die Sachen ſtehen, ich kann es nicht ſagen. Oder ſchweigen wir lieber und reden ein andermal davon!" Und damit rannte er in's Nebenzimmer, um andere Bilder zu holen.

Ich aber glaubte reden zu müſſen, um dem armen Mann aus ſeiner peinlichen Verlegenheit zu helfen, und ſprach, ſeine augenblickliche Entfernung benuzend, halblaut raſch die erklärenden Worte: „Wer, wie er, ſeine Kunſt heilig hält, und ſie aus dem Heiligthum auf den Markt des Lebens bringen muß; wer, wie er, vom Glück verwöhnt, plözlich in die Lage geräth, mit all ſeiner geprieſenen Fähigkeit nicht einmal ſein täglich Brod erſchwingen zu können, der wird an ſich ſelbſt und an ſeiner Kunſt irre, und ſchöpft aus ihr ſtatt Troſt nur Verzweiflung. Warum die Bilder nicht auf der Ausſtellung? Weil ihm das Geld zu den Rahmen fehlte, und ſein Stolz es aus fremder Hand nicht annehmen wollte."

Er trat mit den Bildern ein. Sie wurden aufgeſtellt, betrachtet, beſprochen, bewundert. Die Theilnahme der Beſchauerin, ihre feinſinnigen Bemerkungen, ihr Lob wirkten zündend, belebend, und ſtachelten den künſtleriſchen Ehrgeiz des freudig berührten Malers. Zwei ausgezeichnete verwandte Naturen ſtießen auf den lichten Höhen der Kunſt zuſammen, und in harmoniſchen Klängen offenbarte ſich das gegenſeitige Verſtändniß. Es war ein Athmen in reiner Atmoſphäre unter heiterem Sonnenhimmel. Aller Erdenjammer war vergeſſen, verſchwunden aller Mißklang des Lebens. Nun that es dem Maler ſelbſt leid, daß er ſeine Bilder nicht zu Ende geführt. Es überkam ihn der Drang zur rührigſten Geſchäftigkeit. Die Staffeleien wurden raſch hin und her gezogen, zurecht geſchoben, erhöht, erniedrigt, in's rechte Licht gerückt. Es lag ihm daran, alles zu veranſchaulichen, wie es vor ſeiner Seele ſtand. Hier ſollte dieß, dort jenes ſo werden, wie er es ſich gedacht und nun beſchrieb; durch die Färbung ſollte das eine zurücktreten, das andere hervor; was gefiel, konnte noch gar nicht gefallen, denn es war nur angedeutet, durchgeführt noch nichts, überhaupt alles noch kein Schatten von dem was es ſeyn ſollte, und ſo ging es fort und fort. Ja, ſahen wir ihn doch, durch begeiſternde Zuſtimmung hingeriſſen, Palette und Pinſel ergreifen und mit ungeduldiger Eilfertigkeit und lecker Technik hier einen Drucker aufſezen, dort einen Lichtpunkt, weiterhin eine Laſur, zur Verſinnlichung ſeiner innern Anſchauung, und dann alles wieder wegwiſchen, wenn die beabſichtigte Wirkung hervorgetreten war. Und jeder der Farbentöne ſchlug an eine verwandte Saite und brachte ſie zum Erklingen, und wie der begeiſterte Maler in Worten malte, ſo ſang in Worten die begeiſternde Sängerin; ihre Sprache war Geſang der Seele, und der ganze Auftritt eine Feier der Kunſt.

Ein Bild fehlte leider, eines der gelungenſten in Charakter und Ausdruck. In dunkler Nacht auf hohem Meer eine ſchiankbemaſtete Fregatte, kühn ſich hindurchkämpfend durch heulenden Sturm und ſchäumendes Wellengebraus. Ein genialer junger Isländer, der es betrachtete und vertraut war mit dem furchtbaren Element, rief, vom Anblick dieſer Schöpfung mächtig ergriffen, das einzige Wort: „Byron!" Und vor Freude über die treffende Taufe hatte der Maler ihm das Bild geſchenkt. Ich beneide den Isländer um ſeinen glücklichen Einfall und auch um den Lohn.

Ein Bild, das mit dem eben genannten im grellſten Gegenſatze ſtand, ſchien der Sängerin vorzüglich zu gefallen, eine vollendete reizende Landſchaft bei Sonnenuntergang, voll ſeliger Ruhe und von geiungenſter Farbenharmonie. Auch ein anderes, größeres, aber noch unbeendigtes feſſelte lange ihren Blick, jenem ähnlich, derſelbe Hintergrund, nur mit verändertem Motiv: die afrikaniſche Küſte im Abendgold. Vorne auf leichtbewegtem Meere ein mauriſches Fahrzeug mit ſchwellendem lateiniſchen Segel; in demſelben, maleriſch in Tracht und Stellung, umhergelagerte Mauren, die mit eigenthümlichem, majeſtätiſch ſinnigem Ernſte der Erzählung eines mit bedeutſamer Geberde vorübergelehnten, am Schiffsmaſte ſtehenden Improviſators horchen, während einer, am Ruder aufrechtſtehend und von den Gefährten abgewendet, mit einer gewiſſen Unruhe in die Ferne zurückblickt, wo er Unheimliches zu entdecken ſcheint, das er beobachtet und ſich zu erklären ſucht; im Hintergrunde, in blauer Nebelferne, der hohe Bergrücken des Atlasgebirgs, deſſen ſcharfgeſchnittene Gipfel im goldigen Purpur der Abendſonne erglänzen. Ein Bild von großer Naturſchönheit, voll tiefer Empfindung, und

Digitized by Google

lebendig angehaucht vom Odem der Poeſie. — Dieß ſprach Jenny Lind aus, und wir mußten einſtimmen, obgleich zum großen Leidweſen und zur gerechten Strafe des Künſtlers die Durchführung fehlte, und damit die volle ſchlagende Wirkung.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Schluß.)

Der Gardaſee.

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe war ſehr gemiſcht und zahlreich. Einige junge italieniſche Militärs in öſterreichiſchen Dienſten, die damals noch nicht im entfernteſten daran dachten gegen Oeſterreich aufzuſtehen, nur donna di mondo (Weltdame, wie der Wirth euphemiſtiſch ſagte), welche mit Jedermann kokettirte, eine preußiſche Beamtenfamilie, beſtehend aus einem artigen, wohlwollend um ſich blickenden Herrn, einer dicken gemüthlichen, angenehm berlineriſch ſprechenden Dame, und einem kleinen Söhnchen, welchem die Mutter durchaus nicht geſtatten wollte, ein gewiſſes Bedürfniß zu befriedigen, indem ſie mit komiſcher Verzweiflung ſagte: „Nein, es geht unmöglich, es iſt zu ſchmutzig hier;“ ein etwas dreckiger und zudringlicher Malerjüngling, den ich ſchon in Riva geſehen hatte, einige ungebildete Provinzialen mit ſehr gemeinen Manieren, eine Menge Landleute und junge Mädchen aus der Umgegend (meiſt ſeekrank) — das waren die Elemente einer Converſation, mit welcher man ſich die allerdings etwas froſtige, häufig von Regenſchauern heimgeſuchte, zuletzt empfindlich kalte Fahrt verkürzen konnte. Als wir uns Riva näherten, klärte ſich das Wetter endlich auf und wir erblickten nun zu unſerm nicht geringen Erſtaunen den Gipfel des Monte baldo und die hinter Riva liegenden Berge bis zur Hälfte beſchneit. Das war alſo italieniſches Klima. So wie wir im Hafen angekommen waren, eilte ich an's Land, und der erſte Menſch, den ich an der Schwelle des Gaſthauſes erblickte, war mein liebenswürdiger Veroneſer. Geſchäfte hatten ihn bis jetzt in der Umgegend feſtgehalten und heute hieher geführt. Unſer Wiederſehen war ſehr herzlich. Er holte gute Geſellſchaft herbei, einige reiche Kaufleute des Ortes, die vortrefflich deutſch ſprachen. Der eine rühmte ſehr die deutſche Erziehung, welche er ſeinem einzigen Kinde, einer Tochter, in Wien hatte geben laſſen. So verging der Abend angenehm unter belebtem Geſpräch. Auch die Nacht war beſſer als die vorige. Pulci und Fanfari in mäßiger Anzahl, und die Ratte hielt ſich in beſcheidener Zurückgezogenheit. Ein warmer ſonniger Morgen ſtrahlte hell durchs Fenſter und weckte mich zu rechter Zeit, um verabredetermaßen mit dem Veroneſer und den übrigen Herren vor der Abfahrt des Dampfſchiffes am Hafen frühſtücken zu können. Ich wollte nun eigentlich durch das Val di Sarca nach Judicarien und von dort in's Val di Non gehen; aber der warme Morgen, der blaue Himmel und der faſt noch blauere See lockten unwiderſtehlich. Haſt du den See geſtern in ſeinem Zorn geſehen, dachte ich, ſo willſt du ihn heute auch in ſeiner Lieblichkeit genießen. So ſprang ich denn hurtig noch auf das Dampfboot, das eben im Begriff war abzuſtoßen, und geſellte mich zu meinem nicht wenig überraſchten Veroneſer, von dem ich ſchon Abſchied genommen hatte. Wir ſteuerten nun zunächſt quer über den See nach Maſſetne, dem erſten Anhaltepunkt. Ich hatte jetzt Muße, das maleriſche alte Schloß in der Nähe zu betrachten, und erinnerte mich lebhaft der Menge gaffender Köpfe, welche Goethe in der Erzählung ſeines hier erlebten Abenteuers ſo luſtig mit den Vögeln des Ariſtophanes vergleicht. — Wie anders geſtaltete ſich doch heute die Fahrt in dem warmen belebenden Sonnenſchein! Zudem war ein Feſttag, Mariä Geburt, und in den meiſten Orten die wir berührten, läuteten gar anmuthig die Glocken, und Barken mit ſingenden, feſtlich geputzten Menſchen durchſchnitten allenthalben den azurblauen See. Nie hatte ich Waſſer von einer ſo geſättigt blauen Farbe geſehen. Es iſt nicht etwa blaß der Widerſchein des Himmels, und doch erſcheint das Waſſer, wenn man es in ein Glas ſchöpft, kryſtallhell. Wir tranken einen ſehr guten Monteſiaſcone und ſchauten dabei vergnügt in das blaue Waſſer, von welchem die braunen Barken und Ruder, und die rothen Mützen der Schiffleute vortrefflich abſtachen. Auch dieſe Waſſerſtraße bietet ſehr viel Abwechslung. Der nächſte Ort, wo wir anhielten, hieß alla Madonna dell' Aſſenza (Mariä Himmelfahrt). Hier war eine Filande, aus welcher eine Anzahl von Körben, worin die Cocons aufbewahrt werden, auf das Schiff geſchafft wurden. Bei jedem neuen Zuwachs brach die Schiffsgeſellſchaft in tobenden Jubel aus. Zuletzt kamen auch die Filandieren (Spinnmädchen), die von den jungen Burſchen auf dem Schiffe mit einem aus unzähligen Verſen beſtehenden, zu immer größerer Lebhaftigkeit ſich ſteigernden Spottliede empfangen wurden. Die Melodie war etwas eintönig, der Vortrag roh, aber nicht mißklingend unter dieſem heitern Himmel und in dieſer friſchen Morgenluft. Uebrigens war das Schiff jetzt ſo belaſtet, daß das Gleichgewicht mittelſt einer eigenen bald hier, bald dorthin gerollten Maſchine erhalten werden mußte. Unſern wackern Steuermann, eine herkuliſche Figur mit einem gebräunten, waſſerdichten Seemannsgeſicht, ſchien das aber wenig zu kümmern. Dennoch iſt es mir nicht recht begreiflich, wie dieſes Schiff im jetzigen Kriege zum Ueberſetzen von Truppen oder wohl gar Kanonen dienen konnte; denn es iſt bei alledem klein und unbehülflich. — Von Garda an gleicht die ganze Gegend einem in üppigſter Vegetation prangenden Garten. Das Ufer iſt hier ziemlich flach, im Hintergrunde nur von mäßigen Hügeln beſchützt. Gerade vor ſich, in der Richtung nach Peſchiera hin erblickt man in weiter Ferne einen hohen Thurm. Er liegt bei Salſerine und iſt Spié d'Italia, die Waete Italiens, geheißen. Seitwärts zur Linken liegt Laziſe, ein freundliches Städtchen mit einem kleinen Hafen, wo wir anlanden. — Da es keinen Rückweg von Laziſe aus über das Gebirge gibt, man müßte denn über den Monte baldo wegklettern wollen, und ich durchaus kein Begehren trug, Riva zum drittenmal zu ſehen, ſo entſchloß ich mich kurz und gut, mit nach Verona zu fahren.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 161. Freitag den 6. Juli 1849.

Madam, although I speak it in your presence,
You have a noble and a true conceit
Of god-like amity.

Shakespeare.

Jenny Lind und der Maler.

(Schluß.)

„Ein ſchönes Bild!“ ſprach die Lind nach langem Beſchauen; „beendigen Sie es für mich; wollen Sie?“ — „Wirklich?“ fragte der Maler mit ſichtlicher Freude über das Wohlgefallen an ſeiner Arbeit, „möchten Sie es haben?“ — „Ich möchte nicht, ich will es haben,“ verſetzte ſie. — „Das ſollen Sie.“ — „Es ſoll in meinem Wohnzimmer hängen und den ſchönſten Platz einnehmen.“ — Der Maler lächelte und ſchwieg. Ich errieth ſeine Gedanken. Der Gaſt, der ſo viel Freudigkeit ihm in's Haus gebracht, ſollte das Geſchenk mit in die Heimath nehmen.

Beſchauen und Geſpräch wechſelten mit einander ab. Meines Ausſchluſſes eingedenk, kam die Sängerin auf das Kapitel vom Ungemach der Künſtler in ſo böſer Zeit zurück. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit, oder richtiger, mit dem natürlichen, ſchönen Seelen angeborenen Takt und Glück im Ausdruck wußte ſie wunde Stellen zu berühren, ohne wehe zu thun, und ſprach: „Sie haben recht, werther Freund, es iſt betrübend für den Künſtler und entmuthigend, wenn ſeine Kunſt von den Stürmen der Außenwelt verdrängt wird oder gar gewaltſam herausgeriſſen auf die Straße, wenn er markten muß mit dem Leben. Sie mögen das bitter empfunden haben; ich habe es nie. Mir iſt es immer ſo gut gegangen, während Andere Mißgeſchick erleiden mußten, das ſie ſo wenig verſchuldet hatten, als ich mein Glück verdient. Ich habe Glück gehabt, Glück und immer Glück, und was den materiellen Gewinn betrifft, mehr davon zuſammengebracht als ich hoffen durfte und brauchen kann. Ich ſinge gut, Sie malen gut; aber es gibt auch noch Andere, die gut ſingen und gut malen und eben kein ſolches Glück hatten, wie mir zu Theil geworden, wie vielleicht auch kein Mißgeſchick wie Ihres. Wir Beide ſangen und malten vielleicht gleich gut, nur unter ungleichen Verhältniſſen, mit ungleichem Glück. Ich war die Begünſtigte. Für ſolche Gunſt des Schickſals, für ſolch beſtändiges Glück muß ich dem Himmel dankbar ſeyn, und wie könnte ich das beſſer, als wenn ich es mit würdigen Kunſtgenoſſen theile, die für den Augenblick, wie das dem Beſten begegnen kann, in peinlicher Lage ſich befinden? Was hätte ich von allem Glück, hätte ich dieſe Freude nicht! Und welch große Freude das iſt, Sie wiſſen es aus eigener Erfahrung und werden ſie mir darum auch gewiß gönnen.“

Indem ſie ſo ſprach — oder vielmehr gar nicht ſo, ſondern ganz anders, weit entfernt von allen eckigen, geſpreizten Redeformen, ganz einfach und natürlich — und noch manches hinzufügte, worin ſich bei edlem Selbſtbewußtſeyn die liebenswürdigſte Beſcheidenheit kund gab, ſaß ſie, die Arme auf den Knien ruhend, vorübergebückt in ihrem Seſſel und blickte mit dem ſchönen, klugen und ſo treuherzigen Auge, das ihren Zügen einen ſo herrlichen Ausdruck verleiht, zum Künſtler hinauf, der, mit verſchränkten Armen an ein Schreibpult gelehnt, von Rührung ergriffen, regungslos vor ihr ſtand und ſchweigend auf ſie herab ſah. Ihre Worte waren wie Balſam in ſeine wunde Seele gefloſſen. Ich war tief bewegt und drückte ihre Hand. Weniger ließ ſich nicht thun, leider auch nicht mehr.

Digitized by Google

„Sprich," sagte der Maler mit weicher Stimme und feuchtem Blick, „was soll man dazu sagen?" — „Sagen!" versetzte ich, „was sind Worte! Sagen läßt sich nichts, man kann sie nur lieb haben." — „Wir sprechen nächstens mehr davon," warf sie hin und stand auf. „Uebermorgen reisen Sie nach England; so muß ich Ihnen morgen meine englische Gefährtin beingen, eine große Liebhaberin von Seeleben und Seebildern, und der es Freude machen wird die Ihrigen zu sehen." — Mit diesen Worten nahm sie Abschied. Drei Stunden waren verstrichen; uns schien es eine Minute.

Der Maler war selig; er faßte meine Hände und sah mich an mit einem Blick, in dem sein ganzes Innere lag. Wie hatte ihn der Besuch wieder aufgerichtet und neu belebt! Es war wieder licht geworden in ihm; er war erfrischt, erquickt, thatendurstig, ganz wieder der frühere. Ich benutzte seine Begeisterung und zog ihn an die Staffelei. Unter diesen Eindrücken, in dieser Stimmung mußte das Bild vollendet werden. „Farbe und Pinsel her!" rief ich, „und dran! Rasch das Gold der Abendsonne festgehalten, bevor es erlischt!" — Und nun wanderten die Pinsel in emsiger Geschäftigkeit vom Bild zur Palette, von der Palette zum Bild. Meine obige Schilderung desselben war eine Vorausnahme; bald aber begannen auf den beiden nach Westen gekehrten himmelanstrebenden schroffen Gipfeln die Gluten zu glimmen, in röthlicher Abschwächung hinab sich verlaufend in den violetten Duft und bläulichen Nebel, der den Fuß des Gebirgs bedeckte, während rechts der dunkle Bergrücken in scharfer Zeichnung sich östlich verlief. Schon erglänzte auch der hintere Theil des Fahrzeugs in röthlichem Schimmer und erhob sich die gen Abend gekehrte Seite des Schiffsmastes in hellem Lichte, während Schiff und Mannschaft und der Saum der unter frischer Brise sich kräuselnden Wellen mit goldigwarmen Tönen sich übergoßen; ein prachtvoller Sonnenuntergang ohne sichtbare Sonne. Wohin wohl die ernsten thätigen Männer segelten, und in welcher Absicht? ob auf Raub? auf Abenteuer? Keine Waffen, nirgends eine Kriegsrüstung sichtbar. Und noch immer stand der Alte, den Blick in die Ferne gerichtet, in beunruhigender Haltung da, Unheil wittrend, die Anzeichen eines nahen Gewitters oder einen feindlichen Schnellsegler, einen verfolgenden Korsaren, wer weiß! was aber die Genossen nicht im geringsten zu bemerken schienen, die unbekümmert mit größter Aufmerksamkeit dem Erzähler horchten. Was der mit so lebendiger Geberde vortrug, war aus der Ferne nicht zu vernehmen; vielleicht ein Mährchen von der nordischen Zauberin und ihrem wundersam bestrickenden Gesang, zur Erklärung des Schiffsnamens, der an der vordern Seite der Felucke in räthselhaften orientalischen Schriftzügen eingezeichnet stand und, wie Sachkundige versicherten, dem Sinne nach „Gesangesfürstin" hieß.

Jenny Lind aber stellte sich verabredetermaßen am andern Morgen mit ihrer englischen Begleiterin ein. Das Bild stand, der letzten Hand gewärtig, auf der Staffelei. Die Engländerin sprach mit Liebe und Sachkunde vom Leben auf dem Meere, von der Malerei mit Verstand, mit Einsicht und Geschmack. Sie kannte diese aus früherer Beschäftigung, jenes aus mehrjähriger Erfahrung. Sie pries den Maler ob seiner sinnvollen Auffassung, seiner Gründlichkeit und Naturtreue, und forderte ihn auf, sich über ein von ihr gewünschtes Bild mit ihr zu besprechen. Der Künstler erkannte in dieser Andeutung den Einfluß der Sängerin. Diese hielt spielend ein Briefchen in der Hand, das sie ihm beim Abschied zur Bestellung nach England empfahl. Als er die Damen an ihren Wagen begleitet hatte und wieder eintrat, besah er die Aufschrift. Sie war an ihn gerichtet. Er öffnete und las: „Das Bild ist mein, werther Freund, zu meiner großen Freude. Vorerst nehmen Sie Beifolgendes als Abschlagszahlung von Ihrer Kunstschwester Jenny Lind." — Das Beifolgende bestand in einer Anweisung auf fünfzig Pfund Sterling, zu erheben bei ihrem Bankier in London.

Paris im Juni.

Aug. Gathy.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsetzung)

V.

Die Florentiner sahen das Alles mit an. Es war als wäre jede Spur von Energie in ihnen vertilgt. Sie klagten, sie ärgerten sich und ließen gewähren. Sie beugten sich unter das unwürdige Joch Livornos. Sie hatten es ruhig geschehen lassen, daß die großherzogliche Wohnung, der Palast Pitti, so wie der Gouvernementspalast von heulenden und schimpfenden Pöbelhaufen umlagert, daß die Freiheit der Berathungen der Kammern durch das Lärmen der Clubemissäre auf den Tribünen gestört, daß Privatleute angegriffen, verhöhnt, mißhandelt wurden. Sie ließen es auch ruhig geschehen, daß der Großherzog seine Familie nach Siena sandte, um sie vor solchem Treiben zu sichern. Der arme Großherzog, der es stets mit seinem Lande und Volke so gut und redlich gemeint hatte, der beinahe fünf- und zwanzig Jahre lang vorsorglich und gerecht regiert, er fand jetzt

niegend Beiſtand gegen ein Miniſterium, das ſich ihm aufgedrängt hatte und ihn verleidet. Er war gewohnt geweſen, ſich mit dem Detail des Regierens zu befaſſen; welche Autorität war ihm jetzt geblieben? Der engliſche Geſandte, Sir George Hamilton, hatte zu einem Coſtümball eingeladen; es hieß, der Großherzog werde demſelben beiwohnen. In welchem Coſtüm? fragte man. »Le choix est simple.« ſagte eine witzige Engländerin; »il ira déguisé en souverain.«

Bälle in ſolcher Zeit? Ja freilich, und es zeugt von dem unerſchöpflichen Leichtſinn oder, wenn man lieber will, von der unbeſiegbaren Elaſticität der Stadt Florenz und ihrer Bewohner, daß man, von ſo vielem politiſchen Elend umgeben, unter ſo ſchlimmen öffentlichen und Privatverhältniſſen, bei ſo trüben Ausſichten, an Vergnügungen denken konnte. Ach, es waren nicht mehr die alten Zeiten! Die Fremden blieben aus bis auf wenige, welche den Muth hatten auch mitten unter den Drohungen von Rebellion und Krieg die Reiſe nach Italien zu unternehmen. Die Gaſthöfe waren leer; mehr denn ein Wirth hatte ſchon Bankerott gemacht oder ſein Haus geſchloſſen und das Geſinde entlaſſen bis auf beſſere Tage. Es gab eine Zeit, wo ein Palaſt nach dem andern in Florenz in einen Gaſthof verwandelt ward. Der rieſige Palaſt der Spini an der Trinitadbrücke, welcher die Kämpfe der Gibellinen und Guelfen und der Weißen und Schwarzen zu Dante's Zeiten geſehen, und der mit ſeinen ſchwarzbraunen Quadern und Zinnen die Umgebung überragt; der Palaſt Capponi auf dem andern Ufer, in welchem Poccetti die Heldenthaten ſeiner ruhmwürdigen Beſitzer malte; nicht weit davon der Palaſt Sodereini, welcher dem lebenslänglichen Gonfaloniere der Stadt, dem von Machiavell ſo hart beurtheilten Piero gehörte; die Wohnungen der Acciajuoli, deren Beſitzer die Seneſchallwürde in Neapel, die Herzogswürde in Athen und Korinth inne hatten und die prächtige Karthauſe von Florenz bauten; jene der Bartolini, in denen Michel Angelos Zeitgenoſſe Baccio d'Agnolo ein ſo zierliches Muſter aufſtellte; das ſchöne Haus, in welchem vor zehn Jahren Caroline Murat ſtarb, nachdem ſie es kurz vorher ſo geſchmackvoll wie glänzend eingerichtet und durch die angenehmſte Geſelligkeit belebt hatte: alles das war allmälig in Gaſthöfe verwandelt worden, nicht zu gedenken der zahlloſen Hôtels garnis, welche die ganze Stadt füllen. Auf dieſe Fluth kam plötzlich eine Ebbe. Keine Reiſende mehr! Man muß aber wiſſen, daß Florenz ebenſowenig wie Rom ohne die Fremdenwelt leben kann. Im toscaniſchen Budget ſchlug man die durchſchnittliche Summe deſſen, was die Fremden jährlich ausgaben, auf mindeſtens vier bis fünf Millionen Thaler an; eine anſehnliche Summe für ein ſo kleines Land. Gaſtwirthe, Hausvermiether, Buchhändler, Leihbibliotheken, Mode- und Galanteriewaarenhändler, und wer weiß was ſonſt noch, waren größtentheils darauf angewieſen. Man mag ſich nun denken wie es ausſah, als zu dem Stocken von Handel und Gewerbe auch dieſe Verluſte kamen, täglich die Zahl der Brodloſen ſich mehrte, täglich das Mißvergnügen wuchs.

Man gab noch Geſellſchaften, aber ça ne battait que d'une aile. Das Bewußtſeyn der traurigen Zeitumſtände drang zu ſehr durch; die Steaßenemeute verdrängte zu ſehr den Salon. Die Fiorentiner ſelbſt nahmen im Allgemeinen geringen Antheil an den Vergnügungen. Hofbälle gab es natürlich nicht; der glänzende Palaſt Pitti war verödet, die Großherzoginnen waren abweſend. Auch mit den Theatern wollte es nicht recht gehen. Zum Operntheater, der Pergola, hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit kein Impreſario gefunden, und die Herren Aktionäre, oder wie man ſie hier nennt, Akademiker, mußten auf eigene Koſten ſpielen laſſen, wobei ſie bedeutend zu kurz kamen. Eine Oper Mercadantes, Leonora, machte nur ſehr mäßiges Glück; Pacini's Saffo gefiel nur ſtellenweiſe, wie alle ſeine Werke. Auch mit den übrigen Bühnen war's ziemlich ſchwach beſtellt; offen aber waren ſie ſämmtlich und für zwei Groſchen konnte man die Montecchi und Capuletti hören. Das Wie laſſe ich dahingeſtellt ſeyn. Ein kleines Theater wollte — man denke — Radetzky auf die Bühne bringen und die öſterreichiſch-toscaniſchen Kämpfe bei Curtatone und Montanara, welche für die florentiniſchen Kammern und Zeitungen Jemmappes und Valmy geworden. Guerrazzi machte aber durch eine ſcharfe Benachrichtigung dem Ding ein Ende und die Florentiner mußten ſich mit der Abbildung des Gefechtes an der Ecke des Lung' Arno begnügen und ſich über die eilige Flucht des alten Feldmarſchalls vor den Piſaner Studenten freuen.

Mit der alten Heiterkeit war's zu Ende. Wie ſollte es auch anders ſeyn? Das Nordlicht, welches am 17. November, dem Tage, an welchem Roſſis Ermordung in Florenz bekannt ward, den Himmel mit dem blutigſten Roth überzog, war Allen eine ſchlimme Vordedeutung erſchienen, und was konnte man auch von einer Zeit erwarten, in welcher der Meuchelmord als eine rühmliche That gepredigt und Treuloſigkeit der Truppen wie jede andere Felonie als Pflicht gegen das Vaterland gelehrt und gepriefen wurde? Was unter ſolchen Umſtänden von den Parlamentsſitzungen zu erwarten ſtand, die am 10. Januar begannen und bei deren Eröffnung man den Großherzog eine Rede im demokratiſchen Sinn halten ließ, konnte man um ſo leichter vorher ſagen, da die römiſchen Angelegenheiten mit jedem Tage das Quack-

silbee im revolutionären Thermometee steigen machten, obgleich es im Reaumueschen so tief unter Null sank, daß dee Arno innerhalb der Stadt völlig gefroe, was ich in so vielen in Toscana veeiebten Wintern nie gesehen. Und in diesem Sinne ging's denn auch unaufhaltsam weiter, und duech Club- und Pöbeldemonsteationen nöthigte das teeffliche Ministerium den Großheezog und die ängstlichen Kammern zu Berufung dee Constituante, welche des Eesteru Entfernung nach Siena und nachmalige Flucht, den vom Finanzminister mit sechzig Thalern bezahlten Aufstand in Florenz, den Umsturz der Constitution und des monarchischen Regiments und die Einsetzung eines revolutionäeen Triumvirats zur Folge hatte. Montanellis und Guerrazzis Absicht wae erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, Juni.

Nachwirkungen des Aufstands.

Ungeachtet des allerdings sehr mild gehandhabten Belagerungsstandes hat unsere Stadt äußerlich rin sehr heiteres Ansehen. Dir schmucken Füseliere des Berliner Alexanderregiments haben sich bei uns ganz eingelebt und stehen mit den Einwohnern im besten Vernehmen und die Wehrmänner der polnischen Gardelandwehr, die seit vierzehn Tagen hier in Garnison stehen, sind gar lustige Leute, auf deren manchmal etwas muthwilliges Treiben die steifen kasernenartigen Häuser der sonst so stillen Vorstadt, in welcher sie einquartiert sind, ganz verwundert herabsehen. Daneben drängt ein Concert das andere, die Kunstsammlungen und auch das Theater — freilich mit einem sehr mittelmäßigen Repertoirr — sind wiebee eröffnet. Bei schärferer Betrachtung wird man freilich bemerken, daß mancher dunkle Schlagschatten auf dieses heiterr Gemälde fällt von den im Hintergennde lauernden Dämonen drr Anaechie und der Reaktion, dir sich gar gern wieder vordrängen möchten. Von der bis zur Krisis so übermüthigen Partei, deren Führer zum größten Theile entweder flüchlig oder in Untersuchungshaft sind, wird im Stillen fortwährend gewühlt, verdächtigt und gelogen. Dir Dresdener Zeitung, seither das Organ der „entschieden freisinnigen" Partei in Sachsen, muß sich freilich während des Belagerungsstandes zusammennehmen, doch hilft sie sich mit Lügen, die wenigstens rtwas aufregen. Noch vor Kurzem wurdr der Sieg des Berges in Paris und bald darauf ein monströser Sieg der Ungaen mit 23,000 todten Oesteereichern darin aufgetischt, und solche Nachrichten, ja noch ganz andere Dinge finden beim Volke Glauben. Noch jetzt lassen sich's Vielr nicht nehmen, daß, wie die radikalen Blätter im Laudr veebreitet haben, im Dresdener Kampfe über 1200 Soldaten gefallen seyen, obgleich die Regierung alle Gebliebenen (einige dreißig) namentlich bekannt gemacht hat, und allerhand alberne Gerüchte, wie einmal daß Tzschirner mit Franzosen nahe bei Dresden stehe, oder ein anderesmal von dee Vernichtung des preußischen rothen Husaeenregiments in Baden, das eben erst Dresden verlassen hattr, veebreiteten sich in den unteen Volksschichten. Daneben wurden Versuche gemacht, die preußischen Soldaten zu gewinnen, dir jedoch ganz vergeblich waeen. — Auf der andeen Seite sucht aber auch die Reaktion Teerain zu gewinnrn. Zwae haben wir hier keine mächtige reaktionäre Partei, wie die Kreuzpartei in Preußen, aber das Strebrn einzelnee Ritter und iheer literarischen Söldlinge, auf die Regierung Einfluß zu gewinnen, ist überall sichtbar, besonders in einigen reaktionäeen Journalen, in der Fackel und im konstitutionellen Freiwilligen, wo auch das Denunciren in schönster Blüthe steht. Das Dresdener Journal dagegen, das vom themaligen Landtagsabgeordneten Siegel sehr umsichtig redigirt wird, vertritt die Paetei der Centren. Auch die vielen Broschüren über den Maiaufstand tragen diesen verschiedenen Charakter und neigen bald mehr nach rechts, bald mehr nach links. — Das beste Material geben dir Schriften zweier Augenzeugen, eines Offiziers (Lieutenant von Abendroth) und drs Stadrathe Meisel, die beide hier erschienen sind, so wie einzelne Mittheilungen im Dresdener Journal und in der Leipziger Zeitung. — Glücklicherweise läßt sich die Regierung von keiner Seite her beirren. Ein volksthümlicher Raume ist freilich nicht im Ministerium, denn die Volksmänner haben sich theils im vorjährigen Kampfe mit den Radikalrn abgenutzt, wie der biedere Braun, theils ihre Unfähigkeit so großartig documentirt, daß dem Könige nichts übrig blieb, als bewährte Beamte zu wählen. Rabenhorst und von Beust blieben während und nach der Krisis im Ministerium, ersteeer ein ehrenhafter Soldat und tüchtiger Krirgsminister, doch ohne politische Einsicht, aber auch ohne politische Anmaßung, daher ohne bedrutenden Einfluß auf die Maßregeln drr Regierung, Beust dagegen, ein sehr vielseitig gebildeter und wohlgesinnter Mann, der die Zeit begreift und ihren Forderungen mit aufrichtigem Herzen Rechnung trägt. Dazu traten noch als Justizminister der seitherige Appellationsgerichtspräsident Zschinsky, ein besonnener und streng constitutionell gesinnter Mann, der trotz des Drängens drr Reaktionärr den gesetzlichen Weg festgehaltrn hat und festhalten wird, von Friesen, ein liberaler und sehr gewandter Verwaltungsbeamter als Minister des Innern, und als Finanzminister ein tüchtiger Finanzbeamter, Behr. Wenn das belebende freiere Prinzip, welches von Beust und von Friesen vertretrn, festgehalten wird, so wird das Vertrauen, welches die besonnenrn Vaterlandsfreunde zur liberalen und deutschen Gesinnung der Regierung hegen, trotz aller Verdächtigungen allmälig mehr Raum gewinnen und auch das Volk mit dem König versöhnen, der, wenn auch nicht im Sinne der öffentlichen Meinung, doch nach seiner Ueberzeugung gewiß das Beste seines Volks gewollt und vielleicht recht gehandelt hat, was freilich erst die Zukunft wird entscheiden können. Von dem Uebermuthe der Radikalen hat er uns aber zunächst befreit, die uns auch nach Anerkennung der Verfassung, wie in Baden, Verderben gebracht haben würden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 162. Sonnabend den 7. Juli 1849.

Omnes, quorum in alterius manu vita posita est, saepius illud cogitant, quid possit is, cujus in potestate ac ditione sunt, quam quid debeat facere.

Cicero.

Das Berliner Kriegsgericht.

Berlin, 26. Juni 1849.

Berlin hat am Sonnabend ein großes, eigenthümliches Schauſpiel erlebt, ein Kriegsgericht. Dreizehn bürgerliche Hochverräther wurden militäriſch gerichtet. Wen ſchauderte nicht bei dem Gedanken! Wenn man auch gerade keinen Alba erwartete, doch etwas Aehnliches wie einen Windiſchgrätz und Haynau, mit denen Wrangel in den radikalen Blättern oft verglichen ward. Wenn auch keine Galgen im voraus errichtet waren und man auch von keinen Beſtellungen wußte, daß ſie nachträglich aufgebaut werden ſollten, ja wenn man ſich auch überzeugt hielt, daß es hier keine Begnadigungen zu Pulver und Blei geben werde, ſo hat ein Kriegsgericht über Bürgerliche doch immer etwas Entſetzen erregendes, zumal man es noch nicht kannte. Theile der „verthierten Soldateska“ ſollten nach Willkürgeſetzen, ohne Formalien, über Bürger der Stadt richten!

Und das Gericht wird jedem Leſer dieſer Zeilen ſchreckhaft genug dünken, wenn ich ihm ſage, daß es ein nächtliches war; denn ob es gleich Sonnabend Morgens um acht Uhr anfing, dauerte es doch ohne Unterbrechung bis in die Nacht, ja die Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen gegen drei Uhr. Alle, welche Geduld und Intereſſe genug hatten, die Strapazen der paſſiven Theilnahme beinahe neunzehn Stunden lang auszuhalten, verſichern, daß mit Einbruch der Nacht, mit dem Anzünden der Lichter, mit der Stille, die draußen herrſchte, in der That, wenn auch nicht Schrecken, doch etwas unheimlich Banges eintrat. Die Geſichter der Richter, der Vertheidiger, der Zeugen, der Ankläger und der Angeklagten wurden ſichtlich bläſſer von Spannung und Abſpannung. Es hatte etwas Beſonderes, zwiſchen den ſchwarzgekleideten Gerichtsperſonen die Militärs in den funkelnden Waffenröcken, die goldflimmernden Helme auf dem Kopf oder im Arme, zu erblicken, wie ſie den Reden der Inquiſiten, der Zeugen, der Vertheidiger lauſchten. Ihre Mienen waren ja die Symbole des erwarteten Urtelſpruchs; ſie waren nicht Richter nach vorgeſchriebenen Rechtsformeln, ſondern Geſchworene, die nach ihrer moraliſchen Ueberzeugung zu ſprechen hatten. Wie konnte man von erbitterten Offizieren der Armee gegen erbitterte Demokraten anderes erwarten als die Ueberzeugung, daß ſie ſchuldig ſeyen und den Tod verdienten, oder doch Aehnliches!

Aber wer auch nur eine Stunde dem Gerichtsverfahren beigewohnt, bekam ſehr bald eine ganz andere Anſchauung. Freier konnte nicht geredet werden, auch nicht vor einem engliſchen Geſchwornengerichte, wo Fälle vorgekommen ſind, daß der Lordoberrichter, namentlich in politiſchen Prozeſſen, den Vertheidigern das Wort entzog, weil ſie den Kronzeugen zu peinliche Fragen vorlegten, welche das Intereſſe der Krone beeinträchtigten, oder als Ankläger gegen die Polizei auftraten. Hier hörte man Reden, Entwicklungen politiſcher Anſichten, die unter andern Verhältniſſen neue Anklagen begründet haben würden. Die Angeklagten wieſen zuweilen die Richter zurück, denen man anmerkte, daß ſie in einem ſolchen Verfahren zum erſtenmal ſaßen. Man ſtritt ſich herum, ob dieſe oder jene Maßregel zuläſſig ſey, und es iſt vorgekommen, daß die Richter in favorem defensionis nachgaben. Die Zeugen wurden von den Angeklagten,

Digitized by Google

was man ſo nennt, ſcharf in's Gebet genommen, und auch die einſt ſo gefürchteten Polizeibeamten nicht geſchont. So hatte einer derſelben die Angeſchuldigten Perſonen genannt, die ſammt und ſonders der Umſturzpartei angehörten. Sie forderten vom Polizeiinſpektor Rechenſchaft und Beweiſe, jeder für ſich, was ihn zu einer ſolchen Annahme berechtige, ja im Uebermuth verlangten ſie eine Definition deſſen, was Umſturzpartei ſey. Niemand wird an und für ſich ein ſolches Benehmen vor Gericht billigen; es iſt aber ſchon für ſich ein Beleg dafür, daß dieſes Kriegsgericht nichts vom Terrorismus an ſich hatte, den ſein Name andeutet.

Im Anfang konnte man die Sitzung tumultuariſch nennen. Man denke ſich die Menge der Richter, Ankläger, Vertheidiger, Zeugen und dreizehn Angeklagte, zwiſchen denen der freieſte Verkehr herrſchte; denn es gab hier nichts Geheimes mehr. Die Angeklagten ſprachen und geberdeten ſich mit dem ſtolzen Gefühl ungerecht Verfolgter, die einer tyranniſchen Macht gegenüber ſich berufen fühlten ihr Recht zu wahren. Ein glänzendes Auditorium, welches zum Ueberfluß alles beengende Gefühl eines nicht von der öffentlichen Meinung controlirten Verfahrens entfernte, hob dieſen Muth noch mehr, bis die Angeklagten inne wurden, daß es dieſer Erhebung gar nicht bedürfe. Es war vielmehr hier vollkommen geſorgt, daß Jedem ſein Recht werde. Auf dieſe Weiſe gewann das Verfahren allmählig eine Art gemüthlichen Charakters, bis der eigentliche Ernſt der Sache denn doch die Oberhand gewann. Die eigentliche Nachtſitzung wird von denen, welche ihr noch beiwohnten, den berühmt gewordenen Nachtſitzungen der Nationalverſammlung verglichen, wo die Parteien unter der höchſten Erregung im parlamentariſchen Kampfe ſich maßen. Und im Grunde genommen, was iſt auch ein Kriminalprozeß im Anklageverfahren anders, als ein Krieg zwiſchen zwei Parteien? Der vielhundertjährige Zuſtand unſeres Rechtsverfahrens im Inquiſitionsprozeſſe hat uns nur dieſer natürlichen Auffaſſung entfremdet.

Der Inhalt des Prozeſſes iſt freilich von ſeiner Form ſehr verſchieden. Bald nach der Verhaftung der Maigefangenen, die ein ſo großes Aufſehen erregt, machte die Meinung ſich geltend, man habe eigentlich gar kein Verbrechen vorgefunden; die radikale Partei ſprengte gefliſſentlich die Nachricht aus, das Gouvernement befinde ſich in großer Verlegenheit, indem kein Richter ein Verbrechen in den vorgelegten Thatſachen, ja nicht einmal ein öffentlicher Ankläger ſich finde, der gegen die Verhafteten einſchreiten wolle. Dieß war eines der vielfachen Gerüchte, durch welche die Partei zu ihren Gunſten arbeitete. Je ſchwächer ſie ſich fühlt, um ſo eifriger kämpft ſie durch lügenhafte Gerüchte der Art. Sie waren ſchnell verſcheucht, als es bekannt wurde, daß das Militärgericht beſtellt ſey und öffentlich abgehalten werden ſolle. Jezt ſchnellte der Glaube zum andern Extrem über, daß eine Verſchwörung entdeckt ſey, die im innigen Zuſammenhange mit den famoſen Enthüllungen ſtehe. Die Wahrheit lag in der Mitte. Doch dirſe Wahrheit gehört der Politik an, mit welcher dieſe Blätter und mein Aufſatz eigentlich nichts zu thun haben ſollen.

In der Converſationshalle war eine Verſammlung ſehr bekannter Demokraten betroffen worden bei einem Actus, der an und für ſich freilich noch nichts mehr war als eine Vorbereitung zu einem Etwas, was unter andern Umſtänden als Staatsverbrechen gegolten hätte. Während des Belagerungszuſtandes war, nach den beſonders gegebenen Geſetzen, ſchon dieſe Vereinigung zu politiſchen Zwecken etwas Verbotenes und Strafſälliges. Der Doktor Gerke hatte Namens des Vorſtandes des Vereins der Volksſache einen Aufruf vorgeleſen, mit ſeinem Namen unterzeichnet, der entweder ſchon die Beiſtimmung der Anweſenden hatte, oder ſie erhalten ſollte, um durch denſelben auf das Volk zu wirken. Wozu? Zum offenen Aufſtand war freilich nicht geſagt, es war vielmehr nur geſagt, daß alle Gleichgeſinnten oder Verbündeten mit allen Kräften dahin wirken ſollten, Anhänger für — die Reichsverfaſſung und deren Aufrechthaltung und Durchſetzung zu gewinnen. Zwiſchen den Worten und Zeilen, denen einen harmloſeren Sinn zu geben vielleicht möglich geworden wäre, lag aber ein ganz anderer, der zum Theil auch ausgeſprochen war. Es war nämlich ein tiefer Stoßſeufzer über die Unempfänglichkeit des Berliner Volkes, von dem man wenig oder nichts erwarten dürfe, wenn es eine Erhebung für die Demokratie gelte. Ja, man dürfe es ſich nicht leugnen, daß es von Anfang an nicht einmal mit rechter Theilnahme der deutſchen Reichsverfaſſungsfrage ſich angenommen. Und doch ſey man genöthigt, wenn man es überhaupt anfaſſen wolle, es unter dem Namen des Aufrufs für die Reichsverfaſſung zu thun. — Alſo man rief, man bereitete eine Erhebung für ein Etwas vor, für das man geſtändlich ſelbſt nicht begeiſtert war; laute de mieux wollte man eine Verſchwörung für die Reichsverfaſſung. Das ſpricht deutlicher als vieles.

(Schluß folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

VI.

In Rom war die Republik ſchon in raſchem Anmarſch, als ich gegen Mitte Januars dort

anlangte. — Nach Rossi's Ermordung und des Papstes Flucht und der Stellung, welche man in Gaeta dem gemäßigteren Theil der Kammern und der Bevölkerung, welcher die Aussöhnung mit Pio Nono wünschte, gegenüber annahm, war dieses Resultat unvermeidlich. Ob der Papst wohlgethan oder nicht, Rom zu verlassen, wer entscheidet's? Daß aber von seinem Exilorte aus, theils durch übelberathene Maßregeln, theils durch Unterlassung des einzig Ersprießlichen, Alles geschah, der Umsturzpartei ihr Werk zu erleichtern, ist nur zu begründet. Der Abscheu, mit welchem ganz Europa eine Revolution betrachtete, welche mit Meuchelmord und schwärzestem Undank begonnen hatte, war eben so entschieden wie das allgemeine Bewußtseyn der Nothwendigkeit der Rückkehr des Papstes nach Rom. Es war nicht die bloße That des Mordes, welche diesen Abscheu erregte und rechtfertigte; in allen Revolutionen sind dergleichen Verbrechen, und blutigere und entsetzlichere, wenn auch nicht berechnetere und folgenreichere, vorgekommen. Die Gesinnung, welche dabei an den Tag gelegt wurde, war bei weitem der schlimmere Theil: einerseits die gänzliche Gleichgültigkeit, wirkliche oder aus Feigheit angenommene, andererseits die „unaussprechliche Freude," womit die radikalen Blätter diesen Meuchelmord verkündeten, die scheußliche Frechheit, womit man denselben zu einer glorreichen That stempelte, eine Frechheit, die bis zur Gotteslästerung sich verstieg. Und die Rebellion gegen den Papst, kurz zuvor noch Italiens Retter und Engel, der Angriff auf einen wehrlosen Mann, welcher, abgesehen selbst von der Heiligkeit seiner Würde, durch die Wohlthaten, die er diesem Volke erzeigt hatte, unverletzlich hätte seyn müssen, wenn in diesem Volke noch Loyalität und Pflichtgefühl lebten! Man hat mir hundertmal wiederholt, die Zahl der wirklich thätigen Theilnehmer an jenem Angriff auf den quirinalischen Palast am 16. November sey verhältnißmäßig gar nicht so groß gewesen: um so größer die Schmach für alle Uebrigen, welche ihren Herrscher und Pontifex den Kugeln und der moralischen Nöthigung eines Meutererhaufens preisgaben; um so verächtlicher der Kleinmuth des römischen Adels, der großen Majorität der Bürgergarden, des Militärs, sofern es nicht zu seiner ewigen Schande am Verrath sich betheiligte. Denn es ist ein leider nicht zu leugnendes Faktum, daß nicht Einer Pius IX. beistand, daß nur Fremde ihn umgaben, mit der einzigen Ausnahme eines Mitgliedes des Rossi'schen Ministeriums, des Professors Antonio Montanari aus Bologna. Zu seiner Ehre muß es gemeldet werden.

Diejenigen, welche es gutheißen, daß der Papst die von den beiden Kammern an ihn gesandte Deputation, an deren Spitze der Senator Fürst Corsini stand, nicht zu sich ließ, pflegen die Frage aufzuwerfen: welche Garantien Pius IX. wohl gehabt haben würde, wenn er auf die an ihn gerichtete Bitte zurückzukehren eingegangen wäre? Darauf möge zur Antwort dienen, daß der Schrecken über des Papstes Flucht im ersten Augenblick in Rom so groß war, daß die Einen sich so sehr schämten, die Andern sich vor den möglichen Folgen so sehr fürchteten, daß die destructive Partei so wenig einen vollständigen Plan entworfen hatte, die Moderirten, das heißt die bei weitem größere Mehrzahl, so sehr die Legalität zu retten wünschten und, als ihnen dieß nicht mehr gelang, in ihrer Verlegenheit noch nach dem Schein derselben haschten, daß überhaupt der revolutionäre Taumel so rasch gedämpft ward, daß man sich damals jedwelche Bedingung hätte gefallen lassen. Denn allmählig erst entwickelten sich die Zustände, welche man später zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; sie entwickelten sich, weil man in Gaeta, statt die Constituirung einer möglichen Regierung zu versuchen, sich bloß in der Negative verhielt und mit dem Protestiren begnügte, ohne die namentlich in der Romagna und den Marken sehr günstige Gesinnung zu benutzen, wodurch man das Nationalgefühl für sich gewonnen hätte, statt sich, wie man es später that, an Fremde anlehnen zu müssen; weil man das Volk nicht durch Erklärungen über die Bewahrung vernünftiger Freiheit beruhigte; weil man dem revolutionären Gouvernement Zeit ließ seine Kräfte zu sammeln und zu verstärken, von allen Seiten Gleichgesinnte an sich zu ziehen, die Schwankenden durch Reaktionsgerüchte zu berücken, die Abgeneigten durch Terrorismus einzuschüchtern; weil man endlich über die große Masse eine Entmuthigung und ein Gefühl der Hülflosigkeit kommen ließ, die der guten Sache um so mehr schadeten, da man in Rom und im ganzen Staate zu argwohnen begann, es geschehe mit Absicht, um eine solche Erniedrigung herbeizuführen, daß die Bevölkerung sich später Alles gefallen lassen würde. Die Zukunft wird lehren, ob man richtig manövrirt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Cholera.

Täglich verſichern die Zeitungen nach ärztlichen Berichten, die Verheerungen der Cholera ſeyen im Abnehmen und die Zahl der Sterbefälle werde immer geringer; es iſt aber leider nichts deſto weniger wahr, daß die furchtbare Seuche nunmehr bereits 12,000 Menſchen weggerafft hat und fortwüthet, wenn auch in geringerem Maße als in den Tagen der außerordentlichen Hitze, die nun vorüber iſt. Eine melancholiſche Stimmung muß auch den heiterſten Geiſt anwandeln bei'm Anblick der vielen vorüberziehenden Leichenbegängniſſe und der langen Todtenliſten in den Zeitungen. Die meiſten Opfer dieſer fürchterlichen Seuche gehören den untern Ständen an, und haben ihr Leben in den Hoſpitälern beſchloſſen; aber es ſind doch auch manche angeſehene Perſonen vom Schauplatze der Welt verſchwunden, unter andern der Marſchall Bugeaud, ein Mann über den die Meinungen ſehr getheilt waren, und deſſen Tod von den meiſten bedauert, von den Socialiſten aber beinahe als ein freudiges Ereigniß gefeiert wurde. Freilich haben dieſe nun einen tüchtigen Feind weniger, der ſtets bereit war ihnen entgegenzutreten und ihr wüſtes Treiben zu hindern, und der dieſe Abſicht bei allen Gelegenheiten ausſprach. Der Mann hatte einige Sonderbarkeiten, und nicht alle ſeine Meinungen und Vorſchläge mögen annehmbar geweſen ſeyn, aber er gehörte zu den achtbaren Männern, welche handeln wie ſie ſprechen, und ſich nicht ſcheuen ihre Geſinnung zu jeder Zeit zu äußern, und im Nothfall auf der Stelle eine entſcheidende Maßregel zu ergreifen wiſſen. Es iſt Schade, daß man ihn nicht in Algier gelaſſen hat, wo er als Gouverneur ganz an ſeiner Stelle war, und nach den von ihm errungenen Siegen fortan als Adminiſtrator nach wichtige Dienſte hätte leiſten können. Er beſchäftigte ſich auf ſeinen Gütern viel mit Ackerbau, und da er als ernannter Herzog von Iſly ein Wappen annehmen mußte, ſetzte er bekanntlich den Wahlſpruch hinein: uratro et ense. Man hat ſeine Leiche in den unterirdiſchen Gewölben der Invalidenkirche beigeſetzt, wo ſchon mehrere Feldherrn ruhen, anſtatt das ſogenannte nun leere Pantheon dazu zu wählen, das doch beſtimmt war die irdiſchen Hüllen berühmter Männer aufzunehmen. Es iſt zu bedauern, daß ein ſo prächtiges Gebäude, das ungeheure Summen gekoſtet hat und ein ſo ſtattliches Anſehen hat, jetzt zu nichts dient, als etwa zu einer Zierde des Reviers, in dem es ſteht. Während der Reſtauration war es wenigſtens eine Kirche, wozu es auch bei ſeiner Erbauung im vorigen Jahrhundert beſtimmt worden war. Es ſteht aber neben einer alten Kirche, in der die Reliquien der heiligen Genovefa aufbewahrt und verehrt werden, und welche daher die Andächtigen anzieht, beſonders bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie eben jetzt vom Erzbiſchofe von Paris eine neuntägige Andacht ausgeſchrieben worden iſt, um die Patronin von Paris um ihre Fürſprache zur Befreiung der Stadt von der Cholera anzuflehen. So hat ſich denn die neue Kirche, obgleich ſie ganz beſonders der Verehrung der heiligen Genovefa gewidmet war, doch niemals bei den Andächtigen den Ruf erwerben können, deſſen die alte Kirche St. Etienne du Mont genießt. — Die vielen durch die Cholera verurſachten Leichenbegängniſſe geben allen Pfarrkirchen in Paris volle Beſchäftigung; faſt täglich werden Seelenmeſſen für begüterte Verſtorbene geleſen, zum Theile mit feierlichem Geſange und im Beiſeyn eines zahlreichen Clerus. Prächtige Katafalke werden errichtet, und zuweilen noch die Kirche mit ſchwarzem Tuche behangen. Der Eingang beſonders wird mit ſolchem Tuche und ſilbernen Franſen verziert. Früher wurde das Familienwappen des Verſtorbenen ausgeſtellt; ſeitdem aber alle Adelstitel abgeſchafft ſind, begnügt man ſich damit, die Anfangsbuchſtaben deſſelben in Silber auf ſchwarz geſtickt über dem Eingang der Kirche aufzuhängen. Wahrſcheinlich beſitzt man auf dieſe Weiſe das geſammte Alphabet, da man täglich dergleichen Buchſtaben braucht, zuweilen mehrere an einem Tage. Die Pächter der privilegirten Beerdigungsanſtalt müſſen in dieſem Jahre reich werden; ſie haben ſo viel zu thun, daß ſie kaum im Stande ſind allen Beſtellungen zu genügen, und eine Menge Leute als Gehülfen annehmen mußten, um alle Beſtattungen ohne Verzug vornehmen zu können. Freilich haben ſie nach ihrem Contrakte die Verpflichtung, die Armen unentgeldlich zu beſtatten, und die Erfüllung dieſer Pflicht iſt ihnen ſeit ſechs Wochen ſehr beſchwerlich; aber die ſtattlichen Leichenbegängniſſe der Reichen, deren Koſten ſich oft auf einige tauſend Francs belaufen, entſchädigen ſie reichlich dafür. Die Aerzte haben natürlich gleichfalls eine reichliche Ernte gehalten; da jedoch die Krankheit häufig ſehr kurz dauert, ſo fällt oft auch der Lohn des Arztes ſehr knapp aus. Die beſten Patienten waren für die Aerzte die, welche wieder genaſen; mit dem Geneſen ging es langſam, und hier war die ärztliche Leitung eben ſo wichtig als langwierig. An Vorſchlägen der Aerzte und der ſich für Aerzte ausgebenden zu Bekämpfung der Seuche hat es dießmal ſo wenig gefehlt als im Jahr 1832, und es kamen drolligte Gedanken zum Vorſchein. Einer ſchlug vor, man ſolle einen ganzen Tag lang auf den öffentlichen Plätzen und auf den Kays die Kanonen löſen, damit die böſe Luft, der man alles Unheil zuſchreib, dadurch zerſtreuet werde; ein anderer war der Anſicht, man müſte ſich tüchtig elektriſiren laſſen, indem Mangel an elektriſchem Stoffe in der Luft der wahre Grund des Uebels ſey; ein dritter rieth zum Verſchlucken einer tüchtigen Doſis Chinaextrakt; ein vierter empfahl das bei ihm feil ſtehende Racahout des Arabes als ein vortreffliches Heilmittel. In der ultrarepublikaniſchen Partei kam es zur Sprache, eine Bittſchrift an die Regierung zu richten, in der dieſelbe aufgefordert werden ſollte, den bekanntlich wegen revolutionärer Umtriebe zu mehrjähriger Haft verurtheilten Raſpail einſtweilen in Freiheit zu ſetzen, weil dieſer Raſpail im Beſitz einer unfehlbaren Heilmethode gegen die Cholera ſey; einige der Bittſteller waren ſogar erbötig ſtatt ſeiner ins Gefängniß zu gehen, bis er ſeine Kranken geheilt hätte. Die Heilmethode Raſpails beruht hauptſächlich auf der Anwendung des Kampfers; ſeine cigarettes de camphre haben viel Glück in der hieſigen ärztlichen Welt gemacht, und er mag damit nicht wenig Geld verdient haben, obgleich er mehrere Prozeſſe mit den Apothekern, denen er die Verfertigung ſeiner Kampfermittel anvertraut, zu führen hatte. Es ſind auch trotz ſeines Patents Nachahmungen und Verfälſchungen unter ſeinem Namen in's Publikum und in die Apotheken eingeſchmuggelt worden. Ob jene Bittſchrift wirklich unterſchrieben und eingereicht worden iſt, kann ich nicht ſagen; ſo viel iſt gewiß, daß Raſpail nicht aus der Haft gekommen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 163. Montag den 9. Juli 1849.

You have made fair hands, you, and your crafts!
You have crafted fair! You have brought
A trembling upon Rome, such as was never
So incapable of help.

Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Wer da glaubt, daß man in den Straßen Roms bis über die Mitte Januars hinaus von der Revolution viel gemerkt habe, irrt ſehr. Die Stadt, ohne Souverän noch legitime Regierung, war viel ruhiger als Florenz, wo damals zum mindeſten noch der Schein der Legalität gerettet war, obgleich man ſich bereits auch ſchon in voller Revolution befand. Nie war die äußere Ordnung in Rom beſſer gehandhabt, nie war die Sicherheit bei Nacht wie bei Tage größer. Die päpſtliche Regierung hatte von jeher nur ſehr mittelmäßigen Gehorſam erzwingen können; das proviſoriſche Gouvernement erlangte ihn dem Anſchein nach ohne große Mühe. Manche Umſtände vereinigten ſich, dieß zu bewirken. Kräftiges Auftreten und ernſtes Durchgreifen, bedeutend geſteigerte Beſchäftigung der ärmeren Klaſſen durch öffentliche Arbeiten, großartiger Verbrauch aller patriotiſchen Stichwörter nebſt häufigem Appell an die Schauluſt der Menge durch patriotiſche Feſte (ſomit das alte panem et circenses), Abſchaffung verſchiedener Taxen und Reglements, welche namentlich dem niedern Volke drückend und verhaßt waren — alles dieß trug dazu bei, die Maſſen bei guter Laune zu erhalten und ihnen zu zeigen, daß man keinen Spaß zu verſtehen geneigt war. Die faktiſche Ordnung aber machte, wenn man etwas ſchärfer zuſah, eher den Eindruck einer negativen als einer poſitiven, gleichſam als entſpränge ſie mehr aus Entkräftung, oder höchſtens aus einem matten Inſtinkt der Selbſterhaltung, denn aus irgend einem höhern Moralprinzip. Das Volk ſchien von dem Bewußtſeyn der Nothwendigkeit irgend einer conſtituirten Regierung ſo durchdrungen, daß es lieber einem illegalen Gouvernement gehorchte, als daß es ſich der Gefahr der Anarchie auch nur einen Augenblick ausgeſetzt hätte. Von dieſer Tendenz, welche, den Rechtszuſtand außer Augen laſſend, lediglich das nächſtliegende Thatſächliche beachtet, hat nur die revolutionäre Partei Vortheil zu ziehen verſtanden.

Der Unterſchied in der äußern Erſcheinung zwiſchen dem jetzigen und dem ehemaligen Rom beſtand weſentlich im Mangel an Leben. Von Fremden war gar nicht mehr die Rede. Im vorigen Winter war ihre Zahl ſchon auf ein Minimum zuſammengeſchmolzen; dießmal waren ſie, mit Ausnahme weniger engliſchen Familien, ganz ausgeblieben. Die Gaſthöfe erſten Ranges waren meiſt leer; Piazza di Spagna, einſt der Mittelpunkt der Bewegung, war verödet. Der Ruin aller, welche von der Fremdenwelt lebten, pochte laut an den Thüren; die meiſten Künſtler feierten; die Roſenkranzverkäufer, die Händler mit bronzenen Eidechſen und Diminutiv-Marc-Aurelen und Glaspaſten und all den Kleinigkeiten, für welche die neuen Ankömmlinge ihr Geld ausgeben, ſahen ihre Buden leer; zu Gunſten der brodloſen Lohndiener und Cameriert mußte man eine milde Stiftung machen. Daß die Campagna vor den Fuchsjägern Ruhe hatte, darüber tröſtete man ſich wohl am leichteſten. Wie war Alles ganz anders geworden, wenn man den Corſo entlang oder nach dem Pincio ging! Was war aus den blondlockigen Engländerinnen geworden, den eleganten Ruſſinnen? wo waren die Reihen von Equipagen hingerathen, wo die ſchönen Pferde der

Doria und Borgheſe? Daß die rothen und vergoldeten Cardinalscaroſſen bis auf ein paar verſchwunden waren, mit ihnen die meiſten Monſignori-Coupés, verſteht ſich von ſelbſt. Der Großpönitentiar, der alte Cardinal Caſtracan, und einer oder zwei andere, die ausgehalten hatten, ſuheen wohl noch zwiſchen Tag und Dunkel gen Porta Pia zu, vereinſamte Reſte einſtiger Herrlichkeit des heiligen Collegiums; dann ſah man auch von ihnen keine Spur mehr. Und von dem Train römiſcher Großen war auch nicht viel mehr zu merken. Manche hatten Rom verlaſſeu, Borgheſe, Aldobrandini, Salviati, Doria, Maſſimo-Rignano, Sforza, Serlupi, Odescalchi, Colonna-Paliano, Falconieri u. a. Die Zurückgebliebenen waren wenig ſichtbar, wenn ich den Fürſten von Canino ausnehme, dieſen Hauptanſtifter vielen Unheils. Viele große Häuſer waren ohne Bewohner, überall ſah man geſchloſſene Fenſterladen, denn von dem ganzen großen diplomatiſchen Corps war Niemand geblieben als wenige Sekretäre und Attachés; verödet ſtanden der Palazzo di Venezia, der Palazzo Colonna, der Palazzo di Spagna da, traurige Pendants zu den päpſtlichen Paläſten.

Ging man übrr den Quirinal, wie ganz verändert war Alles! Von dem großen Thore der päpſtlichen Reſidenz die buntgekleidrten Schweizer mit ihren Hellebarden verſchwunden, die man nur noch in Raffaels Fresco der Meſſe von Bolſena in den vaticaniſchen Stanzrn ſieht, von dem gegenüber liegenden Palaſt der Conſulta die Nobelgarde; öde die päpſtlichen Gemächer, wo nur der weltliche Chef der Hofhaltung, Marquis Sacchetti, und einige von der Dienerſchaft zurückgelaſſen worden, dir man dann auch austrieb, als der republikaniſche Adler über dem Thore aufgerichtet ward; ödr die Gemächer des Caedinalſtaatsſekretärs und die des vormals allmächtigen Cardinals Lambruſchini, der am Revolutionstage mit äußerſter Lebensgefahr dem hereinſtürmrnden Pöbel, als Dragoner verkleidet, und nachdem er auf der Streu liegend beinahe erkannt worden wäre, entgangen war. Im März vorigen Jahres ſah ich dieſen Platz gefüllt von der Bürgergaede und drm Volke, die dem Papſte für die Ertheilung drr Conſtitution dankten; gerade acht Monate ſpäter richteten ſie die Kanonen gegen deſſen Wohnung. Ich mußte jedesmal daran denken, wenn gleich die Dioskuren in ihrer helleniſchen Glorie vor mir ſtanden und der große Springbrunnen lieblich plätſcherte und die Wappenſchilder mich in die Zeit Pauls V. und Clemens XII. und des ſechsten und ſiebten Pius zurückverſetzten. Rom ohne Papſt! Hatte denn das Volk, wrlches theilnahmlos ſeiner Alltagsbeſchäftigung nachging, ſich dieß recht klar gemacht? Auch zur Napoleoniſchen Zeit war Rom Jahre lang ohne Papſt geweſen; abrr damals hatte fremde brutale Gewalt den milden Pius weggeführt, und das Volk hatte ihm nachgetrauert, und die Stadt hatte, ungeachtet vielſeitiger Vorſorgr und verſtändiger Maßregeln der kaiſerlichen Verwaltung über ein Drittel ihrer Einwohner verloren und neue Ruinen drohten ſich den alten beizugeſellen. Jezt hatten einen andern Pius Schuld und Undank der eigenen Bürger vertrieben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Berliner Kriegsgericht.

(Schluß.)

Aber der Ernſt der Sache — ich meine den zwiſchen den Zeilen — ward wieder ausgeglichen durch die ungemeine Unſchuld, mit welcher die Verbündeten zu Werke gegangen waren. In rinem öffentlichen Lokal, ſchon bei der Polizei verrufen als Verſammlungsplatz der Mißvergnügten, alſo gewiß beobachtet, verſammeln ſie ſich, und während des Brlagerungsſtandes, um ſich dieſen Aufruf vorzuleſen. Der Aufruf iſt von der eigenen Hand des Verfaſſers, dentlich mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen. Und ſo wenig Vorſicht haben ſir in ihrem guten Glauben an die eigrne Unverletzlichkeit gebraucht, daß ſie plötzlich von der Pokizei überfallen werden können, ein Errigniß, auf das ſie jeden Augenblick gefaßt ſeyn mußten, und nun kein anderrs Mittel wiſſen, als daß Gercke raſch die vrrfängliche Schrift in kleine Stücke zerreißt, was ihm aber nichts hilft, da der Polizeibeamte die Stücke ſofort aufleſen und ſo zuſammruſetzen kann, daß an dem verfänglichen Schreiben gar nichts fehlt. Gercke wird darauf verhaftet, in Grgenwart ſo vieler ſeiner Geſinnungsgenoſſen. Anſtatt ſich dieß eine Warnung ſeyn zu laſſen uud die Zeit ihrer Freiheit zu nützen, alles fortzuſchaffen, was ſie compromittiren könnte, ſcheinen die Andern in ihrem guten Glauben fortgeträumt zu hadrn. Als ſie ſpäter, Einer nach dem Andern, aufgehoben wurden, findet man bei ihnen Beleſe derſelben verfänglichen Art, Waffen, Munition. — Alles das könnte für mrhr gelten als für Milderungsgründe. Wer ſo naiv zu Werke geht, kann doch nicht gerade als ein gefährlicher Verſchwörer angeſrhen werden. Im Verhör wird vieles von den Angeſchuldigten abgeleugnet, wofür die Anklage die ſprechendſten Beweiſe in drr Hand hat.

Es iſt außer Zweifel, daß anderwärts, wo Belagerungszuſtände rinen tief faulen, angefreſſenen Boden veedecken und ſrine Riſſe künſtlich zuſammenhaltrn ſollen, die gegen die hirſigen Maiangeklagten vorliegenden Thatſachen genügt hätten, um auf Pulver und Blei zu erkennen. So ſchlimm ſieht es in Berlin und Preußen nicht aus; und man konnte gewiß ſeyn, daß, wie man über ein Verbrrchen gelacht hätte, das in

nichts anderem beſtanden, als etwa daß ein Dilettant im Radikalismus einen Steuve und Brentano, im Bilde nämlich, mit Lordeeren umkränzt und Wrangel im Bilde am Galgen aufgehenkt hätte, das hier vorliegende Vergehen eben nicht ſtreng gerügt woeden wäre, wäre nicht damit eine Umgehung der Vorſchriften des Belagerungszuſtandes verbunden geweſen.

Dieſe faßte man an, auf dieſes Vergehen lauteten die Strafanträge. Es iſt eben alte juriſtiſche Praeis in Preußen, aus dem Inquiſitionsprozeß ſtammend, daß, wenn eine Unterſuchung wegen eines angeſchuldigten Verbrechens eingeleitet iſt, auch im ſelben Prozeß etwa bei Gelegenheit deſſelben entdeckte anderweitige Vergehen zur Unterſuchung gezogen werden. Das Kriegsgericht ging auch auf die politiſchen Tendenzen dee Gefangenen ein, aber nicht zu ihrem Schaden, ſondern zu ihrem Vortheil. Es gewährte jedem die vollkommenſte Freiheit in freier Vertheidigung ſeine Anſichten zu entwickeln, denn in dieſen Anſichten konnten ja Deſenſionsmomente liegen. Ein anderes Gericht als ein Kriegsgericht würde die Zügel viel ſtraffer gezogen, die Schranken deengt haben. Abee es waeen gerade die beiſitzenden Offiziere, welche den Jueiſten gegenüber der freiſinnigſten Deutung der Verhaltungsregeln das Wort ſprachen. Man wollte wiſſen, daß Weangel auch darin dem Vorurtheil zu degegnen geſucht habe, daß er wiſſenſchaftlich ſehe gebildete Offiziere zum Gericht ernannte.

Gegen zehn Uhe hatten ſich, nach dem Schluß der Reden zwiſchen Anklläger und Vertheldiger, die Richter zurückgezogen, und ihre Berathung dauerte fünf Stunden. Man wae ſo geſpannt auf das Uethell, daß auch die Mehezahl dee Zuhörer auf ihren Plätzen blieb, ja ſelbſt der freie Platz voe dem Gebäude wogte von Menſchen, welche der Entſcheidung harrten. Hinter den Vorhang, wo jene Berathungen ſtattfanden, hat natürlich kein Auge und kein Ohr aus dem Pudlikum dringen können; aus der Länge der Zeit erkennt man indeſſen ſchon, wie ernſt die Richter die Sache abwogen, aus dem Strafmaß, daß die mildeee Anſicht den Sieg davon geteagen hat. Indeſſen will man wiſſen, daß es auch hier die Militärſtimmen geweſen, welche deu mildern Ausſchlag heedeigeführt. Man deachte nur das politiſche Vergehen gegen das Belageeungsgeſetz in Anſchlag, und ſtatt der angetragenen zwei Jahee Gefängniß für den Haupturhebee ward deeſelbe nue zu einem Jahr, die übrigen ſtatt zu neun oder ſechs Monaten, nur zu drei Monaten verurtheilt, und mit Anrechnung dee ſchon erlittenen Unterſuchungshaft. Drei Theilnehmer ſind ganz freigeſprochen.

Ein Moment mag in der geoßen Wagſchale mitgewogen haben, die Anſicht, daß dee Erfolg nicht auf die Rechtsanſicht drücken daef, und daß das vae victis, welches in dee Geſchichte gilt, voe dem Kriminalgeelchtshofe eines civiliſirten Staates keine Gültigkeit haben darf. War ihnen die Reichsverfaſſung auch nur ein Vorwand zu andern Zwecken, ſo dlieben dieſe andern doch nur verſchwimmende Intentionen, und die Relchsverfaſſung iſt ein Etwas, was praktiſch ſeeilich nicht zur Gültigkeit kommen darf, über deſſen zu Recht Beſtehen aber die höchſten und gelehrteſten Gerichte in geoße Zweifel geeathen könnten. Wo dle Gelehrten zweifelhaft ſind, darf gegen einen Angeklagten daraus kein Grund zur Verdammung entnommen werden. Es iſt erfreulich, daß gerade unter preußiſchen Militärs, an deren royaliſtiſcher Geſinnung Niemand zweifeln wird, dieſe Anſicht odwaltete. Demnächſt ſprach auch wohl mildernd der Umſtand mit, daß die ſtreitige Frage hiſtoriſch einen Abſchluß gewonnen hat.

Der Eindruck des ganzen Actus auf verſchiedene Zuhörer wae ein merkwürdigee. Demokratiſcherſeits ward das Kriegsgericht belobt als Folie zu unſerem Geſchwornengericht. Die Geſchwornen haben bisher nur das Verdict Schuldig gefunden, auch da wo man meinte, daß ſtudirte Richter, beſonders die jüngeren, aus Mangel an Beweis freigeſprocheu haben würden. Da die Mehrzahl dee bisher abgehandelten Prozeſſe politiſcher Natur war, hat dieß natürlich das Vorurtheil dee Demokratie gegen ein Statut ſehr erhöht, welches ſie früher als ein Palladium des Rechts angeprieſen und herbeigewünſcht, natürlich nue deßhalb, weil die Geſchwoenen von der Regierung und nur aus der Klaſſe dee wohlhabenden Bürger ernannt werden. Alſo hört man das merkwürdige Wort: liebee voe ein Keiegsgericht geſtellt werden als vor Geſchworene! Aber auch dieſes lezte Loſungswort dee Partei hat ſchon an Kraft veeloren in der allgemeinen Apathie. In dieſee zerſetzenden Atmoſphäre erliſcht jedes Feuer, alle Fahnen verlieren ihre glänzende Farbe.

Die Verhafteten ſollen mit allee Rückſicht behandelt weeden und Geneeal Wrangel ſelbſt iſt in das Gefängniß gegangen, um ihr Eſſen zu koſten. Dieß iſt bekanntlich der ſicherſte und ein wohlfeilee Weg zur Popularität.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

Der däniſche Krieg

Seit dem ſiebenten dieſes Monats tagt die Landesverſammlung wiedee im Rathhauſe der Stadt Schleswig, ſpeicht viel und intereſſant, beeathet, beſchließt und interpellirt die Miniſter übee die wichtigſten Gegenſtände; die Verhältniſſe des Landes wollen ſich aber trotz alledem nicht ändeen. Wie haben Krieg mit Dänemaek und wiſſen nicht, ob man ſich wiellich noch mit

dem Reichsfeinde ſchlägt; wir rüſten, machen Geſchütze in Maſſe mobil, ſorgen für Munition, als kämpften wir gegen Millionen, und ſchicken all dieſes Kriegsmaterial mit bedeutendem Koſtenaufwand nach Naeden, und doch fällt kaum noch ein Schuß. Wir ſind verbündet mit 80,000 Mann Reichstruppen, haben einen Reichsgeneral nebſt glänzendem Generalſtabe, der General aber gibt keine Befehle, die Soldaten müſſen ſich langweilen, werden in dem ſäuiſchen Jütland krank vor Ekel und Ungeziefer, und dürfen den Feind nicht angreifen. Ich frage: iſt das ein Zuſtand, für ein ehrliebendes Volk auf die Dauer zu ertragen? Kann das Land, können deſſen Vertreter es länger geduldig mit anſehen, daß Schleswig-Holſtein ein Spielball fürſtlicher Willkür geworden iſt? Man ſpricht von Friedensunterhandlungen, die im Gange, ja ſogar ſchon ziemlich abgeſchloſſen ſind, und doch fragt man das Land und deſſen Regierung, die Statthalterſchaft, die doch wohl am meiſten dabei betheiligt ſind, nicht einmal, ob ſie die Bedingungen des Friedens eingehen werden, eingehen können. Da heißt es in einer Zeitung: Schleswigs legislative und adminiſtrative Selbſtſtändigkeit wird gewahrt, was mit der plumpen Volksredensart „waſch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß" ziemlich gleichbedeutend iſt. Andere ſagen: Schleswig wird getheilt, die ſüdliche Hälfte bleibt bei Holſtein und reſp. Deutſchland, die nördliche fällt Dänemark zu. Kein Menſch aber fragt die Bewohner Schleswigs, ob ſie mit ſolchen Vorſchlägen einverſtanden ſind. Und doch wäre der ganzen Geſchichte ein Ende zu machen, ſchlüge man die Dänen, wo man ſie fände, beſetzte und brandſchatzte Jütland, daß den Inſeldänen angſt und bange würde, forderte ſelbſt Fünen, was am Ende nicht unter die Unmöglichkeiten gehörte. Raſche, energiſche Kriegführung würde Dänemark ſehr bald nachgiebig machen, und mit unſern Truppen, zumal mit den Schleswig-Holſteinern, von denen Bonin ſelbſt ſagt, daß er mit ihnen den Teufel aus der Hölle und die Dänen hineinjagen wolle, ließe ſich Alles ausführen. Leider wollen die Cabinette dem König von Dänemark ſo großes Herzeleid nicht zufügen und, ſagen wir es frei heraus, ein Ball, das in den Augen fürſtlicher Perſonen ein Volk von Inſurgenten iſt, nicht zu ſehr unterſtützen, um den Geiſt der Revolution nicht im Prinzip anerkennen zu müſſen. Kann man ſich unter ſolchen Verhältniſſen wundern, daß die Stimmung hier im Lande immer düſterer, dumpfer, erbitterter wird? Die Unruhigen gehen ſchon weiter, als die Regierung im Intereſſe des Landes es wünſcht, auch die Landesverſammlung, müde des Zögerns und Nichtsthuns, wird ungeduldig, und von den radikalſten ihrer Mitglieder wird die Regierung ſo hart angegriffen, daß ſelbſt hier ein Zerwürfniß zwiſchen Regierung und Volksvertretung kürzlich in Ausſicht ſtand. Was aber dann, wenn dieß geſchähe? Was würde aus Schleswig-Holſtein, im Fall die Statthalter abdicirten, das Miniſterium zurückträte? Das Land ſtünde dann am Anfang einer neuen Revolution, vor der ſein guter Genius es bewahren möge. Daß aber der Geiſt der Mäßigung das beſonnene Volk der Schleswig-Holſteiner nicht verlaſſe, dafür haben die Friedenmacher Sorge zu tragen. Auf ihre Häupter allein fallen alle Folgen zurück, die ein unwürdiger Frieden für die Herzogthümer, vielleicht für ganz Deutſchland haben würde.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Lady Bleſſington — Bauprojekte.

Auch die bekannte Lady Bleſſington iſt hier ein Opfer der Cholera geworden. Als dieſe ehemals ſo ſchöne und durch ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen und ihre Verbindungen mit Schriftſtellern, Künſtlern und Staatsmännern berühmte Engländerin vor einiger Zeit nach Paris kam, um ſich hier niederzulaſſen und ihren Salon der faſhionablen Welt zu öffnen, äußerten die Pariſer Journale, die merkwürdige Frau ſey dazu berufen, die ſo eben verſtorbene Madame Récamier, deren Verluſt ſo ſehr zu bedauern ſey, in der gebildeten Welt zu erſetzen. Das Schickſal hat es anders gewollt; kaum hatte ſich Lady Bleſſington hier häuslich eingerichtet, als ſie die Zahl der vielen ſeit zwei Monaten Heimgegangenen vermehren mußte; ſie hat Madame Récamier, deren Nachfolgerin ſie werden ſollte, kaum einen Monat überlebt. Mehrere Tageblätter nehmen von der herrſchenden Seuche Anlaß, um der Regierung die Nothwendigkeit der Erweiterung und Verbeſſerung der alten dumpfen und engen Stadtreviere aufs dringendſte vorzuſtellen. Vor einigen Tagen hat die Regierung an die Nationalverſammlung einen Geſetzvorſchlag gebracht, nach welchem dreißig Millionen zum Ausbau des Louvre und zur Verſchönerung der umliegenden Straßen verwendet werden ſollen. Ihre Abſicht dabei iſt, einigen tauſend Arbeitern Jahre lang Arbeit zu verſchaffen, auch viele Künſtler zu beſchäftigen, alle dem Staate zugehörenden Kunſtſchätze, ſo wie die große Bibliothek und das Nationalinſtitut in einem einzigen, der Größe des Staats angemeſſenen Prachtgebäude zu vereinigen, und zu gleicher Zeit die Rivoliſtraße, eine der regelmäßigſten von Paris, durch einen großen Theil der Stadt zu verlängern. Die Journale ſagen aber, ob der jetzige der rechte Zeitpunkt ſey, um ein ſo großes, längſt ſchon in Vorſchlag gebrachtes, aber ſtets liegen gebliebenes Projekt wieder aufzunehmen und mit ungeheuern Koſten in's Werk zu ſetzen; ob es nicht weit zweckmäßiger und humaner wäre, vor allem an das Nöthige zu denken, und dem Volke geſündere, bequemere und hellere Wohnungen zu verſchaffen, als die ihm in den alten Stadtrevieren zu Gebote ſtehen. Eines dieſer Tageblätter behauptet, für die dreißig Millionen, welche man zur Vollendung des Louvre und zur Verlängerung der Rivoliſtraße verlange, könnte man ein Drittheil von ganz Paris einreißen und ſchöner und geräumiger wieder aufbauen. Dieß iſt ein ſehr großer Irrthum; dreihundert Millionen würden dazu nicht hinreichen; allein das Einreißen der alten Straßen und das Wegräumen des Schuttes würde jene dreißig Millionen verſchlingen; denn die alten Gaſſen ſind beinahe noch hundert und die Häuſer ſehr hoch, wie ſie denn in Paris überhaupt ſtets ſehr hoch gebaut werden, damit der Miethzins aus den vielen Wohnungen die Koſten des theuern Grundes und Bodens wieder einbringe, nebſt einem ſchönen Profit für den Hausherrn, der von dieſem ſeinem Eigenthume lebt. Der Vorſchlag der Regierung hinſichtlich des Louvres wird in der Nationalverſammlung ſicher auf ſtarken Widerſpruch ſtoßen. In der That iſt der Zeitpunkt, wo das Gleichgewicht zwiſchen öffentlichen Einnahmen und Ausgaben ſo ſtark geſtört iſt, eben nicht geeignet zu einem ſo großartigen Unternehmen. Allein es wäre möglich, daß die Mehrzahl auf die Großartigkeit des Unternehmens und die Ausſicht, einer Menge von Familien Arbeit und Brod zu verſchaffen, das Hauptgewicht legte und die verlangten Gelder bewilligte. Gewiß wäre es aber ein eben ſo rühmliches Unternehmen, ernſtlich an den Bau von guten Wohnungen für unbemittelte Familien zu denken. Es würden dadurch gleichfalls tauſende von Arbeitern beſchäftigt werden, nur freilich keine Künſtler wie am Louvre.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 164. Dienſtag den 10. Juli 1849.

Justisne de causis eum tibi videor incolere, inhabitare, diligere secessum? — Placida omnia et quiescentia, quod ipsum salubritati regionis, ut purius coelum, ut aer liquidior, accedit.

Plinius sec.

Schloß Tegel.

Wilhelm von Humboldts Landſitz.

Die Verehrung des Ortes, an dem ein bedeutender Menſch ſein Leben zubrachte, entſteht großentheils aus unſerer eigenen Sehnſucht nach Fortdauer über die enge Grenze des Lebens hinaus und iſt ein durch alle Zeiten und durch alle Völker gehender, tief in unſerer Natur begründeter Zug. Liebende, die ihre verſchlungenen Namenszüge der Rinde eines jungen Baumes eingraben, werden dazu von derſelben Sehnſucht getrieben, welche die alten Indier und Egypter zum Erbauen ihrer rieſigen Grabmonumente veranlaßte. Und ſo mächtig iſt dieſe Sehnſucht, daß man behaupten könnte, die Natur habe dem Menſchen das Bewußtſeyn ſeiner Vergänglichkeit als eine Triebkraft gegeben, um ihn zu raſtloſem Schaffen für eine Zukunft nach ſeinem Tode anzuſpornen. Die Kunſt, welche das Bild des vergänglichen Menſchen in Farben, im Marmor oder in der Verklärung der Sprache feſtzuhalten beſtrebt iſt, die Kunſt möchte, wenn nicht ihre Entſtehung, ſo doch ihre Fortbildung zum großen Theil von unſerer Sehnſucht nach Unvergänglichkeit herzuleiten haben.

So ſehr wir uns zur Abſtraktion zu zwingen verſuchen oder vermögen, unſer Weſen verlangt unabweislich nach dem Sichtbaren. Wir wollen die Stelle durch ein Denkmal bezeichnet ſehen, wo ein wichtiges Ereigniß geſchehen, wir wollen die Handſchrift eines großen Menſchen betrachten, den Ort beſuchen, an dem er weilte. Dieſes Verlangen, das in ſeiner Uebertreibung zum Reliquien- und Wallfahrtsdienſt führte, hat eine wahre Berechtigung, ſo lange es in gewiſſen Schranken bleibt. Denn wie unſere äußere Umgebung unabläſſig auf uns einwirkt, ſo geſtalten wir ſie auch nach unſerem Bedürfen, nach unſerer Eigenthümlichkeit, und das Haus, in dem wir lange gewohnt, nimmt ſo ſicher das Gepräge unſeres Weſens an, als das Gewand die Form des Körpers, den es lang umhüllte.

In dieſem Sinne war in uns bei der Lektüre von Wilhelm v. Humboldts Briefen an ſeine Freundin Charlotte Hildebrandt der Wunſch rege geworden, ſeinen Landſitz, Schloß Tegel, zu beſuchen, auf dem der größte Theil jener Briefe geſchrieben worden iſt. Die weltabgeſchiedene Ruhe, die in denſelben herrſcht, mußte unwillkürlich die Frage hervorrufen, welche äußere Bedingungen haben hier mitgewirkt: welche Umgebungen können ſo umfrieden, daß Humboldt, zurückgezogen in ein Bereich ganz objektiver Betrachtung, durch keine äußern Eindrücke mehr in dem innern Gleichgewicht geſtört zu werden vermochte?

Er ſelbſt ſchrieb am 10. Juli 1822 an ſeine Freundin: „Ich liebe Tegel ſehr. Hier brachte ich meine Kindheit und einen Theil meiner Jugend zu. Die Gegend iſt wenigſtens die hübſcheſte um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die ſchön bepflanzt ſind, eine Ausſicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inſeln durchſchnittenen See. Um das Haus und faſt überall ſind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erſt in mäßiger Stärke ſah und die nun mit mir emporgewachſen ſind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das ſchon bald fertig iſt, und bringe auch hieher die Gemälde und Marmorſachen, die wir haben; ſo wird es ein

Digitized by Google

anmuthiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde." — Und im Jahre 1825, am Weihnachtstage: „Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben; ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel gibt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemischt habe."

Beide Schilderungen sind vollkommen bezeichnend, denn in der sandigen Ebene, welche Berlin von allen Seiten meilenweit umgibt, erscheint die Humboldtsche Besitzung so lieblich, daß man kaum glaubt sich noch in der Mark zu befinden, und das Gebäude verdient den Namen eines Schlosses nicht, wogegen es für das Muster eines behaglichen Wohnhauses gelten kann.

Zweistockig, ohne Auffahrt oder Rampe, an den Ecken mit vier thurmartig vorspringenden Flügeln versehen, liegt es an einem mit Fliederbüschen und Blumen gezierten Rasenplatze, von großen Linden- und Kastanienbäumen beschattet, friedlich und anmuthig da. Zur rechten Seite des Hauses erhebt sich der Hügelzug. Der Fuß desselben ist zu Treibhausanlagen und Weinpflanzungen verwendet, der Gipfel bewaldet und mittelst Durchhauungen zu angenehmen Spaziergängen und schönen Fernsichten benutzt. Links vom Hause führen lange schattige Alleen, an Kornfeldern und Wiesen vorüber, bis an das Ende der Hügelkette, und so weit man das Terrain von dee Höhe zu übersehen vermag, wohl auch bis zu dem Gestade des Sees, der hell und freundlich aus den grünen Ufern hervorsieht und in seinem klaren blauen Wasser die schönen Baumgruppen der kleinen Inseln wiederspiegelt. So sind durch glückliche Benutzung der gebotenen Verhältnisse hier auf einem engen Raume alle jene Elemente vereinigt, die man sonst bei Parkanlagen künstlich zusammenzubringen strebt; und bei aller Behaglichkeit eines Spazierganges in wohlgeordneten Gartenwegen ist hier dem Besitzer die Möglichkeit gegeben, die ganze Scala wohlthuender Empfindungen zu genießen, welche der Anblick des Landbaus, des Säens, Pflanzens, Keimens, Gedeihens und Erntens in der Seele des Menschen hervorruft.

Die Hauptfronte des Hauses liegt nach dem Garten hin, auf den sich die Thüre zu ebener Erde öffnet. Zu beiden Seiten derselben befinden sich zwei Nischen. Sie enthalten treffliche, in Marmor ausgeführte Kopien der Minerva Medica, des capitolinischen Fauns, der Amazone aus dem Braccio nuovo des Vatikans, und einer weiblichen antiken Gewandstatue. — Das mäßig hohe Vorhaus, weiß getüncht, wird durch zwei gemauerte Säulen, in deren Mitte altarartig ein antiker, mit Basreliefs gezierter Brunnen aufgestellt ist, gleichsam in ein Atrium verwandelt, wie sie uns in den pompejanischen Gebäuden erhalten worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsetzung.)

VII.

Am 28. Januar wurden die Namen der Mitglieder der constituirenden Versammlung für die römischen Staaten auf dem Capitol verkündigt; acht Tage darauf fand deren Eröffnung statt. Wer aus Cola di Rienzo's Leben, wie es von einem Zeitgenossen lebendig und anschaulich beschrieben worden ist, die Gaukeleien und Allegorien kennt, mit denen der „Letzte der Tribunen" die Römer des vierzehnten Jahrhunderts unterhielt und zur Thatkraft anzuregen suchte, kann sich eine ungefähre Vorstellung von den Festparaden machen, mit denen fünfhundert Jahre später die keimende republikanische Gesinnung als ächte Treibhauspflanze erwärmt und gefördert ward. Der Capitolsplatz ist in architektonischer Hinsicht gerade kein Meisterwerk, obgleich Michel Angelo Buonarroti die Hand im Spiele gehabt hat; heute war er ächt theatermäßig aufgeputzt mit einer unglaublichen Masse bunten Flitterstaats. Auf dem Thurme des Palastes des Senators wehte eine kolossale dreifarbige Fahne; die Banner der vierzehn Rione oder Bezirke Roms, die der Munizipalität, der bedeutenderen Städte des Kirchenstaats u. s. w. waren auf der den Palast krönenden Galerie ausgesteckt oder flatterten von den Dächern und Balkonen der beiden Seitenpaläste, die man nach den Conservatoren der Stadt und dem Museum benannt hat. Bis zur Spitze hinauf war die alte Senatorenburg, die schon auf so viele Stürme herabgeschaut hat und auch diesen Sturm vorübergehen sehen wird, tricolor drapirt. Verdeckt waren die großen

Wappenſchilde des Papſtes und des Senats und an ihrer Stelle las man die Inſchriften: Costituente Romana und Costituente Italiana. In einer Ellipſe um die Marc-Aurelsſtatue herum waren die Namen ſämmtlicher zur Verſammlung Gewählten in einer Einfaſſung von Lorbeerkränzen, von hölzernen Pfoſten getragen und mit dreifarbigen Zwillingsfähnchen verbrämt, zu leſen; ehe noch die patriotiſchen Abſichten der meiſt obſcuren Deputirten Thaten oder mindeſtens Worte geworden waren, hatte man ſie ſchon des Kranzes würdig erklärt. In der ehrwürdigen Senatskirche von Sta Maria Araceli wurde die h. Geiſtmeſſe geleſen; die Franziskaner, welchen das Kloſter gehört, hatten ſich geweigert, an der Function Theil zu nehmen, und ſtanden da, mit verſchränkten Armen trübſelig zuſchauend, da ſie es nicht hindern konnten und ſchlimmerer Zeiten gewärtig ſeyn mochten. Nach der Meſſe zogen die Deputirten hinab, alle mit breiten trieoloren Schärpen geſchmückt, wie denn überhaupt die Verſchwendung von Grün Weiß Roth auf's Aeußerſte getrieben war. Natürlich waren die meiſten unbekannte Perſonen; wunderte man ſich doch ſelbſt in manchen Provinzialorten darüber, daß der nach dem allgemeinen Stimmrecht als Mann des allgemeinen Vertrauens Gewählte, in den meiſten Fällen natürlich der Kandidat eines radikalen Clubs, ein ſo gar unbekanntes Individuum war. Zur Geſchichte dieſes allgemeinen Stimmrechts haben Rom und Toscana überhaupt ſchöne Beiträge geliefert. Der Zug bewegte ſich vom Capitol nach dem Corſo und dieſen entlang und endlich auf weitem Umwege nach dem Palaſt der Cancelleria. Die Geſchichte der Gründung dieſes Meiſterbaues des Bramante erinnert an einen Meuchelmord: ſein Erbauer war der Cardinal Raffael Riario, welcher im Dome zu Florenz während der Kataſtrophe der Verſchwörung der Pazzi die Meſſe las; an einen Meuchelmord erinnert ſeine jüngſte Geſchichte, denn am Aufgange der Treppe, unter der Colonnade des weltberühmten Hofes, ward Roſſi vom Dolche getroffen. Ueber die blutige Schwelle mochten wohl die meiſten dieſer Deputirten ſchreiten, ohne auch nur daran zu denken, Alle gewiß nicht, mag es auch übertrieben ſeyn, was römiſche Zeitungen einem von ihnen, und zwar einem Mitgliede der damaligen Regierung ins Geſicht ſagten: nur durch Eine Handlung in ſeinem ganzen Leben habe Pietro Sterbini ſich Anſpruch auf die Dankbarkeit des römiſchen Volkes erworben — durch den Mord Pellegrino Roſſi's.

Kaum waren die Herren verſammelt, ſo wollten Garibaldi und Canino die Republik proklamiren. Naiv meinte der Erſtere, man ſolle doch nicht viel Federleſens machen; ſie ſeyen ja zu nichts anderem gekommen! Es ging nicht durch, und die Folge war heftiger Wortwechſel und Zank in den Zeitungen. Aber der Erfolg zeigte, daß die Beiden die Tendenz richtig beurtheilt hatten, mochten ſie auch die ſogenannten parlamentariſchen Formen verletzt haben. Ihre Uhr war nur etwas zu raſch gegangen, wie die eines bekannten franzöſiſchen Marſchalls. Zur Feier des großen Tages wurden dann das Capitol und die Hauptgebäude der Stadt und der Corſo glänzend beleuchtet und die Freiheitsfortſchritte wurden mit bengaliſchem Feuer bewillkommt; ſpät in die Nacht hinein währte der offizielle Jubel, der ſich vom Morgen an in Glockengeläute und Freudenſchüſſen Luft gemacht hatte, während die Theilnahme des Publikums auf dem Gefrierpunkt ſtand wie die äußere Temperatur, was die Zeitungen, die das Factum nicht leugnen konnten, eine grave maestà nannten. Die italieniſche Phraſeologie iſt nie in Verlegenheit hinſichtlich des Ausdrucks, und wenn eine Stadt, in welcher man den wildeſten Lärm der Entrüſtung prophezeit hat, im entſcheidenden Augenblick ruhig geſchehen läßt, ſo heißt es, ſie habe ihre Meinung durch ein dignitoso silenzio ausgeſprochen. Es kommt nur darauf an, das rechte Wort zu finden.

Alles das geſchah am 5. Februar. In der Nacht vom 8. auf den 9. ward ich durch die nahe Capitolsglocke geweckt. Ein paar Minuten, und aus der ganzen Stadt ſtimmte das Geläute ein. Die armen Glocken! ſie ahnten nicht, welches Schickſal vieler von ihnen harrte. Verworrener Ruf erſcholl: Viva la Republica! Und den Reſt der ſchönſten mondhellen Nacht hindurch widerhallten Freudenſchüſſe zwiſchen Aitroms verödeten Hügeln. Morgens früh ward das Dekret der conſtituirenden Verſammlung durch den Druck verkündet: es erklärte das rechtliche wie faktiſche Aufhören der weltlichen Herrſchaft des Papſtes, deſſen volle Freiheit als geiſtlicher Herrſcher, die Einſetzung einer demokratiſchen Regierung unter dem Namen der römiſchen Republik. Und um Mittag erklang es auf dem Capitolsplatze »Allons enfans de la patrie!« und der Fahne auf dem Senatorsthurme wurde eine große rothe Mütze aufgeſetzt. Alles das machte natürlich Anſpruch auf Originalität der Erfindung. Ein paar tauſend Menſchen mochten den Platz füllen. Die conſtituirende Verſammlung, das Miniſterium an der Spitze, proklamirte die Republik. Böllerſchüſſe und Muſik und Evviva's antworteten, und das Geſchütz der Engelsburg ſtimmte ein, und die Römer waren nun Republikaner. Die Leute ſahen einander an, und der Eine lachte, der Andere ſchüttelte den Kopf, der Dritte ging ſorgenvoll nach Hauſe. An beiden Enden des Platzes waren ſogenannte Improviſatoren auf erhöhte Plätze geſtiegen, und ſchrien ſich heiſer und recitirten unter wilden Geſticulationen auswendig

Digitized by Google

gelernte miserable Verse auf Freiheit und Gleichheit, auf Alt- und Neurom, den alten und jungen Brutus, und wer weiß was sonst noch. Dem Einen erschien die Sache eine Komödie, eine Tragödie dem Andern, ein Schauspiel war sie für Alle. Die Zeitungen erzählten dann sehr viel von dem ungeheuern Enthusiasmus, welcher darin bestand, daß einige Haufen von Personen der niedrigsten Klassen, angeführt oder gedungen von Mitgliedern des allmächtigen radikalen Clubs, des Circolo popolare, mit grünen Reifern geschmückt singend die Straßen durchzogen. Rothe Mützen wurden auf dem Corso gratis vertheilt. Auf Piazza del Popolo coiffirte man den flaminischen Obelisk mit der republikanischen Devise. Abends natürlich nochmals Illumination; die Republik kostete überhaupt viel Oel und Talg.

So ging der erste Tag der jungen Freiheit zu Ende. Tags darauf begann der Fasching; manche äußerten, man habe ihn in der That um 36 Stunden anticipirt. Daß alles dieß an einem Freitag geschehen war, mochte Manchem bedenklich erscheinen. Denn tief wurzelt im Südländer das Dictum: »Giorno di Venere e di Marte nè si sposa nè si parte« — der Freitag ist ein unheilbringender Tag. Das Omen ist nur zu sehr eingetroffen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Cités ouvrières. — Bettelei. — Handwerkervereine.

Ein Herr Chabert hat einen Verein gestiftet, der zum Zwecke hat, mit einem Capital von sechs Millionen Francs, die vermittelst Aktien zusammenkommen sollen, von denen aber nach der Versicherung des Unternehmers im vorigen April bereits über ein Sechstel genommen war, sogenannte cités ouvrières zu stiften. Diese sollen aus drei Stockwerke hohen Gebäuden bestehen, die durch Höfe und Gärten von einander getrennt sind. Jedes Gebäude wird vierzig bis fünfzig Familien fassen, deren jede eine gesunde Wohnung, bestehend aus einem oder zwei Schlafzimmern und einer Küche, billiger erhält als in den alten Häusern. Heizröhren laufen durch das ganze Gebäude. Das Erdgeschoß soll zu Läden, Magazinen und Werkstätten dienen. Jede Cité wird ein Waschhaus, eine Badstube, und eine Wartanstalt für die kleinen Kinder der ihrer Arbeit in der Stadt nachgehenden Mütter enthalten, was alles im Miethzins mitbegriffen werden soll; dieser aber darf niemals erhöht werden. In jeder Cité wird ein großer geheizter Saal seyn, wo sich die Arbeiter versammeln, und wo die Meister, wenn sie Taglöhner suchen, dieselben finden und sich mit ihnen verständigen können. Wo diese cités ouvrières angelegt werden sollen, und ob man bereits ein Terrain dazu erworben hat, wird nicht gesagt, obgleich dieß ein wichtiger Punkt ist. Die Aktien sollen nicht mehr als 25 Francs betragen, so daß auch die Arbeiter sich an der Sache betheiligen können, und vier Procent tragen, nebst einem Antheil am Eigenthum und am Gewinn der Unternehmung.

Leider ist noch immer keine Aussicht zur Verbesserung des traurigen Zustandes des Handels und der Gewerbe. Wie es damit steht, sieht man am besten an den vielen geschlossenen Kaufläden, deren Inhaber den Handel aufgeben mußten, weil sie nicht mehr im Stande waren auch nur den Miethzins ihrer Boutiken aufzubringen, und unter diesen Läden sind manche, in welchen seit Anfang dieses Jahrhunderts, und vielleicht länger noch, eine und dieselbe Familie, oder doch derselbe Geschäftszweig geblüht hatte. Der Bankerotte sind unzählige; von Bettlern wird man besonders in den etwas abgelegenen Revieren und Gassen, zuweilen aber auch mitten in den öffentlichen Lustgärten angesprochen. Früher war die Polizei sehr streng hinsichtlich der Bettelei, und die Polizeidiener ergriffen ohne Barmherzigkeit die von ihnen auf der That ertappten Bettler, und die Commissärr schickten sie in die Haft, bis das Polizeigericht ein öffentliches Urtheil über sie fällte. Jetzt aber ist die Zahl der Bettler zu groß und das Elend des arbeitlosen Volkes zu augenscheinlich, als daß die Polizei alle diese Unglücklichen vor Gericht stellen könnte. Von den Associationen zwischen Gesellen oder Handwerkern haben sich einige schon wieder aufgelöst, weil jedes Mitglied wohl einen Antheil am Gewinn haben, aber nichts thun wollte, um diesen Gewinn herbeizuführen und zu vermehren, weil jeder seinem eigenen Kopf folgen wollte, ohne sich um das allgemeine Beste zu bekümmern, und weil es ihnen am nothwendigen Kapital fehlte. Dieß beweist nun freilich nichts gegen das Associationswesen überhaupt; man sieht aber daraus, daß es nicht genug ist, sich mit einander zu verbinden und keinem Meister mehr gehorchen zu wollen, und daß in Vereinen Ordnung, Sparsamkeit und Gemeingeist unerläßliche Bedingungen des Erfolges sind. Wo es aber großer Kapitalien bedarf, z. B. bei Bauunternehmungen, können Verbindungen von Arbeitern, welche dieß ihren guten Willen und ihre Handarbeit einzulegen haben, wenig gedeihen, und beim Anschlage von dergleichen Arbeiten an die wenigst fordernden ist es dem Staate nicht zu verdenken, wenn er Leute vorzieht, welche durch ihre bekannte Zahlungsfähigkeit für die Vollendung der Arbeiten bürgen. In einer der vielen kleinen Associationen, welche seit einem Jahre entstanden sind, ist sogar eines der Mitglieder mit der Kasse durchgegangen und hat dadurch seine Kameraden in große Verlegenheit gesetzt; solche Fälle werden leider noch oft vorkommen, und die Vereine werden vorsichtiger in der Aufnahme der Mitglieder werden müssen. — Immer lauter werden die Klagen der Theaterdirektionen, welche außer der Cholera und den Umtrieben der rothen Republik auch noch mit der starken Hitze zu kämpfen haben. Diese tritt freilich alle Jahre ein; aber früher entschädigte der Gewinn des Winters für den Verlust im Sommer; dieß ist jetzt nicht mehr der Fall, wenigstens nicht seit der Februarrevolution; der Verlust dauert das ganze Jahr hindurch.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 165. Mittwoch den 11. Juli 1849.

Die volle warme Menschheit, welche in den Goethe'schen Dichtungen athmet, der Genius der Humanität, der darin seine Flügel über jeder Schwachheit schüttelt, und dabei doch die strenge Rechtlichkeit, die natürliche Frömmigkeit in Bezug auf ein Höheres, welche aus ihnen spricht, alle diese Eigenschaften machen seine Dichtungen so unwiderstehlich und so einflußreich

Immermann.

Goethe im Verhältniß zu unserer Zeit.

Es ist eines der bedeutendsten Worte des Unsterblichen, dessen hundertjähreigen Geburtstag Deutschland im Laufe dieses Jahres feiert, daß der Stoff, den der wahre Dichter in sich aufzunehmen, zu bearbeiten und auszusprechen berufen ist, nichts weniger als die ganze Welt seyn soll. Im Dichter wie im Künstler ist immer der ganze Mensch zugleich wirkend, und darum offenbart sich symbolisch in ihm die Göttlichkeit seines Berufs. Die Kenntniß der Welt ist ihm angeboren; er besitzt sie schon in seinem Innern durch Anticipation. Soll ihm aber eine wahre Darstellung derselben gelingen, so muß allerdings die Erfahrung, die Erforschung der Wirklichkeit hinzutreten. Sein Bestreben muß dahin gehen, die Welt durch das Wort wiederzugeben, das ihm seyn soll, was dem Maler die Farbe. So lange der Dichter bloß seine eigenen Empfindungen offenbart, gebühret ihm dieser Name nicht. Sobald er aber die objektive Welt in ihren verschiedenartigsten Gestaltungen sich anzueignen weiß, ist er ein Dichter im wahren Sinne des Worts, und zwar ein unerschöpflicher, der immer neu seyn kann, während eine rein subjektive Natur die Gefühle ihres Innern bald erschöpft, um zuletzt in Manier unterzugehen. Darum ist auch die ächte Poesie an keine Zeit, an kein Land gebunden. Sie ist ein Gemeingut der Menschheit, die Perle der Humanität, die Blüthe und Frucht des menschlichen Geistes, bestimmt alle Völker und alle Zeiten zu erquicken, zu erfrischen. Lebendiges Gefühl der verschiedensten Zustände und die Fähigkeit es auszudrücken, das macht den Dichter. Er soll noch weiter gehen als der Geschichtsforscher und uns von der Bühne der Welt wo möglich etwas Besseres und Edleres bieten, an dem der Mensch sich laben und erheben kann. Schon Aristoteles gesteht der Poesie eine größere Wahrheit als der Geschichte zu. Mehr als der Historiker vertieft sich der Dichter in das innerste Triebwerk der menschlichen Seele. Die Begeisterung des Dichters ist die Offenbarung des Wahren, das Reinmenschliche ist der Höhepunkt der wahren Poesie, daher die Wirkung eines wahrhaft großen Dichtergeistes durchaus unberechenbar für seine wie für alle folgenden Zeiten erscheint.

Vielleicht stand Goethe, schon von seiner Mitwelt selten erkannt und noch häufiger unbegriffen, keiner Zeit entschieden ferner, als gerade der unsrigen, die unter der Maske der Freiheit, des Allgemeinwohls und der Verehrung die krasseste Selbstsucht verbirgt. Man hat sich längst gewöhnt, ihn einen nichtnationalen Dichter zu nennen, ja ihn des schrankenlosesten Egoismus zu bezüchtigen. Was Wunder! Er sah die Sachen in sich, und nicht, wie es der subjektive Deutsche zu thun pflegt, nur sich in den Sachen. Ihn kümmerte keine Partei und kein politischer Meinungskampf; er war ein Kind des Friedens und haßte alles Polemische; nie ließ er sich auf Widersprüche ein; er wußte immer klar was er wollte. Seine Zweifel behielt er für sich, suchte sie im Innern auszugleichen, und nur die aufgefundenen Resultate theilte er mit. Er arbeitete unausgesetzt an seiner eigenen Vervollkommnung und immer nur für sich selbst, nie für die Menge. Seine großen Maximen waren: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst. Haben wir nach Innen das Unsrige

Digitized by Google

gethan, ſo wird ſich das nach Außen von ſelbſt geben.“ Und: „Wir müſſen nichts ſeyn, ſondern alles werden wollen und nur ſo lange ſtille ſtehen und ruhen, als es ein müder Geiſt und Körper erfordert.“ Auf keinen paßt beſſer als auf ihn das Wort aus ſeinem Divan:

„Daß du nicht enden kannſt, das macht dich groß!“

War alſo Goethe ein ſtets Werdender, ein ſtets Neuer aus innerer Kraft, ſo mußte ihn auch das im Stillen Schaffende und Werdende am meiſten anziehen. Daher ſeine Liebe zur Natur und ihren ewigen, unveränderlichen Geſetzen; daher ſein Studium der Thierform und der Pflanzenmetamorphoſe. In der Anſchauung der Natur fand er ſymboliſch auch den Entwicklungsgang der Menſchheit ausgedrückt; daher jener bedeutſame Ausſpruch: „In hundert Jahren werden wir erſt Menſchen ſeyn!“ Hundert Jahre ſind ſeit ſeiner Geburt verfloſſen. Wie ſteht es aber mit den Fortſchritten der Humanität in unſerer dem Fortſchritt ſo eifrig huldigenden Zeit? Ach, wie weit ſind wir noch von der Erfüllung des prophetiſchen Spruches des Dichters entfernt! Den Ernſt ſeines Strebens würdigt er ſelbſt am beſten, wenn er von ſich und ſeinen Schöpfungen ſagt, daß ſie nicht populär werden können, daß ſie nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen berechnet ſeyen, die etwas Aehnliches wollen und ſuchen und in ähnlichen Richtungen begriffen ſind. Wußte doch Niemand beſſer als er, daß die Menge den Schein für die Sache nimmt und ſich ſtatt des Weſens mit dem hohlen Worte begnügt.

Ich weiß nicht, welcher bedeutende franzöſiſche Schriftſteller irgendwo ſagt: »Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.« Mit dieſem ſo wahren, in unſerer Zeit leider ganz verkannten Ausſpruch iſt ein Hauptzug in Goethes Charakter angegeben. Sein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt und es gehörte eine große Erſchütterung dazu, um ſeinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wankend zu machen. Goethe war kein Frömmler, aber wahrhaft fromm. Die Pietät ſeines Charakters, auf die ich ſchon früher (Morgenblatt Nr. 206, 28. Auguſt 1848) aufmerkſam gemacht habe, tritt in ſeinem Gemüthe überall und auf eine wahrhaft rührende Weiſe hervor. „Jede Verehrung eines würdigen Gegenſtandes iſt immer von einem religiöſen Gefühle begleitet.“ — „Alle Bildungsfähigkeit iſt auf Verehrung eines Höheren zu begründen.“ Das ſind ſeine goldenen und beſonders in unſerer Zeit nicht genug zu beherzigenden Worte. Dabei war er jeder myſtiſchen Richtung ſo entſchieden abhold, daß ihn Voſſens Streit mit Friedrich Leopold Stolberg wegen ſeines Glaubenswechſels höchſt unangenehm berührte. Der Dichter, der das Reinmenſchliche ſo hoch hielt, daß ihm Kopfhänger den Vorwurf machen, ſeine Schriften beleidigten die Moral, hat bei allem irdiſchen Sehnen und Treiben immer den Blick auf das Höchſte gerichtet, und er blieb, ſeines redlichen Strebens ſich bewußt, wegen der Zukunft völlig unbekümmert. Mußte er doch innerlich lächeln über die Aeſthetiker, die ſich abquälen, das Unausſprechliche, das wir ſchön nennen, durch einige abſtrakte Worte in einen Begriff zu verwandeln. Das Schöne blieb ihm ein Urphänomen, das zwar nie ſelber zur Erſcheinung gelangt, deſſen Abglanz aber in tauſend verſchiedenen Aeußerungen des ſchaffenden Geiſtes ſichtbar wird und überall als Aeußerung eines Göttlichen eben ſo ſymboliſch hervortritt als die Natur ſelbſt, die er als Symbol der Gottheit verehrte. Es lag in ſeiner Natur, dem Evangelium, als der göttlichen Offenbarung des höchſten Sittlichkeitsprincips, eine eben ſo anbetende Ehrfurcht zu erweiſen als der Sonne, die ebenfalls eine Offenbarung des Höchſten iſt, da wir in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes verehren.

(Fortſetzung folgt.)

Schloß Tegel.

(Fortſetzung.)

Ein paar hölzerne Bänke von antiker Form, ebenfalls weiß angeſtrichen, einige Gypsabgüſſe nach Marmorreliefs, deren Originale ſich in der Sammlung der obern Zimmer befinden, machen den ganzen Schmuck des Raumes aus und bilden doch in ihrer einfachen, aber richtigen Zuſammenſtellung ein vollkommen antikes Ganze. Alle unſere italieniſchen Erinnerungen, alle jene Stunden voll erhebender Andacht, die wir im Betrachten der Antike genoſſen, tauchten in unſern Seelen auf, und unwillkürlich mußte man an Goethes Worte denken: „Und es umfängt uns eine andre Welt.“ — Was der ſanfte Eindruck der lieblichen Gegend begonnen, den Sinn abzuziehen von dem Alltäglichen, von der Verwirrung des Kleinlichen und Gemeinen, das vollendete dieſe Vorhalle, um vorzubereiten für die Aufnahme und Betrachtung des Kunſtſchönen, welches dieſes Haus in ſeinen Mauern umſchließt.

Die Aufſeherin führte uns eine behagliche Treppe hinan, öffnete einen ziemlich großen länglichen Saal, und mit wahrer Ueberraſchung befanden wir uns den vorzüglichſten Kunſtſchätzen der Villa Ludoviſi gegenüber.

Die ſchöne Gruppe der Elektra und des Oreſt, in welcher Elektra den Oreſt wieder findet und in ſeinem Antlitz die Züge des Frühverlorenen zu entdecken ſtrebt; der ruhende Mars, mit dem Amor zu

ſeinen Füßen; der Gallier, welcher ſein in's Knie geſunkenes Weib erſticht, um es dem Feinde zu entziehen, und der unvergleichlich edle Kopf jenes, unter dem Namen der Juno Ludoviſi bekannten Junoideals, ſtehen in vollendeten Abgüſſen hier beiſammen. Der Kopf des Jupiter von Otricoli, dieſes würdige Seitenſtück der Juno Ludoviſi, der Kopf des Apoll von Belvedere und der Diana, nebſt einigen trefflichen Reliefs und Abgüſſen antiker Thierbildnerei, füllen den übrigen Raum an den Wänden. Dazwiſchen ſind zwei Säulen von Rosso antico, eine andere von Giallo antico und ein Meduſenhaupt aus Porphyr aufgeſtellt, welche das päpſtliche Wappen tragen und Geſchenke von Pius VII. ſind. — Bequeme, aber nichts weniger als prächtige Sophas und Seſſel laden zum Verweilen und gewähren, da obenein die größeren Statuen zum Drehen eingerichtet ſind, die Möglichkeit, ſie von verſchiedenen Standpunkten in angenehmer Ruhe betrachten zu können.

In einem kleinen Salon zunächſt dieſer Antikenſammlung zeigte man uns die Statue einer Waſſerſchöpferin und das liebliche Marmorſtandbild einer als Kind modellirten Humboldt'ſchen Tochter. Kleinere, weniger bedeutende Skulpturwerke finden ſich durch die ganze Reihe der gemächlichen Wohnzimmer vertheilt, in denen uns noch vorzugsweiſe zwei lebensgroße Bilder von Alexander v. Humboldt feſſelten. Sie ſind, mit Ausnahme einiger andern Porträts, die einzigen Gemälde in Tegel. — Beide Porträts A. v. Humboldts ſind ſehr ähnlich. Das eine mag vor etwa zwanzig Jahren gemalt worden ſeyn und iſt von Gerard. Das andere, von Steuben, ſtellt Humboldt in jugendlichem Mannesalter dar. In einer wilden Berggegend, deren Hintergrund von hohen, ſchneebedeckten Felswänden geſchloſſen iſt, ſizt er auf einem Steinblock, über den ſein Mantel gebreitet iſt. Er trägt die Kleidung jener Zeit, ein ſtahlfarbenes Beinkleid, Kappenſtiefeln, gelbe Weſte, braunen Rock mit gelben Knöpfen und ein ſtarkes weißes Halstuch, aus dem der hohe Hemdkragen hervorſieht. Das hellbraune, kurz geſchnittene Haar iſt reich gelockt, der runde Hut, in den helle Handſchuhe geworfen ſind, liegt neben dem Sitzenden, der mit der linken Hand ein rothes Porteſeuille auf den übereinander geſchlagenen Knien hält, während in der Rechten der Stift ruht, mit dem er eben geſchrieben hat. Ruhigen Blicks ſieht er betrachtend in die fremde, großartige Ferne hinaus, und das ernſte Auge ſcheint die Welt ſchon jezt als ein großes Ganze mit jener Klarheit zu erfaſſen, aus der ſpäter der gewaltige Gedanke des Kosmos hervorgehen ſollte.

Nachdem wir den erſten Stock durchwandert hatten, führte man uns in das Erdgeſchoß zurück, in ein unter dem Antikenſaal gelegenes Gemach, das unter dem Namen der Bibliothek Humboldts eigentliches Arbeitszimmer war. Faſt noch einmal ſo lang als breit, hat es der Thüre gegenüber zwei Fenſter, und an der langen Wand zur rechten Seite der Thüre unten ebenfalls ein Fenſter, oben den Eingang in ein Schlafkabinet. Dieſe Vertheilung der Fenſter gibt gleichmäßiges Licht durch das ganze Zimmer, welches außerdem durch die langen Wände und durch eine glatte graue Tapete von ſehr milder Farbe einen ungemein ruhigen Charakter erhält. — Zwiſchen dem Seitenfenſter und der Thüre des Schlafkabinets ſtehen die Abgüſſe der capitoliniſchen Venus und der prächtigen Venus von Milos. Ein großes Sopha nimmt den Raum ein, der ſie trennt. Ihm gegenüber, mitten im Zimmer ſteht frei der große Schreibtiſch mit einem bequemen Seſſel davor. Ein paar kleine Marmorbüſten, nebſt einem kleinen, zierlichen weiblichen Torſo auf dem Schreibtiſch mögen als Schmuck oder als Papierhalter und Briefbeſchwerer gedient haben.

Ein Stehpult und eine Bibliothek füllen die Wände. Neben den Werken der beiden Brüder und einer Auswahl gelehrter Bücher aus lebenden und todten Sprachen, finden ſich hier alle bedeutenderen Erzeugniſſe der neueſten deutſchen Literatur in ihren verſchiedenſten Richtungen. Man konnte aus dieſer Sammlung auf die allumfaſſende Theilnahme, auf das allumfaſſende Wiſſen ihres Beſitzers ſchließen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

(Fortſezung.)

Eine geiſtliche Conferenz. — Seekrieg.

Neben der Landesverſammlung hielten zwei oder drei Tage lang die Paſtoren des Landes in der Kirche des Schloſſes Gottorp eine Conferenz über Angelegenheiten der Kirche und Religion. Ob ganz Schleswig-Holſtein in dieſer Paſtorenconferenz vertreten war, weiß ich nicht, zweifle jedoch daran. Der „unwürdigen Diener des Herrn" mochten wohl über hundert anweſend ſeyn. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ſchien mir die

Mehrzahl etwas ſtark orthodox gefärbt. Der Präſident leitete die jedesmalige Sitzung durch ſalbungsvolles, überlanges Gebet ein. Was die Herren eigentlich beſchloſſen haben, läßt ſich mit Gewißheit wohl nicht angeben. Anfangs waren ſie nicht ſehr einig, ſpäter aber ward ihre Stimmung eine brüderlich einträchtigere. Im Allgemeinen ſchien man die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche anzuerkennen; nur wie eine ſolche am beſten zu bewerkſtelligen ſey, darüber war ſchwer in's Reine zu kommen. Mancher der wackern Herren belundete in ſeinen Worten, daß ihm gegenwärtig Zeit und Welt nicht mehr gefallen, was auch andern Leuten, wenn auch aus andern Gründen, häufig paſſirt. Einer meinte ſogar, Staaten und Völker wären nicht mehr chriſtlich zu nennen — ganz im Sinn des ruſſiſchen Memoire's — die Kirche und ihre Diener müßten deßhalb dahin ſtreben, die unchriſtlich gewordene Welt wieder chriſtlich zu machen, d. h. mit andern Worten, die Kirche muß den Staat in's Schlepptau nehmen, und das Dogma muß Steuermann werden. Möglich, daß der Mann ſich irren könnte, mir war es aber intereſſant zu bemerken, daß der geiſtliche Rock auf den Menſchen, der darin ſteckt, ganz eben ſo influirt, wie der Soldatenrock auf den Soldaten. Beide werden Krieger und bekommen Courage, ſich, wenn's ſeyn muß, für etwas zu ſchlagen, was ſie ſelbſt nicht faſſen. Ungeachtet des ſtark ausgeprägten prieſterlichen Chacaktees der Verſammlung entſagten die geiſtlichen Herren doch nicht allen Genüſſen der Welt. Bei einem gemeinſamen Gaſtmahle auf der Stampfmühle, einem angenehm gelegenen Vergnügungsorte nahe bei Schleswig, ließen ſie ſich's wohl ſeyn bei guter Speiſe und gutem Wein, gedachten der vergangenen Zeit, der Gegenwart und Zukunft in vielen Toaſtſprüchen, und vergaßen dabei weder des engeren noch weiteren deutſchen Vaterlandes.

Obwohl die Herzogthümer gegenwärtig ein kriegführendes Land ſind, lebt man hier doch ungleich friedlicher, als in den meiſten Staaten des nichtkriegführenden Deutſchlands. Nur an den Truppendurchzügen, an den endloſen Reihen durch's Land rollender Lieferungswagen, an Geſchütz- und Munitionstransporten bemerkt man den Krieg. Von Zeit zu Zeit läßt ſich wohl auch dumpfer Kanonendonner aus der Ferne vernehmen, was immer dann zu geſchehen pflegt, wenn die Dänen auf Alſen und am Sundewitter Strande gar zu unverſchämt werden oder wenn ſich deutſche Kanonenboote in See blicken laſſen. Die däniſche Seemacht iſt ängſtlich geworden ſeit der Niederlage bei Eckernförde. Sie hütet ſich wohl unſern Küſten auf Schußweite nahe zu kommen, verſchießt aber unnützes Pulver und Kugeln, ſobald ſich Schiffe mit der verhaßten „Inſurgentenflagge" zeigen. Vor Kurzem waren zwei unſerer Kanonenboote ſo keck, von Kiel aus in See zu gehen, ſich längs der Küſte bis an die Mündungen der Schlei mit den däniſchen Kreuzern zu ſchießen und glücklich in den Strom einzulaufen. Einige Tage ſpäter hatten die Bewohner der alten Schleiſtadt den überraſchenden Anblick, die beiden Kriegsfahrzeuge unſern der Schiffbrücke Anker werfen zu ſehen und den Sitz der Regierung mit ihren gewaltigen Vierundſechzigpfündern begrüßen zu hören. Bald wimmelte der breite Strom von einer Unzahl Kähnen, von Segel- und Ruderboten, die gefüllt mit Neugierigen die Kanonenboote umſchwärmten, deren Maſten mit einer Menge bunter Signalflaggen geſchmückt waren, über denen allen, ſchimmernd in hellem Sonnenlicht, der deutſche Kriegswimpel flatterte. Nachdem der Kriegsminiſter Jacobſen die Boote beſucht und deren Mannſchaften inſpicirt hatte, gingen ſie wieder ſchleiabwärts, um nach Kiel zurückzukehren. Sie ſcheinen den Seeweg glücklich zurückgelegt zu haben, da ſeitdem an der Schlei nichts von einer oſtwärts ſtattgehabten Kanonade verlautet hat.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Schluß.)

Theater.

Die Gemüther ſind allzu bewegt, man hat nicht Geiſtesruhe genug, um ſich mit dem Theater zu beſchäftigen, wie früher; abgeſehen davon, daß viele Familien ſo herabgekommen ſind, daß ſie für ihr Vergnügen nicht mehr ſo viel ausgeben können als ſonſt, und daß viele Reiche ſich in die Provinz zurückgezogen haben, und alſo keine Logen mehr in den Theatern miethen, worin ein Hauptgewinn der Direktionen beſtand. Die politiſchen Clubs werden nun zwar den Theatern keinen Abbruch mehr thun, denn ein Dekret der Regierung hat ſie geſchloſſen; aber die öffentlichen Verſammlungen zur Beſprechung von Wahlangelegenheiten haben ihren Fortgang und ſchaden den Theatern ſehr. Dazu kommt, daß die Sitzungen der Nationalverſammlung oft ſpät aufhören und man neugierig iſt, die Verhandlungen und Tagesbegebenheiten in den Abendzeitungen zu leſen, was ebenfalls den Theatern manchen Knaben entzieht. Endlich hat die Zahl der fremden, zum Theile reichen Familien, welche ſonſt Paris beſuchten, ſehr bedeutend abgenommen, und auch aus den Provinzen macht man jetzt nicht ſo häufige Abſtecher nach der Hauptſtadt wie ſonſt. Die Lage der zwanzig Pariſer Theater kann alſo recht wohl ſo erbärmlich ſeyn, als ſie von den Direktoren geſchildert wird. Sie fallen dem Dichter Victor Hugo, der bekanntlich auch Repräſentant iſt, dieſe ihre traurige Lage vorgeſtellt haben, mit der Bitte, ihnen Unterſtützung von der Regierung anzuwenden. Victor Hugo iſt ſelbſt dabei betheiligt; wenn ſeine Theaterſtücke wenig, aber gar nicht geſpielt werden, ſo entgeht ihm viel. Er iſt daher ſchon deßhalb ein ſehr eifriger Vertheidiger der Staatsausgaben zur Unterſtützung von Künſtlern, Gelehrten und Kunſtanſtalten. Das großartige Projekt der Vollendung des Louvre und die Vereinigung aller Kunſtſchätze in demſelben hat keinen hitzigeren Beefechter als ihn, und ſicher wird der Vorſchlag, den Theatern mit ein paar Millionen unter die Arme zu greifen, von ihm gemacht oder doch kräftig unterſtützt werden. Aber andere Staatsmänner werden hoffentlich ernſtlich die Frage erörtern, ob es nöthig und zuträglich ſey, zwanzig Theater zu unterſtützen, wenn es einmal ausgemacht iſt, daß die Hälfte jetzt hinreichen würde, um die Schauluſt der Pariſer zu befriedigen. Beſſer als die Schauſpiele ſtehen im Sommer die öffentlichen Luſtgärten, wo getanzt wird, wie jardin Mabile, in welchem alle Laretten der Straße Breda in geſchmackvollem Putze und in der Polka ſich zeigen, und das Château-rouge. In einem Luſtgarten der Champs élysées, le Chalet oder die Sennhütte belitelt, obwohl hier nichts an die Schweiz erinnert und weder Kühe noch Hirten zu ſehen ſind, führen auf einer Bühne im Freien die Truppen einiger kleinen Theater Vaudevilles auf, und hier ſind die kleinen Stücke wirklich angenehmer zu ſehen und zu hören, als in dumpfigen Schauſpielſälen. Dieſe Gärten machen alſo keine übeln Geſchäfte, trotz der harten Zeit; denn es gibt noch immer Leute, welche Beluſtigung ſuchen und gern ihr Geld hergeben, wenn ſie eine finden, die ihnen anſteht. Wichtiger für Paris iſt die gegenwärtige Ausſtellung der Induſtrieprodukte, in einem eigens dazu errichteten Gebäude der Champs élysées, und die Ausſtellung der Kunſtprodukte in den Tuilerien. Beide will ich im folgenden Briefe beſprechen.

Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 166. Donnerſtag den 12. Juli 1849.

Zu euch, ihr altheliniſchen Geſtalten,
Treibt meine Sehnſucht mich zurückzukehren.

Mein Glück mir ſtill im tiefen Buſen blühet,
Sorglos um leer verwirrtes Weltgetriebe.

Wilhelm v. Humboldt.

Schloß Tegel.

(Schluß.)

Kein moderner Zierrath, keine jener nutzloſen Spielereien, die der Luxus erfunden hat und die dem wahren Schönheitsſinn eben ſo entgegen ſind als der wirklichen Bequemlichkeit, ſtören die Harmonie dieſes Gemaches. Ruhte Humboldt von der Arbeit aus, ſah ſein Blick von den Büchern empor, ſo fiel er auf die beruhigende klaſſiſche Schönheit dieſer Venusgeſtalten, oder erquickte und erfriſchte ſich an der milden Landſchaft, die ſich nach beiden Seiten vor den Fenſtern ausbreitete.

Das Schlafzimmer iſt klein, Bett und Möbeln ſind ſehr einfach, aber es enthält das Schönſte der Humboldt'ſchen Antikenſammlung, einen weiblichen Torſo aus kariſchem Marmor, der an Zartheit und zugleich an jugendlicher Kraft in den Formen faſt alles übertrifft, was uns aus dem Alterthum erhalten worden iſt. Auch die Behandlung des Materials iſt meiſterhaft, und die Schönheit des Torſo wird noch erhöht durch die eigenthümliche bräunliche Farbe, welche der griechiſche Marmor, und nur er, durch die Länge der Zeit als neue Verſchönerung gewinnt.

Dieſen Torſo rühmt Humboldt ſelbſt in dem Brief vom 8. November 1825 als das Beſte ſeines derartigen Beſitzes. Er ſagt davon: „Ich beſitze ihn ſchon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es iſt eine der vollendetſten antiken Figuren, die ſich erhalten haben, und es gibt nicht leicht eine andere Bildſäule einen ſo reinen Begriff ſtreng weiblicher Schönheit.“ — Bei dieſer Veranlaſſung heißt es: „An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, theils Antiken in Marmor, theils Gypſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten, edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzähligemale man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken ſind, ſo viel mehr und ſo viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine beſonderen Kenntniſſe zu beſitzen, ſondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben und ſich dieſem Gefühl zu überlaſſen. Die Schönheit, welche ein Kunſtwerk beſitzt, iſt natürlich, weil es ein Kunſtwerk iſt, viel freier von Beſchränkung als die Natur; ſie entfernt alle Begierde, alle auch noch ſo leiſe und entfernterweiſe eigennützige oder ſinnliche Regung. Man will ſie nur anſehen, nur ſich mehr und mehr in ſie vertiefen, man macht keine Anſprüche an ſie; es gilt von dieſer Schönheit ganz, was Goethe ſo ſchön von den Sternen ſagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihres Lichts.“

Wir verweilten lange in dem Gemache und vermochten uns kaum davon zu trennen. So ſcheidet man ungern von einer Gegend, die in mildem Lichte uns unerwartet ihre ganze Schönheit enthüllte, ohne daß wir wiſſen, ob unſer Fuß ſie je wieder betreten, unſer Auge ſie jemals wieder erblicken werde, und

Digitized by Google

deren friedliches Bild wir festzuhalten wünschen, weil es uns wohlthuend und süß berührte. — In Zeiten wie die unsere, in denen Bürgerkrieg das Vaterland zerreißt, in denen alle Leidenschaften, nach langer Unterdrückung, plötzlich entfesselt, gewaltsam losbrechen, und wie das Meer, wenn es in wildem Sturm die schützenden Deiche durchbricht, verheerend toben, in solchen Zeiten hat ein Seelenzustand, wie er uns in Humboldts Briefen dargelegt wird, etwas Wunderbares. Wir staunen die Ruhe an, welche heiter, mit dem unwandelbaren Lächeln der alten leichtliebenden Götter über der Erde schwebt; sie rührt uns, flößt uns Achtung ein, und Alles dieses um so mehr, wenn wir selbst, von der Parteileidenschaft unserer Tage menschlich tief ergriffen, nicht einmal den Willen haben können, diese leidenschaftlose Ruhe schon jetzt für uns zu erstreben.

Aber es ist tröstlich, daß ein solcher Seelenfrieden möglich ist, man freut sich, daß man ihn nach gethaner Lebensarbeit erreichen kann, daß ein Mensch, an die Bedingungen des irdischen Daseyns gebunden, sich über diese Bedingungen zu erheben und darauf hinabzusehen vermag, wie Humboldt, in sternenklarer, braminenhafter Ruhe. Man wird still in den Räumen, welche dieser hohe, friedensvolle Geist bewohnte, man wird erhoben durch den Gedanken an ihn.

Es war Pfingsten, als wir Tegel besuchten. Der Tag war sonnig und warm gewesen. Als wir aus Humboldts Arbeitszimmer in die Vorhalle traten, deren Thüre geöffnet war, strömte der süße Duft des vollblühenden Flieders uns entgegen, der in den letzten warmen Strahlen der untergehenden Sonne in reichem violettem Roth erglänzte. Wir sahen empor und unser Auge fiel auf eine graue Marmorsäule, welche dem Hause gegenüber, am Ende des Gartens errichtet, ein Standbild der Hoffnung auf ihrer Spitze trägt. — Diese Säule erhebt sich über dem Grabe, in dem jetzt auch Humboldt an der Seite seiner vor ihm gestorbenen Gattin ruht. Ihr hatte er dieses von blühenden Sträuchern umgebene Denkmal errichtet, um den Tod, diese Vollendung des Lebens, noch in demselben Sinne zu verschönen, in dem er das Leben zu verschönen und zu genießen für eine Aufgabe und für die Pflicht des Menschen hielt.

Das ist Tegel. Und mit Goethe darf man an dieser Stelle sagen:

„Die Stätte, die ein edler Mensch betrat,
Ist eingeweiht!"

Viele mögen, von gleichem Wunsche getrieben wie wir, diesen schönen stillen Wohnort Humboldts besucht haben; denen, welchen es nicht vergönnt ist, möge die Schilderung eine willkommene seyn und ihnen einen milden Eindruck hinterlassen, wenn er auch nicht so tief zu seyn vermag, als wir selbst ihn dort empfangen.

Fanny Lewald.

Goethe im Verhältniß zu unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Diese stete Entfaltung und Vervollkommnung seiner geistigen Kräfte, welcher er seine irdische Laufbahn gewidmet, blieb ihm auch die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer des menschlichen Geistes. Ohne sich auf das unnütze Für und Wider über die Unsterblichkeit der Seele einzulassen, ließ ihn der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn er hegte die feste Ueberzeugung, daß der menschliche Geist, als ein Wesen ganz unzerstörbarer Natur, ein ewig fortschreitender und der Sonne vergleichbar sey, die zwar unsern irdischen Augen entschwindet, aber dennoch ewig fortleuchtet. Des Dichters Glückseligkeit beruhte schon hienieden auf der festen Ueberzeugung, daß sich alles der Vorsorge eines weisen Gottes zu erfreuen habe. Daher jene bedeutungsvolle Strophe in seinem „Vermächtniß," die der Andacht wie des Gottvertrauens Höchstes in sich schließt:

„Kein Wesen kann in sich verfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt!"

Als in Frankreich die Staatsumwälzung begann, welche auf die Umgestaltung Europas einen so entscheidenden Einfluß äußern sollte, war Goethe schon ein gereifter, mit sich fertiger, in sich abgeschlossener Charakter. Daß er die Wichtigkeit der Zeit erkannte, beweist sein Ausspruch bei Valmy: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen." Wie aber sein prophetischer Sinn im glücklichen Widerstand der Franzosen und in Kellermanns und Dümouriez strategischen Talenten eine Befestigung der republikanischen Zustände erblickte, so konnten ihn, der ein- für allemal am Bestehenden festhielt, die unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände, die sich schon damals dem Vaterlande mitzutheilen drohten, nur mit Angst und Grauen vor der nächsten Zukunft erfüllen. Hatte er doch der Verfassung, der Bildung und Richtung des Bestehenden zum Sinnigen und Verständigen das Streben eines Menschenlebens gewidmet; und mit der Wahrheit, die ihm eigen, konnte und wollte er diese

Geſinnung nicht vrehehken. Seine Natur konnte die unausbleibliche Zeeelſſenheit ſolchee in Gährung begriffenen Ekemente nicht erteagrn. Vor der Geſetzloſigkeit jener aufgewühltrn Zuſtände flüchtete er ſich zu den ſtillen und ewigen Geſetzen der Natur. Hier beim Studium dee menſchlichen Foem, beim Auffinden eines Typus füe das Thieeeeich, beim ſtillen Entwickfungsgange der Vegetation teifft feine ruhige, beobachtendr Natur auf leinen ſtöeenden Eindeuck, auf keine ſinnvrrwlreende Wideeſprüche. „Aus einem quäleriſchen, düſtern Seelenzuſtande eettet man ſich nue durch Natuebrſchauung. Die Richtung geiſtiger Keäfte auf wirkliche, wahrhafte Erſcheinungen veeſchafft nach und nach die größte Klaeheit und Beleheung."

Die Feeiheit, wie er ſie von dee jungen Zeit veeſtanden ſah, wae die ſeine nicht.

„Nur das Geſetz kann und die wahre Freiheit geben!"

Das ſind ſeine Wortr. Wenn Frrihrit des Menſchen überhaupt nur das Veemögen iſt, ſich pſychiſch nach Veenunftgründen ſelbſt beſtimmen zu können, wie konnte er die lichte, ach, ſo oft eeſtrebte und immer von Neuem verkannte Göttin da ſuchen, wo ihm in Fokge wüſtre Geſrtkoſigkeit nue anaechiſche Zuſtände und Auflöſung aller ſtaatlichen und geſellſchaftkichen Zuſtände entgegenſtarrten? In dieſer Zeit entwickelt ſich in ſeinem Seekenleben jener rührendr Zug von Entſagung, der bei ihm inſofrrn zue edlen und ſeeiwilligen Srlbſtbeſchränkung wied, als ee alles, was auf ſeine innere Entwicklung ſtörend einwieken könnte, beharrlich von ſich ausſchließt. Am eeſten, freieſten und liebſten geſtand ee es, ein Menſch zu ſeyn. Wie die moealiſche, ſah er die politiſche Welt ſo untergraben, daß es ihn nicht wundrete, wenn hier einmal der Boden einſtürzte, dort einmal Rauch aufging und iegendwo in der Tiefe ſich frktſame Stimmen veenehmen ließen, die dem Ahnenden den Ausruf entkockten:

„Der Alte ſchlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menſchen ſind,
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulkanen!"

Seine objektive, alles ſich aneignendr, alles in ſich aufnehmende Tendrnz ſtand mit dee zunehmenden ſubjrktiven Richtung unſerer Tage im geelſten Widerſpeuche. Wie ſehe verſtand er ſeine Zeit und die unſere, wenn ee ſchmeezkich auseuft: „Das Ungkück im Staate iſt, daß Nirmand gehorchen, ieben, genießen, daß Jeder regieren will. Es iſt kein Enſt füe das Ganze da, kein Sinn, dee dem Ganzen ſich opfern möchte. Jrder teachtet nur ſein eigenes Sekbſt bemeeklich zu machen und es voe dee Wekt zue mögkichſten Anſchauung zu beingen. Uebrall iſt es nur das Jndividuum, das ſich zeigen will; von großartiger Entſagung, hingebender Seibſtveekeugnung nirgends eine Spue." — Mit Rieſenſcheitten iſt ſeit ſeinem Tode dieſe Subjektivität, die ſich damals noch nicht ſo offen zeigte wie jezt, auf der Wekbühne foetgegangen. Jhr ausſchkießlichee Kuktus deoht alles Poſitive in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft zu veenichten und überall nur bodenkoſe Negation zu ſetzen. An der Stelle von Sitte, Erkenntniß und feſter Form ſehen wir nue willküeliche Anſichten, Haſchen nach pikantee Originakität und foem- und farbkoſen Skepticismus. Auf dee Rednerbühne ſucht Jeder nur ſeine individurllr Anſicht geltend zu machen. Maßloſe Leidrnſchaft verbindet ſich hiee mit kraffrm Egoismus, um das ſteahlrndr Licht dee Waheeit in den trübſten Peismen dee Sondeeintereſſrn zu entſtellen. Schon von der eeſten franzöſiſchen Nationalveeſammkung urtheikte Goethe mit faſt krankhaftem Widerwillen, es ſey unmögkich, daß von einee Geſellſchaft von ſechshundert Menſchen ein vernünftiges Reſuktat erzielt weeden könne. Und ruft nicht Schiller in ſeinem Demeteius in gleicher Anſicht aus:

„Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Der Wollmarkt.

In den Straßen Berlins zeigten ſich kürzlich wieder Geſtalten, die ihm nicht angehörten und doch keine Baſſermann'ſchen waren. Von Demokraten und Konſervativen wurden ſie gern geſehen, von den leztern freudig begrüßt als Vorboten einer beſſeren Zeit. Und doch beachten dieſe Fremden treffliches Material zum Barrikadenbau; auf Wagen mit vier bis ſechs Pferden beſpannt, keuchend unter der Wucht der Ladung, brachten ſie — rieſige Wollſäcke. Aber daß ſie dieſe brachten, zeigt, daß ſie ziemlich ſicher waren, es würden keine Barrikaden gebaut von ihrem Eigenthum, es würde ihre Waare ihrer friedlichen Beſtimmung nicht

entzogen werden. Im vorigen Jahre kamen diese Fremden nicht, wie auch die Stadtbehörde sie dazu aufforderte, ihnen Schutz und Sicherheit versprach. Sie trauten dem Frieden nicht, der hier zuweilen auf Stunden, auch Tage herrschte; sie behielten ihre Waare auf ihrem Hofe, sie ließen sie von den wenigen, die ihrer begehrten, bei sich aufsuchen und begnügten sich mit dem geringen Preise, den diese bezahlen konnten. Deßwegen aber fand keiner der vielen Thaler, die sonst vom Gelöse der Waaren dem Stapelplatz erselben, der Residenz, zuflossen, hieher seinen Weg. Die Ladenhüter in Putz- und Modemagazinen blieben unverkauft, italienische Nächte, Maskenbälle und Illuminationen in den Vauxhalls blieben unveranstaltet. Die sie bezahlen, die das darauf verwendete Kapital verinteressiren sollten, waren ausgeblieben. Der Berliner aber hätte nicht daran gedacht, selbst in Armidens Zaubergärten Nächte zu durchwachen, mußte er es doch oft genug, wenn der Generalmarsch durch die Straßen rasselte oder das souveräne Volk sie in tugendhafter Entrüstung durchtobte. Dieses Jahr aber, unter dem, wie behauptet wird, alles lähmenden Druck des Belagerungszustandes, ist ein Wollmarkt hier abgehalten worden. Käufer und Verkäufer sind gekommen; diese brachten Waare und jene haben sie bezahlt, und gut bezahlt. Es hat schon etwas auf sich, wenn nur in einem einzigen Zweige des Verkehrs acht bis zehn Millionen Thaler mehr oder weniger umgesetzt werden. So viel betrug nach amtlichen Ermittelungen das Weniger im vorigen Jahre gegen den Betrag im nächstvorhergehenden, und auf so viel mag das Mehr in diesem gegen das Weniger im vorigen sich belaufen. Das Resultat des Marktes ist also ein erfreuliches, um so mehr als sich der Verkehr wegen der Versperrung des Seeweges fast gänzlich auf das Inland beschränken mußte. Es war der wirkliche Bedarf und der Wunsch das Geld wieder arbeiten zu lassen, was die Kauflust anfachte und rege erhielt. — An solchen, wenn auch nur vereinzelten Zeichen des wieder aufkeimenden öffentlichen Vertrauens wird sich jeder erfreuen, der es wirklich gut meint mit dem wahren Wohle des Volkes. Können alle die hohlen Deklamationen derjenigen, die dieses Wohl allein im Auge zu haben vorgaben, dem Volke das ersetzen, was das öffentliche Vertrauen mit sich nahm, als es vor dem Toben wahnwitziger Thoren sich in die dunkelsten Winkel barg, aus denen es hervorzulocken so schwer gelingt, und denen, die es fliehen machten, am allerwenigsten? Das öffentliche Vertrauen, durch einen Hauch verscheucht, läßt sich doch nur durch schwere Mühen, durch jahrelanges Buhlen um seine Gunst zur Wiederkehr bewegen. Und wenn es beginnt seine Schwingen zu regen, die ersten schwachen Flüge zu versuchen, die es in die Heimath zurückführen sollen, so dürfen wir auch diese schon mit Freuden begrüßen. Mit dem Vertrauen kehrt der alles belebende Handel wieder; das Geld, müssig, vergeaben liegend in Kellern, eingenäht in Gürtel und Kleidungsstücke, wird wieder hervorgeholt; die in verborgener Heimlichkeit, vielleicht mit zitternder Hand gefertigten Räthe werden aufgetrennt, das Gold lacht wieder dem Tageslicht entgegen, es strömt in die Adern des Verkehrs, und tausende von fleißigen Händen, die müssig waren oder ungewohnte und darum unlohnende Arbeit verrichten mußten, werden derjenigen zurückgegeben, in der sie zu schaffen wissen. Darum haben wir Ursache zu wahrer, inniger Herzensfreude, selbst wenn nur schwache Spuren sich zeigen von dem, dessen Wiedergeburt so segensreiche Folgen herbeiführt. Denn fast alle andern Zweige des Verkehrs liegen noch ganz darnieder, und darunter solche, welche die meisten Hände beschäftigen. So sämmtliche Baugewerke. Die Regierung thut das Mögliche, um Arbeit zu schaffen, aber sie kann nicht alles thun; dazu müßten die Kriegsrüstungen sie nicht eines großen Theils der vorhandenen Mittel berauben. So lange der Privatmann nicht daran denkt zu bauen, so lange wird der Maurer, der Zimmermann noch immer zum Karren, zum Spaten greifen müssen, ein kümmerliches Daseyn zu fristen, und der Privatmann wird vor der Hand nicht an's Bauen denken, denn das Bedürfniß ist nicht da. Berlins Einwohnerzahl hat sich im vorigen Jahre vermindert, anstatt vermehrt, worauf gerechnet und wofür gesorgt war. Deßwegen die Ruinen der unvollendeten Häuser in den Umgebungen der Stadt, willkommene und gesuchte Herbergen für alles obdachlose Gesindel, von dem ganze Nester ausgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Von der Schlei, Juni.

(Schluß.)

Notaefegen.

Ueber den heurigen Sommer klagen selbst die Eingebornen des Landes und bezeichnen ihn als einen abnormen. Die Temperatur hat sich während des ganzen Juni mit Ausnahme nur weniger Tage des Morgens selten über fünf bis sechs Grad Reaumur, Mittags gewöhnlich nicht über zehn bis zwölf Grad erhoben, und sank des Nachts mehrmals so tief unter Null, daß es wiederholt fror, und namentlich der Buchweizen auf frei gelegenen Koppeln durch so ungewöhnlich starken Frost beträchtlich litt. Selbst der Roggenblüthe sollen die kalten Nächte geschadet haben. Von dieser Unannehmlichkeit abgesehen, gehört das gegenwärtige Jahr seiner Fruchtbarkeit wegen selbst in hiesiger Gegend zu den ganz außerordentlichen. Die Erde bringt Alles in Ueberfluß hervor, und treten nicht außergewöhnliche Naturereignisse ein, so wird die Ernte in allen Produkten eine überaus gesegnete und reichhaltige werden. Das Gras steht so hoch und dicht, daß der Mäher kaum im Stande ist es abzumähen. Nie in meinem Leben habe ich solche Massen Heu von einem einzigen Wiesenplane fortschaffen sehen. Mit diesem enormen Grauwuchse steht denn auch der Milchertrag der Kühe, die Tag und Nacht in den umfriedeten Koppeln weiden, in entsprechendem Verhältnisse. Hiesige Landleute, doch gewiß an reiche Ergiebigkeit gewöhnt, wundern sich noch über die Erfahrungen, die sie heuer machen; denn es kommt vor, daß eine einzige Kuh, die in andern Jahren um diese Zeit fünfzehn bis sechzehn Kannen Milch täglich zu geben pflegte, deren heuer zwanzig bis dreiundzwanzig Kannen gibt. Bei solchem Naturfegen ist es denn nicht zu verwundern, wenn auch die Butter auf einen unerhört niedrigen, im Innern Deutschlands nicht gekannten Preis herabsinkt; sie wird schon seit geraumer Zeit hier mit vier Schilling die Kanne bezahlt. Auch in den Gewächsen gibt sich die ungewöhnliche Fruchtbarkeit dieses Sommers zu erkennen. Des hohen und starken Grauwuchses, den man Grauwald nennen könnte, habe ich schon gedacht, aber auch andere Pflanzen gedeihen merkwürdig und erreichen bisweilen eine wunderbare, ja unglaubliche Größe. So fand man z. B. in voriger Woche dicht bei Schleswig (auf der Stampfmühle) einen Bovist, der die enorme Größe eines umfangreichen Kürbis hatte und etwas über sechs und ein halb Pfund wog. Ich würde an der Wahrheit zweifeln, hätte ich dieses Riesenschwammgewächs nicht mit eigenen Augen gesehen. Schade, daß man das seltene, in solcher Größe vielleicht einzige Gewächs nicht einem Naturalienkabinet zur Aufbewahrung überliefert, sondern es achtlos vernichtet hat, nachdem man sich von dessen Nichtgenießbarkeit überzeugt hatte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARY

3 6105 014 930 239

AP
30
M65
[redacted]
v 43
nos 1-166
Jan-Jul. 1c
1849

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.